









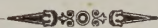
# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Begründet

von

**E. W. Hengstenberg,**

weil. Professor und Dr. der Theol. zu Berlin.



Herausgegeben

von

**L. H. Tauscher,**

Pastor an St. Lucas und Superintendent a. D. zu Berlin.

88

Achtundachtzigster Band.

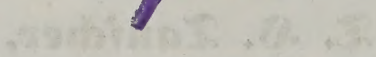
Januar bis Juni 1871.



Berlin.

Crowisch & Sohn.







# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 4. Januar.

N<sup>o</sup> 1.

## Vorwort.

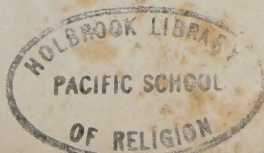
Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! — Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die so ihn fürchten. Er neiget sein Ohr zu dem Flehen der Bußfertigen. Ehe sie rufen, antwortet er, wenn sie noch reden, höret er. — Der Herr ist der rechte Kriegsmann, Herr ist sein Name. Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er gedenket der Barmherzigkeit, daß er uns errette von unsern Feinden und von der Hand aller, die uns hassen. Daß wir, erlöset aus der Hand unserer Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist. Er wird die zerfallene Hütte wieder aufrichten und Zion wieder bauen. Dasselbst werden die Elenden seines Volkes Zuflucht haben; denn der Herr wohnet zu Zion und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen. — Der Herr wird König sein immer und ewiglich. Er hat seinen Thron im Himmel bereitet und sein Reich herrschet über Alles. Er wohnet in der Höhe und im Heiligthume und bei denen, so zerschlagenen und demüthigen Geistes sind. Lobset, lobset Gott, lobset unserm Könige! Denn er ist würdig zu nehmen Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

„Dieweil Mose seine Hände emporhielt, siegete Israel“ — mit diesem Worte aus 2 Mos. 14 schlossen wir das Vorwort des verfloffenen Jahres. Wer hätte damals ahnen können, daß wir in solcher Weise aufgefordert werden würden, unsere Hände aufzuheben, daß wir am Ende des Jahres für solche Siege danken würden. Wie es zumeist unseren Feldherren erging, daß sie nach gewonnener Schlacht erst nach und nach die Resultate ihres Sieges übersehen konnten, so geht es uns noch heut, wenn wir die großen Ereignisse des verfloffenen Jahres in der Erinnerung an uns vorüber gehen lassen. Wer vermöchte zu sagen, wie weit nach allen Richtungen hin sich die Folgen dieser Siege erstrecken werden! Eins aber wissen wir: der

Sieg wird Segen sein, wenn wir nicht müde werden, unsere Hände aufzuheben.

Das Wort unseres theuren Königs beim Abschiede von Berlin am letzten Juli zu den Ministern gesprochen, „es werde vor Allem ihre Aufgabe sein, diesen einmüthigen Geist (patriotischer Begeisterung seines Volkes) auch ferner zu fördern, besonders auch in Tagen, wo etwa, was Gott verhüten wolle, auch ungünstige Nachrichten eintreffen sollten“, gab der Besorgniß Ausdruck, welche sich allgemein in den Herzen mit der zuversichtlichen Hoffnung auf endlichen Sieg verband. Darum sind auch unsere deutschen Heere wohl mit getrostem Muth, aber nicht mit französischem Uebermuth ins Feld gezogen. Und nun beim Rückblick haben wir auch nicht einen Tag zu verzeichnen, da jene Besorgniß sich erfüllt hätte. An jedem entscheidenden Wendepunkte im Verlauf dieses Krieges steht ein Eben Ezer ausgerichtet: Bis hierher hat der Herr geholfen. Mit um so tieferer Beschämung und innigerem Danke müssen wir die Gnade unseres Gottes preisen, der von Anfang an und Schritt für Schritt unsere Waffen so wunderbar gesegnet.

Daß ein Krieg mit Frankreich früher oder später unabwendbar sein werde, wurde fast allgemein angenommen. Wir kannten den Ehrgeiz des französischen Volkes und wußten, daß das Kaiserthum gar leicht zu seiner eigenen Sicherung einmal des Krieges bedürfen könne. Nur die Weisheit und Mäßigung unseres theuren Königs hat seinen Ausbruch mehrmals verhütet. Daß er endlich aber in der Weise, wie es geschehen ist, herbeigeführt wurde, ist das Erste, wofür wir zu danken haben. Denn es ist etwas Köstliches um ein gut Gewissen vor Gott und Menschen. Eine gerechte Sache, die das Licht der Sonne nicht zu scheuen braucht, giebt einen getrostten Muth und ein fröhlich Herz. Daß Deutschlands Fürsten und Völker vor menschlichem Urtheile sich unschuldig wußten an dem Blute, das vergossen werden sollte, hielt ihnen den Zugang offen zum Gnaden throne Gottes. Die unerhörte Fribolität, mit welcher dieser Krieg von unseren Feinden provocirt wurde, ließ über die Frage, auf wessen Seite das Recht, auf wessen das Unrecht liege, keinen Augenblick auch nur den mindesten Zweifel zu. Das ist die Wurzel, aus welcher Deutschlands Lorbeer 1870 entsprossen ist. So konnte unser König sein Volk zu einem Landesbettege aufordern mit der Erklärung: „Es ist mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß ich dazu in keiner Weise





Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß.“ Ähnlich sagt die Thronrede vor dem Reichstage des norddeutschen Bundes am Todestage der Königin Louise, an welchem die Ueberreichung der französischen Kriegserklärung erfolgte: „Die verblindeten Regierungen, wie Ich Selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. . . . Jemehr die verblindeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns . . . an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes.“

Welch ein widerwärtiges Bild gewähren dieser Ruhe eines guten Gewissens gegenüber die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers zu Paris in jenen Julitagen! Preußens Demüthigung um jeden Preis war das Ziel. Die Frage nach den zureichenden Gründen, um das Glück zweier Völker aufs Spiel zu setzen, hätte ernüchtern können. So trieb die Regierung mit Hast und Lüge zum Kriege, und das Volk, dessen schlimmste Leidenschaft man auf jede Weise wachgerufen, kam in seinem Rausch ihrem ehrgeizigen Verlangen entgegen. Ohne die Acten auch nur gesehen zu haben, votirten Frankreichs Vertreter den kaiserlichen Wünschen entsprechend den Krieg, für dessen Jammer das unglückliche Land nun gern den Kaiser und seine Regierung allein verantwortlich machen möchte.

Damals wurde es von allen europäischen Regierungen und Völkern anerkannt, daß Frankreich den Krieg provoziert, daß es Deutschland „das Schwert in die Hand gezwungen“ habe. Freilich konnte damals niemand erwarten, daß dieser Krieg Deutschlands gegen die erste Militärmacht der Welt zu einem solchen Siegeszuge unserer Heere werden würde. Jetzt, nach wenigen Monaten schon, weckt Deutschlands Sieg die Eifersucht. Jetzt schon will man vergessen, was man damals anerkannt und ausgesprochen. Vom Auslande her, namentlich aus Belgien und der Schweiz, wird uns selbst von Lesern der *Ev. R. Z.* zugerufen: ihr Christenleute in Deutschland, zumal in Preußen, ihr müßt doch erkennen, daß dieser Krieg durch Preußens Siege 1866 provoziert, also Frankreich im Recht und Deutschland im Unrecht ist. Ihr müßtet anerkennen, daß ihr diesen Krieg als ein wohlverdientes Gericht Gottes anzusehen und daher kein Recht habt, Friedensbedingungen zu stellen, welche für die große französische Nation demüthigend sind. — Nun wohl, auf dieses gerechte Gericht Gottes berufen auch wir uns und stellen das Urtheil über die Frage nach dem Recht und Unrecht in diesem Kriege getrost der Zukunft anheim. Frankreich hatte uns einst Elsaß und Lothringen geraubt. Deutschland hätte nie daran

gedacht, zu ihrer Wiedererlangung einen Eroberungskrieg zu beginnen. Jetzt aber wollte Frankreich seine Grenzen tiefer nach Deutschland hineinschieben. Dafür hat Gott dasselbe gezüchtigt und uns das einst geraubte Land wiedergegeben. Wir können es nicht wünschen, daß die Republik an der Seine in gewohnter Ländergier sich dafür schadlos halten und etwa Belgien und die französische Schweiz annectiren möge. Wenn es aber geschähe, dann würden unsere dortigen Freunde sich in unsere Lage hineinsetzen lernen und in ihrem Urtheile über den gegenwärtigen Krieg sehr bald mit uns einig sein. Die Behauptung, daß Preußen durch den Krieg von 1866 Frankreich zum gegenwärtigen Kriege provoziert, zeigt nur, in wie hohem Grade es französischer Annahme bereits gelungen ist, das allgemeine Urtheil zu verwirren und für den Anspruch einer Suprematie über alle Fürsten und Völker Europas Anerkennung zu gewinnen. Mögen Andere vor diesem modernen Bösen sich noch beugen — für uns liegt er jetzt am Boden in Stücke zerfallen — ein Dagon-Bild, 1 Sam. 5. Wir haben dasselbe geistig wieder auf seinen Thron setzen helfen. Vielleicht ist dafür dieser Krieg unsere Züchtigung, damit wir uns dieser Schuld nicht wieder theilhaftig machen. Gott sei Dank, daß Deutschland aus der schimpflichen Lage heraus ist, von seinem Erbfeinde Weisung annehmen zu müssen, wie weit seine Stämme sich einigen dürfen. Ein einziges Deutschland, das ist seit langer Zeit unser Wunsch gewesen. Frankreichs Loosung aber war der Rhein. Deutschland hat niemals in solcher Weise etwa Elsaß und Lothringen zum Stichwort und zum Ziel seiner Wünsche gemacht. Erst nachdem Gott der Herr das alte deutsche Land uns durch unsere Siege wieder in die Hand gegeben und nachdem Frankreichs frevelhafter Friedensbruch uns zu den schwersten Opfern gezwungen, ist während dieses Krieges der Gedanke erwacht und Deutschland eins geworden, das jetzt mit dem Blute seiner Söhne aufs Neue getränkte Land, soweit es deutsch spricht, oder zur Sicherung unserer Grenze nöthig ist, nicht wieder aus der Hand zu geben. Wer hier von Frankreichs gerechter Sache und Preussischer Ländergier will reden — nun, habeat sibi. Aber die Wahrheit ist nicht in ihm.

Die Rücksicht, daß Frankreichs Empfindlichkeit gereizt sein möchte, war es wahrlich nicht, was es dem seligen Hengstenberg so schwer machte, sich im Vorwort 1867 über den Krieg von 1866 zu äußern. Sondern das war es, daß damals über Preußens Siegen anderen deutschen Stämmen das Herz blutete, daß die Frage, deren endgültige Entscheidung Oesterreichs un-deutsche Politik nothwendig machte, wo der Schwerpunkt Deutschlands liege, ob in Wien oder in Berlin? nicht anders zum Austrag kommen konnte, als daß Deutschland sich selbst tiefe Wunden schlug. Jetzt ist die Frage beantwortet, ob Europas Fürsten für die Angelegenheiten ihrer Länder von Frankreichs Thron ihre Weisung zu empfangen und alle Völker vor französischer Eitelkeit und Annahme sich zu beugen haben? Und die Entscheidung der Alternative, ob Germanenthum oder Romanenthum? bereitet uns jenen Schmerz nicht, der sich in unsere Sie-



gesfreude im J. 1866 mischte. Wir beklagen die Kurzsichtigkeit, die es bedauern kann, wenn jener vulkanische Herd erlischt, von welchem immer wieder durch alle Länder jene Erschütterungen ausgingen, die den Frieden Europas störten. Wir verstehen diese Klage wohl, wenn sie aus dem Munde der vaterlandslosen Socialdemokratie oder der Genfer Friedenspropaganda kommt. Wir verstehen sie aber nicht aus christlichem Munde. Wir bitten Gott, daß er durch diesen Krieg eine Quelle verschließen wolle, aus der nur Gift und Zwietracht floss. Wir danken ihm, daß er so weit geholfen, und freuen uns zugleich seiner Fügung, daß unsere Feinde in ihrer Verblendung und ihrem Uebermuth die Entscheidung jener Alternative, die über kurz oder lang doch einmal gefunden werden mußte, selbst provoziert haben. So weisen wir die Verdächtigung und Entstellung der Thatsachen, daß Deutschland oder Preußen diesen Krieg herbeigeführt, mit aller Entschiedenheit und gutem Gewissen zurück.

Wenn wir hiernach für die deutsche Sache das Wort St. Pauli 1 Cor. 4 in Anspruch nehmen: „ich bin mir nichts bewußt“, so eignen wir uns doch gleicher Weise den apostolischen Nachsatz an: „aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt.“ So lange wir unsere Sache handeln vor dem Richterstuhl der Menschen oder der Geschichte, werden wir unsere Unschuld an dem Ausbruch dieses Krieges und die Gerechtigkeit unserer Sache unbedingt behaupten können, ja mit St. Paulus sprechen müssen: „Es wäre mir lieber, ich stirbe, denn daß mir jemand diesen Ruhm sollte zu nichte machen.“ So lange werden wir auch allen, die jene oben besprochenen Beschuldigungen gegen uns erheben, jenes andere Wort desselben Apostels mit gutem Recht entgegenhalten: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest?“ Röm. 14. Aber anders steht es, wenn wir mit unserer Sache vor das Angesicht Gottes und den Richterstuhl Jesu Christi treten. Da handelt es sich nicht um das, was Menschen recht oder unrecht nennen, sondern um die ewigen sittlichen Gottesordnungen, nicht um Völkerrecht und Fürstenehre, sondern um die unwandelbaren Grundrechte des Reiches Gottes. Und für diese Betrachtung bietet der Verlauf dieses Krieges neben einer Reihe hochehrwürdiger Thatsachen auch manche betäubende Züge dar.

Der Krieg ist nach der h. Schrift die vornehmste Zucht-ruthe Gottes. Auch ein stets siegreicher Krieg behält diesen Charakter. Nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger ist er ein Gericht. Das ist schon angedeutet im Königsgeetze 5 Mos. 17, 16, und in dem Wort des Herrn 1 Sam. 8, 11 ff.: „Das wird des Königs Recht sein. Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und Reitern und zu Hauptleuten über tausend und über fünfzig.“ Im neuen Testamente aber stehen „Kriege und Geschrei von Kriegen“ an der Spitze der Zorngerichte, welche der Herr für die nationale Sünde in Anspruch stellt. Und für alle Zukunft eröffnet unter dem Vortritt des, dem die Krone gegeben ward, der Reiter auf dem rothen Ros den Zug der Vollstrecker des göttlichen Zornes. „Und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der

Erde und daß sie sich unter einander erwürgeten; und ihm ward ein groß Schwert gegeben.“ Dies Schwert aber schwingt er über beide Theile, die sich unter einander erwürgen. Das N. T. weiß nur davon, daß der Herr verheißt hat, die Seinen unter allen Gerichten wunderbar zu bewahren.\*) Im Uebrigen schlägt der Krieg Wunden nach beiden Seiten. Darum wird er auch trotz aller Siege und Siegesfreude von uns als ein Gericht empfunden. Wir können uns hierfür auf die früheren Ausführungen des seligen Hengstenberg zurückbeziehen und zugleich an das Urtheil aller derer appelliren, die nicht als müßige Zuschauer dem Kriegsschauspiel zusehen, sondern des Krieges Last ehrlich getragen und ihre schmerzlichsten Opfer gebracht haben. Den Siegesjubiläum begleitet durch das ganze Land die Trauer.

Eben darum können wir mit der Frage nach den Ursachen dieses Krieges nicht stehen bleiben bei der letzten Veranlassung, bei der Demüthigung, welche französische Dreistigkeit unserem Könige und in ihm unserem deutschen Volke zumuthete. Auch nicht bei der gereizten Stimmung, in welche die Erfolge des Jahres 1866 die französische Nationalität versetzt und die Entscheidung der Luxemburger Angelegenheit keine Beruhigung gebracht. Noch weniger bei den Interessen der französischen Dynastie und Politik, welche zur Sicherung des Kaiserthrones durch eine Promenade nach Berlin meinte den Parisern eine Zerstreuung bereiten zu müssen. Es gilt hier sich in die unergründliche Tiefe der Gedanken Gottes zu senken und anbetend seine wunderbaren Wege zu erkennen. Und das scheint in diesem Falle nicht eben sehr schwer zu sein. Denn auf die Frage, warum der Herr das Gericht dieses Krieges hat hereinbrechen lassen, ist die erste runde Antwort: weil das Maß der Sünden Frankreichs voll war. „Wo das Maß ist, da sammeln sich die Adler. Und die Sünde ist der Leute Verderben.“ Nicht mit stolzer Schadenfreude sehen wir Frankreich vor Deutschlands Macht zusammenbrechen. Wir wissen, daß der Herr auch diesem Volke reiche Gaben verliehen hatte. Aber es hat den Sauerteig ausgelegt, von dem der Herr Matth. 13 redet, so ist es im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit verblieben. Muß doch selbst ein D. Strauß ihm vorhalten, daß „die Ausschließung der Reformation aus Frankreich, so weit sie beizutragen habe, seine politische Macht zu verstärken, so schwer doch sein geistiges und sittliches Gedeihen geschädigt habe.“ Wird die Ernte zertreten, welche aus der blutigen Saat der Märtyrer dem Reiche Gottes erwachsen soll, so schreit dies Blut um Rache. Nicht in hochmüthiger Selbstüberhebung, sondern unter dem erschütternden Eindruck, den die Offenbarung der Gerechtigkeit des heiligen Gottes hervorruft, haben wir vor unseren staunenden Blicken die furchtbare Erfüllung jenes Wortes sich vollziehen sehen: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat.“ Es ist ihm vom Herrn genommen worden, was es noch hatte, das ist die einzig zu-

\*) Vergl. Off. Joh. 7. Die Versiegelung.



reichende Erklärung für dies Unglück, welches Schlag auf Schlag über Frankreich hereinbrach. Es ist hier nicht der Ort, ein Register der politischen Sünden aufzuzählen, welche dies Land in den letzten Jahrhunderten auf sich gehäuft und für die es nun vom Herrn heimgesucht wird. Aber daran müssen wir erinnern, wie es seit Jahrhunderten jedes wahre Leben aus Gott, das zu erblühen begann, zertreten, jedes Licht der Wahrheit, das anfang seine bösen Werke zu strafen, ausgelöscht hat; wie es dafür hingegeben wurde zum Theil an einen religiösen Cultus, der nur noch leere Form war, zum Theil an eine Irreligiosität, der alles Heilige lächerlich ist; wie damit alle geheiligten Bande gelockert und alle sittlichen Grundlagen des kirchlichen, des bürgerlichen, des Familien-Lebens erschüttert, ja zerstört wurden; wie mit dieser Abkehr von der ewigen göttlichen Wahrheit die Herrschaft des Scheines, der List und Lüge aufgerichtet wurde. Weil der Gehorsam gegen die heiligen Gottesgebote und ein Gewissen, das an Gottes Wort gebunden ist, dem Fleische Schranken setzen, hat dies Volk die ewigen Gottesordnungen gewissenlos zerbrochen und die guten Mächte, die Kirche und Staat regieren und das Haus bewahren und das Leben behüten, zerstört. Darum ist es hingegeben einem ruhelosen Jagen nach einer Scheinfreiheit, die immer nur die alten Ketten zerbricht, um neue schwerere Ketten zu schmieden. Weil es Dem die Ehre verweigert, der seine Ehre keinem anderen geben kann, und für nichts geachtet die Ehre, die vor Gott gilt, ist es einer eitlen Selbstvergötterung anheimgefallen und gepeinigt von einem Durst nach einem leeren Ruhm und Schein von Ehre, der sich mit Wortbruch und Ehrlosigkeit verträgt. Weil es die Blicke abgewandt von der jenseitigen Welt und die Schätze des Himmelreiches verachtet, die doch allein des Herzens Sehnen stillen und der Seele den Frieden und dem Leben Genügen geben, ist es in die Religion des Diesseits, in den Dienst des Fleisches versunken und sucht sich zu sättigen mit Pracht und Glanz, mit Genuß und Vergnügen, mit der ausgesuchtesten Befriedigung der Wollust, der Eitelkeit, der Sinnenslust, kurz mit alledem, was das Fleisch nur reizen mag. Und in diesen Dienst des Fleisches hat es alles Edle und Geistige, seine Wissenschaft und Kunst herabgezogen, in diesem Dienste des Fleisches die reichen Gaben und Anlagen, die es vom Herrn empfangen hatte, verderbt und vergeudet. Aber dieses sittliche Verderben, wie weit es auch um sich gegriffen, und alle Stände durchdrungen haben mag, diese grauenhafte Dede hinter der bestechenden, glänzenden Außenseite des Lebens, dieser Selbstbetrug durch leeren Schein und Gleisnerei, diese Selbstvergötterung, welche die Anbetung im Geist und in der Wahrheit unmöglich macht, diese Selbstverblendung, welche jenen dünnleuchtigen Hochmuth, jene eitle Prahlerei und Anmaßung erzeugt, mit der Frankreich diesen Krieg provocirte und seine übermüthige Armee ins Feld sandte — das alles zusammen reicht doch nicht hin

zur Erklärung der bis dahin in der Kriegsgeschichte unerhörten Ereignisse. Daß vor einem ernsten Stoß der ganze stolze Bau zusammenbrach, das ist doch nur zu fassen, wenn es als ein Gericht Gottes erkannt wird. Frankreich hatte Gott verlassen, nun ist es von Gott verlassen worden. Es hatte verbracht und vergeudet, was ihm gegeben war, nun wurde ihm auch das genommen, was es noch hatte, genommen sein Harnisch, darauf es sich verließ, seine große Armee, mit welcher es meinte Europa sich zu Füßen legen zu können. Gefangen weggeführt oder im eigenen Lande versprengt klagt sie über Verrath. „Wir sind nie besiegt, aber wir sind verrathen worden.“ Und statt endlich anzuerkennen, daß der im Himmel wohnt und deß sie spotteten, sie verkauft hat um ihrer Sünden willen, stellen Advocaten und Literaten in Minister- und Generals-Uniform die einst hochgefeierten, für unbesiegbare gepriesenen Führer vor das Kriegsgericht. Genommen wurde ihm, wie über Nacht vom Herbststurm weggefegt, der Zauber und Glanz seines selbstgeschaffenen Kaiserthumes, in dessen Lichte sie eine Weile fröhlich sein wollten. Und nun der Erwählte der Nation, dem kürzlich noch Millionen durch ihre Stimmen die Herrschaft bestätigt, sich plötzlich auf Wilhelmshöhe als Preußens Gefangener findet, erinnern sie in ekelhafter Weise an die Frösche des Aesop, nur daß schon, während sie noch ihr unsauberes Geschäft treiben, bereits die rothe Hydra den Kopf hervorstreckt. Genommen wurde ihnen der Abgott, dem sie Alles opferten, der eitle Ruhm, die erste Macht der Welt zu sein, die den Beruf habe in der europäischen Völkerfamilie stets und in allen Dingen das entscheidende Wort zu sprechen. Nur jene Gewissenlosigkeit und Barbarei, zu welcher eine Cultur hinführt, die alles ersticht, was der heilige Geist Gottes pflanzt und pflegt, nur jene Herzlosigkeit, zu welcher eine Humanität ohne Pietät gelangt, das heißt, der Mensch, der alles Göttliche abstreift, um nichts als Mensch zu sein und darüber ins Thierische hinabsinkt, vermag es in so frevelhafter Weise das Glück von Millionen diesem ungemessenen Ehrgeiz zum Opfer zu bringen. Es gehört die ganze französische Leichtfertigkeit dazu, um den Krieg, diese furchtbare Zuchttruhe Gottes, ansehen zu können als ein bequemes und erlaubtes Mittel zur Erreichung dynastischer Interessen, zur Förderung des politischen prestige, zur Befriedigung nationalen Ehrgeizes. Darum hat Gottes allmächtige Hand darein gegriffen und hat diesen Schein zerrissen, diesen Nimbus zerstreut, diese angemaßte Herrschaft gebrochen. Vor der Herrlichkeit des Herrn ist Frankreichs Glanz erbleicht, von seiner Allmacht Frankreichs Kraft zerschlagen, durch seine Gerichte Frankreichs Uebermuth gestraft. Das hat der Herr gethan.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 7. Januar.

N<sup>o</sup> 2.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Er hat es gethan, aber nicht, daß wir frohlocken über Frankreichs Elend und uns freuen seines tiefen Falles, sondern daß wir uns durch Gottes Güte zur Buße leiten lassen. Züchtigungen und Beschämungen demüthigen nicht immer. Das natürliche Herz läßt sich oft durch sie nur erbittern und verhärten in seinem Trog. Kinder Gottes fühlen sich am tiefsten gedemüthigt, wenn sie staunend dastehen vor Segnungen und Gnadenbeweisen ihres Gottes, die über ihr Bitten und Verstehen hinausgehen, daß sie sprechen müssen: Herr, ich bins nicht werth — ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. In dieser Grundstimmung unseres Herzens können wir nicht anders vor Gottes Angesicht kommen, als mit einem inbrünstigen Kyrie eleison, ebenso für uns, wie für unsere Feinde. Für diese, daß der Herr die Verblendung von ihnen nehme, mit der er sie geschlagen hat zu ihrem Verderben, und sie in rechtschaffener Buße wieder aufrichte; daß er ihnen zeige, was zu ihrem Frieden dient und die Schäden heile, welche die Sünde am Leibe ihres Volkes angerichtet; daß er sie erkennen lasse die Hand, die sie gezüchtigt, damit dieselbe ihre Wunden wieder verbinden könne. Einzelne Spuren von einer anbrechenden Erkenntniß der eigentlichen Ursachen dieses tiefen Falles, leise Anfänge zu einer aufrichtigen Umkehr sind ja namentlich unter den Evangelischen in Frankreich hier und da schon sichtbar geworden und berechtigen zu der Hoffnung, daß Gottes Gnade, die Ninive einst Buße schenkte, auch Frankreich noch zur Buße rufen könne. Wir erinnern nur an das ergreifende Bekenntniß, welches die „Eglise libre“ bereits unter dem 7. October zu veröffentlichen den Muth hatte.\*) Aber es war wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Denn andererseits schreibt ein Hauptorgan des Landes: „Wenn wir die Welt durch eine große Rückkehr zu Gott in Staunen setzen, so würde Gott seinerseits uns die Hand reichen und seine Wunder thun, um uns zu retten.“ Wer bei seiner Buße daran denken kann, wie er durch dieselbe die Welt in Staunen setzen will, ist allerdings noch fern von Buße und

aufrichtiger Rückkehr zu Gott. Ist dies wirklich echt französisch, ja dann ist freilich keine Hoffnung für Frankreich, und Strauß mit seiner mehr als kalten Bemerkung gegen Renan nicht im Unrecht: „Sie müssen uns schon entschuldigen, aber die Gallia, als Büßende uns zu denken, ist eine Vorstellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können.“ Wir denken nicht so schlecht von unseren Feinden. Und darum halten wir es für eine heilige Pflicht, die Pflicht der höchsten Liebe, der Feindesliebe, von Herzen den Herrn zu bitten, daß er dies Volk begnadige mit dem Geiste aufrichtiger Buße. Hätte es Thränen für seine Sünde, dann würden auch wieder Ströme der Gnade fließen auf das Dürre und Wasser auf das Durstige. Denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer. Jac. 5. —

Aber auch für uns, sagten wir, ist es ein inbrünstiges Kyrie eleison, ohne welches wir nicht vor unseres Gottes Angesicht kommen können. Es ist der Grundton für unser jubelndes Hallelujah, es bleibt der Nachklang aller unserer ferneren Bitten und Wünsche.

Verseken wir uns noch einmal lebhaft zurück in die Tage, da die französische Kriegserklärung uns überraschte. Zwar die unmittelbare Ueberzeugung, daß es eine gerechte Sache und heilige Pflicht sei gegen die ohne jede Veranlassung angebrochte französische Invasion den deutschen Boden mit Gut und Blut zu vertheidigen, erhob den Muth, der durch das wahrhaft fürstliche Verhalten und die schlichten und wahren Worte unseres Königs noch mächtig gestärkt wurde. Auch die Erinnerung an die Erfolge des Jahres 1866 konnte die Hoffnung auf endlichen Sieg auch in diesem Kampfe wohl beleben, obschon wir wußten, daß wir es mit einem kriegstüchtigen Feinde zu thun, daß wir eine Armee uns gegenüber hatten, die sich selbst für unbesiegbar hielt und allgemein für die erste der Welt gehalten wurde, ausgerüstet mit allem, was die neueste Kriegskunst erfunden, geführt von den gepriesensten Feldherren, begeistert durch ihre Traditionen und die alte Loosung, die Rheingrenze zu nehmen. Wenn wir uns vor den Kolbenstößen auch nicht fürchteten, mit denen wir über den Rhein getrieben werden sollten, so hielten wir es doch für wahrscheinlich, daß wir im Wechselspiel des Krieges auch schmerzliche Niederlagen davon tragen würden. Und wer hätte die Tausende unserer frischen fröhlichen jungen Mannschaft und unter ihnen die Seinigen können ins Feld ziehen sehen, ohne die bange Frage im Herzen, ob sie auch bei der Heimkehr nicht im Siegeszuge fehlen würden? Unter

\*) La confession de la France, abgedruckt in der Kreuzzeitung Beil. zu Nr. 268 d. v. J.



den Klängen der frohen Soldaten-Lieder fiel manche heiße Thräne nieder. Und manchem Weibe und manchem Händlein Kinder, die noch den Vater bis zum Sammelplatz geleitet und ihn unter einem Segenswort des Geistlichen hatten von dannen ziehen sehen, war es bei ihrer Rückkehr in die verwaisete Wohnung, „als ob sie vom Kirchhof kämen.“ So drängte sich die bange Sorge in die Siegeshoffnung. Unter diesen Eindrücken und Empfindungen füllten sich die Kirchen zum Bettage bis auf die letzten Plätze. Da stieg ein einmüthiges Kyrie eleison inbrünstig zum Gnadenthrone empor. Denn es ging das Gefühl durch alle Herzen, wir stehen vor dem Beginn eines großen Gottesgerichtes.

Was bei Vielen nur ein unklares Gefühl der Bangigkeit war, das erhob gerade die Erinnerung an das Jahr 1866 zu bestimmterer Erkenntniß. Damals hatten wir auch einen Betttag gefeiert und die Kirchen die herbeiströmende Menge nicht fassen können. Darauf folgte Sieg um Sieg — Staunen und Jubel durchs ganze Land. Und was war die Frucht? — Es wird dem schwerlich widersprochen werden können, daß jener Krieg kaum während der Zeit seiner Dauer eine ernstere Regung in den Herzen bewirkt hätte, wenn nicht der Herr alsbald dem Reiter auf rothem Roß den anderen auf fahlem Pferde zugesellt und von der Seuche unser Land hätte durchziehen lassen, so daß durch die Pestilenz, die im Finstern schleicht und an der Seuche, die im Mittag verderbet, ihrer mehrere fielen, als von den Pfeilen, die des Tages fliegen. Und trotz dieser zwiefachen Ruthe, des Krieges und der Seuche zugleich, was war der Erfolg des Siegesjahres 1866? — Wir sind fern davon, seine Erfolge zu unterschätzen. Die noch größeren Errungenschaften des verflossenen Jahres machen uns nicht undankbar. — Wir vergessen es nicht, daß die Helden von Königgrätz die Siege von Metz und Sedan mit ihrem Blute ermöglicht haben. Wir übersehen nicht, daß die jetzt wieder erstehende Herrlichkeit des alten Deutschen Reiches sich nur auf dem Grunde aufrichten konnte, den 1866 gelegt hat. All diesen Segen unseres Gottes erkennen wir an mit demüthigem Danke. Aber wenn wir uns nun weiter umsehen nach den übrigen Erfolgen des Jahres 1866, die wir zu erhoffen berechtigt waren, so erblicken wir nichts, was uns zur ungetrübten Freude Anlaß böte. Unser Staatswesen ist in den bedenklichen Bahnen des Liberalismus in mehr als einer Beziehung weiter fortgeschritten. Wir erhofften eine ernste Umkehr — vergeblich. Die Kirche ist auf dem Gebiete der Verfassung weiter gebaut worden, aber in einer Weise, die dem Danaer-Geschenke des französischen Constitutionalismus mit seiner Majoritätenherrschaft nur gar zu ähnlich sieht. Das Wort unseres Gottes, das doch nicht leer soll zurückkommen, ist in jener Zeit reichlich dargeboten worden. Es hat nicht gefehlt an dem Zeugniß, welches die Zeichen der Zeit unserem Volke deutete. Aber wo ist ein mächtigeres Erwachen des Glaubens, wo eine allgemeinere sittliche Erhebung, wo eine entschiedene Rückkehr zu der verlassenen Quelle sichtbar geworden? — Sichtbar geworden dagegen ist die dreiste Erhebung des Un-

glaubens, die Entfremdung großer Massen von der Kirche des Herrn. Laut geworden ist in öffentlichen Versammlungen der Hohn über das Heilige, befudelt wurde öffentlich und ungestraft das „Ehrenkleid“ der Kinder Gottes, verlacht das Blut des Neuen Testaments. Um der Güte unseres Gottes willen, die uns so freundlich zur Buße gerufen, erhofften wir wenigstens einen Anfang zu einer ernstern Umkehr — aber vergeblich. Wir hatten gesehen, wohin in Oesterreich jene Wiener Leichtfertigkeit geführt, die mit Wielands Schlüpfrigkeit gesäugt, an Heine und modernen Posen großgenährt war, die höchstens des fremden Kleides bedurfte, um aus den Palästen der Vornehmen zu der Hefe des Volkes hinabzusteigen und sich an ihren Obscönitäten zu amüsiren. Der verdeckte sittliche Ruin hatte den öffentlichen, hatte das Gericht herbeigeführt. Wir hatten das mit Augen gesehen, ja das Gericht vollziehen müssen und dennoch schritten wir unbeirrt und unaufhaltsam weiter auf dem Wege eben dieser Leichtfertigkeit. Französische Muster blieben unsere Ideale, und das keineswegs nur für industrielle Erzeugnisse. Renans Theologie fand immer größeren Anhang und verdrängte in immer weiteren Kreisen den Glauben der Väter. Pariser Sitte galt für Anstand, französische Sprache für Bildung zum Schaden deutscher Biederkeit und Ehrlichkeit, deutscher Wahrhaftigkeit und Treue. Die Mode de Paris übte eine immer despotischere Herrschaft und überwucherte immer mehr die deutsche Einfachheit. Und mit den tausend Neußerlichkeiten umstrickten auch uns immer fester jene bösen Mächte, die Frankreich zu Grunde gerichtet, Eitelkeit und Puzsucht, Prachtliebe und Genußsucht, Verweichlichung der sittlichen Kraft und Schwächung des sittlichen Urtheils, der Cultus des Fleisches, die Religion des Diesseits. Man wird uns wenigstens nicht der Schwarzseherei beschuldigen können, wenn wir uns noch einmal anzuführen gestatten, was Strauß an Renan schreibt: „Es kann nicht geleugnet werden, es ist während der letzten Jahrzehnte von Frankreich in Form von Romanen und Theaterstücken insbesondere, ein solcher Giftstrom ausgeflossen, daß man dem deutschen Gelehrten, dessen Sie gedenken, sein zürnendes Wort nicht verargen darf. Aber wenn er, um sich dazu veranlaßt zu finden, nicht nöthig hatte nach Paris zu reisen, wenn er alle die Schandstücke, alle die schamlosen Tänze in Berlin selber aufführen sehen konnte, so liegt hierin für uns Deutsche bereits das beschämende Geständniß, daß wir durch willkürliche Aufnahme uns zu Mitschuldigen der französischen Verderbniß gemacht haben.“ Strauß spricht von „den letzten Jahrzehnten“, und 1866 hat keinen Abschnitt gemacht, hat in diese Entwicklung keinen Stillstand gebracht, vielmehr ist dieselbe, wie jede bergabwärtsgehende Bewegung, eine immer beschleunigtere geworden. Das Alles mußten wir sehen, über das Alles immer schmerzlicher seufzen, und hatten doch vom Jahre 1866 den Anfang einer ernstern Umkehr erhofft — vergeblich!

Da plötzlich stand Frankreichs Armee, wie gesagt wurde, schlagfertig an unseren Grenzen, als wir erst beginnen konnten zu rüsten. Wär's nicht zum guten Theile leere Prahlerei



gewesen, so hätten unsere ersten Truppen den Feind schon auf deutschem Boden treffen können. Sag da nicht der Gedanke nahe, daß es gehen werde nach dem alten Gesetz: Woran jemand sündigt, damit wird er gestraft? Und wir haben an Frankreich gesündigt, wie Frankreich Deutschland sündigen gemacht. Denn wir haben Frankreich wesentlich bestärkt in seiner Sünde und darum uns mit verstrickt in sein Gericht. Frankreich konnte sich einen gelehrigeren und willigeren Schüler nicht wünschen, als wir Deutsche gewesen, bereit zu dem in verba magistri jurare, wenn es seine politische Weisheit docirte. Kein Volk Europas hat sich so ernste Mühe gegeben, sein eigenes Wesen, seine ganz entgegengesetzte Anlage, seine tausendjährige Geschichte, seine aus ureigener Volksthümlichkeit geborenen und auf heimischem Boden erwachsenen Anschauungen und Einrichtungen zu verleugnen und zu verwischen, um mit Gewalt französischen Constitutionalismus und Liberalismus darauf zu pfeifen. Was nur von Frankreich kam, das nahmen wir oft unbesehen als etwas selbstverständlich ganz Vortreffliches hin. Was nur Pariser Stempel trug, galt darum schon als preiswürdig. Kaum irgend ein anderes Volk Europas hat sich dermaßen zum unfehlbaren Nachahmer französischer Thorheit und Sünde gemacht, wie wir Deutsche. Weil wir in einer ganz verkehrten Bescheidenheit, die zur Sünde wird, wenn sie eine Verachtung der von Gott dem Herrn empfangenen besonderen Gnadengaben in sich schließt, stets bereit waren Frankreich uns zum Vorbild zu nehmen, seine Sitten nachzuahmen, seine Einrichtungen nachzubilden, seine Ideen zu bewundern, in geistigen und materiellen Dingen seine Meisterschaft anzuerkennen und zu preisen, haben wir Frankreich glauben gemacht, wir müßten stets nach seinen Signalen marschiren, auch, wenn es dies wünsche, vom Rhein nach Berlin. Und wenn es sich auf den Thron setzte, allen andern Völkern Rathschläge zu ertheilen, haben sie alle uns mitgeholfen, dies eitele Schooßkind Europas bis zum Äußersten zu verziehen, bis zur unversämtesten Ungezogenheit. So haben wir seiner Eitelkeit geschmeichelt, seinen Hochmuth gestärkt, seine Annahmung gesteigert, seine Selbsttäuschung genährt, bis es zuletzt Unmögliches forderte, bis es versuchte unsere Ehre in den Staub zu treten und unsere Selbstständigkeit zu vernichten. So haben wir seine Selbsttäuschung mit steigern helfen bis zu einer völligen Verblendung, die unbegreiflich wäre, wenn sie nicht stets schon der Anfang des göttlichen Zorngerichtes zu sein pflegte. Frankreich ist uns eine Verführerin zu viel Thorheit und Sünde gewesen, und wir haben es in seinen bösen Wegen bestärkt. Hier ist eine Reciprocität der Sünde und diese zieht eine Reciprocität des Gerichtes nach sich.

Schon lange grollte es unheimlich im tiefen Krater dieses Raubberges \*) und oft war es, als wäre durch die Schwüle bereits ein naher Ausbruch angezeigt. Die Flamme der Revolution hatte im Verborgenen bereits große Massen in Fluß gebracht, wie die Ereignisse der letzten Zeit zur Genüge gezeigt

haben. Es bedurfte nur eines Risses in den morschen Schlackenwänden, so hätte der verheerende Strom sich über's Land ergossen. Ein Hauch des göttlichen Zornes — und der Ausbruch wäre erfolgt, der Berg geborsten und in sich selbst zusammengebrochen. Und wir hätten von fern gestanden und staunend zugehört, wie Frankreich ein furchtbares Selbstgericht an sich vollzog. — Mehrmals im Laufe der letzten Decennien standen wir in der Erwartung, daß dies geschehen werde. Warum ist's anders gekommen? Warum sind wir gerade von Gott dem Herrn mit der blutigen und thränenreichen Arbeit beauftragt worden, das Zorngericht an Frankreich zu vollstrecken? Ihm wäre es doch ein Leichtes gewesen, jene Flammen loszulassen, die Frankreichs Uebermuth gebrochen und seine eitle Pracht gründlichst in Asche gelegt hätten. Er hätte wahrlich unserer nicht bedurft, um sein Gericht auszuführen. Und wenn Er es nun dennoch so gefügt, daß das Gericht über Frankreich uns so tiefe Wunden schlugen, so schmerzliche Opfer kosten muß, so ist die Antwort auf das Warum eben jene Reciprocität der Sünde, welche eine Reciprocität der Strafe fordert.

Wir waren auf dem Wege zu demselben Ziele, nur Frankreich uns ein gut Stück des Weges voraus. Da ist es Gericht und Gnade zugleich, wenn der Herr spricht: „ich will deinen Weg mit Dornen vermaachen.“ Da war es heilige Pflicht des Amtes, das auf der Warte stehen soll, als der Vetttag kam mit Daniel zu rufen: „Mache dich los von deinen Sünden und ledig von deiner Missethat, so wird der Herr Geduld haben!“ Denn von der Hand seiner Knechte will der Herr das Blut derer fordern, die ungewarnt in ihren Sünden sterben. Als aber das Amt diese seine Pflicht that, erhob sich das Geschrei: „Ein Vetttag war angeordnet, ihr habt ihn zu einem Bußtage gemacht!“

Bei dieser „Pastorenheze,“ die jetzt in Scene gesetzt wurde, ging zweierlei durcheinander: die Beschuldigung, aus dem Vetttag sei ein Bußtag gemacht worden, und die Anklage, die Kanzel sei aus Widerwillen gegen Preußen dazu benutzt worden, die Abneigung gegen diesen Krieg zum Ausdruck zu bringen und in den Hörern zu wecken. Letzteres war namentlich in den neuen preussischen Provinzen der Fall. Beides ist sorgfältig von einander zu scheiden. Wäre wirklich der Vetttag zu Demonstrationen gemißbraucht worden, die an Landesverrath gestreift, so war selbstverständlich die Bestrafung der Schuldigen nach Recht und Gesetz eine unabweißliche Pflicht der vorgesetzten Behörden. Es ist uns nicht bekannt geworden, ob die desfalls eingeleiteten Untersuchungen in den zur Anzeige gebrachten Fällen eine Schuld constatirt und eine Bestrafung herbeigeführt haben.

Ganz anders aber steht es mit der anderen Beschuldigung, daß der Vetttag zu einem Bußtage gemacht worden sei. Dieser Vorwurf gehört zu den tief betrübenden Erscheinungen der letzten Zeit. Er konnte selbstverständlich nur von solchen ausgehen, die der Kirche und dem Worte Gottes völlig entfremdet sind und denen es aus der Erinnerung entschwunden ist, daß die Kirche jeden Hauptgottesdienst mit dem Sündenbekenntniß be-

\*) Ps. 76



ginnt, weil wir Sünder nicht bitten, loben und danken können, wenn wir uns nicht zuvor bußfertig vor dem Herrn gebeugt, unsere Sünden aufrichtig bekannt und Vergebung empfangen haben. Zum inbrünstigen Gebete um des Herrn „allmächtigen Beistand“ in diesem Kriege sollte unser Volk an jenem Bettage sich versammeln. Um erhörlich beten zu können, dazu gehört vor Allem, daß man los sei vom bösen Gewissen, daß man auf Grund der Vergebung in zweifellosem Glauben und kindlichem Vertrauen bitten könne, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater. Zu solchem Vertrauen zu gelangen kann man sich nicht um seine Sünden herum schleichen. Soweit die unvergebene, ungesühnte Sünde geht, soweit reicht auch das Gebiet und die Herrschaft der Furcht. Zu einem fröhlichen Glaubensmuth, zu einem kindlichen Vertrauen, zu einem Beten mit aller Zuversicht giebt es aber nur einen Weg und keinen andern, den Weg der Buße. Denn nur den Demüthigen giebt Gott Gnade. Darum liegt der wahre Muth nur in der Demuth. Unbußfertiges Gebet aber ist nur Schein, dem Väter bewußt oder unbewußt, das heißt: Heuchelei oder Selbsttäuschung. Denn wer es fertig bekommt, ohne Buße seine Hände zu falten und seine Stimme zu Gott zu erheben, der hat nur ein Gebet wie das: „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!“ Vor diesem Gebet aber behüte Gott unser Volk in Gnaden! — Ueberaus betrübend aber ist es, daß es von den undeutschesten Deutschen versucht werden durfte, sich zu Vormündern christlicher Gemeinden aufzuwerfen, um ihnen den Segen des Bettages zu schmälern und den Mund der Wahrheit zu verschließen. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß diesem Ausbruch der Feindschaft gegen das Wort Gottes und gegen die, welche es treulich verkündigen ohne dem Schwerte seine Schneide zu nehmen, mit größerer Energie entgegengetreten wäre. Wurden einmal, wie z. B. in Hessen, amtliche Untersuchungen eingeleitet, dann genügte es nicht, wie das mehrfach geschehen ist, die geschmähten Geistlichen unter der Hand wissen zu lassen, daß sich nichts Strafbares gegen sie herausgestellt. Es war vielmehr dringend erforderlich, daß das Ergebnis der Untersuchung öffentlich bekannt wurde. Hoffen wir, daß dies wenigstens auf dem Wege der Presse noch geschieht. Denn es ist ein Schade für die Gemeinde und untergräbt die Wirksamkeit auch des tüchtigsten Geistlichen, wenn dergleichen so im Sande verlaufen kann.

Wir haben etliche der dunklen Schatten aufzeigen müssen, welche vom Abend her weit über unser Vaterland hinfallen. Sie fordern uns auf zu einem Kyrie eleison aus tiefstem Herzen. Gott sei Dank, daß dasselbe kein hoffnungsloser Seufzer ist, sondern ein Gebet voll froher Zuversicht. Wenden wir unsere Blicke jetzt auf die erfreulichen Seiten, welche die Ereignisse der letzten Zeit darbieten.

Wenn wir die Kräfte ins Auge fassen, welche in diesem Kriege miteinander gerungen, so stellt er sich dar als ein Sieg der Unterthanentreue über die Revolution, der göttlichen Ordnung über die Anarchie, der sittlichen Mächte über die Zucht-

losigkeit des Fleisches, des Regimentes von oben über das souveraine Volksthum, des Christenthums über das moderne Heidenthum. Daß die Feinde ihren Hohn ergossen über diese bedenden Soldaten sammt ihrem frommen Könige an der Spitze, wie über das Berliner Muderthum, das ist auch eine Ehre neben dem Schlachtenruhm. Wir danken es unserem theueren Könige von Herzen, daß er durch sein unumwundenes, schlichtes Bekenntniß zum Herrn, sowohl in den Erlassen beim Ausbruch des Krieges, wie in seinen Siegesdepeschen immer wieder darauf hingewiesen, daß unsere Hilfe steht allein im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er hat damit sein Volk, als er es schweren Herzens zu den Waffen rufen mußte, zugleich aufgerufen, anzulegen die Waffen des Geistes. Und sein Wort hat in viel tausend treuen Herzen freudigen Wiederhall gefunden. Während unser deutsches Heer dem Feinde kühn vor's Angesicht trat, erschien ein anderes Heer vor dem Angesichte Gottes, hinter dem Rücken der Streiter ein Heer von Vetern. Und das ist auch eine — immerhin meist „unerkannte Macht.“ Aber das ist gewißlich wahr, was wir mit L. v. Pfeil vom Gebete singen:

„Schritt für Schritt  
wirkt es mit,  
wie zum Sieg der Freunde,  
so zum End der Feinde.“

Dabei hat sich gezeigt, daß in unserem Volke unter der Asche doch mehr Gluth vom Altare Gottes noch glimmt, als in ruhigen Tagen sichtbar wird. Mächte der Sturm des Krieges sie nicht nur zu einem vorübergehenden Aufflackern angefacht, sondern zu einer unverlöschlichen heiligen Flamme entzündet haben. Die Erfahrung, daß der Besuch der außerordentlichen Wochen-Gottesdienste, der Kriegsbetstunden, fast allenthalben nach den ersten großen Siegen auffallend abgenommen hat, ist allerdings nicht dazu angethan, diese Hoffnung zu stärken. Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, daß unsere Gemeinden freilich von den Wochen-Gottesdiensten fast ganz entwöhnt sind, ebenso daß es unserer evangelischen Kirche leider an einer liturgisch ausgestatteten festen Form für solche Gebetsgottesdienste gebricht. Es ist hiervon in Nr. 89 u. ff. der Ev. K. Z. vom v. J. eingehender die Rede gewesen. Daß aber die evangelische Kirche durchs ganze Land fast in allen Gemeinden ein Häuflein um den Altar gesammelt, die gemeinsame Noth gemeinsam vor den Herrn zu bringen und vereint ihm Lob und Dank zu sagen für seine Hilfe, das ist doch ein Zeichen, daß sie kein bis in die Wurzel erstorbener Baum ist. Und wie daheim, so ist auch im Felde reichlicher das Wort Gottes dargeboten worden, als je in früheren Zeiten. Und es ist gern gehört worden und wird nicht leer zurückgekommen sein. So mancher Gottesdienst vor der Schlacht, so manche Feier an den Gräbern der gefallenen Kameraden wird denen unvergeßlich sein, die dazu versammelt waren. Ebenso ist bereits manches schöne Zeugniß von dem christlichen Ernste unserer Truppen bekannt geworden. Es ist



doch ein köstlicher Zug in den graufigen Schlachtengemälden dieses Krieges, wenn aus dem dichten Pulverdampf einer im Feuer stehenden Truppe, welche momentan stutzt, als sie endlich im Lauffschritt übers freie Feld unter einem furchtbaren Hagel von Geschossen gegen die verschanzte feindliche Batterie vorgehen soll, weithin die Stimme eines preussischen Hauptmanns gehört wird: „Kerls, wißt ihr denn nicht, daß auch die Haare auf eurem Haupte alle gezählt sind?“ — und wenige Minuten später der Feind aus seinen Verschanzungen geworfen war. Dergleichen Züge stehen nicht vereinzelt da und finden ihren Hintergrund an dem Geiste, der die gesammte deutsche Armee charakterisirt. Damit hat sie sich den ruhmreichsten Heeren früherer Zeiten angereiht. Gustav Adolphs Krieger und Friedrich des Großen Soldaten sind ähnlich in die Schlacht gezogen. Daß in dem gegenwärtigen Kriege dieser König mit diesem Heere Frankreichs Macht darniedergerworfen, das macht ihn zu einem Siege eines christlichen Volkes über ein in Materialismus und Mammonismus versunkenes Land. Wir wissen es wohl und haben es oben ehrlich ausgesprochen, welchen Einfluß diese antichristlichen Mächte auch in unserem Volke bereits erlangt haben, aber das zeigt doch die Geschichte dieses Krieges, daß trotz aller modernen Aufklärerei, trotz alles französischen Constitutionalismus und Mammonismus noch ein gesunder Kern vorhanden ist, der die Hoffnung für die Zukunft stärkt.

Durch ihren Spott über deutsche Gottesfurcht und Frömmigkeit haben unsere Feinde selbst uns berechtigt, in den Erfolgen dieses Krieges einen Sieg des Glaubens über den Unglauben, des Christenthumes über die Religion des Diesseits zu erblicken. Dadurch stellt sich Frankreichs Niederlage dar als ein Gericht Gottes über die Gottlosigkeit unserer Zeit überhaupt. Darin liegt für den großen Kampf unserer Tage gegen den uns sich greifenden Abfall vom Christenthume, für diesen öcumenischen Kampf unserer Zeit eine mächtige Stärkung. Und daß dies ein gemeinsames Interesse, des Reiches Gottes auf Erden ist, gemeinsam trotz aller Kirchenspaltungen und confessionellen Gegensätze, das hat namentlich auch die römische Kirche in Frankreich nicht erkannt. Wir wollen gern anerkennen, was zur Milderung ihrer Schuld gesagt werden kann: daß die Kirche die Pflicht hat, die lediglich politischen Fragen sich möglichst fern zu halten; daß die tiefe Demüthigung, welche sein Vaterland erlitten, jedem Franzosen durchs Herz gehen mußte; daß die Folgen, welche dieser Krieg indirecter Weise für das Oberhaupt der römischen Kirche hatte, geeignet waren, das nächste Urtheil der Diener dieser Kirche zu beeinträchtigen — und was dergleichen mehr angeführt werden kann. Aber entschuldigt ist damit doch das Verhalten der römischen Bischöfe nicht, welche noch bis zuletzt zur Fortsetzung dieses ungerechten Krieges mitgewirkt. Sie mußten doch erkennen, wie das Volk

von seinen Führern schmähsch belogen und zu nutzlosem Blutvergießen aufgestachelt wurde. Der Lüge hätten sie doch ihren Beistand nimmer leihen dürfen. Bei der allgemeinen Verblendung, mit welcher ihr Volk geschlagen war, hätten sie doch als rechte Hirten der Heerde darnach ringen müssen, sich einen klaren Blick und ein unbefangenes Urtheil zu bewahren und sich ein wenig über dem Niveau der allgemeinen Verwirrung zu erhalten. Der Hirt soll ja die Heerde leiten, nicht umgekehrt. Er soll sie schützen auch gegen die Diebe, die nicht durch die Thüre eingehen in den Schafstall, sondern anderswo einsteigen. Mit heiligem Ernste ihr Volk zur Buße zu rufen, das wäre ihres Amtes gewesen. Der Ton, den jene oben erwähnte vereinzelt Stimme in der Pöglise libre anschlug, das wäre die Sprache gewesen, welche die französische Geistlichkeit hätte anheben sollen. Damit würde sie zu einer verständigeren Erwägung der Lage des Landes, zu einer Ernüchterung und Beruhigung der aufgeregten Gemüther wesentlich beigetragen und viel unnützes Blutvergießen verhütet haben. Wenn erst ein Umschwung der allgemeinen Stimmung erfolgt, wird sie schwerlich dem Urtheil entrinnen, daß sie nicht gethan, was sie konnte, damit ihrem Volke die härtesten Prüfungen und schwersten Opfer erspart und die Segnungen des Friedens wiedergegeben würden. Oder wollte sie sagen, sie hätte nichts anderes thun können, als sie gethan hat — nun dann spräche sie selbst über sich ein Urtheil, welches uns jedes Urtheiles überhöbe.

Diesem Charakter des Krieges entsprechend mußten auch die Mittel sein, welche von beiden Seiten zur Anwendung kamen. Wir reden hier nicht von den größten Verletzungen des Völkerrechtes, von dem Schießen auf Parlamentäre, auf Verbandsplätze mit Aerzten und Krankenträgern trotz der weißen Fahne mit dem rothen Kreuz, von den Verstümmelungen der Verwundeten, von Verrath und Meuchelmord und was sonst in der Art der Kriegsführung den französischen Nationalcharakter gekennzeichnet hat. Manches wird man auf Guaven und Turkos schieben wollen, sollte aber doch bedenken, wie sich das wohl vereinigen läßt, daß man einerseits behauptet, an der Spitze der Civilisation zu stehen und diesen Krieg im Namen der Civilisation zu führen, und doch gleichzeitig diese barbarischen afrikanischen Horden gegen uns hegt. Schwerer aber als alle diese Brutalitäten wiegt die Unsittlichkeit der Mittel, mit welchen man gegen uns gekämpft. Und da steht oben an die Lüge.

Die erste Lüge, welche diese Welt gehört, kam aus Satans Munde. „Derselbige ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselben.“ Mit diesem Worte des Herrn sind die Lügner aller Orten und aller Zeiten gerichtet. Der zweite Lügner war Cain, der Brudermörder. Lüge



und Mord im Bunde! Die Lüge bahnt der Sünde den Weg, und ist die Sünde begangen, sucht die Lüge wieder die Fußstapfen zu verwischen. Wahrheit und Lüge stehen einander gegenüber wie Licht und Finsterniß, Reich Gottes und Welt, Christus und Satan. Ich bin die Wahrheit, spricht der Herr. Jeder Weg, der von ihm wegführt, führt in das Reich der Lüge hinein, wie jeder Weg vom Lichte hinweg in die Nacht ausläuft. Der Abfall vom Herrn erscheint aber in unserer Zeit vorzüglich in der Gestalt des Materialismus und dieser wieder im Bunde mit der Lüge. „Die Creter sind immer Lügner, böse Thiere und faule Bäume“, hat nach St. Pauli Wort ihr eigener Prophet gesagt. Für den Materialismus, der überwiegend die thierische Seite am Menschen ausbildet, verlieren selbstverständlich alle sittlichen Güter ihre Bedeutung. Was nicht von der Erde ist und ihren Reiz nicht erhöhen kann, das ist ihm werthlos. Nützlichkeit und Zweckdienlichkeit allein entscheiden darüber, was erlaubt ist für die Befriedigung des Fleisches. Je tiefer aber die Welt gegenwärtig in der Lüge verstrickt ist, desto sorgfältiger müssen die Kinder Gottes sich vor ihrer Ansteckung bewahren. Ist doch ihr Herr dazu geboren und in die Welt gekommen, die Wahrheit zu zeugen. Wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme. Wer aber mit der Lüge einen Bund gemacht, des Bundesgenosse kann der wahrhaftige Gott nicht sein. Er bringet die Lügner um, der Herr hat Greuel an den Blutgierigen und Falschen.

Der schwärzeste Zug in dem dunklen Bilde, welches Frankreich gegenwärtig zeigt, ist diese furchtbare Macht der Lüge. Diese Verlogenheit der Regierung, der Presse, der Armee, bis herab zu dem feigsten Nationalgardisten, der mit seinen Heldenthaten prahlt, bis zu dem Verwundeten, der um Pardon bittet und dann seinem Retter das Messer in den Rücken stößt, diese allgemeine Herrschaft der Lüge, läßt einen erschreckenden Blick thun in die sittliche Verkommenheit dieses Volkes. Es ist wohl nie frecher gelogen worden, als in diesem Kriege. Zunächst konnte von der kaiserlichen Regierung der Krieg nur durch Lüge in's Werk gesetzt werden, nachdem sie sich über ihre Mittel, über Preußens Macht, über die Stimmung des übrigen Deutschlands selbst belogen und betrogen und daher falschen Hoffnungen hingegeben hatte. Und nun das Unglück hereinbrach, war die Lüge wieder die einzige Zuflucht, um den Sturz so lange als möglich hinauszuhalten. Jetzt hoffte man, als die bis dahin selbst Belogenen das Ruder ergriffen, die neue Regierung werde dem System der Lüge entsagen und die offenste und ehrlichste Mittheilung der wirklichen Lage des Landes als den wirksamsten Hebel zur Organisirung des ferneren Widerstandes benutzen. Sie nannte sich *ja res publica*. Aber sie hat im Gegentheil in Geheimhaltung und Entstellung der Thatfachen, in Dreistigkeit und Maßlosigkeit der Lüge das Unglaublichste geleistet und ihre Vorgängerin noch weit überboten. Wenn man die Siegesbülletins Gambettas vergleicht mit den österreichischen Depeschen v. J. 1866, welche die Armee sich stets rückwärts concentriren ließen, so erscheinen die letzteren wirklich wie verlegene Kinder gegenüber dem grau-

gewordenen Laster. Welch ein Lügenregiment, das selbst den Versuch nicht verschmähte, die Europäischen Höfe zu täuschen! Welch eine lange Übung setzt diese Virtuosität des Lügens voraus! Welch ein Volk, dem man das bieten kann! Kaum verstummt dieser Lügenmund vor dem Donner der Kanonen und dem Hurrah der Sieger einmal so lange, bis wieder eine neue Lüge erfunden ist. „Wenn eine Fluth dahergeht, wird sie uns nicht treffen, denn wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht und Heuchelei zu unserm Schirm gemacht“ — das scheint diese Regierung, der Ueberfluthung Frankreichs durch die deutschen Heere gegenüber zu ihrem Wahlspruch erkoren zu haben. Wenn aber ein Ninive bezeichnet werden muß als die mörderische Stadt, die voll Lügen ist, dann muß auch das Wehe folgen. Daher kann auch die Bestürzung und Verwirrung nicht ausbleiben, wenn die Selbsttäuschung wie Nebel verschwindet und das Lügengewebe zerreißt. „Es läuft hier einer und da einer dem andern entgegen und eine Botschaft begegnet hie und da der andern, dem Könige zu Babel anzufagen, daß seine Stadt gewonnen sei bis an's Ende, und die Furt eingenommen und die Seen ausgebrannt sind und die Kriegsleute seien blöde worden. Denn also spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels: Die Tochter Babel ist wie eine Tenne, wenn man darauf drischt, es wird ihre Erndte gar schier kommen.“ Jer. 51, 31 ff.

Welch eine sittliche Verwüstung muß aber diese Herrschaft der Lüge anrichten! Alle Grundlagen für das Glück eines Volkes werden erschüttert. Das Band des Vertrauens zwischen Unterthanen und Obrigkeit wird zerrissen. Muthlosigkeit, Mißtrauen und allgemeine Unsicherheit, Anarchie und Gottlosigkeit sind die nothwendigen Folgen. Hier ist das Geschrei über Verrath in der That berechtigt, denn es ist Verrath am Vaterlande, durch solches Lügenregiment das Volk sittlich zu verderben und es auf lange hinaus um den Segen einer geordneten Regierung zu bringen. Denn wer von jeder Regierung belogen und betrogen wurde, wie kann der noch irgend welcher Regierung mit Gehorsam und Vertrauen entgegen kommen? Trauen kann man ja nur dem, der sich tren erwiesen.

Welch einen überaus wohlthuenden Eindruck gewährt dagegen die Wahrhaftigkeit und Offenheit, mit welcher unser theurer König vom Beginn des Krieges an, vor sein Volk hintrat, es sogar durch jene schon erwähnte Aeußerung zu den Ministern auf die Nachricht von Niederlagen vorbereitend. Und als nun die ersten Siegesnachrichten eintrafen, so überraschend, so groß, daß sie kaum glaublich erschienen, blieben die Mittheilungen noch hinter der Wirklichkeit zurück. Fast nach allen größeren Siegen war es so, daß die späteren ausführlicheren Berichte einen viel größeren Erfolg, oft fast die doppelte Zahl von Gefangenen und erbeuteten Geschützen feststellten, als die erste Anzeige mitgetheilt. Diese Ehrlichkeit hat das Vertrauen zur Heeresführung wie zur Regierung überhaupt, so wohl in der Armee wie daheim mächtig gestärkt. Diese deutsche Ehrlichkeit, die ihre Zuflucht nicht zur Lüge nehmen kann, und — Gott sei Dank — nicht zu nehmen braucht, sondern ihr Vertrauen setzt auf den



allmächtigen Helfer im Himmel, vor dessen Angesichte sind Gnade und Wahrheit, ist eines der Zeichen, daß Deutschlands Erfolge ein Sieg der sittlichen Kraft über die materielle Macht sind. Stehen, fest und unbeweglich stehen kann nur, wer seine Lenden umgürtet mit Wahrheit und anlegt den Harnisch der Gerechtigkeit. Es ist nicht zu übersehen, daß die heilige Schrift sehr oft die Gnade, Barmherzigkeit und Güte Gottes verbindet mit der Wahrheit. So preist schon Elieser, Abrahams getreuer Knecht, den Herrn mit jenem Worte, das wir ihm jetzt von Herzen nachsprechen dürfen: „Gelobet sei der Herr, der seine Barmherzigkeit und seine Wahrheit nicht verlassen hat an meinem Herrn.“ \*) Wie in Gott Gnade und Wahrheit unzertrennlich verbunden sind, so kann auch nur denen seine Gnade zu Theil werden, die aus der Wahrheit geboren sind. Es ist hoch erfreulich, daß in dieser Zeit der Lüge die Wahrheit einen solchen Triumph feiert, daß die wiedererwachte deutsche Biederkeit und Treue französische List und Lüge aus dem Felde geschlagen. Wir können uns nicht wundern, wenn unsere Feinde diesen Ruhm uns zu schmälern suchen und selbst der Verfasser jenes mehr erwähnten Bekenntnisses in der *V'eglise libre* nach dem Zugeständniß der eigenen Unehrlichkeit fortfährt: „Darum hast Du uns verlassen und in die Hände eines harten Herrn und Betrügers geliefert“ — er ist Franzose, er spricht für sein Vaterland. Wenn aber diejenigen, die als Unbetheiligte von fern stehen und ruhigen Blickes diesem Kampfe zusehen können, hier Wahrheit und Lüge nicht zu unterscheiden vermögen, so ist das nur ein Beweis dafür, wie weit Frankreich über seine Grenzen hinaus seine Netze der Lüge ausgestellt hat, um in ihren verborgenen Schlingen selbst ehrliche Gemüther zu fangen.

Diese tausend einzelnen Lügen, welche in Frankreich alle bösen Leidenschaften aufgestachelt und das Unglück des Krieges vergrößert und verlängert haben, weisen hin auf eine erste große Lüge, welche diese Brut von Lügen ausgeborn hat. Ein solches System der Lüge hat ein Princip, von welchem aus es sich mit innerer Nothwendigkeit entwickelt. Und diese Grund- und Ur-lüge ist das Princip „von Unten.“ — Der Herr ist König — alle irdische Obrigkeit ist nur Stellvertretung und Haus-halterchaft. Alle Obrigkeit ist von Gott verordnet, Gottes Dienerin, also vom König der Könige eingesetzt, daß sie seine Befehle ausrichte — von oben. Will eine Obrigkeit mehr sein, als Gottes Dienerin, will sie losgelöst von Gottes Ordnung und Gebot herrschen nach ihrem eigenen Willen und Gefallen und diese Abhängigkeit von oben, die sie als eine Fessel fühlt, abstreifen, so verfällt sie dem Gericht alles falschen Freiheitstrebens, der Menschenknechtschaft. Und wo ein Volk regierungsflüchtig wird, daß jeder gern die Krone tragen möchte, so ist das Ende aller daraus hervorgehenden Entwicklungen, daß der Herr ihm einen König giebt in seinem Zorn. Nur die Freiheit in Gott, die uns der Sohn verleiht, der uns recht frei macht, hilft hinweg über Menschenfurcht und Menschengefälligkeit durch die Furcht und Liebe Gottes, aber die Freiheit von Gott

führt in die Knechtschaft der Menschen. Wird das „von Gottes Gnaden“ gestrichen, so bleibt nichts übrig, als von Volkes Gnaden. Und dies von unten, das ist die moderne Grundlüge im Gegensatz zu dem von oben als der ewigen Wahrheit. Die Könige werden in der heil. Schrift als Sterne bezeichnet. Die setzt keine Menschenhand da hoch oben hin in ihre stille Höhe, die kein Nachtgewölk erreicht, wie hoch es auch aufsteigen mag aus den Sümpfen der Erde. Darum wirft kein Sturm der Erde sie herab, wenn der Herr sie nicht aus seiner Hand wirft. Ein König aber von Volkes Gnaden ist wie der Simson, dem sie die Haare abgeschnitten und die Augen ausgestochen hatten. Und der war eben kein König, sondern ein armer, armer Mann, der Andere erschlug und selbst mit erschlagen ward. Was wir früher an einem andern Orte gesagt: „Es ist das nun mal so meine Passion, daß ich vor allem, was der liebe Gott gemacht hat, einen besonderen Respect habe, was aber Menschen machen, muß ich mir immer erst darauf ansehen, ob es auch zum Respect haben ist. Und da muß ich ehrlich gestehen, solch ein Königthum, was Menschen zurecht machen, ist weder zum Fürchten, noch zum Lieben, also auch nicht zum Respect haben. Mich dünkt, den Götzemachern muß das Stük Holz, aus dem sie einen Gözen zurecht geschnitzt haben, hinterher noch gerade so vorkommen, wie ein Stük Holz“ — das hat sich bei diesen Umwälzungen in Frankreich recht klar gezeigt. Die gemachten Sterne, die Menschenhand wo hinstellt, können auch Menschenhände wieder abreißen. Ein Königthum von Volkes Gnaden ist seines Thrones nur so lange sicher, als es des Volkes sicher ist. Sobald einmal ein Unglück hereinbricht, und dies Königthum dem Volke nicht mehr hilft, sondern umgekehrt, das Volk nun seinem Königthume helfen mußte, fallen diese Sterne vom Himmel, gleichwie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft. Ist es vorbei mit ihrem Glanze, so ist es auch vorbei mit dem Respect, mit Furcht und Liebe, und eine glänzende Gefangenschaft ist noch das glücklichste Loos für solch einen armen Mann, der sonst vor der Wuth seines Volkes landesflüchtig sein mußte. Aber ein König von Gottes Gnaden, des Krone die allmächtige Hand Gottes hält, weil er auf ihn vertraut, und des Scepter die Gnade und Wahrheit leiten, weil er nur Gottes guten und gnädigen Willen ausrichten will — von dem muß auch gelten, was Asmus einmal sagte: „Der wird immer unverlegen und immer größer sein, als was ihm begegnet, wird den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen haben.“

Dies ist der große Gegensatz, der in diesem Kriege offenbar geworden ist zur eindringlichen Mahnung und Warnung für uns alle, auch für regierungsflüchtige Volksvertreter. Weil dies französische Kaiserthum als von unten stammend selbst eine Lüge war, mußte es zur Lüge seine Zuflucht nehmen, bis der Tag von Sedan dieses Lügengewebe zerriß. Und weil ein Advocat, der immerhin sonst reiche Gaben von Gott empfangen haben mag, doch den Auftrag nicht erhalten hat, das Volk zu regieren, mußte die erste Lüge von noch frecherer Lüge überboten werden. Es ist doch ein Jammer um ein Volk, das keine Obrigkeit von Gottes Gnaden mehr hat, ja, keine mehr haben

\*) cf. 1 Mos. 24, 27. Ps. 25, 10, 36, 6, 57, 11, 89, 15, 92, 3, 100, 5, 115, 1, 117, 2 u. a.



kann. So öde wär's zur Nacht auf Erden, wenn kein Stern am Himmel stünde. —

Das war für uns der erste Segen dieses Krieges, daß sein Ausbruch Alles zurückdrängte, was das Princip von unten bereits in den Vordergrund und zwischen den König und sein Volk gestellt hat. Der König wandte sich an sein Volk und das Volk schaute sich vertrauensvoll um seinen König, auch wenn es durch dunkle Tage gehen sollte. Man vergleiche einmal Napoleons Reisen zwischen den Tagen von Gravelotte und Sedan mit der Fahrt unsers Königs von Berlin nach dem Rhein, oder auch mit der Zeit französischer Herrschaft in Deutschland, mit den Prüfungstagen Friedrich Wilhelms III.; man vergleiche die Abreise der Dame aus den Tuilleries mit Preußens Klage um seine Louise! Ein ewiges Vaterland zu haben, und des gewiß zu sein, aus aller Trübsal dieser Zeit in die ewige Heimath dereinst eingehen zu dürfen geschmückt mit reiner Seide, das ist ja freilich mehr werth, als alles, was diese Welt uns bieten kann. Aber für die Zeit unserer Pilgrimschaft ist es doch ein unvergleichlich Gut, ein Vaterland zu haben, für welches das Herz in Liebe schlagen kann, weil sichtbar Gottes Hand ob ihm hält und sein Segen auf ihm ruht. Und für das Glück eines Volkes ist es freilich das Erste vor allem anderen, daß es dem König der Könige diene in Glauben und Liebe und seine Gebote halte in Treue und Gehorsam; aber davon unzertrennlich und für sein Glück unerlässlich ist das Andere, daß es seiner Obrigkeit, die Gottes Gnade ihm gegeben, anhänge in Liebe und Treue, und zu ihr stehe fest und ohne Wanken in Freud und Leid. Denn das vierte Gebot ist das erste, welches Verheißung hat: auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Wir können kein Hehl daraus machen, wie tief das Gift jener französischen Lüge sich bereits in die Anschauungen unsers Volkes, in unser Staatswesen, ja selbst in unser kirchliches Leben eingefressen hat — das drängt uns zu einem demüthigen Kyrie eleison! Andererseits aber dürfen wir uns der Thatfache von Herzen freuen, welche dieser Krieg unwiderleglich dargethan hat — und das fordert uns auf zu einem fröhlichen Hallelujah! — daß unser deutsches Volk trotz aller Verfassungsschwärmerei nach französischer Manier in seinem Kerne noch gut deutsch gesinnt geblieben ist. Was auch seit 1848 alles daran gesetzt worden ist, um die Majorität zu Ehren zu bringen und die gottgeordnete Auctorität zu schwächen — noch glaubt und traut doch unser preussisch Volk seinem König Wilhelm mehr, als allen modernen Propheten des Liberalismus, welche es sich zur Aufgabe gesetzt, verlegene französische Waare in Deutschland an den Mann zu bringen. Der Krieg hat gezeigt, daß unser Volk im Ganzen doch noch fest und treu zu seinem Könige steht; daß unser Königshaus mit unserm Volke tief und innig verwachsen ist und seine Wurzelfasern noch reichen bis in den Grund der Herzen aller Treuen im Lande; er hat gezeigt in Summa, welch ein Segen das Königthum von Gottes Gnaden ist. Wenn diese Erkenntniß unter uns wieder neue Macht gewönne, so wäre das schon ein Siegespreis hoher Opfer werth.

Das Königthum von Gottes Gnaden hat aber seine Wurzeln, die es tragen, die ihm Kraft und Leben zuführen, in der christlichen Familie. Wie es in einem Volke mit dem Familienleben steht, so steht es auch um das Leben der großen Familie, des Staates. Nur wo in der christlichen Familie Pietät und Zucht, Gehorsam, Liebe und Treue gepflegt werden, kann im Volke jene Unterthanentreue und Liebe sich finden, auf welcher die Throne der Fürsten ruhen. Diese Tugenden gedeihen aber nur in der Furcht des Herrn. Denn die erste Antwort auf die Frage, warum ein Kind Vater und Mutter lieben und ehren soll? lautet immerdar, weil es der Herr geboten hat. Wird die heilige Scheu vor der Verletzung der Gebote und Ordnungen Gottes nicht durch ein geheiligtetes Familienleben den Kindern in's Herz gepflanzt, so erwächst im Volke jener Geist, der die Majestäten lästert. Und hierin liegt die vornehmlichste Ursache des gegenwärtigen Unglücks in Frankreich. Weil dort das christliche Familienleben zerstört, die eheliche Treue gelockert, die christliche Erziehung der Kinder in der Furcht des Herrn vernachlässigt ist, weil Pietät und Ehrerbietung, Zucht und Gehorsam aus dem Hause verschwunden sind, darum fehlen alle diese christlichen Tugenden auch im öffentlichen Leben, darum fehlt dem Thron die sichere Grundlage. Dieses Unglück ist für Frankreich viel größer, als alle seine jetzigen Niederlagen. Sind die heiligen Gottesordnungen zerstört, so bricht alle menschliche Ordnung zusammen. Und weil das Unglück Frankreichs in dieser tiefen sittlichen Verderbniß der Familie seinen Grund hat, darum hilft keine Verfassungsänderung und kein Dynastienwechsel. Da nützt es nichts, auf der Höhe der Wissenschaft oder an der Spitze der Civilisation zu stehen. Da sind alle politischen Kunstgriffe und alle volkswirtschaftlichen Theorien, kurz alle menschlichen Mittel vergeblich. Darum war es eine ungeheure Selbsttäuschung oder Lüge, daß die Republik Frankreichs Rettung sei. Nein, Frankreichs Rettung ist allein rechtschaffene Buße. Sie allein kann es möglich machen, daß die zerstörten heiligen Gottesordnungen wieder hergestellt werden, auf denen ganz allein das Glück eines Volkes sich erbaut.

Möchte doch unser Volk mit einem Auge, das kein Schalk ist, in diesen Spiegel schauen, damit es einhalte auf seinem Wege, so lange es Zeit ist. An Frankreichs tiefem Fall hat es uns Gott der Herr zur ernststen Warnung vor Augen gestellt, wohin es führt, wenn das heilige Band der Ehe immer mehr gelockert wird durch Sünden und Schanden vor dem Ehestande, wie in demselben, durch die Leichtfertigkeit der Schließung, wie der Scheidung der Ehen. Da sollen wir lernen, wohin es führt, wenn nicht mehr das Wort Gottes das Haus regiert, die Erziehung der Kinder leitet, und die Liebe und Furcht des Herrn in die Herzen pflanzt. Und wer ein wenig das Leben unseres Volkes kennt, namentlich auf dem Lande, der weiß, einen wie großen Einfluß hierauf die christliche Schule hat. Wird ein Volk entchristlicht, dann kommen solche Zustände, wie sie dieser Krieg vor unseren Blicken in Frankreich aufgedeckt hat.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 11. Januar.

N<sup>o</sup> 3.

## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Der Krieg hat eine Ausdehnung gewonnen, wie nach den entscheidenden Siegen der ersten vier Wochen nicht zu befürchten stand. In dem Maße haben sich auch die Opfer gesteigert, die er gefordert hat. Wer zählt die Gräber der Unseren im fremden Land? Wer zählt die Seufzer und Thränen der Tausende, welche dieser Krieg in Noth und Trauer versetzt! Wie müßte denen, welche die Flamme dieses Krieges muthwillig angezündet, und denen, welche in unseliger Verblendung sie weiter geschürt und genährt, das arme Gewissen wimmern, wenn ihre Blindheit von ihnen genommen würde, ob der Ströme von Blut, welche dieser Krieg vergossen, ob des unermeßlichen Jammers, welchen er angerichtet! — Einer ist, der zählt die Thränen, der gesprochen hat: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen.“ Noch lange wird das Kyrie eleison nicht verstummen, welches das Elend dieses Krieges zu Gottes Thron aufschreien läßt.

Aber auch dieser Nachtseite des Krieges tritt ein liches Bild zur Seite. Es ist der barmherzige Samariter, welchem wir allenthalben an den Schmerzenslagern begegnen. Noch nie hat die christliche Liebe eine Opferwilligkeit und Beharrlichkeit in ihrem oft recht schweren Dienste bewiesen, wie in dem verflossenen Jahre. Wo es nur Deutsche giebt, selbst in der weitesten Ferne, hat die Liebe ihre Opfer gebracht, um die Leiden dieses Krieges lindern zu helfen. In den Tausenden von Krankenjäten sind überall freiwillige Hände geschäftig bei der Pflege der Verwundeten im edlen Wettstreit mit der Fürsorge der Aerzte. Was nur die Liebe und ärztliche Kunst ersinnen mag, um die traurige Lage unserer wackeren Soldaten zu erleichtern und ihre Schmerzen zu mildern, das wird angewandt und kein Opfer gescheut. Vieles mag ja geschehen sein lediglich aus einem Patriotismus, dessen auch Griechen und Römer fähig waren, vieles aus bloßem Mitleid und Humanismus — wir schweigen von Eigennutz, Eitelkeit und Ehrgeiz, die wohl auch hie und da gewagt haben ihre ungewaschenen Hände einzumengen — aber Vieles ist gewiß das Werk heiliger Liebe gewesen. Möge ein jeder, der mitgeholfen und gegeben hat, sich prüfen, ob er des Herrn Zeugniß vernehmen kann: „Das hast du mir gethan.“

Bei diesem Wettstreit aller Stände, der Kinder und Greise,

der Reichen und Armen ist auch die Kirche mit ihrem Dienste nicht zurückgeblieben. Eine Vergleichung der kirchlichen Zustände der Jahre 1807—1815 mit der Thätigkeit der Kirche im gegenwärtigen Kriege ist wohl geeignet, zum Lob und Danke aufzufordern. Es ist doch Vieles besser geworden. Wenn es damals vielfach fehlte an treuen Zeugen, die großen Thaten Gottes auszuweisen, ist diesmal das Wort Gottes daheim den Gemeinden in den Gebetsandachten, und den Truppen im Felde, wie in den Lazarethten reichlich dargeboten worden. Während damals Samuel Elsner mit einem Tornister voll neuer Testamente den Soldaten nachwanderte, ist diesmal die heilige Schrift in hunderttausenden von Exemplaren in der Armee verbreitet worden. Damals hätte man wohl fragen mögen: „Was ist das unter so Viele?“ Und doch hat der Herr auf das Wenige einen großen Segen gelegt und die treue Arbeit seines armen Knechtes reich gelohnt. Wenn diesmal die Ernte der vieltausendmal reichlicheren Ausfaat entspräche, wahrlich, dann gingen wir einer seligen Zeit entgegen.

Neben diesem Reichthum, welchen die evangelische Kirche als die Kirche des Wortes entfaltet, hat sich doch andererseits auch ihre Armuth sehr fühlbar gezeigt. Sie mußte die Ordnung und Ausgestaltung der Wochengottesdienste oder Gebetsandachten dem Ermessen jedes einzelnen Geistlichen überlassen, weil sie keine diesem Zwecke entsprechende Gottesdienstordnung hat. Das ist ein fühlbarer Mangel, an dessen Abhülfe die vielen liturgischen Bestrebungen der neueren Zeit zwar arbeiten, aber dem doch eben bis jetzt noch nicht abgeholfen ist. Und wäre eine entsprechende Vorschrift gegeben worden, so würde sie vielfach um der Armuth der evang. Kirche willen nicht haben ausgeführt werden können. Kirchliche Sängerkhöre, die hierzu unerlässlich wären, fehlen namentlich in den Städten meist ganz und sind in großen Städten etwas so Kostbares, daß arme Kirchen und Gemeinden darauf verzichten müssen. Leichter ist es hierin dem Bedürfnis zu genügen in den Landgemeinden, deren Anforderungen an die Kunst ein tüchtiger Schullehrer mit Hülfe der Schulkinder wohl befriedigen kann. Wo dagegen, wie in den großen Städten, die Schulen mit der Kirche und der Parochialgemeinde in keinem Zusammenhange mehr stehen, fehlt selbst diese Hülfe, und mangelt es nun noch dazu an den nöthigen Geldmitteln, so muß der Geistliche froh sein, wenn er zum Gesange einiger Lieberverse die Begleitung der Orgel haben kann. Es ist aller Anerkennung werth, daß in den letzten Decennien



viele und schöne evangelische Kirchen gebaut oder ausgebaut worden sind. Aber wenn ein Haus wohnlich sein soll, so gehört doch mehr dazu, als vier nackte Wände. Das Wohnen im Hause des Herrn, sich darin wohl und heimisch fühlen können, setzt voraus, daß es wirklich wohnlich sei, daß der Kahlheit unserer Gottesdienste abgeholfen und ihnen der edle Schmuck zu Theil werde, welchen eine heilige Kunst gewährt, namentlich ein wirklich kirchlicher Gemeinde- und Chor-Gesang. Möchten diejenigen, denen die „schönen“ Gottesdienste des Herrn lieb geworden und denen der Herr irdische Mittel reichlich verliehen hat, sich bewogen finden, hierin der Armuth der evangelischen Kirche aufzuhelfen und die Wiederherstellung kirchlicher Chöre sich empfohlen sein lassen. — „Wenn mich der Herr wieder heimbringen wird nach Jerusalem, so will ich dem Herrn einen Gottesdienst thun.“ —

Ein zweites Gebiet, auf welchem die Armuth der evangel. Kirche fühlbar hervorgetreten, ist das der Krankenpflege. Wenn beispielsweise in einem großen Lazareth entsprechend dem Bekennniß der darin befindlichen ungefähr 1500 Verwundeten fünf evangel. Geistliche neben einem katholischen Pfarrer thätig sind, die leibliche Pflege aber katholischen Ordensschwestern überlassen werden muß, weil es an evangelischen Diaconissinnen fehlt, so sind solche Thatfachen wohl geeignet, den mehrfach ergangenen Aufrufen evangelischer Krankenhäuser an die christlichen Jungfrauen der evangel. Gemeinden, in diesen Dienst der Liebe einzutreten, Nachdruck zu geben. Möge die unaussprechliche Barmherzigkeit unseres Gottes, die wir in dieser Zeit erfahren haben, die Barmherzigkeit wecken und die evangel. Kirche zeigen, daß ihr Glaube Früchte trägt in guten Werken.

Alle bisher berührten Punkte, welche die Betrachtung des gegenwärtigen Krieges der Besprechung aufdrängte, — wie groß auch ihre Bedeutung für die Weckung und Stärkung des Glaubens und die sittliche Erhebung unseres Volkes sein möge — werden doch an Einfluß auf die weitere Entwicklung unserer Kirche von einer anderen Wirkung, welche dieser Krieg gehabt, weit übertroffen. Wir meinen die so lange erträumte und ersehnte, vorbereitete und erstrebte Einigung Deutschlands. So lange wir sie machen wollten, streckten wir die Hand vergeblich nach ihr aus. Nun hat der Herr im Feuer das spröde deutsche Eisen zusammengeschmolzen und in der Trübsal geläutert; nun dürfen wir das einige Deutsche Reich aus seiner Gnadenhand hinnehmen mit Lob und Dank. Wir haben es hier nicht zu thun mit den politischen Erwägungen, zu welchen diese Thatfache Anlaß giebt; nicht mit den Hoffnungen und Wünschen, Bedenken und Besürchtungen, welche sich in Betreff unseres engeren Vaterlandes an sie anschließen; nicht mit den Bedingungen, unter welchen allein die Erhaltung und Pflege der geschichtlich gewordenen und berechtigten Eigenthümlichkeiten und besonderen Gaben der einzelnen Theile mit der Einigung zu einem großen Ganzen möglich erscheint; nicht mit den Maßnahmen und Einrichtungen, die erforderlich sein werden, daß der Reichtum der Mannigfaltigkeit in den von Gott verliehenen Gaben

der einzelnen Deutschen Stämme nicht die Einheit störe, aber auch die Einigung sich nicht vollziehe auf Kosten oder gar mit Vernichtung dieser segensreichen Mannigfaltigkeit — das Alles haben wir Anderen zu überlassen, vor Allem der Weisheit und Güte des barmherzigen Gottes, der weiter helfen wird. Wir haben hier unbefangen die Thatfache hinzunehmen und können uns ihrer von Herzen freuen, weil sie für die Kirche unseres Gottes von reichem Segen werden kann. Deutschlands endliche Einigung war die Frucht, welche dieser Krieg sofort bei seinem Ausbruch in Aussicht stellte und bereits vor seiner Beendigung unter der Hitze des Kampfes zur Reife gebracht — eine Frucht, die Gott der Herr uns nur so konnte erwachsen und reifen lassen. Während französische Pfiffigkeit mit der alten Eifersucht der deutschen Stämme als mit einem ganz sicheren Factor für ihr Facit rechnete, fanden die Deutschen in Nord und Süd gegenseitig die Bruderhand, durchglüht von demselben gerechten Zorn über die von Frankreich uns angedonnene Schmach, begeistert von derselben opferfreudigen Liebe für das gemeinsame theure deutsche Vaterland, einig in dem Vertrauen auf unseres Gottes gnädige Hülfe. So warfen sie Schulter an Schulter miteinander blutend, miteinander siegend den übermüthigen Feind in schmachliche Flucht, und vollzogen thatsächlich Deutschlands Einigung, der zu ihrer Vollendung nur noch fehlte, daß das gemeinsame Banner vor den Augen der Welt entfaltet wurde, um ihr zu zeigen, daß Frankreichs Fall Deutschlands Auferstehung sei. Wahrlich, es ist ein Hochgefühl, in dieser Zeit ein Preuße, ein Deutscher zu sein! — Während Dänemark trotz Frankreichs stolzer Flotte die Stunde doch nicht dazu angethan erachtet, seine schleswigschen Wünsche zu befriedigen; während Oesterreich noch immer vergeblich ringt, die widerstrebenden Elemente unter seinen bunten Völkerschaften miteinander zu versöhnen und die sich widerstreitenden Interessen derselben zu vereinigen; während Englands schleichhändlerische Neutralität uns empört und das Gefühl der Stammesverwandtschaft und Zusammengehörigkeit zu ersticken droht; während die romanischen Völker einer mobilisirten Waare gleichen, welche leicht aus einer Hand in die andere geht, und mit der jeder schlaue General oder pfiffige Advokat, der sie vorübergehend acquirirt, sein Geschäft zu machen sucht; während der Souverain von Rom den schwindelnden Gipfel anbetungswürdiger Ehre zu ersteigen sucht und unterdessen seine weltliche Macht zerfließen sieht; während Frankreich insonderheit aus tödtlichen Wunden blutend in seinen fieberhaften Phantasien noch immer der eingebildeten Welt Herrschaft nicht vergessen kann, und daher in lichten Augenblicken um so zermalmender seine wirkliche Ohnmacht fühlt: während alles deß richtet nach einem Siegeslaufe ohne Gleichen das deutsche Reich wieder auf seine alte Herrlichkeit und krönt sich und seinen deutschen Kaiser. — Ja, gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte! Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat! Lobe den Herrn, meine Seele!



Die Wiederherstellung des Deutschen Reiches hat das Verlangen nach kirchlicher Einigung in weiten Kreisen lebhaft angeregt. Wie könnte es auch anders sein! Der Völker ist eine bunte Menge und der Staaten sind viele nach Gottes Willen, aber das Reich Gottes soll ein einiges sein, die una sancta, welche wir im Apostolicum bekennen. „Ein Leib und ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller.“ Daher ist der Trieb nach Einigung in der Kirche viel tiefer aus ihrem innersten Wesen erwachsen, als das Verlangen nach Gemeinschaft unter den Völkern, Sprachen und Zungen. Und die alte Mahnung, die immer wieder laut wird: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist“, kennt keine politischen Grenzen, denn das Reich dieses Königs reicht, soweit die Wolken gehen. Diese Einigkeit der Kirche ist das Ziel, welches ihr bereits vorgesteckt war, ehe sie geboren ward unter dem Wehen der mannigfachen Kräfte des einen heiligen Geistes. Diese Einigkeit ist eine der ökumenischen Bestimmungen ihres Wesens, die sie nicht preisgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Und könnte je dies Sehnen der Liebe in ihr ersterben, so würde das ein Zeichen sein, daß sie selbst erstorben wäre. Denn so lange sie ihre Augen aufhebt zu ihrer vereinsigten Herrlichkeit, sieht sie stets im Glauben die eine Herde weiden unter dem Stabe des einigen Hirten. Und wenn wir nun unsere Blicke zurückwenden von dem, was die Kirche werden soll, zu dem, was sie gegenwärtig ist, zieht uns ein tiefes Weh durch's Herz, daß Israel ist wie eine Herde zerstreut auf den Bergen, daß da ein jeglicher siehet auf seinen Weg. Und dies Weh steigert sich und dies Sehnen nach der rechten Einigkeit im Geiste erhöht sich, wenn wir sehen, wie Deutschland sich politisch einigt, während die Kirche Gottes in Deutschland so tief zerrissen und zerklüftet ist. Wenn das deutsche Reich wieder ersteht in neuer Einigkeit, Macht und Herrlichkeit, soll denn die Kirche Christi im Staube liegen bleiben in ihrer alten Ohnmacht und Zerrissenheit und sich begnügen, zu seufzen und Asche auf ihr Haupt zu streuen? Soll ihr Elend uns nicht sein wie ein Brand in unseren Gebeinen? Sollten die Verheißungen, die ihr gegeben sind, uns nicht entzünden zu heiligem Eifer, daß wir alle, die den Herrn lieb haben und gerne sähen, daß Rast und Steine zugerichtet würden zu Jerusalems Mauern, einander ermuntern und unsere Hände einschlagen und sagen müssen: „So laßt uns nun auf sein und bauen, daß wir nicht länger eine Schmach seien vor unseren Feinden!“ Und wenn die Zeichen der Zeit darauf deuten, daß die Stunde da ist, die lebendigen Steine zusammenzufügen und zu erbauen zum geistlichen Hause, und wenn die gewaltigen Thaten Gottes der zerstreuten Herde laut zurufen, daß sie sich sammle und einige, und wenn wir trotzdem die Hände müßig in den Schooß legen und die gute Stunde ungenützt verstreichen lassen: würde es uns nicht nachmals wieder sein müssen wie ein Brand in unserem Gewissen?

Seitdem unser Herr darum gebetet, „daß sie alle eins seien“, ist dies Verlangen nach der rechten Einigkeit im Glauben, nach einer Union im Geist und in der Wahrheit nie ganz erstorben

in der Kirche Gottes. Erstorben ist es nur in den Gliedern derselben, von denen das Leben aus Gott entwichen war. Es ist nicht recht, daß diejenigen, welche den Namen und Beruf der Union ausschließlich für sich beanspruchen, so auftreten, als ob nur ihnen jenes Gebet des Herrn im Herzen läge, während von anderer Seite die Klage erhoben wird, daß gerade die staatskirchliche Union es sei, welche die Erfüllung jenes Gebetes aufhalte. Der Zug zur wahren Union ist viel älter, als ihr moderner Name, und jedenfalls kein preußisches Verdienst. Er ist recht eigentlich der lutherischen Kirche eingeboren, die als die Kirche des lautereren Wortes Gottes in jeder Hinsicht die Kirche der rechten Mitte ist. Und dies ihr Recht und diesen ihren Beruf zur wahren Union kann die lutherische Kirche nicht an diejenige Union abtreten, welche zwar dieses Unionsverlangen aller Kinder Gottes allein zu verstehen, zu empfinden und befriedigen zu können meint, während jedoch ihr bisheriger Erfolg die Berechtigung zu diesem Anspruch nicht nachgewiesen hat. Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß dieses Sehnen nach einer Einigung aller Kinder Gottes auf Erden fast in allen Kirchengemeinschaften nach einem Ausdruck sucht in kleineren und größeren, wenn auch immerhin sehr verschieden gefärbten kirchlichen Versammlungen. Mag der Erfolg um der Sünde willen, die sich mit eingemengt, bisweilen Trennung statt Einigung gewesen sein, soviel jedenfalls ist erkennbar, daß ein neuer Most gährt in den alten Schläuchen. Versäumen wir nicht die gute Stunde, damit der Most nicht verschüttet werde, wenn dann die Schläuche zerreißen.

Als einst das deutsche Reich die bis dahin getrennten Volksstämme Deutschlands zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßte, konnte es nur geschehen, indem die Kirche sie innerlich vereinigte in dem einigen Glauben und sie alle durch die eine Taufe dem einigen Herrn zuführte. Das Evangelium allein hatte die Kraft, das einander Widerstrebende zu versöhnen und die natürliche Sprödigkeit der Theile in der Liebe zu dem einen Gott und Vater unser aller zu erweichen. Die Vereinigung der einzelnen Stämme mit dem Deutschen Reiche fiel zum Theil zusammen mit ihrer Einverleibung in die christliche Kirche. Das deutsche Gemüth ist vor anderen eine anima naturaliter christiana. Es ist auch heut noch so geartet, daß es das religiöse Interesse über das politische setzt. Eine gewaltsame Einverleibung in einen anderen Staat kann ein deutscher Stamm mit der Zeit verschmerzen; eine gewaltsame Einverleibung desselben in eine andere Kirche würde unmöglich sein. Nur die da los sind vom Glauben, sind auch los vom Vaterland und ungelehrt. Mit der später mehr und mehr überhandnehmenden Veräußerlichung der Kirche ging Hand in Hand eine Lockerung der einzelnen Glieder des Ganzen. Je mehr der Glaube der Unwissenheit und dem Aberglauben wich und damit seine einigende Lebenskraft verlor, erstarrte die Selbständigkeit der einzelnen Fürsten innerhalb des deutschen Reiches. Auch das war göttliche Gnadenfügung. So erzog der Herr die Schirmherren der evangelischen Kirche, daß sie nicht schutzlos war, als endlich



die Reformation den großen schmerzlichen Bruch vollziehen mußte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Rom schon seit den Tagen von Costniz der Wahrheit widerstrebte, brachte den tiefsten Riß hervor, der das deutsche Volk spaltet. Diesen Riß wieder zu schließen, steht nicht in Menschenmacht. Sonst hätte Roms Gewalt es wohl schon erreicht. Wir werden uns für jetzt begnügen müssen, das deutsche Reich gemeinsam auszubauen und es nebeneinander zu bewohnen, will's Gott, in Frieden. Dies friedlich Nebeneinander ist indessen doch nur dann möglich, wenn beide Kirchen im deutschen Reiche gleiche Rechte, gleiche Freiheit, gleichen Schutz genießen. Aber hier treffen wir auf eine wunde Stelle. Gerade in Preußen, dessen Könige die deutsche Kaiserkrone tragen werden, steht die evangelische Kirche sich neben der katholischen in mancher Beziehung ungünstiger gestellt. Auf die Frage nach dem Grunde dieser Thatsache, ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die römische Kirche vermöge ihrer festgeschlossenen Einheit dem Staate gegenüber eine festere und gesichertere Stellung einnimmt, als die evangelische, welche bei ihrer inneren und äußeren Zerrissenheit zumal in der Zeit des Territorialismus wehrlos der Willkür des omnipotenten Staates preisgegeben war. Und wenn die weitere Entwicklung dahin führt, daß der Staat sich immer mehr des christlichen Geistes entledigt und der Kirche entfremdet, so muß offenbar die evangelische Kirche nicht nur dem Staate, sondern auch der römischen Kirche gegenüber in eine noch traurigere Lage gerathen und obenin ihr Unglück schweigend tragen, da sie nicht einmal ein gemeinsames Organ hat, ihre Klage laut werden zu lassen und ihr Recht geltend zu machen. Diesem Zustande muß sie entzogen werden, wenn sie nicht den größten Gefahren entgegengehen soll, die sie nur vereint überwinden kann. Die Frage nach ihrer Einigung kann für sie zur Existenzfrage werden. Gleicherweise wird aber auch von der Einigung der Kirche, wenn nicht die Existenz, so doch der Friede und die Wohlfahrt des deutschen Reiches abhängen. Zunächst ist nicht zu übersehen, daß eine überwiegend katholische Bevölkerung zu dem bisherigen norddeutschen Bunde hinzutritt. (Auch in Elsaß und Lothringen ist die Mehrzahl der Bevölkerung katholisch, rund etwa 2½ Million, neben etwa ¼ Million Lutheranern und Reformirten.) Wenn nun auch die Gerechtigkeit des gegenwärtigen preussischen Staates gegen die katholische Kirche nicht in Abrede gestellt werden kann, wird es doch immer in katholischen Ländern schmerzlich empfunden werden, daß die Krone des wiederhergestellten deutschen Reiches auf ein evangelisches Fürstenhaus übergeht. Und die Evangelischen der neu hinzutretenden Länder, unter denen die Reformirten nur einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil bilden, kommen Preußen zum Theil mit ausgesprochenem Mißtrauen entgegen. Die Antipathie katholischer Bevölkerungen zu überwinden, wird nicht in Preußens Macht stehen, wohl aber steht es in seiner Macht, sich die Sympathie der

Evangelischen aller deutschen Länder zu erwerben. Nur muß es freilich die bisherigen Bahnen verlassen, in welche es die evangelische Kirche geführt hat und andere Wege einschlagen, um das Verlangen nach Vereinigung der getrennten Glieder zu befriedigen und der evangelischen Kirche zu einer ebenbürtigen Stellung neben der katholischen zu verhelfen.

Welches diese Wege sein müssen, ergibt sich zum Theil schon aus der Beantwortung der Frage, was Preußen des Vertrauens der Evangelischen im übrigen Deutschland, ja der Lutheraner in seinen eigenen Provinzen beraubt?

Daß Preußen den Beruf habe, bei der politischen Neugestaltung Deutschlands an die Spitze zu treten, kann ihm nicht bestritten werden. Die ganze geschichtliche Entwicklung, die es zu dem gemacht, was es heut ist; die Opfer, welche es einst zur Befreiung Deutschlands von französischer Herrschaft gebracht; seine seitherige Machtenfaltung verbunden mit den Erfolgen, welche Gottes Gnade bisher ihm gegeben: das Alles zeigt, daß es von Gott dem Herrn zur Führerschaft Deutschlands berufen ist. Anders aber steht es, wenn wir nach Preußens Beruf fragen, die Führung der Kirche der deutschen Reformation zu übernehmen. Da hat es nichts dem Aehnlichen zu seiner Legitimation aufzuweisen. Seit einem halben Jahrhundert hat es mit allen erfindlichen Mitteln die Union durchzusetzen versucht und zur Lösung dieser Aufgabe seine besten Kräfte verbraucht. Und das Resultat dieser gesammten Arbeit ist, daß es dem Ziele, eine Verschmelzung der beiden Confectionen herbeizuführen, je länger desto ferner gerückt ist. Die Union ist ihren besonderen Weg für sich gegangen und die kirchliche Entwicklung neben ihr her auch ihren eigenen Weg. Die Union hat Formen und Formeln für einen gemeinsamen Cultus aufgestellt, welche die Getrennten vereinigen sollten, aber bis heut der Gegenstand des heftigsten Streites geblieben sind. Sie hat ein kirchliches Regiment geschaffen durch alle Stufen des kirchlichen Beamtenthumes, welches nach Ausweis der Denkschrift des Evang. Oberkirchenrathes vom 18. Febr. 1867 nicht mehr auf dem Bekenntniß der einen oder der anderen Kirche, sondern nur auf dem Materialprincip des evangelischen Glaubens steht. Sie hat eine Theologie herangezogen, welche nur das gemeinsam hat, daß sie nicht lutherisch und nicht reformirt ist, im Uebrigen aber dem Subjectivismus freie Hand läßt. Sie hat eine Synodal-Verfassung wesentlich nach reformirtem Muster hergestellt, welche ein gemeinsames Haus sein soll, da Lutheraner und Reformirte friedlich miteinander wohnen könnten, allein der Bau ist so umfangreich und die Thüren sind so weit gerathen, daß auch dem Protestantenverein und allem, was sonst gegen die Kirche Gottes und ihren Gesalbten protestirt, es schwer verwehrt werden kann, mit einzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 14. Januar.

N<sup>o</sup> 4.

## V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Und neben diesen Bestrebungen, die Union aus dem Gebiete der Phantasie und der Wünsche in die reale Wirklichkeit einzuführen, ist die kirchliche Entwicklung Preußens unter fortgesetztem Sträuben gegen das Andringen der Union ihren eigenen Weg gegangen. Das zur Zeit der Entstehung der Union in der Kirche erwachende Glaubensleben war durchaus pietistisch gefärbt und wußte nur von der Herrlichkeit des gekreuzigten Heilandes, aber nichts davon, daß diese Herrlichkeit des Menschensohnes am hellsten und reinsten wiederorscheine in der Herrlichkeit der lutherischen Kirche, in ihrer lauterer Lehre nach Gottes Wort und ihrem ungefälschten Sacrament. Auf sie wandten sich erst die Blicke, als die Union selbst den Namen der lutherischen Kirche der Vergessenheit anheimgeben wollte. Jetzt begann man sich mehr und mehr auf die vergessenen Schätze und die Liebe für die lutherische Kirche und die Entschiedenheit des Bekenntnisses zu ihrer Lehre und ihren Gnadenmitteln wuchs in dem Maße, als die Union dieser sich stetig ausbreitenden confessionellen Bewegung entgegentrat. So ist neben der Union und trotz derselben in Preußen die lutherische Kirche wieder erwacht, und kämpft um ihre Anerkennung und seufzt nach einem lutherischen Regimente, welches mit Liebe und Eifer sie pflegen soll. Und sie führt diesen Kampf nun so lange schon und mit einer Freudigkeit und Unermüdlichkeit, die es unmöglich machen, ihre Existenz in Preußen zu leugnen, wenn auch von lutherischer Kirche nicht geredet werden soll.

So lagen die Dinge, als Preußen sich 1866 die neuen Provinzen einverleibte. Damit fiel ihm auch die kirchliche Leitung dieser neuen Landestheile zu. Mit der Lösung dieser kleineren Aufgabe konnte es die Probe ablegen für seinen Veruf und seine Befähigung, die ihm jetzt zugefallene größere Aufgabe zu lösen und die Führung der gesamten evangelischen Kirche Deutschlands zu übernehmen. Und wie hat Preußen diese Probe bestanden? — Vier Jahre sind seitdem verflossen, und wir finden die alten Provinzen Preußens nach wie vor unter dem Evang. Oberkirchenrathe stehend und die lutherische Kirche in den Kampf mit der Union verwickelt; dagegen die neuen Landestheile mit ihren Consistorien unmittelbar von dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten abhängig und unabhängig vom

Evang. Oberkirchenrath. Hannover sehen wir in einer abgeschlossenen kirchlichen Stellung eifersüchtig sein Recht bewachen und mit aller Entschiedenheit sich zur Wehre setzen gegen jedes Eindringen der Union. Eine Milderung des Gegensatzes zum preußischen Kirchenregiment, selbst eine Annäherung an die Lutherischen in den alten preußischen Provinzen hat nicht stattgefunden. Schleswig-Holstein ist in einer Gährung, welche die Anbahnung der Synodalverfassung hervorgerufen, und sträubt sich nicht minder, als Hannover, gegen die Unterstellung unter den Evang. Ober-Kirchenrath. Die hessische Kirche endlich befindet sich in einer Verwirrung, wie gegenwärtig keine andere Landeskirche; eine Partei ist wider die andere und noch kein Weg sichtbar, der aus diesem Wirrsal herausführt. — Wir fragen hier nicht nach den Ursachen dieser augenblicklichen Lage, sondern constatiren nur die Thatsache, daß nach vier Jahren die neuen preußischen Provinzen in kirchlicher Beziehung noch in derselben isolirten Stellung sind, in welcher Preußen 1866 sie vorfand, ja daß eine kirchliche Vereinigung derselben mit einander und mit den alten preußischen Provinzen jetzt schwieriger erscheint, als damals. Und doch muß der gegenwärtige Zustand, da die alten preußischen Provinzen unter dem Evang. Ober-Kirchenrathe, die neuen Provinzen dagegen unter dem Ministerium der geistl. Angelegenheiten stehen, als ein Nothstand, als auf die Dauer völlig unhaltbar anerkannt werden. Die Aufgabe, eine Vereinigung der evangelischen Kirche innerhalb der gegenwärtigen Grenzen Preußens herbeizuführen, ist also in diesen vier Jahren ihrer Lösung eher ferner, als näher gerückt. Es ist hiermit gegangen, wie seit 50 Jahren mit der Union in den alten Provinzen, in denen je länger desto mehr die Trennung sich erweitert und befestigt hat. Und trotzdem — so kann man fragen — soll Preußen von Gott berufen sein zur Führerschaft der gesamten evangelischen Kirche Deutschlands?

Wenn aus den angeführten Thatsachen gefolgert wird, daß Preußen nicht zur Vormacht und Hüterin der evangelischen Kirche berufen sein könne, so wird dieser Schluß doch als eine zu weit gehende Folgerung erscheinen, sobald anderweitige Thatsachen das Gegentheil darthun. Aber soviel allerdings wird sich daraus ergeben, daß Preußen mit den bisher befolgten Grundsätzen und angewandten Mitteln seine Aufgabe nicht erfüllen kann; daß es also zunächst für seine eigene weitere kirchliche Entwicklung andere Wege einschlagen muß, daß es ferner bei den weiteren Schritten zur Fortbildung seiner kirchlichen Verhältnisse die



Rücksicht auf die endliche Einigung der gesammten deutschen evangel. Kirche maßgebend sein lassen muß, und daß es endlich erst seine eigene kirchliche Entwicklung zu einem befriedigenden Abschluß führen und das volle Vertrauen aller evangelischen kleineren Landeskirchen im Deutschen Reich erwerben muß, ehe es an die Erfüllung seines kirchlichen Berufes gehen kann, welcher ihm mit der deutschen Kaiserkrone von Gott dem Herrn übertragen wird. Freilich ein weiter Weg und ein fernes Ziel! Indes seiner Kirche zu demselben hinaanzuhelfen trotz aller Steine, die im Wege liegen, ist Sache ihres allmächtigen und gnädigen Herrn. „Habe ich dir nicht gesagt: so du glauben würdest, du fallest die Herrlichkeit Gottes sehen?“

Beginnen wir mit dem letzten Punkte. Worauf gründet sich das allgemeine Mißtrauen, gegen Preußen in den außerpreussischen evangelischen Ländern? — „Schafft eure Union ab!“ so ruft man uns aus Mecklenburg, Sachsen, Bayern und andern Orten entgegen. „Beseitigt die Union, so werden wir bald einig sein!“ — Ja zunächst müssen wir darauf doch sagen, daß die Union sich nicht so ohne Weiteres abschaffen läßt. Hohe und stolze Worte thuns nicht, und viel und lautes Schreien thuts auch nicht. Vor Geschrei und Phrasen läuft die Union nicht davon. Dazu ist sie zu gut preussisch. So allgemein hin die Beseitigung der Union verlangen, heißt aber geradezu Unmögliches fordern, darum ist es ganz vergeblich und thöricht. Sollten die preussischen Lutheraner dieser Lösung folgen, so hätten sie nur in corpore ins Lager der Separation überzugehen. Da sei Gott vor! Geschichtliche Entwicklungen lassen sich im weiteren Verlaufe wohl corrigiren, aber nicht völlig zurückschrauben, nicht ungeschehen machen. Die Union hat versucht, die Lutherische Kirche zu beseitigen, aber es ist vergeblich gewesen. Sie hat ihr das lutherische Regiment nehmen und ihren Namen unterdrücken können, aber die lutherische Kirche steht nach wie vor in Preußen unerschütterlich auf ihren unwandelbaren Grundlagen. In denselben Fehler, den die Union begangen hat, will man die preussischen Lutheraner jetzt drängen, indem man verlangt, daß sie auf völlige Beseitigung jeder Union hinarbeiten sollen. Es würde das ein ebenso vergebliches Beginnen sein, weil auch in der Union, trotz aller Gebrechen, die sie in Preußen an sich trägt, doch eine Wahrheit ist. Die preussischen Lutheraner in den alten Provinzen sind aber den außerhalb der Union stehenden Lutheranern gegenüber in einer sehr schwierigen Lage, weil sie bei der gleichen Treue und Liebe gegen die lutherische Kirche ihnen gegenüber die Union vertheidigen müssen, die sie nach der entgegengesetzten Seite nur bekämpfen können! Vielleicht weckt die politische Einigung Deutschlands auch außerhalb Preußens das Verlangen nach kirchlicher Einigung. Ist dann der gute Wille vorhanden, so wird es beiden Seiten bald möglich werden, sich zu verstehen und zu verständigen. Die preussischen Lutheraner werden am wenigsten gewillt sein, die Uebelstände in Schutz zu nehmen, welche eine falsche Union hervorgebracht und unter denen sie leiden, und die außerpreussischen Lutheraner wer-

den sich geneigter finden lassen, das Gute anzuerkennen, was Gottes Gnade uns hat zu Theil werden lassen.

Sehen wir ab von diesem Sturmlaufen gegen die Union ganz ins Allgemeine und Unbestimmte und fragen wir nach den concreten Anklagen, die gegen sie erhoben werden, so geht der erste Angriff gegen das unirte Kirchenregiment, insbesondere gegen den Evang. Ober-Kirchenrath. Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen, selbst Lauenburg verlangen vor Allem, nur nicht unter den Evang. Ober-Kirch.-R. gestellt zu werden. Aus Mecklenburg, Sachsen, Bayern ruft man uns zu, so lange ihr den Evang. Ober-K.-R. anerkennt, — als dürften wir demselben ohne Weiteres den Gehorsam kündigen — so lange können wir keine Gemeinschaft mit euch haben. Selbst im Elsaß regt sich's bei dem Gedanken einer Vereinigung mit Preußen: nur nicht unter den Evang. Ober-K.-R.! Und daß derselbe in den alten Provinzen Preußens wohl Gehorsam findet um des vierten Gebotes willen, aber auch nicht mehr und nicht weiter, als es ein an das Wort Gottes und an das Bekenntniß der Kirche gebundenes Gewissen zuläßt, ist für jeden der sehen will, eine offenkundige Thatsache. Und nun gar das wüste Geschrei auf dem ganzen linken Flügel der kirchlich und politisch Liberalen und Radicalen, die gegen denselben nur Steine auflesen! —

Wir können diese Animosität gegen den Evang. Ober-K.-R. nicht theilen. Nicht nur um deswillen, weil wir mit dem protestantensvereinlichen Lärm nichts gemein haben können und gerade das, was von jener Seite dieser Behörde zum Vorwurf gemacht wird, eher Gegenstand des Dankes, als der Beschwerde sein müßte. Vielmehr haben wir anzuerkennen, daß die Errichtung des Evang. Ober-K.-R.'s in unserer kirchlichen Entwicklung einen nicht unwesentlichen Fortschritt bezeichnete, insofern in ihm der Kirche eine selbständige, vom Staate unabhängige Spitze gegeben werden sollte. Auch die Maßnahmen desselben, welche die Lutheraner bekämpfen mußten, wie z. B. die den außerordentlichen Provinzial-Synoden gemachten Vorlagen in Betreff der Vorschlagsliste, können uns nicht zu einer solchen Animosität veranlassen. Denn einmal wissen wir, daß nichts geschieht ohne den guten und gnädigen Willen unsers Gottes, wenn auch seine Wege und Gedanken unseren schnellfüßigen Wünschen nicht immer entsprechen. Und so lange Er diese Behörde brauchen will, wird das Geschrei der Feinde der Kirche sie nicht stürzen. Zum Anderen aber wissen wir in der That nicht, wie eine so gestellte kirchliche Behörde wesentlich anders handeln könnte. Das ist allerdings der Punkt, gegen welchen sich die Bedenken der Lutheraner innerhalb und außerhalb Preußens richten. Man frage sich doch, wonach soll denn eine Behörde entscheiden, die nicht durch eine amtliche Verpflichtung für ihr Handeln an ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß gebunden ist? Da bleibt doch nichts übrig, als allgemeine Grundsätze, Principien, die man aus der Schrift ableitet, Traditionen, die sich nach und nach in dem Collegium der Behörde festsetzen, Intentionen, die sich nach irgend welchen Zielpunkten richten, zu denen man die kirchliche Entwicklung hinleiten will, ober



Impulse, die von außen her gegeben werden. Da sind Schwankungen und Wandelungen der Ansichten, Versuche und Neuerungen unvermeidlich, da ist eine Stetigkeit des kirchlichen Handelns unmöglich, wie es die Verpflichtung auf ein bestimmtes Bekenntniß, nicht aber ein dehnbarer Consensus gewährt. Das alles aber sind Uebelstände, die man nicht dem Evangel. Ober-R. zur Last legen darf, sondern die sich mit Nothwendigkeit daraus ergeben; wenn kirchliche Behörden nicht auf ein klares kirchliches Bekenntniß verpflichtet werden, sondern den unbestimmten Begriff der Union zur Richtschnur ihres amtlichen Handelns machen müssen. Und gehen wir noch einen Schritt weiter zurück, so kommen wir auf die beiden einander gegenüberstehenden Ansichten von dem Wesen der Union: die eine, welche die Union nur dann für möglich hält, wenn die Selbständigkeit beider Kirchen, der lutherischen, wie der reformirten zuvor aufgehoben ist; die andere, welche umgekehrt nur dann eine wahre Union für möglich hält, wenn beide Kirchen im vollen Besitz ihres Rechtes und unverkürzter Uebung ihrer Freiheit einander die Hand reichen. Die erstere muß natürlich das Verlangen nach Wiederherstellung eines lutherischen Kirchenregimentes, welches auf das Bekenntniß verpflichtet ist, für ein Attentat gegen die Union erklären; die andere aber wird eine Union nie für die echte und wahre halten, welche sich mit einem lutherischen Kirchenregimente nicht vereinbaren läßt. Der ersteren ist die Union das prius vor allem Anderen und das kirchliche Bekenntniß hat nur soviel Raum, als der sehr weit dehnbare Begriff dieser Union ihm übrig läßt; der anderen ist das Bekenntniß das prius und die kirchliche Gemeinschaft mit der Schwesterkirche nur soweit möglich, als sie ohne Verletzung des Bekenntnisses stattfinden kann. Die erstere Ansicht kennt nur eine Kirche, die unirte Landeskirche, welche nur dem Einzelnen oder der einzelnen Gemeinde gestattet, sich ausschließlich an eins der beiden Bekenntnisse zu binden; die andere erkennt nur die lutherische und reformirte Kirche als Kirchen an, weiß aber zwischen beiden von einer Union, welche mit dem ungeschmälerten Fortbestande beider Kirchen vereinbar ist. Will man das letztere Conföderation nennen, so ist das für die Sache gleichgültig, kann aber vielleicht vorzuziehen sein, wenn es noch ferner dem Protestantenverein gestattet wird, seine preussischen Filiale mit dem Namen der Union zu schmücken und diesen dadurch anständigen und besonnenen Leuten immer mehr zu verleiden.

Welche von beiden Ansichten den endlichen Sieg davon tragen wird, das wird von der Treue abhängen, mit welcher die Lutheraner in Preußen unter allen Versuchungen und persönlichen Opfern in diesem Kampfe verharren; denn die Treue wird endlich vom Herrn mit Sieg gekrönt. Das aber ist zweifellos, daß Preußen seinen großen kirchlichen Beruf, eine Schirmherrschaft über die evangelische Christenheit auf dem Continent Europas zu üben, so lange nicht antreten kann, als es jene erstere Ansicht vom Wesen und Beruf der Union festhält. Hat es sich schon als unausführbar herausgestellt, unter Aufrechterhaltung dieser Auffassung der Union, den alten und

neuen preussischen Provinzen ein gemeinsames Kirchenregiment zu geben und innerhalb der eigenen Grenzen kirchliche Gemeinschaft herzustellen, wie soll es möglich sein, das Gebiet des kirchlichen Einflusses zu erweitern? So lange Preußen der Lutherischen Kirche im eigenen Lande nicht volle Gerechtigkeit gewährt und das Interdict wieder aufhebt, unter welchem dieselbe in den alten Provinzen liegt, so lange wird es von dem übrigen evangelischen Deutschland mißtrauisch gemieden werden. Eins muß Preußen fahren lassen, entweder die falsche Union oder die kirchliche Führerschaft in Deutschland. Und dann bleibt die evangelische Kirche Deutschlands zu Roms Freude nach wie vor zerrissen und die Union bewährt für Deutschland, wie bisher in Preußen, ihre trennende Macht und Wirkung. Je lebhafter aber gerade die Verfechter der preussischen Union gegen Rom declamiren, desto unverständlicher ist es, wenn sie gleichzeitig eine Zusammenfassung der gesammten evangelischen Kirche vereiteln, die der Anfang zum Siege über Rom wäre.

Diese widerspruchsvolle Lage, in der wir uns befinden, daß die einzelnen Gemeinden mit ihren Pastoren und Gemeinde-Kirchenrathen als lutherische anerkannt werden — (obwohl die Bezeichnung: lutherischer Pastor officiell nicht gebraucht werden darf, während von lutherischen Gemeinden geredet wird) — und daß dennoch die Existenz der lutherischen Kirche in Preußen gleichzeitig in Abrede gestellt wird und daher ein Kirchenregiment fehlt, welches im lutherischen Bekenntniß stände und für sein amtliches Handeln an dieses und die aus demselben hervorgewachsenen lutherischen Kirchenordnungen gebunden wäre — diese widerspruchsvolle Lage erzeugt nothwendig große Uebelstände. Wir wollen hier nur auf einen solchen Punkt hinweisen, auf die Collision zwischen Superintendentur und Pastorat.

Die Gemeinden in den östlichen Provinzen sind, bis auf eine ganz geringe Zahl reformirter und gemischter Gemeinden, lutherisch. Ihre Pastoren werden meist in ihrer Vocation auf die Bekenntnisse der lutherischen Kirche verpflichtet, mindestens auf die ungeänderte Augsburgerische Confession. Wird dies vom Privatpatron etwa veräußert, so pflegt es das Consistorium in der Bestätigung der Vocation nachzuholen. Genug der Pastor kann von Rechtswegen und von der Behörde anerkannt und bestätigt im vollen Sinne des Wortes lutherisch sein. Der Superintendent dagegen wird nach amtlicher Rundgebung des Kirchenregimentes nur als ein zur Ausführung berufenes Organ des Consistorii angesehen. Er ist von seiner vorgesetzten Behörde hierzu ernannt und in seine amtlichen Verpflichtungen gestellt, ist schuldig derselben „völligen, unbeschränkten und unbedingten“ Gehorsam zu leisten, ihren Aufträgen und Anordnungen „unbedingte“ Folge zu geben und ihre Verfügungen pünktlich auszuführen. Denn die Superintendentur ist kein essentielles und eigenberechtigtes Amt der evangelischen Kirche, wie etwa das Pfarramt, sondern lediglich ein untergeordnetes Aufsichtsamt, verpflichtet, im Auftrage des Consistorii die Aufsichtshandlungen ordentlich und sorgfältig vorzunehmen. Das ist die bis heute maßgebende,



dem Allgem. Landrecht entnommene Anschauung von dem Amte und den Pflichten eines Superintendenten. Es wird hierbei zugegeben werden müssen, daß die Behörde in einem Amte, in welchem doch nicht nur Listen anzufertigen, sondern auch Vieles zu handeln ist, was geistlich gerichtet sein will, keine Organe brauchen kann, welche seine Anordnungen und Andeutungen in einem entgegengesetzten Sinne und Geiste auffassen und ausführen und mit ihrer ganzen Anschauung und kirchlichen Richtung sich im Widerspruch zu den Intentionen des Kirchenregimentes befinden. Es ist darum noch nicht nöthig, die Superintendenten etwa nur als die Kammzähne an dem großen Rade der Maschine anzusehen, welches vom Centrum aus in Bewegung gesetzt wird. So wenig ein lutherisches Kirchenregiment in Hannover oder Bayern oder sonst wo mit reformirten Superintendenten wirthschaften kann, so wenig können unirte Behörden entschieden lutherische Superintendenten brauchen, die unter Umständen sich mit dem Kirchenregiment im Widerspruch befinden werden. Das ist im Allgemeinen gewiß als richtig zuzugeben und wir können hier darüber wegsehen, daß die alten Kirchenordnungen im wesentlichen Unterschiede von der bureaukratischen Auffassung des Allg. Preuß. Landrechts die Stellung des Superintendenten in echt kirchlichem Geiste umschreiben und mit der Freiheit eines Christenmenschen wohl zu vereinbaren wissen. Diesen Unterschied hier darzulegen würde zu weit führen. Aber daran müssen wir doch beiläufig erinnern, daß das Allg. Landrecht älter ist, als die Union und auch noch älter als die 1808 erst erfolgte Aufhebung der lutherischen und reformirten Oberkirchenbehörde. Als das Allg. Landrecht edirt wurde, waren die kirchlichen Behörden wie die Superintendenten noch auf ein und dasselbe Bekenntniß verpflichtet, sie hatten beide ihre Anschauungen aus demselben Bekenntniß zu schöpfen, beide ihre Intentionen und ihr amtliches Handeln an demselben Bekenntniß zu normiren, unter welchem sie Beide standen gleicherweise. Da war eine Collision zwischen ihnen nur möglich, wenn etwa gegen Pflicht und Recht von der einen Seite ein Abweichen vom Bekenntniß vorkam, welches am Bekenntniß zu messen und demselben gemäß zu beurtheilen und zu richten war. Sonst aber war selbst bei jener Auffassung der Stellung des Superintendenten, welche das Allg. Landrecht enthält, zwischen Superintendentur und Aufsichtsbehörde eine Veranlassung zur Collision nicht gegeben.

Und was hat nun die Union hier zu Wege gebracht! — Die Gemeinden mit wenigen Ausnahmen sind lutherisch, ihre Pastoren und ihre Kirchenvorstände sind lutherisch und sollen es sein; denn das Bekenntniß ist den Gemeinden garantirt, daran soll nicht gerührt werden. Das Kirchenregiment ist aber seit Einführung der Union nicht mehr lutherisch und soll es nicht sein, weil ja die Wiederherstellung eines lutherischen Kirchenregiments für die Auflösung der Union gehalten wird. Und zwischen beiden und in Beziehungen zu beiden stehen nun die Superintendenten. Das unirte Kirchenregiment aber braucht in ihnen Organe, welche sich in innerer Uebereinstimmung wissen

mit der Grundanschauung und Grundrichtung, den Principien und Intentionen desselben, also vor allem in dem obersten Grundsatz, die Union auf jede Weise zu fördern, die Confession, soweit sie einen Rechtstitel nachweisen kann, zu toleriren. Hieraus folgt, daß das Kirchenregiment für die Superintendenturen nur solche Pastoren auswählen kann, von denen es weiß oder sich die Ueberzeugung verschafft hat, daß sie außer den sonst erforderlichen Eigenschaften vor Allem sich mit ihm in jener inneren Uebereinstimmung befinden, welche sie zu lediglich ausführenden Organen desselben qualificirt. Daraus folgt ferner, daß Männer, welche nun einmal mit ihrer ganzen Ueberzeugung und ihrem amtlichen Handeln im lutherischen Bekenntniß stehen, sich daher mit den Maßnahmen und Absichten des Kirchenregimentes im Widerspruch wissen und die Anordnungen desselben nur soweit auszuführen vermögen, als es ihre Stellung im Bekenntniß zuläßt, als Superintendenten nicht zu brauchen sind, also entweder ihr Ephoralamt freiwillig niederlegen oder zwangsweise desselben enthoben werden müssen. Ob diese letzte Consequenz thatsächlich gezogen werden wird, haben wir abzuwarten. Jedenfalls aber muß schon jetzt von jedem, der sich zur Uebernahme einer Superintendentur bereit erklärt, angenommen werden, daß er in allem Wesentlichen sich mit der Stellung und den Intentionen des gegenwärtigen Kirchenregimentes eins weiß. Es würde ja eine große Härte sein, die wir dem gegenwärtigen Kirchenregimente nicht zutrauen dürfen, wenn Männer, welche in das Ephoralamt berufen wurden, ehe diese Anschauung maßgebend war, genöthigt werden sollten, dasselbe niederzulegen, weil sie durch ihr Festhalten an der lutherischen Kirche mit dem jetzigen Kirchenregimente in Widerspruch treten. Aber wenn es in dem einen oder anderen Falle geschähe, würde es nicht recht sein der Behörde darüber zu zürnen oder gar sich gegen die Personen im Kirchenregimente erbittern zu lassen. Man übersehe doch nicht, daß es nur die Consequenzen sind, die sich aus den vorhandenen Prämissen mit Nothwendigkeit ergeben. Ein unirtes Kirchenregiment — und lutherische Gemeinden und Pastoren und beide formal in ihrem guten Rechte! Da müssen jene Härten sich ergeben, sie sind unvermeidlich, und das Kirchenregiment handelt von seinem Unions-Standpunkte aus durchaus correct und kann nicht anders. Die Härte liegt nicht in den Personen, sie liegt in diesen widerspruchsvollen Verhältnissen, welche die Union geschaffen hat.

Aber wir halten die praktische Durchführung dieser Consequenzen nicht nur für hart, sondern für unausführbar. Wenn z. B. im Jahre 1860 ein Pastor zum Superintendenten erwählt wurde, weil er sich mit den Intentionen des Kirchenregimentes in Uebereinstimmung befand, also auch mit voller Freude an die Einführung der Gemeinde-Kirchenräthe gehen konnte, indem er in der Vorschlagsliste der Ansicht der Behörde entsprechend das Mittel erblickte, um etwaige Gefahren zu verhüten — und wenn derselbe nun im J. 1869 seiner früheren Ueberzeugung getreu und Gewissens halber in seiner Ephorie



seinen ganzen Einfluß meinte aufbieten zu müssen, daß den in-  
zwischen veränderten Intentionen des Kirchenregimentes entgegen,  
seine Kreissynode sich für Beibehaltung der Vorschlagsliste er-  
kläre — was will man thun? — Auch mit der Enthebung von  
der Superintendentur würde in vielen Fällen nichts erreicht sein.  
Die Superintendentur ist meistens herkömmlich und ordnungs-  
mäßig mit bestimmten Pfarrstellen in den Städten verbunden.  
Wollte man nun einen Superintendenten, der als Lutheraner  
im principiellen Gegensatz zum Kirchenregimente steht, des  
Ephoralamtes entheben und in Folge davon (wir lassen die  
Rechtsfrage hier ganz bei Seite) versetzen, so ist damit doch  
nicht geholfen, wenn, wie in den meisten Fällen, die Gemeinde  
lutherisch ist. Diese ist berechtigt, bei der Wiederbesetzung ihres  
Pfarramtes einen Mann zu verlangen, der ausgesprochener  
Maßen der lutherischen Kirche zugethan ist, also im Princip zu  
den Intentionen des Kirchenregimentes im Gegensatz steht.  
Dieses dagegen kann seinerseits nur ein ausführendes Organ  
brauchen, welches eben in diesem principiellen Gegensatz nicht  
steht. Wie soll der Conflict gelöst werden? — Ja der Conflict  
verlegt sich in diesem Falle sogar in den Schooß des Kirchen-  
regimentes. Denn dasselbe ist verpflichtet, der lutherischen Ge-  
meinde einen Mann zum Pfarrer zu geben, der entschieden im  
lutherischen Bekenntniß steht. Es ist andererseits aber in der  
Lage, in eben diesem Pfarrer eines Superintendenten zu be-  
dürfen, welcher ebenso entschieden der Union zugethan ist. Wo  
ist der Mann zu finden? — Möge da gefunden werden, was  
es sei — ein Mann ist's jedenfalls nicht. — Diesen Grund-  
sätzen eine rückwirkende Kraft zu geben, wird offenbar unmöglich  
sein. Aber auch für die Gegenwart und Zukunft wird es keine  
Schwierigkeiten haben.

Der größte Theil unserer Ephorien und somit auch unserer  
Kreissynoden ist lutherisch. Welch eine Stellung, wenn jetzt ein  
neuer Superintendent in die lutherische Ephorie eintritt! Man  
weiß, wie er stehen muß, man weiß im Voraus, wofür er in  
der Kreissynode sprechen und sich entscheiden muß. Wie soll er  
im Kreise der Amtsbrüder die nöthige Achtung finden, wenn  
man in ihm nur das willige Organ erblickt zur Ausführung  
der Anordnungen des Kirchenregimentes? Wie ist da von vorn  
herein seine Stellung untergraben, seine Amtswirksamkeit lahm  
gelegt! Die geistige Führung der Synode kann er nie erlangen,  
die wird stets in anderen Händen ruhen, und doch heißt er  
Superintendent. Fehlt ihm aber die Hauptsache, der un-  
mittelbare persönliche Einfluß namentlich bei Visitationen und  
in den Kreissynoden, so ist er in der That in großer Gefahr,  
zu einer Art von Synodal-Schreiber herabzusinken. Wir unter-  
lassen es, diese Andeutungen durch dahinterliegende Vorgänge zu  
exemplificiren, die man belächeln könnte, wenn sie nicht allzu  
betäubend wären.

Daß die Lutherischen von der Superintendentur fern ge-  
halten werden, hat aber noch weiterreichende Folgen. Neben

einigen wenigen kirchlichen Stellungen, deren Besetzung gleichfalls  
in der Hand der obersten Kirchenbehörde liegt, ist die Super-  
intendentur die einzige Schule, in welcher die für höhere amt-  
liche Stellungen in Preußen nun einmal ganz unerlässliche ge-  
schäftliche Uebung und büreaukratische Routine gewonnen werden  
kann. Daher werden außer den Mitgliedern theologischer Fa-  
cultäten, auf welche wir später zurückkommen, gewöhnlich Super-  
intendenten in die höheren kirchenregimentlichen Stellungen be-  
rufen. Bisher hat Gott Gnade gegeben, daß doch in den kirch-  
lichen Behörden sich noch immer einzelne Männer fanden, die  
von Herzen der lutherischen Kirche zugethan waren und ihr Bestes  
suchten. Freilich war ihre Liebe für die lutherische Kirche und  
ihre confessionelle Stellung lediglich Privatsache; denn ex officio  
brauchten sie nicht lutherisch zu sein. Aber wenn die Union bei  
Besetzung der Superintendenturen und der höheren kirchenregi-  
mentlichen Stellungen ihre Intentionen noch eine Zeit lang aus-  
führt, wie sie offenkundig hervortreten — wir nennen beispiels-  
weise nur die Namen Thilo — Friedrichs, von denen der erstere  
in das hannoversche Consistorium berufen, der andere aus dem-  
selben nach Pommern versetzt worden ist — so werden sehr  
bald die kirchlichen Behörden ausschließlich von Unionisten ge-  
bildet sein, und die lutherische Kirche wird auch dieses geringen  
menschlichen Schutzes entbehren, den sie bisher an den einzelnen  
ihr zugehörigen Gliedern im Kirchenregimente gehabt. So schmerz-  
lich das ist, mag es doch vielleicht gut sein, wenn es so kommt.  
Denn einmal wird dadurch eine Illusion zerstört, die eine Zeit  
lang zum Schaden der Kirche eine gewisse Beruhigung gewährte.  
Wir meinen die *Itio in partes*, die bisher wenigstens auf dem  
Papiere stand, dann aber auch vom Papier verschwinden muß.  
Zum Anderen aber, und das ist wohl der größte Gewinn,  
wird dann die lutherische Kirche in Preußen immer mehr eine  
rechte Gebetsgemeinde werden müssen, die ein immer reicheres  
Maß von Treue, Muth und Kraft empfangen könne von dem  
Herrn Herrn, der da hilft und vom Tode errettet — auch eine  
Kirche, die schon begraben zu sein scheint.

Wie schmerzlich auch alle diese Dinge sein mögen, so können  
wir doch mit aller Ehrverbietung gegen das Kirchenregiment,  
welches nun einmal unter der Voraussetzung dieser Union und  
ihrer Tendenzen nicht anders handeln kann, hiervon reden und  
unsere schweren Bedenken aussprechen. Aber wenn wir nun auf  
den Schweif sehen, den diese kirchenregimentliche Union hinter  
sich herzieht — diesen fanatischen Unionismus, ja dann ist es  
nicht immer leicht, bloß Betrübnis im Herzen zu haben. Es ist  
ja ganz natürlich, daß die, welche Unionisten sind, um sich dem  
Kirchenregimente zu empfehlen, die gemessene Haltung desselben  
nicht zu bewahren vermögen und die Intentionen desselben noch  
weit überbieten. Sie meinen eben um so mehr zu erreichen, je  
mehr sie sich für die Union begeistern, je heftiger sie die lutheri-  
sche Kirche bekämpfen. Diesem Gebahren des Unionismus  
können wir sehr ruhig zusehen. Alles Ding hat seine Zeit!



Mögen sie es vor Gott verantworten, wenn sie meinen, dem lutherischen Namen alle mögliche Schmach anthun zu müssen. Dieser Erbitterung gegen die lutherische Kirche gegenüber kann dieselbe sich aneignen, was Dr. Luther a. 1533 an Herzog Georgen schrieb: „Ich habe, Gott sei Lob und Dank! kein bitter noch böses Herz weder gegen ihn noch einigen Menschen auf Erden. Darum habe ich auch Friede und gute Ruhe. Aber wer mir gram und bitter ist, der martert sich und rächet mich an ihm selber und ist sein selbst Teufel, hat weder Ruhe noch Frieden, so lange ich lebe und mein Name bleibet.“

Aber nun die Frage: kann Preußen auf diesem bisherigen Wege seiner kirchlichen Entwicklung dahin gelangen, daß ihm die geistige Führung der evangelischen Kirche Deutschlands zufalle? Kann man den außerpreussischen Evangelischen, insonderheit den lutherischen Kirchen, die nichts von diesen inneren Widersprüchen, von diesen Gegensätzen zwischen Gemeinde und Regiment wissen; die unter allen diesen Uebeln, welche die Union erzeugt hat und fortgehend neu erzeugen muß, nicht leiden; die von diesen Kämpfen, welche die Kraft verzehren und oft das Herz bluten und das Gewissen aufseuzen machen, bisher nichts erfahren haben, sondern ihre Kirche und ihre Gemeinden in Frieden bauen konnten — kann man ihnen zumuthen, daß sie in Preußen die Macht erblicken und anerkennen sollen, welche von Gott berufen sei, die Schirmherrschaft über die gesammte evangelische Kirche Deutschlands auszuüben? Kann man erwarten, daß jene unter diesen beklagenswerthen Zuständen eine Annäherung an die preussische Landeskirche suchen oder auch nur zu einer solchen willig sein sollen? Können wir es ihnen verargen, wenn sie jede Berührung meiden und die Union wie eine ansteckende Krankheit ansehen, die auch in ihre Grenzen eindringen könne?

Und noch sind wir nicht am Ende mit unserem schmerzlichen Bekenntniß. Noch müssen wir einen zweiten Punkt berühren, an welchem der Schade nicht minder hervortritt, welchen die Union angerichtet. Wir wollten reden von der Führerschaft Preußens und müssen reden davon, daß es die geistige Führung verloren hat — in den theologischen Facultäten seiner Universitäten. Die preussischen Hochschulen stehen an der Spitze der Wissenschaft auf so manchem Gebiete, aber nicht in gleichem Maße auf dem der Theologie. Einzelne Männer, deren Namen weithin einen guten Klang haben, insbesondere einzelne Helben, welche einst mit Jugendkraft und Glaubensmuth den Rationalismus aus dem Felde schlugen und jetzt nach ihres Tages Last und Hitze die zitternde Hand der Siegerkrone entgegenstrecken — mit wie inniger Dankbarkeit und Pietät wir ihrer gedenken — sie können doch den Lauf der Dinge nicht hemmen und das allgemeine Urtheil nicht ändern.

Die theologischen Facultäten an den preussischen Universitäten haben nicht die leitende Stellung und geistige Führerschaft, die ihnen gewünscht werden muß und deren sie um ihrer selbst willen bedürfen, für die evangelische Kirche in Preußen, wie für die Theologie im evangelischen Deutschland. Die Kirche fragt wenig nach einer Wissenschaft, die nach der

Kirche nichts fragt. Eine Theologie, welche der Kirche nicht dient, kann die Zustimmung der Diener der Kirche nicht finden, wenn sie auch sonst Verehrer und Anhänger gewinnt. Versuche, die systematische Theologie anders zu systematisiren; Commentare, in denen man aus der Masse des überflüssigen gelehrten Ballastes nur hier und da ein volles Körnlein herausfindet, gelehrte kirchengeschichtliche Darstellungen, von denen gilt: man merkt die Absicht und wird verstimmt, haben für den praktischen Geistlichen sehr geringen Werth. Er greift viel lieber und mit reicherer Ausbeute zu den Alten. Mögen die Arbeiten der Vermittelungs-Theologie interessant und anderweitig werthvoll sein, aber für den Dienst der Kirche — und nur davon reden wir — sind sie zumeist ziemlich unergiebig. Aus solchem Gespinnst dürfen die Netze nicht sein, mit welchen Christi Fischer einen Zug thun sollen. Diese im Subjectivismus zerfließende Vermittelungs-Theologie, welche die künftigen Diener der Kirche mit ihrem Wissen und Glauben auf den sicheren Grund des Bekenntnisses nicht zu gründen und ihnen das Verständniß der Lehre ihrer Kirche, die sie einst verkündigen sollen, nicht zu erschließen vermag, kann eine leitende Stellung für die Kirche nicht beanspruchen. Es ist ja für den Studenten immerhin interessant, die subjectiven Ansichten hervorragender Professoren kennen zu lernen und zu sehen, wie sich das alte Wort der Propheten und Apostel mit allerlei neu erfundenem farbigen Pichte auf das Verschiedenste beleuchten läßt, aber das ist doch dann erst an der Zeit, wenn sie bereits für ihr Erkennen und Glauben den Grund gelegt, der unbeweglich steht, und das heilige Gotteswort und die heilsame Lehre bereits in dem reinen, hellen, in keinerlei Farben schillernden Lichte des kirchlichen Bekenntnisses geschaut haben. Wo die Hörer das wohlthuende Gefühl haben, daß der akademische Lehrer auf festem und erprobtem Grunde steht und ein warmes Herz hat für die Kirche, der sie künftigt dienen sollen, da übt die Theologie eine wunderbare Anziehungskraft aus. Wo aber die Hörer sich des fröstelnden Gefühles nicht erwehren können, daß der Lehrer nur seine eigenen Fündlein darbietet oder das Colorit, welches er durch seine subjectiven Zuthaten der Theologie giebt, ihm mehr gilt, als die objective Wahrheit, oder gar auf die Pilatus Frage die Antwort selbst noch sucht, da werden die Auditorien leer. Die Zahlen über die Frequenz der theologischen Facultäten an den deutschen Universitäten geben hier manches zu denken.

Es geht Angesichts der kirchlichen Lage durch die ernsteren Kreise der studirenden jungen Theologen das instinctive Gefühl, daß sie für die Zeiten, denen wir entgegengehen, einen sicheren Grund und Boden unter den Füßen haben müssen. Die wissenschaftliche Phrase thut es nicht. Auch die schneidigste Dialektik und eine Kritik, heizend wie Scheidewasser, thut es nicht. Aber der unmittelbare Eindruck: ja, das ist gewißlich wahr, das ist Brot vom Acker des Himmelreiches, Wasser aus dem Quell des ewigen Lebens — der thut es, der erfasst, fesselt und gewinnt die Herzen. Wo die Wahrheit mit freier Stirn und tiefem, klarem Blick, mit mildem und doch marktigem Wort der Jugend entgegen tritt, wo sie auf graden Wegen heiliger Einfalt zum



sicheren Ziele führt und siegreich mit der Ruhe eines Feldherrn, der es weiß, daß er nicht geschlagen werden kann, die Angriffe der Gegner zurückweist, wo sie in Liebe und Begeisterung das Panier des Kreuzes ohne allen Prunk und künstliches Schauffement entfaltet, frei von der Eitelkeit moderner Fahnenräger, da erobert sie die Herzen und macht Auge und Gewissen hell. Es weht in einem Hirsale, wo die Vermittlungs-Theologie von hohem Dreifuß ihre neueste Weisheit docirt, eine ganz andere Luft, als da, wo unverkennbar durch alles menschliche Wort die Stimme dessen hindurchklingt, der auch im Jüngerkreise doch immer zu armen Sündern redet, voll Huld und Wahrheit und im Angesicht etwas, wie die Herrlichkeit des Eingeborenen. — Der sel. Superintendent Wagener sagte einmal über die Predigt eines Pastors: „Die Predigt war exegetisch nur mäßig, dogmatisch nicht gerade sehr eingehend, homiletisch nicht glänzend, aber sie war gut; denn man fühlte es, der Mann läßt sich für das, was er sagt, den Kopf abschneiden.“ Nur eine Theologie, der man das abfühlt, hat die Führung der Kirche. Denn die Kraft des Sieges liegt für die Kreuzgemeinde im Märtyrertum. Das fehlt der Vermittlungs-Theologie. Der allgemeine Eindruck, den sie macht, ist vielmehr der, daß es ihr bei ihrer Virtuosität im Vermitteln möglich sein werde auch da, wo die Gegensätze sich zu der Alternative zuspitzen: Kirche oder Welt — noch eine ganz plausible Vermittlung zu finden. Unerfrockene Zeugen und Bekenner, wie unsere Zeit der kräftigen Irrthümer sie braucht, erzeugt sie nicht.

In einer Zeit, da jedes Preußenherz sich freut über die Waffentüchtigkeit und den Heldennuth der preussischen Jugend vor dem Feind, ist es doppelt schmerzlich und beschämend, wenn wir die theologische Jugend Preußens müssen über unsere Grenzen in die Nachbarländer ziehen sehen, um dort sich vorzubereiten zu der militia Christi. Und dieser Zug würde bei dem guten Klang, den die Namen: Leipzig und Erlangen gewonnen haben, noch viel zahlreicher sein, wenn nicht Mangel an äußeren Mitteln und die an den Genuß von Stipendien geknüpften Bedingungen Viele zurückhielten. Einst waren vornehmlich Halle und Berlin die Kistkammern für das Heer der Streiter Christi. Wo sind jetzt die Waffen des Geistes zu finden, wo die Führer, denen allgemeines Vertrauen entgegenkommt? Die theologischen Facultäten sind anders gestellt, als alle anderen. Ihr Erblühen hängt nicht allein davon ab, daß sie in wissenschaftlichen Leistungen hervorragen, sondern zugleich davon, daß sie in ihrer theologischen Richtung sich in Uebereinstimmung befinden mit dem Leben der Kirche. Jetzt, wo das Gebein unseres großen Doctors der Theologie um so mehr lebendig wird, jemeher die Union daran rührt, hat eine Theologie keine Frühlingszeit, die nicht durchweht ist von dem Lebenshauch der großen Frühlingszeit unseres deutschen Vaterlandes, die nicht getragen ist von dem Geiste der Reformation. Vermittlungstheologie ist bei den schlechterdings nicht zu vermittelnden Gegensätzen unserer Tage nicht an der Zeit. Friede, Friede zu rufen ist vergeblich einem Feinde gegenüber, der keinen Frieden kennt, so lange er nicht Jerusalems Asche in alle Winde zerstreuen kann.

Es ist aber auch in diesem Punkte nicht recht, wenn man

für diese betrübende Thatsache diejenigen allein verantwortlich machen will, in deren Händen die Besetzung der theologischen Lehrstühle liegt. Man erwäge doch nur, daß die Union eine Theologie nicht brauchen kann, die von Luthers Geist getränkt der lutherischen Kirche zu immer klarerem Selbstbewußtsein und kräftigerem Leben und Wachsthum verhelfen würde. Die alte Erfahrung kennt man wohl, daß das Heer sich nur sammelt, wenn die Posaune einen klaren Ton giebt, aber eben die klare Posaune kann die Union nicht brauchen. Tübinger Entschiedenheit geht doch zu weit, lutherische Bestimmtheit und Klarheit muß der Union erst recht gefährlich erscheinen. Lutherische Theologie würde ja die Liebe zur alten Lutherkirche, deren Namen man nicht einmal mehr hören mag, wecken und stärken und die Herzen der Union abwendig machen. Und ein Bekenntniß, eine Lehrnorm hat die Union doch nicht. Was bleibt ihr da übrig, als sich mit einer Theologie zu behelfen, die sich zwischen den großen Gegensätzen der letzten Zeit durchzuwinden sucht, so gut es geht. Denn das *δὸς μοι πῶς τῶ* heißt ja etwas Unmögliches fordern, wenn es von der Union verlangt wird. Da muß also der einzelne Professor sich einen Standpunkt selbst ausfindig machen und eine Theologie zu construiren suchen, die nicht kirchlich aber auch nicht ungläubig sein soll und für die es eigentlich nur eine einzige ganz klare Norm giebt: sie darf nicht lutherisch sein. Die Schwierigkeit dieser Lage aber wird dadurch noch vermehrt, daß die Fiction von der Freiheit der Wissenschaft die zarten Fäden zerreißt, welche die Facultät mit dem Leben der Kirche, insbesondere mit dem Amt in derselben verbindet. Versteht die Theologie diese Freiheit dahin, daß sie der Kirche den Dienst kündigen könne, so sind den theologischen Facultäten die Lebensadern unterbunden. Vermag die Universität ihren Comilitonen das nicht mehr zu geben, was sie später im Kampfe des Lebens, wie für die Arbeit an der Gemeinde bedürfen, so leistet sie nicht, was sie der Kirche leisten soll und muß. Denn die theologischen Facultäten sind für die Kirche da. Verfehlen sie diese ihre Hauptaufgabe, so hat doch Alles, was sie in Nebensachen immerhin Werthvolles leisten, nur untergeordnete Bedeutung. Unsere Entwicklung drängt zur lutherischen Kirche. Nimmt die Theologie nicht dieselbe Richtung, so gehen ihre Wege und die der Kirche immer weiter auseinander. — Es scheint in unseren Tagen der theologischen Wissenschaft zu ergehen, wie anderen parallelen Gebieten, etwa der Kunst, der Malerei. Die Zeichnung ist korrekt, die Farbe blendend, die Technik brillant, das Machen virtuos — aber der Geist und Stempel des wahren Künstlers fehlt. Unter Tausenden von Malern mag man kaum einen finden, der uns den Crucifixus malt, daß unser Auge sich nicht satt kann sehen an der Schöne des Schönsten unter den Menschenkindern. Ihn soll die Theologie uns malen — aber freilich, das kann sie nicht im eigenen, sondern allein im heiligen Geist.

Bei Gelegenheit einer Pastoral-Conferenz des verflossenen Jahres wurde dieser Gegenstand mehrfach besprochen und neben manchem Anderen auch der Vorschlag gemacht, betreffenden Orts zu bitten, daß nach Einführung der allgemeinen Freizügigkeit auch der academischen Jugend, so zu sagen, eine allgemeine Frei-



zügigkeit innerhalb der Grenzen des norddeutschen Bundes, die sich nunmehr auf das deutsche Reich ausdehnen würden, gewährt werden möge. Also namentlich die Theologen unter denselben möchten für ihr Studium nicht mehr an bestimmte Universitäten gebunden sein, wie es ja für eine gewisse Zahl von Semestern vielfach der Fall ist. Vielleicht hätte die Aussprache jener Bitte an sich als ein Zeugniß gegen den hier vorliegenden Uebelstand eher einen Erfolg haben können, als die Gewährung derselben, die in der Wirklichkeit nur von Wenigen würde benutzt werden können. Legeres aus den oben schon angedeuteten Gründen. Wir waren der Meinung, daß es Pflicht sei, diese für die Kirche so hochwichtige Sache, welche bereits die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf sich gelenkt hat, hier ganz ehrlich zur Sprache zu bringen. Zwar wissen wir sehr wohl, daß die Wissenschaft mit sehr vornehmem Lächeln auf unsere Ausführungen herabsehen wird, wenn sie etwa zufällig davon Notiz nimmt. Aber ob Lachen, ob Zorn, das müssen wir hinnehmen. Auf eins ganz allein kommt es an: ob es die Wahrheit ist. Und wenn sie es ist, dann gilt es eine aufrichtige Umkehr zu den verlassenen Quellen.

Wir haben nur einige Punkte hervorgehoben, welche am dringendsten eine Remedur erheischen. Wir könnten an einer Reihe anderweitiger Uebelstände — ohne uns der Sünde Hams theilhaftig zu machen, denn wir thäten es mit tiefer Beschämung — noch weiter zeigen, daß Preußen, wie wir oben sagten, eins fahren lassen muß, entweder die falsche Union oder seinen großen kirchlichen Beruf, der Hort der evangelischen Kirche zu werden. Eine Einigung der deutschen evangelischen Kirche unter Preußens Führung bleibt so lange selbstverständlich ganz unmöglich, so lange solche Wunden unverbunden sind. Wird hier nicht der bisherige Weg aufgegeben, wird nicht endlich erkannt, daß eine wahre Union zwischen Lutheranern und Reformirten nur dann bestehen kann, wenn beiden Kirchen ihr gutes Recht und ihre volle Selbständigkeit gewährt wird; so können nicht nur die außerpreussischen Lutheraner, sondern auch die neuen preussischen Provinzen den alten nicht näher kommen. Wir machen kein Hehl daraus, daß die gegenwärtige Lage unserer Kirche eine gegenseitige Annäherung verhindert. Aber nicht sie allein! Auch in den unverfehrt lutherischen Kirchen muß manches anders werden, wenn wir uns ihnen nähern sollen.

Bei unserem Particularismus, der uns Deutschen viel tiefer im Fleisch und Blute liegt, als wir es meinen, und der bei dem Reichthum der uns vom Herrn ertheilten Gaben sich mit einem Universalismus wohl verbindet, wie kaum ein anderes Volk ihn besitzt, haben wir es bisher so gehalten, daß wir an den allgemeinen Gütern der Wissenschaft und Kunst alle gleicherweise theilnahmen und uns erfreuten, während wir uns nicht veranlaßt fanden, einmal über den Zaun in des Nachbarn Garten zu sehen. Hätten wir es gethan ohne Neid und Vorurtheil, vielleicht hätte doch unser Auge neben dem Unkraut, das sich überall findet, auch manche schöne Blüthe und Frucht erblickt, die uns gereizt,

auch in unserem Garten diese Pflanze der Gerechtigkeit fortan zu pflegen. Wir können versichern, daß viele Lutheraner in Preußen aufrichtig und ernstlich danach trachten, das eigenthümliche Wesen und Leben der rein lutherischen Kirchen kennen zu lernen und in die dort herrschende Gesamtanschauung liebend sich hinein zu denken und zu senken, um die Strebungen und Strömungen des kirchlichen Lebens, die aus ihr hervorgehen, verstehen und würdigen zu können. Wir müssen aber beklagen, daß uns ein ähnliches Verlangen nicht entgegen kommt, daß uns oft eine Abgeschlossenheit entgegentritt, der bisweilen in einer uns betrübenden — um nicht zu sagen verlegenden — Weise ein Bewußtsein der Unfehlbarkeit, des Fertigseins und kirchlicher Selbstenugsamkeit auf der Stirn geschrieben steht. Wir müssen da die Lutheraner außerhalb der Union doch an ihre eigene Erfahrung erinnern, daß Sühneveruche nicht nur so lange vergeblich sind, so lange der Mann dabei bleibt, daß er ein ganz exemplarischer Chemann sei, und die Frau behauptet, daß eine trefflichere Ehefrau kaum gefunden werde, als sie sei, sondern auch dann noch, wenn der eine Theil seine mancherlei Verschuldungen anerkennt, der andere aber in seinem Widerstreben unbeugsam und spröde verharret. Wir wollen hier nicht auf Einzelnes eingehen, woraus unschwer zu erweisen wäre, daß auch die von der Union unberührten Kirchen keine Ursach haben, aus ihrer hohen Vergessene auf uns im blauen Feld hinab zu sehen. Wir könnten sonst daran erinnern, wie schwach und kraftlos sich die hannoversche Kirche gezeigt dem jämmerlichen Ratchismussturm gegenüber, oder daran, daß die preussische Unions-Agende doch kein so bedenkliches Formular enthält, wie das hannoversche Taufformular, oder an die kirchlichen Verhältnisse der Rheinpfalz und dergleichen — wo fänden sich nicht wundete Stellen und Gebrechen. — Aber wir schweigen hier davon; denn wir wünschen nicht die Klust zu erweitern, sondern unser Sehnen geht dahin, daß sie sich schließe. Die Frage aber müssen wir doch thun, ob denn der Geschlossenheit der römischen Kirche gegenüber, ob bei der politischen Einigung Deutschlands, ob bei dem sich allenthalben regenden antichristlichen Geiste, der seine Heere rüstet und sammelt, bei dem großen ökumenischen Kampfe, der uns bevorsteht, ob bei all diesen Zeichen und großen Aufgaben unserer Zeit, die außerpreussischen Lutheraner wollen sitzen bleiben in aller Gemüthlichkeit jeder hinter seinem Zaune in seinem traulichen Winkel, zufrieden, reine Lehre und reines Sakrament für sich und seine Gemeinde und über sich ein rein lutherisches Kirchenregiment zu haben? Wir müssen fragen, ob denn die lutherische Kirche dazu verurtheilt sein soll, bei den großen Bewegungen unserer Zeit nur den unthätigen Zuschauer abzugeben, ob sie nicht vielmehr von Gott berufen ist, ein Hauptfactor zu sein für Erreichung einer lichtereren, heilvolleren Zukunft? Wir denken zu hoch von unserer lutherischen Kirche und haben sie zu innig in's Herz geschlossen, als daß wir solche Fragen im Sinne und Interesse des kleinbändlerischen Partikularismus beantworten könnten.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 21. Januar.

N<sup>o</sup> 6.

## V o r w o r t.

(Schluß.)

Die Kirche hat in Preußen Aehnliches durchgemacht, wie der Staat. Unter der Herrschaft des Territorialismus und der Bürokratie, zumal in der Zeit, als sie nicht einmal eigene kirchliche Behörden hatte, ging sie mehr und mehr ihrer Selbstständigkeit verlustig. Der Zug des Centralisirens erschien in ihr in anderer Form, in der Durchführung der Union, aber unter denselben Bedingungen und Wirkungen. Das möglichste Assimiliren des Verschiedenartigen, das Abstreifen alles Eigenthümlichen, die Aufhebung der Selbstständigkeit der Glieder, die Verschmelzung der beiden Kirchen in der Union geht parallel mit der staatlichen Centralisation. In dieser Bahn ist die Union weiter gegangen bis jetzt und hat durch Verwischen oder Verdecken der Unterschiede die beiden Kirchen zu einigen versucht.

Nun sah sie sich 1866, wie der Staat, vor die Aufgabe gestellt, eine Vereinigung mit den lutherischen Kirchen der neuen Provinzen anzubahnen. Dies war auf den bisherigen Wegen und mit den gewohnten Mitteln unmöglich und wurde es um so mehr durch die ertheilte Zusicherung, daß die Einverleibung der neuen Provinzen Aenderungen in kirchlicher Beziehung nicht herbeiführen solle. Inzwischen ist die Lösung dieser Aufgabe vom Standpunkte der Union noch schwieriger geworden, denn sie kann nunmehr nur gelöst werden in Verbindung mit dem politischen und kirchlichen Verufe Preußens für das gesammte evangelische Deutschland. Bis 1870 konnte Preußen allenfalls die hannoversche und hessische kirchliche Frage erledigen, ohne auf das übrige evangelische Deutschland Rücksicht zu nehmen. Jetzt hat es Sympathien gewonnen, daß wir so sagen, Kameradschaften auf dem Schlachtfelde geschlossen und politische Erfolge errungen, die es durch sein kirchliches Vorgehen nicht schädigen darf. Es ist jetzt zugleich von politischer Bedeutung, in welcher Weise es die kirchlichen Angelegenheiten der neuen Provinzen behandelt. Eine Lösung der schwebenden kirchlichen Fragen, welche die Lutheraner in Sachsen, in Baiern, im Elsaß u. a. D. mit Abneigung und Mißtrauen gegen Preußen erfüllt, schmälert das kaum erwachte Vertrauen zu seiner politischen Führung. Mit einem Wort: eine kirchliche Action in Preußen, welche seine Stellung an der Spitze des Deutschen Reiches be-

einträchtigen würde, ist unmöglich geworden. Die gesammte evangelische Kirche Deutschlands in der Weise der preussischen Union einigen zu wollen, ist denn doch ein völlig unvollziehbarer Gedanke. An den hier vorliegenden Aufgaben versucht sich die Union vergeblich. Was bleibt da übrig? Welche andere Möglichkeit giebt es da noch, als die der Conföderation auf dem Wege der Decentralisation? Ist es denn wirklich so schwer, nachdem das Recht des lutherischen Bekenntnisses wiederholt garantirt worden ist, nachdem man Gemeinden und Pastoren als lutherische anerkannt hat, nachdem man lutherisches Sacrament, wenigstens da, wo es bis dahin in Uebung gewesen, als berechtigt zugestanden, nachdem man so viel von der Verechtigung und Freiheit des Lutherthumes in Preußen ge- redet — ist es denn wirklich so schwer, das Abstractum: Lutherthum in das Concretum: lutherische Kirche zu verwandeln? Die Zeit der lustigen Abstractionen ist vorüber. Unsere Zeit rechnet mit Realitäten. Der träumerische Deutsche fängt an praktisch zu werden. Das Deutsche Reich hat Wirklichkeit gewonnen. So will auch die Kirche deutscher Reformation wieder gelöst sein aus ihrem Bann, will auch in Preußen wieder hergestellt und gepflegt werden unter einem Regimente, welches in ihrem Bekenntniß steht, und ihren Namen wieder hören: lutherische Kirche.

Der Weg dazu heißt Decentralisation. Hat man auf politischem Gebiete den Centralisationsgedanken modificiren können, warum soll es auf kirchlichem Gebiete unmöglich sein? Bei der engen Verbindung, in welcher gerade in Preußen die Regierung des Staates mit dem Kirchenregimente steht, kann die Rückwirkung des Decentralisirens im politischen Gebiete auf die weitere Entwicklung der Kirche nicht ausbleiben. So lange Preußen unumschränkte Monarchie war, herrschte in der Kirche der Territorialismus. Als Preußen nach seiner politischen Neugestaltung 1815 ans Centralisiren und Uniformiren ging mit Hilfe des Bürokratismus, wurde die Union mit bürokratischen Mitteln durchgeführt. Nachdem Preußen constitutioneller Staat geworden und Urwahlen und Volksvertretung erhalten, haben wir auch in der Kirche Wahlen, Repräsentationen der Gemeinde und der größeren Bezirke, Kreis- und Provinzial-Synoden. Es kommt das in der Kirche immer erst etwas später nach, weil die Kirche conservativer ist als der Staat im guten wie im üblen Sinne, — aber es kommt. Jetzt hat der Staat, durch die ihm erwachsenen Aufgaben genöthigt, den Ge-



danken der Conföderation im Wege der Decentralisation erfasst, und mit seiner Durchführung begonnen, sollte die Kirche, die vor sehr ähnlichen Aufgaben steht, diesmal sich der parallelen Bewegung entziehen und andere besondere Wege für sich gehen können? Und das jetzt, wo mehr denn zuvor, wie wir bereits zeigten, das politische und kirchliche Interesse eng zusammenhängt? — Gewiß es ist bei dem Rückblick auf die durchlaufene Entwicklung und bei der Wechselwirkung zwischen den gegenwärtigen politischen und kirchlichen Aufgaben Preußens viel wahrscheinlicher, daß die Kirche dem Staate auf seinen Wegen nicht nur ebenso folgen, sondern sogar ihm rascher folgen wird, als früher. Principien und die aus ihnen hervorgehenden geschichtlichen Entwicklungen sind mächtiger, als Persönlichkeiten. Ueberdies ist der Weg schon bereitet durch die Synodalverfassung. Ist dieser Weg auch nicht nach unserm Sinn, auch nicht dem Geiste unserer lutherischen Kirche entsprechend, so müssen wir ihn doch als den gewiesenen anerkennen. Nur dürfen wir die Gefahren desselben nie vergessen, aber auch nicht daran verzagen, daß er sich bessern läßt. Unsere Preussischen Provinzen sind groß genug, um unter Leitung des Provinzial-Consistoriums in ihren Provinzialsynoden ein reges kirchliches Leben zu entfalten. Tritt dem Consistorium der Vorstand der Provinzialsynode zur Seite und wird demselben dann eine weiter reichende Amtsbefugniß eingeräumt, als ihm bei der gegenwärtigen Centralisation gestattet werden kann, und wird namentlich die Stellung der Generalsuperintendenten, dieser Bischöfe der evangelischen Kirche, gehoben, so wird es kein Schade für die Kirche sein, wenn das kirchliche Leben in der einen Provinz ein wenig anders gefärbt ist, als in der anderen. Daß die Generalsuperintendenten eine hervorragende Stellung und größeren persönlichen Einfluß auf die Kirche der Provinz erhalten, ist hierbei von der größten Bedeutung. Schon ~~um~~ deswillen, weil es Männer macht, wenn der Einzelne mit seinem Namen vertreten muß, was da geschieht, und vor Gott und Menschen den Muth haben muß, dafür die ganze Verantwortung auf sein Gewissen zu nehmen. Im Collegium ist das bequemer, da deckt das Collectivum den Einzelnen. Sodann aber auch um deswillen, weil so lange, bis die lutherische Kirche ein einheitliches lutherisches Kirchenregiment erhalten kann, die auf das Bekenntniß der lutherischen Kirche zu verpflichtenden Generalsuperintendenten — vielleicht mit einem Begleiter — so oft es zur Erledigung wirklich gemeinsamer Angelegenheiten erforderlich wäre, zusammentreten könnten. Ohne ein so oder anders eingerichtetes Provisorium dürfte es schwer möglich sein, zu einer gesunden Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse zu gelangen. Aber auch schon ein solches Provisorium würde die Möglichkeit gewähren, den Kirchen der neuen Provinzen die zarteste Schonung angedeihen zu lassen und doch gleichzeitig eine organische Verbindung mit denselben herzustellen.

Die Anerkennung der lutherischen Kirche und die Wiederherstellung ihrer Selbstständigkeit auf die hier angedeutete oder auf ähnliche Weise, würde keineswegs den preussischen Traditionen widersprechen, am wenigsten das preussische Königs-

haus nöthigen, sein kirchliches Erbe aufzugeben. Eine kirchlich geordnete gastweise Zulassung der Reformirten zum Lutherischen Sacrament des Altars, würde vielmehr das kirchliche Bedürfniß vollständig befriedigen, welches in Friedrich Wilhelm III. den Wunsch nach Einführung einer Union erweckte. Diese Union wollte nichts anderes, als Lutheranern und Reformirten den Zutritt zu demselben Altar ermöglichen und den früheren Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten für immer beseitigen. Und dies Ziel ist erreicht; denn zwischen ihnen liegt wenigstens in Preußen der Zankapfel nicht mehr. Sie leben allenthalben in gutem Frieden mit einander und der Geist der Mäßigung und Milde würde längst zum allgemeinen Siege gekommen sein, wenn nicht die gegenwärtige Union weit über jenes Bedürfniß hinausginge und die lutherische Kirche nöthigte, stets an ihren Grenzen Wacht zu halten. Und wenn es möglich wäre, auf Grund einer kirchlich geordneten gastweisen Zulassung der Reformirten alle lutherischen Landeskirchen zu einigen, so würde die Wahrheit, welche in dem Unionsgedanken Friedrich Wilhelms III. enthalten ist, in viel weiterem Umfange zur Geltung gelangen, als es die preussische Union je zu erreichen vermöchte.

Ebenso würden auf dem angedeuteten Wege auch die Wünsche Friedrich Wilhelms IV. für eine Fortbildung der evangelischen Kirche ihrer Verwirklichung möglichst nahe kommen. Bekanntlich schöpfte er seine Anschauung von der Verfassung der Kirche möglichst aus der heiligen Schrift selbst und meinte, daß die rechten Hände gefunden sein würden, in welche die Leitung der Kirche gelegt werden könne, wenn evangelische Bischöfe an ihrer Spitze und diesen Synoden zur Seite ständen. Es ist in der That sehr eigenthümlich, wie die Ereignisse des verflossenen Jahres durch die Umwandlung der deutschen Verhältnisse und die veränderte Richtung, welche sie den Bestrebungen und der Leitung des Staates gegeben, augenscheinlich die Kirche dahin drängen, die Gedanken der frommen Fürsten Preußens im weitesten Umfange zur Ausführung zu bringen. Es wird sich nun zeigen, ob der Union, die sich einer besondern Loyalität rühmt, mehr daran gelegen ist, ihr eigenes Werk und Beiwerk unverändert zu conserviren, als an der Ausführung der richtigen Gedanken der preussischen Könige in größerem Stil.

Die auf solche Weise sich ergebende Klarlegung unserer kirchlichen Verhältnisse, welche bisher die Union wie mit einem Nebel überzogen hat, insbesondere, die Anerkennung und Freiebung der lutherischen Kirche, ist weiter von der allergrößten Bedeutung für den allgemeinen Kampf unserer Zeit gegen den offenkundigen Abfall vom Glauben. Hierzu fehlen der Union die erforderlichen Waffen. Es liegt in der Dehnbarkeit ihres Begriffes und in der Unklarheit ihres Principis, daß sie keine Grenzsteine mit leserlicher Inschrift setzen kann. Lutherthum ist ihr genehm, aber exclusives Lutherthum kann sie nicht dulden. Den Unglauben will sie nicht, aber — auch im Protestantenverein ist ja noch Glaube vorhanden. Der Theorie nach könnte wohl auch die Union fordern, daß Alles, was in der Kirche



Berechtigung beansprucht, seine Uebereinstimmung mit dem Bekenntniß der einen oder der anderen Kirche oder mit beiden nachweise. Aber der Consensus der Union ist zu etwas so Unklarem geworden, daß er ein Maas, mit dem sich messen läßt, nicht besitzt. Die Union hat sich vor aller Exklusivität so graulich gemacht, daß sie nichts mehr excludiren kann, als die Exklusivität. Und was nicht ausschließt, kann auch nicht einschließen. Darum ist alle wahre Union in beiden Jahrtausenden der christlichen Kirche exklusiv. Es war der Zug nach wahrer Union, welcher die alte Kirche trieb nach langem heißen Ringen durch ihre öcumenischen Beschlüsse aus ihrer Mitte alle die hinauszumweisen, deren Irrlehren die Gemeinde Gottes zerspalten und die Einigkeit im Geiste zerstört hätten, falls sie in der Kirche als berechtigt anerkannt worden wären. Es war der Zug nach wahrer Union, welcher unsere reformatorischen Väter nöthigte, in jenem Bekenntniß, welches gerade um seiner Milde willen einen besonderen Reiz für die Union hat, der Theses stets die Antitheses entgegenzustellen. Und diese Antithese macht viel mehr, als Art. X, die Augustana ungeeignet zu einem Unionsbekenntniß. Eine Union, welche aus Besorgniß, am Ende selbst als exklusiv verschrien zu werden, die Herde vor dem Wolf nicht zu schützen vermag, auch wo er das Schafskleid abgelegt hat, läßt die Herde sich zerstreuen, und der Wolf erhaschet die Schafe. Daher ist der Erfolg einer falschen Union so oft das Gegentheil vom Uniren. Denn zur wahren Unionsarbeit gehört vor Allem der Muth, der mit Nehemia sprechen kann: „Der Gott vom Himmel wird es uns gelingen lassen; denn wir, seine Knechte, haben uns aufgemacht und bauen; ihr aber habt kein Theil, noch Recht, noch Gedächtniß in Jerusalem.“ Wo dieser Muth fehlt, ist nicht mehr von wahrer Union die Rede. Daher kommt es, daß der Protestantenverein die Gebiete der Union, wo die Angst vor der Exklusivität herrscht, als seine Domaine ansieht, da er zu schalten und zu walten berechtigt sei. Zwar hat er auch in den lutherischen Landeskirchen Boden zu gewinnen gesucht und hie und da sich eingenistet, — und wir können beim Schreiben dieser Zeilen die Erinnerung an die hannoversche Landesynode keinen Augenblick loswerden — indeß hat er da nirgends den Boden so ergiebig gefunden, wie in den Ländern der Union. In Baiern scheint es ihm, abgesehen von der Pfalz, seiner Geburtsstätte, doch nicht recht behaglich zu sein, und was Hannover anbelangt, so hat die Kreisynode von Esens für ihren einmüthig gefaßten Beschluß gewiß vielfach herzliche Zustimmung gefunden. Jedemfalls — was auch die kleinen Dinge des Augenblickes darüber auszusagen scheinen — steht nach dem Worte unseres Herrn das fest, daß nur der Kirche die Verheißung gegeben ist, sie solle von der Hölle Pforten nicht überwältigt werden. Was aber die Union hat und zu Wege bringt, ist keine Kirche, und was eine Kirche ist, das will sie nicht. Eine gesicherte Position, um getrosten Muthes und siegesgewiß diesen Feind zu empfangen und abzuschlagen, bietet die Union nicht. Darum ist es eine heilige Pflicht für alle, welche die Bedeutung dieses uns

verordneten Kampfes erkannt haben, dahin mitzuhelfen, daß durch Wiederherstellung einer einigen großen lutherischen Kirche eine solche Position gewonnen werde — für den Kampf der Endzeit.

Welche Wege aber auch Gott der Herr unserer lutherischen Kirche weiter zeigen mag, wir haben darauf nicht zu warten, um an die Arbeit zu gehen. Tritt doch uns allen dieser Feind oft genug entgegen. Ein Soldat aber hat auch nicht alle Tage zu schlagen und auch nicht alle Tage Schanzen zu bauen, aber eine Arbeit hat er alle Tage zu thun, auch in Friedenszeit, und wenn er diese veräunt, ist er nicht kampftüchtig, nämlich seine Waffen blank und rein zu halten. Und Waffen rosten schnell! Die Position aber, die ein jeder für sich einnehmen muß, ist das verhöhnende Arme = Sünderthum, welches nichts als Gnade kennt. Wessen Leben nach Luthers Wort eine tägliche Buße ist, dessen Position hat keine für den Feind zugängliche Stelle. Es steht auch Kindern Gottes nichts übler an, als eine geistliche Suffisance, die sehr mitleidig von den Sünden und Wunden Anderer redet, auch wohl zu ihrer Heilung gern hilfreich ist. Das Gebet aber: „Meine Wunden stinken“) und eitern vor meiner Thorheit“ paßt nicht für den Bildungsstand vornehmer Leute. Indes war doch David auch ein vornehmer Mann und dazu ein Kriegermann, der alle seine Feinde unter seine Füße trat. Und andere Kriegerleute kann unser Gott nicht brauchen. Die aber alle Tage sich gürten mit seinem Wort und alle Tage nehmen Gnade um Gnade, die gehen von Sieg zu Sieg — in der Arbeit an sich selbst, in der Arbeit für die Kirche.

Alle Arbeit, die für den Herrn geschieht, in Amt und Gemeinde, in Predigt und Jugendunterricht, geschieht mittelbar auch für unsere Kirche, selbst wenn das Wort: lutherisch das ganze Jahr nicht über unsere Lippen käme. Es ist eine nicht zu leugnende Erfahrung, daß überall, wo entschiedenes Glaubensleben erwacht, auch die lutherische Kirche wieder aufsteht. Man baut auch die lutherische Kirche nicht dadurch, daß man viel von der lutherischen Kirche predigt, sondern dadurch, daß man den Glauben predigt, den die lutherische Kirche lehrt. Auch dadurch baut man die lutherische Kirche nicht, daß man fortwährend gegen ihre Widersacher polemisiert. Die Leute der Negation, die nichts weiter können, als polemisieren, bringen keinen Bau zu Stande. Darum thun wir besser, vom Polemisiren und Kritisiren diejenigen ihre Tage freisetzen zu lassen, die sonst verhungern müßten, wenn sie dies lärgliche Brod nicht hätten. Und nun gar viel Lärm und Geschrei machen ist ganz vom Uebel. Es steht wohl geschrieben, daß Jerichos Mauern einstiegen vor Israels Geschrei. Aber nirgends steht geschrieben, daß durch Israels Geschrei Jerusalems Mauern sich aufgebaut hätten. Das erforderte wenigstens zu Nehemias Zeit, viel saure Arbeit unter stetem Kampf. Es ist ja schon im täglichen Leben so, daß die Arbeiter am meisten vor sich bringen, die ganz stille vor sich hin arbeiten und bei der Arbeit nicht träumen, noch

\*) Wörtl. „faulen“. Ps. 38, 6.



fäumen. Der Zusammenhang ist ja bekannt, in welchem St. Paulus spricht: „Das sage ich aber, liebe Brüder, die Zeit ist kurz.“ 1 Cor. 7, 29.

Uebrigens kommen doch auch Gelegenheiten, da wir unmittelbar für die Anerkennung des guten Rechtes unserer lutherischen Kirche wirken können. Wir betonen hier wieder das Wort Kirche; denn alles Andere, was lutherisch heißt, wird unter Umständen zugestanden, nur dies Eine niemals. Solche Gelegenheiten bieten die Kreissynodal-Versammlungen. Es fehlt doch wohl in keiner Kreissynode ganz an Pastoren oder Laienmitgliedern, welche im Bekenntniß der lutherischen Kirche stehen. Wir sollten aber da nicht erscheinen, ohne uns zuvor ernstlich und eingehend mit den Gegenständen der Berathung beschäftigt und ihnen die Seiten abgewonnen zu haben, nach welchen sie fruchtbar werden können, sei es für die einzelne Gemeinde, sei es für das Ganze der Kirche; vor Allem nicht, ohne uns zuvor den rechten Muth der Demuth und die rechte Weisheit zu treuem und unerschrockenem Zeugniß erbeten zu haben. Die Synoden sind dermalen der Platz, an welchem der Kampf zunächst wider den Unglauben und Halbglauben und dann auch wider Alles geführt werden muß, was gegen unsere lutherische Kirche zu Felde liegt. Von größter Wichtigkeit aber sind die Wahlen für die Provinzialsynoden. Leute, die etwa die Gabe haben, über alles Mögliche reden zu können, oder sonst einmal einen geistreichen Einfall gehabt haben, sind dadurch nicht gerade qualificirt; denn geredet wird da viel zu viel und Amendements mit allerlei klugen Einfällen pflegt es da auch zu geben, mehr als gut ist. Man sende einsichtsvolle und besonnene Männer, von erprobter Treue, von der das gilt: „richtet sich nach keinem Winde;“ Männer, die fest im Bekenntniß der lutherischen Kirche stehen, so daß sie auch ein richtiges Gefühl für die verborgenen Gefahren haben; die in ihrer Gemeinde treu gearbeitet und dadurch einen klaren Einblick in die Schäden unserer Zeit gewonnen haben; die von Herzen den Herrn fürchten und lieben, so daß sie durch die Furcht vor ihm aus aller anderen Furcht erlöst und durch die Liebe zu ihm fähig sind, um seines Namens willen auch einmal etwas zu tragen. Vor Allem sende man keine Leute, die für Ehre und Gunst besonders empfänglich sind und in der Welt gern etwas werden oder ein glücklicheres Loos gewinnen möchten; denn das würde wider die Bitte sein: führe uns nicht in Versuchung. —

Die wunderbaren Erfolge des gegenwärtigen Krieges sind nicht errungen ohne die schwersten Opfer und unsägliches Entbehrungen, welche alle die willig ertragen haben, denen wir nächst Gottes Barmherzigkeit den Sieg verdanken. Und nun gar das Elend, in welches Frankreich sich gestürzt hat. In furchtbarer Weise hat sich da Hosea's Wort erfüllt, welches immerhin Dr. Luther nicht ganz genau übersetzt haben mag: „Wer die Kälber küssen will, der soll Menschen opfern.“ c. 13, 2. Welche Opfer hat Frankreich seinen modernen Götzen bringen müssen! — Krieg und Kriegsdienst

fordern nun einmal Opfer. Sieg kostet Blut, Schweiß und Thränen. — Wir sehen unser Leben viel zu wenig als einen Kriegsdienst an, als eine militia Christi, sonst würden wir es natürlicher finden, daß auch wir unsere Opfer bringen müssen. Das „Alles verlassen“ ist immer das Erste, wenn der Herr Jünger sammelt, dann erst kommt das Andere: folge mir nach! Wir möchten gerne nachfolgen und — Alles behalten. Und doch, wer da nicht hat, wenn's ans Opfern geht, dem wird auch genommen, was er hat. Dagegen leuchtet auch uns die zweite Antwort, welche Petrus auf seine Frage: „was wird uns dafür?“ vom Herrn empfängt: „Und wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ Nur dürfen wir nicht übersehen, daß Petrus sagen kann: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“ — Opferbereit, das heißt kampfestüchtig. Es ist ja wohl manchmal recht schwer, sich mit den Fragen der Zeit und den mannigfachen Versuchungen und Zweifeln, die sie erregen, herumzuschlagen, mit der Sünde und Herzenshärtigkeit, Stumpfheit und Thorheit in der Gemeinde im Streite liegen und dazu im Hause mit der Sorge ringen zu müssen. Da geht's wohl manchmal in dem Tone „aus der Tiefe.“ Aber gerade im Tiefthal sammeln sich die Trostbächlein zu Wasserströmen. Und dann heißt es zu dem, der in Leinen gekleidet ist und das Schreibzeug an seiner Hüfte hat: „Gehe durch die Stadt Jerusalem und zeichne mit einem Zeichen an die Stirn die Leute, so da seufzen und jammern über alle Greuel, so darinnen geschehen.“\*) Und immer wieder spricht das zitternde Herz sein Wort Ihm nach: Du bist mein! Ob es da hier unten nicht schon Siegespsalmen giebt und Lieder im höheren Chor?\*\*)

In dem verflossenen Jahre hat der Krieg mit seinen Folgen für die politische, wie für die kirchliche Entwicklung in unserem Vaterlande alles Andere so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß eine Umschau auf dem kirchlichen Gebiete nichts zu berichten hat, was auch nur annähernd von ähnlicher Bedeutung wäre. Die einzige Frage, welche wir an dieser Stelle nicht übergehen zu dürfen glaubten, war die, auf welchem Wege wohl die kirchlichen Verhältnisse in der Provinz Hessen einem befriedigenden Abschluß entgegengeführt werden möchten. Diese Angelegenheit hat aber in diesen Tagen durch die den Häusern des Landtages gemachten Vorlagen eine so überraschende Wendung genommen, daß eine Besprechung derselben in diesem Augenblick aller sicheren Voraussetzungen entbehren würde. Hoffen wir, daß es den Mitgliedern des Landtages, welchen das Wohl der Kirche am Herzen liegt, gelingen werde, die richtige Auf-

\*) Hes. 9, 4.

\*\*) Ps. 130, 1. Ueberschrift.



fassung des Art. 15 der Verf.-Urk. zur Geltung zu bringen. Anderenfalls würde nicht nur die heftigste Kirche in ihren Rechtsgrundlagen und in ihrer freien Entwicklung gefährdet erscheinen, sondern ein Weg betreten werden, welcher für die Selbstständigkeit der gesamten evangelischen Kirche in Preußen die größte Besorgniß erwecken würde. Indes werden wir abzuwarten haben, zu welchem Ergebniss die Berathung der betr. Vorlagen in beiden Häusern des Landtages führen wird. — So bleibt uns nur eine Frage noch zum Schluß zu berühren: es ist die römische.

Die Evangel. Kirchenzeitung hat in Nr. 58—60 des v. J. über „die Unfehlbarkeit des Papstes und die kirchliche Opposition in Deutschland“ eine eingehende Besprechung mitgetheilt. Ueber dies ist dieser Gegenstand mehrfach in öffentlichen Vorträgen behandelt worden, welche durch den Druck veröffentlicht sind. Umso mehr können wir uns hier darauf beschränken nur einige Gesichtspunkte hervor zu heben.

Die Beschlüsse des römischen Concils, insbesondere die Annahme der Unfehlbarkeit des Papstes, sind wie bekannt mit allen erdenklichen Mitteln durchgesetzt worden, durch welche die Anfangs entschiedene Opposition ermüdet, zerbrockelt und schließlich, zum Theil erst nach Schluß der Versammlung, überwunden wurde. Indes erscheint dies Resultat dadurch keineswegs als ein zufälliger Lieblingsgedanke der jetzt leitenden Persönlichkeiten oder als ein momentaner Sieg des Jesuitismus oder als ein durch die gegenwärtige Lage erst hervorgerufener Versuch, der Kirche zu neuem Aufschwung zu verhelfen. Vielmehr liegt das Dogma der Unfehlbarkeit in der geraden Linie römischer Consequenz und ist das Resultat einer Entwicklung, die durch viele Jahrhunderte ihren stetigen Verlauf gehabt. Diese Entwicklung beginnt mit dem Siege des Pelagianismus über die von Augustinus vertretene schriftgemäße Lehre von Sünde und Gnade. Die Anthropologie und damit im Zusammenhange die Soteriologie oder specieller: die Lehre von der Sünde und von der Rechtfertigung des Sünders durchzubilden, war doch die der abendländischen Kirche zuertheilte Aufgabe. Die Kirche, welche die legitime Fortsetzung der apostolischen Kirche sein wollte, mußte sich dadurch als solche ausweisen, daß sie diese Aufgabe der heiligen Schrift entsprechend löste. Die römische Kirche hat sie nicht gelöst. Mit dem Siege des Pelagianismus beginnt ihr Abbiegen von dem Wege der gottgewollten normalen Entwicklung. Und damit hat sie diese Aufgabe fallen lassen und den eigentlichen Beruf der abendländischen Kirche aufgegeben. In einzelnen hervorragenden Erscheinungen des Mittelalters spinnt sich der rothe Faden weiter. Ein Anselm, ein Tauler setzen die Arbeit fort. In Huß und den Vorläufern der Reformation bereitet sich die endliche Lösung vor. Aber mit ganzer Energie wieder aufgenommen wird die von der römischen Kirche lange Jahrhunderte bei Seite geschobene Aufgabe endlich von

der deutschen Reformation; denn die lutherische Kirche ist aus der Buße geboren. Die lebendige Erkenntniß der ganzen Tiefe des sündlichen Verderbens hat sie genöthigt den Weg zu suchen, wie wir Sünder zu der Gewißheit der Vergebung und zu der vollen Gerechtigkeit vor Gott gelangen können. Den Weg aber konnte sie nur finden in dem untrüglichen Worte Gottes. Das allein konnte jeden Zweifel beseitigen und jene „gewisse Zuversicht“ geben, von der St. Paulus redet. Nicht die Kirche, nicht ihre Tradition, nicht die Bestimmungen der Concilien, nicht die Entscheidungen der Päpste vermochten durch ihre Auctorität und Mittel das erschrockene Gewissen wahrhaft zu beruhigen und zu trösten, sondern allein das geoffenbarte Wort Gottes mit seiner Zusage der Gnade Gottes in Christo, weil ihm allein Unfehlbarkeit und oberste Auctorität zukommt. Das Mißtrauen, welches die Erkenntniß der Tiefe und Allgemeinheit des sündlichen Verderbens weckt gegen alle vom Worte Gottes losgelöste, oder gar mit demselben in Widerspruch tretende menschliche Auctorität, zwingt dazu, daß wir unser Vertrauen setzen auf den lebendigen Gott allein, der zu uns redet in der heiligen Schrift. Ohne eine oberste unfehlbare Auctorität kann die Kirche allerdings nicht sein. Ist diese nicht das Wort Gottes, so ist es der Mensch, der sich für unfehlbar erklärende Mensch. Das ist die Alternative, der nicht zu ent-rinnen ist, nicht aber, ob dem Concil oder ob dem Papste diese höchste Auctorität zustehe; denn die Auctorität des Concils ist ebenso, wie die des Papstes nur eine menschliche. Beide liegen auf gleicher Linie.

Es ist sehr bezeichnend, daß die Grundlagen der Lehre von der Sünde in den römischen Symbolen, weder im Conc. Trid., noch im Cat. Rom. vollständig ausgeführt sind,\*) während Bellarmin die falsche Anthropologie mit aller Bestimmtheit vorträgt, welche in der römischen Kirche die allgemein anerkannte ist. Diese irrige Lehre vom gegenwärtigen Zustande der menschlichen Natur ist die Grundlage für eine Reihe specifisch römischer Irrthümer, für die Leichtigkeit, mit welcher die Vergebung erlangt werden kann durch das Ablasswesen, für die Heiligen- und Reliquien-Verehrung, für den Mariendienst, für die Auctorität der Kirche, die Stellung des Clerus, die Unfehlbarkeit der Concilien und Päpste. Indes wenn auch aus diesen Prämissen sich diese Irrthümer als nothwendige Consequenzen aufzeigen und wesentliche Unterschiede zwischen der römischen und unserer evangelischen Kirche nachweisen lassen, so erlangen wir doch auf diesem Wege kein lebendiges Bild von der wirklichen Gestalt der römischen Kirche und ihrem Leben. Rom ist nicht die Kirche, die wir deutsche Theoretiker mit unserer protestantischen Grundanschauung uns etwa aus den Lehrbestimmungen des Tridentinums construiren. Denn es handelt sich für die wirk-

\*) Vergl. Winer, Comparative Symbolik. S. 50.



liche Ausgestaltung der Kirche nicht nur um die Schriftmäßigkeit und Vollständigkeit des Bekenntnisses, sondern ebenso sehr um den Werth und die Stellung, welche dem einzelnen Dogma in dem Ganzen des christlichen Lehrgebäudes wie praktisch im gesammten kirchlichen Leben gegeben wird. Wenn Lehrbestimmungen, die in der Peripherie am Ort und richtig sind für Lehre und Leben, in das Centrum gestellt werden und umgekehrt, so kann das an sich Wahre am falschen Orte falsch und eine Quelle vieler Irrthümer werden. Eine Heiligung, die über Buße und Rechtfertigung leicht hinwegschreitet, führt in's Pharisäerthum, in den Pelagianismus, und eine ausschließliche Betonung der Rechtfertigung, welche die Heiligung bei Seite schiebt, zu jenem Glauben, der „tobt ist an ihm selber,“ von dem St. Jakobus redet, zum todtten Orthodoxyismus. Ebenso ist es mit dem Begriff der Kirche. Daß sie beides ist, göttliche Heilsanstalt und Gemeinde der Heiligen, wird nicht bestritten. Wird aber das Zweite allein betont, so führt dies zum reformirten Kirchenbegriff und bei völliger Consequenz zum Independentismus. Wird dagegen der ganze Nachdruck darauf gelegt, daß die Kirche Heilsanstalt ist, so gelangt man zum römischen Kirchenbegriff, zur Hierarchie. Es wäre möglich, daß auf diese Weise in zwei verschiedenen Ländern sich zwei Kirchen auf Grund ein und desselben Bekenntnisses in Kultus und kirchlichem Leben und Sitte so verschieden ausgestalten könnten, daß die Glieder der einen, wenn sie in die andere eintreten, sich fremd fühlen; wie es denn zwischen Gliedern verschiedener lutherischer Landeskirchen in gewissem Grade der Fall ist. Dieser weite Spielraum, den selbst die Verpflichtung auf ein und dasselbe Bekenntniß der individuellen Ausprägung in Lehre und Leben noch gewährt, zeigt beiläufig, was von dem Geschrei des Unglaubens über die Knechtung unter die veralteten Symbole der Kirche zu halten ist. Wie vielmehr wird aber die Kluft sich erweitern, wenn diese falsche Rangirung der Dogmen in wesentlichen, wenn auch scheinbar feinen Irrthümern des kirchlichen Bekenntnisses ihre Veranlassung und Rechtfertigung findet. Die Papisten nun stellen ihren hierarchischen Kirchenbegriff ins Centrum. Er wird ihr Ein und Alles. Ihm wird Alles untergeordnet, manches völlig geopfert. Ihm zu lieb werden die wesentlichsten Heilslehren ins Schweigethuch gewickelt und kleine Verzerrungen, die an der Peripherie ihre Stelle finden könnten, als die eigentlichen Heilschätze auf dem Markte ausgebaut. Wir übersehen keineswegs, daß man nicht die Kirche verantwortlich machen darf für die Thorheit des großen Hauses, aber wenn sie das Wort Gottes im Kirchenschrank läßt, während sie die bunten Messgewänder herausholt, wenn sie nicht Buße predigt und von dem rechtfertigenden Glauben an das Verdienst Christi schweigt, während man beispielsweise eine Predigt über die wunderbaren Wirkungen des heiligen Skapuliers hören kann, dann ist sie verantwortlich für den Aberglauben der Menge und darf sich nicht beschweren, wenn gesagt wird, das ist die römische Kirche.

Die schriftwidrige Entwicklung der römischen Kirche hat mit der Feststellung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes

eine neue Stufe gelegt, oder richtiger vielleicht, ihrer bisherigen Enthüllung entkleidet und den Blicken bloßgelegt. Es ist nunmehr wohl nur eine Frage der Zeit, wann die folgende Stufe, die der Hauptsache nach auch bereits vorbereitet ist, enthüllt werden wird. Gründe wenigstens sind nicht wohl einzusehen, weshalb nicht einmal ein Papst, etwa in seinem Testamente, seinem Nachfolger eine Bulle hinterlassen und kraft seiner Unfehlbarkeit als Glaubenssatz feststellen könnte, daß dem heiligen Vater als dem Stellvertreter Christi und unfehlbarem Haupte der Kirche bereits bei Lebzeiten dieselbe Heiligkeit beizumohnen und dieselbe Verehrung zu erweisen sei, welche die römische Kirche ihren Heiligen zuspricht. Die Festlichkeiten im St. Peter zu Rom, bei welchen Kniebeugungen den Papst begrüßen, würden durch dies abschließende Dogma kaum noch eine Erhöhung erhalten, es wäre denn die, daß die Zurufe zur Anrufung würden. Aber was St. Paulus schreibt von dem, der sich setzt in den Tempel Gottes sammt Dr. Luthers Erklärung vom Antichrist, würde dann von Rom aus eine eigenthümliche Beleuchtung erhalten.

Von diesem äußersten Ziele ihres Irrweges will Gott der Herr offenbar die römische Kirche zurückhalten, indem Er es so gefügt, daß so bald nach der Erklärung der Infallibilität, welche die Macht des päpstlichen Stuhles neu befestigen sollte, seine weltliche Macht ihm genommen wurde. Es sei ferne, daß wir Böses gut heißen und aus Sauer süß machen sollten, aber die Ereignisse der letzten Zeit fordern doch unwillkürlich auf, daran zu denken, auf welche Weise diese weltliche Macht des Papstthumes entstanden ist, wie viel Schaden das Streben der Päpste nach Erweiterung und Befestigung dieser Macht in der römischen Kirche angerichtet, wie endlich je mehr und mehr diese weltliche Herrschaft zu einem äußeren Schein heruntergesunken war. Und ein Schein war doch diese Macht nur noch, seitdem sie lediglich auf Frankreichs Arm gestützt sich aufrecht halten und sich sogar eines Feindes kaum erwehren konnte, der vor einer Probe der Chassepots zerstob. Eine Probe, die Frankreich so wenig geholfen, als dem Papstthum. Denn es nützt nichts, etwas künstlich am Leben erhalten zu wollen, was doch nicht lebensfähig ist. Es würde ein großer Segen sein, wenn der Stellvertreter Christi sich darein finden lernte, daß unser Herr Christus gesprochen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ und wenn der Nachfolger Petri zufrieden wäre, wenn er es dem Apostel des Herrn nachsprechen muß: „Gold und Silber habe ich nicht.“ Vielleicht empfinde er dann etwas mehr von Christi Geist und Petri Glauben, daß die äußerlich lahm gelegte Kirche geistlich wandeln lernte. Und dann vielleicht ergürnte dies weite Feld noch einmal wieder, welches jetzt nur etwa an den Grenzwegen der evangelischen Kirche noch spärliche Herbstblüthen hervorbringt.

Wenn in neuerer Zeit so viel von romanisirenden Tendenzen in der evangelischen Kirche geredet wird, so trifft diese Rede offenbar nicht diejenigen, welche das Wort Gottes hochhalten und von der Auctorität der heil. Schrift nichts wollen abbröckeln lassen, welche die Tiefe des sündlichen Verderbens



erkennen, daher mit ganzem Ernste auf rechtschaffene Buße dringen und keinen anderen Weg wissen und zeigen, als den der Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben an die Versöhnung im Blute des Sohnes Gottes. Das Alles ist das gerade Gegentheil der römischen Praxis. Wohl aber trifft diese Rede alle, welchen der Einblick in die Tiefe und satanische Macht der Sünde verschlossen ist und daher auch die Versöhnung durch Christum und die Rechtfertigung des Sünders nicht das sein kann, was das Bekenntniß der Kirche darunter versteht. Denn Art. 4 der Augustana würde in der Luft schweben, wenn nicht Art. 2 und 3 vorangingen. Gefährliche Gegner, welche Rom ernstlich zu fürchten hätte, sind daher weder die Vermittelungstheologie, noch der Protestantenverein, noch die gesammte Aufklärerei unserer Zeit, wie voll sie auch stets den Mund zu nehmen pflegt, wann und wo sich nur Gelegenheit findet, gegen den Ultramontanismus zu declamiren. Wenn man aber gegen diejenigen, welche fest und treu im Bekenntniß der lutherischen Kirche stehen, in ihrem Formalprincip wie in ihrem Materialprincip den Vorwurf romanisirender Tendenzen erhebt, so fällt derselbe auf das Haupt der Ankläger zurück. Wo man am Worte Gottes rüttelt, wo man die Sünde nicht Sünde nennt, wo man zwar mit der Menschheit Jesu vollen Ernst macht, die Ansichten über seine Gottheit aber freigiebt, wo man die Heiligung über die Rechtfertigung, die Sittlichkeit über den Glauben stellt, da geht der Weg nach Rom.

Die heftigen Angriffe des Protestantenvereines, wie seiner näheren und ferneren Verwandten, gegen Rom, die sehr lebhaft an den bereits vergessenen Kongo und seinen Anhang erinnern, haben aber tieferen Grund. Sie gelten zum geringsten Theile den römischen Mißbräuchen, die dabei gewöhnlich als Schreckbilder vorgeführt werden, um die Leidenschaftlichkeit der leichtgläubigen Hörer und Leser zu erregen. Sie gelten vielmehr dem Schatz von biblischer Wahrheit, welchen die römische Kirche neben vielem Menschenwerk und schriftwidrigen Thaten noch bewahrt hat. Der Unglaube unserer Tage fühlt es, daß Rom trotz aller seiner Irthümer und seines Aberglaubens doch zugleich noch ein mächtiges Bollwerk für den apostolischen Glauben ist. Da ist noch eine breite Grundlage, welche die evangelische Kirche mit der römischen gemeinsam hat. Dieser ökumenischen Grundlage gilt der Angriff des Unglaubens in unserer Zeit. Daher ist nichts natürlicher, als daß das Geschrei über Gewissenstyrannie in der römischen und über romanisirende Tendenzen in der lutherischen Kirche in einem Athemzuge aus ein und demselben Munde kommt. Die Zeichen der Zeit aber mahnen uns, dieses gemeinsamen ökumenischen Glaubensschatzes uns stets bewußt zu bleiben, und namentlich fordert die Wiederherstellung des Deutschen Reiches auf, diese Friedensgrundlage zwischen Evangelischen und Katholiken hoch und werth zu halten, da es beide zu gemeinsamem Leben und Handeln verbindet. Freilich scheint es so, als ob Rom die Hoffnung seines Sieges nicht auf den Besitz der ökumenischen Wahrheit, sondern auf die consequente Durchführung seiner Irthümer stütze, wie das letzte Concil gezeigt hat.

Daß man in Rom sich einer fast unbegreiflichen Verblendung hingiebt, ja über das Wesen der evangelischen Kirche sich fast geflüffentlich täuscht, ist allerdings ein sehr ernstes Zeichen der Zeit; denn Verblendung ist der Anfang des Gerichtes. Und wenn man von Rom aus Umschau hält über die Länder der katholischen Christenheit, sollte man doch wohl zu der Erkenntniß kommen, daß etwas ganz anderes noth thut, als das Dogma von der Infallibilität des Papstes. Spanien ist in voller Gährung und wenn auch die kirchliche Bewegung von einem revolutionären Zuge nicht überall frei ist und Politik und Kirche durcheinander mengt, so ist doch so viel klar, daß Rom dort mit den bisherigen Mitteln, die zum Theil auf den Aberglauben berechnet waren, seine Herrschaft nicht unversehrt behaupten kann. Allenthalben erinnert man sich noch der Stätten, wo die Scheiterhaufen gestanden haben. In Frankreich ist die römische Kirche in den politischen und sittlichen Auflösungsprozeß mit versflochten und nur ein leises Symptom von dem, was Rom von Frankreich zu erwarten hat, ist es, daß diejenigen, welche seit langer Zeit in Italien am Sturze der Macht des Papstes gearbeitet haben, dort als Retter begrüßt werden konnten. Es hätte nur Garibaldi gelingen dürfen, eine irgend hervorragende Kriegsthat zu vollbringen, so stünde dieser Feind der Kirche sicherlich in den Augen vieler Franzosen höher, als der heilige Vater in Rom. In Italien selbst aber unter den Augen des Papstes nimmt die Abkehr von der Kirche mit raschen Schritten zu. Daß die Freigeisterei, die das Christenthum gründlich aussetzt, fast nirgends zahlreichere Brutstätten hat, als in Italien, giebt doch zu sehr ernststen psychologischen Betrachtungen Anlaß. Stützte sich also die Herrschaft der römischen Kirche allein auf die romanischen Völker, so würde Frankreichs Schwächung auch die des Papstthumes nach sich ziehen; denn die Macht des Romanenthumes in Europa ist damit gebrochen.

Indeß hat das Concil gezeigt, daß die Kraft der römischen Kirche da liegt, wo der frischere Hauch der evangelischen Kirche sie noch vor dem schlaffen Servilismus bewahrt hat, welcher mit wenigen Ausnahmen die Bischöfe der romanischen Länder charakterisirte. Der Widerstand der deutschen Bischöfe ist zwar überwunden worden, und konnte nicht zum Siege führen, weil sie den Consequenzen sich nicht zu entziehen vermochten, so lange sie nicht den Muth hatten, die falschen Prämissen aufzugeben. Aber es war doch ein Widerstand, der alle Mittel der Intrigue und Einschüchterung gegen sich herausforderte — die einzig erfrischende Erscheinung in der Debe dieses Concils. Dies Auftreten der deutschen Bischöfe und vieler ihrer Gemeinden, die in öffentlichen Rundgebungen ihnen beipflichteten, hätte doch so viel zeigen können, daß nicht seine Irthümer Rom retten werden, sondern das allein, was es noch von ewiger Wahrheit sich gerettet hat. Die Bewegung in der katholischen Bevölkerung Deutschlands während des Concils würde aber für Rom viel bedenklicher gewesen sein, wenn die evangelische Kirche mehr Einheit, mehr Leblichkeit hätte. Die größeren und schwereren Körper ziehen stets die kleineren an. Es ist auch im Gebiet des geistigen Lebens äh-



lich. Man hat gesagt, Elsaß könne, wenn es zu Deutschland komme, nur Preußen überwiesen werden; denn nur die Verbindung mit einem Großstaat wie Preußen könne für das Ausscheiden aus Frankreich entschädigen. Hätte die evangelische Kirche eine Entschädigung geboten für das Ausscheiden aus der großen geschlossenen Einheit der römischen Kirche und für das Aufgeben einer von so vielen Völkern anerkannten kirchlichen Auctorität nicht nur durch ihre geistigen Güter, sondern auch durch eine der römischen Anschauung imponirende Einheit, so hätte möglicher Weise jene Bewegung unter den Katholiken Deutschlands einen ganz anderen Verlauf nehmen können. Statt dessen steht den Gliedern der römischen Kirche in Deutschland die ganze Zerrissenheit der evangelischen Kirche vor Augen. In diese einzutreten, das hat nichts Einladendes. Und hiermit kehrt unsere Besprechung zu ihrem Grundgedanken zurück. Möge Gott Gnade geben, daß die Wiederaufrichtung des einigen deutschen Reiches uns verhelpe zu einer einigen deutschen evangelischen Kirche, und daß es bald heiße: Friede über Israel!

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 5. Die Presbyterianer.

Hervorragend durch Eifer und Einfluß sind die Presbyterianer, dadurch insonderheit für uns bemerkenswerth, daß sie, wie anderwärts, so auch hier in New-York sich außerordentlich für die Deutschen interessiren, daß sie gerade die Erzeugnisse der deutschen theologischen Literatur recht würdigen, häufig sogar ohne selbstsüchtige Partezwecke lutherische Gemeinden und Pastoren liberal unterstützen, so daß sogar bei der neulichen Versammlung der Generalassembly Pastor Dr. Wedekind, der eifrige und die Mission unter den Deutschen kräftig fördernde Vertreter der lutherischen Generalsynode in New-York, eine Bitte um Unterstützung der lutherischen Mission in hiesiger Stadt vorbringen durfte, freilich damit unserer Kirche ein testimonium paupertatis ausstellte. Auch arbeiten die Presbyterianer im Interesse ihrer eigenen Partei an manchen Stellen unter den Deutschen wie hier in New-York, in Newark und sonst; sie haben sogar zwei deutsche Predigerseminare, eins in Newark, eins in Dubuque Iowa. Den 17. Mai 1838 trennten sie sich in eine alte calvinistische und eine neue liberalere Schule, sind aber seit dem 12. November 1869 wieder vereinigt, und zwar in Folge von Bemühungen, die zuerst von New-York ausgingen. Hier in der Stadt besitzen sie ein großes theologisches Seminar (Union Seminary), gegründet 1836 und in einer günstigen Gegend am großen schönen Washington-Square gelegen; diesem Seminar verdanken manche Prediger der lutherischen Generalsynode ihre Ausbildung. An dasselbe ist neulich der gewandte, in die amerikanischen Verhältnisse, besonders in die Yankees verlebte reformirte Professor Dr. Schaff berufen worden und

wird so die Amerikaner mit deutscher Theologie immer mehr bekannt machen können, wie er denn schon vorher als Vermittler deutscher theologischer Wissenschaft an dieselben sich ausgezeichnet hat. Zu den bedeutendsten Predigern der Presbyterianer in der Stadt gehört der äußerst gern gehörte Dr. John Hall, der gemüthliche, die Mission unter den Deutschen fördernde Dr. Howard Crosby und der Patriarch der hiesigen presbyterianischen Prediger Dr. William Adams. Adams ist nun schon über 30 Jahre im Amte; seine Kirche liegt im fashionablen Stadttheil (24sten Str. und Madison-Avenue); keine Gemeinde im ganzen Lande enthält so viel Reichthum und Geschäftstalent, hat so viel gesellschaftlichen und politischen Einfluß, so viele wohlhabende und thätige Kaufleute, so viele energische Förderer christlicher Unternehmungen, im Auslande als eminente Banquiers, als fürstliche Handelsherren und edelmüthige Geber bekannt. Einer solchen Gemeinde 30 Jahre lang vorzustehen, mit der Zeit mitzugehen, eine feste Stellung einzunehmen, wenn Alles umher sich ändert, ist wahrlich nichts Geringses. Sein Vater John Adams war Director (Principal) der berühmten Academie zu Andover in Massachusetts, einer der besten Lehrers des Landes. Seine Schüler sind hervorragende Prediger, Lehrer, Staatsmänner, ja über die weite Welt als Missionare zerstreut. Der junge Adams wuchs zusammen mit Judson auf, dem gesegneten Arbeiter in Birmanien, mit Gordon Hall, Jewell, welcher Gottes Wort in das Mahratta übersezte, mit Winslow und Spaulding, die dasselbe in Tamul thaten, mit Thurston und Bingham, die auf den Sandwichinseln, mit Goodell, der in Armenien, Temple und King, die in Griechenland, Bynigton und Kingsley, die unter den Choctaw-Indianern, Bridgman, der in China, Schauffler, der unter den Juden in Palästina, und Perkins, der in Syrien das Werk des Herrn trieb. Sein erster Dollar, den er als Knabe ausgab, war für die Mission. Er predigte zuerst in Brighton bei Boston; mit anderen jungen Predigern kam er je einmal in der Woche zu dem alten Dr. Beecher in Boston; diese Zusammenkünfte gereichten ihm und den Andern zum großen Segen. Da das Klima von Neu-England zu rauh für ihn war, so wandte er sich nach New-York. Er erhielt einen Ruf an eine kleine Kirche in der Broomestraße. Aber der Handel trieb und treibt immer mehr die Familien nordwärts in die Stadt hinauf; die Noblesse wohnte früher bis zur Chamberstraße; die heutzutage fast ganz am unteren Ende der Stadt liegende Trinitykirche lag damals im Centrum des feinen Viertels; die holländische Aristocratie füllte die alte Nordkirche in der Fultonstraße; eine Kirche nach der andern mußte dem die Unterstadt immer mehr in Beschlag nehmenden Handel weichen; im J. 1825 waren 84 Kirchen in der Stadt, darunter 45 in den unteren 6 Stadtvierteln; aber 1855 waren von 290 Kirchen nur 17 in der Unterstadt, dazu vier Missionsplätze und zwei schwimmende Kapellen; jetzt ist das Verhältniß noch ungünstiger geworden.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 25. Januar.

N<sup>o</sup> 7.

## Neu-Yorker Kirchenpiegel.

### 5. Die Presbyterianer.

(Schluß.)

Adams zog auch mit seiner Gemeinde hinauf an den schönen Madison-Square in die Madison-Avenue, welche mit der fünften Avenue an Pracht und Eleganz wetteifert. Die 1854 zur billigen Zeit fertig gewordene, mit einem Thurm versehene braune Kirche kostete 175,000 Dollars; es hatten keine Schulden darauf; die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Adams kommt unter den englischen Predigern der Idee, die das Volk von einem Prediger hat, am nächsten; er hat ein warmes Herz, ist ein treuer Freund, besitzt große Unterhaltungsgabe, außerordentliche Belesenheit. Er ist über die ganze Erde gewandert, hat viel gesehen und steht mit allen leitenden Männern in der innern und äußern Mission, in der Bibel- und Tractatgesellschaft von Anfang an in der lebendigsten Verbindung; mit großer Darstellungsgabe verbindet er eine wohlthuende Frische des Gemüths. Er verwendet alles, was er liest, für die Predigt; die Namen von Shakespeare, Dante, Milton, Macaulay, Scott, Thackeray u. s. w. sind seiner Gemeinde bekannt und werden häufig von ihm citirt. Die alte Sitte Neu-Englands, die Predigt ganz aufzuschreiben und zu lesen, hat er sein ganzes pastorales Leben hindurch beibehalten. Seine Kraft concentrirt er auf seine Predigten, doch hat er auch zwei Bücher herausgegeben: „Drei Gärten: Eden, Gethsemane, Paradies“ (nämlich das himmlische), und: „Der Dankfesttag“ (bekanntlich das hier zu Lande vom Präsidenten ausgeschriebene, im November gefeierte nationale Erntedankfest, wobei ein gebratener Truthahn eine Hauptrolle spielt, für Viele auch die Hauptsache ist); in letzterem Büchlein stellt er Scenen aus seiner in Neu-England verlebten Kindheit in lieblicher Weise dar. Alle möglichen christlichen Werke werden von ihm und seiner Gemeinde befördert; Glieder der angesehensten Familien sind eifrige Lehrer in seiner Sonntagschule; die Gemeinde liebt es, Missionsplätze in der Stadt zu gründen und zu unterstützen, bis sie sich selbst erhalten können. Außer den Kosten für Pastor, Kirche, Sonntagschule bringt die Gemeinde noch jährlich für wohlthätige und Missionszwecke etwa 100,000 Dollars auf. Es ist wohl eine reiche Gemeinde und, wie man hier in deutschen Kreisen

schnell zu sagen pflegt: die Leute haben das Geld dazu; wir aber sagen: die Deutschen hier selbst haben es ebenso gut, jen aber geben es, und das ist ein großer Unterschied. Wir sollen nicht jemand ehren nach dem er hat, sondern nach dem er giebt. Wie liberal die presbyterianischen Gemeinden hier sind, kann man an dem Beispiele der jungen, kleinen ersten presb. Gemeinde in der 55sten Straße sehen. Ihr junger Prediger, A. E. Rittredge, kürzlich erst vom Seminar abgegangen, erhielt einen Ruf nach Chicago, sofort legte ihm die Gemeinde drei Tausend Dollar zu, so daß er nun 10,000 Dollar Gehalt empfängt, ein junger Mann von etwa 22 Jahren, und wenn auch ein begabter Mann, so doch keineswegs ein Stern erster Größe. Dazu versprochen sie ihm, die bisherige, erst wenige Jahre stehende Kirche, die eine deutsche Gemeinde sich nicht besser wünschen würde, zu verkaufen und 100,000 Doll. zum Neubau zu sammeln. Neulich sprach der Präsident der presbyterianischen Heidenmissionsgesellschaft, als ich mit ihm über den Ankauf einer einfachen, im alten presbyterianischen Stil erbauten Kirche verhandelte und meine Bedenken aussprach, ob wohl die reichen Deutschen in eine so einfache Kirche kommen würden, den richtigen Grundsatz aus, daß Gottes lauterer Wort die Hauptzierde der Kirche sei, nicht die Mauern, aber ich mußte ihm bemerken, daß gerade die englischen Gemeinden in dieser Hinsicht eine schlimme Richtung eingeschlagen und auch die Deutschen verborben haben, so daß nunmehr auch diese sich schämen, in eine einfache Halle oder unscheinbare Kirche zu gehen, eine Sache, die uns hier viel Schwierigkeiten bereitet. Denn leider wollen sie wohl auf schönen Polstern in einer feinen Kirche sitzen, aber wenig oder nichts dazu hergeben.

Während wir Lutheraner Grund genug zum Trauern und Klagen haben, können die Presbyterianer fröhlich ihre Stimme erheben und mit Freuden auf die Geschichte ihrer kirchlichen Entwicklung in New-York zurückblicken. Noch im J. 1707, als schon längst eine lutherische Kirche bestand und blühte, verfolgt und gehindert, haben sie nunmehr 54 Kirchen, darunter 2 deutsche (mit den Predigern Krüsi und dem berücktigten Tölle), 1 französische, 1 farbige, und außerdem noch mehrere Missionsstationen; niemand aber wird behaupten können, daß mehr presbyterianische Einwanderer hergekommen seien, als lutherische, vielmehr ist der Eifer der Presbyterianer größer gewesen. Nur etliche wenige Presbyterianer wohnten im J. 1707 in New-York; sie versammelten sich Sonntags in einem Privat-



haufe zu gemeinsamer Andacht. In jenem Jahre kam ein Prediger aus dem nördlichen Irland, Macdonne, nebst einem Amtsbruder, Hampton, durch New-York gereist. Ein Schuhmacher, Wilhelm Jackson, bat ersteren, in seinem Hause zu predigen; es fand sich eine kleine Versammlung ein, ihn zu hören; er taufte nach der Predigt ein Kind. Darauf wandten sich die Prediger nach Long Island. Aber der intolerante Gouverneur Lord Cornbury ließ ihn verhaften, weil er keine obrigkeitliche Erlaubniß zum Predigen gehabt hätte; zwei Monate saß er im Gefängniß, bis er endlich durch einen Habeascorpusbefehl die Freiheit erlangte und Bürgschaft seines Erscheinens vor Gericht stellen durfte; pünktlich kam er aus Virginien nach New-York zum Termin und ward auch freigesprochen, mußte aber die Kosten bezahlen, eine für ihn bedeutende Summe, etwas über 83 Pfund. Die Presbyterianer ließen sich jedoch hierdurch nicht einschüchtern; sie hielten sogar hin und wieder öffentlichen Gottesdienst in der ihnen von der holländisch-reformirten Gemeinde freundlichst dazu eingeräumten Südkirche in der Gartenstraße. Im 3. 1717 ward die erste presbyt. Gemeinde organisiert, entsprechend der Ordnung der presbyt. Kirche von Schottland. Die Gemeinde berief den Schotten James Anderson zum Prediger und hielt ihre Gottesdienste im alten Rathhause (City-Hall) in der Wallstraße, wozu ihnen die Stadtväter die Erlaubniß gegeben. Sie kauften darauf einen Bauplatz in derselben Straße in der Nähe des Broadway und errichteten 1719 die erste Kirche mit vieler Mühe; sie hatten dazu nicht nur in Amerika, sondern auch in Schottland gesammelt. Durch allerlei Ränke der damals bei der Regierung einflußreichen episkopalen Trinitykirche wurden ihnen die Corporationsrechte verweigert — dies dauerte 50 Jahre, und dabei zahlten sie noch, wie die anderen Kirchenparteien, vollständig die ihnen zufallenden Abgaben an die Episkopalkirche! Sie übergaben darum ihr Eigenthum der Generalassembly der Kirche von Schottland. Nach der Revolution gab dieser Körper der Gemeinde das Recht auf das Eigenthum wieder zurück und die Gemeinde erhielt Corporationsrechte. Als der berühmte Methodistenprediger Georg Whitfield 1740 Amerika besuchte — ein Besuch, der viele segensreiche Spuren im Staate New-York und in der Nachbarschaft zurückließ — war diese Kirche die einzige in New-York, welche ihm ihre Kanzel einräumte. Diese Gütte ward reichlich belohnt; denn durch Whitfields Predigten ward eine Menge von Familien zur Kirche gezogen, so, daß man bereits 1748 dieselbe vergrößern mußte. Auch diese Kirche hatte, wie die andern in der Stadt, zu jener Zeit besondere Bänke für die Obrigkeit, darüber die Inschrift in lateinischer Sprache: „Unter dem Schutze Georg II., Königs von Großbritannien, Patrons der Kirche und Vertheidigers des Glaubens.“ Nach 1750 erhoben sich ernstliche Streitigkeiten in der Kirche; der Grund erscheint heutzutage, wo auch die Presbyterianer schöne Chöre, Lieder und Orgeln haben, sehr sonderbar. Das Psalmenfingen war der Zankapfel; Etliche, welche mit dem Gesänge in der alten Kirche nicht zufrieden waren, zogen sich endlich 1756 zurück und gründeten die erste vereinigte

reformirte presbyt. Kirche in der Cedarstraße, welche den etwas anrühigen Namen der Secederkirche erhielt. Durch den Vater des Presbyterianismus in der Stadt New-York, John Rodgers, nahm die alte Kirche einen mächtigen Aufschwung. Während Whitfield in Philadelphia predigte, und zwar im Freien, hielt ihm ein Junge von 12 Jahren die Laterne, ward aber von der Predigt so hingerissen, daß er die Laterne fallen ließ und das Licht ausging. Dieser Knabe war John Rodgers, nachher Doctor der Theologie und über 50 Jahre Pastor der Kirche in der Wallstraße. Als er später den hochverehrten Whitfield bei Gelegenheit an diesen Vorfall erinnerte, sagte ihm dieser tiefbewegt, er wäre schon der Bierzehnte, der in Folge seines ersten Besuchs in Amerika sich dem Predigerberuf gewidmet hätte. Rodgers war sehr eifrig; er ging von Haus zu Haus, zum Bau einer neuen Kirche zu collectiren; die Stadt gab den Bauplatz an der Ecke der Nassau- und Beekmanstraße für einen jährlichen unveränderlichen Zins von 40 Pfund. Diese Gegend war damals unbewohnt, hieß „das Feld“, der Bauplatz selbst „der Weinberg“. Die Kirche bekam den sie auszeichnenden Beinamen: „die Ziegelfirche.“ Am 1. Januar 1768 ward sie eingeweiht. In der Revolutionszeit standen die Presbyterianer auf Seiten der Colonien, ihre beiden Gemeinden zerstreuten sich, die Meisten zogen mit den Pastoren tiefer ins Land hinein; die alte Kirche diente den englischen Soldaten zur Kaserne, die Ziegelfirche zum Hospital. Nach der Revolution baute die Gemeinde hinter der alten Kirche eine Schule (Charity School), worin auch Religionsunterricht erteilt wurde. Auch andere Gemeinden hatten zu jener Zeit ihre Schulen, so daß die besonders von den Katholiken und den deutschen Lutheranern begründeten Parochialschulen keine neue Einrichtung sind. Der engl. Verfasser einer Reihe von Artikeln über die ältesten Kirchen New-Yorks bemerkt hiezu: „Nach unserem Dafürhalten sollten Parochialschulen bei jeder evangelischen Kirche zu finden sein.“ Jene Schule ward nachher zu einer öffentlichen Freischule, doch mit der Bestimmung, daß die Bibel täglich darin gelesen würde. Das Vermögen der Schule ward nur unter dieser Bedingung übergeben. Jetzt ist von Seiten der Katholiken und der Ungläubigen eine gewaltige Agitation gegen das Lesen der Bibel in den öffentlichen Schulen im Gange — und doch ist das bloße Lesen nur wie ein Tropfen gegenüber dem Meere des Unglaubens; aber auch den letzten Rest der Religion will der Haufe der Gottlosen und mit ihm wollen die Katholiken die gegen ihr System zeugende Bibel aus den Schulen entfernen. Der Mangel eines gründlichen, rein biblischen Religionsunterrichts in den zahllosen Schulen des Landes ist eine Hauptursache des unsäglichen Verderbens der amerikanischen Jugend. Besonders hier in New-York sind wohl drei Viertel der Verbrecher junge Burschen zwischen 16 und 20 Jahren. Auch jene Kirche ist nicht mehr vorhanden; nach mancherlei Schicksalen zog die Gemeinde hinauf in die Stadt in die fünfte Avenue zwischen der 11ten und 12ten Straße. Die Steine der alten Kirche wurden aufgenommen und in Jersey City wieder aufgesetzt; es ist dies eine der besten Kirchen in



jener den Sülmpfen entrisenen, aufblühenden, New-York gegenüberliegenden Stadt. Die andern Gemeinden zogen auch in die 5te Avenue, die eine an die 19te, die andere an die 37te Straße. Außerdem entstanden neue Gemeinden, so die eine in der 15ten Straße, wo Dr. Alexander, ein sehr angesehener Prediger, etwa 18 Jahre predigte. Die Gemeinde zog neulich in die 73ste Straße in die Nähe des Centralparks. Ihr Hauptmitglied ist James Lenox. Dieser sehr freigebige, leider streng calvinistische Mann hat 300,000 Doll., und was sonst noch nöthig sein wird, zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in der Nähe des Centralparks gegeben, ebenso auch den großen kostspieligen Bauplatz dazu geschenkt; außerdem hat er das große presbyt. Hospital an der Madison-Avenue und 70sten Straße gegründet, das bis zu seiner Vollendung etwa eine Million Dollars kosten wird. Die verlassene, einfache, aber solide und nahe dem deutschen östlichen Stadttheil, also für uns sehr günstig gelegene Kirche steht nunmehr zum Verkauf und wird von uns vielleicht gekauft werden. — Wir können natürlich nicht alle hervorragenden presbyt. Kirchen darstellen; aber zwei nehmen durch besondere Ereignisse ein mehr als vorübergehendes Interesse in Anspruch. Die eine ist die kleine welsche Kirche in der 11ten Straße zwischen der ersten und zweiten Avenue. Der Pastor dieser unirt-presbyt. Gemeinde Karl B. Smyth hatte nämlich die Berichterstatte der Presse nach dem Gottesdienste zu einem Frühstück in ein Gasthaus eingeladen — man sieht, nebenbei bemerkt, hieraus, wie die Prediger die Pressagenten behandeln, um Montags gute Berichte in den Zeitungen zu haben. Er tractirte sie dort und trank selbst etwas Riqueur mit Milch. Davon hätte nun kein Mensch etwas vernommen, wenn nicht einer dieser Herren, der Berichterstatte der „Sonne“, darüber in diesem Blatt seine Bemerkungen gemacht und in so übler Weise die Freundlichkeit vergolten hätte. Die anderen Blätter stellten die Gemeinheit dieses Mannes an den Pranger, aber das Schlimmste war, daß die Gemeinde in Aufregung gerieth. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Das Presbyterium verhandelte über diesen schweren Fall ihres Bruders, die Gemeinde stritt hin und her darüber; die strengsten puritanischen Grundsätze leiteten die Mehrzahl. Obwohl wir selbst keine Freunde der Trinkhäuser sind, vielmehr oft genug das Verderben, das sie befördern helfen, beklagen und das Verfahren des Pastors Smyth für sehr unweise halten, so können wir es doch nicht für ein so schlimmes Verbrechen ansehen. Am 1. Mai d. J. predigte Smyth über Sprüche 27, 1: „Rühme dich nicht des morgenden Tages; denn du weißt nicht, was heute sich begeben mag.“ In dieser Predigt kam er natürlich auf seinen Prozeß zu sprechen, der am folgenden Dienstag entschieden werden sollte; er vertheidigte seine christliche Freiheit und erklärte, daß er von wüthenden Wölfen in Schafskleidern angegriffen würde. Er mußte wirklich resigniren; sein Fall erregte großes Aufsehn. Er zog in die Irvinghalle gegenüber der Akademie der Musik und gründete eine neue Gemeinde, die in Ermangelung einer Kirche sich dort zum Gottesdienst versammelt. Die

von ihm vorgeschlagene Basis der Gemeinde ist folgende: 1. Das unterscheidende Kennzeichen dieser Gemeinde soll Christi eignes Christenthum sein, rein und ganz, wie es von ihm in der Bergpredigt niedergelegt ist, ohne sectirerische Besonderheiten, und wie es alle seine Anhänger zu gegenseitiger Hülfeleistung in allem Guten, in Krankheit und Gesundheit, in guten und in bösen Tagen verpflichtet. 2. Die Kirchenzucht soll allein eine solche sein, wie sie in der h. Schrift ausgesprochen ist, und es soll nicht durch bloße Schlußfolgerungen das Recht freier Männer beeinträchtigt werden, wie es von jedem amerikanischen Bürger beansprucht und in dem unsterblichen Staatsgrundgesetz, der Unabhängigkeitserklärung, niedergelegt ist (sic!). 3. Mitglieder dieser Gemeinde sollen Niemand als Gott allein als Herrn über die Gewissen anerkennen und jedermann soll sich dieser Gemeinde als Glied anschließen dürfen, mag er zu einer Denomination gehören, zu welcher er wolle, oder auch zu keiner, welcher nur bekennt, daß Christus der Sohn Gottes ist, und welcher die Taufe empfangen hat, und jeder soll allein über die Lauterkeit dieses Bekenntnisses für sich selbst urtheilen. — So sieht man, wenn auch mit manchen Sonderbarkeiten, inmitten der Presbyterianer eine Opposition gegen den übermäßigen Rigorismus hervortreten, ebenso wie Beecher unter den Independenten die puritanischen Grundsätze bekämpft. Smyth hat seine Verbindung mit dem unirten Presbyterium aufgelöst und sich der reformirt presbyt. Kirche angeschlossen. Die Zeitungen nennen seine Kirche nunmehr: Amerikanische Freikirche, und haben mit großer Lebhaftigkeit, aber auch oft genug mit ungewaschenen Händen seine Partei genommen.

Die andere Kirche, welche in früherer Zeit einmal eine ganz besondere Versammlung beherbergte, war das Broadway-Tabernakel. In diese Kirche war die erste freie presbyt. Gemeinde (gegründet 1831) aus ihrer alten in der Unterstadt gelegenen Kirche 1838 gezogen und hatte sich mit dieser und noch einer anderen freien presbyt. Gemeinde vereinigt, welche vorhin ein altes Theater zur Kirche gehabt in der Chatamstraße, dem früheren Kriegspfad der Manhattanindianer nach dem Westen. Dieses Tabernakel ward 1835 im Broadway Nr. 340 errichtet als eine freie presbyt. Kirche, ward 1840 congregationalistisch und in den fünfziger Jahren niedergerissen, um Kaufhäusern Raum zu geben. Am Donnerstag den 21. August 1856 fand darin eine deutsche Massenversammlung statt, die ein eigentümliches Licht auf die wilde, in trüber Gährung aufbrausende Stimmung der deutschen, von den Achtundvierzigern geleiteten Republikaner wirft. Es mag in dem langen, meistens deutsch gedruckten Bericht der englischen Zeitung manches übertrieben sein, aber er zeigt, wie man damals die Deutschen in New-York in den englisch-amerikanischen Kreisen ansah und wie traurig gottentfremdet die sogenannten Gebildeten unter den Deutschen waren. Diese Achtundvierziger rühmten sich, die Führer, die geistigen Häupter des Deuththums in Amerika zu sein, aber immer und immer wieder hat das Volk gezeigt, daß es eine andere Richtung verfolgen will, als jene. So ist denn



mancher Achtundvierziger anders, wenigstens ruhiger und gesetzter geworden. Doch giebt es auch jetzt noch genug fanatische, in wildem Ingrimm aufbrausende Gott- und Monarchenhasser unter den Deutschen hiesiger Stadt. Damals waren freilich manche deutsche Forderungen berechtigt: Freiheit der Neger, Bewahrung des Staates Kansas vor der Negerclaverei, Schutz der Rechte der Einwanderer, aber man verband sich dabei gerade mit der nativistischen Partei der Fremdenhasser (Know-nothings) und zog sich dadurch den Haß der Masse der Deutschen in hohem Grade zu. Es galt, die Wahl Fremont's zum Präsidenten zu empfehlen. In großen Massen rückten Turner, Gesangsvereine und Fackelträger zu Tausenden an; ihre Banner trugen die Aufschrift: „Freie Männer, freier Boden, freie Rede, freie Presse.“ Mit rothen Fahnen drängten sie sich unter Absingung der deutschen Fremont = Marcellaise in das sonst dem Gottesdienst geweihte Tabernakel und stimmten dann das Lied an: Hört sie, der Grenzer wilde Horden, Sie jauchzen bei des Sturms Beginn, Ihr Jubelschrei verkündet Morden Und junge Städte sinken hin. Wer für die Freiheit glüht, muß bluten, Um unser Recht ist es geschehn, Wer wollte da noch müßig stehn! Regt euch, entflammt in Zornesgluthen u. s. w. Dr. Friedrich Kapp war der Hauptredner. Ein Brief von dem Achtundvierziger Reinhold Solger ward verlesen, der folgende komische Stellen enthielt: „Hecker hat wieder den alten weltberühmten Hut aufgesetzt, den alten Heckerhut, vor dem sie drüben noch immer zittern. (Sie!) Heinzen steht wieder in der Bresche und haut so tapfer auf, daß er zuweilen seine besten Freunde um die Ohren schlägt“ u. s. w. Ähnliche Briefe von R. Loxow, Theodor Dlschhausen, damals in Davenport Iowa. Aus der einen deutschen Rede hebt ein englisches Blatt folgenden Passus heraus: „Manche haben behauptet, Fremont glaube an den Papst und küsse die Zehen des Erzbischofs; das ist eine Lüge. Fremont küßt nur die Fräulein — o meine Freunde, die süßen Fräulein mit den rosigen Lippen und Bier und Käse in den Händen sind viel besser zu küssen, als die Zehen eines alten Erzbischofs. Fremont glaubt nicht an den Unsinns der Bibel, er glaubt nicht an solche Altweltbergeschichten; er ist Rationalist; seine Bibel sind die großen Bücher der deutschen Philosophen. Wenn wir ihn erwählen, werden wir überall Bier und in den Springbrunnen Rheinwein haben. Alle Kirchen sollen zu Lagerbierhäusern werden.“ Wir können natürlich nicht dafür bürgen, daß die englische Zeitung alles correct berichtet, aber so viel ist gewiß, daß jene Worte die Meinung von Tausenden und aber Tausenden von hiesigen Deutschen ausdrücken, und jedermann wird darum leicht begreifen können, warum es so außerordentlich schwer für die Kirche ist, sich hier auszubreiten und die Massen der Deutschen heranzuziehen, ebenso aber auch, wie die Amerikaner, denen solche Gesinnungen so vieler neuen Einwanderer ein Greuel sind, sich bitter über deutschen Unglauben aussprechen und dabei oft genug übersehen, daß noch viele Siebentaufend unter den Deutschen dieses Landes sich befinden, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal. Das Tabernakel ist niedergefallen, die Ereignisse der Geschichte haben die Träume gottloser Stürmer und Dränger richtend widerlegt; die Jahre 1866 und 1870 mit ihren großartigen Ereignissen haben auch hier einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht; wir hoffen für die Zukunft auf größere Fortschritte der Kirche auch unter der hiesigen deutschen Bevölkerung. Eifrig arbeiten die Presbyterianer und erhalten einen Sieg nach dem andern, nunmehr durch die erzielte Vereinigung zu größeren Aufgaben bereit; der

Herr gebe Seinen Geist in die Herzen der Kinder der deutschen Reformation, daß sie hier mit neuer Kraft voran arbeiten in gewünschter Einmüthigkeit und einen Sieg nach dem andern erlangen, damit man erkenne, der rechte Gott sei zu Zion.

## Aus Ostpreußen.

Wir haben hier eine schlimme Neujahrsgratulation empfangen. Die erste Nummer unseres „Evang. Gemeindeblatts“ erklärt nämlich zu unserer nicht geringen Verwunderung, daß es in Preußen keine lutherische Kirche mehr giebt. Der Wortlaut ist:

„Man kann von einer lutherischen Kirche Preußens innerhalb der Union unsrer Meinung nach nicht gut mehr sprechen; denn sie existirt als solche eben nicht. Man verstehe uns recht, wir meinen die lutherische Kirche in juridischem Sinn, nicht in dogmatischem. Wohl giebt es in Preußen Gemeinden lutherischen Bekenntnisses in überwiegender Zahl; eine lutherische Kirche aber für sich bilden die lutherischen Gemeinden in Preußen nicht, sondern sie sind mit der reformirten unter ein einheitliches gemischtes Kirchenregiment zusammengefaßt und haben Abendmahlsgemeinschaft.“

Wie also weiland Napoleon I. traurigen Andenkens einst im Moniteur decretirte: Das Haus Braganza u. s. w. hat aufgehört zu regieren, so decretirt unser Gemeindeblatt, jedoch gottlob nur erst als ein subjectives Meinen: Die lutherische Kirche hat aufgehört zu existiren. Zwar in dogmatischem Sinn soll ihr noch ein gewisses Leben zuerkannt werden; in juridischem Sinn wird es ihr rund abgesprochen. Und wie lautet der Beweis? Sie hat kein einheitliches Kirchenregiment, folglich ist sie keine Kirche für sich. Nach des Herrn Verfassers Meinung ist somit das Kirchenregiment der Hauptfactor, ohne den eine Kirche nicht existiren kann, oder der die Kirche erst zur Kirche macht. Wir haben geglaubt, daß der gemeinsame Glaube, das gemeinsame Bekenntniß das Fundament sei, worauf die Kirche ruhe. Jene Ansicht versetzt jedenfalls, wofen sie überhaupt zutreffend ist, nicht blos der lutherischen Kirche Preußens, sondern auch der ursprünglichen apostolischen Kirche den Todesstoß; denn die hatte ebenedem auch kein einheitliches Kirchenregiment, hatte zwar viel „dogmatischen“, aber wenig oder gar keinen „juridischen Sinn“. Da nun die apostolische Kirche trotz diesem Mangel die erfreulichste Lebenskraft entwickelt, so hoffen wir zu Gott, daß auch die lutherische Kirche Preußens trotz jenem Decret an Existenz und Leben nicht gefährdet werden wird, zumal da auch das Gemeindeblatt die „Rechtsbeständigkeit ihres Bekenntnisses“ für unzweifelhaft hält. Eine Kirche, die noch fest an ihrem Bekenntniß hält, fällt wie ein tüchtiger Baum so leichten Schlages nicht um. Sie hat an ihrem Bekenntniß ein „Band der Gemeinschaft“, das sie zusammenhält. Der andere Beweis für das Aufhören unsrer lutherischen Kirche soll die Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformirten sein. So ist das gemeint? Ei, das hätten wir nie gedacht. Der Herr sagt ja von seinem Gnademahl: Wer mein Fleisch isst und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben. Was die Kraft und Bestimmung hat, uns das ewige Leben zu geben, das soll der lutherischen Kirche, wenn sie in Gemeinschaft mit der reformirten tritt, das frühere selbständige Leben rauben? Ich kann's nicht glauben.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonabend den 28. Januar.

N<sup>o</sup> 8.

## Das 14. Cap. des Evang. Johannis.

Das evangelische Trostbuch, wie man die drei Cap. Joh., das 14. 15. und 16. genannt hat, beginnt mit den Worten: „euer Herz erschrecke nicht.“ Es kann kein Wort geben, welches in jetziger Zeit trostreicher wäre, als dieses. Wir wissen, wer das gesprochen hat, und das zu wissen, genügt. „Wenn ein Heldenherz uns zurnt: erschrecket nicht! so will das mehr sagen, als wenn unser einer, der selber erschrocken ist, euch zurnen wollte: euer Herz erschrecke nicht! So wisset denn, Jesus selber, der große Held und Sieger, ruft dieses Wort seinen Jüngern und auch uns zu — er verbietet euch das Erschrecken; er erklärt es für etwas Unmögliche. Ihr sollt etwas Besseres thun, als erschrecken.“ Aber wie der Herr uns tröstet, ist doch sehr lehrreich. Es ist gut, im Lichte des Wortes Gottes die Verhältnisse der Zeit, die Zeitströmungen und das Gebahren des Zeitgeistes zu betrachten. Das Wort Christi ist eine Leuchte für unsere Füße zu allen Zeiten. Klarheit macht aber empfänglich für den Trost, macht sicherer und muthiger. Christus sagt am Schlusse des 14. Cap.: „aber auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und laßet uns von hinnen gehen.“ Er ist dem Fürsten der Welt entgegengegangen und hat ihn überwunden. Wer an Christum glaubt, geht auch getrost dem Kampfe mit der Welt entgegen, denn dieser Glaube ist schon der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Stier hat das 14. Cap. in drei Theile getheilt, wonach im 1. Theile bis V. 10 Christus von dem Glauben an Gott und an sich selbst redet, im 2. Theile bis V. 24 von dem Lieben in und aus dem Glauben und im 3. Theile den Frieden verkündigt, welchen er durch die Ueberwindung des Fürsten dieser Welt erworben hat. Hengstenberg meint, daß Christus zu dem Worte: „euer Herz erschrecke nicht“, 7 Trostgründe angegeben habe, um dadurch alle Furcht aus dem Herzen der Seinigen zu nehmen. Es läßt sich gegen beide Eintheilungen nichts einwenden, obwohl die natürliche und zunächst liegende Eintheilung die in 2 Theile zu sein scheint. Von V. 13 hebt der Herr an, von dem „Tröster“ zu sprechen, von seinem Stellvertreter; bis dahin hat er von sich selbst und seinem Vater geredet. Der Trost, von dem er im 1. Theile spricht, ist der, daß wir in ihm den Vater sehen, daß er selbst der Weg zur Seligkeit ist und daß er die

Kraft verleiht, Werke zu thun, welche uns von Natur zu thun unmöglich sind. Dann redet der Herr von dem heiligen Geiste, welchen er senden wird, wenn er das Werk der Erlösung vollendet hat und zu seiner Herrlichkeit zurückgekehrt ist. Welche reichen Gaben er selbst in seinem Stellvertreter bringt, zeigt dieser zweite Theil.

Diese Eintheilungen sollen nicht weiter berücksichtigt werden. Von ganz besonderer Bedeutung dürfte es nämlich sein, daß drei Apostel den Herrn in seinen Trostworten unterbrechen. Dürfte es zu gewagt sein, Thomas als einen Zweifler, Philippus als einen Genügsamen, Judas als einen Idealisten hinzustellen? Jedenfalls kann es nicht unangemessen sein, die Worte der Apostel unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Thomas einen Zweifler nennen, liegt freilich sehr nahe, und ihn als Repräsentanten des Zweifels hinstellen, ist sehr wohlfeil. Es mag leicht sein, darüber zu reden, daß Thomas doch hätte glauben können, und wie unrecht sein Zweifel sei. Daß die Apostel in all' ihren Schwächen hingestellt werden, ist ein sprechendes Zeugniß der Lauterkeit und Wahrhaftigkeit des göttlichen Wortes. Krankheit und Heilung, Sünde und Gnade stellt die heil. Schrift in unübertrefflicher Anschaulichkeit und unachahmlicher Einfachheit stets nebeneinander. Wir wissen nun, daß wir einen Herrn haben, welcher mit unendlicher Liebe den Zweifler trägt, und wir lernen, daß aller Zweifel seine Lösung in den Wunden Jesu findet. Joh. 20, 27. Vergessen wir doch nie das Wort des Thomas: laßt uns mitgehen, daß wir mit ihm sterben, Joh. 11, 16.

Thomas fragt: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst, und wie können wir den Weg wissen? Wenn auch die Frage, wir wissen nicht, wo du hingehst, uns in dieser Zeit recht oft kommt, so brauchen wir doch nicht mehr zu sagen: Wie können wir den Weg wissen. Bei den Verfassungskämpfen unserer Kirche hat manch' treues Herz geseufzt: Wir wissen nicht, wo du hingehst. Fast zum Ueberdruß ist über die Verfassung geredet und geschrieben. Fast haben die Kämpfe wieder eine Trennung hervorgerufen, denn Wegfall oder Beibehaltung der Vorschlagsliste war zu einem Schibboleth geworden. Heil und Untergang der Kirche ist durch die Verfassung der Kirche gehofft und gefürchtet. Als ob das Heil nicht ganz wo anders läge, als ob nicht ganz andere Gefahren der Kirche drohten! Die größte Gefahr liegt, wie immer, im Materialismus. Einen Feind hat die Kirche zu allen Zeiten zu bekämpfen gehabt, der



balb schwächer, bald stärker gegen das Reich Christi auftrat, das ist der Materialismus. Wie stark der Materialismus, wie gewaltig dieser Feind auftritt, kann sehen, wer nur sehen will. Die Zeitlage begünstigt den Materialismus. Immer schwieriger wird es für den Einzelnen, das Leben redlich durchzubringen. Reichthum und Armuth treten immer greller hervor. Genügsamkeit schwindet, die Bedürfnisse wachsen. Die Zerstreuungen häufen sich, die Unruhe wächst, die nothwendige Stille fehlt mehr und mehr. Wohin das führen wird, wir wissen es nicht; aber wir kennen ein Wort, welches allen Zweifel und Kleinmuth, jede Sorge und Angst niederschlagen kann, und dies Wort lautet: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich.

Das zeichnet zuerst, was man in diesen Zeiten predigen soll. Steinmeyer sagt: „Es giebt eine Stelle im menschlichen Gemüth, an welche sich die Predigt von Christo mit Zuversicht wenden kann, wo ihre Stimme einen Anklang, einen Wiederhall findet; aber auch wirklich nur die eine. Die Moral des Christenthums mag laute Bewunderung; der Aufschluß, den dasselbe über ungelöste Probleme ertheilt, ein aufrichtiges Interesse erwecken; aber weder hier noch dort schlägt sich das dauerhafte Band, welches das Herz an das Evangelium kettet. „Der Uebel größtes ist die Schuld“, trotz der Warnung von Strauß citiren wir dies deutsche Wort; denn nicht um den Schmuck „moderner Dichterfebern“, sondern um das „Testimonium animae naturaliter Christianae“ ist es uns zu thun. Allerdings selbst das lebhaft erwachte Schuldbewußtsein hindert nicht daran, daß das Wort vom Kreuz den einen eine Thorheit, den andern ein Aergerniß und vielen ein Geruch des Todes zum Tode wird. Die es vorziehen, den empfundenen Druck durch selbsterwählte Genugthuungen zu heben oder sich demselben mit resignirter Klage zu ergeben, eben sie wenden sich leicht in ausgesprochener Feindschaft gegen das Gnadenzeichen, welches sie verfolgt, Gal. 6, 12. Aber es hat bis zu dieser Stunde auch an solchen nie gefehlt, die in der Noth ihres Gewissens die Gabe Gottes erkannt, ergriffen und im Besitz derselben ihren Frieden gefunden haben; sie wurden die Beute des Sohnes, sie waren das Feld zur Ernte weiß.“ Kliefoth sagt einmal, man habe noch nie einen ins Reich Gottes hineingescholt, und freilich Schelten und Stöhnen über unsere Zeit von den Kanzeln herab thut's nicht, sondern der Zug des Vaters zum Sohne muß in den Menschen bloßgelegt werden, der Zug, welcher oft nur unter den Sorgen der Zeit von den Kindern dieser Welt nicht empfunden wird; das Testimonium animae naturaliter Christianae muß geweckt werden. Der Materialismus giebt den Kindern der Welt auch kein Genüge; wer in den Gütern dieser Zeit sein Genüge finden will, wird satt, aber die Sätttheit wird ihm zum Ekel. Er sehnt sich von den Träbern weg nach reeller Kost, nach dem wahren Lebensbrote. Davon muß die Predigt reden, diese Gefühle muß sie zur Klarheit bringen. Hat sie das gethan, und sie kann es durch die Vertiefung ins Wort Gottes und durch die Auslegung des Wortes Gottes, dann kann sie

von dem zeugen, der da sagt: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“ Christus ist der Weg; niemand kommt zum Vater, denn durch ihn.

Aber freilich, hier gilt es vor allen das ganze Wort Gottes als volle Wahrheit hinzustellen. Nur auf der Kanzel kein *didmos* sein, der sich mit der Weisheit der Welt aneinandersetzen will, welcher der Wissenschaft und dem Fortschritte Rechnung trägt. Es ist etwas sehr Bedeutsames um das Apologetische in Predigten. Wozu das Wort Gottes vertheidigen? Als ob es sich nicht selber genug vertheidigte! Wer aus der Wahrheit ist, der höret die Stimme des, der da sagt: Ich bin die Wahrheit. Es hat auch jeder Mensch im tiefsten Innersten ein Gefühl für die Wahrheit des Wortes Gottes. Der berühmte Schauspieler Iffland soll einst dem Propste Teller auf die Frage, warum die Kirchen so leer und die Schauspielhäuser so voll seien, geantwortet haben: „Sie stellen die Wahrheit dar, als wäre sie Täuschung, wir Schauspieler die Täuschung, als wäre sie Wahrheit.“

Darum noch einmal: das ganze Wort die Wahrheit. Was am Schlusse der Offenbarung gesagt ist, gilt von der ganzen h. Schrift: „So Jemand dazusetzt, so wird Gott zusetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buche geschrieben stehen, und so Jemand davonthut von den Worten des Buchs der Weissagung, so wird Gott abthun sein Theil vom Buch des Lebens und der h. Stadt und von dem, das in diesem Buche geschrieben steht.“ Für unsere kritische, zweifelnde Natur hat der Satz: In der Bibel ist Gottes Wort etwas sehr verführerisches. Aber es sollte uns billig vor allem dem grauen, was dem natürlichen Menschen behagt. Man mag die Sache auch noch anders construiren; man mag von einer Reichsgeschichte reden und was wesentlich zur Reichsgeschichte gehört, als das Wesentliche hinstellen. Es ist alles eins — es ist ein Spielen mit Gottes Wort.

Welche Mühe hat man sich seit einiger Zeit gegeben, die Naturwissenschaften und das Wort Gottes in Einklang zu bringen. Was nützt es anzunehmen, daß die 6 Schöpfungstage von unermesslicher, beliebiger Länge seien, man wird schwerlich damit die Schwierigkeit lösen. Die heutigen Naturwissenschaften, die meist den Materialismus zum Grunde haben, lassen sich mit dem Worte nicht in Einklang bringen: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.“ Vom Vogt'schen Affenurmenschen giebt es keine Uebergänge zu dem Menschen, welcher nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Nur nicht ängstlich zurückgewichen vor den Experimenten einer Wissenschaft, die doch aus den so und so viel Urstoffen kein Grasshalmchen in ihren Tiegeln kochen kann, geschweige einen Menschen. Diese sich breitmachende Wissenschaft hat freilich ihre Ablagerungen in den Schichten sogenannter Gebildeter gemacht; das hat viel, viel Unheil angerichtet. Keine Wissenschaft, wenn sie oberflächlich betrieben wird, bläht so als die Naturwissenschaft. Aber es ist nur ein schwäch-



licher Kleinglaube zu meinen, das Christenthum sei durch die Fortschritte der Naturwissenschaft gefährdet. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Einer der gescheutesten Materialisten, ein Mann glühendsten Eifers, der Gott sei Dank auch ein ehrlicher Mensch war, sagt: „bis jetzt wissen wir fast nichts von den Gesetzen der Natur. Mögen uns nicht leere oder höchstnütze Worte irre machen. Wir sprechen vom Gravitationsgesetz und doch wissen wir nicht, was die Gravitation ist; wir sprechen von der Erhaltung der Kraft und der Vertheilung der Kräfte und doch wissen wir nicht, was Kräfte sind; wir sprechen mit selbstgefälliger Unwissenheit von den atomischen Bestandtheilen des Stoffes und doch wissen wir weder, was Atome sind, noch was Stoff ist; wir wissen nicht einmal, ob man vom Stoffe, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als vorhanden seiend reden kann; wir haben bis jetzt nur die erste Scholle gebrochen und nur die Rinne und Oberfläche der Dinge berührt.“ Wir sind viel zu ängstlich mit dem Zugeständniß: hier im Worte Gottes ist etwas, das ich nicht begreife und daran ich doch festhalte als an der vollen Wahrheit. Schelling sagt einmal: „Wozu gäbe es eine Offenbarung, oder zu welchem Ende würde der Begriff einer solchen nur noch überhaupt beibehalten, wenn wir durch eine solche am Ende nichts weiter erfahren oder inne würden, als wir auch ohne sie und von selbst wissen könnten.“ Wenn wir das erwägen, können wir in der That unwillig sein über die Art und Weise, mit der man sich heut zu Tage noch mit der ungläubigen Kritik einläßt, die weit eher verstummen würde, wenn man sie reden ließe, ohne auf sie zu achten. Man kann nur vollkommen den Unwillen theilen, dem der Prof. Leo mit seinen allzeit wuchtigen Worten Ausdruck giebt. Er sagt: „trotzdem, daß keine einzige Erscheinung der Geschichte fester, sicherer, im Ganzen und in allen wesentlichen Theilen, bezeugt ist, als das Christenthum, fangen die Menschen jetzt an, auf kleine, aufgeklaupte, übrigens bei allen historischen Zeugnissen fast nebenher vorkommende Scrupel, scheinbare Widersprüche und Unklarheiten oder nur mit andern Erscheinungen analog kleine, unbedeutende Verschiedenheiten der Berichte gestützt, die Evangelien mehr oder weniger für eine Art historisches und legendarisches Sammel-surium zu erklären. Da ist es, als habe aller großartige Menschenverstand ein Ende, und die lumpigste, kleinste Critik sei eine Weltmacht geworden, die ein Recht hätte und competent wäre, die Weltmacht Christenthum vor sich zu fordern, sie einem Berhöre zu unterwerfen, und unsere Theologie giebt sich oft, wenn sie jene Resultate der zweifelnden Hypothese nicht anerkennen will, die Mühe, die kleinsten, unbedeutendsten Anlässe zu solcher mikroskopischen Critik mit ebenso mikroskopischen Untersuchungen zu widerlegen, und legt dadurch ein Zeugniß ab, daß sie selbst so miserabler Kleinkritik ihre Verehrung bezeugt und sie in der That für eine drohendere Weltmacht erkennt, als die Weltmacht des Christenthums, da sie selbst an dieselbe appellirt und also deren Competenz, über das Christenthum zu richten, anerkennt, als ginge das Christenthum einem Baneruttt entgegen, wenn einmal dessen kleinkritische Widersacher ihre Wechsel präsentirten

und man nicht auf der Stelle kleine Münze genug hätte, solche Hellersumme auch sofort in Hellern auszuzahlen.“

Thomas spricht: „Wir wissen nicht, wo Du hingehst“ und der Herr antwortet ihm, Ich bin das Leben. Später hat derselbe Thomas gesagt: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmaale und lege meine Finger in die Nägelmaale und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben.“ Er hat dann erfahren, daß der Herr das Leben ist, und ist in das Bekenntniß ausgebrochen: „Mein Herr und mein Gott.“ Zu den vielen Bedenken und Sorgen unserer Tage kommt die Trauer über eine Theologie, die es sich zur Aufgabe zu machen scheint, Christum als die Blüthe der Menschheit zu glorificiren um ihn seiner Gottheit zu entkleiden. „Wenn ihr mich kenntet, so kenntet ihr auch meinen Vater.“ Hengstenberg sagt: „Man kann Christum nicht verkennen, ohne zugleich Gott zu verkennen und also gottlos zu werden. Das ist der tödtliche Abgrund, in den diejenigen stürzen, die leichtsinnig sich von Christo lossagen. Der Rationalismus hat das nicht minder erfahren müssen, wie das Judenthum. Wie dieses wollte er Gott festhalten, da er den historischen Christus verließ. Wie dieses gab er sich sogar die Mühe, daß er aus Liebe zu Gott sich von Christo abwandte. Aber wie rasch hat er die Bahn vom Deismus zum Pantheismus und Atheismus durchlaufen, zum Beweise, daß der Gott, den er Christus entgegenstellte, in Wahrheit nicht mehr Gott war.“ Die Worte werden auch beim Protestantenverein in Erfüllung gehen. Eine Theologie, welche Christum als den Idealmenschen hinstellt, glaubt Schwierigkeiten zu lösen und häuft doch nur neue auf; niemand ist durch einen Idealmenschen zu Gott gekommen. Wie sehr es auch betriben kann, daß innerhalb der Kirche diejenigen, welche nur durch Christum sind, was sie sind, daß die Diener am Worte selbst gegen die Kirche losstürmen — Christus ist das Leben, und darum wird auch sterben, was das Leben nicht anerkennen will. Von den Aufgeklärten, von denen, die der Bildung der Zeit Rechnung tragen, gilt das Wort: Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden. Joh. 9. 39.

Wenn aber noch von Zweifel und ängstlicher Furcht etwas in uns ist, so möge der alte Neger uns strafen. Er spricht über den Thomas: „Es kommen hier viele Fehler zusammen, damit Jesus viel Gutes daraus machen könnte; er fällt Christo in die Rede; er widerspricht demselben und straft ihn gleichsam Lügen; er sagt, daß sie es nicht nur wissen, sondern auch nicht einmal wissen können; er redet nicht allein von sich, sondern er beurtheilt auch andere nach sich und sagt wir — welches alles unbescheiden und vermessen genug war.“ Er setzt aber hinzu: „Aber bestürzten, traurigen, angefochtenen Seelen muß man ihre Worte nicht zu Bolzen drehen. Es ist nicht so böse gemeint, wie es äußerlich lautet. Christus verträgt es und behält dennoch Recht. Er weiß doch, daß sie es wußten, ob sie gleich nicht wußten, daß sie es wußten.“ Stier setzt sehr gut hinzu: „Ja wohl, weil das erschrockene, sich selbst verkennende



Herz es geredet hat, "giebt der Herr auch eine freundliche Antwort: Hast du mich denn nicht lieb, Thomas? Hältst du nicht an mir, mit mir zu ziehen und zu sterben? Siehe, da weist und hast du ja den Weg — denn ich kann dir allerdings noch deutlicher und genauer sagen: Ich selber bin's."

Immerhin kommen auch dem treuen Christen Gedanken, wie sie in den Worten des Philippus sich kundgeben: „Zeige uns den Vater, so genüget uns.“ Wir sind genügsam, wenn nur hie und da eine Seele gewonnen ist, der Welt gegenüber sagen wir: „Zweihundert Pfennig werth Brots ist nicht genug unter sie, daß ein Jeglicher unter ihnen ein wenig nehme.“ Wir sind zufrieden, wenn wir nur hie und da eine Seele wissen, der wir sagen können, wie einst Philippus dem Nathanael Joh. 1, 46: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben; Jesum, Josephs Sohn von Nazareth.“ Wenn einst ein vielgeliebter Lehrer einem Theologen, als er das Wittenberger Seminar verließ, um ein Pfarramt zu übernehmen, beim Abschied mahnend sagte, die Hoffnungen nicht zu hoch zu spannen, sondern zufrieden zu sein, wenn dem Herrn einige Seelen gewonnen würden; so war dies kein entmuthigendes Wort, sondern nur eine Mahnung zu jener Treue im Kleinen, die ein Abbild jener Hirtentreue ist, welche 99 Schafe lassen kann, um eins zu retten. Bei aller Treue im Kleinen, die ja schließlich der Maßstab ist, nach dem Alles gemessen wird, geht es aber doch kaum, gleichgültig an den Erscheinungen der Zeit vorüberzugehen, denn gar leicht kann Gleichgültigkeit zur Trägheit werden. Ein Verdienst Hengstenbergs war es, daß er mit divinatorischem Blick Situationen klar zu legen verstand. Er hat auch unsere Situation uns klar dargestellt, wenn er sagt: „Christus hat es hier eidlich betheuert, daß wer an ihn glaubt (V. 12), gleiche Werke thun wird, wie er während seines Erdenlebens, ja noch größere. Wo also diese Werke vermist werden, da muß es an dem Glauben fehlen, si ergo qui credit faciet sagt Augustinus non credit utique qui non faciet. Die jetzt so gangbare Klage über das Verderben der Welt, das beliebte „tapfre Schmählen“ über den Unglauben der Zeit wird Angesichts dieses Ausspruches verstummen müssen. Christus sitzt fortwährend zur Rechten des Vaters mit unendlicher Kraft gegen alle seine Feinde. Aber, „ach der Glaube fehlt auf Erden.“ Es giebt freilich einen Unterschied der Zeiten in dem Reiche Gottes, es giebt solche Zeiten, in denen der Finsterniß Macht gegeben ist, und eine solche ist ohne Zweifel die unsere. Aber auch für solche Zeiten gilt dieser Ausspruch. Je größer der Widerstand ist, desto mehr ist es die Aufgabe des Glaubens „größere Werke“ zu thun, desto reicher der Beistand, der für die Realisirung dieser Aufgabe aus der Höhe geleistet wird.“

Als Philippus spricht: Herr zeige uns den Vater, so genüget uns, antwortet Christus: So lange bin ich bei euch und du kennest mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sprichst du denn, zeige uns den Vater! Auf

zweierlei weist der Herr hin, auf den Glauben und auf das Gebet. Dem Glauben folgen die Werke, dem Gebet die Er-  
Erhöhung.

„Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere thun, denn diese.“ Erstaunlich ist es, wie viel die Menschen heut zu Tage durch Vereinigungen wirken. Associationen sind an der Tagesordnung; der einzelne, kaum noch stark genug, um für sich zu stehen und zu wirken. Die evang. Kirche kann von diesen Bestrebungen viel lernen, deren Kraft die kath. Kirche in ihren Vereinen wohl kennt und ausnutzt. Es gehören freilich Persönlichkeiten dazu, um solche Vereine zu leiten, Persönlichkeiten, die abgesehen von den Kenntnissen vor allen eine praktische Begabung besitzen. Nun läßt sich nicht verkennen, daß gerade den Geistlichen zum Theil durch ihre geistige Richtung diese praktische Begabung fehlt; aber mit dem Glauben an Christum, der in sich ja die Energie besitzt, alles zu überwinden, lassen sich, wenn auch nicht praktische Anlagen, doch praktische Kenntnisse erwerben. Wie mancher Geistliche trägt ein warmes Herz für die Mission in der Brust, er hält Missionsstunden, aber seine Gemeinde zur warmen Theilnahme für die Mission heranzuziehen gelingt ihm nicht, weil er die geringen Kenntnisse, als Leitung eines Vereins, Abhaltung von Sitzungen, Buchführung, richtige Colportage nicht besitzt. Es ist oft für manchen leichter zu predigen, als diese kleinen Dienste zu leisten und doch ist diese Treue im Kleinen sehr nothwendig. Durch Vereine in der Gemeinde wird manches Leben geweckt, mancher wird angeregt; wenigstens in dieser Zeit mancher veranlaßt, für andere Zwecke als materielle ein Opfer zu bringen, und das hat großen Segen.

Der Glaube an Christum schafft Werke. Der Nationalismus hat keine kirchlichen Werke aufzuweisen; mag er auch mit einem ehrbaren, sittlichen Leben begleitet gewesen sein — und die Rede von Tugend ist wohl in manchem Munde keine Phrase gewesen — aber er war nicht produktiv, schaffen konnte er nicht. Wer an Christum glaubt, der kann allein die Werke thun, die der Herr that.

Es dürfte die Frage aufgeworfen werden können, ob der Geistliche Mitglied von Gesellschaften und Genossenschaften werden dürfte, welche die socialen Bestrebungen der Gegenwart geschaffen. Es läßt sich schwerlich eine allgemeine Regel aufstellen; doch dürfte es sehr rathsam sein, Vorsicht beim Eintritt in solche Vereine zu gebrauchen. Daß fast alle diese Vereine, die ja sehr nützliche Zwecke verfolgen, sich mit Politik befassen, ist der Krebsfaden, der an ihnen nagt. Man sucht nach einer Lösung für die sociale Frage, als ob sie nicht längst durchs Christenthum gegeben wäre. Je mehr das Christenthum an Leben verliert, je drohender tritt das rothe Gespenst des Socialismus auf. Die socialen Bestrebungen in die richtigen Bahnen zu leiten, dürfte eine große Aufgabe der Kirche sein. Bischof von Ketteler hat vielleicht so unrecht nicht, wenn er sogar in Predigten die sociale Frage behandelt. Die Noth ist oft im



Arbeiter- und Handwerkerstände recht groß, und es wird — sagten wir schon — dem Einzelnen sehr schwer, sich redlich durchs Leben zu bringen. Alles was Erleichterungen zu bringen im Stande ist, hat man wohl freudig zu begrüßen. Sparkassenvereine, Vorschußvereine haben ihren großen Segen, und Kassen zu Unterstützungen in Krankheit und im Alter müssen als sehr lobenswerthe Einrichtungen auf alle Weise unterstützt und gehoben werden. Ob der Geistliche sich aber dabei aktiv theilnimmt, hängt von Umständen ab; es gilt auch hier das Wort: „Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles.“

„Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.“ Auf das der Vater in dem Sohne geehrt werde, schließt der Herr mit der Versicherung ein: was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun. Wenn wir lesen, wie ein Franke mit seinem Herrn umging, wie er einfach und im Glauben dem Heilande seine Noth klagte und dann die Hülfe da war, dann lernen wir, wie der Vater geehrt wird im Sohne. Mit Gebet fängt alle Seelsorge an. Wie viel Seufzer macht der Gedanke an die Seelsorge; wie mancher hat die Seelsorge aufgegeben, weil er nicht wußte, wie damit anfangen; wie mancher läßt sich genügen, der Gemeinde nur Gott durchs Predigen zu zeigen. Von Spener wird erzählt, er habe sich ein Verzeichniß von den Personen angelegt, für die er beten wollte und mußte. Verzeichnisse hat der Pastor sehr viele zu führen und über Mangel an Listen hat wohl noch keiner geklagt. Statistik ist auch keine zu unterschätzende Wissenschaft; sie klärt über manches auf; aber solche Verzeichnisse Spenerscher Art sollte sich der Seelsorger kaum schenken dürfen. Wenn sie auch die Behörde nicht einfordert; der Erzhirte könnte doch einmal danach fragen. Es liegt ein unberechenbarer Segen in dem Gebete für den Einzelnen in der Gemeinde. Das Gemeindeglied muß vor den Gebeten seines Seelsorgers nicht mehr sicher sein; überdem ist das Gebet das innigste Liebesband zwischen dem Pastor und dem Gemeindegliede. Gerade im Gebete für den Einzelnen zeigt es sich, wie durch die Erhöhung der Vater im Sohne geehrt wird.

Wie die Genügsamkeit im eigenen geistlichen Leben der Tod ist, so ist auch die Genügsamkeit im Wirken der Anfang der Trägheit. Luther sagt: „Dieses Leben ist nicht Frömmigkeit, sondern Frömmwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden; nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber; es ist noch nicht gethan und geschehen; es ist aber im Gang und Schwang.“ Daß es im Gang und Schwang ist, darin liegt unsre Seligkeit hier; Christenleben ist ein Doppelleben, welches zur Einigkeit erst in der Ewigkeit kommt. „Zeige uns den Vater, so genügt uns. Im Glauben an Christum,

im Gebete zu ihm sehen wir es, wie der Vater sich immerdar im Sohne verherrlicht. Das genügt wirklich, obwohl wir uns selbst nicht genügen. Die Ruhe, Sicherheit und Seligkeit ist keine Satttheit und leidet keine Trägheit. „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgestreckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.“

Wie gefährlich die Genügsamkeit ist, so ist doch fast der Idealismus der Kirche noch gefährlicher. Er greift die Wahrheiten der Kirche an; er verflüchtigt den Begriff der Kirche. „Herr, was ist es, spricht Judas, daß du uns dich willst offenbaren, und nicht der Welt?“ Starke erklärt dies so: „Was ist geschehen, daß du uns nur allein dich willst offenbaren und nicht der Welt, den Ungläubigen? Du hast dich ja selbst das Licht der Welt genannt, warum willst du dich nicht der ganzen Welt offenbaren? Ein Jeder hofft ja, daß du dein Reich in derselben werdest aufrichten, und dich als ein König in derselben werdest erweisen.“ Stier sagt: „die Welt nicht — Ihr aber! So hatte Jesus noch niemals geschieden, so deutlich noch nie gleichsam auf eine Anerkennung und Offenbarung in der Welt Verzicht geleistet. Das verstößt gewiß nicht bloß gegen den redlichen Judas, wirklich gegen aller Apostel bisherige jüdische Begriffe vom Messias und seinem erwarteten Reich. Sie begreifen noch nicht genug, wie viel daraus folge, daß Gottes Wahrheit zwischen denen, die sie annehmen, und denen, die sie verwerfen, scheiden muß; daß auch die Liebe darum lange nicht bei allen erlangt werden kann, und doch nur bei Gegenliebe das Einkehren und Wohnen Gottes, die Aufrichtung des Reiches möglich wird; sie wissen noch nicht, in wie großer, trauriger Wirklichkeit eine widerstrebende und ausgeschlossene Welt bleiben muß. Sie sind befangen in der thörichten Vorstellung vom großen alles zusammenbringenden Reiche Christi, welche noch bis heutigen Tages viele bethört, daß sie an der Annäherung des Hais im Hause irre werden und lieber noch allerlei Geist und Christus dazu gelten lassen.“

In Judas mit seiner Frage einen Vertreter des Idealismus zu sehen, dürfte also weder unrichtig noch unpassend sein. Christus antwortete ihm: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ Der Idealismus wird auf das richtige Maas zurückgebracht. Die Liebe zu Christo kann nicht bestehen mit der Gleichgültigkeit gegen sein Wort, im Haß gegen die Kirche. Eine Volkskirche wird



die Kirche nicht werden in dem Sinne, daß auch der Ungläubige gleiches Recht haben will, wie der, welcher wahrhaft Christum liebt und in dieser Liebe auch sein Wort hält. Das muß festgehalten werden, Gott will, daß allen geholfen werde, aber dennoch werden nur wenige zu den Auserwählten gehören. Die Kirche geht schweren Zeiten entgegen, aber von Volksgunst darf sie nie getragen werden. Wenn Volksgunst sie hebt, ist sie am tiefsten gefallen. Schon wird vielfach gepredigt, wonach den Leuten die Ohren jücken. Es thut Noth Judas Worte zu beherzigen: „Ihr Mund redet stolze Worte und achtet das Ansehen der Person um Nutzens willen. Zu den letzten Zeiten werden Spötter sein, die nach ihren eigenen Lüsten des gottlosen Wesens wandeln. Diese sind, die da Rotten machen, Fleischliche, die da keinen Geist haben.“

Was verleitet denn so manchen zum Idealismus? Abgesehen von dem Enthusiasmus, der in uns von Natur steckt — quid multis? Enthusiasmus insitus est Adamo et filiis ejus „von Anfang gestiftet und gegiffet“ — sind es manche Erscheinungen, die den Menschen täuschen und zum Idealismus verleiten. Die große und schnelle Hilfe bei allen Unglücksfällen hat etwas überraschendes. Man könnte sagen, daß doch darin ein christlicher Sinn sich zeige und daß selbst Menschen, die Christo fern stehen, beweisen, daß der christliche Sinn in ihnen lebe und daß sie den Anforderungen entsprechen, wonach Christus schließlich doch allein sehen wird. Matth. 25. Der Reichtum, welcher neben größerer Armuth immer mehr hervortritt, ist im Stande große Spenden zu geben; wenn ein einzelner eine Zeit lang täglich circa 10000 Thlr. zu wohlthätigen Zwecken opfern kann, so sieht man, welcher colossale Reichtum bei allen Klagen über schlechte Zeiten und zu hohe Steuern vorhanden sein muß. Man darf keinen voreiligen Schluß von dem Wohlthätigkeitsfinn auf christliches Leben machen. Juden sind bekanntlich oft sehr wohlthätig und stehen mit großen Summen bei Zeichnungen voran. Oft brechen sie ja ihr Brot aus frommer Gesinnung; aber sie können doch in dem Armen nicht den Herrn sehen, und das verleiht der Wohlthätigkeit ihr edles Gepräge, daß man nur Christo giebt und daß dabei nur die rechte Nächstenliebe, die lauterste Demuth und die größte Dankbarkeit walten kann.

Auch eine gewisse Glätte der Menschen kann zum Idealismus verleiten. Die große Leichtigkeit, mit welcher heut zu Tage Menschen reisen und sich unter einander sehen, schleift immer mehr das Eigenartige ab. Man läßt jeden gewähren; man ist zu höflich, die Meinungen anderer zu bekämpfen; man sieht vielfach die Bestrebungen des Christenthums an als etwa andere Bestrebungen und steuert auch dazu bei; giebt Mittel dazu her, wenn man auch im Herzen ganz fern der Sache steht. Darum geben die Worte Bed's wohl manches zu bedenken: „Jetzt ist das Christenthum bei aller Kunst und Feierlichkeit, bei allem ins Große Fahren mit Worten und Werken, bei allem Eifer und geistlichem Getriebe, es ist so herzarm und glaubensarm, so kleinlich und empfindlich, so lau und lahm für wesentliche

Wahrheit und unparteiische Gerechtigkeit, aufgeblasen vom Wind der Zeit und leer an himmlischem Geist und Sinn, während die ursprünglichen Christen in aller Einfachheit, Armuth und Kleinheit über der Zeit stehen, aufwärts streben dem Herrn nach, reich werden an Geist und Kraft, an Wahrheit und Gerechtigkeit von oben und gerade in das äußerlich unbedeutende die Bedeutung der Ewigkeit hineinzubringen wissen, im kleinsten Kreis und Werk die größte Kraft aus Gott erzeugen. Bei ihnen wird nicht der Riß und Bruch mit allem um sie her gesürchtet, um des Bundes mit der obern Welt theilhaftig zu werden; nicht wird um zahlreichen Anhang, um Geld und Ehre und Macht geworben und gestritten, sondern durch Verleugnung wird die Welt von ihnen überwunden; bei uns ist alles voll Rücksichten auf Menschen bei wenig Rücksichten auf den höchsten Herrn und seine Gebote, große Furcht vor weltlichen Verlusten bei geringer oder keiner Furcht vor Gott, großes Vertrauen auf die sichtbaren Mittel und kein Vertrauen auf das, das man nicht sieht, ein interessirtes Wesen, das auch die Religion und das Wort Gottes den äußern Interessen dienstbar und einträglich machen will, bei dem es nicht mehr heißt: der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft! sondern die Welt lieb haben heißt Gott lieben; nicht mehr heißt es „Seele verloren, Alles verloren! sondern Brot verloren, Geld, Ehre, Macht, ein Stück Welt verloren, Alles verloren.“

Es ist doch sehr bedenklich, wenn der Prof. von der Holz auf dem Kirchentage zu Stuttgart sprach: „die neue Lage der Welt giebt der Kirche eben so viel zu hoffen, als zu fürchten. In neuen Formen muß die alte Wahrheit sich zu den Herzen Bahn brechen. Das giebt Arbeit, Unbequemlichkeit, Gefahren. Aber es ist köstlich, daß Tausende von Laien mitarbeiten, es ist gut, daß das Wirken der Geistlichen unter Controlle der Gemeinde steht. Auch Critik und Zweifel haben ihr Gutes. Die Wahrheit wird vielseitiger ausgebildet, reiner geschöpft, die Formel tritt weniger zwischen Gott und Seele.“ Dabei ist einfach auf Art. 5 der augsburgischen Confession hinzuweisen: „Solchen Glauben zu erlangen hat Gott das Predigtamt eingesetzt“ und Art. 7 „die Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen.“ Daß das Wirken der Geistlichen unter der Controlle der Kirche steht, ist nothwendig; aber unter der Controlle des Herrn Omnes zu stehen, dürfte mehr als bedenklich sein, und daß Critik und Zweifel deshalb gut sei, damit die Wahrheit vielseitiger ausgebildet werde, doch ein etwas starker Idealismus. Die Formel darf allerdings nicht zwischen Gott und Seele treten — aber was heißt das überhaupt; liegt darin nicht etwas phrasenhaftes? Das steht aber fest: Wenn die Kirche sich von der Formel los-sagt, wird sie keine Kirche mehr sein.

Wer mich liebet, der wird mein Wort halten. Darin liegt doch auch das, daß man ohne die Liebe zu Christo sein Wort nicht halten kann. Wer Christum liebt, liebt auch seine Kirche, liebt auch die Gnadenschätze, die er dieser Kirche verliehen, liebt auch die Bekenntnisse, welche sich die Kirche in ernsten Zeiten errungen hat mit Gut und Blut, mit Treue und Festigkeit.



Wer mich liebet, der wird mein Wort halten. Aller falsche Idealismus schwindet, sobald man Ernst mit diesem Worte macht. Macht man Ernst damit, dann geht freilich etwas in Erfüllung, das Herrlichste, was das arme Menschenherz erfahren kann: „Mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“

Wenn wir nun die Summe ziehen aus dem, was der Herr Cap. 14 sagt, so ist es das: der Christ soll weder zweifeln, noch sich genügen lassen; er soll sich auch nicht durch die Welt täuschen lassen. Der Herr ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. Wer den Sohn nicht hat, der hat das Leben nicht, wenn er auch menschlich gesprochen voll Geist und Leben ist. Ohne Christum ist das Leben einfach „Tod.“ 1 Joh. 3, 14. „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Eure Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ Wer mit Christo lebt, der hat einen Frieden, der in der Welt gar nicht zu finden ist; der hat jene Freude, die darauf basiert, daß der Heiland zum Vater gegangen ist. Unübertrefflich schön und wahr sagt Deligisch zu Ebr. 6, 20: „Welch' ein fester Ankergrund ist Gottes ewiger Himmel, von dem unser Jesus umgangen ist! Denn nachdem er für uns gelitten, ist er für uns auch so hoch erhöht. Wir sehen ihn nicht, denn der Ort Gottes, wohin er gegangen, ist vor unsern fleischlichen Augen verborgen und insofern ist zwischen ihm und uns noch ein Vorhang. Aber der Anker unserer Hoffnung reicht, unaufgehalten durch die Schranke, in die stillen jenseitigen Tiefen, wohin er unsern Sinnen entschwunden und hält inmitten der wilden Wogen hienieden unsere Seelen feste.“

„Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater, denn der Vater ist größer, denn ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, auf daß, wenn es nun geschehen wird, daß ihr glaubet.“ Luther sagt aber — und das seien die Schlussworte — „Joh. 14 ist die beste und tröstlichste Predigt, so der Herr Christus auf Erden gethan hat, und St. Johannes dieses Stückes halber vor allen andern Evangelisten sonderlich zu preisen ist, daß er solche Predigt gefaßt und der Christenheit zum Troste nach ihm gelassen hat, als einen Schatz und Kleinod, so mit der Welt Gut nicht zu bezahlen.“

## Aehren vom Felde der Betrachtung.

Unter diesem Titel hat der Menninger Gymnasialprofessor H. Stadelmann die Meditationen des vor etwa 8 Jahren zu Ansbach verstorbenen Schulrathes Dr. Christian von Bomhard herausgegeben\*), ein Buch, das sich ebenso durch die Tiefe und

den Reichthum der Gedanken, wie durch die Klarheit und Schönheit der Form auszeichnet. „Aehren“ hat der Herausgeber diese Betrachtungen genannt, und Aehren sind es in der That, denn einfach und bescheiden in ihrer äußeren Erscheinung, bergen sie im Innern reich und voll das nährenden Korn, das Brod des Geistes zur Speisung und Stärkung des inwendigen Menschen. Was muß das für ein trefflicher Mann gewesen sein, der solche Aehren auf dem Acker seines Lebens gezeitigt hat! Nach dem Bilde, welches der Spiegel dieses Buches uns zeigt, muß in ihm Schärfe des Verstandes mit Wärme des Gemüthes, Fülle der Gelehrsamkeit mit Reichthum der Phantasie, Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken, mit Herzens Einfachheit und kindlichem Glauben in seltener Weise sich gepaart haben. Mit weit umfassendem Blicke zieht er die ganze Welt nach Natur- und Menschenleben in den Kreis seiner Betrachtungen, weiß er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu umspannen. Und woher stammt ihm diese Weite des Blickes, diese Reife des Urtheils? Vor allem aus dem eifrigsten Studium, aus einer umfassenden Gelehrsamkeit: die Griechen und Römer, die Engländer und die Franzosen, er kennt sie alle aus den Quellen, aus ihren edelsten Geistesprodukten. In der deutschen Literatur ist ihm vollends fast jedes Gebiet ein bekanntes Land: die Philosophen wie die Theologen, Historiker, Dichter und Romanschreiber; Alle haben ihm positiv oder negativ Bausteine liefern müssen zum Hause seines Lebens, zur Construction seiner Welt. Wie begreiflich, daß auf seinem „Recept zum Glückselben“ steht: „es gehört zum stillen und reinen Lebensgenuß für unser einen die Studirstube voll guter Bücher!“ Allein in Bücher und Papier muß er sich doch nicht so ganz vergraben haben, denn er weiß so vortrefflich zu reden vom „Guten Auskommen mit Andern“, von den „scharfen Ecken“ im Umgange, von „dem Leben — einem Gastmahl“, vom Menschen als „Spieler und Zuschauer auf der Lebensbühne“, von den „bleibenden Freunden“, von „Liebenswürdigkeit“, von der „Jugendliebe“, kurz von den Freuden und Leiden, von der Lust und der Last des Lebens, des betrachtenden oder häuslichen, des wissenschaftlichen oder praktischen Lebens. Häufig werden seinem sinnigen Auge und Gemüthe die allernuschelbarsten Dinge und geringfügigsten Vorkommnisse Veranlassungen zu bedeutenden Betrachtungen und tiefsinnigen Reflexionen. So drängt sich ihm bei Ausmusterung des „Briefkorbes“ die allerdings naheliegende Reflexion auf: o curas hominum, o quantum est in rebus inane! denn hin sind die meisten lieben und werthen Männer, die diese Briefe geschrieben, sammt ihren hohen Gedanken, tiefen Gefühlen und edlen Lebensanschauungen. „Siehe, hier in diesem alten Plunder — wie viele Sorgen und Verlegenheiten, Hoffnungen und Befürchtungen, Entwürfe und Pläne sind besprochen worden, und alle diese Knoten sind längst durchschnitten oder gelöst: was liegen dir

rariſchem Nachlaſſe herausgegeben von Heinrich Stadelmann. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. — Augsburg, Verlag der v. Jeniſch und Stage'schen Buchhandlung. 1869. — Preis 18 Sgr.

\*) Der vollständige Titel lautet: Aehren vom Felde der Betrachtung. Von Dr. Christian von Bomhard, Schulrath. Aus dessen literar.



also deine jetzigen so schwer auf? Weißt du ja doch, daß sie wie Morgennebel auf dem Strome sich bald verziehen werden. Mögen sie darum das Leben bewegen, aber beherrschen sollen sie es nicht.“ — „Auch einen sehr acceptablen Beitrag zur Selbsterkenntniß kann dir der Briefkorb geben.“ — „In allen Fällen Stoff genug zur Bestimmung über dich selbst.“ — „Die zwei Stühle“ in dem Studirzimmer geben unserm Philosophen Gelegenheit, die sprichwörtliche Redensart: zwischen zwei Stühlen niedersitzen, durch lebendige Beispiele zu illustriren. Nur eins davon. „Da ist wieder einer, der es mit Gott und der Welt zugleich halten möchte. Also geht er in die Kirche und zum Abendmahl, giebt auch wohl Almosen und thut manches Werk der Liebe. Aber in seinem Hause herrscht Luxus und vornehmer Ton und allerlei weltliche Lustbarkeit. Somit weiß man nicht, was man von ihm halten soll.“ — — Selbst „das Zündhölzchen“ erregt eine Meditation wie diese: „Was ist es? Ein Stückchen Holz, an der Spitze leicht getunkt in einen entzündbaren Stoff, ein unbedeutendes Ding. Man reibe die Spitze an einem harten Körper, und wie durch einen Zauber Schlag springt das mächtige, dämonische Element hervor, das, würde ihm Raum und Luft gegeben, eine ganze Stadt zu verzehren im Stande wäre. So ist Geist und Natur. Jener wird durch Friction an dieser entbunden, ohne sie ist er latente Kraft. Bedenke, was Alles an dir sich reiben mußte, bis du Mensch geworden. Andere Menschen in der mannigfaltigsten Weise, Bücher, dann Schicksale mit ihren guten und bösen Fügungen, Versuchungen, kurz die ganze Außenwelt. Ist ihr Contact durch den Tod gelöst, so wird der Geist wieder gebundene, latente Kraft. Wer und was wird ihn wieder lösen, wenn die Natur und Alles, was sie enthält, nicht mehr auf ihn wirkt? — Nun, ich sah einmal nicht ohne Erschrecken, wie der ganze Haufe meiner Zündhölzchen plötzlich durch die bei hoher Temperatur auf sie einfallenden Sonnenstrahlen entzündet in hellen Flammen stand. So kann die Berührung eines Strahls der göttlichen Gnade auch ohne äußere Friction die Seele aus dem Gebundensein des Todes wieder zu neuem Aufflammen erwecken.“

Dies Alles ist gewiß recht geistreich gesagt; aber deshalb empfehlen wir das Buch nicht. Der Verfasser ist viel reicher an Geist, und, was ihn uns besonders werth macht und hochstellt: bei all dem Suchen und Finden von guten Perlen hat er doch das Suchen nach der einen köstlichen Perle nicht veräußert und auch diese gefunden. Es weht ein Hauch des Friedens durch diese gesammelten Blätter, die Flamme echter Frömmigkeit durchleuchtet jeden Gedanken, christliches Leben pulst in jeder Betrachtung. Hier redet ein Mann, der vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sinnesart erforscht hat, jetzt aber die Heimath gefunden und geradesweges ihr zueilt Er

thut sichere Tritte, denn er hat jenes *ὁς μοι ποῦ στω*, er weiß auch, wo er niedersitzen kann ohne die Gefahr des Durchfallens. Der Strom seines Lebens rauscht mächtig dahin, denn es ist ein Leben aus Gott geboren, und in den Strom fließen viel klare Flüsse und helle Bäche: Griechenthum, Römerthum, Philosophie und Aesthetik, sie münden alle ins Christenthum. Darum ist die Weltanschauung Bomhard's, des Philologen und Schulmanns, eine durch und durch christliche, darum sein Buch und die darin niedergelegte Lebensweisheit im eminenten Sinne eine Apologie des Christenthums. Hören wir gleich, wie er sich stellt zu Pantheismus und Materialismus! „Einen Herrn braucht das Menschengeschlecht, wenn es nicht wie eine hirtlose Heerde zu Grunde gehen soll, und zwar, da es ein sehr widerborstiges und wildestes Volk ist, einen sehr ernsten und strengen. Und den hat es auch, er hat sich selbst als solchen ausgesprochen: „Ich, der Herr, euer Gott, bin ein eifriger Gott“ 2c. Und nun weist er nach, daß der Pantheismus keinen Ersatz hat für einen göttlichen, unsterblichen Richter und Rächer; weist nach, daß das geschichtliche Weltgericht nach pantheistischer, Schopenhauer'scher Interpretation entgegen ist der göttlichen Gerechtigkeit; weist ferner nach, daß im Pantheismus auch die Sonne der Liebe nicht scheine, weil derselbe nicht zur Weltvollendung, sondern zum Weltverschwinden, oder in seiner andern Form vermöge der ins Unendliche sich fortsetzenden Progression zum Besseren zur ewigen Unseligkeit in wechselnden Formen führt, da ewiger Proceß zum Besseren nichts sei, als ewige Entfernung vom Guten, indem nämlich bei ewigem Proceß die ewige Existenz des Bösen, des Uebels gesetzt sei. „Nein“, so schließt er, „so läßt sich der Welt kein Sinn, keine Bedeutung abgewinnen. Anders deutet sich Alles, wenn ein persönlicher Gott, der ein außerweltlicher, ein afosmischer seinem Wesen nach, und zugleich ein inweltlicher in seiner Erscheinung ist, den Vereinzelten, den Verirrten, „die in über Wüste gieriger Sand frist, an deren Blut die Sonne drohen saugt“, — das „Kommt her Alle!“ zuruft. — Wir machen im Vorbeigehen darauf aufmerksam, wie stark Bomhard neben der Liebe Gottes als des Vaters die Gerechtigkeit Gottes als des Richters und Rächers hervorhebt, und wie sehr er in dem Aufsatz über „Religiosität und Moralität“ neben der Liebe die Furcht Gottes uns ans Herz legt. Jenen „unsittlichen Frommen“, sagt er, ist Gott immer nur der Gütige und Liebevollste, nicht aber auch zugleich der Heilige und Gerechte.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 1. Februar.

N<sup>o</sup> 9.

## Volkskrieg und Volkslied.

Ein Vortrag im Evangelischen Verein zu Berlin.

Sie ahnen wohl schon im Voraus, worauf es mit einem Vortrag über Volkskrieg und Volkslied in dieser Zeit allein abgesehen sein kann. Es wird Sie daher nicht überraschen, wenn ich mit dem Geständniß beginne, daß dabei allerdings die nationale Erhebung des Jahres 1870 speciell ins Auge gefaßt ist. Es läge ja nahe, allerhand allgemeine Betrachtungen über Volkskrieg und Volkslied anzustellen. Allein noch näher dürfte es liegen, das Allgemeine an einer geschichtlichen Einzelercheinung zur Anschauung zu bringen. Und da wüßte ich denn in der That nicht, welches Ereigniß nicht bloß der deutschen Geschichte, sondern der Geschichte überhaupt geeigneter wäre, das Thema Volkskrieg und Volkslied zu illustriren, als eben der gerade neueste deutsche Krieg.

Die Aufgabe, um deren Lösung es sich hierbei handelt, kann aber nur die sein, einerseits den Antheil zu bestimmen, welchen das Volkslied am Volkskriege hat, sowie andererseits die Rückwirkung erkennen zu lassen, welche das Volkslied vom Volkskriege erfährt.

Wir haben uns bisher, wenn es sich um Klarstellung dieses Wechselverhältnisses auf deutschem Boden handelte, mit dem geschichtlichen Material der Befreiungskriege begnügen müssen. Allein diese Kriege und ihre Vieder verhalten sich zu dem Jahre 1870 doch nur wie die Saat zur Ernte, wie die Weissagung zur Erfüllung. Deutschland war damals doch nur in Preußen lebendig. Wie so ganz anders dagegen jetzt! Dieser Krieg ist etwas völlig Neues. Er durchbricht so sehr unsere gesammte bisherige geschichtliche Tradition, daß er unsern Feinden, sowie allen denen, die an dem Deutschland des Wiener Congresses wie an einer alten Jugendgeliebten festhalten, geradezu als eine unerhörte Anomalie erscheint. Wir haben an ihm, wonach wir seit Jahrhunderten vergeblich gesucht: den Ausbruch des deutsch-nationalen Gesammtbewußtseins, den Ausdruck einer einheitlichen deutschen Nationalthat, also einen ächten deutschen Volks- oder Nationalkrieg. Das bekannte Wort: „Der König rief, und alle, alle kamen“, seit dem 16. Juli v. J. hat es aufgehört für zahlreiche Stämme unseres Vaterlandes eine bloße poetische Reminiscenz zu sein. Seit jenem denkwürdigen Tage ist es aus einer

preussischen zu einer deutschen Wahrheit geworden, aus einem frommen Wunsche zu einer vollendeten Thatfache.

Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Ja, aber dieses Uebernatürliche ist, wie überall, nicht ohne natürliche Vermittelung. Es concurriren auch hier göttliche Nothwendigkeit und menschliche Freiheit. Es hat eines langen geschichtlichen Entwicklungsprocesses bedurft, ehe wir nach Gottes Willen und nicht wider unsern Willen einig geworden sind in dem Kriege gegen Frankreich. Derselbe ist nicht die äußerliche Ursache der innerlich erst zu bewirkenden, sondern die äußerliche Wirkung der innerlich bereits eingetretenen nationalen Einigung, die mit Blut vollzogene Besiegelung derselben, eine reife Frucht unserer christlich-deutschen Gesamt-erziehung.

Welcher Antheil an dieser Erziehung und folglich mittelbar am Kriege selber gebührt dem deutschen Volksliede? Und zwar nicht bloß dem weltlichen, sondern auch dem geistlichen, also dem evangelischen Kirchenliede. Denn, um das nebenbei zu bemerken, geistlich und weltlich Volkslied sind ja nur zwei Blüthen auf dem nämlichen Stengel der Volkspoesie. Sie schließen sich nicht aus, sondern ein, wie das Kirchliche und Nationale, das Christliche und Volksthümliche überhaupt. Es würde dem Charakter eines kirchlichen Gesangbuchs nicht widersprechend, sondern nur vollkommen entsprechend sein, wenn in demselben auch das weltliche Volkslied vertreten wäre. Die Gewöhnung würde das scheinbar Anstößige der Sache bald beseitigen. Oder haben wir uns nicht mit Vergnügen daran gewöhnt, in den bessern neuern weltlichen Volksliederbüchern auch dem geistlichen Liede zu begegnen? Was kann man auch dagegen haben, wenn da z. B. hinter einem Volksliede auf den Grafen Bismark nach der Melodie: „Ein Mädchen von achtein Jaren“ unmittelbar zu lesen ist: „O Ewigkeit, o Ewigkeit, wie lang bist du, o Ewigkeit!“ Es mag allerdings gerade diese Nachbarschaft keine sehr glückliche genannt werden, aber die Sache ist übrigens ganz in der Ordnung. Dieser geistliche und jener weltliche Akkord fließen symphonisch zusammen in der höhern Einheit des Volksliedes, das ja immer nur ein Product der himmlischen Sonne und des irdischen Bodens zugleich sein kann.

Nach diesen beiden Seiten hin kommt das Volkslied in Betracht. Zunächst das Volkslied vor dem Kriege. Das deutsche Volk hat in und seit den Befreiungskriegen wieder angefangen, unverdrossen seine Vieder zu singen. Es ist seitdem für die



Pflege des Volksliedes viel geschehen. Man hat es in seiner christlich-sittlichen, vaterländischen, überhaupt volksbildenden Kraft und Bedeutung wieder erkannt und gewürdigt. Es ist nicht mehr das Aschenbrödel des kosmopolitisch verschwommenen 18. Jahrhunderts, es hat sich seinen alten Ehrenplatz im deutschen Volksherzen wieder zurückerobert, es ist sogar salonsfähig geworden. Wer Anspruch auf deutsche Bildung macht, der muß das Volkslied zum mindesten kennen. Dasselbe hat vor unserer gesammten classischen Kunstschrift den unschätzbaren Vorzug, daß es durchweg entschieden deutsch, also christlich ist. „Ein großer Theil unserer classischen Poesie ist nur Paradiesvogel, bunt, artig, ganz Flug, aber ohne Fuß auf die deutsche Erde“, sagt Herber. Dagegen schmeckt das ächte Volkslied immer ganz entschieden nach der deutschen Scholle, aus der es erwachsen ist.

Es trägt freilich eben darum, und namentlich insoweit es historisches Volkslied ist, an sich die Physiognomie der politischen und socialen Zustände seines Volkes und seiner Zeit. Bergegenwärtigen wir uns das historische Volkslied des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Dieses Reich war nichts anderes, als der chronisch gewordene häusliche Krieg, der organisirte Nationalhader. Es konnte daher unmöglich ein Vaterlandslied produziren im Sinn und Geist der Jetztzeit. Denn man kann nicht Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln. Das Vaterland trat zurück hinter dem Gau, der engern Heimath, wie in den Liedern der Dithmarschen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, und in denen der freien Reichsstädte. Es sind locale, persönliche Interessen, denen sich das geschichtliche Lied zuwendet. Ein eigentliches deutsches Nationalbewußtsein, ein kräftiges deutsches Gemeingefühl kommt nur höchst selten und ausnahmsweise einmal zum Vorschein, wie z. B. in dem seiner Zeit viel gesungenen Landsknechtsliede auf die Schlacht von Pavia am 25. Februar 1525. Damals wurden, wie bekannt, unter Georg Frundsberg, im Liede Herr Jörg genannt, von den deutschen Landsknechten deutsche Hiebe ausgeheilt, und zwar waren es bei dieser Gelegenheit hauptsächlich die Schweizer, denen sie zu Theil wurden. „Heini“, der Schweizer, litt nämlich geraume Zeit an der, wie er meinte, berechtigten Eigenthümlichkeit, sich für unüberwindlich zu halten, wie das ja auch andern Völkern neuerdings gelegentlich wieder begegnet ist. Das verdroß den „Bruder Veit“, den deutschen Landsknecht, bis er endlich Gelegenheit fand, dem „Heini“ seinen „üppiglichen Wahn“ ganz gründlich auszutreiben.

Ich meine, wir haben sie baar bezahlt  
Zu Pavia im Thiergarten —

so jubelt der „fromme“ Landsknecht, der das neue Liedlein sang, in heller deutscher Siegesfreude. Dies Lied ist ein Klang, der das Herz erfreut, aber, wie gesagt, ein vereinzelter und nur gelegentlicher.

Es kann eben unmöglich in der Absicht des Volksliedes liegen, besser sein zu wollen, als die Ereignisse und Zustände sind, die seinen Hintergrund bilden. Es mußte ja dann in tendenziöser Weise Politik treiben und Kritik üben, beides aber

liegt dem wahren Volksliede fern. Wenn es gleichwohl oft der Fall, ja im 30jährigen Kriege beinahe die Regel gewesen, so haben wirs dann nicht mehr mit dem gesunden Volksliede, sondern mit der Entartung desselben zum Parteiliede, wenn nicht gar mit dem rohen Gassenhauer zu thun. Das ächte Volkslied will die Zeit nicht abkatzeln, sondern abmalen. Es hält mit ihr immer gleichen Schritt. Es will nicht über die Ereignisse, Personen, Zustände reden, es will sie immer nur selber reden lassen, ohne daß es deshalb zum bloßen Relations- oder Zeitungsliede würde.

So lange sich daher das deutsche Leben im engen Kreise selbstständig und partikularistisch drehte, sah sich auch das geschichtliche Volkslied in den nämlichen Kreis gebannt. In dem Maße dagegen, als sich das öffentliche Leben wirklich mit deutschem Inhalte erfüllte, wuchs auch das Lied immer mehr aus der Enge in die Weite. So fand es zum ersten Mal wieder nach unvorstelllicher Zeit an dem großen preussischen Kriege des 18. Jahrh. einen gewaltigen nationalen Stoff. Aber ein großer Theil der Nation hatte ihm gegenüber kein gutes Gewissen und die Dichter in ihrer pathetischen und phrasenhaften Ueberschwänglichkeit waren ihm nicht gewachsen. Gleims Vaterlandslieder, insbesondere seine Lieder eines preussischen Grenadiers, sind schon aus dem einfachen Grunde überhaupt keine Lieder, sondern höchstens gutgemeinte Gedichte, weil ihnen das erste und Haupterforderniß eines Liedes überhaupt abgeht, nämlich die Singbarkeit. Lied ist abzuleiten von dem gothischen *liuthôn*, d. h. singen. Ein unsingbares Lied ist ein Selbstwiderspruch. Viel höher stehen die aus derselben Zeit stammenden namenlosen historischen Volkslieder des preussischen Heeres. Denen merkt man's an, daß sie erlebt sind auf dem Marsch, am Bivachtfeuer, in der Schlacht. In ihnen lebt und lebt der alte Fritz. Auch der Humor, dieses ganz unerläßliche Ingredienz der Volkspoesie, fehlt selbstverständlich nicht, nur daß er sich nicht selten überschlägt, namentlich in den derben Spottliedern auf den „edlen Prinzen Soubise“ und die „Reisenausarmee.“

Es sind überhaupt in dieser Zeit und von da ab hauptsächlich die Soldatenlieder, in denen der nationale Funke glimmt. Nur Schade, daß diese Lieder gemeiniglich sich nur eines vorübergehenden Daseins erfreuen, also dem Geseze des historischen Liedes überhaupt unterworfen sind, nach welchem dasselbe sich immer nur so lange im Volksmunde erhält, als das Ereigniß, dem es seine Entstehung verdankt, lebendig im Volksbewußtsein fortwirkt. Soldatenlieder wie „Prinz Eugen der edle Ritter“, ein Lied, welches seit dem Jahre 1717 bekannt und aus dem österreichischen in alle deutschen Heere übergegangen ist, gehören, was ihre Lebensfähigkeit anlangt, zu den großen Seltenheiten.

Daher kommt es denn auch, daß das ältere historische Volkslied nur zu einem sehr kleinen Theile die neue Zeit der Befreiungskriege überdauert hat. Doch hat es derselben zu ihren Neuschöpfungen zahlreiche Motive und namentlich Melodien geliefert. Denn wie sehr auch die damalige patriotische Volkslyrik



auf eignen Füßen stand, wie sehr sie auch das Bestreben zeigte, den neuen Most in neue Schläuche zu füllen, so lag es doch nicht minder in ihrem Interesse und machte sich, ähnlich wie bei dem evangelischen Kirchenliede des 16. Jahrh., theilweis ganz von selbst, daß sie sich nämlich in den altüberlieferten schlichten Tönen und Weisen bewegte, die ja durchaus nicht willkürlich sind, sondern mit innerer Nothwendigkeit und constanter Regelmäßigkeit organisch aus dem Inhalte des Volksliedes herauswachsen. Der Inhalt schafft sich die ihm adäquate Form und Melodie. Die drei bilden eine harmonische Einheit, wie Leib, Seele und Geist. Mit Sonetten, und wären es geharnischte, macht man darum auf den Theil des Volkes, der noch in poetischer Unschuld der Formen dahinlebt, schlechterdings gar keinen Eindruck. Wenn dagegen der ritterliche Mar von Schenkendorf, der deutsche „Rheinwächter“ und „Kaiserherold“, anhebt zu singen:

In dem wilden Kriegestande  
Brach die schönste Heldenlunge  
Preußen, euer General —

so trifft er in diesem Liede von Scharnhorst den rechten anmuthenden Volkston. Gründlicher und glücklicher verstand sich jedoch darauf der Mann von der Insel Rügen, Ernst Moritz Arndt, in seinen bekannten Vaterlands-, Helden- und Kriegsliedern. Und was endlich die poetische Popularität von Theodor Körner anlangt, so darf man dagegen schon um deswillen nichts unternehmen, weil man sich sonst unsehlbar die ganze deutsche Jugend auf den Hals laden würde.

Durch die Lieder dieser und vieler anderer namhafter Dichter, sowie durch ein zahlloses Heer improvisirter lyrischer Eintagsfliegen ist die neuere deutsch-nationale Vaterlands- und Volkslyrik geschaffen und begründet worden. Diese Lyrik aber, in Verbindung mit der gleichzeitig wieder zu Ehren gekommenen kirchlichen des 16. und 17. Jahrh., ist es hauptsächlich, deren mitterziehender Einfluß bei Beurtheilung des neuesten Stadiums unsers christlich-nationalen Lebens wesentlich in Betracht kommen muß.

Wir sind wenigstens, wie sich nun herausgestellt hat, nicht umsonst eine Nation von Dichtern und Sängern gewesen. Wohl war es eine Thorheit, von dem Idealismus des deutschen Liedes allein das Heil zu erwarten. Die Kernlieder, das fröhliche Gesangleben auf hohen und in niedern Schulen, auf den Turnplätzen und in den Kasernen und vollends die politischen Sängertage — das hat's allein nicht gethan. Dies müssen nach den Erfahrungen der letzten Jahre selbst die unheilbarsten Idealisten zugeben. Aber eine nationale Macht ist und bleibt das deutsche Lied doch unter allen Umständen. Es hat auch Eisen im Blut. Sein Antheil an der Wegbereitungsarbeit für das Jahr 1870 ist ein ganz beträchtlicher. Sagen kann man freilich, wir würden auch ohne unser Liederleben so weit gekommen sein. Thatsache ist, daß wir nur unter seiner Mitwirkung so weit gekommen sind.

Wir haben die Lieder der Befreiungskriege gesungen, wir

haben uns dadurch in ihren Geist und ihren Geist in uns hineingefungen. Im Gesang haben wir uns ihren Inhalt assimiliert. Die vaterländischen Sieges- und Heldenehren, im Gesang ist ihr Gedächtniß unter uns lebendig geblieben, auch in Süddeutschland. Der Sandwirth vom Passaier ist dort noch heute unvergessen. Unser vaterländisch Wünschen und Hoffen, unser sehnlichst Ausschauen nach dem Morgen hell und klar, der da kommen sollte, im Liede fand es einen ergreifenden Ausdruck. Unsere vaterländischen Gelübde vom Rhein „dem hohen Felsenkind“, im Gesange reichten sie sich die Bruderhand. Unsere vaterländischen Wunden, im Liede brachen sie immer von Neuem wieder auf. „Es haben wohl gerungen die Helden dieser Frist, doch nun der Sieg gelungen, übt Satan neue List.“ „Dort unten an den Vogesen liegt ein verlor'nes Gut, da gilt es deutsches Blut vom Höllenjoch zu lösen.“ „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an.“ „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt.“ Wir haben unsere Nationalhymnen gesungen, ein jeder Stamm die seine, und eine jede variirt doch nur in ihrer Art das alte deutsche Thema:

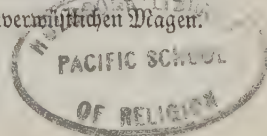
Mit Lieb und Treue nah' ich mich dem Throne,  
Von welchem mitb zu mir ein Vater spricht.  
Und wie der Vater treu mit seinem Sohne,  
So steh ich treu mit ihm und wank' nicht.

Und wenn Papst Sixtus V. von dem Deutschland am Ende des 15. Jahrh. schreibt: „Die deutschen Knaben lernen eher reiten als reden und erlangen eine unbegreifliche Gewandtheit in der Waffenführung. Sie nehmen die Waffen überall hin mit, und es kommt ihnen dies so leicht an, wie das Tragen der angeborenen Glieder. Nicht bloß die vom Adel, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammer im Hause, und wer die deutschen Waffensäle gesehen hat, muß über die Zeughäuser anderer Nationen lächeln“ — was würde der Schreiber erst von dem Deutschland des Jahres 1870 sagen! Mit der immer erneuten Lust der Lieder haben wir eingefogen die altgermanische Lust der Waffen. Denn „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte.“ Und wer ist ein Mann? „Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut.“ Für einen solchen ziemt sich dann auch das fröhliche Bekenntniß:

Kein schöner Tod ist in der Welt,  
Als wer vorm Feind erschlagen  
Auf grüner Haib', im freien Feld  
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Soldat ein Mann mag selbst das sonst bedenkliche sentimentale „Morgenroth, Morgenroth“ unbedenklich anstimmen am Morgen der Schlacht.

Neben den guten sind freilich auch schlechte Lieder gesungen worden, garstige politische Tendenz- und Parteilieder auf breiter unsittlicher, vaterlandsloser Grundlage. Schauerhafte Ereignisse, die man mit Nacht bedecken sollte, sind in noch schauerhaftere Verse gebracht und auf lächerliche Melodien abgesungen worden. Aber unser Volk hat einen ganz unverwundlichen Magen.





Es ist ferner von mancher Seite selbst mit den guten patriotischen Liedern viel Mißbrauch getrieben worden. Man hat das Urtheil über dieselben verwirrt, sie als staatsgefährlich zu discrediren gesucht. Weil das Lied der Befreiungskriege so energisch auf das Allgemeine dringt, so hat man besorgen zu müssen geglaubt, das Besondere möchte dadurch unterdrückt werden, während es doch im Gegentheil, und so weit es überhaupt eine Berechtigung hat, erfahrungsmäßig dadurch conservirt worden ist. Es wächst an eigener Kraft, wer sich ein Glied des Ganzen fühlt. Endlich scheint man nicht selten von der Voraussetzung ausgegangen zu sein, die patriotische Poesie sei lediglich um ihrer selbst willen dagewesen, ein nationales Schaengericht. Sie habe der Nation eine bequeme Gelegenheit geboten, sich alljährlich, etwa am 18. October, einmal gründlich auszuschreien. Sonst habe die Sache weiter keinen Zweck gehabt. Denn merkwürdig bleibt es doch, wie grade viele von denen, die seit Menschen- gedenken auf dem Kyffhäuser einen patriotischen Höhenkultus getrieben haben, nun plötzlich wie aus den Wolken gefallen sind, nachdem sie der alte Barbarossa endlich beim Wort genommen hat. „Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los.“ Man spielt nicht ungestraft mit nationalen Gedanken und Ideen. Ein Volk wird viel mehr von Eindrücken als von Einsichten bestimmt und bewegt.

Aber trotzdem das vaterländische Volkslied demnach durch Bosheit, Mißbrauch und Unverstand aller Art in seiner Wirksamkeit empfindlich gelähmt und in seinem Siegeslaufe vielfach ist aufgehalten worden, so ist es nichts desto weniger siegreich hindurchgedrungen. Es hat mit der Zähigkeit eines perennirenden Gewächses allen nationalen Witterungswechsel überdauert. Es ist ein Salz geworden für die deutsche Erde. Es hat wie ein Sauerteig die trägen Massen in Gährung gesetzt und erhalten. Es hat die nationale Temperatur gesteigert, den nationalen Blutumlauf beschleunigt. Es hat dem dunklen Drange des deutschen Herzens unablässig ein klares Ziel vorgehalten und namentlich den alten Aberglauben zerstören helfen, als ob wir von Gott zu einem rein philosophischen Dasein, zu einer ausschließlich literarischen Weltstellung prädestinirt seien mit der speciellen Mission, zum abschreckenden Beispiel für andere Völker eine Musterwirthschaft nationaler Zwietracht zu unterhalten. Nein,

Ihr Sterne seid mir Zeugen, die ruhig niedererschau'n,  
Wenn alle Brüder schweigen und falschen Götzen trau'n,  
Ich will mein Wort nicht brechen und Buben werden gleich,  
Will prebigen und sprechen von Kaiser und von Reich.

(M. v. Schenkendorf.)

So das Lied aus den Jahren 13 und 15. Aber damit allein noch nicht genug. Das Volkslied hat nicht bloß als Vaterlandslied im engern Sinne den Deutschen in uns erzogen und gepflegt, es hat als deutsches Lied überhaupt sich als einen Hort und Hüter deutscher Sitte und Art bewiesen und bewährt. Ich denke da an den reichen Schatz von Liebes-, Abschieds- und Wander-

liedern, an die Naturlieder, die Lieder der Geselligkeit. Die sind allzumal Fleisch von unserm Fleisch. Man muß sich ordentlich Zwang anthun, um sich als Deutscher in diesen Liedern nicht durchweg wiederzufinden. Wie die Reime des Frühlings, wie die Blüthen des Mai's sind sie am Baume der Volkspoesie hervorgebrochen. Vor vielen Erzeugnissen der Kunstlyrik, namentlich der Heineschen Schule, haben sie nicht bloß die größere Unbefangenheit, Unmittelbarkeit und Wahrheit, sondern vornämlich auch dies voraus, daß ihr poetischer Duft frei ist von jeglichem Miasma. Das Volk hat sie gesungen und singt sie noch mit großem Behagen. Denn für Empfindungen, die zunächst nur des Dichters individuelles Eigenthum sind, für welche er also bei andern durch sein Lied erst Theilnahme erwecken will, für dergleichen Kunstpoesie hat das Volk, so weit es noch urwüchsiges Leben in sich trägt, nun einmal weder Sinn noch Geschmack. Der Kulturhistoriker Niehl freilich ist anderer Ansicht. Er erzählt von einem bairischen Postillon, der täglich am Fuße des Wendelsteins in Oberbaiern vorüberfuhr und sein Horn vortrefflich blies. Aber was blies der blaue Schwager in dem großartigen Thale? Heine's „Schönste Augen.“ Man denke sich. Ein bairischer Postillon, so mausfaul und stodig, daß man keine drei Worte mit ihm reden kann, bläst durchs Dorf:

Auf deine schönen Augen  
Hab ich ein ganzes Heer  
Unsterblicher Lieder gedichtet!

Niehl fürchtet, der Virtuose auf dem Boß möchte über kurz oder lang mit seiner Kunstlyrik den Sennerinnen ihre guten Volkslieder ausblasen. Bis dahin indeß hats wohl noch gute Wege. Das Volk hat noch zu aller Zeit zu unterscheiden gewußt zwischen getrockneten Blumen und frischen Alpenrosen, man muß ihm nur nicht einreden, daß der Besitz eines poetischen Herbariums zur Bildung gehöre.

Man nehme unserm Volke diese Lieder, und die Folge davon wird sein eine Trübung seiner Stimmung, eine Verflachung seines tiefen Gemüthslebens, ein Verblaffen seiner natürlichen Lebensfrische. Denn das einige Deutschland kann man doch beim besten Willen nicht immer singen. Der Mensch ist doch nicht bloß ein politisches Thier, wie Aristoteles sagt, und das Herz hat doch nicht bloß patriotische Gefühle und Bedürfnisse. Es gehört doch auch den Blumen auf der Heide und den Sternen am Himmel und den Schwalben, die heimwärts ziehn. Die müssen auch ihr Theil bekommen. Das Vaterland aber verliert dadurch nichts, vielmehr es gewinnt. Es fließt auch aus diesen Liedern unserm Volke unablässig eine Fülle gesunder deutscher Lebensäfte zu. Sie sind nicht bloß ein Zeichen, daß sich die Singenden in ihren Grenzen und Bereich wohl und behaglich fühlen, sie nähren und kräftigen auch das Heimathsgefühl. Die Erde ist überall des Herrn, aber in der Heimath ist es doch am schönsten. In diesem Bewußtsein stehen wir von Alters her und wir haben an ihm ein Element sittlicher Kraft und Tüchtigkeit, das auch für den Krieg seine Früchte trägt. Die schlechtesten Soldaten sind es nicht, die Heimweh haben. In unserer Liebe zu Heim und Heerd beruht zum Theil wenigstens das Geheimniß unserer nationalen Kraft. Das deutsche Volkslied aber gehört selbst zum Wesensinhalt dieser Liebe. (Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 4. Februar.

N<sup>o</sup> 10.

## Volkskrieg und Volkslied.

(Schluß.)

Wir sind den Männern, die nach Herders Vorgange den verschütteten Brunnen des Volksliedes wieder aufgedigelt haben, daß nun ein jeder daraus schöpfen kann, zu großem Danke verpflichtet. Die Herausgabe von „des Knaben Wunderhorn“ war ein nationales Ereigniß. Uhland und Bilmar haben sich durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete des Volksliedes um das Vaterland wohlverdient gemacht. Das Wiederaufleben auch des nichthistorischen Volksliedes hat mit dazu geholfen, daß unsere nationale Erneuerung sich vollzogen hat im Geiste des deutschen Gemüths.

Das Volkslied ist aber endlich auch als geistliches Lied wieder aufgelebt. Als der Altvater Arndt seiner Zeit an die Reihe des evangelisch-lutherischen Kirchenliedes herantrat und sprach: Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft, da verlachten ihn bekanntlich die aufgeklärten Zeitgenossen. Aber, sagt Lessing, wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Seit den Befreiungskriegen hat das deutsche Volk auch diejenigen seiner Volkslieder, in welchen es bezeugt und bekennt seine heilige Liebe zum Evangelium und die man ihm verwässert und verleidet hatte eine Zeit lang, in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit sich wieder zu eigen zu machen versucht. Und wahrlich nicht zu seinem eigenen und des Vaterlandes Nachtheil. Denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß die Interessen des Vaterlandes schädigt, was dem Wohl der Kirche dient, oder daß umgekehrt die Interessen der Kirche beeinträchtigt, was das Wohl des Vaterlandes fördert. Der gute Christ kann nie der schlechte Deutsche, und der gute Deutsche kann nie der schlechte Christ sein.

Es würde jedoch zu weit führen, wenn ich versuchen wollte, erschöpfend darzulegen, wie das kirchliche Volkslied im Einzelnen den Boden hat zurechten helfen, auf welchem die Ernte des Jahres 1870 zur Reife gekommen ist. Ich müßte in diesem Falle zurückgreifen bis zur Reformation. Es möge daher der allgemeine Hinweis genügen, wie das deutsche Kirchenlied, indem es den Glauben an das himmlische Vaterland gestärkt, zugleich befruchtend zurückgewirkt hat auf den Glauben an das irdische Vaterland; wie es sich rithmen kann, uns zu einer ganz anderen Vaterlandsiebe entflammt zu haben, als die war, welche Thetäus den Spartanern predigte, nämlich zur freien Selbsthingabe an

das Vaterland, die doch allein sittlichen Werth hat; wie es die Sprache, durch welche die Nationalität zunächst bedingt ist, treulich gehütet; wie es den geschichtlichen Sinn, ohne welchen ein Volk schließlich zur Wetterfahne wird, sorgsam gepflegt; wie es das Familienleben, dessen Verfall den des gesammten Staats- und Volksthums unabwendbar nach sich zieht, an seinem Theil gesund erhalten; ja wie es endlich im Verein mit der deutschen Bibelübersetzung und dem weltlichen Volkslied wenigstens ein Band idealer Einheit gewesen ist inmitten unserer nationalen Zersplitterung.

Die nationale Bedeutung des wieder zu Einfluß und Ehren gekommenen deutschen Kirchenliedes hat sich am intensivsten naturgemäß in denjenigen Schichten des Volkes geltend gemacht, die es überhaupt noch nicht unter ihrer Menschenwürde halten, durch die Nieder eines Heinrich von Laufenberg, eines Luther und Gerhard mit dem 15., 16. und 17. Jahrh. in geistlichen Contact zu treten. Aber wie das ja von den Segensströmen der Kirche überhaupt gilt, der überquellende Piederseggen ist in seiner stillen und stetigen Wirkung indirect und theilweis auch denen zu gut gekommen, die nichts darnach gefragt haben. Wenn daher die Geschichtsforschung dereinst versuchen wird, all die zahlreichen idealen und ethischen Factoren bloßzulegen, durch deren Zusammenwirken der große deutsche Volkskrieg des Jahres 1870 in seiner absoluten Einzigartigkeit unsererseits zu Stand und Wesen gekommen ist, so wird sie auch mit dem deutschen Volksliede, dem weltlichen und geistlichen, zu rechnen haben. Dasselbe hat an seinem Theile dazu mitgewirkt, daß dieser Krieg ein einiges deutsches Volk fand, das den unbeugsamen Willen, die moralische und physische Kraft und den Heldennuth des weltüberwindenden Glaubens besaß, ihn siegreich hinauszuführen mit Gottes Hülfe.

Begleiten wir nun das Volkslied in den Volkskrieg selber.

Unsere Brüder sind singend in den Kampf gezogen. Bei den Griechen des classischen Alterthums galt es zwar für barbarisch, zusammenzusingen. Aber in diesem Stücke lassen wir uns von den Alten nicht schulmeistern. Wir bleiben bei unserer barbarischen altgermanischen Art. „Kampf ohne Sang hat keinen Drang.“ Daher der alte und enge Freundschaftsbund zwischen Leher und Schwert, zwischen Krieg und Poesie überhaupt. Das Christenthum hat hierin nichts geändert. Ja die christlichen Soldaten singen erst recht. Und dabei ist es auch vollständig gleichgültig, welchen Charakter im besondern der einzelne Krieg hat, d. h. warum Krieg ist. Das soldatische Singen ver-



trägt sich mit einem jeden, selbst ungerechten Kriege. Die elsässer Franzosen sind, deutsche Lieder singend, gegen Deutschland marschirt. Und bei welchen oft nichts weniger als reinen Händeln haben doch ihrer Zeit die deutschen Landsknechte mit weit hin schallendem Gesang ihre Haut zu Markte getragen. Es ist das schöne Vorrecht des Soldaten, in jedem Kriege ein gutes Gewissen zu haben. Für den Soldaten ist jeder Krieg Schutz und Nothwehr. „Ist's aber Schutz und Nothwehr, sagt Luther, so laßt's gehen und haut drein, seid dazu Männer und beweist euern Harnisch, da gilt's dann nicht mit Gedanken streiten.“ Der Soldat ist kein politischer Grillenfänger. Ihn kümmert nicht die Verantwortung, ihn freut der Kampf und Sieg. Darum singt er. Es braucht ihn das nicht, wie von mancher Seite wohl behauptet wird, erst officiell beigebracht zu werden. Es macht sich ganz von selbst. Die Poesie des Kriegslebens bringt das so mit sich.

Es leben die Soldaten  
So recht von Gottes Gnaden,  
Der Himmel ist ihr Zelt,  
Ihr Tisch das grüne Feld.  
Ihr Bette ist der Rasen,  
Trompeter müssen blasen  
Guten Morgen, Gute Nacht,  
Daß man mit Lust erwacht. (Brentano.)

Was der Gesang überhaupt wirkt, daß er wie ein Gruß und Sonnenblick aus einer bessern Welt uns für einen Augenblick vergessen läßt die staubbedeckte Wirklichkeit, daß er das Herz fröhlich und den Muth ehrlich und getrost macht, daß er verschleucht die Nebel der trüben sorglichen Gedanken, daß er die müden Kniee wieder aufrichtet und den letzten Funken der verlöschenden Kraft wieder zur Flamme ansacht, das wirkt er in verstärktem Maße im Kriege, auf dem Marsch, im Lager, vor und nach der Schlacht. Noch mehr als vor den Keulenschlägen haben sich die Römer einst gefürchtet vor den Schlachtrufen der Germanen. Und unsere Soldatenlieder erfreuen sich jetzt bei den Franzosen etwa eines ähnlichen Respekts, wie die gefürchteten kranken Männen. König Ludwig III. sang während der Schlacht bei Saucourt im J. 881 ein heiliges Lied und seine Krieger zusammen fangen: kyrie eleison! So heißt es in dem betreffenden Leich:

ther cuninc reit cuono, sanc liot frôno,  
ioh allê saman sungun kyrie eleison.

Die Normannen aber wurden besiegt. Das kyrie eleison war lange Zeit das Feldgeschrei der deutschen Heere. Bekannt ist, welche Wunder die geistlichen Lieder unserer Kirche gerade auf den Schlachtfeldern gewirkt haben. Um einen Begriff von der hinreißenden, überwältigenden Kraft eines bewährten geistlichen Chorals zu bekommen, muß man ihn singen hören im Angesichte des Himmels, auf der Wahlstatt, im vieltausendstimmigen Männerchor. Ein bairischer Soldat schrieb unlängst aus Frankreich an seine Eltern ganz entzückt über die schneidige Tapferkeit seiner norddeutschen Brüder, und, fügte er wehmüthig hinzu,

„was sie für schöne Lieder haben.“ Er meinte aber ganz besonders die herrlichen geistlichen Choräle.

Indeß der Krieg erzeugt auch neue Poesie. Nach dem Durchzug durchs rothe Meer, da sang Mose und die Kinder Israel dies Lied dem Herrn und sprachen: Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Roß und Wagen hat er ins Meer gestürzt. (Exod. 15.) Der Soldat singt nicht bloß seine alten Lieder, er erdichtet auch selbst neue. Es ist dies lange Zeit hindurch so ziemlich die stehende Regel gewesen. In unsern alten Volksepen sind Sänger und Held eins. Ich erinnere an den Stormarnkönig Horat in der Gudrun, an den fröhlichen Spielmann Volker im Nibelungenliede. Die 250 hiftorischen Volkslieder, welche H. v. Liliencron im J. 1865 mit erläuterndem Commentar herausgegeben und welche den Zeitraum vom 13.—16. Jahrh. umfassen, sind fast ohne Ausnahme von solchen gedichtet, „die auch dabei waren.“ Näher liegt es uns an Theodor Körner zu denken, dies verkörperte Ideal der Vermählung ächten Helden- und Sängertums. Und was den neuesten Krieg anlangt, nun so ist derselbe namentlich in seinen ersten überraschenden Acten ganz wie dazu gemacht gewesen, den Dichter im Soldaten unwiderstehlich herauszufordern. Wir begrüßen ihn in der mythischen Collectivgestalt des humoristischen Füsiliers Rutschke vom 40. Regiment, den ich, eben weil er typisch geworden zu sein scheint für unsere neueste Feldpoesie, selbst auf die Gefahr hin nicht unerwähnt lassen kann, daß mir daraus ähnliche diplomatische Verlegenheiten erwachsen, wie den Herausgebern des „Hurrah!“

Wie viel oder wie wenig solch neuster unprofessionirter Soldatenpoesie bis jetzt entstanden ist, läßt sich noch nicht übersehen. Doch thut das auch nichts zur Sache. Die Qualität ist das Entscheidende. Und da darf man denn wohl sagen: der Krieg hat Soldatenlieder geschaffen, die sich den besten aller Zeiten getrost an die Seite stellen lassen. Ich erwähne nur eins von den allgemeiner bekannten:

König Wilhelm saß ganz heiter  
Züngst zu Ems, dacht gar nicht weiter  
An die Händel dieser Welt.  
Friedlich, wie er war gesonnen,  
Trank er seinen Krähnchenbrunnen  
Als ein König und ein Held.

Der Anfang läßt doch an zutraulicher Liebenswürdigkeit, an behaglicher Ungezwungenheit und holzschnittartiger Volksasflichkeit absolut nichts zu wünschen übrig. Und das fließt nur so durch alle 14 Strophen hindurch bis zur Schlacht bei Wörth. Imponirend in großartiger Einfachheit ist die Szene in Ems mit Benedetti. Der Gesandte „möcht' es gerne schriftlich ha'n.“

Da sieht unser Wilhelm Kere  
Sich das klägliche Gewächse  
Mit den Königsaugen an.

Mehr kann man in der That mit weniger Aufwand von



poetischen Mitteln nicht erreichen. Die Schlusstrophe lautet wie üblich:

Ein Hüßliar von dreihundachtzig  
Hat dies neue Lied erdacht sich  
Nach der alten Melodei.  
Drum ihr frischen blauen Zungen  
Lustig darauf losgesungen!  
Denn wir waren auch dabei!

Ob wir übrigens wirklich dabei waren oder ob sichs nur um einen fingirten 83er handelt, ist für die Beurtheilung dieses Liedes ganz gleichgültig. Hoffmann von Fallersleben hat in lebhafter Imagination nachgeahmte Landsknechtslieder gedichtet, die beinahe besser sind als ihre Originale.

Doch wenden wir uns nun zu den Leuten hinter der Front, die nicht unmittelbar kämpfend am Kriege theilhaftig sind. Wie stehts um deren Mitsingen und Mitdichten? Nun das entscheidet sich ausschließlich nach der Art und Veranlassung des Krieges, selbst unter der denkbar günstigsten Voraussetzung, daß das Militairische einen integrierenden Bestandtheil des Volkslebens bildet.

Es giebt sog. Cabinetskriege, die dem Ehrgeiz oder der Willkür einzelner Machthaber unter Gottes Zulassung ihre Entstehung verdanken. Solchen Krieg erleidet eine Nation mehr, als daß sie ihn führt. Er erregt sie wohl äußerlich, aber er bewegt sie nicht innerlich in lebendiger Theilnahme. Sie kann ihn daher unmöglich begleiten mit ihren Liedern, ohne unwahr zu werden. Sie verhält sich schweigend, weil jeder Impuls zum Singen fehlt. Gleichwohl schafft sich selbst solcher Krieg seine Poesie. Aber das merkwürdige dabei ist, man würde sie an ihm nicht vermissen, wenn sie fehlte. Sie gehört nicht zur eigentlichen Substanz des Krieges, sie ist lediglich etwas Accidentielles. Sie steht zum Kriege nicht so wohl in dem Verhältniß eines Zeugen, als vielmehr eines Advokaten. Ihre Rolle ist nicht die eines mitspielenden Acteurs, sondern die eines applaudirenden Zuschauers. Mit einem Worte: Sie vermag sich nicht als nothwendig zu legitimiren und kann daher nie Volkspoesie sein.

Anders stellt sich die Sache, wenn sich's um einen Volkskrieg handelt. Das Wort hat freilich einen verächtlichen Beigeschmack. Man denkt dabei unwillkürlich an die neueste republikanische Kriegführung in Frankreich. Aber es ist doch noch sehr die Frage, ob ein von der Revolution künstlich ins Werk gesetzter Aufstand widerstrebender und in sich veruneinigter Volkselemente überhaupt nur ein Krieg genannt zu werden verdient. Darüber, ob wirs mit einem Volkskrieg zu thun haben oder nicht, entscheiden nicht die Mittel, sondern der Grund und das Ziel des Krieges. Wenn ein Volk, in der Absicht sich eines feindlichen Angriffs auf seine Freiheit und Unabhängigkeit zu erwehren, oder auch um frei athmen und den ihm von Gott gewiesenen geschichtlichen Beruf erfüllen zu können, zum Kampfe entschlossen einmüthig das Schwert zieht und ziehen muß, wofern es sich nicht selbst aufgeben will, so giebt dies allein, aber auch unter allen Umständen, einen Volkskrieg, mag im übrigen

die Wehrkraft eines Landes organisirt sein, wie sie will. Wie aber mit solchem Kriege das Volkslied lebendig wird, das haben wir im 3. 64 und 66 theilweis, in jüngster Zeit aber beinahe mehr als zur Genüge erfahren.

Hinter den unter seinem greisen Heldenkönig bis in den Tod getreuen Heldensöhnen des Vaterlandes stand vom Anfang an die Reserve eines ganzen singenden Volkes. Der Zorn, die Begeisterung, der Opfermuth, in den alten frommen Vaterlandsliedern flammte er mächtig empor. Es waren die Lieder der Jahre 1813 und 14, „die uns umschwebt haben wie Geister der alten Zeit und die Sinne erfüllt mit hehren Worten und Weisen.“ Wir haben gesungen „die Wacht am Rhein“ mit ihrem zündenden Kehrvers. Doch nicht dies allein. Die völlig unfasbare Mahnung eines deutschen Dichters: „Erst nach dem Siege laßt uns beten,“ hat uns erst recht gezeigt, wie sehr die nationale Erhebung der religiösen Vertiefung bedürftig war. Ein Stück des Krieges bilden auch der allgemeine Bußtag und die Kriegsbetsunden mit ihren Psalmen im höhern Chor. Es ist nicht bloß der alte Arndt, sondern auch der alte Porst in manchem Hause wieder hervorgeholt worden, weil ja bekanntlich die neuen Tröster mit ihrer Weisheit regelmäßig zu Ende sind, sobald die Noth wirklich an den Mann geht. In schweren Kriegsläufen, wenn das Herz belagert und an allen Orten geängstigt und ausgehungert ist, da lernt man das alte liebe Gut des Kirchenliedes erst recht wieder schätzen. Da fangen selbst verwöhnte Gaumen an, dies vielverschrieene Schwarzbrot wieder schmackhaft zu finden. Es wäre viel zu sagen von dem Friedens- und Samariterwerk des Kirchenliedes in dieser Zeit des Krieges, wie es umhergezogen ist und hat wohlgethan an vielen Tausenden, in Hütten und Palästen, in Lazarethen und an Gräbern; wie manchen Kummer es still und wie manchen Tod es lieblich gemacht hat; wie es gewesen ist Schild und Schirm, Steden und Stab, Wecker und Mahner. Die Gluth der Begeisterung hat es geschürt und hat sie gereinigt und geläutert von den Schlacken der Selbstüberhebung und Selbstgerechtigkeit. Unter dem Siegesdonner der Geschütze ist es himmelan gestiegen aus überfüllten Kirchen, vom offenen Markt: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir.“ „Nun danket alle Gott!“

Nun lasset die Glocken von Thurm zu Thurm  
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!  
Des Flammenstoßes Geleucht facht an,  
Der Herr hat Großes an uns gethan.  
Ehre sei Gott in der Höhe! (Geißel.)

So hat das deutsche Volk dem, wovon es in seinem Innersten erfaßt und bewegt war, denjenigen Ausdruck gegeben, der ihm in den Momenten erhöhter Lebensstimmung allein natürlich ist, den Ausdruck des Liedes. Was das Volk gedacht und gedankt, und erhofft und erbeten, und gesorgt und getraurt und gejubelt hat zunächst in der entscheidenden Periode des Krieges, im Volksliede ist es ihm wie aus der Seele gesprochen gewesen.



Andererseits aber spiegeln sich auch die Thatfachen, Bewegungen und Stimmungen dieser großen Zeit in dem vaterländischen Volksliede, das von ihr neu geschaffen worden ist, zum Theil wenigstens mit einer Klarheit, Durchsichtigkeit und Treue an, welche die patriotische Lyrik des J. 1870 zu einer Geschichtsquelle ersten Ranges macht.

Es konnte ja nicht fehlen, daß dieser Volkskrieg, der das Gesamtleben unserer Nation in seinen verborgensten Tiefen aufgewühlt, der alle materiellen und geistigen, alle sittlichen und religiösen Bestände unserer nationalen Existenz, der unsere Zukunft in Frage gestellt hat, alle Quellen der Poesie wie mit einem Zauberschlage erschließen mußte. Es ist Frühling geworden in den deutschen Landen. Allein vom 16. Juli bis zum 6. August v. J. sind in 73 deutschen Zeitungen, darunter 60 aus Norddeutschland, 320 Kriegslieder veröffentlicht worden. Julius Sturm behauptet sogar:

Ganz Deutschland zählt kaum so viel Bayonete  
In diesem Krieg, als Kampf- und Siegeslieder,  
Und jeder neue Tag bringt neue wieder  
Und immer länger wird die lange Kette.

Das ist indeß eine statistische Lizenz, die bei einem Dichter nicht weiter befreiben kann. Als thatsächlich darf gelten, daß die Redactionen der verschiedensten Tages- und Unterhaltungsblätter ihrer Angst kein Ende gewußt haben, so massenhaft war das poetische Angebot. Kein irgend namhafter nord- oder süddeutscher Dichter, welcher Farbe er auch angehören möge, fehlt unter den patriotischen Sängern des J. 1870. Und der namenlosen Blätter und Blüthen ist ein großes Heer.

Vor allem ist dem Schirmherrn Deutschlands zum alten ein neuer Piederkranz ums Haupt geflochten worden.

Und du, dem Gott zum heiligen Streite  
Des Rächers Cherubschwert vertraut,  
Mein König, steig aufs Roß und reite  
Dem Sieg entgegen wie zur Braut!  
Wir stehn zu dir und deinem Throne,  
Wir stehn ein mit Gut und Blut,  
Bis Kaiser Rothbarts goldne Krone  
Auf deinem Silberschitel ruht. (H. v. Blomberg.)

Die Dichtung ist ihm feiernd nachgegangen auf Tritt und Schritt, von Sieg zu Sieg, hat sich in ein jedes seiner schlichten Königsworte liebend versenkt. Sie ist mit ihm gewesen am Sarkophag der Königin Louise zu Charlottenburg, sie hat seine Thränen im Auge gesehen, als sich der blutige Tag von Gravelotte zu Ende neigte und hat es aufbewahrt das Wort des tiefsten Leids:

„Ich mochte nicht nach den Gefallnen fragen.“

(Volksbl. f. St. u. L.)

Sie hat sich deß erinnert, wie er schon einmal als Jüngling nach Frankreich gezogen, und das mahnte ja zugleich,

Wie in dem neuen Kriege  
Der alte Geist erwacht,

Der alte Geist der Helden,  
Der im Begeistrungsflug,  
Wie uns die Bücher melden,  
Die Freiheitskämpften schlug. (F. Wehl.)

Was sie gewollt, gewaget in schwerer, schwüler Zeit,  
Ist neu herausgetaget zu sicher Herrlichkeit. (Majmann.)

Und wer hat uns dabei geholfen? Wer sind unsere tapfern Bundesgenossen gewesen? Hat nicht zu uns gestanden die wackre Hand der Russen, oder der Löwe von der Themse Strand? Nein, bescheidet uns das Lied,

Der Russe hat den Stahl noch nicht geschliffen,  
Der Löwe hält noch Kram bei seinen Schiffen.  
So soll es sein, so soll es sein:  
Der Bundesgenos sei Gott allein. (P. Kleinert.)

Und darum vorwärts und Gott mit uns!

Heraus mit euern Degen,  
Ihr Kesseln vom großen Frig!  
Heraus ihr Söhne der Helden  
Von Leipzig und Dönnitz! (G. Hefel.)

Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand  
Und brich hervor in Haufen!  
Vom heiligen Jörn ums Vaterland  
Mit Feuer laß dich taufen.  
Der Erbfeind bent dir Schmach und Spott,  
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!  
Vorwärts! (Geibel.)

Einen wahrhaft dithyrambischen Flug aber nimmt das Lied, wenn es gedenkt der brüderlichen Einmütigkeit, mit der Süd und Nord sich die Hand reichen, um sie im Tode nimmer zu lassen. Bei der Lösung: Allddeutschland nach Frankreich hinein! bei der Kunde von dem wieder erstandenen Reich geht ihm erst ganz das Herz auf.

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,  
Da rauscht das deutsche Meer;  
Da rückt die Ober dreist ins Felt,  
Die Elbe greift zur Wehr.  
Nedar und Weser stürmen an,  
Sogar die Fluth des Main's.  
Vergessen ist der alte Span,  
Das deutsche Volk ist Eins. (Freiligrath.)

Nicht minder hinreißend wirkten die ersten entscheidenden Siege, „der erste Tagenschlag“, „das doppelte W“, Weißenburg und Wörth.

Der Kronprinz hat uns commandirt,  
Der Kirchbach grimmig attackirt,  
Dem Bese schmerzt die Wunde nicht —  
Heil! deutsche Hiebe hageldicht! (G. Hefel.)

Wie warst ihr fest dem Kugelnitz  
Die breite Brust entgegen!  
Glück auf, du Sproß vom alten Frig,  
Du kühner, junger Degen! (E. Ritterhaus.)



Aber wo bleibt Friedrich Karl, der rothe Reiter?

Wie lang schon hebt sein Degen

Und zittert seine Faust!

Nun kommt auf raschen Wegen

Er stolz daher gebraust. (D. Schlapp.)

Das war bei Metz, „der Schönen.“

Noch niemals wars gelungen, daß sie ein Feld gewann,

Jetzt hat die Braut errungen ein würdiger Freierrmann.

Prinz Friedrich Karl der Degen, von Düppel wohlbekannt,

Ihm jauchzet heut entgegen das ganze deutsche Land.

(Franz Zahn.)

Und wie könnte Straßburg vergessen sein mit Erwin und seinem Münster, diesem Symbol deutscher Kirche und Kunst! Straßburg ist das erklärte Schoßkind des deutschen Liedes, sein ganzer Verzug, seine Schwäche. Vor Straßburg führt es mit allem Aufwand einschmeichelnder Verebtsamkeit „der Widerspenstigen Zähmung“ auf.

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,

Jetzt rückt vor deine Wälle der preußische Soldat,

Der preußische, der bairische, der schwäbische Soldat,

Der will jetzt wieder haben die wunderschöne Stadt.

(H. E. Marcard.)

Mein armes Kind, die Mutter spricht,

Mein bist du und ich laß dich nicht,

Magst hassen oder minnen,

Ich muß dich doch gewinnen. (Franz Zahn.)

So bekommt jede einzelne Kriegsthat, jeder einzelne Held von den deutschen Fürsten und Heerführern bis zum Füsilier Kraus, der bei Saarbrücken den ersten Schuß gethan, und dem Trompeter von Gravelotte sein Liedlein. Und neben den gewaltigen werden auch die kleinen Züge rührender Treue von liebender Dichterhand sorgsam auf gelesen, wie „die rothe blühende Rose“, womit ein junger sterbender Soldat seinen vorüberziehenden König zum letzten Mal grüßte nach den heißen Tagen von Metz. Deutschlands „höchster Frau“ und all seinen Frauen, unermüdetlich in helfender, heilender, tröstender Liebesübung, entbietet das Lied seinen Gruß. Zu den Müttern und Bräuten, zu den Wittwen und Waisen, zu den Kranken und Verwundeten findet es seinen Weg. Ueber den Gräbern der Gefallenen windet es seine unverwelklichen Todtenkränze, und da ist denn selbst dem Dichter der „Wacht am Rhein“, Max Schneckenburger, der am 3. Mai 1849 dreißig Jahr alt gestorben ist, noch nachträglich von Karl Gerok im Liebe ein Denkmal errichtet worden.

Auch fehlt es neben den ernsten nicht an Spottliedern auf Napoleon und seine Marschälle, sowie auf die afrikanischen Träger der europäischen Civilisation. Ueber alles Wälsche Wesen in Sitte, Sprache und Mode wird unbarmherzig der Stab ge-

brochen, das Vaterländische, Deutsche, Eigenartige wird nachdrücklich betont. Der Krieg mit seinen beispiellosen Katastrophen erscheint als ein heiliger Krieg für Deutschlands gerechte Sache und für die Gestiftung der Menschheit, als ein Gottesgericht über den Mann auf Wilhelmshöhe und sein Volk.

Es kommt ein Wetter gezogen

Herauf im Donnerton —

Der Teufel hat dich belogen,

Neffe Napoleon. (G. Hefekiel.)

Ihr habt verworfen den Frieden,

Den treuer Sinn euch bot,

So soll euch sein beschieden

Streit und Jammer und Noth.

Finster wird sein die Erde

Und der Himmel voll Gluth,

Bis an die Bäume der Pferde

Steigen wird das Blut.

Das aber mag nicht enden,

Bis ihr dem Lügengeist

Abschwört und von den Lebenden

Das Kleid der Hoffahrt reißt.

Bis ihr von Neu vernichtet

Aus eurem Herzgeleid

Zum Herrn, der euch gerichtet,

Um Gnad' und Sühnung schreit. (Geibel.)

Ja, aber der Gnade und Sühnung bedürfen auch wir nicht minder. „Wenn du mich demüthigst, so machst du mich groß“ (Psalm 18.). Das ist der Grundton der alttestamentlichen Kriegspoese. Das sichert auch der Lyrik der Befreiungskriege ihre bleibende religiöse Bedeutung. Das Lied des Jahres 1870 dagegen läßt diesen Grundakkord nur vereinzelt durchklingen. Es scheint, als ob in der Liturgie vieler unserer neuesten Dichter das kyrie vorzugsweise dem Jahre 1866 mit seinen Geburtswegen zugewiesen sei, während nun, nachdem die Geburt wirklich erfolgt ist, ausschließlich das Gloria zu Recht bestehe. Aber man trennt beides, wenn nicht zeitlich, so doch räumlich. Jenseits des Rheins sollen sie intoniren das De profundis und wir wollen respondiren Halleluja! Aber so reinlich sind Licht und Schatten doch niemals geschieden. Das deutsche Volk hat auch in seinem Kern diese Trennung überall nicht gemacht, wie zahlreiche andere, namentlich auch kirchliche Rundgebungen beweisen. Diese tiefste und innerlichste Seite der Erhebung also, diese Beugung unter der erdrückenden Fülle der göttlichen Gnadenweisungen, jenes „Herr gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch“ hat in der Dichtung, so weit sie sich bis jetzt übersehen läßt, nicht den vollen, rückhaltlosen, kräftigen



Ausdruck gefunden, den man hätte erwarten sollen. Die meisten Dichter bewegen sich zu einseitig auf der Peripherie des allgemeinen Religiösen, selten, daß sie das christliche Centrum streifen, noch seltner, daß sie mitten darin stehen. In dieser Beziehung sind demnach viele der neuesten vaterländischen Lieder mehr fürs Volk gedichtet, als aus ihm heraus, Kunstlieder, nicht Volkslieder. Sie sind zu subjectivistisch. Was jedoch den rein nationalen Inhalt der Zeit anlangt, so kann man wohl sagen, daß sie denselben unverkürzt und unbefangen zur Darstellung bringen. Als Nationallieder sind sie mit dem ganzen Volke empfunden, erfungen, erlebt worden, ächte Volkslieder, unmittelbar durch die Bewegung gegeben und mit ihr, ein wahrhaftiger und be-rechter Ausdruck derselben.

Eigentlichen poetischen Werth haben freilich im Ganzen wohl nur wenige. Aber wenn jemand glauben wollte, unter ähnlichen Liedern selbst aus der besten früheren Zeit nur Weizen, gar keine Spreu zu finden, so würde er sich bei näherer Bekanntschaft doch arg enttäuscht sehen. An nichts-sagenden, mattesten, blassesten Keimereien hats auch in den Befreiungskriegen nicht gefehlt. Es erklärt sich das einfach aus der Massenhaftigkeit und Augenblicklichkeit der Production. Man ist ja gegenwärtig von einer unglaublichen poetischen Geschwindigkeit. Manche Siegesbepfechen scheinen von ihren Liedern im Wettlauf geradezu überholt worden zu sein. Man muß eben das Eisen schmieden, so lange es noch warm ist. Und dann: Eine große Zeit giebt jedem Quartaner das Recht, sich für einen Dichter zu halten. Es gehört auch dieser verzeihliche Traum zur Signatur gewaltiger Volksbewegungen. Als Symptome, als Zeichen der Zeit haben selbst die primitivsten, unfertigsten poetischen Versuche einen mehr als vorübergehenden Werth. Auch in seinen incorrecten poetischen Ergüssen hat sich unser Volk ein gutes Selbstzeugniß ausgestellt.

So hat der Volkskrieg des J. 1870 auf das nationale Volkslied unmittelbar schöpferisch zurückgewirkt, an dem vaterländischen Epos und Drama arbeitet er noch. Umgekehrt hat aber auch das Volkslied, wie es vorbereitend und erziehend für den Krieg gewirkt, so auch wirksam und förderlich in denselben eingegriffen. Wir haben an ihm einen treuen Bundesgenossen und bewährten Mitstreiter gehabt, Landsturm und Landwehr. Das deutsche Lied allein hat allerdings die gewaltigen innern und äußern Erfolge des Kriegs weder verbürgt, noch errungen. Kein Rheinlied und keine Marseillaïse vermag die fehlenden sittlichen und realen Vorbedingungen erfolgreicher Kraftentfaltung zu ersetzen. Aber das vermag das Lied, die aufflammende Volkskraft mit der Gluth idealen Lebens zu durchdringen und so zu einer ungeahnten Höhe zu steigern. Die Macht des Gesanges, namentlich in bewegten Zeiten, ist kein Märchen. Das Lied hat nicht blos Flügel, es macht auch Flügel. Es schlägt in die Seele und trifft und zündet. Es erfasst den Menschen und hebt ihn über sich selbst hinaus. Es zieht um eine ganze Nation seine Zauberkreise und zwingt sie mit magischer Gewalt, daß sie sich nach seinem Tact bewegen muß. Wer ist denn im

Stand gewesen, im Juli und August vorigen Jahres, als die Wogen am höchsten gingen, gegen die geistige Strömung zu schwimmen, die schon allein durch das „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ unterhalten wurde? Auch nüchtern und kritisch ge-artete Menschen sind dadurch in beschleunigtem Patriotismus nach dem Rheine hin getrieben worden. Oder, wer hätte es über sich vermocht, Gott dem Herrn nicht die Ehre zu geben, wenn das Herz des ganzen Volkes überströmte in dem: „Nun danket alle Gott!“ Selbst sonst ganz ungläubige Menschen sind dadurch für einen Augenblick willenlos in den allgemeinen Zug nach oben verwickelt worden. Das Lied hat ferner befreiend gewirkt. Ganze Volksstämme haben sich durch dasselbe den letzten Rest übererbten Sondergefühls oder nationaler Verbrießlichkeit vollends vom Herzen heruntergesungen. Die politische Thatsache der gemeinsamen Waffenbrüderschaft, des gemeinsamen Kämpfens, Blutens, Opfern hat durch das gemeinsame Singen erst die rechte geistige und christliche Weihe empfangen. Im Liede haben sich die im Felde mit denen daheim und die daheim mit denen im Felde in Freud und Leid verbunden gefühlt. Im Liede haben die Geister der gefallenen Helden für die gelichteten Reihen neue Helden geworben. Ja, im Liede ist einem großen Theil der Nation erst das rechte Bewußtsein aufgegangen über die Größe der Zeit und der in ihr offenbar werdenden Gottesgedanken, über den Einsatz, die Arbeit und das Ziel des Krieges.

Das sind Thatsachen. Sie vollziehen sich zum Theil noch vor unsern Augen, zum Theil leben sie in unser aller Erinnerung und finden in derselben ihre Bestätigung und Erweiterung. Volkskrieg und Volkslied empfangen von einander eben so viel, als sie sich geben. Man fordert und fördert, ja man ergänzt sich gegenseitig. Das Schwert in der Hand, es wird zum Liede; das Lied im Herzen, es wird zum Schwerte, wenn anders Hand und Herz, wie in diesem Kriege, beide des ganzen Volkes sind. Da wiegt denn manches Lied in seiner Bedeutung eine gewonnene Schlacht auf, da kommt durch einen einzelnen Kriegshelden mehr wahrer Lebensgehalt in die Poesie, als sonst durch ganze Generationen von Friedensmenschen. Und daß ist ein nationaler, ja ein christlicher Gewinn. Das Volk lernt wieder Thaten singen, Thaten, durch welche der lebendige Gott sich von Neuem zu ihm bekannt hat und die ja nicht blos dem deutschen, sondern auch dem Himmelreiche gelten. Denn was hülfte es dem deutschen Volke, wenn es die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Die Seele unsers Volkes aber ist sein Glaube, der Glaube, daß uns Gott wieder fröhlich gemacht hat durch Jesum Christum. Ist uns das Jahr 1870 zur Stärkung dieses Glaubens gereicht, dann dürfen wir auch, wenn nicht eines neuen kirchlichen, so doch eines neuen geistlichen Liederfrühlings hoffen aus unserer Blut- und Thränenfaat. Mit dieser Friedenshoffnung aber lassen sie mich zum Schluß noch die andere verbinden, daß es uns nämlich nach Gottes Willen bald möge vergönnt sein, mit dem lieben Paul Gerhardt Herzen und Hände aufzuheben in dem Gebet:



Gott Lob! nun ist erschollen  
 Das edle Fried- und Freudenwort,  
 Daß nunmehr ruhen sollen  
 Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.  
 Wohlauf, und nimm nun wieder  
 Dein Saitenspiel hervor,  
 O Deutschland, singe Lieder  
 Im hohen vollen Chor.  
 Erhebe dein Gemüthe  
 Und danke Gott und sprich:  
 Herr, deine Gnad' und Güte,  
 Bleibt dennoch ewiglich!

## Prof. Cassel über das Evangelium St. Johannes.

In einer kleinen Abhandlung unter dem Titel: das Evangelium der Söhne Zebedäi hat kürzlich Prof. Paul. Cassel den Versuch gemacht im apologetischen Interesse einen neuen Beitrag zu geben zur Lösung der Frage: wie steht es um das vierte Evangelium? giebt es Geschichte oder ist es ein Tendenzroman aus späterer Zeit? Er hat dazu den Weg gewählt, die kleinen feinen Züge der Darstellung aufzusuchen und zu sammeln, die jedem unbefangenen Leser den klaren Eindruck geben: so kann nur ein Augenzeuge schreiben, das kann kein Phantasiebild sein, das ist die Erinnerung an Selbsterlebtes. Was der Verfasser so an Resultaten gewonnen hat, macht er aber — gewiß zum Verwundern jedes Lesers — zum Unterbau einer neuen Hypothese über die Entstehung des Johannesevangeliums, wodurch seine Abhandlung trotz des überreichen gelehrten Beimerkes doch den Boden nüchternen Forschers verlassen und in die Luft gehaut hat. Da die Schrift zu wohlthätigem Zwecke erschienen und auch in weitere als bloß theologische Kreise ausgegangen ist, scheint uns eine kurze Beleuchtung und Würdigung des Neuen, das darin geboten ist, am Plage zu sein. Prof. Cassel erklärt nämlich das Johannesevangelium für die gemeinsame Arbeit der Söhne Zebedäi, Jakobus des Älteren und seines Bruders Johannes, für die persönlichen Memorabilien dieses Brüderpaares. Und zwar stamme Cap. 1—20 von der Hand des Jakobus; Cap. 20, V. 30, 31 sei der Schluß seiner Aufzeichnungen, die dann in viel späterer Zeit von seinem Bruder Johannes herausgegeben mit einem Nachtrage in Cap. 21, der von Johannes allein geschrieben und angefügt sei.

Da die gesammte alte Kirche von solcher Betheiligung des Jakobus nichts weiß, so fragt man billig, woraus dieselbe zu schließen sei? Prof. Cassel's Gründe sind nun folgende: 1. die hervorragende Stellung, die Jac. im Apostelkreise einnahm, Jakobus werde in den Apostelverzeichnissen stets vor Joh. genannt; daß Herodes Agrippa grade ihn tödten lasse (Apgsch. 12, 2), weise auf seine hohe Bedeutung hin. vergl. auch 1 Cor. 15, 7. Dem gegenüber müsse es doch auffallen, daß bei Joh. Jakobus gar nicht erwähnt werde. 2. Wenn Joh. selbst stets genannt werde „der Jünger, den Jesus liebte,“ so erkläre sich das psychologisch am besten dadurch, daß es des Bruders Hand sei, die ihn uns so zeichne. 3) Endlich aber Jakobus nenne sich selber an drei Stellen, freilich sehr versteckter Weise: einmal nämlich sei er der eine von den zwei Jüngern des Täufers, Joh. 1, 37—40, die als die Ersten von diesem zu Christo übergängen; sodann sei er der andere Jünger Joh. 18, 15, welcher mit Petrus zugleich in den Palast des Hohenpriesters ging, weil er

demselben bekannt war; endlich sei er es auch gewesen, der den Lanzenstich des Knechtes am Kreuze wahrgenommen und die Wahrheit dessen, was er da gesehen, so nachdrücklich bezeugt habe. 19, 35. An diesen drei Stellen fehle das charakteristische Beiwort, woran Joh. zu erkennen sei: „den Jesus liebte.“

Wie lustig und unzulänglich solche Begründung sei, springt in die Augen. Auf S. 47 beweist der Verfasser aus der Bezeichnung „den der Herr liebte“, daß der Erzähler und dieser ungenannte Jünger identisch sein müßten, und auf S. 51 grade umgekehrt, daß man aus dieser Bezeichnung seines Bruders Jakobus Hand erkenne, und in Joh. 21, was doch nur von der Hand des Joh. stammen soll, finden wir ja wieder dieselbe Bezeichnung V. 7 u. 20! Dann wird Jakobus unter das Kreuz des Herrn hineininterpretiert mit der Begründung: „so nah an den Gekreuzigten heran, wo die Kriegsknechte standen, wagte sich wohl bloß der, „welcher dem Hohenpriester bekannt war.“ Es kann nur Jakobus gewesen sein“ — und doch steht dicht vorher zu lesen (Joh. 19, 25, 26), daß Johannes mit den Frauen bei dem Kreuze stand.

Was aber noch wichtiger ist, dieser Einfall des Prof. Cassel scheitert an den gesichertsten Resultaten der Evangelienforschung. Zwei Sätze würden hier umgestoßen werden, die bis jetzt in weitesten Kreisen als allgemein anerkannt gegolten haben: einmal, daß das Johannesevangelium die drei andern zur Voraussetzung habe. Das versichert uns nicht nur das Zeugniß der alten Kirche (vergl. Euseb. h. e. III. 24), sondern es ergibt sich dasselbe auch als Resultat jeder eingehenden Vergleichung; wenn auch Niemand damit dem Joh. gerecht würde, wenn er meinen wollte, er habe lediglich Nachträge zu der Erzählung der Synoptiker gegeben, so kommt doch auch Niemand mit seiner Darstellung zurecht, der nicht beachtet, wie er anknüpft an die den Gemeinden bereits bekannten evangelischen Berichte; und wir halten es für einen besonderen Vorzug in dem Commentar des sel. Hengstenberg, daß er überall mit scharfem Blicke die Fäden aufgesucht und bezeichnet hat, die den Joh. mit seinen Vorgängern verbinden. Nach der Meinung des Prof. Cassel wären ja aber die ersten zwanzig Capitel des Joh. vor dem Jahre 44 geschrieben, also das älteste Schriftstück des N. T. und seitdem, wenn auch viel später herausgegeben, doch von Joh. unverändert gelassen! (S. 52.)

Sodann: alle besonnene Kritik war bis auf diesen Tag überzeugt, daß das Evangelium mit dem ersten Briefe des Joh. nach Inhalt und Form so eng verbunden sei, so sehr in denselben Gedankenkreise sich bewege, daß beide nicht nur denselben Verfasser haben müßten, sondern daß man sich zu dem Schlusse berechtigt glaubt, daß der Brief in nächstem Zusammenhange der Zeit wie der Veranlassung und des Zweckes mit dem Evangelio verfaßt sei. Da richtet nun diese Jakobushypothese — statt daß nun alles licht würde — nur Verwirrung an, und wir hätten gewünscht, daß der Verfasser seinen lustigen Einfall selbstverleugnend erst etwas länger geprüft — und zu leicht befunden hätte, statt daß er ihn als neueste Vertheidigung der Glaubwürdigkeit des Johannesevangelium in die Welt geschickt hätte. Strauß und Genossen bekommen neue Veranlassung über die „Familienromane“ zu lachen, mit denen eine phantasievolle Glaubigkeit den evangelischen Berichten zu Hülfe kommen will, und die apologetische Wissenschaft wird bitten, vor solchen Freunden bewahrt zu bleiben, da sie ernstere Kämpfe auszufechten hat.



Der erste Nutzen, den ich aus diesem Unterricht hatte, war der, daß die Knechte Vertrauen zu mir in irdischen Dingen faßten. Sie erkannten es sehr dankbar an, daß sich Jemand um sie kümmerte und sich Mühe mit ihnen gab, kamen auch im Sommer (wo kein Unterricht war) mich am Sonntag Nachmittags besuchen und saßen stundenlang bei mir in der Stube oder gingen neben mir im Garten auf und ab, stumm wie die Fische, während ich de omnibus rebus et quibusdam aliis zu reden versuchte, nur um so seltene Gäste auch zu unterhalten. Ist es mir manchmal auch recht sehr sauer geworden, — wenn dann die alten ehrlichen Gesichter wieder „auf Besuch“ kamen und ich die schwieligen Hände ansah, habe ich mich nie entschließen können, die Burschen wieder wegzuschicken, selbst wenn sie mir recht ungelegen kamen. Besonderen Spaß machte mir dabei eine kleine Neugierlichkeit. Im Dorfe waren eine ganze Anzahl recht roher Knechte, die mich bis dahin völlig ignoriert hatten. Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, vor jedem Knecht sehr ehrerbietig den Hut abzunehmen, auch wenn er es scheinbar nicht bemerkte, oder nur kurz den Mützenschirm anrührte. Gerade einer dieser Hauptstegler fing nun an, schon von Weitem die Mütze herunter zu reißen, um meinem Grusse zuvor zu kommen, und erschien eines Sonntags Abend zum Unterricht. Ich wußte, daß er nie zur Kirche ging und noch kurz zuvor zu seinem Wirth geäußert hatte: „wenn ich 'mal sterbe, könnt ihr mich wie ein Luder einscharren und mit den Mistgabeln dazu läuten,“ und war über sein Kommen sehr erstaunt. Auf meine Verwunderung erwiderte er kurz: „er habe gehört, man könne hier etwas lernen“ und sagte hernach zu seinem Wirth: „ich meente, de Preester würde mi nach meene Sinnen fragen und de Hände upem Kopp legen, awer es is een ordentlicher Mensche.“ Er hielt dann aus, bis er den Dienst wechselte; dann blieb er weg, weil er viel verspottet wurde; wo er mich aber traf, kam er immer noch sehr freundlich auf mich zu, und gab mir die Hand.

Ein anderer Nutzen zeigte sich im Kirchenbesuch. Dieser ist zwar in meiner Gemeinde sonst ein recht guter, nur das Knechtechor zeigte immer, besonders aber in den Nebengottesdiensten eine bedenkliche Leere. Nun rechnen bekanntlich sich die Leute immer sehr genau aus, was man ihretwegen für Unkosten hat; sie wollen nicht leicht etwas geschenkt nehmen, was sie nicht vergelten können und danken drum immer nur „vorläufig.“ Womit sollten aber meine Knechte meine Mühe und Auslagen mir bezahlen? Sie thaten es mit Kirchenbesuch. Als ich eines Sonntags die Stunde aussetzte, um eines Abendgottesdienstes willen, kam meine ganze Schaar zur Kirche und die, welche sonst nie kamen, brüsteten sich ganz besonders vorn auf der ersten Bank, damit ich sie auch ja bemerken möchte. Ich mußte unwillkürlich lächeln, doch tröstete mich der Gedanke an die Kraft des Wortes Gottes, unter dessen Einfluß sich jene damit stellten. Auch später hatte ich die Freude, daß die Mehrzahl der Schüler die Missionsstunden und Fastenpredigten ziemlich regelmäßig besuchten, besonders die letzteren Andachten, um derent-

willen ich die Unterrichtsstunde am Mittwoch aufgeben mußte. Die Burschen waren gewöhnt, mich um diese Zeit zu besuchen und besuchten mich deshalb nun in der Kirche.

Eine besondere Ermuthigung bei der Mühe und langen Weile, die mir der Unterricht anfänglich machte, war die Treue Einzelner, die oft etwas rührendes hatte. Der Knecht eines Pächters, welcher oft bis 6 Uhr Abend im Dorf dreschen und dann zu der abgelegenen Wirthschaft seines Herrn hinunter mußte, das Vieh füttern, ließ sich den Weg von einer halben Stunde nicht verdrießen, sondern kam durch Fehm und Schmutz bei Sturm und Wetter stets zum Unterricht wieder herauf in das Dorf, obwohl ihm das Lernen durchaus nicht leicht wurde. Zu Neujahr wechselte derselbe seinen Dienst und kam in ein benachbartes Dorf, das ich später einige Monat lang zu vicariren hatte. Es war mir ordentlich wohlthuend, als ich am ersten Sonntage, wo ich dort predigen mußte, auf der Kanzel plötzlich sein freudestrahlenendes Gesicht mir grade gegenüber auf dem Chor bemerkte, und es ging kein Sonntag vorbei, ohne daß er draußen vor der Kirche mich erwartete und mir die Hand reichte. Das geht nicht nur dem alten Menschen glatt ein, sondern es ist doch immer wieder ein neuer Antrieß, nicht zu ermüden.

Ueberhaupt habe ich im Verkehr mit den Knechten ein Zartgefühl und einen angeborenen Tact gefunden, der mich oft überraschte. Unter der rohen Schale ist bei sehr Vielen ein goldner Kern und so mancher Edelstein ist unter ihnen, der nur geschliffen sein will und der die auf ihn gewandte Mühe überreich lohnt. Mich jammert es immer, wenn ich sehe, wie besonders in den herrschaftlichen Wirthschaften die Knechte durch rohe Inspektoren zu reinen Arbeitsthieren herabgedrückt werden, wie alles Höhere und Geistliche durch den Druck der Arbeit und böse Gesellschaft systematisch ertödtet wird. Der „Herr Inspektor“ und die „gnädigste Herrschaft“ stehen zu hoch über den Knechten, um ihnen die Hand zu reichen; die Schenke im Dorf ist meist der einzige Ort, wo sie sich von der Stallluft erholen und im warmen Zimmer sich in ihrer Sonntagsjacke zeigen können. Die Leute müssen da ja geistlich und sittlich verkommen, wenn nicht derjenige ihnen die Hand reicht, der von Gottes wegen ihr Freund ist, — der Pastor.

Zum eigentlichen Unterricht versammeln sich die Knechte und jüngeren Kossäthenjöhne bei mir zweimal in der Woche, Sonntag und Mittwoch Abend. Am Sonntag um 6 Uhr kommen diejenigen, die sich noch im Schönschreiben und der Orthographie üben wollen. Jetzt sind es fast ausschließlich „Feldpostbriefe,“ die wir da schreiben, entweder fingirt aus Feindesland an die Eltern, die ich stets diktire, oder solche aus der Heimath an im Felde stehende Brüder, die bald frei nach eigener Composition bald nach meinem Diktat geschrieben und dann sämmtlich von mir corrigirt werden und von denen einige auch wirklich hinterdrein sind abgesendet worden. Die Anzahl dieser Schüler ist nur sechs. Zu ihnen kommen dann um 8 Uhr diejenigen, die der Schreibübung nicht zu bedürfen glauben. Wir beginnen dann sogleich mit Rechnen, meist Kopfrechnen,



wobei ich die Rechenbücher von J. Menzel benutze und ausschließlich nach den neuen Maßen und Gewichten rechnen lasse. Um diese und das Dezimalrechnen einzuprägen, ließ ich früher vielleicht den Rechenunterricht zu stark überwiegen; jetzt ist ihm eine halbe Stunde des Abends zugetheilt. Dann diktire ich Rechnungen, bei denen die einzelnen wie die Totalsummen von den Schülern ausgerechnet werden müssen. Hieran schließt sich praktische Physik: Berechnung des Inhaltes von Getreidemietzen; der Höhe von Thürmen, Bäumen und dergl., aus Schatten und Analogien; Abschätzungen von Distanzen, Messung von unterbrochenen Linien; Nivelliciren; Messung von Teichen und dergl. mehr, was für den Landmann von Interesse ist und wofür mir der landwirthschaftliche Kalender von Menzel und von Lengerke eine Fülle ebenso interessanter als einfach und leicht faßlicher Beispiele bietet, denen meine Schüler das größte Interesse schenken. Der große Tisch, an dem wir sitzen, ein Stück Kreide und ein langes Lineal ist unser ganzes geometrisches Material, aber es reicht aus und die Theilnahme hat grade hier noch nie nachgelassen. — Dann folgt Technik: Erklärung von Brunnen, Feuersprizen, Locomotiven, Telegraphen. Endlich Naturkunde: Erklärung der Gewitter, der Nordlichte; oder allgemeine Erzählungen mit Benutzung der Grube'schen Schilderungen. Daß in diesem Winter die Erklärung der Torpedos, der Granaten, der Luftballons eifrig begehrt und mit großem Interesse die betreffenden Bilder angesehen wurden (wovon unten mehr), ist wohl selbstverständlich.

Den Schluß macht gegen 10 Uhr das Diktiren einiger Recepte aus der Thierarzneikunde. Wie ich dazu komme, bedarf natürlich näherer Erklärung. Es war im Dorfe vorgekommen, daß ein Pferd sich verfohlt hatte und nach dem Werfen nicht mehr fressen wollte. Die Hausmittel schlugen nicht an, auch der Thierarzt vermochte nichts mehr zu machen; da schickte man „zum Pastor.“ Ich besah den Casus und schrieb dann aus dem vortrefflichen von Lengerke das betreffende Recept, das sogleich in die Apotheke geschickt wurde. Und, o Wunder, es half, nach der dritten Portion fing die Stute an zu fressen; Mutter und Fohlen waren gerettet. Nun kam es bald, daß ich bei allen Besuchen gleich in die Ställe geführt und wo ein Vieh krank ward, flugs zum Pastor geschickt wurde. Selbstverständlich ist, daß ich die Leute stets vor die rechte Schmiede schickte und mich auf keine Quakalbereien einlasse; aber dennoch bleiben meine Recepte in Ansehen und halb gegen meinen Willen muß ich als Dessert nach dem Unterricht einige homöopathische und allopathische Recepte gegen Druße, Maufe, Räude oder was sonst Gräßliches im Stall sich ereignet, aus Menzel und Lengerke diktiren und corrigiren. — Dann werden die Bücher zur Lektüre eingetauscht und aufgeschrieben und gegen 10 Uhr gehen wir mit Handdruck und einem herzlichen „Gute Nacht“ auseinander.

Das Haupterforderniß zu solchem Unterricht auch für denjenigen, der Lust und Liebe zur Sache hat, um sich durch die allzugroße Fassungschwäche Einzelner nicht außer Fassung und

außer Geduld bringen läßt, bleiben gute Bücher. Ich habe eine unerschöpfliche Fundgrube gefunden in dem „Buche der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Leipzig bei D. Spamer,“ von dem ich einige Lieferungen hatte kennen lernen und das ich mir zu dem Zweck dieses Unterrichtes bestellte. Ich erschraß freilich über den Preis von c. 12 Thlr., aber nachdem der erste Schreck überwunden war, freute ich mich sehr in dem Besitz dieses sieben Bände starken Werkes zu sein; es ist mir für die Abende, von denen ich nachher reden muß, gradezu unentbehrlich. Die prachtvollen Illustrationen machen das Verständniß auch der schwierigeren Maschinen selbst den schwächeren Köpfen leicht und geben dem Unterricht etwas sehr Unterhaltendes; oft ist es reines Bilderbesehen; aber dergleichen Bilder lassen meist tiefere Eindrücke zurück.

Da ich aber solcher kostbaren Hilfsmittel bedarf, um den Unterricht zu dem zu machen, was er jetzt ist, so hat mir derselbe manche Opfer auferlegt, zumal meine Stelle zu den sehr gering dotirten gehört, ich außer den Kosten für Heizung und Beleuchtung den Knechten das sämtliche Unterrichtsmaterial liefere und die letzteren Auslagen mir nur von den Roffäthen-söhnen erstatten lasse. Auf meine Bitte gab mir im vorigen Jahre der Herr Patron dazu einen Beitrag von 7½ Sgr.; ich würde auf erneute Bitte wohl noch etwas mehr bekommen, da der Gutsherr von einer ungewöhnlichen Freigebigkeit für alle solche Zwecke ist und Pfarre und Schule mit großen persönlichen Opfern unterstützt. Aber zu solcher Bitte kann ich mich nicht recht entschließen und muß die Kosten der von mir ins Leben gerufenen Institution tragen. Bis jetzt ist es aber gegangen und darum habe ich keine Sorge, daß es auch weiter gehen wird. —

Raum war der Unterricht in der angegebenen Weise in Gang gekommen, als fünf von den erwachsenen Roffäthensöhnen, die sich bisher noch nicht dabei betheiligt hatten, mich um einen besonderen Abend für sich baten. Die Gründe, weshalb grade sie nicht mit ihren Knechten zusammen „in die Schule gehen“ mochten, waren einleuchtend genug, und so wurde denn für diese gern ein dritter Abend in ganz ähnlicher Weise eingerichtet. Die zuvor angebotene und zum Schluß noch einmal offerirte Bezahlung wurde natürlich freundlich abgelehnt. Auch im laufenden Winter wurde dieser Unterricht wieder aufgenommen; aber von den fünf Theilnehmern waren nur drei übrig und auch von diesen wurde noch einer zur Armee eingezogen, worauf die Stunde zu unserm Bedauern fürs Erste bald wieder geschlossen werden mußte.

Bei aller Freude, die mir dieser Unterricht machte, vermüßte ich aber immer noch Eins. Ich habe in meiner Gemeinde eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Zahl kluger Wirths und einzelne Charakterköpfe, denen Wiederkeit und Schlaueit einen unvergleichlich interessanten Ausdruck geben. Manche möchten gern noch etwas lernen und fühlen es an allen Ecken und Enden, daß die alten Schulkenntnisse nicht mehr ausreichen und die jüngere Generation sie bei weitem überflügelt,



und doch stößt sich dieser Wissensdrang an der Unmöglichkeit, daß ein Wirth, der Weib und Kind hat, nicht gut mehr zur Schule gehen kann. Dazu kommt, daß es mit den Hausbesuchen immer ein übles Ding bleibt. Bleibe ich mal bei Jemand länger als eine halbe Stunde, so bin ich gewiß, daß mir dies vom Nachbar vorgehalten wird, falls ich von ihm eher weggehen will. Selbst wenn ich aber einzelne Besuche trotzdem auf eine Stunde oder den ganzen Abend ausdehne, es fehlt der Stoff zu einem allseitig anregenden Gespräche oder Einer wird auf Kosten des Andern bevorzugt.

Um ein freundschaftliches Zusammensein der einzelnen Wirthe des Dorfes unter einander und mit mir zu erreichen, machte ich deshalb im September v. J. den Vorschlag, daß wir wöchentlich einmal den ganzen Abend über zusammen sein und uns deshalb in einem besonders dazu geeigneten Hause in der Mitte des Dorfes versammeln wollten; ich würde die Sorge für Belehrung und Unterhaltung übernehmen. Der Erfolg übertraf alle meine Erwartungen. Die Hälfte aller Besitzer, darunter mein lieber Dorfschulz und die beiden Gerichtsmänner, treffen dort sich regelmäßig am Dienstag Abend, und wer die ländlichen Verhältnisse kennt, weiß, welche Bedeutung es für den Pastor hat, die eigentlichen „Stimmen“ der Gemeinde, in deren Hand alle Gemeindebeschlüsse liegen, so um sich zu sammeln, ganz abgesehen von dem großen Nutzen, der indirekt durch die Stärkung der Nachbarschaft und Zusammengehörigkeit aller einflußreichen Glieder der Gemeinde erwächst. Die Betheiligung ist eine noch stetig wachsende; weder die strengste Kälte noch das schlimmste Regenwetter hält die Theilnehmer ab, die nicht weicher als ich erscheinen wollen (zumal auch die Frau Pastorin durch ihre Theilnahme den weiblichen Gliedern der Gemeinde das Mitkommen mit den Männern möglich macht). Es ist dies ein Grund, der es mir besonders räthlich erscheinen läßt, solche Versammlungen auch nicht in meinem Hause zu halten; wer zu mir kommt, kommt im Sonntagsstaat; das macht viele Mühe und ist bei Regenwetter doppelt unangenehm; zum Nachbar dagegen geht man im Schafpelz und die Rücksicht auf den Pastor braucht sich dann doch nur in den langen Stiefeln des Wirths und dem Unterlassen des Rauchens zu befunden.

Schon gegen 6½ Uhr Abends versammeln sich die Gäste und reden, was der Tag bringt, bis 7½ Uhr, wo ich stets pünktlich komme und wo dann alsbald alle Pfeifen ausgehen, nachdem schon vorher gelüftet ist. Selbstverständlich reden wir jetzt zuerst Politik; ich bringe Karten und Pläne vom Kriegsschauplatz mit, orientire und gebe den Wochenbericht über die letzten Ereignisse und lese aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vor, was mir passend scheint und was die Heiterkeit beleben kann. Bald nach 8 Uhr ist die Politik abgethan und die eigentliche Unterhaltung beginnt. Ein rechter Conventikel-Mann würde an ihr freilich nicht viel Erbauliches finden, wir reden von schlechtem Kaffee und guten Cylindern, von

Rachenbräune und Trichinen und von allem, das nur irgend in unsern Gesichtskreis kommt. Wenn diese Unterhaltung gerade am lebhaftesten ist, greife ich dann gewöhnlich nach meinem Buche und es kommt der eigentlich belehrende Theil des Abends, die Vorlesung, deren Inhalt gewöhnlich acht Tage vorher angezeigt ist. Meist sind es Antworten auf Fragen, die einer aus unserm Kreise selbst aufgeworfen hat, die er von mir beantwortet haben will und in deren Beantwortung mein „Buch der Erfindungen“ mich noch nie im Stich gelassen hat. Daß allerhand militairische Mordwaffen, Torpedo's und Granaten und was nur sonst in den Zeitungen genannt wurde, aus diesem Werk gleich mit Darstellung ihrer furchtbaren Wirkungen anschaut werden konnten, trug viel dazu bei, unsere Zusammenkünfte stets auf der Höhe der Situation zu erhalten. Ich entsinne mich noch lebhaft des Eindruckes, den die Illustrationen verschiedener mißglückter Luftfahrten und die witzig geschriebene Entstehungsgeschichte des Ballons seit des Dädalus verunglücktem Fliegeversuche auf uns alle machte, als im November v. J. der Luftballon solche Rolle zu spielen anfing! — Aber auch ernstere Fragen werden aufgeworfen und beantwortet; die Frage nach Entstehung der Braunkohlen, die wir hier brennen, gab zur Vorlesung eines sehr instructiven Artikels hierüber Veranlassung; die Rübenindustrie beschäftigt viele unserer Wirthe und der Artikel von Dekonomierath Glas: „was bringt dem Landmann auf die Dauer mehr, Rüben- oder Roggenbau?“ rief eine lebhafte Discussion hervor, zumal im Zusammenhang damit die sehr anziehend geschriebene Geschichte der Rübenzuckerindustrie auf das Providenzielle hinwies, das die Rübenindustrie in Verbindung mit der Sklaven-Emancipation setzt. Es würde zu weit führen, den Reichtum der Fragen auch nur anzudeuten, zu denen der 3. Band des öfter erwähnten Werkes uns Veranlassung giebt, der von der „Gewinnung der Rohstoffe aus dem Innern der Erde“ (incl. des eigentlichen Feldbaues) handelt; wir vergessen aber darüber auch die neuen Maße und Gewichte, das Dezimalrechnen, die Mechanik und Technik nicht. Die Erklärung der Lokomotive, des Telegraphen, die Erzählungen von der Erfindung des Blitzableiters und der Taucherglocken, das Besehen der dazu gehörenden vortrefflichen Illustrationen bringt so viel Abwechslung in unsere Abende, daß im Umsehen die zehnte Stunde da ist. Schon längst wartet das müde Töchterchen unseres Wirths, eine liebe Confitmandin, die den ganzen Abend mit gefalteten Händen auf der Ofenbank gesessen und alles mit angehört, aber nur wenig verstanden hat — des winkenden Blickes; die Bibel wird gebracht; die Unterhaltung verstummt; nur während die Lampe noch einmal emporgeschraubt wird, damit der Pastor den kleinen Druck lesen kann, bemerkt ein besonders Kluger, daß es entweder am Docht oder am Petroleum liegen müsse, daß die Lampen jetzt so schlecht brennen: eine Bemerkung, die schon keine Erwiderung mehr erfährt.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 11. Februar.

N<sup>o</sup> 12.

## Zur Arbeit in der Gemeinde.

(Schluß.)

Dann eine augenblickliche Stille: ein volltönender Choral, biblische Lektion, Gebet, Vaterunser; dann erklingt es wieder aus so vielen kräftigen Stimmen: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi;“ eine Minute stiller Andacht, dann bricht alles auf, schüttelt reich' rum die Hände und jeder geht seines Wegs. Hier geht ein Nachbar, dort ein anderer und endlich gehe ich allein den schmalen Gang durch den Garten zu dem abseits gelegenen Pfarrhause. Da habe ich Gott dem Herrn schon manches Mal inbrünstig für die Gnade gedankt, daß er mir eine solche Gemeinde gegeben hat.

Soll ich nun über diese Abende noch Reflexionen anstellen, so ist mir für alle solche Thätigkeit der Gedanke maßgebend, daß je mehr das Amt an Ansehen verliert, daß um so mehr die Person des Pastors in die Wagschale fallen wird und daß es für alle Thätigkeit des Pastors in seiner Gemeinde kein besseres Princip geben kann, als des Herrn Befehl: „Der Größte unter euch soll sein wie ein Dienender.“ Je mehr der Staat sich entchristlicht, um so mehr wird ja auch die Kirche im natürlich notwendigen Verlauf der Dinge sich entstaatlischen müssen und der Pastor wird gewiß nichts verlieren, wenn aus dem „Staatsbeamten“ ein „Gemeindediener“ (im edelsten Sinne des Wortes) wird. Mir hat es auch als Pastor keinen Schaden gethan, daß ich meinem lieben Schulzen bei Aufnahme von Taxen und Inventarien Schreiberdienste thue, und daß ich ihm die Klassensteuerlisten schreiben darf, sehe ich als eine Gefälligkeit an, die er mir erweist. Daß ich den Lohn jedes Knechtes und jeder Magd im Dorfe kenne, daß ich die Vermögensverhältnisse jeder Wirthschaft, die Schulden und die Renten weiß, ist mir nicht nur statistisch interessant, sondern es treibt unwillkürlich zu manchen Vergleichen des geistlichen und kirchlichen Lebens, erleichtert auch dem Seelsorger den Blick in die Sorgen des Reichthums, wie in die Sorgen der Nahrung. Je mehr aber ein Pastor seiner Gemeinde auch in weltlichen Dingen zu dienen versteht und Willens ist, um so größer wird auch der Nutzen sein, der daraus seiner amtlichen Stellung erwächst; und je mehr er selbst nach Kräften dazu beiträgt, seine Gemeindeglieder zu belehren und für eine gesunde christliche Aufklärung zu sorgen,

um so leichter wird er dann auch alle unchristliche „Aufklärung“ zu bekämpfen und ihr jeden Eingang in seine Gemeinde zu wehren im Stande sein.

## Pauli Brief an die Römer

im Urtext zunächst für den Schulgebrauch erklärt von Dr. C. W. Hasper, Director des Königl. Evangelischen Gymnasii zu Gr. Glogau. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1870.

Preis 18 Sgr. 190 S.

Die erstaunliche Unwissenheit in göttlichen Dingen, welche sich auch bei wissenschaftlich gebildeten Männern unsrer Tage nur zu häufig findet, hat bei den meisten ihren Grund vorzüglich darin, daß ihre Jugend noch in die Zeit der Aufklärung fiel, deren Nacht in der Schule einige Jahrzehnte länger gedauert hat, als in der Kirche. Die Namen Raumer und Wiese erst bezeichnen die Morgenröthe des neuen Tages. Seitdem ist es mit dem Religionsunterrichte auf den Gymnasien besser bestellt als sonst; und wenn auch unter der gegenwärtigen jüngern Generation der wissenschaftlich Gebildeten im großen und ganzen der fromme Sinn noch nicht als Frucht einer bessern religiösen Erziehung aufgezeigt werden kann, die Kenntniß der christlichen Wahrheit ist doch gefördert, und viele einzelne haben doch auch durch die Schule den Weg zum Heile gefunden.

Auch die Hasper'schen Commentare über paulinische Briefe thun Handlangerdienste zum Bau des Reiches Gottes durch die höhere Schule. Sie sind vortreffliche Hülfen zur Förderung christlicher Erkenntniß und christlichen Lebens. Nachdem im Jahre 1861 der Brief an die Galater und 1862 der an die Epheser erschienen ist, liegt jetzt auch der Römerbrief vor. Der Verfasser hat seine Commentare nicht bloß für die Lehrer, sondern auch für die Schüler bestimmt und weist im Vorworte die Bedenken, sie den letztern in die Hände zu geben, durch die Verufung auf die Ausgaben der Classifier mit Anmerkungen zurück, deren Benutzung seitens der Schüler, wenn auch nicht in der Klasse, so doch zur Vorbereitung auf die Lehrstunde jeder Lehrer zulasse. Der Römerbrief aber gehe rücksichtlich der Schwere des Verständnisses gewiß weit über Sophokles hinaus. Für leichtere Schrift-



stiller möchten ja jene ihr Bedenkliches haben und die innere Spannung, in welche das eigene Finden versetzt, sowie die Aufmerksamkeit auf das Wort des Lehrers mindern.

Wir halten es mit ihm für vollständig gerechtfertigt, Commentare dieser Art den Schülern zur Vorbereitung in die Hände zu geben; denn das Neue Testament wird auf Gymnasien nicht gelesen um der Gymnastik des Geistes willen, sondern zur Übung in christlicher Erkenntnis und in der Gottseligkeit, nicht um die griechische Sprache, sondern um die Sprache des heiligen Geistes zu lernen. Da ist aber die heuristische Methode nicht am Plage, sondern der Sinn der Offenbarung muß den Schülern durch das Lehrbuch und durch Lehrer, denen der heilige Geist Ohr und Herz aufgethan hat, gegeben werden. Das thut dieser Commentar in gesunder, lutherisch-kirchlicher Auslegung. Die beste Rechtfertigung seines Erscheinens zunächst für den Schulgebrauch trägt er aber in seiner ganzen Anlage und Ausföhrung. Alles ist auf den Primaner berechnet. In knapper, klarer Darstellung wird nur das Nöthigste geboten, der Gedankengang des Apostels wird bis in die feinsten Aederchen aufgezeigt, der Zusammenhang im einzelnen durchsichtig gemacht, Wort- und Sacherklärung werden gründlich gegeben. Das Sprachliche wird mit ein paar Worten und doch genügend erörtert, häufig durch Hinweisung auf Winer's Grammatik oder durch kurzen Auszug aus derselben, durch Bezugnahme auf Bernhardt's Syntax, Krüger u. s. w. Hindeutungen auf attische Form und Construction finden sich oft. Mit richtigem Takte wird nur eine, im ganzen die richtige Auslegung dargereicht. Primaner sind keine Theologen. Ihnen kann noch keine Entscheidung zwischen wahren Auslegungen überlassen werden. Die feste, objective, das Hin- und Hertasten abschneidende Auslegung ist ein Hauptvorzug dieses trefflichen Schulcommentars. Dabei werfen viele Citate aus Luther, Melancthon, Calvin, Grotius, Meyer, Philippi, besonders die gnomenartigen Aussprüche Bengel's kernige Schlaglichter auf das oben Ausgeführte oder erleuchten auch allein die betreffende Stelle. Dadurch, wie durch die eigene Ausführung des Verfassers ist ein großer Reichthum christlicher Gedanken in dem Büchlein von 190 S. zusammen gedrängt.

Zum Erweise des oben gesagten mögen einige Proben dienen:

Cap. 1, V. 3 und 4 (περὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ) zu verbinden mit προεπηγγελαιο. Es gilt hier, den vor den Römern zu verkündigenden Heiland von vorn herein in seiner Herrlichkeit darzustellen. Dies geschieht zunächst kurz durch Bezeichnung seiner Wesenheit als Sohn Gottes; dann aber wird die erhabene Würde desselben auch noch in ihrer historischen Erscheinung geschildert. Der historische Christus war zunächst seiner menschlichen Abstammung, seiner natürlichen Erzeugung nach (κατὰ σάρκα) Davids Sohn, durch die Auferstehung aber wurde er vor aller Menschen Augen erst als das eingesetzt, was er seinem Wesen nach immer gewesen und wie er gleich im Beginn des dritten Verses bezeichnet war, als Gottes Sohn.

πνεῦμα ist hier das πρ. χριστοῦ und steht im Gegensatze zur σὰρξ desselben; es ist also der Mensch Christus seinem innern Wesen nach; ἁγιωσύνη ist die Heiligkeit (nicht die Heiligung), und der Genit. ist Gen. qualit., also: nach seinem innern Wesen voll Heiligkeit, d. i. nach seinem innern Wesen, welches gotterfüllt und heilig war (nicht etwa nach seiner göttlichen Natur. Das gäbe eine Tautologie: nach seiner göttlichen Natur zum Sohne Gottes eingesetzt).

V. 16 (οὐ γὰρ ἐπ.). Es liegt hier der Gedanke im Hintergrunde, der 1 Cor. 1, 23 ausgesprochen ist, daß das Evang. den Heiden eine Thorheit ist, also auch der großen Menge in Rom. Dennoch schämt der Apostel sich desselben nicht.

V. 19 (διότι). Hiermit wird näher erklärt, worin das κατέχειν ἡν ἂλ. besteht, also ein weiterer Grund für die ἀποκάλυψις der ὁρῇ θεοῦ angegeben. Es wird das διότι unten wieder aufgenommen in V. 21. Denn an sich hat V. 19 die begründende Kraft nicht, erst mit V. 21 zusammen begründet er die ὁρῇ θεοῦ ganz und voll.

(τὸ γνωστόν) im N. T. nur in der Bedeutung: das Bekannte (im klassischen γνωτόν), nicht das Erkennbare. So auch hier. Denn von dem Erkennbaren, wozu ja auch das durch Offenbarung Gegebene gehört, kann durchaus nicht ohne Einschränkung gesagt werden, daß es in ihnen klar sei.

V. 21. — — Uebrigens merke, daß das Heidenthum Abfall von Gott ist, also Rückschritt vom Höhern zum Niedern, nicht etwa der Anfang zu höheren Entwicklungsstufen.

Cap. 2, 27 (τὸν διὰ γράμματος etc.). „Die Präposition διὰ wird laxer von der Ausrüstung jemandes und von den Umständen und Beziehungen, unter denen man etwas thut, gebraucht. Bei Buchstaben und Beschneidung d. h. ungeachtet du im Besitze eines schriftlichen Gesetzes u. s. w. warst“. Winer S. 47, i. Pag. 339.

V. 29 (τοῦ θεοῦ). „Qui cor spectat.“ Bengel.

Cap. 3, 21 (μαρτυρ.) steht im Gegensatze zu χωρίς, sie (die δικαιοσύνη) ist zwar offenbart ohne Zuthun des Gesetzes, welches die Werke fordert, also des Gesetzes im engeren Sinne, aber bezeugt doch schon im N. T., welches hier durch seine beiden Theile νόμος (im weitern Sinne) und προφηταί repräsentirt wird. Die Bezeugung, bei welcher „an sämtliche messianische Typen, Verheißungen und Weissagungen“ (Meyer) im N. T. zu denken ist, ist doch nicht, wie πεφανέρωται vorher beweist, einer Offenbarung gleich zu achten. Novum testamentum in vetere latet, vetus in novo patet (Augustin).

V. 23 (ἡμαρτον.) Der Mor. bezeichnet das Eintreten in die Wirklichkeit: sie sind Sünder geworden. cf. Krüger S. 53, 5. 1.

Cap. 4, 2 (ἐξ ἔργων) νόμου muß hier wegleiben, weil Abraham vor der Gesetzgebung lebte, es ist aber eben so viel, als ob νόμ. dabei stände.

Cap. 6, 22 (δουλοῦθέντες δὲ τῷ θεῷ). „Der Knecht Gottes ist der Gerechte,“ die wahre Freiheit ist eine Gottesknechtschaft (bei welcher Gelegenheit das bekannte: Servitium Dei summa libertas hätte angeführt werden können).



B. 23 (τὸ δὲ χάρισμα.) Der Ausdruck faßt den Gedanken des ganzen Capitels, die unauflöbliche Verbindung von Heiligung und Rechtfertigung noch einmal zusammen, eben weil jene nur eine Entfaltung des in dieser gelegten Keimes ist, ist sie selbst in ihrer äußersten Consequenz. Die ζωὴ αἰώνιος, nicht etwas durch die fortschreitende Heiligung Verdientes, sondern eine Gnabengabe, die nur in Christi Jesu uns zugeeignetem Verdienste (ἐν χριστῷ Ἰησοῦ) wurzelt.

Cap. 7, 7 (ἀμαρτίαν οὐκ ἔνν.) Das in mir wirkende Princip der Sünde, nicht etwa die einzelne sündige That. Der natürliche Mensch hält den ihm inne wohnenden Sündenhang für natürliche, gottgeschaffene Neigung.

B. 13 (ὡς γένηται.) Steigernde und ausdrucksvollere Parallele. Indem nun die Sünde in ihrer ganzen Schwärze vermittels des Gesetzes erkannt ist, hat das Gesetz seinen Zweck erreicht, es hat nun bis zur Pforte der Erlösung geführt.

Cap. 8, 29 (εἰς τὸ εἶναι etc.) Das Endziel ist also die Verherrlichung Christi, der durch unsere auf die seine gestützte Verklärung, durch unsere Adoption zu Gotteskindern als der erstgeborne unter vielen Brüdern erscheint.

Cap. 12, 17 (μηδενί.) Keinem er sei Christ oder Nicht-Christ. Bei den Griechen galt im allgemeinen der Grundsatz: ἐχθρὸν κακῶς δεῖν ἀνδρὸς ἡγοῦμαι μέγος (Euripides ap. Valcken. p. 157) cf. Stallbaum ad Platonis Critonem Pag. 49 B., Herm. zu Soph. Philoct. v. 679: Nec laudant Graeci, si quis iniquis aequus est, sed virtutem esse censent, aequis aequum, iniquum autem iniquis esse.

B. 18 εἰ δυνατόν nimmt den Fall objectiver Unmöglichkeit aus, τὸ ἐξ ἑμῶν schließt jede subjective Beschränkung aus. „Dem ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ muß stets das ἀγαπᾶν ἐν ἀληθείᾳ zur Seite gehen, und die ecclesia Christi heißt hier auf Erden nicht umsonst eine eccl. militans.“ Philippi.

Cap. 13, 5 ἀνάγκη bezeichnet hier die sittliche Nothwendigkeit. Der Christ gehorcht nicht bloß διὰ τὴν ὀργήν (das wäre die dira necessitas), sondern auch διὰ τὴν συνείδησιν, aus innerem Gewissenstrieb. „Nulla potentia humana, nulli exercitus magis muniunt imperia, quam haec severissima lex Dei: necesse est obedire propter conscientiam.“ Melancthon.

B. 12. „Arma potius quam opera, quoniam domino militandum est. Calvin. Die Christen sind Gottesstreiter.

Cap. 14, 1. — Die richtige Uebersetzung ist: „Doch nicht zu Gedankenbeurtheilungen,“ d. h. nehmt sie (die Schwachen) so auf, daß ihr euch nicht ein Urtheil über ihre Gedanken anmaßt.

B. 3 (μὴ κρινέτω.) Die Gefahr des Starken ist das ἐξουθενεῖν, d. i. die Verachtung des Schwachen, als eines Menschen von beschränkter Erkenntniß, die des Schwachen das κρίνειν, d. i. das verwerfende Absprechen über den Starken, als eines Menschen, dem der christliche Ernst fehlt.

B. 15 (ἐπὶ οὐ etc.) „Ne pluris feceris cibum tuum, quam Christus vitam suam.“ Bengel.

Wir beschränken uns um des uns verstatteten Raumes willen nur ungern auf diese Auszüge; noch mehr aber thut es uns leid, nicht einige der weiteren Excurse wie zu c. 3, 21—30. 5, 12. 7, 14—25. 9, 11. 18. 33. 10, 6. 7. 13, 1—7, und der Uebersichten, welche den einzelnen Abschnitten vorausgehen, mittheilen zu können. Diese Uebersichten und die überaus genauen Inhaltsangaben bewirken besonders die oben gerühmte Durchsichtigmachung des Zusammenhangs.

Nur in wenigen Punkten ist Referent mit dem Verf. nicht einverstanden.

Cap. 1, 20 folgt derselbe dem Commentare Meyers in der Auffassung des εἰς τὸ εἶναι αὐτοῖς ἀπαρ. als Zweckfah. Er tritt damit zwar in dem bekannten Streite zwischen Lutheranern und Calvinisten über diese Stelle nicht auf die Seite der letztern, deren „prädestinarianischem Unverstande“ er bei Cap. 9—11 stark genug entgegentritt, denn er legt Gott bei seiner Selbstoffenbarung in dem Schöpfungswerke nur die Absicht bei, den Heiden alle Entschuldigung zu nehmen, was es ja auch bedeuten könnte; aber er übersieht einmal, das εἰς mit dem artikulirten Infinitiv 2 Cor. 8, 6 unwidersprechlich consecutiv gebraucht wird, sodann daß es unnatürlich ist, den Infinitivsatz mit ἐφανερώσῃ zu verbinden. Er schließt sich an καθορᾶν an. Dann aber fehlt das Subject der Absicht. Ein verhängnißvoller Druckfehler wird dem Schüler hier viel zu schaffen machen. „Es heißt: „εἰς mit dem artikulirten Infinitiv wird namentlich im Römerbriefe an keiner einzigen Stelle als telisch““ gebraucht. Meyer. Also, damit sie keine Entschuldigung haben.“ Es soll natürlich heißen an keiner einzigen Stelle: anders als telisch.

Cap. 2, 14 hätte das τὰ τοῦ νόμου ποιεῖν erklärt werden müssen, damit man nicht meine, St. Paulus schreibe den Heiden das Thun des ganzen Gesetzes zu. Das beiläufig Angemerkte: „so oft einzelne Heiden“ wehrt dem Irrthum nicht hinlänglich, da ja der Apostel auch nicht sagen will, daß einzelne Heiden das ganze Gesetz thun. Es hätte heißen müssen: so oft einzelne Heiden einmal dasselbe thun, was das geschriebene Gesetz fordert.

Cap. 2, 22 soll ἱεροσυλίας bedeuten: Gözentempel berauben. Das ist historisch nicht nachweisbar und beim Abscheu der Juden vor allem, was mit Gözen zusammen hing, undenkbar. Apostelgesch. 19, 37 würde nichts beweisen, wenn es angezogen wäre. Mit dem βδ. geht doch der Apostel offenbar in das 1. Gebot; das Berauben der Gözentempel würde aber nicht das erste, sondern das siebente Gebot verletzen. Die richtige Erklärung ist: das Heiligthum berauben, im metaphorischen Sinne, im Luther übersezt: du raubest Gott, was sein ist. Die Parallele ist eben den Worten nach nicht streng festgehalten, sonst stünde: und bist selbst ein Gözendiener. Der Sache nach ist sie nach Luther vorhanden. Du verabscheust die Gözen und raubst doch Gott, was sein ist, bist also ein Gözendiener. So folgt auf die Sünde gegen den Nächsten, die gegen sich selbst und endlich die gegen Gott, nachdem bei den Heiden die Sünden in ungelehrter Ordnung aufgeführt waren und zwar aus gutem Grunde.



Zu Cap. 3, 25 ist zu bemerken, daß Rapporeth nicht Neutrum, sondern Femininum ist. Cap. 6, 2 sagt der Verfasser: Der Sünde abgestorben sein, d. h. den Lebenszusammenhang mit ihr zerrissen haben. Ein Zeitwort von solcher Activität ist hier nicht am Plage. Es hat sich auch nur unvermerkt eingeschlichen. Denn, wie die Ueberschrift besagt, soll der ganze Abschnitt B. 1—5. die Unverträglichkeit der Sünde mit dem Gnadenstande des Christen durch die objective Bedeutung der Taufe nachweisen. Das ist vollkommen richtig. Es ist hier überall nur von dem die Rede, was mit den Christen geschehen ist, was Gott an uns gethan hat, cf. die Aor. I. Pass. Sonst müßte man auch mit Bengel das *ἐπαπίσθηεν* offenbar falsch übersetzen: Baptismus admisimus. Deshalb hätte aber lieber gesagt werden sollen: Des Lebenszusammenhangs mit der Sünde ledig sein.

Bei Cap. 11, 17 begegnet dem Philologen, der die Geor-gica besser kennt, als Gartenbücher, ein Unfall, der unter der Primaner-Jugend Heiterkeit hervorrufen würde, wenn zufällig ein Gärtnerssohn unter ihnen wäre. Indem der Verfasser eine Ungenauigkeit der Ausdrucksweise beim Einsprossen des ganzen wilden Delbaums durch unsere Sprechweise deutlich machen will, bringt er nicht bloß eine sprachliche, sondern auch sachliche Ungenauigkeit vor: „Da auch wir wohl sagen: Aprikosen auf Aepfel pspossen.“ Ja „wir“, aber so sagt kein Gärtner.

Neben dem pomologischen Fehlgriffe sei zuletzt eines andern auf kirchlichem Gebiete Erwähnung gethan! In der Vorrede wird der Cäsareo-Papismus (nicht Cäsaro-P.) nach Rom verlegt. Caesareo-Papismus heißt aber nicht: papa est caesar, sondern: caesar est papa.

Mögen diese dem Werthe des Buches keinen Eintrag thuen-den Ausstellungen von dem verehrten Verfasser geprüft und im Falle der Zustimmung bei einer vorauszusehenden zweiten Auflage berücksichtigt werden! Möge dann aber auch das gute Buch einen guten Corrector finden! Der diesmalige hat sein Metier schlecht genug verstanden. Mit zwei Druckfehlerverzeichnissen ist doch nur ein ohnmächtiger Versuch des Berichtigens gemacht worden.

Wir sagen dem Verfasser für seine verdienstvolle Arbeit, mit welcher er der Kirche durch die Schule nützt, unsern herzlichsten Dank und stimmen dem zu, was er in der Vorrede sagt, daß sein Commentar nicht bloß Lehrern und Schülern, sondern allen classisch Gebildeten in unserm Volke den Zugang zur Quelle der Wahrheit erleichtern und ihnen zur Vertiefung in Gottes Wort wesentliche Dienste leisten könne. Aber auch für den Theologen hat das Buch den Werth eines kernigen Repetitoriums. Der Herr der Kirche setze es vielen zum Segen, wie wir selber aus ihm gelernt zu haben bekennen.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 5. Die Bischöflichen. (Episcopal Church.)

Der Lordbischof von Oxford, Samuel, sagt in seinem Werke über die bischöfliche Kirche Amerikas mit Recht: „Sie ist die Kirche der Wohlhabenden und Angesehenen.“ Wenn auch an vielen Orten im Lande, besonders in Neu-England durch die Puritaner bedrängt und mit manchen Schwierigkeiten kämpfend, hat sie doch in der Stadt New-York von Anfang an eine privilegierte und sorgenfreie Stellung gehabt; obgleich die Gesetze der Kolonien im Großen und Ganzen einem Staatskirchenwesen entgegen waren, hat sie doch hier selbst als Staatskirche bis zum Abzug der Engländer sich zu behaupten gesucht und auch diesen Anspruch meistens durchgesetzt. Durch äußerlichen Glanz und Reichthum hat sie vielen Deutschen zu imponiren gewußt und die reichsten deutschen Familien wie die früher deutsch-reformirten Axtors, die ursprünglich lutherischen Vorillards, auch manche Nachkommen des Patriarchen der lutherischen Kirche, Mühlberg, an sich gezogen, ebenso viele Handelsherren, die sich des Deutschen schämten und die feine englische Gesellschaft vorzogen, sohan auch die Nachkommen vieler Holländer, denen die englische Sprache leichter war und die für lange Zeit keinen englischen Gottesdienst in ihren eigenen Kirchen hatten. Dazu arbeitet die Trinitykirche außerordentlich, gründet immer neue Stationen in den verschiedenen Stadttheilen, baut große Kirchen, sammelt die Kinder in Sonntagschulen und „Schools of Industry;“ ähnlich wirkt die Gemeinde des alten eifrigen Dr. Tyng an der 16. Straße nahe der 2. Av., die Calvarykirche und alle missioniren zugleich unter den Deutschen, was sie leicht können, da die deutschen Kinder alle auch englisch sprechen, ferner die Deutschen, sogar die kirchlich Gleichgiltigen, sich sehr geehrt fühlen, wenn einer von den großen englischen Herren mit ihnen spricht und endlich, weil sie durch ihre unerschöpflichen Hilfsquellen, welche die Armuth unseres lutherischen Zions desto greller hervortreten lassen, im Stande sind, Große und Kleine durch Geschenke und Unterstützungen zu gewinnen: Dennoch ist es auffallend, daß die deutsche episkopale Gemeinde, die unter dem Namen „protestantisch“ geht, in der 14. Straße, unter der Pflege des früheren Missionars in Palästina, Fleischacker, nur ein kleines, unansehnliches Kirchengebäude besitzt. Was die Deutschen an dem englischen Kirchenwesen bewundern, ist ihnen doch im Deutschen nicht so anziehend und nur aus Noth gehen sie in deutsche episkopale Kirchen. Jede solcher deutschen Sektenskirche ist eine Anklage für die lutherische Kirche.

Im Jahre 1664 ward Neu-Amsterdam englisch und sein Name in New-York verwandelt; sofort wurde den Holländern die Kapelle im Fort genommen und für den episkopalen Gottesdienst bestimmt. Im Jahre 1692 langte der neue Gouverneur Benjamin Fletcher an; dieser suchte mit aller Macht



die Kirche von England und ebenso die englische Sprache auf Kosten der holländischen zur herrschenden zu machen. Er setzte es bei der Provinzialversammlung durch, daß eine Kirche in der Stadt New-York, zwei in Westchester, eine in Richmond, zwei in Suffolk gebaut werden sollten; an jeder sollte ein „protestantischer“ Prediger sein und die nothwendigen Kosten durch eine Steuer von den Einwohnern erhoben werden — also ähnlich wie in den Staatskirchen, ja noch schlimmer. Unter dem Wort „protestantisch“ verstand man aber die Episkopalen. So errichtete man 1696 eine kleine Kirche auf dem gegenwärtigen Grunde der Trinitykirche und berief als ersten Rector (Pfarrer) den eifrigen tüchtigen Pastor William Vesej, der am 6. Febr. 1697 sein Amt antrat, ein halbes Jahrhundert lang dasselbe verwaltete und von dem eine Straße in der untern Stadt den Namen hat. Die Episkopalen hatten die Aufsicht über die Schulen; in der Trinitykirche waren besondere Sitze für den Mayor und den Stadtrath; jährlich wurde am Wahltag eine Predigt vor denselben gehalten. Ebenso waren besondere Sitze für die verschiedenen Stände und Geschlechter, die Junggesellen, die Hausväter u. s. w. Im J. 1700 sandte die englische Gesellschaft for the propagation of the gospel in foreign parts dem Rector Vesej Lehrer und Katechisten zum Unterricht der Sklaven zu; es waren damals etwa 1500 Indianer und Neger in der Stadt, letztere direkt von Neu-Guinea importirt, wild und unbändig, daher zur Empörung geneigt, hart behandelt, sogar häufig lebendig verbrannt. Vesej errichtete eine Schule für sie, aber ihr Gedeihen wurde 1712 durch einen Negeraufstand verhindert; die Neger konnten die Knechtschaft, in welcher sie gehalten wurden, nicht mit der Bibel vereinen; konnten es doch auch nicht die aufständischen Bauern in der Reformationszeit. Dr. Vesej starb im Juli 1746. Der Nachfolger des vorhin erwähnten Gouverneurs Fletcher war Lord Cornbury. Dieser machte sich sehr verhaßt; er war wie die meisten Gouverneure nur auf seinen Privatvortheil bedacht, übertraf darin jedoch die andern; seine Betrügereien waren schamlos; er führte ein wüthes Leben, zog sich oft Frauenkleider an und trieb andere Alotria. Doch stand er mit aller Macht für die Episkopalen ein; er verbot der holländischen Gemeinde, ihre Kirche zu öffnen und Gottesdienst zu halten; er warf zwei presbyterianische Prediger in das Gefängniß, weil sie ihn nicht um die nöthige Lizenz gebeten. Zu seiner Zeit brach eine Pestilenz, ähnlich dem gelben Fieber, in New-York aus; außer Andern floh auch der Gouverneur sammt seinem Rath nach dem benachbarten Jamaica auf Long Island. Dort hatten die Presbyterianer die Oberhand; sie besaßen eine kleine schöne Kirche und ein hübsches Pfarrhaus. Dieses war das beste Wohnhaus im ganzen Ort. Der Pastor Hubbard zog in eine kleine Hütte und bot gastfreundlich dem Gouverneur sein Haus zur Wohnung

an. Die wenigen Episkopalen in Jamaica hatten längst mit Neid auf die blühende Presbyterianergemeinde geblickt. Die Kirche war auf den Beschluß und durch die Beiträge der ganzen Ortsgemeinde errichtet worden; die Presbyterianer als die zahlreichsten hatten die Wahl eines presbyter. Pastors durchgesetzt; indeß war in der Incorporationsurkunde nicht vorgesehen, welcher Denomination die Kirche gehören sollte. Da kamen die Episkopalen an einem Sonntag über Mittag in die Kirche und nahmen sie in Besitz. Es erfolgte eine heftige Scene, Kampf und Streit; die Sitze wurden auseinandergerissen, der Kampf endete erst durch das Einschreiten des Gouverneurs. Dieser sprach die Kirche den Episkopalen zu. Ein langer Rechtshandel folgte; die Episkopalen behielten die Kirche bis 1728, obgleich nur zwei von ihnen einen Dollar zum Kirchbau gegeben hatten. Der Gouverneur gab übrigens bei seinem Abzuge das Pfarrhaus nicht an seinen freundlichen Wirth zurück, sondern überwies es einem Episkopalprediger — ein schöner Lohn der Gastfreundschaft! Dieser selbe Cornbury erwirkte 1705 für die hiesige Trinitykirche ein Landgeschenk von der Königin Anna, die sogenannte Kings' Farm, welche nach der alten Karte zwischen der Douanen- und Fultonstraße, dem Broadway und Hudsonfluß lag. Dazu kam die Farm von Anneke Jans, welche als Wittve den holländisch-reformirten, früher öfters erwähnten Pastor Bogardus heirathete; diese Farm reichte nördlich bis zur jetzigen Christopherstraße, welche früher den nicht sehr lieblichen Namen: Schinderstraße (Skinners' road) führte. Für 40 Doll. jährlich war diese Farm der Trinitykirche in Erbpacht gegeben worden; doch behaupteten die Erben der Anneke Jans, daß dabei eine Unregelmäßigkeit vorgefallen sei, und führen nun schon seit 100 Jahren einen Prozeß mit der Trinitykirche. Es ist das Streitobject kein geringes; prächtige Hotels, Handelshäuser, Kirchen, Theater stehen jetzt auf dem Grunde, der früher wenig Werth hatte, ein unermessliches Häusermeer, wo früher nur wenig geklärtes Land war; da giebt es Werften, Fahren, Jockprivilegien, Depots; alle Pächter des Grundes zahlen eine Rente an Trinity, die alle 21 Jahre erneuert wird und jetzt auf eine bedeutende Höhe gestiegen ist. Man schätzt das Vermögen der Trinitykirche auf zwischen 50 bis 100 Millionen Dollars. Alles dieses wird von einem Kirchenrath verwaltet, der aus fünf Personen, darunter dem Rector der Kirche, besteht. — Auf Vesej folgte Henry Barclay, der vorher Missionar unter den Mohawkindianern gewesen war; unter seiner Verwaltung nahm die Gemeinde sehr zu; es ward eine zweite Kirche, die von St. Georg, in der Beekmannstraße 1752 errichtet, und überall wurden Beiträge dazu gesammelt. Auch errichtete Trinity eine Parochialschule 1709. Der bedeutendste Rector der Kirche war John Henry Hobart, nachher Bischof von New-York von 1811 bis 1830. Er stammte von einem der alten puritanischen Pilger-



väter, war in einem presbyterianischen College erzogen, wandte sich aber der Episkopalkirche zu und wurde bald Hilfsgeistlicher (Presbyter, Assistant minister) an der Trinitykirche. Er war ein Mann von außerordentlicher praktischer Tüchtigkeit, erzielte sehr große Erfolge und war hochangesehen, wie denn auch jetzt noch die Bücher der Episkopalen seines Lobes voll sind. Dieser energische Mann gab eine Zeit lang eine theol. Monatsschrift: *The Churchman's Magazine* heraus. Der angesehenste Presbyterianer jener Zeit war Dr. Mason; in seiner Review griff er Hobart an, dieser vertheidigte die Lehre vom Episkopat gegen den Presbyterianismus in der Schrift: *An Apology for Apostolic Order and its Advocates* 1807; womit er freilich die eigenthümliche Lehre der Episkopalen, daß die Bischöfe auf dem Stuhl der Apostel sitzen, d. i. ihre Nachfolger seien, während die andern Geistlichen den Ältesten und Presbytern des Neuen Testaments entsprechen sollen, vertheidigen und begründen kann, ist nicht abzusehn; denn das Neue Testament zeigt zu deutlich, daß Bischöfe und Presbyter dasselbe waren; der Unterschied beider jure divino ist nicht biblisch zu begründen. Indessen war Hobarts Schrift in einem so ruhigen wohlmeinenden Ton geschrieben, daß Dr. Mason erklärte: were I compelled to entrust the safety of my country to any one man, that man should be John Henry Hobart. Seine Energie zeigte Hobart im Kampfe mit Dr. Mason über die Bedeutung des Columbia College. Schon 1743 dachte man nämlich daran, eine höhere Schule zu begründen; wir sagen: „schon,“ denn erst 1709 war es der Stadt nach vielen verunglückten Privatversuchen gelungen, die erste freie Bürgerschule (free Grammar school) zu gründen; dazu konnte kein passender Lehrer in der Stadt aufgetrieben werden, sondern man mußte einen solchen vom Bischof von London verschreiben. Man beschloß 2250 Pfund durch eine Verlosung zusammenzubringen, aber erst nach zehn Jahren war das Geld zusammen und konnte der Eckstein des College's gelegt werden. Die Trinitykirche schenkte 1754 zur Gründung dieser höheren Schule (zuerst King's College, dann nach der Revolution Columbia College genannt) ein bedeutendes Stück Land, das jetzt Millionen werth ist; unter der Bedingung, daß der Präsident der Anstalt stets ein Glied der Episkopalkirche sein sollte. Doch waren die anderen Stellen allen Denominationen offen. So waren denn die Versammlungen des Verwaltungsrathes voll von Kämpfen um die Oberhand; jede Partei wollte den Sieg erlangen; darunter litten die Interessen der Anstalt. Der Presbyterianer Dr. Mason erlangte zuletzt die Herrschaft; seine Erscheinung war majestätisch, seine Rede fließend, voll Kühnheit und Sarkasmen; so fürchtete sich jeder vor ihm; aber Hobart, ob er gleich jene persönlichen Vorzüge nicht hatte, trat ihm muthig und fest entgegen; zuletzt gewann er und mit ihm die Partei der Episkopalen den Sieg. Bis auf diese Stunde steht dieses so einflußreiche mit verschiedenen anderen großen Anstalten wie dem angesehenen New-York College of Physicians and Surgeons (Medical College Ecke 23te Str. und 4te Av.) verbundene Institut unter der Pflege der Epis-

kopalkirche. Es war kein Wunder, daß Hobart einstimmig zum Bischof gewählt wurde. Er brachte die ihm untergebene Diocese dadurch so voran, daß er eine feste Richtung innehielt mitten unter dem Gewirre der verschiedenen Parteien, mit welchen die Episkopalen früher fraternisirt hatten; den Satz, den er vertheidigte: „Die Episkopalkirche ist die Kirche, die anderen Denominationen sind verwerflich,“ suchte er praktisch durchzuführen und durchzusetzen — welche Lehre für unsere lutherische Kirche, die allein das Recht hat, als die Nachfolgerin der apostolischen Kirche aufzutreten, und die in diesem Lande durch den Mangel eines festen kirchlichen Bewußtseins bei vielen ihrer Glieder so außerordentlich geschädigt worden ist. Die Zahl des episkopalen Klerus stieg unter Hobarts Amtsführung im Staate New-York von 47 auf 130 mit 160 Kirchspielen. Doch ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung des für das ganze Land bestimmten General Theological Seminary, in welchem die Prediger der Episkopalkirche ausgebildet werden, an der Ecke der 9. Avenue und 20. Straße gelegen. Jetzt ist man im Begriff, diese großartige Anstalt in die Nachbarschaft auf das Land zu verlegen; man will den auf Millionen geschätzten Grund und Boden verkaufen und nach Grand Park, Mamaronek, Westchester County ziehen, wo ein freigebiger Mann, Andrew Wilson, der Anstalt 50 Acres Land geschenkt hat; der Verwaltungsrath will zur Errichtung der nöthigen Gebäude und Verschönerung des Grundes 300,000 Doll. hergeben. Im Innern dieser Anstalt erhob sich einst ein eigenthümlicher Streit; er betraf eine Sache, die nunmehr durch den gottgewollten Gang der Ereignisse erledigt ist, welche aber seiner Zeit die Gemüther äußerst beunruhigte, nemlich die Frage, ob auch Schwarze in der Anstalt studiren dürften. Nachdem der Vorbischof Samuel in dem oben citirten Buche den Zannner der Negerclaverei dargestellt und sowol die, Sklaven kaufenden als Sklaven züchtenden Staaten gebührend gebrandmarkt, ruft er seinen Brüdern in Amerika mit großem Ernste zu, sie sollten ein Zeugniß in der Sache ablegen und sich nicht durch Schweigen versündigen. Wir müssen leider bekennen, daß sogar die lutherische Missourisynode kein Zeugniß gegen die Sklaverei abgelegt, vielmehr mit der Rebellion der Südstaaten sympathisirt hat. Der Bischof Hobart antwortete freilich, als man ihn fragte, ob er auch farbige Studenten in das Seminar aufnehmen würde: „Unbedenklich und natürlich würde ich sie zulassen.“ Im Jahre 1839 hat ein farbiger Student, Alexander Crummel, um Aufnahme. Er ward zurückgewiesen, ebenso ein anderer im Jahre 1843, der Bischof Onderdonk erklärte, die Kirche des Südens, welche so viele Beiträge zur Unterstützung des Seminars gäbe, würde geärgert werden und die Beiträge zurückziehen. Dasselbe urtheilten auch die anderen Bischöfe, nur einer protestirte dagegen; die Studenten selbst waren bereit, mit ihrem farbigen Mitbruder zusammen zu studiren.

In der Revolution waren die Prediger der Episkopalkirche dem Mutterlande treu geblieben. Als Washington 1776 die Stadt New-York besetzte, wurde eine Episkopalkirche nach der



andern auf Veranlassung der Kirchenvorstände geschlossen, aber nur für kurze Zeit hörte der episcopale Gottesdienst ganz auf; denn bald bemächtigten sich die Engländer der Stadt und so wurden die Kirchen wieder geöffnet. Die Zahl der Episcopalkirchen war indeß um eine vermehrt worden, die St. Paulskirche 1763 begonnen, 1766 eröffnet. In diese Kirche ging Washington später, an dem Tage seiner Inauguration zum Präsidenten der Republik und hierhin ging er auch zum h. Abendmahl. Dr. Charles Inglis, welcher mit einem Gehalt von 200 Pfund 1767 Rector von Trinity wurde, war ein entschiedener Tory. Washington wollte nach der Besetzung New-Yorks durch amerikanische Truppen zu ihm in die Kirche gehn; vorher aber sandte er einen Offizier zu dem Rector und ließ ihm sagen, er sollte die heftigen Gebete für den König und die königliche Familie fortlassen, ebenso den Passus, in welchem die Amerikaner als beggarly rebels bezeichnet und der Sieg für die englischen Waffen erkauft wurde. Aber Inglis wies solches Ansinnen entschieden zurück und erklärte: es stände wohl in Washington's Macht, die Kirchen zu schließen, aber nicht, die Prediger ihrer Pflicht untreu zu machen. Während er nun den Gottesdienst hielt, marschirte eine Compagnie von „hundert bewaffneten Rebellen“ in die Kirche unter Trommelschlag und Pfeifenklang, mit geladenen Gewehren und aufgezplanten Bajonetten. Die Gemeinde gerieth in große Aufregung, aber Inglis erhob seine Stimme über den Tumult und fuhr im Gottesdienst fort; der Kirchendiener ließ die Soldaten zum Gehen ein, sie setzten sich ruhig hin und das Ganze verlief ohne weitere Störung. Am 21. September 1776 brannte die Trinitykirche sammt dem Rectorhaus und der Schule bei dem großen Feuer ab, welches auch die lutherische Kirche verzehrte. Im Jahre 1784 erhielt Trinity einen neuen Charter, der sie von England trennte; unter den Bestimmungen dieses Actes ward Provost zum Rector gewählt; aber bald ward er Bischof und ging mit dem für Pensylvanien erwählten Kollegen nach England, um sich von dem Erzbischof von Canterbury consecriren zu lassen. So wurde die amerikanische Episcopalkirche von der englischen völlig losgelöst 1787. Auch instruirte später 1790 die Trinitykirche ihre Delegation zur allgemeinen Convention von den 39 Artikeln der englischen Kirche den 36. und 37. nicht zu unterschreiben, welche sich auf das Recht des Königs von England beziehen und vom Parlament, sowie vom Königreiche sprechen. An Stelle der abgebrannten Trinitykirche ward 1787 ein einfaches Gebäude begonnen und 1788 vollendet, 104 Fuß lang, 72 Fuß breit. Um dieselbe Zeit gab sie jeder der vorhandenen Presbyterianergemeinden in der Stadt einen guten Bauplatz zum Besten der emeritirten Presbyterianerprediger. Von der lutherischen Kirche erhielt sie die damals gerade nicht gebrauchte Glocke geliehen; 1796 kaufte sie ein schönes Glodenspiel in England und gab dem lutherischen Pastor Kunze die Glocke mit freundlichem Dank zurück. Ein Nachkomme des so strengen Calvinisten Stuyvesant schenkte ihr 1792 einen großen Platz zwischen der 10. und 11. Straße an der 2. Avenue und 800

Pfund; die Trinitykirche baute da die St. Markuskirche, welche 1799 eingeweiht wurde.

(Schluß folgt.)

## Aus der Provinz Preußen.

Was man liebt, läßt man nicht gern in ungünstigem Lichte erscheinen und ist es Pflicht, den Freund, die Heimath, das Vaterland von Flecken zu reinigen, welche böser Wille oder Unwissenheit ihnen andichtet. Unsere uns sehr theure Provinz ist in jüngster Zeit in den üblen Ruf gebracht worden, eine Domäne des Unionismus zu sein; ja aus Privatbriefen von hochgestellten Männern, die mit den Verhältnissen ganz genau bekannt sind, wissen wir, daß man auch in Berlin an maßgebender Stelle sich unsere Provinz als eine dem Unionismus durch und durch ergebene vorzustellen geneigt ist. Und doch berechtigt uns eine recht genaue Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse unserer Heimath jenes Urtheil als ein durchaus falsches zu bezeichnen. Es wird auch gar nicht schwer fallen, diese unsere Behauptung zu erhärten. Unsere Provinz ist von der Reformationszeit an und auch die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hindurch eine lutherische gewesen. Der selige Generalsuperintendent Sartorius ist, wie wir aus seinem eigenen Munde gehört haben, gerade darum und dazu nach Königsberg berufen worden, damit die lutherische Provinz einen lutherischen Oberhirten hätte. Unter ihm und durch ihn ist wahrlich nichts geschehen, um sie ihres luth. Charakters zu entkleiden. Hatte er doch im Consistorium lange Jahre hindurch einen Gehhilfen seiner treuen Arbeit, dem nicht nur von allen Parteien das Zeugniß gegeben wird, daß er um das kirchliche Leben unserer Provinz sich unvergeßliche Verdienste erworben hat, sondern der auch in confessionellen Fragen ihm so eng verbunden war, daß sein Name unter den Unterzeichnern der bekannten Wittenberger Sätze vom Jahre 1848 steht. Und daß beide Männer mit der Ausführung dieses Programms nach ihren Kräften Ernst gemacht und für „Anerkennung und Durchführung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses in Cultus, Gemeindeordnung und Regiment“ treulich gewirkt haben, dafür sprechen die Thatfachen. Sie haben gemacht, daß es in unserer Provinz leichter geworden ist als anderwärts, „den Altdienst von aller Zweideutigkeit zu befreien.“ Als sie im Jahre 1857 die Parallelsformulare der Agende in den „Amtlichen Mittheilungen“ bekannt machten, deren Gebrauch in andern Provinzen bekanntlich an die Niederlegung einer die Zugehörigkeit zur Union aussprechenden Urkunde im Pfarrarchiv geknüpft wurde, stellten sie eine solche Bedingung nicht nur nicht, sondern sprachen es aus, „daß sie diese vielfach noch in faktischer Anwendung befindliche Spendeformel, als welche das Wort des Herrn nicht als unpersönliches Echo, sondern unter pflichtmäßiger Verpflichtung und überzeugter Bezeugung des Dieners der Kirche wiedergebe, von liturgischem wie auch von geschichtlichem Standpunkte aus besonders empfehlen



könnten.“ Sie haben weiter nach besten Kräften für eine „die confessionelle Selbstständigkeit verbürgende Leitung im Kirchenregiment“ dafür gesorgt, daß zu Superintendenten tüchtige Männer ernannt wurden, nicht nur obgleich, sondern gerade auch weil sie als von Herzen dem lutherischen Bekenntniß unserer Provinz angehörend bekannt waren. Und wenn nun freilich auch damals schon an der luth. Universität Königsberg der theolog. Fakultät 2 reformirte Professoren angehörten, und sogar das eigenthümliche Verhältniß stattfand, daß viele Jahre hindurch alle Studirende genöthigt waren bei einem reformirten Professor Dogmatik zu hören, so haben doch alle ihre Schüler, wenn sie nicht dem Nationalismus verfielen, durchaus lutherisch gelehrt und amtiert. Hierdurch allein erklärt sich auch, daß, als in andern Provinzen die Lutherischen gezwungen waren, zur Wahrung des gefährdeten Bekenntnißstandes zu lutherischen Vereinen zusammenzutreten, in unserer Provinz kein solcher Verein sich bildete. Es hatte eben hier Niemand Grund zu fürchten, daß der Provinz ihr väterliches Erbe angetastet werden solle.

Was in aller Welt ist denn nun geschehen, wodurch unsere Provinz es verdient hat, auf einmal in den Ruf zu kommen, als hätte sie über Nacht ihre kirchliche Physiognomie so total verändert, daß sie heute nicht mehr eine lutherische, sondern eine unionistische heißen müßte? Ein Decennium ist doch wahrlich eine zu kurze Zeit, als daß man annehmen könnte, unsere Provinz wäre eine so völlig andere geworden.

Eins ist allerdings geschehen: unser Consistorium ist nicht mehr lutherisch; aber das Schicksal theilen wir ja mit andern Provinzen, und Niemand wird behaupten, daß etwa die Provinz Pommern dadurch unionistisch geworden sei, daß sein Consistorium in der viel besprochenen Synodal-Abendmahlsache so antilutherisch sich gezeigt hat. Und noch ein anderes ist geschehen: die Königsberger Pastoralconferenzen haben einen andern Charakter angenommen, als sie früher gehabt. Früher wurden brennende Tagesfragen grundsätzlich, wie das öfters ausgesprochen ist, von dem Programm dieser Conferenzen ausgeschlossen. Die Folge davon war einmal, daß die Männer, für die jene Fragen wirklich brennende waren, größtentheils sich von den Conferenzen fern hielten, und dann, daß über diesen Conferenzen fast jedesmal das Wort schwebte, welches einmal sogar als letztes Mittel der Belebung ausgesprochen werden mußte: „das Schweigen der Pastoren ist der Tod der Pastoralconferenzen.“ Die im Jahre 1866 angekündigte Pastoralconferenz drohte durch ihr Programm ihren Vorgängerinnen gleich zu werden, die lutherisch Gesinnten waren also wie immer fast gar nicht vertreten. Da, auf einmal, schlug der Präses ohne eine Debatte zu gestatten der Konferenz eine Resolution zur Annahme vor, in der der Wunsch ausgesprochen wurde, daß auch in den neuen Provinzen die Union Eingang finden möchte. Diese Resolution, in dieser Weise, in dieser Versammlung vorgeschlagen, fand allerdings

fast keinen Widerspruch, und sofort wurde diese Thatsache literarisch benutzt, um der gesamten Provinz den Charakter des Unionismus zu imputiren. Seitdem konnte das Moderamen sich allerdings der Nothwendigkeit nicht mehr entziehen, auch interessante Fragen auf die Tagesordnung zu setzen, seitdem aber fühlten sich die Lutherischen erst recht getrieben, der Conferenzen fern zu bleiben. Und wenn einmal aus besondern Gründen dieselben in größerer Zahl dennoch an einer Conferenz wie der Theil genommen und durch ihr Auftreten auf derselben es wahrlich deutlich genug gezeigt haben, daß unsere Provinz nicht unionistisch ist, so hat das Evangelische Gemeindeblatt, das einzige kirchliche Blatt, das wir haben, doch seine Spalten einem Bericht geöffnet, der ebenso tendenziös als des Zählens der Stimmen unkundig, nicht nur unserer Provinz, sondern aller Welt einzureden sucht, daß die große Majorität den Wunsch hege, eine künftige Generalsynode möge zum Zweck der Durchführung einer Bekenntnionsunion die Symbole revidiren und aus ihnen das Nichtfundamentale (also die Differenzlehren) ausscheiden. Es ist auch nicht gelungen das Gemeindeblatt zur Aufnahme der gewünschten Berichtigung zu bewegen; aber unrecht würde es dennoch sein, wenn man daraus den Schluß machen wollte, unsere Provinz sei unionistisch. Diesen Schluß darf man auch nicht aus dem Dritten ziehen, worin allerdings auch eine Aenderung eingetreten ist. Das Evang. Gemeindeblatt ist nicht mehr, was es früher sein sollte und theilweise war, ein Blatt, das grundsätzlich in confessionellen Fragen keine bestimmte Richtung vertrat. Jetzt ist es ein schroff unionistisches Blatt geworden, und benutzt jede mögliche und unmögliche Gelegenheit, um „die theuren luth. Brüder“ zu verdächtigen und vor ihnen als vor Separatisten (!) zu warnen. Aber gerade die Angst vor dem Lutherthum, welche in solchen Angriffen sich kundgiebt, beweist sie nicht schlagend, daß die Provinz noch nicht so unionistisch ist, wie man sich und Anderen gern einreden möchte? Aber haben nicht auf der außerordentlichen Provinzialsynode in Königsberg die Unionisten jeden von den Confessionellen gestellten Antrag zu Falle gebracht? Die Anträge der Confessionellen sind sämmtlich gefallen, das ist wahr; aber durch welche Mittel das geschehen ist, darüber wollen wir heute schweigen. Eins aber ist gewiß. Die Unionisten würden sich sehr irren, wenn sie Alle, die gegen diese Anträge gestimmt haben, zu ihrer Partei zählen wollten. Der Unionismus versuche es nur, sich als das, was er ist, zu offenbaren und die Bekenntnisse, etwa den luther. Katechismus uns antasteten zu wollen, so wird er sehen, daß unsere Provinz, ächt altpreussisch fest und zäh an lutherischem Bekenntniß hält.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 15. Februar.

N<sup>o</sup> 13.

## Der Idealismus des Christenthums.

Vortrag, gehalten im evangelischen Verein in Berlin.

Man hat unsre Zeit häufig eine materialistische genannt, sofern die Interessen und Bestrebungen der Menschen jetzt durchschnittlich mehr den materiellen Dingen dieser Welt zugewandt sind, als der übersinnlichen himmlischen Welt. Ist nun diese Benennung, wie ich glaube, eine zutreffende, kann man mit Recht von einem stark materialistischen Zuge der Zeit reden, so möchte es erlaubt sein, für das Christenthum und für Alles, was sich im Sinn und Geist des Christenthums bewegt, die Bezeichnung des Idealismus in Anspruch zu nehmen. Indem ich aber vom Idealismus des Christenthums rede, nehme ich selbstverständlich den Ausdruck Idealismus nicht in der technischen Bedeutung, wie er in der Schulsprache der modernen Philosophie gebraucht wird, wo gewisse, bestimmt ausgeprägte philosophische Richtungen mit diesem Namen bezeichnet werden. Vielmehr soll dadurch nur der höhere ideale, sittliche und religiöse Character des Christenthums angedeutet werden, wodurch es den Gegensatz bildet zu jenem materialistischen Zuge, der beziehungsweise die Signatur des modernen Culturlebens ist, und der in den materialistischen und atheistischen Systemen seine wissenschaftliche Ausprägung erhalten hat.

Nun ist es nicht meine Absicht, diese Systeme einer eingehenden und ausführlichen Kritik zu unterziehen, und ihnen das unveräußerliche Recht und die Wahrheit der Ideal- und Geisteswelt des Christenthums gegenüber zu stellen. Wir können das Gebiet des wissenschaftlichen Materialismus in unsrer kurzen Betrachtung nur streifen, können nur einige seiner Haupt- und Grundgedanken hier vorführen. Vorher möge mir erlaubt sein, Ihre Aufmerksamkeit hienzuwenden auf die Wurzeln und Keime, oder auch auf den Boden, aus welchem jene materialistischen Systeme erwachsen sind. Die Sache ist diese, so weit sich geistige, sittliche Vorgänge observiren lassen.

Es besteht ein enger, unzertrennlicher Zusammenhang zwischen Leben und Wissenschaft. Der Mensch bricht in der Tiefe seines sittlichen Wesens mit Gott, folgt dem Zuge nach unten, emancipirt sich von der höhern übersinnlichen Welt, die ihm zu einem leeren Nichts zusammenschrumpft, und verfällt seinen fleischlichen Trieben und Begierden, sei es in grober oder in

rassiniert feiner Weise, und dann, wenn sich dieser Proceß im sittlichen Leben vollzogen hat, kommt die Wissenschaft und erfindet dafür die Theorie, und bringt das, was practisch geworden ist, in's System. Andererseits ist freilich nicht minder gewiß, daß die Wissenschaft des Materialismus ihren depravirenden Einfluß auf das Leben ausübt, so daß also eine gegenseitige Corruption statt findet. Aber das Leben, der Abfall von Gott, der eine That des Herzens ist, erscheint doch als das Ursprüngliche, und darauf möchte ich zunächst Ihre Gedanken etwas eingehender hienlenken.

Ich möchte aber in meinem Exposé nicht ausschließlich mit allgemeinen Ideen und Gedanken umgehen, sondern frisch ins Leben hineingreifen, und Ihnen aus der Gegenwart einige Bilder vorführen, die zunächst nicht unsern Volkszuständen entnommen sind, mit denen aber doch unsere Zustände Aehnlichkeit und Verwandtschaft haben. Die Bilder, die ich Ihnen zu zeichnen gedanke, können uns als Spiegel dienen, worin sich gar Manches reflectirt, wie es auch bei uns steht.

### I.

Die Weltgeschichte hat ihre Knotenpunkte, in denen jedesmal eine Vergangenheit zum Abschluß kommt und von denen eine neue Entwicklung ausgeht. Unverkennbar ist jetzt in der deutschen Geschichte ein solcher Knotenpunkt eingetreten. Deutschland vollbringt eine große weltgeschichtliche That, die nach allen Seiten folgenreich sein wird. Es steht sich mit seinem alten Rivalen in einen ungeheuren Krieg verwickelt und besteht den Kampf ruhmreich.

Frankreichs Stern ist gesunken und erblichen. Seit Jahrhunderten hat es präten dirt, über Europa die Hegemonie zu führen, nicht allein in der europäischen Politik das Entscheidende Wort zu reden, sondern auch der vornehmste Träger der europäischen Civilisation und Bildung zu sein. Es hat auch Zeiten gegeben, wo es die erste dominirende Macht in Europa war, und nicht allein die Länder, sondern auch die Geister sich unterjocht hatte. Jedesmal, wenn die Völker Europas in Letargie und Ohnmacht versanken, kam ein kräftiger Stoß von Frankreich. Es pflegte dann wie ein Gewitter durch Europa zu brausen, und Deutschland war nach seiner geographischen Lage diejenige Stätte, wo sich das Gewitter am häufigsten entlud.

Frankreichs chronische Krankheit ist die Revolution. Es ist nicht allein selbst durch die blutigsten Revolutionen hindurch-



gegangen, sondern hat auch das Revolutionsprincip überall dahin getragen, wo es festen Fuß faßte, und sich, wenn auch nur zeitweise, die Völker unterwarf. Es hat keine Achtung vor fremden Volkspersönlichkeiten, es raubt ihnen ihre Eigenart, es stürzt um und reißt aus, was historisch unter den Völkern gewachsen ist, die in seine Hand gegeben sind. Napoleon I. kannte nur mechanische Staatsgewalten, vergriff sich an den sittlichen Gütern andrer Nationen, octroyirte ihnen das Fremde auf die roheste Weise, und versetzte sie in einen permanenten Revolutionszustand. Unter ihm stand Frankreich auf einer schwindelnden Höhe. Die meisten europäischen Länder waren mehr oder weniger die Domainen Frankreichs. Einst unter jenem vierzehnten Ludwig hatte es einen ähnlichen Gipfel erklommen. Es schritt damals wirklich an der Spitze der europäischen Civilisation; es hatte sich vollständig die Geister unterjocht.

Freilich ja, es war Europa's Schuld, es war das Symptom völliger Ohnmacht und Schwäche, sich politisch und geistig unterjochen zu lassen. Mag das immerhin sein, genug, es ist Thatsache: Frankreich war in gewissen Zeiten unbedingter Herr der Situation in Europa, und wir dürfen behaupten: es ist es beziehungsweise gewesen bis in die neueste Zeit.

Aber es hat sich die Situation gänzlich geändert. Deutschland nimmt seine Kraft, die durch seine politische Zerrissenheit gebunden war, zusammen und wirft Frankreich binnen wenigen Monaten so gut als nieder. Es ist nicht mehr das alte, kühne, von Sieg zu Sieg fliegende Volk, welches in diesem Kriege Deutschland entgegentritt. Die ganze Kriegsführung trägt von Seiten Frankreichs den Character physischer und moralischer Schwäche, die durch keine angewandten Kunstmittel in Kraft umgewandelt werden kann. Woher diese auffallende Erscheinung?

Vor mehr denn zwanzig Jahren, im Jahre 1848, als das Revolutionsfieber wieder einmal Frankreich durchtobte, sprach einer der Leiter der damaligen französischen Republik, den der Zufall auf einige Monate nach oben geworfen hatte, Lamartine, das Wort: *la France s'ennuie*. Wir nehmen von diesem *bon mot Act*: Frankreich langweilt sich! Aus Langerweile stürzte es sich vor 20 Jahren in die Revolution und jüngst in den Krieg.

Ich bitte Sie, ein gelangweilter und deshalb auch langweiliger Mensch, der, nachdem er alle Genüsse des Lebens durchkostet hat, so zu sagen zu einer Ruine geworden ist, der kein höheres lebendigeres Interesse mehr hat, der apathisch gegen Alles, schlaff und verweilt das Gefühl hat, zur Disposition gestellt und völlig überflüssig in der Welt zu sein — welche eine öde, uninteressante Erscheinung! Und nun gar ein gelangweiltes Volk! Ob der französische Bauer auch in die Kategorie der Gelangweilten zu rechnen ist, ist mir zweifelhaft. Aber das Herz Frankreichs ist seine Hauptstadt. Hier wird Frankreichs Geschichte gemacht. Hier ist der Brennpunkt des französischen Lebens. Hier strömen wie einst in Rom die Kräfte und Reichtümer eines großen reichen Landes zusammen. Hier ist in Folge davon von jeher der Sitz des raffinirtesten Genußlebens

gewesen, welches um so verführerischer wirkt, als es sich mit einer glänzenden Außenseite zu umgeben weiß und im Gewande einer äußern Wohlstandigkeit auftritt. Hier birgt sich unter dem Firniß und der Schminke einer äußern Etiquette ein unendlicher Schlamm und Schmutz, von dem Sie mir wohl erlassen, die Decke abzugeben. Hier sind sie in zahlloser Masse zu finden, jene an Leib und Geist ruinirten, übersättigten und blasirten Existenzen, die, weil sie den Taumelbecher sinnlichen Genusses bis auf den Grund geleert haben, nun vom Efel erfaßt und von einer tödtlichen Langerweile ergriffen sind. Hier ist also der üppige Boden, auf welchem der praktische Materialismus, das Versunkensein und die Verausung des Menschen in der Materie und im Materiellen, wuchert. Der Rausch macht schlaff und weilt. Aber die schlaffen Nerven wollen wieder und wieder in Spannung versetzt sein. Und wenn es das Furchtbarste und Entsetzlichste ist, was man erleben soll — nur nicht diese tödtliche Langerweile! *La France s'ennuie* — und die Langerweile schlägt um ins Fieber, sei es wie früher ins Fieber der Revolution oder wie jüngst des Krieges.

Sie haben den Krieg, den sie (man möchte sagen) mit knabenhaftem Leichtsinne herauf beschworen haben. Der Krieg ist ein Gottesgericht. Er zählt unter die großen Drangsale des Menschengeschlechts. Er kann auch regenerirend wirken und soll es. Das Unglück macht die Herzen offenbar. Ist noch ein Fonds gesunden sittlichen Lebens in der Tiefe des Herzens, so bricht das im Unglück mit siegender Gewalt hervor. Wo aber nichts ist, als sittliche Versumpfung, das kommt denn auch zur Offenbarung und fördert die entschlichsten Erscheinungen zu Tage. Lassen Sie mich nur an Eins erinnern.

Der Franzose hat *esprit*, ist geistreich, gewandt, *coulant*. Seine Ausdrucksweise in Wort und Schrift hat etwas Präcises, Zugespitztes, und ist überall mit Schlagwörtern und rhetorischen Pointen durchflochten. Dies ist an und für sich ein Vorzug, aber ohne innere Einfalt und Wahrheit sinkt die Pointe zur leeren, inhaltslosen Phrase herab, und in der Phrase und Phraseologie ist der Franzose Meister. Er bedeckt Alles mit der Phrase, er hüllt Alles in einen Nebel von Worten, die nur zu häufig das gerade Gegentheil von dem bedeuten, was sie aussagen. Talleyrand hat dafür, wahrscheinlich aus seiner eignen Praxis heraus, das berückigte Wort erfunden: die menschliche Sprache diene dazu, die Gedanken zu verbergen. Es wird aber erlaubt sein, diese Beschaffenheit des französischen Wesens als innere Verlogenheit zu bezeichnen. Der Krieg entwickelte diese Seite des französischen Characters zu einer nie erreichten Höhe. In sich selbst verliebt, nur sich selbst anbetend, belog man sich über die eigene Macht und Stärke, log sich den furchtbaren Ernst eines Krieges hinweg, log sich in eitler Selbstüberhebung vor, daß ein Krieg mit Deutschland nichts anderes sei, als ein Spaziergang nach Berlin. Nie hat beschränkte Eitelkeit eine furchtbarere Demüthigung erfahren. Aber man wollte das nicht Wort haben. Man log und lügt noch alle Tage officiell die Niederlagen zu Siegen um, die Lüge nahm den Charac-



ter der reinen Komik an, und spielte nur noch die Rolle Falstaffs. \*)

Wir sehen hierin wahrhaft entsetzliche Zustände. Die Lüge ist das Wohlgefallen an dem Nichts, an dem Nichtigen und Eitlen. Hat sie das innere Wesen des Menschen so ganz durchdrungen, wie wir das bei unserm westlichen Nachbarvolke zu sehen Gelegenheit haben, so ist dies das bestimmte Symptom, daß das innere Leben völlig ausgehöhlt und leer geworden ist an allem realen, positiven Inhalt, namentlich an höherem göttlichen Inhalt. Bei solcher innern Verfassung ist dann aber in jedem Augenblick Alles möglich. Es giebt kein sittliches Band mehr, welches die Gesellschaft zusammenhält. Es treten alle Augenblicke die heftigsten Erschütterungen und Eruptionen ins Volksleben hinein. Die Geschichte Frankreichs ist voll davon. Die erste Revolution verschlang nahehin an zwei Millionen Menschen. Und dennoch — es war in diesem wilden Drama zum wenigsten energisches Pathos. Es war das Ringen einer ungeheuren Volkskraft, die sich zu einer furchtbaren Energie steigerte, und am Ende jene eisernen Napoleonischen Heersäulen erzeugte, an deren Fersen der Sieg

geleitet war. Aber jetzt? Die mechanischen Kriegsmittel haben eine unglaubliche Verbesserung erfahren. Und dennoch diese Schlag auf Schlag erfolgenden Niederlagen! Sind das nicht bestimmte Anzeichen von einer Ohnmacht und Schwäche, von einer sittlichen Entnervung, an der dieser Volkskörper dahinsiecht?

Ich möchte eine weitere Umschau halten. Fast ist es sprichwörtlich geworden, daß die romanischen Völker ihrem sittlichen und politischen Verfall entgegengehen. Haben wir nicht allen Grund, uns das zu einer ernstern Warnung dienen zu lassen? Oder trägt die Physiognomie Cultureuropas nicht überall ähnliche verwandte Züge? — Ich weiß, es ruht in der deutschen Natur noch ein Nest sittlicher Gesundheit. Der Krieg hat das Jedem zur Offenbarung gebracht, der früher in dieser Beziehung allzu pessimistischen Anschauungen hulbigte und mit guten Gründen ihnen hulbigte. Aber wenn wir auf so manche Erscheinungen unsers modernen Culturlebens unser Augenmerk richten, und namentlich auf jene zerfahrenen, versumpften Zustände hinblicken, die gegnerischerseits in dieser Zeit der Krise zur Offenbarung gekommen sind, so wollen wir uns Folgendes mit allem Ernst gesagt sein lassen:

Cultur, überreizte Cultur schwächt und entnervt ein Volk, wenn es die höchsten und heiligsten Güter wegwirft, und sich in der Cultur immer höher hinaufschwindelt auf Kosten des sittlichen und religiösen Lebens, wenn die Cultur zum Cultus des Fleisches wird und das Herz nur lebt in den materiellen Dingen dieser Welt. Die großen Instincte der Menschennatur werden dann erstickt in den rein irdischen Interessen um's sinnliche Behagen. Man raffinirt darauf, das Leben immer glänzender zu gestalten. Die irdischen Bedürfnisse steigern und vervielfältigen sich. Um sie zu befriedigen, müssen die äußersten Anstrengungen gemacht werden. Da stellt sich das brennende Verlangen nach Reichthum ein, nach immer größerem und fabelhafteren Reichthum, dessen trüber Schatten freilich eine ungeheure Massenarmuth ist, die ihm in dem Culturleben gewöhnlich zur Seite geht — oder es sind andere Idole, Ehre, Ruhm, Macht, Genuß, denen das nimmerfatte Herz nachjagt. Da setzt sich der kalte Egoismus auf den Thron; da wird das Leben selbstsüchtige Berechnung, da werden die Menschen nur gewerthet nach dem persönlichen Nutzen und Vortheil, den sie gewähren. Oder man stürzt sich in rasende Leidenschaften. Man wird den niedrigsten Lüsten zum Raube und seinen fleischlichen Trieben verknecet, die den Menschen geistig und physisch zerrütten. Hineingerissen in diesen Strom, sinkt man am Ende zur Bestialität herab, und hier erlöschen dann alle höhern Gefühle, Gedanken, Interessen und Bestrebungen. Das Menschenherz wird ganz irdisch, weltvoll, weltfatt, und hat zur höhern, über sinnlichen Welt all' und jegliches Verhältniß verloren. Sie ist ihm ein leerer Raum. Alle höhern Realitäten haben sich ihm zu wesenlosen Schemen und Schatten verflüchtigt, und die himmlische Welt ist ihm ein unbekanntes x. Die Erde genügt ihm vollkommen, und den Himmel kann er entbehren. Das ist in einigen Grundzügen der practische Materialismus,

\*) Vergleiche die treffenden Bemerkungen Vilmar's in dessen theol. Moral S. 304 ff.: Das Wohlgefallen an bloßen Worttönen, Wortklängen ist schon auf dem weltlichen Gebiete ein Zeichen des Verfalls desjenigen Volkskörpers, in welchem dasselbe erscheint. An sich trifft auch auf dem natürlichen Lebensgebiete das Wort mit der Sache zusammen, so daß jede Sache ihren eigenen Namen hat, und das ist die älteste Natur aller Sprachen, und kräftige Persönlichkeiten erneuern diese Eigenschaft der Sprache auch noch in späteren Zeiten. Nach und nach hört der Sinn für diese Eigenthümlichkeit in Folge der sogenannten Bildung auf... Es bildet sich eine förmliche Phrasologie aus in conventionellen Formeln, Floskeln und Darstellungen. Die Phrasologie wird zur Vielrednerei, zur Geschwägigkeit, zur Etschwägerei. Damit ist die Ausböhlerung der Menschenseele von allen irdischen, geschweige denn göttlichen Stoffen eingetreten. Sie ist lediglich der leeren Creatur des Wortes, dieser Erscheinung, die nichts als Erscheinung ist, hingegeben, so daß das Bemühen umsonst ist, ihr wieder einen Stoff, vollends einen göttlichen einzusflößen. Der Mensch will eben keinen Inhalt, er will bloße Worte. — Und eben das bloße Wort übt eine sehr große Gewalt über die Menschen aus; es ist des Teufels Kunst, welcher dem allmächtigen Gott sein Wort abgestohlen hat, wie Prometheus dem Zeus das Feuer... Fast jede Zeit, in welcher große Sünden durch die Welt gingen, hat irgend ein Wort oder mehrere Worte gehabt, welche wie zündende Blitze durch die Menge hindurchfuhren, und von denen sie wie von Zauberformeln beherrscht wurden. Nicht in sie einstimmen oder gar ihnen zu widersprechen, gilt für Wahnsinn, ja für Verbrechen an der Menschheit. — Die Wortlust und Wortwirksamkeit steigert sich unter Umständen zur Rednerei der Rohheit, der Brutalität, des Hohns gegen göttliche und menschliche Ordnung. Sie ist meist aus Stichwörtern der Masse zusammengesetzt, und hat selbst im Ausdruck der Stimme etwas Schreckhaftes, so daß sie oft wahrhaft grausenhaft anzuhören ist, und des Teufels Stimme aus dem Abgrunde nur zu deutlich vernehmen läßt. Das Entsetzlichste ist in der Christenheit, daß zu diesen Stichwörtern teuflischer Rhetorik nicht selten die eigens christlichen Worte gotteslästerlich gemißbraucht werden.



das Irdischgefinnetsein, wie es der Apostel nennt, welches, je größere Dimensionen es annimmt, die sittliche Volkskraft zerstört und einem Volke die Pshysognomie des dahinstreichenden Greisenalters aufdrückt. Denn wahrlich, der Ausspruch unsers Herrn läßt sich auch hierher ziehen: Der Mensch lebet nicht vom Brodte allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht. Der ganze Apparat des äußern irdischen Lebens sichert an und für sich einem Volke die Existenz nicht. Mag er äußerlich noch so correct, ja glänzend gestaltet sein, so ist er dennoch die Behausung des Todes, wenn keine sittliche Potenz, kein höherer Geist, kein heiliger Geist darinnen wohnt.\*)

Ich wende mich von dem practischen zum theoretischen Materialismus. Ueberall folgt die Theorie der Praxis, die Wissenschaft dem Zuge des Lebens. Dem sumpfigen Boden entsprossen Sumpfpflanzen und ein fauler Baum trägt arge Früchte. — Vor etwa 10 Jahren veröffentlichte ein namhafter französischer Philosoph, Bacherot, ein Werk, in welchem er auf 1300 Seiten bewies, daß Gott nicht existire. Der alte ontologische Beweis für das Dasein Gottes schloß also: „Die Welt ist unvollkommen. In unserm Geiste tragen wir aber die Idee des Vollkommenen, und da wir das Vollkommene nirgends in der Welt verwirklicht finden, so erheben wir uns zu der Idee eines vollkommenen Wesens, zu Gott.“ Diese Analyse ist aber falsch,

\*) Anmerkung des Verfassers: Wir haben zur Illustration unseres Gegenstandes das Beispiel Frankreichs gewählt, weil sich hier, so weit wir Menschen sittliche Zustände zu beurtheilen vermögen, alle Consequenzen des praktischen Materialismus am vollständigsten vollzogen haben. Uebrigens betonen wir noch einmal, was wir schon oben gesagt haben, daß unsere sittlichen Zustände mit jenen in gar mancher Beziehung eine große Aehnlichkeit und Verwandtschaft haben. Eine gewisse Schicht in unserer modernen Gesellschaft ist bis in die neueste Zeit nur allzu sehr beflissen gewesen, in den Fußstapfen unserer westlichen Nachbarn zu wandeln, die schlechten Seiten des französischen Wesens zu uns herüber zu pflanzen, und hier und da Zustände herbeizuführen, die den dortigen congruent sind. Auch bei uns hat sich ein furchtbarer Abfall von Gott vollzogen, eine Entkirchlichung und Entsittlichung, ein Cultus des Fleisches und der Materie (Prostitution und Mammonsdienst), daß wir wahrlich keinen Grund haben, uns über unser Nachbarvolk zu erheben. Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist jener nationale Pharisäismus, der auf Kosten Anderer sich nur selber glorificirt, seine Hände in Unschuld wäscht und blind ist gegen die eigenen Gebrechen. Dieser Pharisäismus grassirt unter uns wie eine böse Krankheit. Die Siege und Erfolge, die Gottes Barmherzigkeit uns gegeben, anstatt uns zur Demuth und Buße zu rufen, haben vielerwärts den Pharisäismus nur genährt und gekräftigt. Diesem gegenüber ist es dringende Pflicht, immer von Neuem an den ernststen Aufruf Luc. 13, 2—3 zu erinnern: Meinest Ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, bieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein! sondern wenn Ihr Euch nicht bessert, werdet Ihr alle auch also umkommen.

sagt Bacherot. Das Vollkommene ist eine Idee, ein Ideal. Es liegt aber eben im Begriff eines Ideals, nicht zu existiren. Existirte es, so wäre es nicht mehr Ideal. Ist Gott also vollkommen, so ist er nicht. Ist er, so ist er nicht vollkommen. Wunderliches Begriffsspiel! Wunderliche Lage, in welche das alte ontologische Argument hineingedrängt wird: Ist Gott vollkommen, so ist er nicht. — Ideen und Ideale, die dem menschlichen Geiste eingeboren sind, die ihm inhäriren, sind auch Realitäten. Aber unser Philosoph kann (um mit Laplace zu reden) die „Hypothese Gott“ für sein inneres Leben entbehren, und deshalb kommt nun seine Philosophie und beweist, daß nur dasjenige real sei, nur dasjenige Existenz habe, was er mit den Augen sehen und mit den Händen greifen kann.

Bacherot gehört nämlich einer philosophischen Schule an, die sich die positive nennt. Sie erkennt nichts an, was über die sinnliche Erfahrung hinausliegt. Sie verweist Gott aus der Gedankenwelt. In Beziehung auf alle höhern übersinnlichen Dinge huldigt sie einem vollendeten Skepticismus und Atheismus. Ihr Cultus ist der Mensch, der Menscheng Geist oder auch die Natur. Bei Gelegenheit verkündigt sie auch den vollgültigen Materialismus und sucht in den Atomen und deren Bewegung die Erklärung des Weltalls. — Die vornehmsten Vertreter der positiven Schule sind Comte und Littré. Auch Renan, dessen schlechtes Buch über das Leben Jesu eine so traurige Berühmtheit erhalten hat, gehört dieser Schule an. Renan und was sich um ihn scharrt, wirft sich auf Kritik, auf das Studium der Natur und Geschichte, namentlich der biblischen Geschichte, um die Thatfachen derselben kritisch oder vielmehr unkritisch aufzulösen — ich sage: unkritisch; denn was Renan treibt, ist keine Kritik, sondern es sind willkürliche Einfälle und Erdichtungen, wie sie die Phantasie des Dichters erfindet.

Bisweilen erheben sich diese modernen französischen Philosophen auf Höhen, wo die Luft ganz dünn wird und der Athem Einem ausgeht, wo sie anfangen zu deliriren und irre zu reden. So sagt unter anderm Taine, einer aus dieser Schule, um das Weltall ohne Gott vermittelt der reinen Idee zu erklären: „Die Welt besteht aus einem einzigen, untheilbaren Wesen, welches alle Wesen in sich begreift. Auf dem letzten Gipfel der Dinge, in der Höhe des lichten unerreichbaren Aethers ertönt das ewige Axiom, und der lang ausschlingende Schall dieser schöpferischen Formel bildet in endlosen Schwingungen die Unendlichkeit der Welt. Jede Form, jeder Wechsel, jede Bewegung, jede Idee ist eine seiner Rundgebungen.“

Man kann solche sinnlosen Tiraden auf sich beruhen lassen. Sie werden die Welt nicht erobern, sondern nur das Eigenthum einiger abstracter Köpfe bleiben, denen alles Gefühl für die einfache Wirklichkeit bis auf den letzten Rest abhanden gekommen ist.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 18. Februar.

N<sup>o</sup> 14.

## Der Idealismus des Christenthums.

Vortrag, gehalten im evangelischen Verein in Berlin.

(Schluß.)

Die alten französischen Sensualisten und Encyclopädisten vor hundert Jahren huldigten auch schon einem entschiedenen Atheismus und Materialismus. Sie huldigen ihm aber zum wenigsten auf eine verständliche Weise. Ihre Gedanken sind immerhin greifbar und faßbar. Die modernen dagegen, die sich in derselben Richtung bewegen, verlieren sich in ganz unverständliche Abstractionen, lösen alle realen Gedanken in Dunst und Nebel auf und schwimmen oben umher in dem Aether der reinen Idee, wie sie es nennen, d. h. aber in dem reinen Nichts. Ihre Worte, wenn sie von über sinnlichen Dingen reden, sind ganz leere Klänge, die keinen Inhalt haben. Es ist das aber immer ein Symptom geistiger Schwäche. Der abstracte Skepticismus und Nihilismus begegnet uns immer in denjenigen Epochen der Geschichte des Geistes, wo der Forschungstrieb seine Kraft verloren hatte, geistige Realitäten zu bewältigen, wo überhaupt das geistige Leben auf die Kniee ging und zur Impotenz herabsank.

Ich übergehe England, Italien und andere Länder, wo dieselben Doctrinen unter andern Namen aufgetreten sind und wende mich mit einigen Worten zu Deutschland. Hier sind wir auf einem bekannten Terrain. Nachdem Feuerbach in umfangreichen Schriften den Atheismus formulirt hatte und zu dem Resultat gekommen war, daß Gott ein leeres Irol, ein unwirkliches Gedankending sei, trat Büchner mit seinem Buche: „Kraft und Stoff“ auf, welches eine Masse von Auflagen erlebt hat, und that in der hochfahrendsten Weise alle philosophische Forschung in den Bann, erklärte die Seele für eine Eigenschaft des Körpers, ihre Thätigkeiten für Affectionen der Gehirnnerven, weshalb sie denn auch selbstverständlich mit dem Körper untergeht und „verfliegt wie Loderasche.“

Büchner will nur auf dem Boden der sinnlichen Erfahrung stehen. Er streicht die gesammte geistige, über sinnliche Welt rein aus. Ihm hat nichts Existenz, als die Materie und das Materielle, was man sehen und greifen kann. Dabei begegnen ihm freilich merkwürdige lapsus. Auf dem Boden der Erfahrung stehend, behauptet er gleichwohl ganz ungenirt: die Materie

sei ewig und die Welt unendlich. Ein geistreicher Kritiker\*) fragt ihn, wie lange er, der Dr. Büchner, gelebt haben müsse, um im Namen der Erfahrung aussprechen zu dürfen, daß die Materie ewig sei; oder welche Reisen er unternommen haben müsse, um auf dem Wege der Erfahrung die Unendlichkeit der Welt zu constatiren. Ewigkeit und Unendlichkeit sind bekanntlich metaphysische Begriffe, die der Dr. Büchner sämmtlich in den Bann gethan und geächtet hat und die doch hier wie ein deus ex machina plötzlich wieder auf den Plan kommen. Welch eine groste Inconsequenz!

Man kann Alles behaupten und es wird heutigen Tages Alles behauptet. Es giebt Existenzen, in denen die Gedanken ganz wild geworden sind, so daß sie uns wie furchterliche Zerrbilder ansehen. Ein deutscher Schriftsteller, Stirner, hat Energie genug, um aus allen materialistischen und atheistischen Systemen die letzten Consequenzen zu ziehen: „Alle europäischen Nationen, meint er, müssen untergehen, damit, wenn alle Bande gelöst und die letzten Gespenster der Religion verschwunden sind, der Mensch wieder seine volle Unabhängigkeit gewinne. Für den Menschen gebe es kein Heil, so lange er noch an einem Faden mit dem Himmel zusammenhänge. Ich bin, ruft er aus, das einzige Reale. Mir geht nichts über mich!“ — Die letzten Hüllen fallen. Der kalte nackte Egoismus setzt sich auf den Thron. Alle Tugend, alle Dankbarkeit, alle Liebe werden auf den Egoismus zurückgeführt. Ob der Mann sich wohl wohl fühlte in einer Welt, wo ausschließlich die nackte Selbstsucht das Regiment führte. Schade, daß er nicht zu den Zeiten des französischen Terrorismus gelebt hat, wo der Egoismus so unvergleichlich in Blüthe stand und einen rasenden Krieg Aller gegen Alle entzündet hatte. Da hätte er ja alle seine sittlichen und socialen Ideale verwirklicht gesehen.

Alle diese verschiedenen Doctrinen, wie sie in neuester Zeit unter verschiedenen Namen aufgetreten sind, sehen sich so ähnlich wie ein Ei dem andern und lassen sich auf die alte Formel zurückführen, die schon die heilige Schrift kennt: „Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir todt.“ Wir haben unser vollkommenes Genüge hier auf Erden, was kümmert uns Gott, Himmel, Ewigkeit? — Schließlich kommen alle fein gesponnenen Theorien auf diesen unsittlichen Gemeinplatz hinaus.

\*) Ernest Naville: Der himmlische Vater S. 120.



So viel ist gewiß, schlugen diese Doctrinen allgemein durch, würden sie allgemein practisch, lagerte sich die Wüste dieses skeptischen Nihilismus, dieser vollendeten Gottlosigkeit über die europäische Menschheit, es wäre der geistige Tod, es wäre das bestimmte Symptom einer sittlichen Verkommenheit und Erstorbenheit, welche unsere Existenz als weltgeschichtliches Volk in Frage stellte und uns dem gewissen Untergange entgegenführte.

Nun wollen wir uns aber den Glauben an die Menschheit nicht nehmen lassen. Viele Menschen sind noch besser, als die verderblichen Doctrinen und Theorien, denen sie huldigen und wenn sie unter gewissen Lebenserfahrungen einmal nüchtern werden und zur Selbstbesinnung kommen über alle Consequenzen, zu denen sie unerbittlich fortgerissen werden, so protestirt unwillkürlich ihr Herz und Gewissen und will sich nicht beugen unter die Theorie. — Lehrt z. B. der Materialismus, daß der Geist nur eine Eigenschaft der Materie oder eine Function leiblicher Organe sei, daß er keine Selbstständigkeit, keine Realität an und für sich habe; schreibt er nur der Materie und dem Materiellen eine selbständige Existenz zu, wo Alles nach absolut nothwendigen Naturgesetzen erfolgt, wo es keine Freiheit, kein freies Handeln giebt; — lehrt er und muß er lehren, daß das Laster und die flagrante Gottlosigkeit eben so nothwendig sei, als die aufopferndste Liebe und überhaupt die Tugend, — so wird es immerhin nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von emanzipirten Geistern geben, die sich mit vollem Bewußtsein zu allen diesen ethischen Consequenzen bekennen und ich zweifle nicht, es kommen auch für sie Lebenslagen, wo die Theorie zu Schanden wird, wo das Herz die Theorie durchbricht.

Das Menschenherz hat seine höhern Bedürfnisse, das Gewissen seine sittlichen Forderungen und das Gemüth seine Sehnsucht nach einem Etwas, was über der Sichtbarkeit, über dem Staube der Vergänglichkeit liegt.

Man sagt freilich, auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft habe das Herz, das Gewissen, das Gemüth nichts zu schaffen; hier führe einzig und allein die denkende Vernunft oder der scharf zergliedernde Verstand das Scepter, unbekümmert um alle jene Ansprüche, die die übrigen geistigen Kräfte erheben möchten. Wir können nur entgegnen, daß es eine schlechte Wissenschaft ist, die mit diesen Factoren des geistigen Lebens nicht rechnen will, daß diese Wissenschaft zum wenigsten eine ganz rohe Psychologie verräth. Was wir Herz, Gemüth, Gewissen nennen, sind gar mächtige Potenzen in uns, und spielen in unserm geistigen Leben eine weit größere Rolle, als eine gewisse Philosophie uns glauben machen möchte. Nein, in der That, „das Herz ist keine zufällige Beigabe, das Gewissen kein Vorurtheil, sie sind mit gleichem Rechte, wie der Gedanke, wesentliche Elemente unsrer geistigen Natur.“ Sie wirken auch mit bei allen geistigen Acten, namentlich wenn der menschliche Geist sich in das Gebiet höherer Wahrheiten versteigt. Sie können in einzelnen Persönlichkeiten in den Hintergrund gedrängt und zeitweise zum Schweigen gebracht werden, aber es kommen dann wieder Momente, wo sie mit Macht hervorbrec-

hen. Der ganzen Menschheit sie zweifelhaft machen zu wollen, die ganze Menschheit bereben zu wollen, Herz und Gewissen seien untergeordnete geistige Vermögen oder gar Täuschungen und Chimären, wird nimmer gelingen. Nun aber — das Herz mit seinen höhern Bedürfnissen, das Gewissen mit seinen sittlichen Forderungen, das Gemüth mit seinem Zuge nach oben, und auch die Vernunft mit ihren Fragen, die über das Gebiet sinnlicher Erfahrung hinausgehen — wo finden sie eine befriedigende Antwort? Ich sage mit gutem Recht: im Christenthum!

## II.

Man kann das Wesen des Christenthums verschieden bestimmen, je nach dem Gegensatz, den man dabei im Auge hat. Dem in Rede stehenden Materialismus gegenüber haben wir ein Recht, es als Idealismus zu bezeichnen. Das Christenthum erschließt uns nämlich eine höhere Ideal- und Geisteswelt, die ihrem eigenthümlichen Wesen nach völlig verschieden ist von der irdischen Welt, die aber nicht weniger als diese Dasein und Wirklichkeit hat. Es ist eine seiner Grundvoraussetzungen, daß der Menscheng Geist nicht ist eine bloße Eigenschaft des Leibes, daß seine Thätigkeiten nicht sind (wie die Kunstausdrücke lauten) bloße Phosphorescirungen des Gehirns oder bloße Affectionen leiblicher Organe. Sondern der Geist ist, ist ein Wesen an und für sich, steht zwar mit dem Leibe in dem engsten Zusammenhange und gebraucht ihn als sein Organ, um sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, wird endlich auch von ihm beeinflusst, so lange das Band zwischen beiden besteht, — aber durch alles dieses wird die selbständige Realität des Geistes nicht aufgehoben.

Nicht weniger bezeugt aber das Christenthum die wirkliche Existenz, das unzweifelhafte Vorhandensein einer überirdischen, übersinnlichen, himmlischen Welt. Es nimmt für sich in Anspruch, den Schleier von dieser unsichtbaren Welt hinweggezogen, die Decke gelüftet und sie uns geoffenbaret zu haben. — Der Materialismus will uns überreden: „Da droben ist nichts, es ist nur da ein leerer Raum, ein absolutes Vacuum. Wir tragen die Idee des Unendlichen bloß in unserm Geiste.“ Das Christenthum dagegen behauptet, daß den uns eingeborenen Ideen des Unendlichen und Uebersinnlichen etwas Objectives entspricht, daß etwas da ist. Es erfüllt den leeren Raum mit göttlichen Dingen und Wesenheiten, und es kann in dieser Beziehung dem materialistischen Nihilismus gegenüber, der die himmlische Welt verschwinden läßt und auslöscht, als Realismus im höheren Sinne bezeichnet werden.

Soweit ist das Christenthum der absolute Protest, der diametrale Gegensatz gegen den Materialismus. Die übersinnliche Ideal- und Geisteswelt — sie ist, ist da, und der Menschengeist ist das Gefäß, das Organ, sie zu fassen, sich damit zu erfüllen.

Wie geschieht das aber? Wie wird die höhere himmlische Welt unser Eigenthum, unser Besitz? Ich sage: das Christenthum beweiset uns das Dasein der himmlischen Dinge nicht,



was wir beweisen nennen im stringenten Sinne, wie man einen mathematischen Satz beweist. Es construirt sie nicht philosophisch, sondern es setzt sie und bezeugt sie. Es breitet die himmlische Welt vor unserm geistigen Auge aus und spricht: „So ist es!“ — Das ist es nun freilich, was eine gewisse Philosophie, ich kann auch sagen, was das gesammte moderne Bewußtsein dem Christenthum nicht vergeben kann, daß es nirgends den Versuch macht, sich uns logisch und mathematisch anzubeweisen. Aber eine einfache Erwägung wird uns lehren, daß es durchaus seinen Character verleugnen würde, wenn es einen derartigen Beweis antreten wollte. — Das Christenthum, wissen wir, ist seinem specifischen Wesen nach Religion. Religion aber ist eine Sache des tiefsten ethischen Lebens; und der Ort gleichsam, wo sie ihren Sitz hat, sind jene tiefsten Regionen unsers geistigen Wesens, was wir in unsrer Sprache nennen: Herz, Gemüth, Gefühl, Gewissen. An diese wendet sich das Christenthum in erster Linie, diese versetzt es in Schwingung und Bewegung. Es stellt an uns den Anspruch, daß wir uns den göttlichen Dingen, die es verkündigt und bezeugt hingeben, daß wir uns ihnen anschließen, daß wir sie auf uns wirken lassen. Diese Hingabe, dieses Sichöffnen der Seele für das Ueberfinnliche sind aber ethische Acte.

Es ist der innwendige Mensch des Herzens, der die höhere Geisteswelt des Christenthums in sich hineinzieht, sich damit erfüllt, der sie innerlich — erfährt.

Ein berühmter Theologe, der auch hier in den letzten Jahren seines Lebens seine Wirksamkeit hatte, sagte einmal: Der Beweis dafür, daß das Christenthum Wahrheit sei, wird sich allezeit nur stützen können auf jenen unmittelbaren Syllogismus des Herzens, den der Apostel nennt den Beweis des Geistes und der Kraft, und den wir nennen können den Beweis der innern lebendigen Herzenserfahrung, was die heilige Schrift bezeichnet mit dem Worte: Glauben. Auf der Erfahrung beruht das Verständniß, die Erkenntniß, das Begreifen. Wie wir ganz im Allgemeinen sagen können, daß der Mensch nur das begreift und versteht, was er erfahren hat, so gilt dies in Sachen des Christenthums in einem eminenten Sinne. Wer diesen Weg verschmäh't, wer mit der bloßen Logik das Christenthum meint erobern und erfassen zu können, unbekümmert um die sittlichen Anforderungen, die es an den Menschen stellt, dem ist nicht zu helfen. Er wird davor stehen bleiben, wie vor der räthselhaften Sphinx. Alles logische und philosophische Beweisen wird sich an ihm ebenso fruchtlos und vergeblich erweisen, wie wenn man einem Blinden die Herrlichkeit eines Frühlingsmorgens mit seinem Farbenglanz begreiflich machen wollte.

Man läßt also die himmlischen Dinge auf sich wirken. Man schließt sich ihnen auf. Man faßt sie ins Herz und Gemüth. Man versagt sich den erneuernden und heiligenden Einflüssen und Wirkungen nicht, die sie auf uns ausüben wollen. Man fängt an, sie zu lieben. Die Liebe macht dann den Geist hell. Es sinken die Hüllen und Schleier von den Geheimnissen der höhern Geisteswelt und man schaut je mehr und mehr von

einer Klarheit zur andern. Verfolgen wir diesen Weg noch etwas weiter.

Ich darf es wohl als eine allgemein zugestandene Wahrheit hinstellen: Es giebt kein Christenthum ohne Christum. Machen wir aber auch ganzen und vollen Ernst mit dieser Wahrheit! Ich sage: Christus ist das persönliche Christenthum. Auf der historischen Person Jesu von Nazareth steht es, in ihm ruht es. Er ist der Mittelpunkt, das Centrum, der Träger desselben. Er ist der Offenbarer und zugleich die Offenbarung jener unsichtbaren Welt, die uns im Christenthum erschlossen ist.

Wir haben das Lebensbild Christi in den Evangelien. Schon Rousseau hat es für psychologisch unmöglich erklärt, daß das Bild Jesu, dies Urbild absoluter Heiligkeit, dies Ideal sittlicher Vollkommenheit, wie es in den Evangelien vor uns steht, erfunden, erdacht, erfunden sein könne, daß es ein bloßes Product der Phantasie sei, ohne geschichtliche Realität zu haben. Hätten es die Apostel erdichtet und erdacht, so wäre das nur unter einer Voraussetzung möglich, nämlich, daß sie selbst heilige Menschen gewesen wären. Die antike Welt trägt sich auch mit dem Bilde eines Weisen. Platon zeichnet uns im Staate das Bild eines Gerechten. Aber immer hängt dem sittlichen Ideal, wie die antike Welt es zeichnete, ein Schatten, ja ein dunkler Schatten an. Warum? — Es fehlt ihr die Anschauung eines wirklichen heiligen Lebens. Was ihr fehlte, hatten die Jünger vor den Augen. In ruhigster Objectivität, schlicht, nüchtern, ohne eigene Reflexionen schreiben sie nieder, was sie gehört und gesehen, was sie, sagt Johannes, mit ihren Händen betastet haben. Ihre Darstellungen sind die getreuen Spiegelbilder der originalen Wirklichkeit. Durchweg ohne alle eigene Zuthat lassen sie Jesum handeln oder reden. Die Reden Jesu, seine Zeugnisse und besonders seine Selbstzeugnisse sind für unsern Zweck vor Allem von entscheidender Bedeutung und Wichtigkeit.

Ich greife ins Evangelium Johannis. Als Jesus seit seinem öffentlichen Auftreten zum ersten Male in Jerusalem war, da ging in stiller Nachtstunde der Phariseer Nicodemus zu ihm, dem mancherlei Fragen das Herz bewegten. Ihm hat Christus in jener Stunde manches merkwürdige Wort unter vier Augen gesagt, was jetzt öffentlich von den Dächern gepredigt wird. Als eins der wunderbarsten ist mir immer dieses erschienen: „Wir reden,“ spricht Christus, „was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben. Glaubet Ihr nicht, wenn ich Euch von irdischen Dingen sage, wie würdet Ihr glauben, wenn ich Euch von himmlischen Dingen sagen würde. Und Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder gekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist.“

Was bezeugt uns dies majestätische Wort? Zunächst, meine ich, die urgewisse Realität und das unzweifelhafte Dasein einer himmlischen Welt, erfüllt mit himmlischen Dingen und Wesenheiten. Christus bezeugt aber nicht minder mit einer unerschütterlichen Selbstgewißheit, daß er ein unmittelbares Wissen, eine unmittelbare Anschauung von diesen himm-



lischen Dingen habe. „Wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben.“ Wie das? Warum stehen die himmlischen Dinge vor seinem innern Geistesauge in unmittelbarer Gegenwart? Er sagt es selbst: Weil er im Himmel ist. Allerdings war und wird er sein im Himmel, aber er ist auch ununterbrochen im Himmel, auch da, wo er mit dem Nicodemus redete. Man merke nämlich: Der Himmel ist nach dem Sprachgebrauch der heiligen Schrift nicht bloß ein Ort, sondern auch ein Zustand. Ja, er ist ein Zustand, ehe er ein Ort ist. Er ist die wesentliche Gemeinschaft mit Gott, das Durchdrungen-sein, das Erfülltsein von der heiligen Gnadengegenwart Gottes, wie Christus dies ein anderes Mal ausdrückt: „Ich im Vater und der Vater in mir. Ich und der Vater sind eins. Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ Weil er also in dieser ununterbrochenen Einheit und Gemeinschaft mit dem Vater lebt, so ist er im Himmel. Denn wo Gott ist, da ist der Himmel.

Der Himmel ist also nicht ein jenseitiger geblieben. Gott und die göttlichen Dinge wohnen nicht in geistlicher Transcendenz jenseits der irdischen Welt, jenseits der Menschheit, sondern in Christo hat sich Himmel und Erde vermählt. Er ist der heilige Punkt, in welchem sich die Fülle der Gottheit in die Menschheit senkte, das heilige, reine Organ für die göttliche Lebensfülle. Ja wohl, das Christenthum ist Idealismus. Es greift über das Materielle, Sinnliche, Sichtbare hinaus in die höhere Geisteswelt, die mehr ist, als ein leerer Raum, deren Inhalt göttliche Realitäten sind, — die aber auch nicht in weltenweiter Ferne über uns steht, die vielmehr in Christo uns gegenwärtig geworden ist. Gott wird Mensch, das Wort wird Fleisch und wohnte oder zeltete unter uns. In Folge davon kann Christus von sich sagen: „Ich und der Vater sind eins. Wer mich siehet, der siehet den Vater.“ — Einheit mit dem Vater, Gemeinschaft mit Gott, im Vater und in Gott sein oder was damit identisch ist, im Himmel sein — das sind zunächst allgemeine Prädicate und Begriffe. Um sich ihren Inhalt lebendig zu vergegenwärtigen, muß man in den Reichthum und die Fülle des Lebens Christi im Einzelnen hineingehen, wie es in geschichtlicher Wirklichkeit und Wahrheit in den Evangelien vor uns steht. Was empfangen wir da für ein Bild?

Wir schauen in Christo (um mit dem Allgemeinen zu beginnen) die reinste Harmonie aller Seelenkräfte, eine allseitige Entwicklung aller geistigen Potenzen, die in jeder That seines innern und äußern Lebens zu einem harmonischen Accord zusammenklingen. In menschlichen Characteren überwiegt immer die eine Geisteskraft mehr oder weniger die andere, die eine tritt vor der andern in den Vordergrund und sie sind deshalb alle mit einer individuellen Einseitigkeit behaftet. In der Lebensfülle Christi sind dagegen alle Nuancen des geistigen Wesens vorhanden, alle mit gleicher Kraft in einander und auf einander wirkend. — In ihm ist das tiefste Gefühlsleben, das reichste Gemüth, und wiederum die schärfste Kraft des Denkens, der mit wunderbarem Geistesblick in die verwickeltsten Fragen hin-

eindringt und dabei mit den höchsten göttlichen Geheimnissen spielt nach der Kinder Weise. Beschaulichkeit und Thatkraft, feiernde Andacht und energisches Handeln, zarte Sinnigkeit und heldenmüthige Kühnheit, sanftmüthige Geduld und brennender Zorneifer, Kindesineffelt und männliche Kraft und Größe — alle diese verschiedenen Elemente sind in dem Seelenleben Christi immer in rechter Temperatur und Stimmung und werden getragen von dem einen Grundton seiner heiligen Gottes- und Menschenliebe.

Je länger und tiefer man sich in dieses Bild versenkt, desto überwältigender wird der Eindruck, daß man vor einem unbegreiflichen anbetungswürdigen Wunder stehe, welches nur und nimmer aus der Menschheit erklärt werden kann, sondern welches über die Menschheit hinausweist in die Ewigkeit, und eine Offenbarung der Ewigkeit ist.

Wir wissen Alle, wie unendlich fein und schmal die Grenze zwischen Gutem und Bösem ist, wie leicht das Böse sich am Guten gleichsam mit emporrannt, wie unvermerkt sich an die heiligsten Gedanken z. B. der leise Schatten der Sünde hängt, wie das Gute nur eine gewisse zarte Linie zu überschreiten braucht, um sofort ins Böse umzuschlagen. — Christus schreitet auf dieser schmalen Linie ununterbrochen hin, ohne jemals zu gleiten. Es ist bei ihm keine ängstliche Spannung jene Grenze innezuhalten. Es ist für ihn eine heilige Nothwendigkeit, die zugleich die höchste Freiheit ist. Seine mitfühlende Liebe ist so innig und tief, aber sie sinkt nie zu sittlicher Schlassheit herab. Seine sittliche Zucht, die er über Andere ausübt, ist so ernst, aber sie thut seiner Liebe keinen Eintrag. Er lobert auf hier und da im brennenden Zorneifer, aber dieser steigert sich nie zum sündlichen Zorn. Seine Demuth ruht auf innerer Kraft und Stärke, und sein Heldenthum ist immer in die tiefste Demuth getaucht, nirgend tritt das überraschender hervor, als in seiner Passion. Er giebt sich hin, er verleugnet sich selbst, er läßt sich werfen unter die Mißethäter — aber er verliert sich nicht, er hat sich immer vollkommen in seiner Gewalt. Wie die Sonne am Firmamente über den tobenden Gewässern steht, so steht er in erhabener Ruhe über dem bösen Beginnen der Menschen, ohne von den Umständen jemals überrascht, überwältigt oder betäubt zu werden. Seine Seele bleibt auch da der hellgeschliffene Spiegel, auch nicht vom leisesten Hauche der Sünde getrübt. Kurz, in ihm sind alle nur denkbaren Gegensätze der menschlichen Natur ewig versöhnt und jeder Act seines inneren und äußern Lebens ist ein harmonischer Zusammenklang dieser Gegensätze. Er ist deshalb auch nicht ein Mensch neben andern, sondern der Mensch, der Centralmensch, in dem die Idee der Menschheit sich verwirklicht hat.

Man vergegenwärtige sich dies Alles — wo ist der Schlüssel zu diesem Wunder seines Lebens, wenn nicht in dem Worte: „Ich im Vater und der Vater in mir!“ Er, das heilige Organ, in welches sich die Fülle göttlichen Lichts und Lebens ergossen! Seine Seele, immerdar gerichtet auf Gott, Lebend in



Gott, lebend im Himmel! Er selbst, seine Person die thatsächliche Offenbarung der höhern himmlischen Geisteswelt! Das ist der göttliche, ideale Hintergrund seines irdischen Lebens.

Ich sage nun aber weiter! Weil er im Vater ist, weil er ununterbrochen im Himmel ist, so ist nun auch sein Wissen von den himmlischen Dingen ein vollkommenes, und was er davon lehrt und verkündigt, ist die absolute Wahrheit. Man stellt an uns die Anforderung, die Wahrheit des Christenthums und der christlichen Lehren zu beweisen. Wir können nur entgegen: Christi Person garantirt seine Lehre. Diese empfängt ihre Legitimation von jener. Ich meine das so.

Im sündigen Menschen sind durch die Sünde alle Geisteskräfte in Unordnung gerathen. Denn die Kräfte des Geistes stehen unter einander in dem engsten und unzereißbarsten Zusammenhang. Verdunklungen im sittlichen Leben werfen ihren trüben Schatten auch auf das Erkenntnißvermögen, und seit der Mensch von Gott abgefallen ist, ist er auch dem Irrthum verfallen. Dies ist die wehmüthige Klage, in die freilich die hohen Geister des modernen Zeitbewußtseins nicht einstimmen, aber es ist eine Klage, die durch die ganze antike Welt tönt, daß die Wahrheit für den Menschen etwas Unerreichbares sei, daß der Irrthum sich immer wie ein trüber Schatten an die Wahrheit hänge und diese verdunkle. Ich vermuthete, daß die antike Welt tiefer in diese Sache hineingeschaut hat als die Ritter des modernen Zeitgeistes. Ihre Klage ist nur die Bestätigung des unwiderleglichen Satzes, daß die Wahrheit ihre Quelle hat in der Heiligkeit. Heilig aber, so haben wir erkannt, ist nur ein einziger gewesen. Deshalb kann er sprechen: Ich bin die Wahrheit und das Leben! — Er schauet in sich. Jemehr er auf dem Gange seiner gottmenschlischen Entwicklung sich selbst findet, findet er die Wahrheit. Er ist die persönliche Wahrheit. Seine Selbstverkündigungen, was er der Welt bezeugt von seiner Person, seinem Amte, seinem Werke u. s. w. sind nur die einzelnen Strahlen des innern Lichtes. Er schaut aber auch über sich. Was in Gottes Herzen von Ewigkeit wohnt, die Gedanken des Friedens über die sündige Welt, die Rathschlüsse der Gnade zum Heil der Welt, das selige Geheimniß der Erlösung, verborgen in Gott und kund gethan in der Erfüllung der Zeiten — welche Stellung er einnimmt in dem göttlichen Erlösungsplan, damit derselbe zu seiner Verwirklichung komme, sein Mittleramt, welches in den Thaten und Thatfachen seines Todes und seiner Auferstehung gipfelt — diese ewige Gotteswahrheit, wie sie das neue Testament in dem unendlichen Reichthum und der Fülle ihrer einzelnen Momente vor uns ausbreitet, sie stehet vor seinem Geistesauge immerdar in unmittelbarer Anschauung und Erfahrung. Er hat sie in göttlicher Selbstgewißheit. Er ist die Wahrheit und deshalb zeuget er

von der Wahrheit, nicht zwar denen, die Fragen der Neugier an ihn richten, sondern denen, die ein tieferes Herzensbedürfniß ihm entgegenbringen, und von der Frage aller Fragen bewegt werden: Was muß ich thun, daß ich selig werde?

Sein Zeugniß ist aber ausgegangen in die Welt. Von Christo hat sich ein heiliger Licht- und Lebensstrom durch die Menschheit ergossen. Der Mann von Nazareth hat sich das Herz der gläubigen Menschheit gewonnen. Sie können ihn nicht lassen. Ihm gehört die Liebe ihres Herzens. Wo seine Wahrheit die Herzen ergreift, wo das Christenthum sich Bahn brach, da hat es wie ein Sauerteig gewirkt und einen regenerirenden Einfluß auf die Völker ausgeübt. Die alte, in Nihilismus und Materialismus versunkene Welt hat es begraben, aber auf ihren Trümmern jenen neuen Geistesstempel errichtet, in dessen Hallen sich besonders die Völker des Abendlandes sammelten. Es hat, wo es eine Macht im Volksleben wurde, einen höhern idealen Zug in die Herzen gelegt, es hat ihnen die Richtung nach oben gegeben, und in ihnen den Trieb geweckt über das Materielle, über den Staub dieser Erde hinaus in jene ideale Geisteswelt, wo die Urbilder der Wahrheit, Schönheit und Heiligkeit wohnen. Nicht allein, daß es das sittliche Leben erneuert hat, es hat auch auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft überall befruchtend gewirkt, und hier zu jenen großen genialen Geisteserschöpfungen den Impuls gegeben, vor denen wir noch heute in stummer Bewunderung stehen.

Sollte das deutsche Volk, sollten die Völker des Abendlandes vergessen, aus welchem Felsen sie gehauen sind, vergessen, was ihnen ihre weltgeschichtliche Stellung gegeben hat? — So viel ist gewiß: eine solche Lebensmacht, wie früher, ist das Christenthum jetzt nicht mehr in unserm Volksleben. Es bildet höchstens nur noch ein Ferment darin. Es giebt Schriften in unsrer Culturwelt, welche die Devise tragen: Emancipation vom Christenthum! So manches Band, welches seit Jahrtausenden bestanden hat, lockert und löset sich jetzt. Staat und Kirche, Kirche und Schule, diese organisch verbundenen Institutionen, werden je mehr und mehr in die Lage gedrängt, sich den Abschied zu geben. Humanität und Humanitätsbestrebungen lassen die Religion in vieler Augen entbehrlich erscheinen. Nein, man kann nicht sagen, daß das Christenthum noch die Majoritäten in der Welt habe und die Massen beherrsche. Am Ende ist's auch begreiflich. Das Kreuz, sagt ein geistvoller Theologe, wird nur auf der Schädelstätte des natürlichen Lebens aufgerichtet. Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, und das höhere Leben des Geistes trägt hienieden immer in der einen oder andern Beziehung die Kreuzgestalt. Das ist es aber nicht, was die Massen begehren, sich immerdar in Christi Tod senken, das natürliche Leben zu verlieren, und das ewige zu ge-



winnen. Wo ihr Schatz ist, da ist ihr Herz. — Still und geräuschlos geht indeß das Reich Gottes seinen Gang durch die Welt, ohne Geschrei auf den Gassen zu erheben, angefochten, ringend, kämpfend, aber aus allen Anfechtungen immer neue Kraft ziehend. Die Zukunft gehört ihm doch, die lichte, selige Zukunft, wo das Kreuz sich in die Krone verwandelt und der Kampf sich zum Siege wendet. Dahin, auf diese Krone sollen Alle unverwandt blicken, die die Erscheinung des Herrn lieb haben, immerdar beherzigend die Mahnung des Apostels: Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist. Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden in der Herrlichkeit. — Der Herr schenke uns Allen diesen Sinn, der nach oben trachtet, der sich strecket zu dem, das da vorne ist und nachjagen dem vorgestreckten Ziele, dem Kleinode, welches vorhält die himmlische Berufung in Christo Jesu.

... e.

### Neu-Yorker Kirchenspiegel.

#### 6. Die Bischöflichen. (Episcopal Church.)

(Schluß.)

Im Jahre 1803 ward von ihr die St. Johnskirche begonnen, 1807 vollendet, sie kostete über 172,000 Doll. Diese schon früher erwähnte Kirche lag in einer morastigen, wenig bewohnten Gegend (Lispensard meadows); zwischen der Kirche und Broadway waren 6 Acres nicht lange zuvor der lutherischen Kirche von einem Freunde zum Geschenk gemacht worden, aber diese wollte das Geschenk nicht annehmen, weil das Land nicht so viel werth wäre, als die Kosten der Einzäunung ausmachten. Welche Kurzsichtigkeit! Dies Verfahren ist so recht charakteristisch für die in irdischen Dingen so unpraktische und von Katholiken wie Anglikanern in dieser Hinsicht bei weitem überflügelte deutsche lutherische Kirche Amerikas. Wäre das Geschenk damals angenommen worden, damals, wo der größte amerikanische Handelsherr, der Deutsche Johann Jacob Astor erklärte, er würde, wenn er es vermöchte, jeden Quadratfuß Landes auf Manhattan Island aufkaufen, und so viel er konnte, sein Wort auch ausführen, so brauchte die lutherische Kirche sich hier nicht so kümmerlich durchzuschlagen und hätte Mittel genug, die Massen der neuen Einwanderer sammt ihren Kindern in rechte kirchliche Pflege zu nehmen, statt daß sie nun das Meiste den Fremden überlassen muß. Jene sechs Acker sind jetzt Millionen werth. Die Trinitykirche war durch ihren großen Landbesitz in den Stand gesetzt, der St. Marcuskirche 150,000 Doll., der Gracekirche, welcher sie noch dazu 25 Bauplätze schenkte, 150,000 Doll., der St. Georgskirche 230,000 Doll. zuzuwenden, und wie viel sie für neue Kirchen und Kapellen in den verschiedenen Stadttheilen ausgegeben hat und noch ausgiebt, wer von den Nichteingeweihten vermöchte das genügend anzugeben. Im J. 1839

begann sie den Neubau ihrer eigenen Kirche, sieben Jahre dauerte der Bau; im Jahre 1846 ward die jetzige Trinitykirche eingeweiht; sie ist in gothischem Stil erbaut, 184 Fuß lang, 87 Fuß breit; der Thurm ist 284 Fuß hoch; sie kostete 358,629 Doll. Der Thurm steht gegenüber der Wallstraße und das herrliche Glockenspiel zeigt den Mammonsdienern in der Wallstraße die Vergänglichkeit des Lebens an. Innen ist die Kirche, wie überhaupt in New-York Sitte ist, prächtig eingerichtet; doch ist es nicht sowohl die Kostbarkeit, die besonders anzieht; die hohen nach oben schräg aufsteigenden Säulen und Bogen, das durch die mit Glasmalereien verzierten Fenster gedämpft einfallende Licht, der ausgeprägte kirchliche Charakter der inneren Einrichtung stimmen das Gemüth unwillkürlich feierlich; man fühlt es, man ist in einer Kirche; wehmüthig eilen die Gedanken von den weltlich geschäftsmäßig nach Art der Yankee eingerichteten deutschen Kirchen hin zu den mächtigen Domen des alten Vaterlands. Man fühlt im Anblick dessen, was die Bischöflichen besitzen, unwillkürlich die eigene Armiseligkeit; doch schwinden solche Empfindungen, sobald man daran denkt, daß Gottes reines Wort und Sakrament mehr werth ist, als alle solche äußerliche Pracht und daß grade die äußerlich imposanten kirchlichen Bauwerke des Mittelalters zugleich an den Verfall echter evangelischer Frömmigkeit erinnern. So ist es denn besonders das Aeußerliche, was die Menge nach Trinity hinzieht; der herrliche Chorgesang, das köstliche Orgelspiel veranlaßt Viele, soweit in die Stadt hinunterzufahren; während des musikalischen Theils des Gottesdienstes ist die Kirche gedrängt voll\*); sobald die Predigt beginnt, läuft der Haufe davon. Darum hat der jetzige Rektor angeordnet, sofort nach dem Gesang die Thüren zu schließen; die Leute, die nicht bleiben wollen, müssen sich nun schon während des Gesangs entfernen. Die Stimme der Prediger ist übrigens schlecht zu hören, auch haben sie alle keine kräftige Stimme, so daß man häufig sagt, sie könnten alles ebenso gut lateinisch abmachen; es versteht sie doch niemand; ich hörte, als ich neulich dort einem Gottesdienste beiwohnte, nur ein Wort deutlich, das war das Wort Amen. Der Rektor gehört zu den Ritualisten (High Churchmen), liebt Pomp und äußeres Ceremoniell, wenngleich er es nicht so schlimm macht als der Pastor der um ihres fast ganz römischen Rituals willen verrufenen St. Albanskirche. Wenn der Gottesdienst beginnt, kommt der Dirigent des Chors in langem schwarzem Gewande aus dem Ankleidezimmer, hinter ihm 40 bis 50 Männer und Knaben in weißen Ueberwürfen. Dann tritt der Rektor aus der Sakristei, ihm folgt ein Zug Geistlicher in den bekannten weißen Gewändern. Sobald die Prozession erscheint, erhebt sich die Versammlung und bleibt stehen, bis der Zug in die Altarschränke gekommen ist und sich gesetzt hat. Der Priester intonirt dann und der Chor singt die Responsorien; es wird viel

\*) Aehnlich ist es im Dom zu Berlin, wenn der Domchor singt. Der köstliche Gesang zieht viele hin, die eilig die Kirche verlassen, sobald die Predigt beginnt.



gesungen, der Psalter, der Glaube u. s. w. Das Volk hört und sieht zu, der Geistliche und der Chor machen Alles allein ab. Der jetzige Rektor ist sehr jung in seine so angesehene und einflussreiche Stellung gekommen. Der alte Rektor Berrian überließ nämlich die Sorge für die ausgedehnten und verwickelten weltlichen Geschäfte der Kirche seinen zahlreichen Hilfsgeistlichen; aber unter diesen fand sich nur einer, der an denselben Geschmach fand und sie wie ein Banquier verwaltete, der junge Sohn des bekannten Generals Dix. Er machte sich durch seine Geschäftskennntniß bei dem Kirchenrath beliebt und zuletzt unentbehrlich, so daß er wider Vermuthen, ja trotz des Einspruchs der anderen älteren Presbyteren zum Adjunkten des altersschwachen Rektors und nach dessen Tode in großer Eile zum Rektor erwählt wurde. Ohne Sang und Klang, ohne Zuhörerschaft oder Gottesdienst ward er sofort nach der Wahl installiert; mit den Vorstehern (wardens) ging er von dem Beamtenzimmer zur nördlichen Halle und von da zum Haupteingang; hier wurden ihm die Schlüssel der Kirche übergeben und die Ceremonie war beendet. Einer der angesehensten anglikanischen Bischöfe von New-York war Onderdonk, ein Hochkirchenmann und Ritualist. Doch wurde ihm Manches vorgeworfen, was wir Lutheraner ganz natürlich finden und seit alter Zeit beobachten: Richter auf dem Altar auch am Tage, Verbeugung bei dem Namen Jesu, Umwenden des Geistlichen zum Altar. Es gab viele Unzufriedene, der Streit kam zum Ausbruch, als Andrew Carey, den man für mehr römisch, als anglikanisch hielt, ordinirt werden sollte. Während der Feier erhoben sich zwei Rektoren, traten vor den Altar und protestirten feierlich gegen die Ordination. Der Bischof erklärte den Protest für leichtfertig und ordinirte den Candidaten. Gerade damals versammelte sich die Convention der Episkopalen vom Staate New-York; es erhoben sich hitzige Debatten; einer der fähigsten Richter des Staats und Freund des Bischofs, Oberichter Duer erhob sich um zu reden; der Bischof versagte das Wort, jener berief sich auf sein Recht; der Bischof donnerte: Sit down, Sir, sit down! Der Richter gehorchte, die Versammlung gerieth in die wildeste Aufregung, aber nun ging die Feindschaft gegen den Bischof erst recht an; er ward nach einem Jahre von dem Haus der Bischöfe seines Amtes entsetzt. Aber die Diöcese von New-York betrachtete ihn stets als Märtyrer; er wohnte stets in der bischöflichen Residenz in New-York, erhielt regelmäßig sein Gehalt und ward auf alle Weise geehrt. Einsam lebte er und zurückgezogen von der Welt; täglich ging er zur Kirche, rührend war es, den alten Mann mit langsamem zitterndem Schritt zum Altar von seinem Sitz aus gehen zu sehen, um, wie es seinem Range zukam, zuerst das h. Abendmahl zu empfangen. Alles Amtiren war ihm untersagt; vergeblich hoffte er auf Resitution; seine Feinde im Hause der Bischöfe waren zu mächtig. Der Gram beschleunigte sein Ende. Zu seinem Begräbniß drängte sich eine ungeheuere Menge; die Trinitykirche ließ ihm ein kostbares Marmordenkmal errichten. Der Künstler hat darauf eine giftige Schlange dargestellt, welche mit gif-

tigem Zahn auf den Bischof zuschießt, ein Symbol der Verleumdung, die ihn von seinem bischöflichen Throne stieß und ihn bis in das Grab verfolgte. — Der Kampf zwischen den Hoch- und Niederkirchlichen machte früher viel von sich reden und noch ist diese Bewegung nicht zum Abschluß gekommen. Der jüngere Tyng, Rektor der h. Dreieinigkeitskirche, war ein prominenter Führer der niederkirchlichen Richtung und wurde vielfach wegen seiner Freundschaft und Kanzelgemeinschaft mit den Dissentern angegriffen. Das Liebäugeln mit Griechen und Russen, welches in den Kirchenblättern oft erwähnt wurde, als ob wirklich eine Verbindung mit der griechischen Kirche erzielt werden könnte, die Versuche, mit der nordischen lutherischen von Bischöfen regierten Kirche, so wie mit den episkopal verfaßten mährischen Brüdern eine Vereinigung zu schließen haben wohl überhaupt mehr in den Wünschen hiesiger episkopaler Kirchenblätter existirt und größere Aufmerksamkeit erregt, als nöthig war. Denn wie in allen Dingen, so gilt auch von den kirchlichen, daß in dieser so aufgeregten, immer nach Neuem verlangenden Stadt die Phantasie leicht entzündet und Großes erwartet und voraus verkündigt, während die nüchterne Ueberlegung die Grundlosigkeit solcher Erwartungen leicht einsieht. — Die Episkopalen haben in der Stadt 70 Kirchen und noch vielleicht ein Duzend Missionsplätze; sie haben 89 Sonntagschulen mit 20,373 Kindern, während die Presbyterianer 66 mit 18,673, die Methodisten 61 mit 16,581, die Baptisten 44 mit 9263, die Reformirten 22 mit 5731 und wir Lutheraner, die wir billig so viel als die Episkopalen haben sollten nach Verhältniß der Bevölkerung, nur 15 mit 5169 Kindern haben. Die Katholiken haben freilich die größte Zahl von Schülern, 24,258 in 39 Sonntagschulen. Viele der schönsten episkopalen Kirchen liegen seltsamer Weise ganz dicht zusammen; so ist die schon früher genannte ritualistische St. Albanskirche an der Ecke von Lexington Avenue und der 47sten Straße nur etliche hundert Schritt von einer anderen in derselben Straße und der Madison Avenue entfernt; und in dieser Avenue liegen außerdem so manche, eine an der Ecke der 35sten Straße, an der der jüngere Tyng als Rektor steht (Church of the Holy Trinity), eine an der 28sten Straße, eine an der 25sten Straße, dabei ist nun die große St. Stephanskirche an der 29sten Straße und der von der Madison Avenue nur wenige Schritte entfernten Fünften Avenue.\*) Die große Calvarykirche an der Vierten Avenue und 21sten Straße hat eine blühende Mission in der 23sten Straße an der Dritten Avenue, also ganz nahe dabei. Nur wenige Schritte von der großen eben erwähnten St. Stephanskirche, wohin die Leute strömen, um für 10 Cents Eintrittsgeld schöne Musik und Chorgesänge zu hören, liegt neben der Fünften Avenue die Kirche

\*) Zur Orientirung bemerken wir, daß die parallel von Süden nach Norden laufenden breiten Straßen in der oberen Stadt Avenues, die von Osten nach Westen sie durchschneidenden aber Straßen heißen und einfach gezählt werden; eine Straße ist von der andern in der Regel 200 Fuß entfernt.



der Verkürzung (Transfiguration). In der 14ten Straße finden wir nahe der Vierten Avenue die stattliche Grace Chapel und in derselben Straße an der Sechsten Avenue wieder eine Kirche und zwar eine sehr große nebst schöner Rektorwohnung, wie überhaupt neben den meisten Episkopalkirchen die ansehnlichen, mitunter prachtvollen Pfarrhäuser stehen. In der 18ten Straße ganz nahe der Fünften Avenue steht wieder eine Kirche und an der 20sten Straße in der Sechsten Avenue wieder ein mächtiges Kirchengebäude nebst einer Klinik (Dispensary). Genug, manche Stadttheile und gerade die feinsten sind mit episkopalen Kirchen und Kapellen wie übersät und, wenn auch manche derselben leer genug sind, so werden die meisten doch sehr gut besucht und enthalten große Sonntagschulen. Der Gedanke liegt so nahe, wenn man die außerordentlichen Fortschritte dieser wie anderer Kirchenparteien ansieht, daß die feste kirchliche Organisation viel zu diesen Erfolgen beigetragen hat. Es ist wohl ganz gut der Individualität freien Raum zu lassen, in der Welt der Ideen sich zu bewegen und auf das innere Leben zu dringen, aber eine festere kirchliche Organisation thäte unserm in so viele autokratische Gemeinden geschiedenen und durch der Missouriynode sonderbare Lehre von den einzelnen Ortsgemeinden als höchstem Gericht und Inhaberin aller Kirchengewalt zum völligen Independentsmus neigenden lutherischen Zion gar sehr noth; wie viel durch die Zersplitterung der Kräfte, durch deutsche Uneinigkeit, Kleinigkeitskrämerei und Zänkerey verdorben ist, können wir nur mit Seufzen andeuten. Viele sehnen sich nach einer bischöflichen Verfassung unserer Kirche; wenn man die ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte und die Vortheile der naturgemäß entstandenen bischöflichen Verfassung in jener Zeit ansieht, so wie die großen Nachtheile, welche in den Jahrhunderten nach der Reformation die Aufhebung derselben gebracht hat, so können wir die hier zu Lande häufig ausgesprochene Sehnsucht nach Wiederaufrichtung des Episkopats wohl verstehen, dürfen es uns aber auch nicht verbergen, daß viele Schwierigkeiten, besonders die falschen Freiheitsgelüste solchem Unternehmen im Wege stehen; aber so wie es in der alten Zeit die Männer waren, welche durch ihre persönliche Bedeutung das Episkopat schufen, so liegt es auch jetzt vorzüglich daran, daß die rechten Männer von Gott erweckt werden; die Bischöfe werden sich dann leicht finden.

**Die Auferstehung des Herrn in zwei liturgischen Andachten.** Für den kirchlichen Gebrauch herausgegeben von Dr. L. Schöberlein. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1871. 10 Sgr.

Vor einem Jahre wurden die Passionsandachten desselben verehrten Verfassers angezeigt. (Die heilige Passion in sieben liturg. Andachten von Dr. L. S. ebendas. 24 Sgr., dazu das „Passionsbüchlein für die Gemeinde, 50 Expl. für 1½ Thlr.) Wir wollen zunächst an diese erinnern, in der Hoffnung, daß der Anklang, den diese Andachten gefunden haben, nicht verklingen wird, sondern daß sie eine Bleibstätte in unseren Gemeinden und ihren Gottesdiensten finden werden.

Wir reden nicht dem das Wort, daß der Gemeinde alte liturgische Formen, die ihrem Bewußtsein und ihrer Empfindung durchaus ungenießbar sind, aufgenöthigt werden sollen. Es giebt solche Formen, wie es auch solche alte Kirchenlieder und Gebete giebt; es giebt auch Formen, von unvergänglicher Schönheit, die aber zur Zeit noch nicht, und nicht überall eingeführt werden können. Man muß sich hüten, der Gemeinde Dinge zu bieten, und wenn es die werthvollsten wären, die sie noch nicht

tragen kann, für die noch kein Verständniß vorhanden ist. Dahin gehört hin und wieder das Singen des Pastors überhaupt, das Psalmwidern, die Litanei zc. Aber unverantwortlich ist es auch, wie viele, auch gläubige, orthodoxe Geistliche die Liturgie handhaben. In vielen Gemeinden fehlt der Sinn für den Altardienst und sie kommen nicht zur Liturgie, weil dem Geistlichen selbst Sinn und Verständniß für Liturgie fehlt, und er sie in hölzernster, geistloser, dürrer Weise abmacht. Das freie Gebet wird oft noch mit Wärme und Gefühl gehalten, das Vaterunser, der Glaube, die Altargebete, werden in einer Weise abgethan, die weder von Andacht zeugt noch Andacht erweckt. Wenn die Gemeinde dem Geistlichen die Andacht abmerkt, wird sich zu dem betenden Pfarrer auch die mitbetende Gemeinde finden. Wie mancher Pastor schiebt alle Arbeit um die Liturgie, alle Beschäftigung damit aus bloßer, schmachlicher Trägheit, geistlicher Trägheit, mit der kahlen Entschuldigung von sich ab, er habe keine Gabe dazu, die Gemeinde kein Bedürfniß. Es ist eine mühsame, aber edle Arbeit, Sinn, Verständniß und Bedürfniß dafür zu erwecken, sonderlich bei der Jugend. Es wird uns Pastoren selbst nicht leicht, da wir aus allem Verständniß gekommen sind, uns dasselbe wieder anzueignen; wir hören auf Universitäten wohl Liturgik, aber wer führt uns ins Verständniß der alten Liturgien; und weckt den Sinn dafür? Männer, wie der hochverehrte Verfasser der Passions-Andachten gehören zu den Seltenheiten. Es gehört allerwege Sammlung, Stille, Hingebung und Nüchternheit dazu, um in die Anfänge des Verständnisses und der Uebung unserer kirchlichen liturgischen Formen zu kommen. Aber es lohnt sich auch. Mag nun eine Gefahr darin liegen, alte jetzt ungenießbare Formen zu reoprästiren; man kann die Sache verkehrt anfangen und viel verderben. Aber es ist auch sehr übel, die alten Formen obenhin als ungenießbar zu verwerfen, und zu neuen Reizmitteln zu greifen, und liturgische Gottesdienste einzurichten, durch welche der verwöhnte, verweichlichte, profane, moderne musikalische Geschmack zwar gezügelt wird, aber auch unfähig gemacht wird für alle kirchliche keusche Schönheit unsrer Liturgie in ihren herrlichsten Formen. Das mag erbauliche Gefühle erregen, musikalischen Genuß bereiten, den inneren Menschen fördert und kräftigt es nicht. Das Einlegen solcher weichen, modernen Lieder und Melodien z. B. wie sie in vielen auch der besten geistlichen Liedersammlungen vorkommen, ist sehr bedenklich und hilft dazu, Geschmack und Sinn dem alten Kirchenliede zu entfremden. Die erwähnten Passionsandachten bieten gesunde Speise, und werden ohne Zweifel mit jedem Jahre dem, die sie braucht, lieber werden. Sie sind trefflich eingerichtet, für die einfachste Dorfkirche brauchbar, ebenso für Gemeinden in denen reicheres Material zur Anwendung kommen kann. Nöthig ist es allerdings durchaus, das Passionsbüchlein der Gemeinde in die Hand zu geben.

Einsender hat vor einer Reihe von Jahren in einer Landgemeinde gelebt, die über eine Quadratmeile hin zerstreut wohnte. Da war es oft schwer im Winter bei hohem Schnee zur Kirche zu kommen, und es kam darauf an, ob schon „Tritte“ seien. Auf solche „Tritte“ kommt überall viel an. Solche Tritte machen die oben in ihrem Titel vorgebrachten Osterandachten, zu denen das „Osterbüchlein für die Gemeinde,“ Göttingen ebend., Einzelpreis 1 Sgr., für 50 Exempl. 16 Sgr. gehört. Sie sind eine sehr willkommene Ergänzung der Passionsandachten. Wohl denen, die Freude daran haben, und denen, die sie in die Gemeinden bringen und in ihnen Sinn dafür und Freude daran pflanzen und pflegen.

B.

R. R.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 22. Februar.

N<sup>o</sup> 15.

## Die Parabel vom ungerechten Haushalter, mit Beziehung auf die christliche Vereinsthätigkeit unserer Zeit.

Zu den Stellen des neuen Testaments, über deren Auslegung, selbst unter den entschiedenen Freunden desselben, eine große Verschiedenheit herrscht, gehört unstreitig die Parabel vom ungerechten Haushalter. Der Grund aber, aus dem wir diesmal über dieselbe zu sprechen uns gedrungen fühlen, ist eine Erscheinung in der Gestaltung des christlichen Lebens unserer Zeit, die in unsern Augen eine immer gefährdendere wird und an einer, nach unserm Urtheil ganz und gar unrichtigen Deutung der genannten Parabel eine Stütze findet.

Es unterliegt nämlich zuerst keinem Zweifel und Widerspruch, daß ein sehr wesentlicher Zug in der christlichen Physiognomie unserer Zeit das immer weiter ausgebreitete und lavinenartig wachsende christliche Vereinswesen ist. Ebenso wenig aber kann es geleugnet werden, daß diese christlichen Vereinsbestrebungen in ihren ersten heiligen Anfängen echte Früchte der aus dem Glauben an Christum neu erwachten Liebe waren und, ohne damals irgendwie mit der Welt und ihrem Thun zu sympathisiren, im Gegentheil den unausbleiblichen Spott und Hohn derselben erfahren und tragen mußten. Jetzt schon seit Jahren stellt sich das Verhältniß beider zu einander völlig anders. Wie unter den Kindern dieser Welt das maßlose Schwärmen für alle möglichen Vereine an der Tagesordnung ist, so wächst auch die Zahl der christlichen Vereine mit jedem Jahre. Und gehen wir näher darauf ein, fragen wir nach der Ursache dieses ganz besonderen Zeichens unserer Zeit, so wird nicht selten uns darauf zur Antwort gegeben, das komme daher und geschehe deshalb, weil es heilige Christenpflicht sei, dem ungöttlichen Treiben und Gebahren der Kinder dieser Welt auf diese Weise — durch den Zusammentritt zu christlichen Vereinsbestrebungen — wirksam entgegenzutreten und die Spitze zu bieten. Es würden Aeußerungen und Antworten dieser Art freilich ganz anders, als es jetzt leider geschieht und geschehen kann, ins Gewicht fallen, wenn bei denjenigen, die also sprechen und demgemäß an immer mehreren christlichen Vereinen sich betheiligen, im Hinblick auf das Leben, das sie sonst führen, und auf den Zusammenhang, in dem sie mit- und untereinander stehen, sich wirklich die Liebe, die der Apostel

„das Band der Vollkommenheit“ und „des Gesetzes Erfüllung“ nennt, in vollem Maße fände. Auffallend genug aber stoßen wir leider größtentheils auf das volle Gegentheil davon. Diese unsere Zeit nämlich, die immer neue christliche Vereinsbestrebungen ins Leben ruft, ist zugleich — wie alle gläubigen Christen, die für die Zeichen der Zeit noch ein Auge haben, einstimmig bezeugen müssen — fast überall eine Zeit der traurigsten Auflösung aller Verhältnisse, was, Gott sei's geklagt, auch namentlich darin sich bestätigt, daß diejenigen Christen, die für immer neu hervortretende christliche Vereinsbestrebungen sich interessieren, ihr früheres Interesse für deren ältere Vorgänger meistens dergestalt verlieren, daß sie das Zusammensinken und Erschlaffen dieser letzteren ruhig mit ansehen und es geschehen lassen, daß die einstweilige Blüthe der neueren Bestrebungen eben in der Zertrümmerung und dem wachsenden Absterben der früheren ihre Wurzel hat. Kein Wunder, wenn die Kinder der Welt darnach auch den jetzt etwa noch blühenden neuen Vereinsbestrebungen der Christen keine eben lange Zukunft weissagen. Das weist aber, meinen wir, sehr deutlich darauf hin, daß die in so großer Zahl auftauchenden christlichen Vereine der jetzigen Zeit kaum im Vorhandensein eines gesunden, lebensfähigen und lebenskräftigen Christenthums begründet sein können; vielmehr als etwas anzusehen sind, was — christlich zwar gefärbt — dennoch aber — wenn meistens auch unbewußt — vorzugsweise in der Strömung seinen Ursprung hat, von der jetzt das Leben und Treiben der Kinder dieser Welt so ganz besonders stark ergriffen und durch die es zu einem sturmbelegten geworden ist. — Ach! es war in der That eine unvergeßlich köstliche Zeit — das wird jeder, der sie selbst erlebt und durchgemacht hat, bezeugen müssen — als es nach langer Zeit winterlicher Erstarrung unter den Todtengebeinen der erstorbenen Christenheit durch das Wehen des heiligen Geistes pfingstlich zu rauschen begann, als im Gegensatz zur Welt, die darüber vor Zorn außer sich werden wollte, die verhältnißmäßig wenigen Seelen, die dieses Leben schaffenden Odems an sich inne geworden waren, gleichwie mit Jesu Christo, ihrem gemeinsamen Haupte, so auch als dessen Glieder unter einander aufs Festeste verbunden zum Ausbau des Himmelreiches in der Nähe und in der Ferne Zusammenkünfte hielten und Vereine schlossen, die dem Geist der Kinder dieser Welt durchaus abhold und entgegengesetzt und eben deshalb von ihm gehaßt und angefeindet, je mehr sie sich des



göttlichen Segens zu erfreuen hatten, ihre wahrhaft göttliche Herkunft namentlich dadurch bekundeten, daß sie die Herzen derer, die dafür thätig waren, von Tag zu Tag fester mit einander zusammenschlossen. Zwar fehlte es damals an den meisten der jetzt zahlreich vorhandenen christlichen Vereine noch so gut wie ganz. Nur Bibel-, Missions- und Tractat-Vereine gab es damals — und daneben den christlichen Verein für das nördliche Deutschland, mit seinen segensreichen Büchlein. Vereinzelt stand die Rettungsanstalt des Grafen v. d. Reck und das Erziehungsinstitut des unvergeßlichen Inspectors Zeller zu Benggen da. Aber sie alle durchwehte ein und derselbe Geist und eben deshalb erkannten sie sich auch alle gegenseitig an und förderten sich alle durch gegenseitige Unterstützung der Interessen, die jeder von ihnen sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatte; keiner von ihnen lebte etwa davon, daß er seine Sympathie für die anderen einbüßte und verlor. Wie ist es jetzt aber damit leider völlig anders geworden! Während damals von Zersplitterung der Kräfte, deren Zusammenwirken gerade der Weltströmung gegenüber mehr als alles Andere Noth thut, keine Rede war, ist jetzt die Klage darüber an der Tagesordnung und umsonst sucht man bis jetzt nach dem Mittel, um diese immer drohender werdende Gefahr zu beschwören, während Andere dem schon eingerissenen Uebel dadurch abhelfen zu können wähnen, daß sie die ohnehin schon nicht mehr zu übersehende Zahl christlicher Vereine durch Entstehung immer neuer noch zu vermehren sich angelegen sein lassen, so daß die Zeit nicht fern zu sein scheint, in der der Feldzug gegen eine jede Sünde und Calamität der Zeit seinen besondern Verein mit Allem, was dazu nun einmal gehört, seinem besondern Statut, Comité, Jahresfest und Bericht haben wird, wahrlich aber nicht zur Erhöhung, sondern im Gegentheil, als Folge der davon unvermeidlichen Zersplitterung der Kräfte, zur Untergrabung der jedem Christen unerläßlich gebotenen Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird.

Es ist gewiß heilige Pflicht jedes ernstgesinnten und die Zeichen der Zeit prüfenden Christen, nach dem eigentlichen Grunde dieser Wendung der Dinge auf christlichem Gebiete zu fragen, zumal der obige Hinweis darauf, daß die große und immer größer werdende Zahl christlicher Vereine als ein Gegenbild dessen, was es der Art jetzt unter den Kindern dieser Welt giebt, zum großen Theil wenigstens als ein Product des Geistes dieser Zeit dasteht, zur Erklärung dieser wichtigen Thatsache schon deshalb nicht genügen kann, weil man sehr wohl fühlt, daß man dem unverkennbar Guten und Gottwohlgefälligen, was alle diese christlichen Vereine im Auge haben und verfolgen, Unrecht thun und zu nahe treten würde, wenn man sie etwa nur als ein Product des Geistes dieser Zeit ansehen wollte. Weit davon entfernt glauben wir im Gegentheil, daß alle, von denen sie ausgehen, der entschiedenen Meinung sind, daß sie durch den Gehorsam gegen das Wort des Herrn also zu thun verpflichtet seien. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß wirklich ein wohlbegründetes Verständniß Seines Wortes

diesem ihrem Thun zum Grunde liege. Waren denn z. B. nicht auch die ersten Anachoreten und Einsiedler der Meinung, daß sie in der Art, wie sie die Welt verließen und mit der Wüste vertauschten, dem Gebote des Herrn ein Genüge thäten? So glauben wir, daß die vorwaltende Neigung der Christenheit unserer Tage, daß wir nicht sagen: ihre Sucht, immer neue christliche Vereine zu bilden und darin ihre Kraft zu erschöpfen, namentlich in einer mißverständlichen Auffassung der überaus wichtigen Parabel von dem ungerechten Haushalter begründet sei, nicht als ob die bei den vielen christlichen Vereinen mehr oder weniger Betheiligten sich selbst dieses Zusammenhanges ihrer Thätigkeit lebhaft bewußt geworden wären, dennoch aber so, daß nichtsdestoweniger dieser Zusammenhang wirklich vorhanden ist und bei ihnen seine Früchte trägt. — Wir gehen nun dazu über, diesen Zusammenhang nachzuweisen, und haben daher zuerst die Pflicht, die Punkte zur Sprache zu bringen, in denen die eigentlichen Hauptmomente der genannten Parabel hinsichtlich ihrer Nutzenanwendung auf das Leben unserer Meinung nach enthalten sind.

Zuerst: Diese Parabel gehört zu denjenigen Worten, die der Herr — wie (Luc. 16, 1) ausdrücklich bemerkt wird — nicht wie andere zum versammelten Volke, sondern „zu Seinen Jüngern“ insonderheit sprach, zu denen er (Luc. 10, 23) gesagt hatte: „selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet; denn ich sage euch: viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und hören, das ihr höret, und haben es nicht gehört“, und (Luc. 8, 10) „euch ist es gegeben, zu wissen das Geheimniß des Reiches Gottes.“ Damit hängt denn zweitens die Tendenz dieser Parabel auf das Genaueste zusammen, wie dieselbe in demjenigen vorliegt, womit der Herr die eigentliche Nutzenanwendung derselben auf das Leben hervorzuheben beginnt, nämlich in dem 8. Verse, grade in dem Worte, welches den Auslegern so viele Scrupel gemacht hat und noch macht, „und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte.“ Nicht seiner Ungerechtigkeit, einem schändlichen Betruge, sondern seiner Umsicht und Klugheit, als einer an sich preiswürdigen Gabe, die dieser Mann in diesem Falle freilich für einen nichtswürdigen Zweck ausgebeutet und dadurch gemißbraucht hatte, zollt der Herr des Haushalters Anerkennung und Lob. Hierzu fügt Christus die bedeutungsvollen Worte: „denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts, **in ihrem Geschlecht.**“ Dies Wort des Herrn, so wie das, was unmittelbar darauf folgt: „und ich sage euch auch: machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten“, zeugt auf das Deutlichste davon, daß die eigentliche Absicht des Herrn bei dieser Parabel nichts Anderes ist, als seinen Jüngern die Klugheit, die ihnen dringend Noth thut, als eine heilige und unerläßliche Pflicht um so ernstlicher einzuschärfen, je mehr sie ihnen leider zu fehlen pflegt. Und wenn Er sie in Ansehung dieser Klugheit grade zu einem recht ausgemachten



Kinde dieser Welt in die Schule schießt, so geschieht es aus dem Grunde, weil die Kinder dieser Welt — was Klugheit anbetrifft — wenn freilich auch nur auf ihrem Gebiet — oder, wie der Herr es hier ausdrückt: in ihrem Geschlecht — ohne alle Widerrede die rechten Meister sind. Das aber, was die Jünger des Herrn als die Kinder des Lichts daraus lernen und dadurch gewinnen sollen — nichts Anderes ist's und kann es sein, als daß sie in Ansehung der Klugheit auf ihrem Gebiet von den Kindern dieser Welt sich fernerhin nicht übertreffen lassen, so daß Er durch diese Parabel eigentlich das Wort ihrem Herzen eindrücken will, was sie (Matth. 10, 16) von Ihm schon gehört hatten: „seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“, wovon die Worte des Apostels (Ephes. 5, 15): „so sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen“, und (Ephes. 5, 8. 9): „ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn, wandelt wie die Kinder des Lichts!“ Nachklänge sind. Durch die wichtigen Worte: „in ihrem Geschlecht“ hat der Herr für jeden, der dieselben gebührend erwägt, den Irrthum entschieden abgewehrt, als stimme Er ohne Weiteres dem Lobe bei, welches der Herr des Haushalters diesem letztern hier in der Parabel spendet, als stelle Er seinen Jüngern überhaupt Klugheit, gleichviel ob sie im Dienste Gottes oder der Sünde stehe, als etwas Erstrebenswerthes und als Muster auf, was um so weniger der Fall sein könnte, als auch das Lob, das der Herr des Haushalters der Klugheit dieses Menschen zu ertheilen sich gedrungen fühlt, ganz augenscheinlich von dem tiefsten Bedauern seinerseits darüber begleitet war, daß dieser Schalk die an sich herrliche Gabe, die er vor Andern besaß, für einen so schändlichen und nichtswürdigen Zweck gemißbraucht hatte. — Nach diesen Bemerkungen drängt sich uns um so unwiderstehlicher die Frage auf: „was ist's denn nun aber, was wir als Kinder des Lichts von der Klugheit des ungerechten Haushalters in seinem Geschlecht — als Klugheit in unserm Geschlecht zu lernen und zu befolgen haben?“ Haben wir die richtige Antwort auf diese Frage gefunden, dann wird es uns nicht schwer werden, darüber zu entscheiden, ob die Handlungsweise so vieler Christen unserer Zeit, namentlich in Ansehung der immer wachsenden Zahl christlicher Vereine, damit zusammenstimmt, demzufolge dann aber auch das rechte Mittel aufzufinden, durch das der immer drohender werdenden Gefahr dieser Erscheinung die rechte Abhilfe geschehen möge. —

Der ungerechte Haushalter, der lange Zeit gewissenlos das Gut seines Herrn durchgebracht hatte, mochte oft genug dabei — wie die Parabel es vermuthen läßt — von dem ihm anvertrauten Vermögen des Herrn gegen diesen oder jenen Schuldner desselben nach eigener Willkür den freigebigen Wohlthäter gespielt und dabei die Erfahrung gemacht haben, wie äußerst zugänglich und dankbar für Wohlthaten der Art, die doch eigentlich nichts Anderes, als Diebstahl und Veruntreuung des anvertrauten Gutes seines Herrn waren, die Kinder dieser Welt

sich zeigten. Und als nun endlich der Herr hinter die Schliche dieses Schalkes dergestalt gekommen, daß er ihm erklärt, er könne nun fernerhin nicht mehr Haushalter sein, sondern habe sich, falls er den Ungrund der gegen seine Verwaltung erhobenen Klagen nicht nachweisen könne, nunmehr für seines Amtes entsetzt anzusehen, da wacht der Haushalter aus seinen Träumen auf und sieht als ein allerdings kluger Mann ein, daß er auf dem von seinem Herrn verlangten Wege das für seine Nichtswürdigkeit ihm drohende Geschick von sich abzuwenden außer Stande sei. Er sieht ein, daß er die gegen ihn eingegangenen Klagen durch Ausflüchte zu entkräften und den Entschluß des Herrn, ihn von seinem Amte zu entfernen, rückgängig zu machen nicht vermögen werde. Das machte aber seine Lage zu einer in der That fast verzweifelden, und daß er nun in derselben dennoch, wie wir zu sagen pflegen, den Kopf nicht verlor, sondern nachdem er bei sich selbst gesprochen: „was soll ich thun? mein Herr nimmt das Amt von mir. Graben mag ich nicht“, den Lebensunterhalt mir aber an den Thüren zu erbetteln, dessen schäme ich mich, — dann alsbald ausrufte: „ich weiß wohl, was ich thun will, damit ich, wenn ich nun brot- und mittellos dastehe, dennoch Aufnahme und Versorgung in den Häusern derer finden möge, die ich mir verpflichtet habe, und die darin dann gegen mich sich erkenntlich und dankbar zu bezeugen Gelegenheit finden“, das zeugt davon, daß er in weltlicher Rücksicht ein mit Klugheit und Gewandtheit begabter Mann war. Beides: daß er den Umfang seiner Verschuldung und die Größe und Unabwendbarkeit der ihm drohenden Gefahr nicht unterschätzte, und zur Abwendung der letzteren das zureichend wirksame Mittel ausfindig zu machen versteht, das steht als ein Beweis seiner weltlichen Klugheit da.

„Seiner weltlichen Klugheit“ sagen wir; denn gehen wir auf das von ihm dazu ausgedachte und ausgeführte Mittel näher ein, so werden wir sein Verfahren kaum noch klug heißen mögen, sondern es im allerhöchsten Maße gewissenlos nennen, nach dem Maaß der heiligen Schrift gemessen also als Thorheit verwerfen müssen. Aber völlig abgesehen davon, daß ihn eine noch ganz andere Rechenschaft, als die vor seinem irdischen Herrn, nämlich die vor Gott, dem einigen Herzenskündiger und Richter, erwartete, so hatte er, wenn es ihm nur darauf ankam, sich hier auf Erden ein dauerndes Unterkommen zu verschaffen, das dazu ausreichende Mittel wirklich kluglich aufgefunden, und das ist's denn zunächst, dem sein bisheriger Herr, obgleich er selbst darunter leiden muß, dennoch Anerkennung und Lob nicht versagen kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ausspruch des Herrn Jesu: „die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts, in ihrem Geschlecht“, uns zunächst in Ansehung dieses ersten Punktes, was uns als Kinder des Lichts zu thun obliegt, zu diesem ungerechten Haushalter in die Schule schießt, von ihm zu lernen.

Das von ihm erfundene Mittel hat seine ganze Stärke in



der von ihm dabei gemachten Benutzung der Gemeinschaft: was ihm allein völlig unmöglich gewesen und geblieben wäre, daß weiß er durch die Gemeinschaft mit Andern zu erreichen. Die Art, wie er diese anwendet, zeigt, daß ihm das eigentliche Wesen der Gemeinschaft nicht verborgen ist, daß ihm dieselbe nicht etwa nur für eine überhaupt für diesen oder jenen Zweck zusammengebrachte größere Zahl von Menschen gilt, sondern von ihr eigentlich nur dann und da erst zu reden ist, wann und wo mehrere Menschen durch wirkliche Gesinnungseinheit auf das Festeste mit einander verbunden sind. Wir können das in dem vorliegenden Fall in die Worte zusammenfassen: dieser schlaue Mann kannte seine Leute genau und darum durfte er sicher auf sie rechnen und, weil er das durfte, so konnte er mit ihrer Hilfe seinen Zweck erreichen. Sämmtliche Schuldner seines Herrn gehen nämlich ohne alle Widerrede darauf ein, nach seinem Rath seinen Herrn mit Wissen und Willen auf das Schändlichste zu betrügen. Sie thun das unbedenklich deshalb, weil sie davon selbst zeitlichen Vortheil haben, und er gewinnt dadurch das, daß sie sich ihm dafür zum Dank verpflichtet fühlen und ihn, den vom Amt abgesetzten Mann, nachher in ihre Häuser aufnehmen. Seine Klugheit bestand also darin, daß er die Gemeinschaft mit Andern, die ihrer Gesinnung nach mit ihm eins waren, so zu benutzen verstand, daß ihm sein arges Werk gelang, das all seinem früheren schändlichen und gewissenlosen Treiben, so zu sagen, die Krone aufsetzte, ihn vollends erst zu einem unbesserlichen Schurken machte, der, weil es ihm für jeden Preis, nur um zeitliche Versorgung und Aufnahme in die Häuser der Schuldner seines Herrn zu thun war, keinen Gedanken an die ewigen Hütten hatte, auf die der Herr Jesus uns, als auf das eine Ziel, das wir, bei all unserm Thun, fest im Auge zu halten haben, hinweist, so daß er, der in diesem Falle, von seinem leidigen Standpunkte aus und für seinen nichtswürdigen Zweck, allerdings sehr angemessen und klug handelnde, und, in dieser Rücksicht, von seinem Herrn belobte Mann, dennoch vor **Gott** als der allerverwerflichste Thor dasteht. — Dies eben will der Herr hervorheben und uns zu bedenken geben, wenn Er spricht: „und ich sage auch euch: machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon — das heißt: laffet euch auch — gleichwie ihr es an diesem Manne, in diesem Fall, vor euch sehet — die Pflege der Gemeinschaft am Herzen liegen, freilich aber nicht für einen so nichtswürdigen Zweck, wie er es thut, sondern: auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. So spricht der Herr, und hat uns damit wahrlich genugsam gewiesen, was wir, als Kinder des Lichts, von diesem gottesvergessenen, aber klugen Menschen zu lernen, und zu befolgen haben. —

Vorausgesetzt nämlich, daß wir hinsichts des Zwecks, den wir bei unserm Thun im Auge haben, als Kinder des Lichts,

von diesem Kinde dieser Welt uns gründlich unterscheiden und darnach trachten, einst in die ewigen Hütten aufgenommen zu werden, sollen wir von ihm zuerst lernen, mit eben der Klugheit, mit der er für seinen Zweck es that, die Macht der Gemeinschaft für unsern Zweck, für unsern himmlischen Beruf, auszubeuten; sollen es nicht vergessen, daß der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebet ausdrücklich spricht: „auf daß sie Alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien,“ und dann hinzusetzt: „auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.“ Die festgeschlossene Einigkeit seiner Jünger mit Ihm und unter einander soll der Welt als eine Macht fühlbar werden, die nicht von dieser Welt, sondern himmlischen Ursprungs ist. Der ungerechte Haushalter hätte bei seinem Verfahren kein wahres Kind Gottes brauchen können, wohl aber half es ihm für seinen Zweck, daß er mit Leuten sich fest verband, die allesammt Kinder desselben Geistes waren, wie er, und je größer die Zahl dieser Menschen war, desto günstiger war es für ihn, um seinen Zweck zu erreichen. Die Welt schlägt eben mit der Zahl ihrer Genossen. Bei ihr heißt: der Weg ist breit, die Pforte weit. Viele sind es, die da gehen, aber, daß sie durch ihre Zahl imponirt, und ihre Sache fördert, das hat doch eigentlich darin seinen Grund, daß mehr, oder weniger Alle, die diese Zahl bilden, von einem und demselben, der Welt zu und Gott abgewandten Geiste besetzt und getrieben werden. Es hieße gewiß den Herrn gänzlich mißverstehen, wenn wir meinen wollten, unser Streben müsse vornehmlich darauf gerichtet sein, die Welt mit möglichst großen Zahlen schlagen zu können. Wäre das Ziel, dem wir nachjagen, irdisch, dann allerdings wäre solch Schlagen mit der Zahl wünschenswerth und ganz an seiner Stelle, ist aber nicht irdisch, sondern himmlisch, so lehrt uns die Geschichte des Himmelreichs von Anbeginn, daß wir darauf zu verzichten und vielmehr darauf zu sehen haben, daß diejenigen, mit denen wir im Interesse des Himmelreichs uns verbinden, ihrer Gesinnung nach — trotz aller ihnen noch anklebenden Schwachheit — dennoch wirkliche Zionsbürger und Gotteskinder durch den Glauben an Christum seien. Das numerische Uebergewicht der Welt schreckte den Herrn unseren Heiland so wenig, daß Er seinen wenigen Jüngern die göttliche Neubelebung der ganzen Welt getrost übergiebt, daß Er dahin, wo Er selbst nachkommen wollte, seine Jünger in sehr bescheidener Zahl, zu je Zween aussandte — und in gleicher Weise die Versicherung gab: wo Zwei oder Drei versammelt wären in Seinem Namen, da werde Er mitten unter ihnen sein.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 25. Februar.

N<sup>o</sup> 16.

## Die Parabel vom ungerechten Haushalter, mit Beziehung auf die christliche Vereinsthätigkeit unserer Zeit.

(Schluß.)

Wissen wir zwar sehr wohl, daß damit nicht in Abrede gestellt werden soll, daß auf der christlichen Gemeinschaft in weiterer Ausdehnung ebenfalls Sein Segen ruhen werde, jedenfalls werden wir es zu beachten haben, daß der Herr bei Ertheilung solcher Verheißungen es vorzog, bei kleinen, ja den kleinsten Zahlen stehen zu bleiben. \*) Jede nach außen hin zwar gleißende, innerlich aber unechte, wurmfressige Scheingemeinschaft haben wir also möglichst von uns abzuwehren. Wenn dagegen auch mit einigem Schein eingewandt werden könnte, daß uns die Prüfung der Geister, ob sie aus Gott seien — in apodictischer Weise doch nicht zustehe und jedes Nichten über Andere vom Uebel sei, so ist doch soviel andererseits gewiß, daß für uns als heilige Pflicht geschrieben steht: „prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!“ Wird damit der Betriebsfonds für christliche Zwecke vermindert, so liegt doch wiederum alles nicht an dem Umfang dieses Fonds, sondern an dem Segen, den der Herr dazu giebt, dem es auch immer gleich ist, durch Viel oder Wenig zu helfen, ja der am liebsten Seine größten Dinge gerade durch Weniges und Geringes wirkte, damit die Ehre davon Sein sei, und nicht der Menschen. Sehen wir nun aber das heutige christliche Vereinswesen darauf an, die große und immer größer werdende Zahl der christlichen Vereine — schlagen wir ihre Jahresberichte und in denselben die Verzeichnisse ihrer Mitglieder auf und vergleichen wir damit den Eindruck, der sonst in christlicher Rücksicht diese unsere Zeit auf uns leider macht, muß da nicht eine gerechte

\*) Für das hier nur Angebeutete vergleiche als weitere aus dem Leben gegriffene Bestätigung die von dem Missionsdirector Wangemann in Berlin herausgegebene „Denkschrift über Aufgabe, Arbeit, Segen und Bedürfnisse der Berliner Missionsgesellschaft gerichtet an alle Freunde des Reiches Gottes“ besonders S. 18: „man verlange also nicht 200 bis 300, nicht 20 bis 30, sondern die vom Herrn Jesu bestimmte Zahl, zwei oder drei wirklicher gläubiger Väter, oder Soldaten, die es gern sein und werden möchten.“

Wehmuth uns ergreifen, weil es uns unmöglich ist anzunehmen, daß die darin namentlich Aufgeführten auch nur der Mehrzahl nach von dem lebendigen Bewußtsein der heiligen Zwecke, die diese Vereine im Auge haben, wirklich durchdrungen sind? Wäre das der Fall, dann würde alles das, was zunächst das christliche Leben charakterisirt, nicht dergestalt darniederliegen, wie es jetzt leider der Fall ist, dann würden, die heut in solchem Namensverzeichnis aufgeführt stehn, nicht über ein Jahr darin wieder fehlen und von der kaum angetretenen Mitgliedschaft an solch einem Verein sich wieder zurückziehen. So aber wirds handgreiflich offenbar, daß solche Namensverzeichnisse ein festes Zusammenstehen der Vereinsglieder in einerlei Sinn und einerlei Meinung nach Christo keineswegs verbürgen und in der That es nur von großer Befangenheit und Geisteschwäche zeugt, wenn dessen ungeachtet so Vielen unter den heutigen Christen für das christliche Leben dadurch schon viel erreicht und gewonnen scheint, daß die Spalten solcher Namensverzeichnisse sich füllen, — wenn sie solche Scheingemeinschaft für die wirkliche, von Gott gewollte ansehen und das nach Außen hin dafür ins Werk gesetzte Werbegeschäft ihrerseits für das ausgeben wollen, was der Herr, namentlich durch die Parabel von dem ungerechten Haushalter, durch die Er auf die gewissenhafte Auskaufung der Gemeinschaft dringt, ihnen und uns Allen als klugen Kindern des Lichtes zur Pflicht macht.

Dahin gehört ferner die höchst traurige Erscheinung, daß die vielen christlichen Vereine ohne gegenseitige Rücksicht auf einander einer dem andern entgegenarbeiten, unter andern namentlich auch dadurch, daß sie die Stunden ihrer Zusammenkünfte gar oft so ansetzen, daß sie mit denen anderer, ebenfalls christlichen Vereine zusammenfallen, so daß diejenigen, die mehreren derselben als Mitglieder angehören, in der That nicht wissen, wohin sie gehen sollen, wodurch dann alsbald sich bei ihnen eine einseitige Vorliebe für den einen derselben und in Folge davon auch wohl das Wiederaufgeben ihrer Mitgliedschaft an den anderen oder auch ein Ueberdruß an dieser ganzen Vereinsthätigkeit überhaupt einstellt. \*) Da drängt sich uns die Frage auf, ob

\*) Vergl. die schon erwähnte Denkschrift Wangemanns von S. 25 an, wo, aus den Erfahrungen der evangelischen Missionsgesellschaft zu Berlin, die Beweise für das hier Gesagte zur Beherzigung vorgeführt werden. Es heißt daselbst: „Wenn also in Gegenden, wo noch kein Berliner Hilfsverein existirt, sich das Interesse auf diese Mission unter



daß die von dem Herrn gebotene Pflege der Gemeinschaft ist, ob die uns vorliegende Parabel von dem ungerechten Haushalter solch ein Thun etwa gut heißt und empfiehlt? Die egoistische Betreibung dieses oder jenes einzelnen Vereines, als wenn er allein, oder doch vorzüglich die vom Herrn uns gestellte Aufgabe christlicher Liebeshätigkeit ins Auge gefaßt hätte, droht dem gedeihlichen Fortgang der gesammten christlichen Vereinsthätigkeit mit ungleich größerer Gefahr, als aller noch so giftige Haß und Spott der Kinder dieser Welt.

Der ungerechte Haushalter erwarb sich die ihm nachher für seinen Zweck nützlich werdenden Freunde mit dem Gelde seines Herrn, das durch die Art, wie sie es von ihm annahmen, in ihren Händen den Namen des ungerechten Mammon doppelt und dreifach verdiente; dennoch hat der Herr ihn an dieser Stelle wohl nicht allein aus diesem Grunde also benannt, sondern zugleich deshalb, weil es schwerlich überhaupt Geld auf Erden geben möchte, an dem nicht irgendwelche Ungerechtigkeit klebt. Hierzu kommt noch, daß alles Geld, alles irdische Gut, eigentlich nur einen rechtmäßigen Besitzer hat, das ist Gott der Herr selbst, der allein das Recht hat zu sagen: „mein ist Beides: Silber und Gold.“ Jeder Mensch, der davon etwas hat, verdankt dasselbe Gott, und ist von Ihm nur als einseitiger Nießbraucher und Haushalter darüber eingesetzt. Fragen wir uns nun, ob wir stets unsern irdischen Besitz in diesem Sinne angesehen und verwaltet haben, so werden wir wohl Alle mehr oder weniger von unserm Gewissen die Verneinung dieser Frage vernehmen, und wenn der Herr hier den Mammon einen ungerechten nannte, uns selbst dadurch mit getroffen fühlen. — Dennoch aber können christliche Vereinsbestrebungen ohne den ungerechten Mammon nun einmal nicht betrieben werden, und wenn der Herr uns ausdrücklich gebietet, mit demselben uns Freunde zu machen, die einst, wenn wir darben, d. h. von allem irdischen Besitz in unserm Tode für immer scheiden müssen, uns aufnehmen mögen in die ewigen Hütten, so daß wir sie gewissermaßen als unsere Fouriere im Himmel anzusehen haben, so kann darüber unter uns kein Zweifel sein,

den Kohls in Ostindien lenkt, oder, wenn solche Missionsfreunde, die für die Berliner Mission arbeiten, unbeschadet ihrer gegen diese bereits eingegangenen Verpflichtungen und gegebenen Versprechungen, auch für die Kohls oder China arbeiten, so soll uns das lieb und werth sein. Aber um deswillen, daß dort jetzt mehr Seelen getauft werden, die Missionare, die auf die bereits eingegangenen Versprechungen der Hilfsvereine hin nach Africa gesandt sind, dem Hunger und der Noth aussetzen, dadurch, daß man ihnen ihr Gehalt entzieht, um es nach Indien zu senden, das erachten wir für nicht recht. Und wenn es sogar vorgekommen ist, daß einflußreiche Personen ihre Stellung dazu angewandt haben, um die Mitglieder eines Berliner Missions-Hilfsvereins diesem abwendig zu machen — so ist uns das ein tiefer Schmerz; wir haben auch keine Waffe dagegen, als daß wir solch Uebertreten des neunten und zehnten Gebots und die damit verbundene Schädigung unsers Missionswerks mit unsern Seufzern vor den Herrn bringen.“

daß es recht ist, wenn wir das leidige Geld für christliche Vereinszwecke anwenden. Wir müssen uns aber davor hüten, von der Größe der Summen, über die wir zu gebieten haben, den geringern oder größern Werth unsrer Thätigkeit in Gottes Augen abhängig zu machen. Diese falsche Tare pflegt dahin zu führen, daß wir das Anwerben möglichst Vieler für christliche Vereinsthätigkeit, auch solcher, deren Bethheiligung lediglich um ihres Standes und Vermögens willen wünschenswerth erscheint, dadurch hinlänglich rechtfertigen zu können meinen, daß ja dem Herrn auch ihr Geld von Rechts wegen gehöre, und es daher unsererseits kein Unrecht sei, sie zu gewinnen, daß auch sie etwas von ihrem Reichthum, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem Altar des Herrn opfern. Dabei vergißt man dann, was der Herr für alle Zeit Seinen Jüngern über die zwei Scherflein der armen Wittwe im Gegensatz zu dem Opfer der Reichen von ihrem Ueberfluß zu bedenken giebt, wonach der leidige Mammon eine höchst untergeordnete Stelle im Reiche Gottes einnimmt, dagegen die Gideonitische Taktik und Loosung: hie Schwert des Herrn und Gideon, Alles gilt. Will daher der Herr es allerdings haben, daß wir den ungerechten Mammon Seinem Himmelreiche zum Opfer bringen, so ist doch nichts weniger, als das Seine Meinung, daß derselbe irgendwie an und für sich das eigentliche Betriebscapital für die Zwecke Seines Himmelreichs sei, und daß daher die möglichst umfangreiche Vergrößerung dieses Capitals — und was damit unerläßlich zusammenhängt, die äußerliche Vermehrung der beitragenden Vereinsmitglieder, das Hauptaugenmerk unsrer Thätigkeit sein solle und müsse. — Was wir demnach von all den Kunstgriffen zu halten haben, durch die heutigen Tages nicht nur die Weltkinder, sondern auch die Christen, um ihre Vereinsthätigkeit im Schwung zu erhalten und zu erweitern, Geld und wieder Geld herbeizuschaffen suchen, das ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß es alles dessen gar nicht bedürfen würde, wenn die Glut der echten Liebe Christi in den Christen selbst nicht in so hohem Grade, als es leider der Fall ist, erloschen wäre, und können uns weder dazu verstehen, diese Kunstgriffe irgendwie für einen Ersatz derselben anzusehen, noch der Hoffnung uns hingeben, daß durch dieselben die gesunkene Flamme der echten christlichen Liebe wieder werde angefacht werden. Gefällt es aber dem heiligen Geist dieses Wunder zu thun und heilige Liebe zu entzünden, so wird eine Menge fröhlicher Geber auf der Schwelle des Himmelreichs aus allen Ständen sich einfinden, und es wird ihnen abzufühlen sein, daß bei ihren Gaben und Opfern ihnen einzig und allein das am Herzen liegt, daß, wie sie selbst, so auch ihre Brüder und Schwestern den Eingang in die ewigen Hütten finden. Der Herr wirds dann ihren Gaben an seinem Segen nicht fehlen lassen. Himmlische Freunde wird Er sie mittelbar durch ihre Gaben gewinnen lassen, die sie dereinst aufnehmen werden in die ewigen Hütten.

Aus dem Gesagten ergiebt sich nun Folgendes: 1. In Anerkennung dessen, daß der Herr durch diese Parabel uns den



überaus großen Werth der Gemeinschaftspflege in Sachen Seines Himmelreichs auf die Seele bindet, liege es uns vor allem Andern am Herzen, das eigentliche Wesen der christlichen Gemeinschaft uns stets gegenwärtig zu halten, damit wir ja nicht den bloßen Schein derselben mit ihr verwechseln.

2. Bei steter Geltendmachung des heiligen Zwecks, den ein christlicher Verein zu erreichen strebt, bleibe jedes andere Mittel der Ueberredung oder sonstiger Veranlassung zum Beitritt von uns fern, damit niemand ohne recht zu wissen und zu wollen, was der Verein erstrebt, sich von uns zum Beitritt irgendwie gebrängt und genöthigt fühle.

3. Man gebe zu erkennen, daß man es nicht auf eine möglichst große Zahl von Mitgliedern, sondern darauf abgesehen habe, daß möglichst ein und derselbe christliche Geist die immerhin auch nur geringe Zahl der Vereinsglieder durchdringe.

4. Man denke nicht sowohl auf möglichst große Erweiterung der christlichen Vereinsthätigkeit, als vielmehr auf heilsame Beschränkung derselben und auf die damit zusammenhängende Treue im Kleinen, womit denn am ehesten das rechte Warten und Achten auf die Winke Hand in Hand gehen wird, die nicht unser voreiliges Meinen und Wünschen, sondern der Herr selbst darüber giebt, wann, wie und bis wie weit wir etwa unsere Thätigkeit ausdehnen und erweitern sollen.<sup>1</sup>

5. Nie komme es uns bei, neue christliche Vereine auf Kosten der früher vorhandenen zu gründen, im Gegentheil, das Wort in der Offenbarung: „seid wacker und stärket das Andere, das sterben will!“ halte uns vor solchem, Gott gewiß nur mißfälligen Beginnen allezeit fern und erwecke uns dazu, die jedem christlichen Verein schulbige zarte Rücksichtnahme nie aus den Augen zu setzen.

6. Das zur Betreibung christlicher Vereinszwecke allerdings notwendige Geld behalte in unsern Augen allezeit die untergeordnete Stelle, die Gott selbst ihm in Sachen Seines Reiches angewiesen hat. Der geringere Umfang der Mittel trübe niemals unsere Freudigkeit, diesem oder jenem christlichen Vereine anzugehören, da wir wissen, daß Gold und Silber dem gehört, in dessen Namen und zu dessen Verherrlichung wir hier in der Arbeit stehen, und der am Besten weiß, wann und von woher Er die nothwendigen Mittel in reicher Fülle flüssig machen kann und wird.

7. Der einzige und letzte Zweck aller christlichen Vereinsthätigkeit: dem Himmelreich Glieder zu erwerben, die als unsere Freunde, wenn sie im Glauben an den Herrn Jesum Christum vor uns hingegangen sind, auch uns einst aufnehmen mögen in die ewigen Hütten — der werde uns durch nichts von dieser Welt verdunkelt, sondern sei und bleibe für alles, was wir thun und treiben, die eine helle Leuchte für und für.

D—g.

W...ch.

## Eine Stimme aus Bayern über den Religionsunterricht in der Schule.

In einer höchst traurigen Lage befindet sich ein großer Theil der evangelischen Geistlichkeit in Unterfranken. Bekanntlich wurde im Jahr 1869 dem bayerischen Landtage ein neues Schulgesetz vorgelegt; dasselbe wurde von der Kammer der Abgeordneten angenommen, von der Kammer der Reichsräthe aber verworfen. Bald vernahm man aus liberalen Blättern, daß die Regierung sich vorgenommen habe, das was sie nicht auf gesetzlichem Wege habe durchführen können, auf dem administrativen Wege durchzusetzen. Dem Kreise Unterfranken war es nun vorbehalten, im Jahre 1870 eine neue Schulordnung zu erhalten, welche ganz im Sinne des gescheiterten Gesetzesentwurfs als ein Uebergang zur confessionslosen Schule erachtet werden muß. Ohne das mancherlei Gute, welches dieser neuen Schulordnung eigen ist, zu verkennen, darf doch behauptet werden, daß sie den Grundsätzen der evangelischen Kirche über Religionsunterricht völlig widerspricht. Wir suchen diesen von uns erhobenen schweren Vorwurf in folgender Weise zu erhärten.

In dem Erlaß des Kgl. Oberconsistoriums vom 8. Juli 1836 „allgemeine Bestimmungen über Einrichtung des Religionsunterrichts in Kirchen und Schulen betr.“ lesen wir § 9: „Der in einigen Berichten aufgenommene Antrag, den Schullehrern allen Antheil am Religionsunterricht zu entziehen und denselben gänzlich an die Pfarrer zu überweisen ist ebenso **unausführbar, als er ausgeführt zum größten Nachtheil für die Kirche gereichen müßte.** Die Schullehrer sind als Religionslehrer Diener der Kirche wie die Geistlichen und anstatt sie dem kirchlichen Zwecke zu entfremden, ist vielmehr sorgfältigst darauf zu sehen, sie für denselben möglichst zu gewinnen, die unnatürliche, für den Staat wie für die Kirche gleich verderbliche Spaltung zwischen Kirche und Schule auszugleichen und den Wahn zu vertilgen, als könne ein Lehrer an einer christlichen Schule seiner Pflicht genügen, ohne selbst christlich gesinnt zu sein und christliche Gesinnung und Erkenntniß unter der Jugend zu befördern.“ Wer wollte mit diesen weisheitsvollen Worten nicht einverstanden sein? Die evangelische Schule, wie sie aus dem eigensten Wesen der evangelischen Kirche hervorgegangen ist, hat nicht bloß den Beruf, die Jugend zu unterrichten, sondern auch die Kammlein Jesu zu weiden zum ewigen Leben. Als Hauptmittel, diese Aufgabe zu erreichen, dient der Religionsunterricht. Der Lehrer der Schule muß zur Ertheilung desselben befähigt sein und die Kirche erachtet es für einen großen unsäglichen Schaden, wenn die Lehrer der Schule selbst diese Aufgabe von sich weisen, oder ihnen diese Aufgabe entzogen wird. Was geschieht nun im Jahr 1870? Es erscheint ein neuer Schulplan in Unterfranken, der sich über den Religionsunterricht also ausspricht: „Der Religionsunterricht ist in den katholischen Schulen nach dem Diöcesan-Katechismus, in den protestantischen Schulen nach den von dem königl. prot. Consistorium ertheilten Vorschriften



in der Regel durch die Pfarrgeistlichkeit zu erteilen.“ Nur in besonderen Fällen darf auf gehörig motivierten pfarramtlichen Antrag dem Lehrer die theilweise, unter Umständen gänzliche Vertretung übertragen werden, wie die neue Schulordnung im Weistern besagt. Diese neue Schulordnung wurde dem Königl. Consistorium Bayreuth vorgelegt und von ihm vollständig anerkannt; am 6. Januar 1871 wurde von demselben an die prot. Geistlichen in Unterfranken der Auftrag gegeben, die Anordnungen dieser Schulordnung genau zu befolgen und folgende Ansicht über dieselbe kundzugeben. „Die bestehenden Vorschriften über die Zahl der Religionsstunden und über den in den deutschen Schulen zu behandelnden Lehrstoff in der Heilslehre sind in dieser Lehrordnung eingehalten, so daß die unterfertigte Stelle die Geistlichen wiederholt dringend auffordert, als Religionslehrer ihren Obliegenheiten gewissenhaft nachzukommen und die wohlwollenden Absichten der königlichen Kreisregierung auf eine gesteigerte intellectuelle Bildung der Jugend dadurch kräftigt zu unterstützen, daß durch eine wahrhaft christliche, vom Geist der protestantischen Kirche genährte Erziehung der Jugend die Volksschule ihrem Ziele gleichmäßig zu unterrichten und zu erziehen, immer näher gebracht werde.“ Dabei wird aber mit keinem einzigen Worte jene principielle Frage angedeutet, ob denn nach Ansicht der evangelischen Kirche der gesammte Religionsunterricht der Pfarrgeistlichkeit in der Schule zugewiesen werden dürfe, ob diese Anordnung nicht, wie obiger Oberconsistorialerlaß gewiß unter Zustimmung des größten Theils der Glieder der evangel. Kirche angiebt, unausführbar und ausgeführt zum größten Nachtheil für die Kirche gereichen müßte. Bei der letzten Generalsynode des Jahres 1869 erklärte der Dirigent von Harleß, als die Weigerung der prot. Schullehrer in Augsburg, den religiösen Memorirstoff in der Schule einzubringen, behandelt wurde: „das Kirchenregiment werde diese Sache nicht ruhen lassen und bei Aufrechthaltung des ihm zustehenden Rechts sei es ihm in diesem Falle nur um das Interesse der evangel. Volksschule zu thun. Man habe in vielen Kreisen Mühe, das specifisch prot. Interesse in dieser Sache zu begreifen, man könne nicht verstehen, daß den Religionsunterricht in der Schule Einer erteilen könne, der nicht die geistliche Weihe hat; uns aber sind die prot. Lehrer gleichstehende Gehilfen im Religionsunterrichte; wir kennen nicht diesen Unterschied zwischen Alexikalen und Laien; wir wollen die Lehrer bei ihrem Scepter lassen, wie so treffend gesagt wurde.“ Protokoll der siebenten Sitzung der Generalsynode von 1869. Sollte man es für möglich halten, daß schon im Jahre 1870 von einer evangelischen Oberbehörde eine Schulordnung empfohlen und gebilligt wird, welche dem Grundsatz der evangelischen Kirche: der Religionsunterricht ist nicht bloß durch die Geistlichen, sondern auch durch die Volksschullehrer zu erteilen, so völlig widerspricht?

## Der Darmstädter Entwurf einer Kirchenverfassung.

Der Berichterstatter der Ev. K. Z. aus dem Großherzogthum Hessen hat in seinen Berichten über die Thätigkeit und Unthätigkeit seines Kirchenregimentes den realen Verhältnissen entsprechend nur Nachstücke geben können; nur selten war in seinen Bildern ein leichter Streifen Morgendämmerung zu sehen. Auch das letzte Referat in Nr. 95 von 1870 zeigt uns das gewohnte nächtliche Dunkel. „Nirgends eine feste Hand, ein klares Princip, ein gesicherter Rechtsgrund.“ Das Kirchenregiment in Darmstadt geht nicht voran und führt nicht voran, es wird vorangeschoben. Da mit einem Male, so überraschend als die Veröffentlichung des Kirchenverfassungsentwurfs im Darmstädter Regierungsblatt zu einer Zeit, in welcher man von Sedan und Straßburg, Metz und Paris sprach, des Berichterstatters überraschendes Bild kirchlichen Morgenrothes: Nebel und Schatten zwar noch in den Niederungen der neuen Presbyterial- und Synodalordnung, aber auf den Höhen der Landesynode das Leuchten hellen Morgenlichts. „Welches Wunder begiebt sich?“ Ist in Hessen-Darmstadt ein Systemwechsel erfolgt, sind wichtige Veränderungen in der Besetzung der Kirchenbehörden vorgekommen, ist eine Cabinetsordre zu Gunsten der lutherischen Kirche erschienen? Nichts von alledem. Es ist alles beim Alten geblieben: Keine Personalveränderung, keine Aenderung in der Praxis. Während sich das Kirchenregiment mit dem Entwurf einer neuen Kirchenverfassung beschäftigt und den Passus vom „unantastbaren Bekenntniß“ redigirt, hat es dem lutherischen Pfarrer Bingmann in Höchst an der Rhoder verboten, seine Gemeinde auf den Titelbogen der Kirchenbücher als eine „evangelisch-lutherische“ zu bezeichnen. Pfarrer Bingmann blieb fest und war, im Gegensatz zu anderen, nachgiebigen, in gleicher Weise gemäßregelten Geistlichen, zum Aeußersten entschlossen. Der Großherzog hat gegen Ministerium und Oberconsistorium zu Gunsten Bingmanns entschieden. Der völlig isolirt gewesene Pfarrer B. hat damit einen Sieg errungen, welcher den treuen Geistlichen der ganzen lutherischen Kirche Hessens zu Gute kommt. Diese dem Berichterstatter ohne Zweifel bekannte Angelegenheit hätte allein genügen können, um ihn an das timeo Danaos et dona ferentes zu erinnern. Es mag richtig sein, daß der Verfassungsentwurf „über Erwarten gut“ ausgefallen ist, damit ist aber noch nicht gesagt, daß er für die luth. Kirche auch nur einigermaßen gut sei oder daß man erwarten könne, es werde von einigen schönklingenden Phrasen über das kirchliche Bekenntniß zu einem thatsächlich kirchlichen Regieren und zu desfallsigen Verfassungsnormen übergegangen werden. Die „hoch erfreulich“ genannte Bestimmung über die sich aus der Generalsynode heraussetzende (lutherische) Spezialsynode, welche die von der Lehre und Liturgie handelnden Angelegenheiten für die Confessionsgemeinschaft zu ordnen hat, löst sich, nüchtern und an der Hand der



Erfahrung betrachtet, in eitel Dunst auf. Einestheils ist nämlich nicht die geringste sichere Aussicht dafür geboten, daß die Generalsynode wirklich Lutheraner zu ihren Mitgliedern zählen wird. — Die Dekanatsynoden, welche diese Mitglieder wählen, können aus den Evangelischen des ganzen Landes, also auch aus der unirten Provinz Rheinhessen wählen und die Gewählten sind Vertreter der ganzen Landeskirche — und andernteils wird es stets vom Kirchenregiment abhängen, ob es — vorausgesetzt, daß der Satz: „das Nähere in dieser Beziehung wird noch bestimmt werden“ aus seiner jetzigen nebelgrauen Ferne in die Nähe handgreiflicher Gegenwart gerückt wird — den Fall für gegeben hält, eine Spezialsynode zu berufen. Eine solche Berufung wird wegen des „Unionsfanatismus,“ der in Hessen-Darmstadt ohne alle rechtliche Grundlage betrieben wird, ohne Zweifel äußerst selten vorkommen. Man wird einwenden: warum hat aber der Verfassungsentwurf überhaupt den Lutheranern so etwas von Versprechungen gemacht, wenn sich das Kirchenregiment nur nach dem Belieben des Unionismus zu richten pflegt? Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Die Darmstädtsche Regierung weiß, daß ihr nur eine „Partei“ gegenübersteht, welche erforderlichen Falles solche Pfarrer in ihren Reihen finden wird, die es, wie der tapfere Pfarrer Bingmann, auf Abjagung ankommen lassen, die bereit sind, die Zahl der lutherischen Märtyrer unseres Jahrhunderts zu vermehren. Ein solches Martyrium möchte nun die Regierung vermeiden. Darum sucht sie die Lutheraner durch Concessionen zu gewinnen. Die f. g. positiven Unionisten oder die Unionisten vom reinsten Wasser und die Unionisten vom unreinsten Wasser oder die Protestantenvereiner halten jedes Martyrium für ihre Person, wie Heinrich Heine, für etwas Unbequemes, Unpraktisches, nicht mehr Zeitgemäßes; sie würden sich, im Falle das Kirchenregiment wirklich kirchlich und nach dem suum cuique zu regieren anfinge, einfach in alles fügen. Daß die Unionisten so arg gegen den Entwurf lärmen, zeigt einestheils mangelhafte geistige Befähigung und profane Kurzsichtigkeit, andernteils jämmerliche Furcht vor der „lutherischen Partei,“ eine Furcht, die sie sogar blind macht gegen die Thatsache, daß in Hessen-Darmstadt Jahraus Jahrein unionsmäßig regiert wird, und daß auch nach der neuen Verfassung, ja nach dieser erst recht unionsmäßig regiert werden kann.

Daß die lutherische Kirche als solche durch die neue Verfassung nicht gepflegt wird, ergibt sich schon aus dem von dem Berichterstatter in Nr. 95 d. J. 1870 d. Bl. citirten §. 1. des Entwurfs, resp. aus der Licht gebenden Anmerkung zu diesem Paragraphen. Es ist ein Beweis für die große Genügsamkeit der verschrieenen strengen Lutheraner, daß sie sich freuen können über die Versicherung ihres Kirchenregiments: „Es giebt auch lutherische Gemeinden in unserem Lande.“ Die lutherischen Ge-

meinden, die lutherische Confession will man ja, wenigstens nach den abgegebenen Erklärungen, von keiner Seite antasten, nicht einmal von Seiten des Protestantenvereins. Uebrigens enthält der Entwurf auch dafür einen interessanten Belag, daß der Unionismus nach Beseitigung der lutherischen Kirche und lutherischen Kirchenregiments zur Beseitigung der lutherischen Gemeinden schreitet und die lutherische Confession, welche man zur bloßen Gemeindefache degradirt und zerrissen hat, schließlich zur Privatangelegenheit der einzelnen lutherischen Christen macht. Nach §. 5 des Entwurfs gehören nämlich alle evangelischen Einwohner eines Ortes zur betreffenden Confessionsgemeinde. Von Einfarrung lutherischer Bewohner eines reformirten Ortes in eine luth. Gemeinde ist im Entwurf nirgends die Rede. Damit stimmt auch die bisherige unrechtmäßige, bei Annahme des §. 5 rechtmäßig werdende Praxis des Kirchenregiments, welche den lutherischen Pfarrern trotz nicht vorhandener Union zugemuthet hat, das heilige Abendmahl solchen Ortseinwohnern zu spenden, die entschiedene Reformirte sind. Mit dem §. 5 ist stillschweigend die Union eingeführt. Es würde eine Gemeinde als latent lutherisch, bei Gelegenheit vielleicht auch als nominell lutherisch angesehen, in Wirklichkeit aber um der Genossen anderer Confessionen willen als unirt behandelt werden. Wenn nun in Nr. 96 gesagt wird, daß die Abgrenzung der Pfarrverbände und die Einfarrung der in der Zerstreuung Lebenden „keinerlei Schwierigkeiten“ habe, so ist das, vom Standpunkte des Verf. und des Rechtes aus betrachtet, ganz richtig, vom Standpunkt des Kirchenregiments aus gesehen, liegen dagegen unübersteigliche Berge vor. Das Kirchenregiment müßte ja aus der theoretischen Anerkennung der luth. Confession zur praktischen Anerkennung übergehen und über die Schnee- und Eisfelder des schroffen Gebirgs der luth. Kirche steigen. Solches Steigen ist zwar ausführbar, aber höchst unbequem, ja sogar gefährlich für solche, die den Kopf nicht frei haben von moderner Anschauung.

Auch die confessionelle Abgrenzung der Dekanate ist nach dem Berichterstatter „bei gutem Willen ein leichtes.“ Gewiß! Aber wo kann man denn bei dem Darmstädtschen Kirchenregiment Spuren, schwache Spuren des guten Willens finden, der lutherischen Kirche gerecht zu werden? Die früheren Berichte aus dem Großherzogthum Hessen enthalten ja gerade schreiende Exempel des Gegentheils. Und der Entwurf? Nach dem Entwurf können Reformirte und Unirte einem luth. Kirchenvorstand angehören. Nach dem Entwurf können reformirte oder unirte Kirchenvorsteher als Vertreter einer luth. Gemeinde in die Dekanatsynode geschickt werden. Die gemischten Dekanatsynoden wählen nach §. 60 „aus der Zahl der wählbaren Mitglieder der ev. Landeskirche im ganzen Land“ die Abgeordneten zur Landessynode. Wo ist da eine Spur von Anerkennung der luth. Kirche? Das Referat in Nr. 95 und 96 hat den §. 60 mit Stillschweigen



übergangen, ebenso den §. 69, welcher sagt: „Die Mitglieder der Synode werden nach deren Eröffnung durch den landesherrlichen Commissar nach einer zu bestimmenden Formel (die ohne Zweifel für alle Confessionen eine gleichlautende Fassung erhalten wird) in Pflichten genommen. Jedes Mitglied ist Vertreter der ganzen Landeskirche und an keinerlei Instruktion gebunden.“ Also auch nicht die Spur von einer Verpflichtung auf die Bekenntnisse der Kirche. Ein schlechter Lutheraner kann als Vertreter der ganzen Landeskirche kraft der ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte entschieden für die Union wirken.

Wie der Berichterstatter in Nr. 95 bemerkt, soll die Stellung des Ober = Consistoriums in Darmstadt dem Ministerium gegenüber nach dem Entwurf eine freiere sein, das Ober = Consistorium soll mehr unmittelbar unter dem Regenten stehen. Worin besteht nun diese Freiheit? In §. 106 heißt es: „Zur unmittelbaren Berichterstattung an den Großherzog ist das Ober = Consistorium ermächtigt, wenn es sich bei der von dem Ministerium des Innern etwa unterlassenen Uebermittlung eines von ihm gestellten Antrags zur Entschließung des Großherzogs nicht beruhigen zu können glaubt oder wenn ihm durch eine von dem Ministerium des Innern ausgegangene oder vermittelte Verfügung eine kirchengesetzliche Vorschrift oder ein anerkannter Grundsatz der Kirche verletzt oder mit Verletzung bedroht erscheint.“ Unmittelbar vorher ist aber die Rede davon, daß das Ministerium die Dienstaufsicht über die landesherrlichen Kirchenbehörden, also auch über das Ober = Consistorium führt und daß das Ministerium die landesherrlichen Entschließungen vermittelt. Das Ober = Consistorium hat also unter Umständen die Freiheit, das Ministerium beim Regenten anzuklagen und das angeklagte Ministerium vermittelt die landesherrlichen Entschließungen. Es ist undenkbar und streitet wider die bureaukratische Unfehlbarkeit, daß das Ministerium eine es selbst verurteilende fürstliche Entschließung an das ihm subordinirte Ober = Consistorium befördert. Die Stellung des Ministeriums wird nach wie vor dieselbe bleiben.

Der Berichterstatter hebt in Nr. 95 mit Recht hervor, daß die lutherische Kirche im Kirchenregiment nach dem Entwurf nicht im mindesten vertreten ist, er hätte auch hervorheben können, daß der Summeepiscopat nach dem Entwurf von all seiner ausgebreiteten Machtvollkommenheit so gut als nichts aufgiebt, daß er aber in Bezug auf die neue Verfassung in erheblicher Weise an Machtvollkommenheit gewinnt. Daß hiernach von einer Selbstständigkeit der ev. Kirche in Hessen = Darmstadt nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Kirchliche Selbstständigkeit und Summeepiscopat nebst Kirchenbureaukratie und Kirchen = demokratie sind durchaus unveröhnliche Gegensätze. Zu einer wahrhaft kirchlichen, d. i. bischöflichen Verfassung ist, wie auch der Berichterstatter andeutet, im Entwurf nicht der allergeringste Ansaß gemacht.

Was sollen die hessischen Lutheraner der neuen Verfassung gegenüber thun? Daran, daß der Entwurf zu ihren Gunsten

gebessert werden könnte, ist gar nicht zu denken. Die Lutheraner werden auf der Generalsynode nicht die Majorität und in ihren eignen Reihen werden sie obendrein, allem Anschein nach, transactionsüchtige Geistliche haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Entwurf so wie er ist durchgeht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Entwurf zu Gunsten des Unionismus verschlechtert, es wird so etwas von Pfarrwahlen u. s. w. eingeführt werden. Das Richtige ist, daß sich die Lutheraner, unter Uebergabe einer Rechtsverwahrung, völlig passiv gegenüber der neuen Ordnung der Dinge verhalten. Der erste Widerstand ist leichter und wirksamer. Haben sie sich erst einmal auf das Glücksspiel des Wählens und Abstimmens eingelassen, so können sie auch durch eine scheinbar harmlose Synodalordnung sehr bald den Ruin ihrer Kirche herbeiführen. Die Lutheraner sollen sich hüten, auch nur einen Finger zu bieten zur Einführung der neuen Verfassung, die im Grunde nur dem Unionismus, anfänglich dem positiven, später dem halbpositiven, halb = negativen, zuletzt dem negativen, d. i. dem Protestantenverein Dienste leisten wird. Bisher ist der Unionismus in Hessen faktisch, per nefas geübt worden, durch die neue Verfassung würde er seine Charte erhalten. Aller Unionismus aber, er mag sich in noch so unscheinbaren, äußerlichen, kleinen Dingen äußern, ist schleichendes Gift für den Leib der lutherischen Kirche. Diesem Gifte ist der Eingang zu wehren; auch dann, wenn es nur tropfenweise auf die Titelblätter „evangelisch = lutherisch“ Kirchenblätter fallen und das Wörtchen „lutherisch“ wegäßen soll. In statu causae et controversiae kommt es auf Kleinigkeiten an, die in Treue gegen die Annahmen der Gegner vertheidigt werden müssen. —

Gott der Herr schenke den Lutheranern in Hessen die rechte Treue und einen festen Muth, der sich nicht durch den Wolf im Schafskleid d. i. den Unionismus überlisten läßt.

#### Nachschrift der Redaction.

Wir haben die Ausführungen des Herrn Verfassers hier unverkürzt wiedergegeben, da Gegensätze, wie der in seinen Schlußbemerkungen hervortretende, doch nicht todtgeschwiegen werden können, sondern ehrlich durchgekämpft sein wollen. Wenn derselbe die Frage: „Was sollen die hessischen Lutheraner der neuen Verfassung gegenüber thun?“ dahin beantwortet: „Sie sollen sich völlig passiv verhalten; sollen sich hüten, auch nur einen Finger zu bieten zur Einführung der neuen Verfassung“, so müssen wir unseren Dissensus hier ausdrücklich constataren.

Die hier angerathene Opposition wäre principiell nur berechtigt, wenn unzweifelhaft erwiesen wäre, daß eine Synodal = Verfassung mit dem Worte Gottes und den Bekenntnissen unserer Kirche unvereinbar sei. Nur dann könnten sich die Geistlichen von dem vierten Gebote entbunden erachten und Act. 5, 29 für sich in Anspruch nehmen. Diesen Haupt Gesichtspunkt hat die Ev. R. Z. von jeher festgehalten, seitdem die Synodalfrage



zur Verhandlung gekommen ist. Schon im Vorwort vom 3. 1863 S. 53 ff. führt der sel. Dr. Hengstenberg aus, daß es Pflicht der Geistlichen sei, sich mit allem Eifer an der Sache zu betheiligen.

Inzwischen ist die Frage nahe an dem Punkte angelangt, wo sie für immer verschwindet, da bereits in den meisten evangelischen Kirchen Deutschlands die Synodalverfassung durchgeführt ist. Mit um so größerer Berechtigung treten nunmehr auch die practischen Gesichtspunkte in den Vordergrund. Die Frage ist nicht die, ob die Hessen eine Synodalverfassung haben wollen oder nicht, sondern die Thatsachen formuliren sie dahin: soll die Synodalverfassung zu Stande kommen unter Mitwirkung der Lutheraner, oder ohne dieselbe? Mit anderen Worten: wollen die Lutheraner es den Vertretern einer kirchlich-liberalen und unionistischen Richtung überlassen, eine ihren Wünschen entsprechende, möglichst liberale Synodalverfassung zu Stande zu bringen, oder sind sie verpflichtet, durch ihre Mitbetheiligung die darin liegende Gefahr nach Kräften zu beseitigen? Bloß Nein sagen und sich passiv verhalten ist nicht mehr an der Zeit und führt nicht zum Ziele. Man gebe sich nicht Illusionen hin, die etwa daran eine Stütze finden könnten, daß das preussische Abgeordnetenhaus kürzlich die Vorlagen für die Provinz Hessen abgelehnt hat. Man täusche sich nicht darüber, daß damit die Sache keineswegs erledigt ist; wenn auch die Möglichkeit gewährt ist, sie in eine andere Bahn zu lenken. Es fragt sich doch, ob für Hessen-Darmstadt künftig so günstige Ereignisse eintreten werden. Einfacher freilich und in mancher Beziehung bequemer mag es sein, sich in den Schmolzwinkel zurückzuziehen, als mit fröhlichem Vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit in einen ernsten und langwierigen Kampf einzutreten und namentlich dem Gegner Auge in Auge gegenüber zu treten. Aber es ziemt sich uns nicht, den Gegnern das Feld zu räumen und ein Protest salvirt das Gewissen nicht, wenn wir mehr thun können, als aus der Ferne zu protestiren.

Darum können wir uns auch dem Apell des verehrten Herrn Einsenders an die Treue und den Muth der hessischen Geistlichen nicht anschließen. Wohl sagt man uns: ihr Lutheraner in den alten preussischen Provinzen habt eben den Fehler begangen, daß ihr nicht zur rechten Stunde gegen die Einführung der Synodalverfassung Protest erhoben, sondern die Hand dazu geboten habt, darum könnt ihr auch jetzt nicht die rechte Stellung zur Frage einnehmen. Indes, was den Muth anlangt, so ist es doch fraglich, ob es muthiger ist gegen den Kampf zu protestiren und dann über sich ergehen zu lassen, was auch kommen mag, oder auf dem Kampfplatze zu erscheinen und jeden Fußbreit tapfer zu vertheidigen. Jedenfalls ist Feigheit kein hervorragendes preussisches Laster. Wer sich aber für so unentbehrlich erachtet, daß vor seinem Rein-Entwicklungen, wie die gegenwärtige, stillstehen müßten, wird schmerzlich enttäuscht werden. Daher ist auch, was die Treue anbetrifft, zu erwägen, daß der Geistliche sie nicht nur gegen das kirchliche Bekenntniß, sondern auch der Gemeinde, an welcher er steht, und

der Kirche, welcher er dient, zu halten und zu erweisen hat. Rechte Treue hält eben auch aus in bösen Tagen, die sie nicht abwenden kann. Wenn das Haus einmal brennt, kann sie sich nicht begnügen, dagegen zu protestiren, daß es brennt, sondern sie sucht zu retten, was noch zu retten ist. Daß aber ihr Haus brennt, wird den Lutheranern, an welche der Herr Einsender sich wendet, am wenigsten fraglich sein.

### „Ueber romanisirende Tendenzen.“

Unter dieser Ueberschrift brachte die Ev. Kirchenzeitung in Nr. 97 des v. J. eine Anzeige der Schrift von F. W. Schulze: „Ein Wort zum Frieden.“ So sehr wir die irenische Tendenz des geehrten Verfassers anerkennen, so will es uns doch bedünken, daß derselbe in Folge dieses Strebens zuweilen in denselben Fehler wie Möhler und einige andere Dogmatiker der kathol. Kirche verfallen ist — dem katholischen Dogma sein Anstößiges durch Idealisierung zu benehmen. Wir erlauben uns, dies an dem, was über den „Höhepunkt des Cultus,“ das Sacrament des Altars, gesagt wird, nachzuweisen, werden aber von Kennern der Symbolik gern Belehrung annehmen, falls wir irren sollten.

S. 1150 der Ev. K.-Z. lesen wir aus dem betr. Buche folgendes Referat: „Das Opfer der Kirche (in der Eucharistie) ist ein allgemeines feierliches Bekenntniß ihres Glaubens, eine thattsächliche Geltendmachung des Kreuzopfers als wirksame Unterstützung der Bitte um Gnade und Vergebung, aber keineswegs eine substantielle Ergänzung oder Erneuerung des Kreuzopfers, die durchaus unzulässig und schriftwidrig ist, wie solches Gregor der Große, Möhler und andere gelehrt haben, nicht aber symbolisch gültige Lehre der röm. Kirche ist, welche die Messe als Sühnopfer nur (?) in propitiatorischem, nicht im expiatorischem Sinne bezeichne, d. h. nicht als Erneuerung des Sühnopfers, sondern nur als wirksame Geltendmachung desselben ....“

Bekanntlich ist es der kath. wie der griech. Kirche eigen thümlich, das Abendmahl nicht bloß als Sacrament, sondern zugleich als ein wahres Opfer zu betrachten; ja, es tritt das Sacrament in weit größerer Herrlichkeit auf, wenn es als Opferung gefaßt wird, und diese Bestimmung wird durch einen förmlichen Oblationsact ausgedrückt, der nebst der vorhergehenden Consecration das Hauptmoment in der heiligen Messe ausmacht. Nun betrachten zwar manche katholische Dogmatiker, unter ihnen auch Bellarmin und Klee, das Messopfer hauptsächlich als sacrificium propitiatorium oder eigentlich impetratorium. Aber schon Melancthon, Apol. Conf. de missa, weist dergleichen Ausdeutungsversuche mit den Worten zurück: „infinita paene volumina ediderunt adversarii de sacrificio, neque quisquam eorum definitionem sacrificii haecenus posuit; tantum accipiunt nomen sacrificii vel ex scripturis vel ex patribus; postea affingunt sua somnia, quasi vero sacrificium significet quicquid ipsis libet.“ Vergl. Chemnitz Examen conc. Trid. II. p. 250 sq. Ueberhaupt haben ja die Reformatoren keinen Theil des kath. Kirchenglaubens nachdrücklicher bekämpft, als diesen, und in den Symbolen beider protest. Kirchen wird die Messe in den bestimmtesten Ausdrücken, ja mit Abscheu, verworfen. Um so nöthiger erscheint es, Bedeutung und Charakter des Messopfers nicht aus Privatschriften katholischer Dogmatiker, sondern aus den Symbolen der römischen Kirche selbst zu eruiren.



Die hierher gehörige Lehre der Kirche ist aber im Wesentlichen folgende: „So wie Christus sich überhaupt für einen ewigen Priester erklärt, so hat er selbst bei der Einsetzung des h. Abendmahls seinen Leib und sein Blut unter der Gestalt des Brotes und des Weines als versöhnendes Opfer dargebracht und zugleich ein fortdauerndes Opferinstitut in seiner Kirche angeordnet, indem er durch seine Worte: „solches thut zu meinem Gedächtniß“ den Aposteln und ihren Nachfolgern die Wiederholung dieses Opfers gebot (Conc. Trid. Sess. XXII. c. 1. can. 2. Cat. Rom. pag. 248). Dieses „sacrificium iuge, incruentum, visibile novae Legis“ wird in der heil. Messe vollbracht, wo der Priester in Christi Namen und an seiner Statt den Wein und das Brot consecrirt, und dann den eigenen, wirklichen Leib und das eigene, wirkliche Blut Christi Gott opfert (Conc. Trid. l. l. c. 2. Cat. Rom. pag. 247). Dieses Opfer ist vermöge seiner Beschaffenheit Gott vor jedem andern angenehm und wohlgefällig (Cat. Rom. pag. 246), und es ist nicht bloß ein Preis- und Dankopfer, das im Namen der versammelten Gemeinde durch die erneuerte Erinnerung des Todes Jesu gebracht wird, sondern ein wirkliches Versöhnungsopfer („perpetuum sacrificium, quo peccata nostra expiantur“) durch welches Gott besänftigt und bewogen wird, die Sünde zu vergeben und die Strafe der Sünde zu erlassen, wenn es mit Glauben, Ehrfurcht und Reue verbunden ist (Conc. Fr. l. l. Cat. R. pag. 250, 247, 248).“ Wir haben also im Messopfer keineswegs ein bloßes sacramentum propitiatorium, sondern ein recht eigentliches expiatorium vor uns, und zwar ein fortwährend wiederholtes Versöhnungsopfer, welche Wiederholung doch der Herr Verf. mit Recht „für durchaus unzulässig und schriftwidrig“ erklärt.

Freilich sucht die römische Kirche diesem Einwurf auszuweichen, indem sie gegen die Erklärung protestirt, daß sie ein von dem durch Christum dargebrachten Opfer verschiedenes Opfer darbringen sollte: das Messopfer soll nämlich mit dem Tode Christi völlig identisch sein, nur daß es sich unter einer andern unblutigen Gestalt zeigt (sacramentum repraesentativum, commemorativum), daher es ihrer Meinung nach soweit davon entfernt ist, die Würde dieses Todes zu vermindern, daß die Kraft desselben vielmehr durch diese Wiederholung in das volle Licht gesetzt werde. Dagegen sagt aber schon die Repetitio Conf. de coena Domini: „Quidam astute jam lenire absurda discunt; non est, inquit, oblatio sed applicatio: struunt insidias verbis, et eisdem abusus retinent.“ Sollte die Messe sich auf diese Weise vertheidigen und von der Verringerung des Verdienstes Christi freisprechen lassen, so wäre ihr keine objective, auf Gott einwirkende Kraft beizulegen; ihre Wirkung wäre dann allein eine subjective, wäre lediglich in der Stärke zu suchen, womit sie den Gedanken an den Tod Christi in den Menschen lebendig macht, und womit sie zum Theil diejenige Gesinnung bewirkt, welche die Bedingung der Versöhnung ist.

Dieser Ansicht aber widersetzt sich die kathol. Kirchenlehre ausdrücklich, wovon die Oblationsformel in der Messe selbst der sicherste Zeuge ist. Diese Formel lautet nämlich: *Suscipe sancte pater, omnipotens aeternus Deus! hanc immaculatam hostiam, quam ego indignus famulus tuus offero tibi Deo meo vivo et vero pro innumerabilibus peccatis et offensionibus et negligentis meis, et pro omnibus circumstantibus, sed et pro omnibus fidelibus christianis vivis atque defunctis; ut mihi et illis proficiat salutem in vitam aeternam*“ (Miss. Rom. pag. 310). Aus dieser Formel wird vollkommen einleuchtend, daß die Messe kein

Opfer in moralischer, allegorischer Bedeutung, sondern im eigentlichsten Verstand ein wirkliches Versöhnungsopfer ist, und daß, um an der Wohlthat derselben Antheil zu erhalten, keineswegs persönliche Gegenwart und Theilnahme nothwendig ist, obwohl sie als moralisch nützlich empfohlen wird; denn die versöhnende Kraft erstreckt sich ja auf die Todten, wie auf die Lebendigen. (Conc. Tr. Sess. XXII. c. C. Cat. Rom. pag. 251.) Die Messe hat also eine objective, versöhnende Kraft, gleichartig mit der, welche die Kirche dem Tode Christi beilegt; aber diese Kraft muß zugleich als selbständig und von der, die unmittelbar aus dem Tode Christi entspringt, verschieden angenommen werden — denn mit welchem Rechte würde sonst die Messe für unentbehrlich erklärt? — entweder so, daß sie zur Verstärkung der ursprünglichen Kraft, oder so, daß sie zur Hinleitung und Anwendung derselben auf die einzelnen Individuen dient. Beide Gesichtspunkte werden auch wirklich in den Tridentiner Canones angedeutet, und in beiden Fällen ist das Messopfer ein wirkliches Complement des Todes Christi, und die Kirche hat es in ihrer Macht, diesen mehr oder weniger fruchtbringend zu machen, je nachdem sie es für gut findet, die Anzahl der Messen zu vermehren. (Vgl. Clausen, Katholicismus und Protestantismus. III. Bd. S. 647 f.)

Fest steht vom Standpunkt der evang. Kirche aus das Dilemma: entweder legt die römische Kirche dem Messopfer gleiche Wirkung mit dem Tode Christi bei, und dann ist es als Opfer überflüssig, oder sie legt demselben eine selbständige, in der einen oder der andern Rücksicht davon verschiedene Wirkung bei, und in diesem Falle wird Christi Verdienst für unzulänglich erklärt. Daher entschiedene Verwerfung des Messopfers von Seiten der Reformatoren und aller protest. Kirchen. In der Conf. Aug. ist die Messe mit augenscheinlicher Schonung behandelt; desto heftiger ist die Polemik in der Apologie der A. C. (de missa): „haeret in regno pontificio cultus Baaliticus h. e. abusus missae.. et videtur hic cultus una cum regno pontificio daturus esse impius cultus excogitatos contra mandatum Dei;“ und in Art. Smale. (de missa init.): „missa in papatu maxima et horrenda abominatio — draconis cauda ista, missam intelligo, reperit multiplices abominationes et idololatrias;“ Art. Angl. 31: „missarum sacrificia.. blasphemata signata sunt et perniciosae imposturae;“ Cat. Heidelb. qu. 80: missae fundamentum nihil aliud est, quam abnegatio unici illius sacrificii et passionis J. Chr., et execranda idololatria; Calvin. inst. rel. christ. IV, 18, 5: Quid vero est missa, nisi novum et prorsus diversum testamentum? quid enim? annon singulae missae novam peccatorum remissionem, novam justitiae acquisitionem promittunt, ut jam tot sint testamenta quot missae“ (vergl. auch Zwingli, Explanatio 67 Art., art. 18); endlich Luther, Schr. an Herz. Heinr. v. Sachsen: „Will mein gnädiger Herr das Evangelium haben, so müssen Sie die Abgötterei abschaffen; nun ist alle Abgötterei gegen die Messe ein Geringes“ (Waldh. XIX. S. 1585).

So lauten die warnenden Stimmen unserer reformatorischen Väter. Und dabei ist der so überaus anstößige lucrative Mißbrauch des Messelesens, welcher dergestalt in der Sache selbst gegründet ist, daß die gewöhnliche Unterscheidung zwischen Gebrauch und Mißbrauch hier durchaus unzulässig erscheint, noch nicht einmal mit in's Auge gefaßt. Mühen wir uns daher, so lange die römische Kirche so ist, wie sie ist, die von unsern Glaubensvätern wohlweislich aufgerichteten heiligen Marken zu verrücken!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 1. März.

№ 17.

## Die gefährdete Lage der lutherischen Kirche in Preußen.

Ein Vortrag vor Geistlichen und Laien.

Vor auf es beruht, daß gerade die lutherische Kirche, mehr als alle andern Kirchen, fortwährend um ihre Existenz zu kämpfen hat, daß sie, wenigstens in Deutschland, sich nie in Ruhe und Frieden erbauen kann, das ist eine höchst interessante Frage, die richtig und tüchtig beantwortet zu sehen nicht allein mir ein Herzenswunsch ist. Kann sie von mir und besonders bei dieser Gelegenheit auch nicht näher beleuchtet werden, so viel steht jedenfalls fest: die Völkerverpsychologie wird nicht sagen können, daß das Lutherische und das Deutsche einander abstoßen, so daß die Feindschaft wider das Lutherische eine natürliche Reaction des deutschen Wesens gegen ein ihm Fremdes wäre. Wenn irgend etwas zusammengehört, so ist es lutherisch und deutsch. Wie Luther unwidersprochen ein echter deutscher Mann ist vom Kopf bis zur Zehe, so ist seine Reformation in jedem Sinne die deutsche. Ebenso wird das Herz und das Gewissen nicht sagen können, daß die lutherische Kirche durch ihre Lehre und ihren Kultus die tiefsten Bedürfnisse des Menschen ungestillt läßt. Nur ihre Lehre giebt den vollen ganzen Frieden, wie ihn die katholische Vermengung von Gnade und Werkerei nicht geben kann, wie ihn auch die reformirte Lehre, wenigstens wo sie das ungeheuerliche calvinische Prädestinationsdogma noch nicht ausgestoßen hat, nicht geben kann, ja wie er auch bei der von diesem Dogma erlösten reformirten Lehre wegen ihrer trostarmen, subjectivistischen Sakramentsfassung nur schwer zu erringen ist. Und endlich wird auch von der heiligen Schrift aus kein irgendwie haltbarer Einspruch wider die lutherische Lehre sich erheben lassen. Es ist nicht Anmaßung, wenn die lutherische Kirche sich die Kirche des reinen Wortes, wenn sie sich die evangelische Kirche nennt. Der Grund, warum sie doch zu allen Zeiten die elende gewesen ist, über die alle Wetter gehen, warum ihr fortwährend nicht nur von außen Feinde entstehen, sondern so oft auch ihre eignen Glieder und Kinder sich von ihr abwenden und sich wider sie wenden, kann — natürlich abgesehen von bloß politischen Motiven, die allerdings, wie die Geschichte lehrt, hier sehr stark ins Gewicht fallen — nur in dem liegen, um deswillen ihre

wahren Glieder ihr mit so treuer Liebe und Hingabe angehören, nämlich darin, daß sie die Kirche der reinen Lehre ist und sich damit gleichweit entfernt und freihält von aller Einseitigkeit und aller Uebertreibung, von allem Abthun und allem Dazuthun, und besonders darin, daß sie ebensowohl dem pelagianischen, wie dem rationalistischen Zuge des natürlichen Herzens und Verstandes, wie der erstere in der katholischen Rechtfertigungslehre, der letztere in der reformirten Sakramentslehre zu Tage tritt, jede, auch die geringste Concession verweigert. Ihr Dogma ist einerseits nicht bequem, andererseits nicht verständig genug. Ihr Kultus einerseits nicht berauschend, andererseits nicht kahl und nüchtern genug. So hat sie als die Kirche der reinen Lehre, als die Kirche der rechten Mitte den andern Kirchen gegenüber die Stellung eines strafenden Propheten. Und diese Stellung weckt Feindschaft mit Nothwendigkeit, und es ist kein Wunder, wenn Phariseer und Sadducäer, Herodes und Pilatus wider sie sind.

Von Anfang an ist es ihr so ergangen. Von ihrer Geburtszeit an hat sie in stetem Kampf wider mächtige Feinde ihre Existenz vertheidigen müssen. Das Papstthum trachtete, mit Scheiterhaufen und Schwert, mit Jesuiten und politischen Künsten, ihr Gebiet zu beschränken, ihr den Garaus zu machen. Der nationale Liberalismus und der heidnische Humanismus, als sie nach erster stürmischer Begeisterung für die Reformation einsahen, daß die lutherische Kirche nicht im Protestiren und Regiren ihr Wesen habe, setzten ihr vornehme Gleichgültigkeit und Verachtung und Spott entgegen. Die Secten beraubten sie schmarogerhaft ihrer Gesundheit und Fülle und vergifteten ihr und machten ihr untreu oft die innigsten, tiefsten Gemüther. Der Unionismus des unselbständigen und nach Luthers Tode so haltlosen Melancthon, dann der Melancthonismus und Kryptocalvinismus brachte in sie den Keim zu endlosen, Kraft erschöpfenden innern Streitigkeiten und Kämpfen. Die Fürsten verwandelten die in der Zeit der Noth vertrauensvoll ihnen auferlegte Pflicht, der Kirche zu dienen, zu einer Herrschaft der schlimmsten Art über die Kirche. Ganz zu geschweigen von dem meist durch politische Rücksichten veranlaßten bellagenswerthen Confessionswechsel so vieler Fürsten mit seiner traurigen Folge, der rücksichtslosesten Maßregelung der unglücklichen Unterthanen, die die Kunst nicht verstanden, das Bekenntniß zu wechseln wie ein Kleid, oder mit der noch traurigeren Folge, dem gleichen



Confessionswechsel namentlich der Vornehmen um der Fürsten willen.

Dennoch hat die lutherische Kirche alle Stürme, die sich wider sie erhoben, überdauert und kein Abfall und keine Untrene hat sie tödten können. Sie lebt auch heute noch. Sie steht heute lebenskräftiger auf dem Kampfplatz, als es lange Zeiten hindurch der Fall gewesen. Zeugen dessen sind, daß ich blos einige wenige, in die Augen fallende nenne: die Fülle von Gelehrten ersten Ranges, die — leider zumeist außerhalb unsers engern Vaterlandes — auf dem Katheder und mit der Feder ihre Lehre bezeugen und ihr Recht vertheidigen; die lutherische Conferenz und, wenn wir auf Preußen sehen, die lutherischen Vereine, die, trotz der Ungunst, unter der sie leiden, fortbestehen, so wie die Vorgänge auf den außerordentlichen Provinzialsynoden. Ich nenne endlich den Zorn und Haß der Gegner und die Waffen, deren sie sich gegen die Lutherischen bedienen. Gegen eine kleine, ohnmächtige Partei bedarf man solcher Waffen nicht. Nur die Noth und Verlegenheit überwindet die Scham, sie zu ergreifen und zu gebrauchen.

Und wem verdankt's die lutherische Kirche, daß sie in unsern Tagen so kräftig dasteht? Nicht denen, von denen sie zuerst Förderung und Pflege erwarten sollte. Wenn in ihrer Geburtszeit fromme Fürsten es für ihre vornehmste Pflicht ansahen, sie unter ihren Schutz zu nehmen, heute ist auf weit und breit kaum ein Fürst zu finden, der ihr Gönnerschaft und Pflege angedeihen ließe. Auch nicht den kirchlichen Behörden verdankt sie ihr Erstehen und Wiederaufblühen. Nur in einigen Gebieten, wie in Mecklenburg und Baiern, hat sich entschieden lutherisches Kirchenregiment behaupten können. In Altpreußen ist in dieser Hinsicht ein sehr schneller und gründlicher Wechsel vorgegangen. Auf der Monbijou-Conferenz 1856 traten mit Ausnahme des Gen.-Superint. Hoffmann — bekanntlich ein Württemberger — sämtliche sechs General-Superintendenten der östlichen Provinzen und vier Consistorialpräsidenten „für Sühnung des der lutherischen Kirche angethanen Unrechts“ und für Umkehr von dem Wege ein, der zuletzt zur Vernichtung der lutherischen Kirche führen muß — und heute? — Nun, es ist dafür gesorgt worden, daß eine ähnlich zusammengesetzte Conferenz heute eine andere Stellung zur lutherischen Kirche nehmen würde. — Daß die lutherische Kirche dennoch heute wieder als eine Macht dasteht, das verdankt sie nächst dem Herrn der Kurzsichtigkeit ihrer Feinde, welche die scheinotbte begraben wollten und so die schlafende weckten, daß sie aufs Neue sich besann auf die ihr verliehenen Gnaden, auf den ihr gewordenen Beruf, daß sie noch zur rechten Zeit den Kampf aufnahm, um das Unglück abzuwenden, dem unser Volk verfällt, wenn die lutherische Kirche aufhört, seine Nähramme zu sein, seine Erzieherin, seine Kraft- und Segensquelle.

Aber trotz dieser ihrer Kräftigung, ob wir nicht am Ende doch unmittelbar vor der Zeit stehen, wo es, in Preußen, wirklich keine lutherische Kirche mehr geben wird? — Von grundlosen Befürchtungen sich peinigern zu lassen, ist weibisch. Und

Gespenster und Spukgestalten zu citiren, ist Unwahrheit und Lüge. Aber aus dem Ausschlagen der Bäume auf das Kommen des Sommers, aus dem fern rollenden Donner auf nahendes Gewitter zu schließen, ist vernünftig. Und wenn der Steuermann, sei's auch in der Meinung, im rechten Fahrwasser zu sein, das Schiff dahin lenkt, wo Klippen drohen und Gefahren lauern, da ist's zu viel verlangt, wenn man vertrauenselig und ohne eine Hand zu rühren, zusehen soll, mit dem Trost zufrieden, daß, wenn's schlimm kommt, unsere beste Habe als Ballast über Bord geworfen werden wird. — Der lutherischen Kirche in Preußen droht Gefahr in nächster Nähe. Ihre Existenz ist aufs Schwerste bedroht. Das ist natürlich nicht in dem Sinne gemeint, als könne von Außen her, durch Gewalt und List, die Kirche jemals getödtet werden, insofern sie, wie Melancthon in der Apologie sagt, die Gemeinschaft des Glaubens und des heiligen Geistes in den Herzen ist. Allezeit wird eine heilige christliche Kirche, eine Gemeinde von Heiligen bleiben, in der das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente der Einsetzung gemäß verwaltet werden. Und je tiefer wir überzeugt sind und es aus Erfahrung wissen, daß der lutherischen Kirche die Erkenntniß des Evangeliums in vollster Fülle und Reinheit gegeben ist, desto gewisser wissen wir, daß es auch allezeit eine lutherische Kirche geben wird, daß ihr auch in ihrer Besonderheit die Verheißung gilt, die der Gesamtkirche gegeben ist: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und auch das wissen wir: auch wenn in Preußen die Zeiten der Verfolgung wiederkehren, wie sie die Lutherischen in Preußen schon in diesem Jahrhundert erlebt haben, dann werden alle Maßregelungen und Gewaltthätigkeiten ebensowenig wie damals ihren Zweck erreichen; und wenn dann auch wiederum Tausende, der Quälerei müde, aus ihrem geliebten Vaterlande auswandern, es wird auch dann, auch in Preußen, noch hin und her zerstreut eine Gemeinde zurückbleiben, die, sei's auch „bei verschlossenen Thüren“, an lutherischer Predigt und lutherischem Sakrament sich erbaut. — Aber das ist die Frage, auf die ein fröhliches Ja ohne Zweifel zu geben unmöglich erscheint, ob in unserm engern Vaterlande auf die Dauer, durch die Gefahren der jetzigen Zeit hindurch, eine lutherische Territorialkirche als sichtbar organisirter Kirchenkörper sich wird erhalten können, oder ob auch wir werden erleben müssen, was in Baden und der Rheinpfalz sich schon vollzogen hat, die gesetzliche Todeserklärung der lutherischen Kirche und die gesetzliche Auslieferung ihrer Kirchen, Altäre und Güter an jenes Unbestimmte, Armselige, Trostlose, das man dort Union nennt. Denn derer, die der lutherischen Kirche eine freie, lebensfrische Existenz nicht gönnen, ist Legion.

Zuerst: gleich allen, das positive Christenthum festhaltenden kirchlichen Gemeinschaften wird sie beseindet von den Protestantenvereinigern und Freigemeindlern, die tausendfach zahlreicher sind, als die freien Gemeinden und die Protestantenvereine Mitglieder zählen, von Juden und Judengenossen. In ihrer Stärke und Gefährlichkeit sind, wie die Verhältnisse einmal liegen, diese Gegner nicht zu unterschätzen. Sie führen das große Wort in



Magisträten und Landtagen, sie beherrschen vielfach die Presse, sie gebieten über bedeutendes Kapital, sie zählen zu ihren Genossen hochgelehrte Vertreter der Wissenschaft, die, je weiter sie kommen in der Erkenntniß der Geheimnisse der Welt und der Natur, desto weiter sich entfernen von der Erkenntniß der Geheimnisse des Geistes, von der Erkenntniß des Herrn der Welt; sie gebieten endlich über die großen Massen, die die Ewigkeitsgedanken vergessen haben über der Sorge für das tägliche Brot, über der dumpfen Arbeit in den Fabriken, über den durch gewissenlose Agitatoren in ihnen geweckten Gelüsten revolutionärer, socialistischer Art. — Diese Feinde rüsten sich gerade jetzt zum entscheidenden Angriff. Civilehe, confessions- und religionslose Schulen, Verjudung des Richterstandes und aller Obrigkeit, Aufdrängen von liberalen, die Kirche an ihrer Mission an dem Volke hindernden und die Kirche den glaubenslosen und urtheilsunfähigen Massen zur Vergewaltigung ausliefernden Verfassungen, das haben sie auf ihre Fahne geschrieben. Der Parlamentarismus soll ihnen trotz Artikel XV unserer Verfassung zum Siege verhelfen. Ob die Obrigkeiten den ernstlichen Willen und die Kraft haben werden, auf die Gefahr eines Conflicts hin dieser Revolution der schlimmsten Art mit Entschiedenheit entgegenzutreten? Ich glaube es nicht. Unserm Landtag liegt jetzt schon ein Gesetz über die hessischen Kirchenverhältnisse vor, dessen Grundgedanken von Vetter und Genossen herkommen und gegen das die Kirche durch ihre Vertreter protestirt hat. \*)

Weiter: Der lutherischen Kirche sammt allen protestantischen Denominationen gegenüber steht in festgeschlossener Masse der römische Katholicismus, in unsern Tagen zu furchtbarer Energie, zu fanatischem Kampfestroz gesteigert. So widersinnig und widerchristlich das neue Dogma von der Infallibilität des Papstes ist, so ist seine Proklamirung doch gewiß ein in seiner Bedeutsamkeit nicht zu unterschätzendes Zeugniß dafür, daß das katholische Volk auch in Deutschland im Ganzen und Großen, Laien wie Priester nun völlig unter den Knechtsgehorsam gegen das Papstthum und den Jesuitismus, die Todfeinde unserer Kirche, gefangen ist. Die wenigen Proteste gegen dies Dogma sind nicht der Rede werth. Sie verhalten sich schon über Nacht. Und das ist doch kein Zweifel, daß Machtzuwachs für Kampf mit fleischlichen Waffen dieses Dogma dem Papstthum bringt. Aber gefährlicherer Machtzuwachs ist ihm gekommen durch die

räuberische Gewaltthat Italiens. Es ist ein trauriges Zeichen der Geistesarmuth der sogenannten Protestanten, daß sie sich einbilden, mit diesem Armwerden des Trägers der dreifachen Krone an irdischem Besitz sei dem Papstthum eine Wunde geschlagen. Gerade das Umgekehrte findet statt. Einer Macht von der Natur des Papstthums kann man keinen größern Dienst erweisen, als wenn man sich gegen sie ins Unrecht setzt. Je klügere Würde der beraubte Papst behauptet, je sorgfamer er bemüht ist, den Verlust seiner weltlichen Souveränität so hinzustellen, als werde ihm damit die Ausübung seiner geistlichen Pflichten und Rechte unmöglich gemacht, desto mehr fühlt die gesammte katholische Kirche sich als Märtyrer. Das aber ist die treibende Wurzel des Fanatismus. In unserm eignen Vaterlande werden wir das nur zu bald erfahren. Das Wiederaufleben einer besondern katholischen Fraction in unserm Landtag ist eine der ersten Folgen. Und wenn wir uns auch des freuen müssen, daß diese Fraction für Bewahrung des letzten Restes von christlichem Charakter, der unserm Staatsleben noch anhaftet, mit kräftigem Worte eintreten und so, nachdem die wenigen zu protestantischen Gemeinschaften gehörenden Abgeordneten von entschieden christlicher und kirchlicher Gesinnung, die in den letzten Sessionen im Landtag gesessen, leider zum Theil nicht wieder gewählt sind oder sich nicht wieder haben wählen lassen, doch überhaupt noch ein ernstes Zeugniß gegen die Feinde des Christenthums wird abgelegt werden: die lutherische Kirche darf sich von ihr keiner Freundschaft und Förderung versehen. Der katholischen Kirche zur Seite arbeiten ihr vor ihre Antipoden, die subjectivistischen Secten, hie und da nagend, abbröckelnd, auflösend. Die neuere Theologie, und zwar gerade auch die „gläubige“, mit ihrer Irrlehre von der Kirche und den Sakramenten, zumal der Taufe, mit ihrem pietistischen und methodistischen Subjectivismus, hat für ihre Wühlereien den Boden bereitet und die Widerstandskraft geschwächt. Ja, der Unionismus hat die Secten durch Aufnahme in die evangelische Alliance als vollberechtigt anerkannt; der Mangel an jeder Kirchenzucht, daran unsere Kirche in Folge der rationalistischen Verwüstung und in Folge der Ein- und Uebergrieffe des allmächtigen Polizeistaats in das Gebiet der Kirche laborirt, giebt ihren Wehe Rufen über das Babel, zu dem die Kirche geworden, und ihren darauf gegründeten Lockungen zum Aus- und Uetritt nur zuviel Schein von Berechtigung. —

Aber all diese Feinde, sie wären uns nicht so gefährlich, sie könnten nicht geradezu die Existenz der lutherischen Kirche bedrohen, wenn wir es nur mit ihnen zu thun hätten, wenn sie nicht ihre mächtige Stütze fänden an einem Gegner, der, in den Nebel der Unklarheit gehüllt, fortwährend, je nach den Zeitverhältnissen, seine Stimme, seine Farbe, seine Waffen wechselnd, heute zurücknehmend und ableugnend, was er gestern zugegeben, heute als selbstverständlich und unbestreitbar behauptend, was er gestern mit dem Schein der Entrüstung als Verächtlichung und unberechtigtes Mißtrauen in Abrede gestellt — mit einem Gegner, der den, allen Preußen theuren Ruhm des

\*) Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, bei Hoffmann, Deutschland und Europa S. 238, wörtlich zu lesen: „Wie lange hätten wohl Kurhessen und die Elberzogthümer noch auf diese Verfassung zu warten gehabt ohne die Ereignisse von 1866!“ — Es ist das die Verfassung, deren Anbahnung Kurhessen in seinem etelsten Theile so tief aufregt und gegen Preußen verbittert. Es ist das die Verfassung, von deren Anbahnung nur ein Wort zu reden ein General-Superintendent auf einer Provinzialsynode, dem Redner ins Wort fallend und dem Präses in sein Amt greifend, verbot! Sie ist inzwischen bekanntlich vom Hause der Abgeordneten abgelehnt worden.



Patriotismus und des Gehorsams gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit und der freudigen Mitarbeit an dem deutschen Beruf Preußens für sich in Anspruch nehmend —, mit einem Gegner zuletzt, der, herrlichen Namen vor sich hertragend, für die Erfüllung der Sehnsucht aller Gläubigen, für die Erfüllung der köstlichsten Verheißungen des Herrn sich ausgebend, innerhalb unserer Mauern mit viel Kunst und Klugheit oder aber in bedenklicher Selbsttäuschung die größten Anstrengungen macht, die lutherische Kirche als Kirche zu tödten. Der Unionismus ist dieser Feind. Aber was ist's um den Unionismus? Es ist hergebracht, wenn wir gegen den Unionismus zeugen, uns bei Hoch und Gering, bei König und Gemeinde zu verdächtigen, als seien wir Separatisten, als weigern wir uns, anzuerkennen, was geschichtlich geworden ist und was wir anerkennen zu wollen amtlich und eidlich versprochen haben. Und so oft und stark wir uns gegen solche Insinuationen verwahren und so deutlich und klar wir nachweisen, daß sie völlig aus der Luft gegriffen sind, man bleibt beharrlich dabei stehen und wiederholt sie nur desto lauter. Und auf der andern Seite: es ist ein ganz gewöhnlicher Kunstgriff derer, die uns für Unionisten gelten, daß sie selbst den Unionismus als etwas Unberechtigtes, Krankhaftes ablehnen, als fiel es ihnen gar nicht ein, solcher Zeitkrankheit zu hulbigen, um so desto besser dem Unionismus Raum verschaffen und seine Gegner entwaffnen zu können. Darum ist es nöthig, daß wieder und wieder oft Gesagtes, Unbekanntes ausgesprochen und genaue Rechenschaft gegeben wird, was der Unionismus ist, gegen den wir uns wehren zu müssen glauben, und was er nicht ist, und warum wir in ihm die schwerste Gefahr für unser ganzes Volk erkennen.

Unionismus ist nicht Unionsinn. Unionsinn ist der Kirche und jedem lebendigen Gliede der Kirche eingeboren. Ich glaube an eine heilige christliche Kirche — das soll ja nicht ein bloßes Hoffen sein, das erst in der Ewigkeit Wahrheit wird. Das soll auch nicht bloß ein Glaube an eine einige, sogenannte unsichtbare Kirche sein. Die Kirche soll nach dem Willen des Herrn sich auch sichtbar als eine Einheit, ein Leib darstellen, dem Herrn zur Ehre, der Kirche zur Erbauung, der Welt zum Zeugniß. Alle Spaltungen und Trennungen in der Kirche sind Krankheits Symptome, sind vom Uebel. Wer nicht Leide darüber trägt, daß der Leib des Herrn so zerrissen ist, hat nicht des Herren Sinn. Wer des Herrn Sinn hat, muß darum beten, muß danach trachten, daß die Kirche von ihrem Schaden geneset. — So ist auch in der lutherischen Kirche von Anfang an das Sehnen nach der Einheit der Kirche, nach Wiedervereinigung des Getrennten mächtig gewesen. Die Augsburger Confession spricht das aufs Entschiedenste aus. Sie ist so, wie sie ist, geworden durch den brennenden Wunsch, die Heilung der Kirchenspaltung zu ermöglichen. Sie ist im letzten Grunde ein

Unionsymbol. Und auch später, noch zu der Zeit, als das Tridentiner Concil schon berufen war, waren die Lutherischen zum Frieden mit Rom geneigt und suchten den Frieden. — Und auch den Reformirten gegenüber hat es der lutherischen Kirche von Anfang an nicht an Unionssehnsucht gefehlt. Und nicht nur Melancthon hat diese Sehnsucht in sich getragen, sondern auch Luther und er besonders warm. Zeugniß dessen sind die vielfachen Gespräche, wie zu Marburg und Schmalkalden, sowie besonders die Wittenberger Concordie. Zeugniß dessen sind die köstlichen Briefe Luthers aus der Zeit, da die Einigung endlich zu Stande kommen zu wollen schien. „Mir ist nichts Fröhlicheres die ganze Zeit des wieder aufgegangenen Evangelii widerfahren“, schreibt er da z. B., „als daß ich nach dem kläglichsten Zwiespalt endlich eine Concordiam hoffen, ja sehen kann. . . Denn wenn diese Concordia befestigt ist, will ich mit freudigen Thränen singen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Denn ich werde der Kirche den Frieden hinterlassen, das ist: die Ehre Gottes, die Strafe des Teufels und die Rache an allen Feinden und Widerwärtigen. Seid versichert, daß ich, soviel an mir ist, alles treulich und fröhlich thun und leiden werde, was zur Vollendung dieser Concordie möglich ist. Denn ich verlange nichts mehr, als daß ich dieses Leben in Friede, Liebe und Eintracht des heiligen Geistes mit euch bald schließen möge. Christus Jesus, der Urheber des Lebens und Friedens, füge uns durch das Band seines Geistes zu immerwährender Einigkeit zusammen.“ — Dieser Unionsinn fehlt der lutherischen Kirche auch heute nicht. Nur der Unionismus läßt ihn nicht zum Worte kommen. —

Unionismus ist auch etwas anderes als Union. Seit dem traurigen Confessionswechsel Johann Sigismunds ist Brandenburg resp. Preußen, sobald die Fürsten einsahen, daß sie das Land nicht zum Verlassen der lutherischen Kirche zwingen konnten, der Schauplatz vielfachster ununterbrochener — oder doch nur durch Friedrich II. unterbrochener — Unionsversuche gewesen. Wurde es doch für eine unerläßliche Forderung der Politik angesehen, daß der, je länger je mehr Unterthanen verschiedener Confessionen in sich vereinigende, nach der Hegemonie in Deutschland strebende Staat der Hohenzollern im Gegensatz zu dem ultramontanen Oesterreich auch in Sachen der Religion eine sichtbare Einheit darstellen müsse. Darum galt es den Versuch, die Trennung zwischen den Lutherischen und Reformirten aufzuheben, sie mit einander zu verschmelzen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 4. März.

N<sup>o</sup> 18.

## Christi Selbstzeugniß.

Mit diesem Namen hat Prof. Dr. W. F. Geß in Göttingen die erste Abtheilung seines im vorigen Jahre begonnenen Werkes\*) bezeichnet. Dasselbe ist eine Umarbeitung seines von ihm 1856 herausgegebenen und mit großem Beifall aufgenommenen Buches, das nur die Lehre von der Person Christi behandelte;\*\*) jetzt soll das auf drei Abtheilungen berechnete Werk auch das Werk Christi nach des Herrn Selbstzeugniß und den Zeugnissen der Apostel umfassen; der ersten Abtheilung, welche unter obigem Titel vorliegt, soll in der zweiten das apostolische Zeugniß folgen; in der dritten die dogmatische Verarbeitung. Aus etwa drei Bogen des früheren Werkes ist ein ganzer Band von 355 Seiten geworden.

Es wird Christi Selbstzeugniß nach den Evangelien entwickelt; und zwar in dem engeren Sinn, wonach seine Thaten und Erlebnisse ausgeschlossen werden. „Christi Zeugniß von sich und seinem Werk ist, wie mit Recht betont wird, seiner Zeugnisse Mittelpunkt. Und sein Werk ins Licht stellend, stellt er seine Thaten ins Licht.“ Ja — sein Selbstzeugniß wird schließlich auch für uns das einzig entscheidende Zeugniß bleiben, wie es für die Apostel dasselbe gewesen ist. Freilich, — und das möchten wir sofort zum Eingang unserer Besprechung des genannten christologischen Werkes hier bemerken — uns fehlt durch die ange deutete Beschränkung die lebendige Beziehung des Selbstzeugnisses im Wort auf das Selbstzeugniß in seinem Leben und in seinen Thaten. Ein Selbstzeugniß ist unter gewissen Umständen das wichtigste, einzig mögliche Zeugniß; jedes Selbstzeugniß hat so lange Anspruch auf Wahrheit, als es nicht in sich selbst Widersprüche enthält, oder mit dem anderer glaubwürdiger Zeugen oder mit dem eigenen Leben in Widerspruch tritt. In erster Hinsicht wird der vorliegende Band den Nachweis führen, in der anderen der zu erwartende zweite; aber für die dritte fehlt uns der Nachweis. Und das ist ein nicht unwichtiger Theil. So lange

die Reden und das Leben in harmonischem Einklang stehen, so lange sich nicht Wort und Wandel bekämpft, so lange wird, wie überall, so auch bei unserem Herrn, das Selbstzeugniß Anspruch auf Wahrheit machen müssen. Diese Forderung müssen wir um so mehr an das Selbstzeugniß unseres Herrn stellen, als er eben in eigener Sache allein von sich Zeugniß ablegt und ablegen kann; als er mit einer Selbstgewißheit, Sicherheit und Zuversicht dasselbe ablegt, daß er mit der an andern gestellten Forderung der Demuth, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit oder auch mit dem von ihm selbst sonst bezeugten Verhalten in schneidendsten Widerspruch tritt. Man erinnere sich an das so oft von ihm ausgesprochene: „Wahrlich, wahrlich,“ mit dem er Aussagen einleitet, für deren Wahrheit es keinen Beweis giebt, und für die er sich nur auf seine Person berufen kann, oder an die zahlreichen Aussagen: „ich bin“ das Licht, der Weg, oder an die nicht minder oft gebrauchten Gegensätze: „ich aber sage euch.“ Dazu kommt die Sicherheit, mit der er als Herzenskündiger die verborgenen Tiefen der menschlichen Herzen erschließt oder zum freiwilligen Bekenntniß eigener Sündhaftigkeit auffordert und dem gegenüber nicht bloß die eigene Sicherheit im sittlichen Verhalten, sondern vor allem, daß er in dieser Beziehung nie mit dem guten Bekenntniß eigener Unvollkommenheit, Schwäche und Sündhaftigkeit vorangeht. Dazu weiter die Sicherheit und Gewißheit in der Entscheidung bei den wichtigsten Lebensfragen wie die Klarheit und Erkenntniß in den göttlichen Dingen. Und alle diese Aufschlüsse und Rundgebungen in der schundlofesten, einfachsten Darstellung, ohne die Schwierigkeit begrifflicher Entwicklungen und Bestimmungen, Verneinungen und Steigerungen; faßlich und klar, daß man schon nach dieser Seite sein Selbstzeugniß bewundern muß, aber sich um so mehr zu demselben hingezogen fühlt und für seine Wahrhaftigkeit eingenommen wird, als es auch völlig seiner durchsichtigkeit, lauterer Selbstentfaltung in seinem Leben entspricht.

Der Verfasser hat, und das bedauern wir, seine Aufgabe beschränkt, hofft aber, daß seine Darlegung ein Beitrag werden könne zur Förderung derjenigen wissenschaftlichen Erkenntniß, welche für die Kirche unserer Zeit das Hauptbedürfniß ist, der geschichtlichen Erkenntniß des Lebensganges unseres Herrn. In dieser Beziehung dürfte er sich nicht täuschen. Sein Werk, so weit es vorliegt, ist ein bedeutsamer Beitrag zu allen hier einschlagenden Fragen. Dazu bietet er denn auch an zahlreichen Stellen, namentlich im ersten Abschnitt sehr lehrreiche Finger-

\*) Christi Person und Werk nach Christi Selbstzeugniß und den Zeugnissen der Apostel. Erste Abtheilung: Christi Selbstzeugniß. Basel, 1870.

\*\*) Auch in dieser Zeitung seiner Zeit eingehend und anerkennend besprochen.



zeige, die sowohl die Sache selbst betreffen, als auch die modernen Darstellungen des Lebens Jesu seit Strauß sorgfältig berücksichtigen.

Ueber seinen kritischen Standpunkt, den Ref. völlig theilt, spricht er sich, und das wird den Lesern dieser Zeitung ein gleich günstiges Urtheil erwecken, so aus: „Manche werden freilich dem vorliegenden Versuche das Stehen auf der Höhe der Zeit schon um deswillen absprechen, weil er aus dem vierten Evangelium in gleicher Weise wie aus den drei ersten schöpft. Mir meinstheils hat die erneuerte Versenkung in die Evangelien die Ueberzeugung nur bekräftigt, daß es nicht Kritik und Geistesfreiheit, sondern Befangenheit ist, wenn man das vierte nicht als lautere Quelle geschichtlicher Erkenntniß gelten läßt, und daß dasselbe bei Seite stellen so viel heißt, als das Verständniß des größten Gegenstandes aller Geschichtsschreibung sich unmöglich machen. — Man wird auch schwerlich sagen können, daß die Weise, wie der synoptische Stoff in die Maschen des johanneischen Zeitnetzes hier eingefügt wurde, irgendwo eine gewaltsame sei.“ Ebenso sind ihm die synoptischen Evangelien glaubwürdige von den Verfassern, deren Namen sie tragen, herrührende Zeugnisse, und die in ihnen enthaltenen Reden des Herrn können nur aus einer Vergleichung der einander trefflich ergänzenden Relationen richtig gewürdigt und verstanden werden. Es kann demnach für den Referenten, der diese Grundvoraussetzungen theilt, nur die Aufgabe sein, für die Leser den inhaltsreichen Gang der Darstellung vorzuführen und dabei an einzelnen Punkten einige abweichenden Auffassungen anzudeuten.

Die sechs ersten Capitel geben einen „chronologisch geordneten Ueberblick über Jesu Zeugniß von sich und seinem Werk.“ Sie bilden die Grundlage für die nachfolgenden Untersuchungen. An dem Faden der Geschichte werden sämtliche Reden und Worte unseres Herrn mehr oder weniger eingehend gemustert, mit Rücksicht darauf, was sie über Person und Werk Jesu aussagen; dabei werden folgende Stadien unterschieden: von der Taufe bis zum ersten Auftreten in Jerusalem, dann bis zum Auftreten in Galiläa, dann bis zur galiläischen Krisis bei Cäsarea Philippi, wo Jesus seinen Jüngern die Frage vorlegt, für wen sie den Sohn des Menschen halten; dann folgen die Zeugnisse bis zur Leidenswoche, darauf die in derselben und zuletzt die des Auferstandenen. Diese größere Hälfte des Werkes ist reich an feinen Bemerkungen zur Erklärung im Einzelnen, wie über den Zusammenhang ganzer Reden, wie gegen Auffassungen anderer Exegeten und Kritiker. Beachtenswerth ist der Gesichtspunkt, der vorangeschickt wird: Jesu Zeugniß erhält seine individuelle Färbung von der jedesmaligen Situation und schreitet mit dem Entwicklungsengang seines Lebens fort, nur wer beide Entwicklungen zusammenschaut, kann die erstere lebendig verstehen. Das erste Wort Jesu über sich selbst ist nun aber nicht das durch die Weigerung des Täufers bei der Taufe veranlaßte, sondern das bei Lucas 2 aus dem Munde des 12jährigen Jesus berichtete. Der Verf. wird seinen Grund haben, weshalb er es übergangen hat; aber eine An-

deutung darüber wäre nothwendig gewesen; erschließt es doch gleichfalls in ganz eigenthümlicher und durch alle späteren Zeugnisse bestätigten Weise seine Person wie sein Werk; wir möchten sagen, jenes über den Getauften gesprochene Wort des Vaters, weise auf dies erste zurück, und es selbst deutet schon an, was der Herr bei der Taufe bezeugt, daß er nicht als Sünder an dieser Taufe theilnehme, und daß der Messiasweg, den er beschreibe, durchs Leiden gehe. Die drei Worte Jesu bei der Versuchung werden gar nicht besprochen; und doch dürften sie über das Werk des Herrn nicht minder wie über seine Person von bedeutsamem Inhalt sein. — Gleich bei dem ersten Male da Jesus sich des Menschen Sohn nennt, trägt nach unserer Meinung der Verf. eine Beziehung hinein, die wir nicht angezeigt finden können; daß nämlich diese Bezeichnung in Beziehung stehe zu der gesammten Menschheit, für die er bestimmt sei. „Warum nennt sich der „König von Israel,“ wie Nathanel ihn begrüßt hatte, der Menschensohn? Ist es nicht, als wollte er ihren Blick von Israel erweitern zur Menschheit?“ Das ist doch etwas anders, als wie hernach S. 8 gesagt wird: „obwohl der Sohn Gottes, sei er doch ganz zu den Menschen gehörend und obwohl ganz zu den Menschen gehörend, sei er doch gekommen aus der innigsten Gemeinschaft mit Gott.“ Was den Namen anlangt, so ist die Beziehung desselben auf Psalm 8 mit Recht abgewiesen; auch eine Erinnerung an denselben in Jesu Gedächtniß (S. 128) halten wir für sehr unwahrscheinlich; aber die dafür aufgestellte auf das Prot-evangelium finden wir auch nirgend angedeutet; das ist ja nicht zu leugnen, daß, wie der Verf. S. 189 sagt: „ein schönes Licht fällt auf die Worte vom Gekommensein des Menschensohnes zu suchen das Verlorene, sein Leben als Lösegeld zu geben, ferner auf das Muß Marc. 8, 31 —, wenn wir voraussetzen, daß Jesus an den Weibesamen denkt, wenn er vom Menschensohne spricht;“ aber es ist doch eine ganz andere Frage, nach der Ableitung des Namens. Und da der Verf. S. 189 selbst eingestehen muß: „eine direkte Hinweisung der Hörer auf den Weibesamen lag in keinem der Aussprüche über den Menschensohn,“ so schiebt sich der Verf. nach verschiedenen anderen Stellen um, um diese Beziehung irgend wo angedeutet zu finden. Daß Jesus in sich „den Samen des Weibes“ sieht, der der Schlange den Kopf zertreten soll, soll wieder nicht bestritten werden, wohl aber daß des „Weibes Same“ und „des Menschen Sohn“ identische Bezeichnungen sind. Richtig ist auch, was S. 191 gesagt wird, daß die Hörer nicht immer an Daniels Weissagung gedacht haben; ja nicht einmal wie die Hellenen Joh. 12, 23 denken konnten, aber das ist noch kein entscheidender Grund gegen die sonst feststehende Entlehnung des Ausdrucks aus Daniel; kommt noch hinzu, daß gerade Daniels Weissagungen schon wegen der Zeitbestimmungen viel gelesenere waren, als andere Schriften, und daß der Herr nicht bloß für die ab- und zugehenden Hörer, sondern für seine Jünger und die durch sie zu seinen Jüngern werdenden Menschen und die ganze Kirche gesprochen hat. Sollte es endlich wirklich der Fall sein, was



wir noch bestreiten, daß bei einer Reihe von Aussprüchen eine Bezugnahme auf Daniel nur durch Künstelei sich herstellen lasse, so gilt von diesen Fällen, daß eben auch dieser Name im Lauf der Zeit zu einer Art Eigennamen geworden ist. Im Uebrigen können wir uns die S. 330 gegebene kurze Definition „der Menschensohn ist die übermenschliche Majestät in menschlicher Erscheinung“ aneignen.\*) Es sei bei dieser Gelegenheit auf einen Uebelstand aufmerksam gemacht, der sich nicht bloß bei dieser Frage, sondern auch sonst bemerklich macht, daß — was vielleicht auch bei der vom Verfasser befolgten Methode etwas mehr vermieden werden konnte — die Uebersichtlichkeit doch etwas leidet wenn z. B. vom Menschensohne an vier verschiedenen Stellen (abgesehen von S. 4) in Cap. 4, 5, 7, 9 gehandelt wird. —

Reiches Material geben die Reden mit Nicodemus, der Samariterin, die Bergpredigt, die Instruktionsrede an die Zwölfe, die am Purimfeste (Joh. 5), die bei der Botschaft des Täufers, die Gleichnißreden, die zu Capernaum (Joh. 6).

Da der Verfasser die Rede des Herrn Joh. 3 nicht bei B. 15 abbricht, so liegt doch in B. 16 in dem eigenthümlichen Ausdruck *μνογονηής* mehr als eine Andeutung in dunklen Worten, welches Wesen Jesus sei.

Je mehr wir die verschiedenen Bemühungen der Kritiker, welche aus der Bergpredigt bei Matthäus das Ursprüngliche von der späteren Zuthat des Referenten zu sondern unternommen haben, vergleichen, um so mehr müssen wir dem Verf. beistimmen: „es giebt keinen haltbaren Grund zu leugnen, daß das Referat des Matthäus ein getreuer Abriß derselben sei. Die Gliederung der Rede und die Einfügung der einzelnen Theile ins Ganze ist so natürlich, auch Alles dem Zwecke einer ersten Darlegung so entsprechend, daß die Vermuthung, als hätte der Evangelist Sprüche aus verschiedenen Zeiten zusammengereicht, keine Wahrscheinlichkeit hat.“ „Diese Predigt ist die rechte Vorbereitung für die Kunde von der Erlösung. Diese Kunde selbst aber ist sie noch nicht.“ — Bei Matth. 9 legt der Verf. zu wenig Gewicht auf die Wunderthat, indem er die Worte Jesu: was ist leichter, zu sagen: stehe auf und wandle oder: dir sind deine Sünden vergeben, unbeachtet läßt, sie bieten einzig in ihrer Art Licht über den Zusammenhang vom Wunder und der Sündenvergebung. — Allerdings steht (S. 21) in der Bergrede nur ein Mal „um meiner Willen“, aber das am Schluß so ernst betonte: „in deinem Namen“ ruht doch auf derselben Grundlage. — S. 22: Jesus kommt „die von Gott geknüpften natürlichen Bande zwischen den Menschen zu lösen,“ ist sehr mißverständlich; der Verf. zeigt im Verlauf, daß er das Richtige hat. Indem wir geringere Abweichungen in unserer Auffassung nur andeuten wie über das Purimfest (Joh. 5), ferner über die Beziehung der Worte

Joh. 5, 45—47 auf 1 Mos. 3, 15 (S. 37), über die Beschränkung des „Alles“ auf die Menschenseelen in Matth. 11, 27 (S. 41), über „das Neue,“ das der Schriftgelehrte aus seinem Schatz hervorholt (S. 52), über „die Tage“ des Menschensohnes (S. 82), über „das Salzen mit Feuer“ Luc. 12, 44 (S. 109) daß (S. 123), aus Luc. 21, 20 folge, das Ev. sei erst nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben; auch was S. 134 über Lucas gesagt ist; über die Deutung der Worte: „Ich bin der Weg u. s. w.“ (S. 156 f.) und auf die besonders gelungene Entwicklung der Gleichnisse (S. 52 ff.) und der Johanneischen Reden überhaupt, auf die Beziehungen synoptischer Reden und Thaten auf johanneische, namentlich auf die letzten Reden nach Johannes und den Synoptikern, endlich auf die Besprechung der Einsetzung des h. Abendmahles (S. 145 ff. und 166 ff.) und des hohenpriesterlichen Gebetes, aufmerksam machen, wollen wir nur noch kurz verweisen bei dem Gespräch mit dem reichen Jüngling. Mit Recht wird vorangeschickt: „aus diesem Worte, Niemand ist gut, außer Einer, Gott,“ ein Geständniß machen, das auch Jesus sich von einzelnen Schwankungen und Fehlern nicht frei gewußt, heißt ihn in schreienden Widerspruch mit sich selbst verwickeln.“ — Jesu Absicht kann nur sein, in dem von dem Jüngling gemeinten Sinne das Lob des Gutseins von sich abzuweisen. Der Verf. meint, wie auch andere Ergeten, das Bewußtsein der Sündlosigkeit sei die stillschweigende Voraussetzung. Wir glauben, daß dies an dieser Stelle nicht der Fall sei. Gewöhnlich, und auch vom Verf. wird der Fortgang des Gespräches zu wenig beachtet. Der Herr spricht hernach zu dem Jüngling: „Wenn du willst vollkommen sein (*τελειος*, ebenso wie Matth. 5, 48: ihr sollt vollkommen sein, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist) — so folge mir nach.“ Durch Nachfolge eines Unvollkommenen kann man nicht vollkommen werden, sofern der Herr hier sich als Gegenstand der Nachfolge hinstellt und dadurch ihm die Vollkommenheit in Aussicht stellt, hat er sich selbst als „vollkommen,“ und somit als „gut,“ wie Gott bezeichnet. Der Unterschied beider Aussagen ist nur formell.

Bei den Worten des Auferstandenen wird der beachtenswerthe Gesichtspunkt besonders hervorgehoben und durchgeführt, daß in der Gesamtheit der von den vier Evangelisten berichteten Erscheinungen, von Seiten Jesu ein planvoller Zusammenhang zu Grunde liege; sehr vorzüglich ist die Entfaltung der in Matth. 28, 18 ff. enthaltenen Worte Jesu; nur hätte der wichtige Begriff „Name“ nicht unerörtert und unausgebeutet bleiben sollen.

In dem folgenden siebenten Capitel werden anderweitige Aufstellungen der Zeugnisse Jesu von sich als dem Sohne des Menschen und dem Sohne Gottes, von seinem Sterben und Wiederkommen beurtheilt; und zwar die von Baur, Weizsäcker, Reim, daß der Gebrauch des Namens Menschensohn in den zwei verschiedenen Stadien verschieden gewesen, daß er nach Holzmann und Beshlag der ideale Mensch, nach Keerl von uraltem Mensch gewesen sei

\*) Für solche, die sich weiter über die hier einschlagenden Fragen und neuesten Verhandlungen unterrichten wollen, verweisen wir auf Schulze, vom Menschensohn und vom Logos; Götting 1867.



— ferner daß sich Jesus Gottes Sohn genannt habe, nicht weil er wie Baur und Strauß meinen, eine neue Vorstellung von Gott gefunden, noch weil er nach Hase, Ewald, Weizsäcker, Reim, eine neue Weise des Verkehrs zwischen Gott und den Menschen begann, auch nicht weil er wie Beyschlag in bereiteter Weise ausführe, von Geburt her ausgerüstet gewesen sei mit dem Vermögen, die schrankenlose Salbung mit Gottes Geist zu empfangen, wobei von „wesentlicher Gottheit der so angelegten Persönlichkeit“ nicht geredet werden dürfe. — Im Betreff des Sühnungstodes werden besprochen Baur's Versuche, alle die dahin zielenden Aussprüche kritisch zu beseitigen, ebenso Schenkel's Versuch, sie umzudeuten; außerdem Ewald's, Weizsäcker's und Reim's Hypothesen, — endlich im Betreff der Wiederkunft Christi Schenkel's und Hase's Meinung, daß Jesus vom Ende Jerusalems und des Heidenthums, nicht aber vom Weltende, Baur's und Strauß' Meinung, daß er nicht von der Zerstörung Jerusalems, wohl aber von seiner Wiederkunft zum Weltende, Weizsäcker's und Reim's Anerkennung, daß er von beidem geredet habe. Der Verf. richtet sich gegen Schenkel's und Hase's unmögliche Umdeutung dieser eschatologischen Reden, zeigt die Verlegenheit der Kritiker, wie sich der Sohn Josephs das Weltgericht zuschreiben könne, und die unhaltbaren Aushülsen von Baur, weil seine Lehre die Norm für das Gericht sei, und von Strauß, weil Jesus Verkündiger des göttlichen Wortes gewesen; Renan erkläre daher Jesum für einen Schwärmer. Reim entschuldigt diese durch die Rücksicht aufs alte Testament; Weizsäcker allein erklärt dies richtig aus dem Glauben Jesu an sein „Sohnesverhältniß,“ hat aber einen zu dürftigen Begriff von demselben, als daß diese Majestätswerke daraus begreiflich wären.

Ein sehr lehrreiches und bedeutsames Capitel ist das folgende, achte, „der Stufengang in Jesu Selbstbezeugung,“ (S. 247 ff.). „War Jesus ein wirklicher Mensch, so versteht sich von selbst, daß seine Anschauung Gottes, der Welt, seiner selbst, seines Berufes ihm allmählig entstanden und daß der Fortschritt ihrer Entwicklung durch Anregungen wie von Gott, so von der Welt her bedingt war.“ Hatte diese bei seinem Auftreten schon ihren Abschluß erreicht? Ging sie stets fortschreitend oder auch rückschreitend schwankend vor sich? Oder wenn sie beim Auftreten fertig war, hat sie sich stufenmäßig offenbart? Alle diese Fragen werden eingehend erörtert. — Gewöhnlich wird der Vorgang bei Cäsarea Philippi als Epoche machend angesehen. So meint Schenkel, daß Jesus aus Zweckmäßigkeitsgründen, nachdem vom Petrus das Stichwort, er sei der Messias wie aus höherer Eingebung gegeben sei, sich zur Messiasrolle entschlossen habe; Strauß, Jesus habe erst seitdem angefangen, sein Messiasbewußtsein auszusprechen, (was im Widerspruch stehe mit den synoptischen wie johanneischen Aussagen); Hase, Weizsäcker, Reim, Jesus habe erst kurz vor Cäsarea das Bevorstehen des Todes für den Messias er-

kannt; Holsten sogar erst kurz vor seinem Sterben selbst; Reim endlich, daß Jesus von Anfang an sich als Messias erkannt, aber doch zuerst nur für die Juden. Alle diese Ansichten werden in ihrer Richtigkeit dargethan und es folgt dann die positive Darlegung des Verf. über diesen Stufengang vor und nach der Cäsarea-reise, den er im Betreff der Messianität, des Sterbens, der Wiederkunft, der unsichtbaren Gegenwart zwischen Hingang und Wiederkunft, des Wetens, der inneren Wesenheit seiner Person aufzeigt; ebenso findet er einen Unterschied in der Lehrweise des Auferstandenen mit der in den Fleishestagen. Daran schließen sich noch einige Erörterungen über die Stellung des Herrn zum Gesetz, worüber der Herr den Seinen keinen abschließenden Unterricht gegeben, vielmehr nur eine Vorbereitung auf die Zeit der Geistesendung; wie darüber, daß bei Johannes dieser Stufengang weniger zu Tage tritt.

Das neunte Capitel, ein im ersten und zweiten Abschnitt rein kritisches, handelt von der Verschiedenheit des Zeugnisses Jesu bei den Synoptikern und im Ev. des Johannes, und über die Glaubwürdigkeit des letzteren; dieser Abschnitt, streng genommen nicht in den Entwicklungsgang gehörend, enthält eine sehr eingehende Prüfung der Baur'schen Hypothese über den Ursprung des Evangeliums. Im dritten Abschnitt dieses Capitels folgt eine Darlegung der „Gliederung des Zeugnisses Jesu über seine Person und sein Werk,“ wobei wieder auch der Gesichtspunkt beachtet wird zu zeigen, wie dasselbe Gedankensystem den synoptischen wie johanneischen Reden zu Grunde liegt, nur daß vom johanneischen Standpunkt aus gesehen das Gebäude der Wahrheit vollständiger vor das Auge tritt. Die drei Bezeichnungen, in welche Jesus das Wesen seiner Person zusammenfaßt, sind: der Sohn Gottes, der Messias, der Menschensohn; das Werk Jesu nach seinen eigenen Gesichtspunkten zerfällt in das Wirken während der Fleishestage, (wird etwas zu kurz behandelt), in die That des Sterbens, das Walten zwischen Hingang und Wiederkunft, die Thaten bei der Wiederkunft; — dies Werk aber ruhend auf der Person Jesu als dem präexistenten Sohne Gottes.

Will man, so schließt der Verf., Jesu Zeugniß von sich und seinem Werk auf einen möglichst kurzen, nur die Grundlinien enthaltenden Ausdruck bringen, so wird es demnach etwa dieser sein: „als der Mensch von gottgleicher Wesenheit war Jesus befähigt der verheißene König des Heils, der Erfüller von Israels Hoffnung, der Spender des Lebens für alle Völker zu werden. Er ist es wirklich geworden, indem er den Menschen den Vater offenbarte durch die Worte, die ihm der Vater gab, und indem er kraft göttlicher Vollmacht sein Leben hingab und wieder nahm, und indem er kraft seines Sterbens vom Vater so erhöht wurde, daß er jetzt Himmel und Erde regiert, den Geist mittheilt und seiner Zeit richtend und vollendend wiederkommen wird. Er ist aber der Mensch von gottgleicher Wesenheit, weil er vom Himmel kam, wo er in Herrlichkeit beim Vater war, ungeworden, in steter Selbst-



gleichheit. Und kraft natürlicher Zusammengehörigkeit ist es geschehen, daß die Menschheit seinem Heilwirken übergeben wurde und nennt er die Engel sein Eigenthum.“

Auf dieses so zusammengefaßte Selbstzeugniß soll nun im Capitel 10 noch das Zeugniß des Täuflers von Christus sein Licht werfen. Es ist gewissermaßen eine Bestätigung oder Prüfung des gefundenen Resultates. Es stammt dies Zeugniß aus unmittelbarer göttlicher Erleuchtung, welche der Täufer auch praktisch bewährt hat. Sein Zeugniß wird verglichen mit der alten Prophetie. Der ihm von Gott gegebene Einblick, daß des Messias Aufgabe sei, mit Geist und Feuer zu taufen, mußte ihm die alttestamentlichen übermenschlichen Aussagen zur Präexistenz gestalten; „den Fortschritt vom Geistpenden und Richten Jehova's zum Geistpenden und Richten des Messias konnte er nur thun, indem er sich die übermenschlichen Prädicate, welche die Schrift der Person des Messias gegeben hatte, aufs klarste vor Augen stellte.“ „Drei Punkte redete er aus unmittelbarem Unterwiesensein von Gottes Geist, jetzt sei der Messias vor der Thüre und der Messias selbst werde die Ausgießung des Geistes sammt dem Gericht vollbringen und Jesus sei der Messias. Der Herr selbst mußte über dies Zeugniß hinausgehen, er konnte aber nicht hinter dem Johanneszeugniß zurückbleiben, so daß gegen viele Kritiker der Gegenwart über Jesu Person und Werk noch heute das unverdächtige Zeugniß des Täuflers seine Kraft hat.

An einer so sicheren Hand, wie die des Verf. sich in der Exegese wie der Kritik gezeigt hat, wird Niemand die Reden des Herrn ohne bleibenden Gewinn im Einzelnen wie im Ganzen durcharbeiten. Es dürfte das Buch mit Recht allgemeine Empfehlung verdienen, und jedem den Wunsch nahe legen, daß es dem Verf. vergönnt sei, rüstig die Arbeit fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen.

## Mittheilungen über die religiösen und kirchlichen Zustände des Elsasses und Deutsch-Lothringens.

Um eine einigermaßen richtige Einsicht in die religiösen und kirchlichen Zustände des Elsasses und Deutsch-Lothringens zu gewinnen, möchte es nicht unzweckmäßig sein, einen kleinen Rückblick zu thun, so viel es wenigstens eine Arbeit erlaubt, welche nicht Anspruch darauf macht, das Ergebnis gründlicher historischer Studien zu sein, sondern nur den Zweck hat, einen einfachen Ueberblick über die religiösen Zustände unseres Landes zu geben.

Straßburg und Elsaß fehlte es seit der Reformation nicht an Männern, welche einen reich gesegneten Einfluß auf das

religiöse und kirchliche Leben der Stadt und des ganzen Landes ausübten. Wir wollen hier nur einige Namen anführen von solchen Männern aus dem vorigen Jahrhundert, deren Einfluß auch noch in das jetzige hereinragt.

Unter diesen verdient vorangestellt zu werden Dr. Siegmund Friedrich Lorenz, gestorben 1783. Er war gleich ausgezeichnet als gründlich gelehrter Theologe, in seiner Wirksamkeit als Professor der Dogmatik an der Universität von Straßburg, sowie auch als tüchtiger Kanzelredner in seiner Wirksamkeit als Hauptprediger an der Kirche zum St. Peter in derselben Stadt.

Es existirt von ihm eine Sammlung Predigten über die Perikopen, die Evangelien und Episteln, welche wohl dem Gediegensten, was auf diesem Felde ist geleistet worden, kann an die Seite gestellt werden, sowohl was den Inhalt selbst, als auch die Form und den Styl betrifft. Noch jetzt, obwohl immer seltener, trifft man dieselbe in mancher bürgerlichen Haushaltung von gutem alten Schrot und Korn, wie denn diese selbst immer seltener werden, und dieselben verdienten wohl ebenso gut wie manches ältere christliche Werk in einer neuen Auflage auch in unsern Tagen verbreitet zu werden.

Ein anderes Buch, welches, ebenfalls aus dem vorigen Jahrhundert stammend, segensreich in das unsrige noch hineinwirkt, ist ein Gebetbuch von einem sträßburger Geistlichen herausgegeben, im Jahre 1750 unter dem Titel: „Geheiligtter Kinder Gottes Betkammerlein von Joh. Friedr. Venz.“ Es zeichnet sich auch dieses Buch aus durch seinen durch und durch evangelischen Gehalt, durch Vollständigkeit, würdige Sprache und eine gründliche, gebiegene Abhandlung über das Gebet, welche als Einleitung den Gebeten vorangestellt ist. Es ist dieses Buch in neuester Zeit in zwei Ausgaben wieder neu aufgelegt worden, die eine Ausgabe ganz unverändert, die andere im Interesse eines engherzigen Parteigeistes vielfach verändert und mit Zusätzen untermischt, die einem bloß der Erbauung gewidmeten Buche hätten fern bleiben sollen.

Es ist nun hinlänglich bekannt, welchen Einfluß die Revolutionsstürme in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch auf unsere evangelische Kirche ausgeübt haben und wie traurig zerrüttet sie aus denselben hervorging. Nur langsam erholte sie sich und zwar so, daß das eigentlich gläubige Element wenig hervortrat.

Zwei Männer waren es, welche in jener Zeit einen entschiedenen Einfluß auf das religiöse und kirchliche Leben unseres Landes ausübten und auch einen thätigen Antheil hatten an der Reorganisation unserer lutherischen Kirche. Diese beiden Männer waren Blesig und Hafner; der erste gestorben 1816, der zweite 1831.

Sie waren die Kinder ihrer Zeit, d. h. sie gehörten der



supranaturalistischen Schule an, doch Hafner mehr mit eigentlich rationalisirenden Tendenzen, mit vorherrschender Schärfe des Verstandes, der zuweilen in heißender Ironie sich gefiel. Blessig hingegen war ein Mann von tief religiösem Gemüthe, von inniger Gottes- und Menschenliebe, wie dies sich in einer Predigtsammlung über die evangelischen Perikopen ausspricht. Sie waren beide Professoren der Theologie, beliebte Kanzelredner und verwalteten die höchsten Ämter in der evangel.-lutherischen Kirche. Sie bewiesen in ihrer Wirksamkeit einen anerkennenswerthen Eifer und tiefen sittlichen Ernst. Auf ihre Veranstaltung wurde ein neues Gesangbuch eingeführt; freilich nicht das beste Geschenk, welches sie ihrer Kirche vermachten. Die Sammlung der Lieder ist eine überaus magere, und leidet an dem verdorbenen Geschmack jener Zeit, an dogmatischer Leerheit und der beklagenswerthen Tendenz, die alten Originalien in die moderne Sprache des damals herrschenden trocknen Rationalismus zu übersetzen, wodurch auch der religiöse Geschmack der Gemeinden verdorben wurde. Zur Charakteristik desselben mag nur unter Anderm dienen, daß selbst das Hauptlied unserer Kirche: Ein' feste Burg ist unser Gott, in demselben keinen Platz gefunden. Anfangs erhob sich Widerspruch gegen die Einführung dieses Buches, doch zuletzt fügte man sich und Jahrzehnte war es die magere geistliche Speise, die den Gemeinden zur gemeinschaftlichen Erbauung geboten war.

Au diese zwei Männer reiht sich ein dritter an, Dr. Fr. Heinrich Kedslob, gest. 1834, ebenfalls Professor der Theologie und beliebter Kanzelredner, ein Mann von gründlicher vielseitiger Gelehrsamkeit, reicher Lebenserfahrung und tüchtiger Pädagoge. Wohl neigte auch er sich zur rationalistischen Richtung, doch sein nach Höherem gerichteter Geist weckte auch in den jugendlichen Gemüthern eine Sehnsucht und ein Streben nach höherem Geistesleben.

Der Stand der Geistlichkeit in dieser Zeit entsprach im Allgemeinen dem Geiste derjenigen, in deren Schule sie gebildet waren. Männer, größtentheils ohne tiefere Begründung des Glaubenslebens, von mehr oder weniger sittlich-religiösem Ernst, bisweilen selbst in tiefer moralischer Versunkenheit. Die Zahl der wahrhaft gläubigen Geistlichen war eine äußerst beschränkte.

Dem entsprach nun auch im Allgemeinen der Zustand der Gemeinden, wenn auch nach der langen Entbehrung der öffentlichen Gottesdienste und bei den schweren Drangsalen des Krieges im Ganzen eine äußere Kirchlichkeit und auch eine gewisse Einfachheit und Reinheit der Sitten vorherrschend war.

In manchem Kreise regte sich wohl auch hier und da ein tieferes religiöses Bedürfnis, allein auch sehr oft mit mancherlei ungefunten Elementen des Mysticismus, Somnambulismus und Separatismus untermischt, deren Auswüchse diese Richtung nicht eben empfehlenswerth machte.

Dies war der Zustand der evangelischen Kirche beider Confessionen in den zwei ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Nur ein Mann war es, der in jenen Zeiten zu großen Hoffnungen berechnigte, Carl Timotheus Emmerich, gest. 1820, eben-

falls Professor der Theologie und Prediger an der St. Thomaskirche. Ein Mann von reichen Geistesgaben und innigem Glaubensleben, wovon zwei Bändchen seiner Predigten Zeugnis geben. Er übte einen mächtigen Einfluß auf die damals studirende Jugend aus, in welcher er einen religiösen Ernst weckte. Leider war diese Wirksamkeit eine sehr kurze. Emmerich unterlag früh seiner geistigen Thätigkeit und angestrengten Arbeit, die der schwache Körper nicht ertragen konnte.

Mit den zwanziger Jahren ungefähr beginnt für Straßburg und das Elsaß eine Zeit religiöser Erweckung, welche von kleinen und geringen Anfängen immer größere Ausdehnung gewann. Die Faktoren dieser Erweckung waren verschiedener Art. Wir rechnen unter dieselben unter Anderm die Brüdergemeinde, sie hat zwar in jener Zeit weniger zur Weckung des geistlichen Lebens beigetragen, als vielmehr das in geringem Maße vorhandene in einem stillen nüchternen Geleise erhalten. Außerdem befanden sich in Straßburg und im Elsaß eine wohl kleine Anzahl von Männern, welche ohne besondere Anregung von Außen her zu einem innern Glaubensleben durchgedrungen waren und in bescheidener Wirksamkeit auch demselben suchten in weiteren Kreisen Bahn zu machen. Es sei hier erlaubt, einem dieser Männer ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit zu stiften, nämlich dem seligen Karl Wilhelm Krafft, ehemaligem Pädagogen des Studienseminars zu St. Thomä. Er war es, der stille, bescheidene Mann, welcher unter manchem Widerspruch seinen Glauben bekannte und besonders auch dem Interesse für die Heidenmission in Straßburg und im Elsaß die Bahn brach, wie denn gerade auch dieses Interesse für die Mission unter den Heiden und durch die Verbindung mit dem nahegelegenen Basel und seiner Missionsanstalt das religiöse Leben im Elsaß einen neuen Anstoß bekam. Der selige Krafft war es auch, der in Verbindung mit einem jüngern Candidaten der Theologie und einigen andern Männern die Erziehungsanstalt für arme Kinder auf dem Neuhof bei Straßburg gründete, welche Anstalt noch besteht und schon für eine große Anzahl verwahrloster Kinder ein Zufluchtsort geworden ist und ihnen leibliche und geistliche Hilfe und Rettung gebracht hat.

Ein anderer Anstoß für das religiöse Leben kam von einer Anzahl von Faktoren, welche, als außerhalb des eigentlichen Kirchenverbandes stehend, dennoch einen Einfluß auf das religiöse und kirchliche Leben ausübten, theilweise als solche, welche in separatistischer Richtung wirkten, theilweise nur in freier, unabhängiger Wirksamkeit standen, ohne sich der bestehenden Kirche feindselig entgegenzustellen. Es waren dies mehrentheils ausländische Geistliche, welche sich zeitweise in Straßburg und im Elsaß aufhielten, aber auch Agenten von evangelischen Gesellschaften, Judenmissionen u. s. w.

Wir wollen hier nur eines Mannes erwähnen, dessen Auftreten zur Zeit einen gewaltigen Sturm heraufbeschworen hat. Es ist der in der Geschichte der Erweckungszeit wohl bekannte Pfarrer Bost aus Genf. Dieser feurige Mann war mit einigen andern Genfer Geistlichen um seines Glaubens willen von



der Genfer *vénérable compagnie* aus dem Verband der Geistlichkeit ausgeschlossen und seines Amtes entsetzt worden. Diese abgesetzten Geistlichen gründeten darauf ihre eigenen separirten Kirchen in Genf, und Vost, dem diese Wirksamkeit viel zu beschränkt war, dehnte dieselbe durch Evangelisationsarbeit in der Nähe und Ferne aus. So kam er auch nach Straßburg und ins Elsaß, wo besonders der Oberrhein der Hauptschauplatz seiner unermüdeten Thätigkeit wurde. Dies war in der Zeit, wo die Straßburger Bibelgesellschaft mit ihrer Bibelausgabe eine in rationalistischem Sinn von Dr. Hafner verfaßte Einleitung in die Bibel verbreitete. Vost eiferte gewaltig gegen dieses Verfahren des Vorstandes der Gesellschaft, indem er besonders hervorhob, daß dieselbe kein Recht habe, die freiwilligen Liebesgaben, so wie den bedeutenden Betrag an Geld, welche die Londoner Bibelgesellschaft gewährt hatte, zu etwas Anderem zu verwenden, als lediglich zur Verbreitung des Bibelbuches selbst, ohne allen Zusatz. Obgleich nun dieser Angriff Vost's heftigen Widerspruch hervorrief, so mußte doch am Ende das Comité sich entschließen, von der Verbreitung der angegriffenen Einleitung abzustehn. Nur ein einziger der Geistlichen Straßburgs hatte den Muth, auf Vost's Seite zu treten, und seinen vielleicht in der Form nicht gerade zu billigenden, allein in der Wahrheit begründeten Angriff zu unterstützen.

Auch Deutschland hat seinen Antheil an dem Erwachen des geistigen Lebens im Elsaß. Nicht nur war man überhaupt an Deutschland gewiesen für das Studium der Theologie, sondern von Ende der zwanziger Jahre an bis auf die neueste Zeit gab es immer eine Anzahl jüngerer Theologen, welche durch den Besuch deutscher Universitäten in noch unmittelbare Verührung mit der deutschen Theologie kamen.

Wenn nun auch einige mehr durch die mannigfachen Verirrungen, in welche auch in Deutschland die Theologie gerathen, mit fortgerissen wurden, so kam doch auch eine Anzahl zurück, angeweht von dem Geisteshauche eines neuen Lebens aus Gott. Die Ersten, welche unter diesem Einfluß die Fesseln des alten, trocknen Rationalismus zersprengten, hatten noch das Glück, zu den Füßen eines Meander und Steffens sitzen zu dürfen, aber auch ein Hengstenberg und Tholuck festelten die jungen strebsamen Geister.

Manche von ihnen sind nun schon mit einem Theile dieser ihrer Meister in die obere Gemeinde eingegangen. Es sei mir erlaubt, hier unter vielen einen Namen zu nennen, der auch in weitem christlichen Kreisen nicht unbekannt ist. Es ist dies Pastor Adolph Kreiß. Ein Mann, dessen ganzes Gepräge in den Worten seinen Ausdruck findet: die Liebe Christi drängt uns. Als Prediger und Seelsorger in Straßburg, seiner Vaterstadt, stand er in reich gesegneter Wirksamkeit, als der schreckliche Krieg ausbrach, der auch die Belagerung der Stadt zur Folge hatte, und Kreiß starb während derselben an gebrochenem Herzen über den Jammer, der über dieselbe gekommen war, nachdem er noch seine letzten Tage und Kräfte zur Erleichterung des schrecklichen Looses der Bewohner derselben

verzehrt hatte. Eine Sache, die ihm besonders am Herzen lag, war auch das Werk der Mission unter den Heiden, und seine eindringlichen, die Herzen tief ergreifenden Festreden, welche er in Basel und an vielen andern Orten gehalten, werden wohl manchem Festgäste unvergeßlich bleiben. Indes, der Wind wehet, wohin er will, man höret sein Säusen wohl, allein woher er kommt und wohin er fährt, das weiß niemand. So hat der h. Geist da und dort sein Werk, welches, nachdem er in der Stille gewirkt, zur Ehre des Herrn und Hauptes seiner Kirche offenbar geworden. Auch davon sei es mir erlaubt, unter Andern ein Beispiel anzuführen aus dem kirchlichen Leben des Elsaß. Es ist dasjenige des Enkels eines Mannes, der ja, man kann sagen, eine fast weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Nämlich ein Enkel des bekannten Patriarchen des Steintals Papa Oberlins, Ludwig Kaufher, war nach und nach in seiner stillen französischen Gemeinde in den Vogesen, durch das Lesen von Luthers Schriften aus dem Rationalismus zum Glauben durchgedrungen, und trat dann später mit gewaltiger Predigt auf in Colmar, der zweiten Stadt des Elsaß, mit einem Eifer, der an die Worte erinnerte: der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt. Es war wohl z. Th. dieser Eifer, der Schmerz über den ihn umgebenden Unglauben und Weltfönn, die Treue, mit der er sein Amt versah, welche seine sonst starke Constitution erschütterten und ihn nach kurzer, rastloser Thätigkeit den Seinen und seiner Gemeinde entrißen. (+ 1840.) Es existiren von ihm einige Erbauungsschriften, auch ein Bändchen gediegener Predigten. — Doch ich habe bis jetzt noch nicht, die, für das religiöse Leben Straßburgs und des Elsaß, bedeutendste Persönlichkeit, erwähnt; es ist der ehrwürdige Pastor Härter, Pfarrer an der durch das Bombardement Straßburgs gänzlich zerstörten Neuen Kirche, in welcher schon vor der Reformation der alte Tauler seine gewaltige Stimme erhoben hatte. Härter's seit Jahren reich gesegnete Wirksamkeit beruht nicht allein auf seiner durch Form, Inhalt und Vortrag gleich ausgezeichneten Predigtweise, als auch auf seiner speziellen Seelsorge. Selbst durch schwere Kämpfe hindurch gegangen, ist der reich begabte, gründlich und vielseitig wissenschaftlich gebildete und zugleich glaubensfeste Mann und tiefe Schriftforscher vielen Seelen der verschiedensten Stände ein treuer Führer auf dem Heilwege geworden. Neben dieser gesegneten Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger steht als Denkmal seines Glaubensmuthes und Liebeseifers die Diakonissenanstalt in Straßburg da, die mit ihren verschiedenen Verzweigungen wohl die bedeutendste nach der Fliedner'schen in Kaiserswerth ist.

Neben Härter wirkte in wohl beschränkterer Weise und besonders in den französischen Kreisen der Professor der Geschichte Charles Cuvier, ein Mann ebenfalls von reicher Erfahrung, deren Schätze er in seinen köstlichen Bibelfunden und in seiner Sonntagsschule einer Anzahl heilsbegieriger Seelen darlegte. Er ist auch Verfasser einer Anzahl von Erbauungsschriften, von denen eine auch ins Deutsche übersezt ist unter dem Titel: „Tröstungen und Rathschläge aus der Erfahrung; aus dem



Tagebuch eines Leidenden," und weite Verbreitung gefunden hat.

Neben diesen wirkte eine Anzahl gläubiger Geistlichen in der Stadt und auf dem Lande, so daß zuletzt diese gläubige Richtung sich eine gewisse Anerkennung geschafft hatte, die auch von der Kirchenbehörde eine Zeitlang berücksichtigt wurde, bis endlich der überhandnehmende Rationalismus und Materialismus wieder feindseliger auftrat und auch einen Druck auf die Kirchenbehörde auszuüben wußte, die demselben nachgebend nun auch eine gegen diese gläubige Richtung feindselige Stellung einnahm. Nach und nach machte sich auch im Elsaß eine mehr confessionelle Richtung geltend. Dieses strengere Halten am Bekenntniß hätte einen sehr heilsamen Einfluß ausüben können als Gegengewicht gegen einen vielleicht zu oberflächlichen Dogmatismus und eine allzustarke Hinneigung zum Subjektivismus. Ein Theil ihrer Vertreter aber hat sich diesen Einfluß selbst verdorben durch ein allzuschroffes Auftreten und maßloses, oft ungerechtes Polemisiren und Richten, wodurch manche Gemüther von dem Einen, was Noth ist, abgelenket werden. Es knüpfte sich an diese Richtung ein Gesangbuchstreit, der vielleicht in einer spätern Mittheilung kann besprochen werden. Was nun die reformirte Kirche betrifft, so hat sie ungefähr mit der lutherischen den gleichen Prozeß durchgemacht, indem sie sich nach und nach aus dem Rationalismus zu dem eines lebendigen Glaubenslebens durchgekämpft; ja man kann sagen, daß die gläubige Richtung in der reformirten Kirche sich noch mehr Geltung verschafft hat, als in der lutherischen, und da in derselben den Gemeinden eine größere Betheiligung an der Wahl ihrer Geistlichen eingeräumt ist, die meisten Wahlen zu Gunsten der gläubigen Richtung ausgefallen sind, während in der lutherischen Kirche, wo die Kirchenbehörde unumschränkte Gewalt hat, gerade das Gegentheil in letzter Zeit stattgefunden hat. Was das Verhältniß beider evangelischen Confectionen zur römischen Kirche betrifft, so lebten dieselben im Ganzen friedlich neben einander und nachdem die Stürme der Revolution vorüber waren, genossen die Protestanten im Elsaß volle Religionsfreiheit. Erst in neuester Zeit, wo überhaupt die römische Kirche wieder mit mehr Eifer sich erhob, wurde auch dieses friedliche Verhältniß wieder mehr gestört, und der zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochene Krieg wurde vielfach von der römischen Geistlichkeit als Krieg gegen die Keger behandelt und ausgebeutet. Wenn wir uns nun die religiöse Physiognomie des Landes resumirend vergegenwärtigen wollen, so ergiebt sich folgendes Bild. Was die wissenschaftliche Theologie betrifft, so sind in der theologischen Fakultät die verschiedenen Richtungen repräsentirt. Wir finden dort Vertreter des alten Rationalismus, der neuern kritischen Schule, des kirchlichen Glaubens und der Vermittelungstheologie. Unter den Geistlichen finden sich die gleichen Schattirungen, nur daß hier durch die oben schon angeführte

streng confessionelle Richtung die Gläubigen in zwei Abtheilungen gespalten sind, was beiden Theilen nachtheilig ist, während ein besseres Einverständniß der guten Sache nur förderlich sein könnte. Unter dem Volke aber hat in den letzten Jahren Welt-sinn, Unglaube und Unkirchlichkeit auf eine erschreckende Weise überhand genommen und es wäre zu wünschen, daß von Seiten der Gläubigen mit mehr heiligem Ernst von der Kraft des Evangeliums, wie dieselbe im Leben und Wandel, in Verleugnung der Welt und nicht nur in Worten sich äußern soll, Zeugniß gegeben würde. Leider that sich auch hier ein Hinneigen zur Welt kund, welches oft bei dem Schein der Gottseligkeit dessen Kraft verleugnete. Hoffen wir, daß durch die ernstesten Gottesgerichte, welche über unser Land hereingebrochen sind, auch durch Sturm, Feuer und Erdbeben das sanfte Sausen des Gotteshauches sich werde spüren lassen, und daß die Herzen mögen erneuert werden zum lebendigen Glauben und zu treuem Wandel in der Gottseligkeit, bis die Zeit kommt, wo es heißen kann: das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden.

### Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern.

Eine Festgabe von Alice Salzbrunn. Leipzig, Rob. Frieße. 1871. 180 S. 12. Brosch. 15 Sgr. Elegant geb. m. Goldschn. ½ Thlr.

Eine reichhaltige, von großer Belesenheit und feinem Urtheil zeugende Auswahl von Aphorismen und Gedichten über Gottes Wort, die sich besonders zu Festgeschenken an Confirmanden eignet, überhaupt aber eine Zierde jedes christlichen Familientisches bilden mag. Der prosaische Theil (S. 1—66) geht aus von den majestätischen Selbstzeugnissen des göttlichen Wortes und schreitet fort zu den Aussprüchen morgen- und abendländischer Kirchenväter, der Reformatoren, sowie gottesfürchtiger Fürsten, auch Philosophen, Historiker, Theologen und sonstiger Gelehrten der Neuzeit. Die aus Luthers Worten mitgetheilten dicta classica hätten sich um ein Bedeutendes vermehren lassen, doch gebot wohl der Raum einige Beschränkung. Auch von Baco von Verulam und Leibnitz hätte sich noch manch treffliches Wort beibringen lassen.

Die poetische Abtheilung (S. 67—180) enthält Dichtungen von Luther, Shakespeare, Klopstock, B. Gerhard, Herder, E. M. Arndt, Lavater, Hagenbach, Jul. Sturm, R. Geisler, Ludw. Maurer, Friedr. v. Pechlin, E. Duandt, Ed. Mörike, J. P. Lange, Louise v. Blönnies, Sus. v. Klettenberg, Louise Hensel, Friedr. Dser, Eman. Geibel, Spitta, Ad. Stöber und Andern. Ueber ein Duzend dieser schönen Gedichte, die zu einer köstlichen Perlenkette an einander gereiht sind, hat die Herausgeberin in directer Zusendung von den betr. Autoren erhalten. „Meiner Mutter Bibel“ des Amerikaners G. P. Morris hat die Herausgeberin selbst aus dem Englischen geschmackvoll übersetzt.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 8. März.

N<sup>o</sup> 19.

## Die gefährdete Lage der lutherischen Kirche in Preußen.

(Fortsetzung.)

In früheren Zeiten durch die Wachsamkeit und den Zeugnuth der Lutherischen vereitelt, haben diese Versuche endlich am Anfang unseres Jahrhunderts, nachdem der König vorher trotz würdigen Protestes das lutherische Ober-Consistorium aufgelöst und die Verwaltung der Kirchensachen einfach durch Cabinetsordre einer weltlichen Regierungsbehörde übertragen hatte, zu einer Zeit, wo es der lutherischen Kirche also durch die Schuld des staatlichen Regiments an einer eignen Kirchenbehörde ganz fehlte, und was schlimmer ist, zu einer Zeit, wo es der lutherischen Kirche an treuen Bekennern fast ganz fehlte — und die wenigen ließen sich leider zu früh durch die polizeilichen Quälereien zum Austritt bewegen — den Anfang einer Union zur Folge gehabt. Es ist gelungen, einige wenige lutherische und reformirte Gemeinden zu überreden, daß sie durch einen besondern, gesetzlich unanfechtbaren Act sich zu Unionsgemeinden verschmolzen. Es ist gelungen, von der Behauptung eines dem Landesherrn zustehenden liturgischen Rechts aus den lutherischen und reformirten Gemeinden eine gemeinsame Agende aufzudrängen, deren Einführung — man mag dagegen sagen, was man will, und man mag von den Vorzügen der neuen Agende im Vergleich zu vielen, bis dahin gebräuchten noch so hoch denken — nur den einen Zweck gehabt hat, eine Uniformirung der beiden Kirchen in Betreff des Cultus herbeizuführen, um dadurch mit der Zeit wirklich aus beiden Kirchen eine mit gemeinsamem Bekenntniß zu machen. Es ist gelungen, beiden Kirchen ein gemeinsames Kirchenregiment zu geben, in dem Angehörige der lutherischen und der reformirten Confession zusammen beschließen und verfügen. Mit welchen Mitteln das gelungen ist, ist bekannt. Für den, der ein preussisches Herz hat, ist es zu schmerzlich, davon zu reden. Doch wäre es sehr zu wünschen, daß unsre Gegner einmal die Geschichte fragen und sich sagen lassen wollten, mit welcher Grausamkeit und mit welcher Hinterlist durch die untergeordneten staatlichen Organe das Werk eingeführt und durchgeführt worden ist, daß sie, weil sie von alledem nichts wissen oder wissen wollen, noch heute als ein Gotteswerk, als eine That freier Frömmigkeit hinzustellen so oft kein Bedenken tragen.

Aber — und das können wir nicht laut genug betonen — wenn also auch der lutherischen und reformirten Kirche in Preußen gemeinsames Kirchenregiment vorsteht und beide wenigstens theilweis gemeinsame Agende haben, die lutherische Kirche in Preußen ist damit nicht aufgelöst. Die Union hat nicht eine neue sogenannte unirte Kirche geschaffen, wenn man nicht unter der letztern die wenigen Consensus-Gemeinden verstehen will. Denn soweit ist es doch hoffentlich noch nicht gekommen, daß man es wagt, diejenigen lutherischen Gemeinden dieser unirten Kirche zuzählen, in denen, ohne daß die Gemeinde von der Bedeutung eine Abnung hatte, vielleicht ganz ohne daß sie es bemerkte, durch einen dienstbeflissenen Pfarrer einmal das Brotbrechen eingeführt worden ist. Ein Betrug kann nie ein Recht begründen oder nehmen. Es sind durch wiederholteste ausdrückliche Königsworte in den maßgebenden Urkunden die besondern Bekenntnisse der lutherischen wie der reformirten Kirche als in unveränderter Kraft und Geltung stehend anerkannt. Es ist in vielfachen amtlichen Erlassen — und gerade darauf müssen wir heute, wo man so dreist wird, das Gegentheil zu behaupten, den Nachdruck legen — ausdrücklich nicht nur von lutherischen Gemeinden innerhalb der Landeskirche, sondern von lutherischer Kirche als noch unverändert fortbestehend die Rede. In der Cabinetsordre vom 27. September 1817 heißt es ausdrücklich: „Aber so sehr ich wünschen muß, daß die reformirte und lutherische Kirche in meinen Staaten diese meine wohlgeprüfte Uezeugung mit mir theilen möge, so weit bin ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit etwas verfügen und bestimmen zu wollen.“ Ist es irgendwie angreifbar, wenn Wangemann in seinen „Sieben Bücher preussischer Kirchengeschichte“ — (diesem trefflichen und geradezu unentbehrlichen Werke ist dies, sowie die folgenden Citate entnommen) — dazu bemerkt: „Die Cabinetsordre stempelt daher jeden spätern Act der Behörden, der gegen die Rechte und Freiheiten der lutherischen Kirche verstieß, sowie jedes Verfügen und Bestimmen in dieser Angelegenheit mit dem Stempel einer ungesetzlichen Handlung. Und diejenigen, die die vorliegende Cabinetsordre als ein gesetzliches Fundament für die unirte Kirche ansehen, schlagen ihr selbst ins Angesicht, ebenso sehr wie im Gegentheil jeder durch die Union gekränkte Lutheraner gerade in dieser Cabinetsordre den völlig gesetzlichen Grund und Boden hat, gegen erlittenes Unrecht zu protestiren.“ — Im Jahre 1834 sagt das königliche Staatsministerium in der



Kellner'schen Sache unter Hinweis auf die Cabinetsordre vom 28. Februar a. ej.: „Unbegreiflich bleibt es, daß Sie bei Ihrer falschen Ansicht, nämlich, daß durch die neue Agende die lutherische Kirche aufgehoben werden solle, stehen bleiben, nachdem im Allerhöchsten Erlasse Sr. Majestät des Königs vom 28. Februar das Gegentheil auf die offenkundigste und jeden Bedenklichen zufriedenstellende Weise erklärt worden ist.“ — In demselben Jahre sprechen es die königlichen Behörden in der Guerike'schen Sache aus, daß die evangelisch-lutherische Kirche im preussischen Staate nicht aufgehoben sei, sondern nach wie vor bestehe und ihre Geistlichen und öffentlichen Anstalten habe. — In demselben Jahre schreibt der Minister in der Winter'schen Sache: „Sie sind ... nicht zu der Einsicht gelangt, daß die lutherische Kirche mit ihren Bekenntnisschriften in ihrer vollen Würde erhalten worden ist und fortbesteht. Das unterzeichnete Ministerium wiederholt Ihnen hiermit die desfallsige Versicherung — und in derselben Sache, daß die Gemeinde zu Planena unausgesetzt zu der lutherischen Kirche gehöre.“ Und wiederum mahnt der Minister in demselben Jahre dringend, die ganz irrige Meinung, daß die lutherische Kirche und ihr Bekenntniß aufgehoben sei, aufzugeben. Zuletzt aber ist noch in der, gegen die Confessionellen gerichteten und zur Beruhigung der Unionsfreunde erlassenen Cabinetsordre vom 12. Juli 1852 die Anerkennung der beiden evangelischen Kirchengemeinschaften ausgesprochen.

Und auch ohne solche ausdrückliche Erklärungen der Behörden würde, die fortwährende Autorität der Bekenntnisse vorausgesetzt, von einem Aufhören der lutherischen Kirche und einer an ihre Stelle getretenen unirten Kirche nicht die Rede sein können. Das bloße Geseinigtsein von verschiedenen Kirchenkörpern mit verschiedener Lehre unter ein Kirchenregiment genügt dazu nicht. Eine Kirche bedarf zur Einigkeit eines Mehreren als äußerer Verfassung, nämlich einiger Lehre. Eine Kirche bedarf zur Einigkeit eines gemeinsamen Bekenntnisses. Und ein gemeinsames Bekenntniß für Lutherische und Reformirte ist noch nicht erfunden, und die Bekenntnisse der lutherischen Kirche sind auch nur in Bezug auf die Differenzlehren noch nicht trotz Moll und Dorner außer Kraft gesetzt. Wir Lutherischen stehen nach wie vor und zwar gesetzlich anerkannt auch auf dem X. Artikel der Augustana von 1530, und es ist auch unser zu Recht bestehendes Bekenntniß, daß wir die „Gegenlehre verwerfen — damnamus secus docentes.“

Ja, auch diese, in dieser Beschränkung den beiden Schwesterkirchen aufgezwungene Union ist in wichtigen Stücken in bessern Zeiten noch ermäßigt worden. Friedrich Wilhelm IV. hat die oberste, beiden Kirchen gemeinsame Kirchenbehörde amtlich dazu verpflichtet, daß sie die Confession schützen und pflegen soll\*) Derselbe König hat angeordnet, daß in dieser

Behörde für alle nach dem Bekenntniß zu entscheidenden Fragen die itio in partes eintreten soll. Und auch in Betreff der Agende ist man je länger je mehr in einer, jetzt allerdings auch hinter uns liegenden Zeit den Lutherischen gerechter geworden. Der Erlaß der Parallelformulare giebt die Möglichkeit, das Bekenntniß gerade auf dem Höhepunkt des Cultus, bei der Sakramentsfeier, zum klaren Ausdruck zu bringen. Und wenn der Gebrauch dieser Formulare in mehreren Provinzen freilich auch an eine sehr dehnbare und bedenkliche Bedingung geknüpft ist, so ist in andern Provinzen nicht nur ohne Bedingung erlaubt worden, dieselben zu gebrauchen, sondern ihr Gebrauch ist sogar dringend empfohlen worden.

Es besteht also in Preußen zu Recht keine andere, als eine kirchenregimentliche Union, und zwar auch diese nur partiell, insofern die itio in partes durch ein Königswort garantirt ist. Diese Union erkennen wir als zu Recht bestehend an. Gegen sie eifern wir nicht, weil sie, wenn sie in diesen Schranken bleibt, das Bekenntniß und die Existenz der lutherischen Kirche als Kirche nicht gefährdet. Und es ist geradezu Verleumdung, wenn fort und fort den Lutherischen der Vorwurf gemacht wird, daß sie auf Sprengung der Union hinarbeiten. Wird mit den gesetzlichen Bestimmungen wirklich Ernst gemacht, und was aus ihnen mit Nothwendigkeit folgt, in der einen Oberkirchenbehörde eine lutherische, eine reformirte und eine unirte Abtheilung für die die sogenannte Landeskirche bildenden Kirchen hergestellt, so sind wir zufrieden, so ist all dem verbitternden und aufreibenden Streit und Hader und dem jetzt so weit verbreiteten Mißtrauen ein Ende gemacht. Aber das genügt uns allerdings nicht, wenn die die Confession und die Kirche schützenden Bestimmungen zu Recht bestehen nur auf dem Papier. Damit sind wir allerdings nicht zufrieden, wenn Zustände eintreten, die die Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen geradezu unmöglich machen. Was hülfte uns denn das Recht, eine itio in partes zu fordern, wenn in der betreffenden Behörde gar keine partes mehr vorhanden wären, sondern nur noch eine pars? wenn sie nur aus Männern bestände, die sich für eine itio in partes nicht „begeistern“ können? die einen Antrag auf itio in partes stets und grundsätzlich ablehnen? Was hülfte es uns denn, daß das Kirchenregiment zur Pflege der Confession verpflichtet ist, wenn der Behörde nicht Männer angehören, die dem Bekenntniß durch Verpflichtung auf dasselbe und durch eignen Herzensglauben angehören? Auch ein tieffrommer, ernstgläubiger Mann, wenn er nicht selbst das lutherische Bekenntniß in seiner Wahrheit und

Recht der verschiedenen Confessionen und die auf dem Grund desselben ruhenden Einrichtungen zu schützen und zu pflegen. Und in Uebereinstimmung hiermit hat es dieselbe Behörde ausgesprochen: „insbesondere werden wir uns auch bei der uns zugemessenen Mitwirkung bei der Besetzung der Aemter des Kirchenregiments stets von jeder Einseitigkeit fern halten, und vielmehr danach trachten, daß jede berechtigte Richtung in treuen und gewissenhaften Vertretern ihren Ausdruck finde.“

\*) Der evangelische Oberkirchenrath ist verpflichtet, heißt es in der Cabinetsordre vom 6. März 1852, ebensowohl die evangelische Landeskirche in ihrer Gesamtheit zu verwalten und zu vertreten, als das



Tiefe persönlich erfasst hat, wenn er für seine Person etwa auf dem Consensus steht, kann unmöglich die Sonderconfeßion fördern und pflegen. Bloße sogenannte Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe genügt dazu nicht, um zu verstehen, was dieser Kirche nach ihrer Eigenthümlichkeit Noth thut. Nur die Liebe ist der Grund und die Kraft des rechten Schützens und Stützens, Hagens und Pflegens. Nur das Regiment kann vollens Vertrauen finden und darum mit rechtem Segen wirken, das zugleich Repräsentant dieser Kirche ist. Und ein solches Regiment, das wir für eine wahre Repräsentation der lutherischen Kirche ansehen dürften, haben wir nun freilich heutzutage nicht. Und darüber klagen und seufzen wir als über einen schweren Nothstand. Aber die Thatfache, daß es heute so ist, ist doch nicht eine nothwendige Folge davon, daß die kirchenregimentliche Union in oben angegebener Weise in Preußen zu Recht besteht. Diese Thatfache steht vielmehr eigentlich mit den maßgebenden Bestimmungen im Widerspruch. Darum kann diese Thatfache auch nicht etwa ein verbrieftes Recht umstoßen, ein neues Rechtsverhältniß begründen. Trotz dieser Thatfache besteht, so lange noch die bisher ergangenen Erlasse und Königsworte nicht ausdrücklich zurückgenommen sind, die lutherische Kirche in Preußen noch heute „mit allen ihren Rechten und Freiheiten.“

Aber damit eben ist der Unionismus nicht zufrieden. Er will eben keine conföderative und conservative Union. Er will mehr. Der Unionismus erstrebt auf kirchlichem Gebiete daselbe, was auf politischem Gebiete die Schwärmer für einen deutschen Einheitsstaat erstreben. Das Ideal dieser politischen Einheitsstaatschwärmer aber ist eine politisch absorptive Union der verschiedenen deutschen Stämme und Einzelstaaten, ein uniformirtes Deutschland, in dem es kein besonderes Preußen mit specifisch preußischem Charakter und kein besonderes Baiern mit specifisch baierischem Charakter mehr giebt. Um dies Ziel zu erreichen, sind sie bereit, jedes, auch noch so fest begründete Recht umzustößen, jeder, auch noch so berechtigten Eigenthümlichkeit Zwang anzuthun. Ist ihr Ziel nicht ein hohes, herrliches, werth, daß alle Kraft an seine Erreichung gesetzt wird? werth, daß man um feinetwillen auch das Unrecht, die Gewalt, die Revolution nicht scheut? Graf Bismarck hat anders gedacht. Wohl hat auch er in einer seiner bedeutendsten Staatsreden es mit Recht als einen schweren Fehler und eine große Gefahr gegeißelt, daß die verschiedenen deutschen Stämme ihre Eigenart bis ins Unbedeutendste hinein so eifersüchtig bisher zu conserviren gesucht haben, daß darüber die Einigungssehnsucht und Einigungsnothwendigkeit nur auf sehr klägliche Weise hat zu ihrem Rechte kommen können. Und wohl hat er es klar als das Ziel seiner großartigen deutschen Politik hingestellt, Deutschland endlich dem Auslande gegenüber zu einer imponirenden Macht zu einigen. Aber wenn er mit der glühenden Sehnsucht eines deutschen Patrioten und mit der eisernen Energie eines Preußen nun all seine Kraft daran setzte, sein Volk auf die Höhe zu heben, die ihm gebührt, er hat sich weislich und ge-

recht und echt deutsch davor gehütet, alle Eigenthümlichkeit und Besonderheit mit rücksichtsloser Hand wegwischen zu wollen und allem Partikularismus, besonders dem preußischen, den Krieg zu erklären. Denn er hat es wohl gewußt, daß solche Union dem deutschen Wesen schnurstracks widerspricht, daß sie, wenn sie erzwungen werden könnte, eine Plüge und ein Unglück sein, daß gerade sie das Zusammengehörende und zur Einigkeit Bestimmte unheilbar und für immer auseinanderreißen würde. Er hat sich, in richtiger Erkenntniß der deutschen Art und mit zarter Schonung jeden Rechtes damit begnügt, das Zuviel des Partikularismus zurückzuschrauben, soweit es nöthig war, den Traum von Jahrhunderten, eine wirkliche deutsche Einigung zur greifbaren Wirklichkeit werden zu lassen, eine Einigung, welche die Eigenart conservirend und als berechtigt und für das Ganze heilsam anerkennend das Verwandte zusammenknüpft in enger Conföderation zu Schutz und Trutz wider gemeinsame Feinde, zu gemeinsamer Pflege und Förderung gemeinsamer Interessen. Und dafür hat er, als man nun erkannte, daß er den französischen Einheitsstaat nicht wollte, als die rechte Stunde gekommen, bereitwilligste Zustimmung und freudigstes Entgegenkommen gefunden, vielleicht reichlicher, als er selbst es noch vor Kurzem geahnt. Und auf kirchlichem Gebiet, da soll es deutsch, da soll es klug, da soll es gerecht sein, ganz andere Wege zu gehen? da soll es heilsam und nothwendig sein, statt einer freundlichen Einigung der geschichtlich gewordenen Sonderkirchen mit besonderm Bekenntniß, Cultus und Regiment zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Kampfe eine durchgängige Einheit zu erzwingen? da hält man es für geboten, nicht, wie es Sitte ist, den Brautleuten, die man zur Trauung führt, ihren schönsten Schmuck anzulegen, sondern sie ihres ererbten Schmuckes zu berauben? Der Unionismus ist so blind, daß er auch davor nicht zurückschrickt. Denn könnte er sehen, das müßte er sich doch sagen: es verhält sich mit der Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche in ihrem Unterschied von den reformirten Kirchen doch noch ganz anders, als mit der Eigenart etwa der Norddeutschen, wie sie sich im Unterschied von der Eigenart der Süddeutschen geschichtlich entwickelt und bisher behauptet hat. Die Scheidung zwischen beiden Kirchen ist nicht etwa eine unberechtigte, darum, weil nur eine von beiden in den Differenzlehren die Wahrheit besitzen kann. Und wenn wir's den Reformirten nicht wehren können, daß sie uns gegenüber im Besitz der Wahrheit zu sein behaupten, so behaupten wir auf Grund der Schrift ebenso bestimmt, und sind überzeugt, daß der Beweis vom Gegentheil nie gelingen wird, daß die lutherische Kirche die rein evangelische ist. Aber wenn wir auch wünschen und hoffen und danach streben müssen, daß diese unberechtigte Scheidung zwischen den beiden so eng verwandten und in so vielen wichtigen Stücken ganz übereinstimmenden Schwesterkirchen zuletzt aufhört, daß die Wahrheit zum vollen Siege gelangt, so wissen wir, diese Einigung muß werden, muß erwachsen, sie kann und darf nicht gemacht, nicht dadurch erzwungen werden, daß man dem einen



oder dem andern Theile zumuthet, die Wahrheit gegen Irrthum zu vertauschen oder die Wahrheit und den Irrthum für gleichberechtigt zu erklären. Versucht man es doch, so bringt man's höchstens zu einem Interim, von dem es heißt: das Interim hat den Schalk hinter ihm. Und selbst wenn es so wäre, wie man uns einreden will, daß „die Doppelform der Reformation in Gottes Rath beschloffen war“, daß es sich also nicht um Wahrheit und Irrthum, sondern nur um einen verschiedenen Tropus handelt, doch müssen wir sagen: jedenfalls gilt es hier doch Eigenthümlichkeiten auf dem Gebiet, das die zarteste, gewissenhafteste Schonung verlangt, viel zartere Schonung, als sie die Politik auf ihrem Gebiete zu gewähren hat, Eigenthümlichkeiten, in die rauh oder schlau einzugreifen sich noch viel schwerer rächt, als auf dem Gebiet der deutschen Politik. Aber nach alledem fragt der Unionismus nicht. Und wenn er auch mit Dörner zugeben muß, „daß die Evangelischen in ihrer Zweitheiligkeit sich gegenseitig zur Bewahrung und Warnung vor Abwegen beigegeben sind,“ so will er doch in Preußen heute nicht nach dieser Erkenntniß handeln. Vielmehr glaubt er hier, im Vertrauen auf mächtige Verbündete, nun die Zeit gekommen, das was er Union nennt, in Preußen rücksichtslos aufzurichten zu können. Er hält es an der Zeit, trotzdem „die Disposition der Gemüther der Art ist, daß selbst einer vollkommeneren, das wahre beider Seiten überall in einer höhern Einheit darstellenden Lehrbildung als die Calvinische ist, nämlich der unionistischen, Mißtrauen in demselben Maße wie zu Calvins Zeit entgegensteht,“ nunmehr mit Beseitigung der Autorität der reformatorischen Bekenntnisse, auf den Trümmern und aus den Trümmern der lutherischen und reformirten Kirche eine neue Kirche zu gründen, die — ja, wie soll man doch bei der Mannigfaltigkeit der Richtungen, die man unter dem Collectivnamen des Unionismus zusammenfassen muß, sagen, um Niemand Unrecht zu thun, um Niemand das Recht zu geben, uns der Unrichtigkeit unserer Definition zu zeihen — die zuletzt jedem das Recht gewährt, dem einzigen, vom Bekenntniß der Kirche überbleibenden und zum alleinigen Bekenntniß dieser neuen Kirche gemachten Artikel von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben eine Deutung zu geben, die ihn gerade zufrieden stellt. Oder ist das zuviel gesagt? Es ist eine unehrliche Polemik, sich das Bild des Gegners erst nach dem eigenen Bedürfniß zuzustutzen, um dann desto leichteren Kampf zu haben. Und je häufiger wir darüber zu klagen haben, daß unsere Gegner nur zu gern und zu kras in diesen Fehler verfallen, desto mehr müssen und wollen wir uns vor ihm hüten. Ist's zuviel gesagt? Ich glaube mit gutem Gewissen sagen zu können: Nein. Denn wohl weiß ich, daß viele Unionisten solches nicht wollen. Viele von ihnen wollen wirklich und ehrlich nichts weiter, als daß die lutherischen und reformirten Bekenntnisse nur insoweit außer Kraft und Geltung

gesetzt werden, als sie einander ausschließen. Viele von ihnen wollen wirklich und ehrlich die Bekenntnißsubstanz soweit festhalten, daß ihnen die Augustana variata von 1540 oder auch die Augustana von 1530 mit Freigabe des 10. Artikels die Fahne ist, um welche die neue unirte Kirche sich schaaren soll. Viele von ihnen haben mit uns bis auf das Kleinste denselben Glauben, lehren wie wir, amtiren wie wir. Sie sind uns liebe theure Brüder in Christo dem Herrn. Wir wollen das ihnen nur immer recht nachdrücklich bezeugen und recht herzlich die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen pflegen. Wissen wir doch, daß, wenn der Unionismus zum Siege käme, diese Unionisten sehr, sehr bald zu uns zurückkehren und mit uns unter einer Fahne streiten würden. — Und auch die Fortgeschrittenen, die den kühnen Vorschlag machen, aus den Bekenntnißschriften das Nicht-Fundamentale, wozu natürlich alles zwischen Lutherischen und Reformirten Differenten gehört, auszumergen und nur eine Verpflichtung auf das überbleibende Fundamentale eintreten zu lassen, auch sie halten in bedeutenden Vertretern für sich unbezweifelt die rechten hohen Hauptartikel des christlichen Glaubens noch mit voller Entschiedenheit fest. Aber wenn auch — in dieser kriegerischen Zeit findet dieser Ausdruck wohl gern Entschuldigun — wenn auch der Generalsstab des Unionismus noch auf diesem Standpunkt steht: das Heer, über das die Führer gebieten, die Bundesgenossenschaft, durch die sie ihm Siege zu erringen hoffen, oder deren sie sich doch nicht erwehren können, z. B. der sog. Unionsverein, der mit dem Protestantenverein sich völlig deckt, steht ganz anders und ist wahrlich nicht bescheiden genug, um, wenn die Führer sie zum Siege über uns geführt, dann Halt zu machen, ohne nach ihres Herzens Gelüsten zu wirthschaften und zu verwüsten. Ja, müssen nicht jetzt schon die Conservativen unter den Unionisten vielfach in den Hintergrund treten und die Führung Männern überlassen, die mit den Bekenntnissen ganz tabula rasa machen? Und sehen wir's nicht schon heute, wo die Entscheidungsschlacht noch nicht geschlagen ist, wie, während die Rechte von der Linken oft recht grob und gründlich perhorrescirt wird, die Rechte, die positive Seite, in dem leidenschaftlichen Streben, ihre kirchlichen und politischen Ziele zu erreichen, der Linken sehr weithin die Hand entgegenstreckt und ihr die ungeheuerlichsten Concessionen macht? Ein eclatanter Beweis hiefür ist z. B., um von Anderem, Traurigerem zu schweigen, die Provinzialsynode.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Samstag den 11. März.

Nr. 20.

## Die gefährdete Lage der lutherischen Kirche in Preußen.

(Schluß.)

So lange dieser Unionismus sich darauf beschränkte, literarisch uns zu befehlen, war die Gefahr, die von ihm droht, nicht allzugroß. Trat hier auch ein Julius Müller wider die lutherische Kirche und für eine auch symbolisch durchgeführte Union auf, er fand in Stahl seinen siegesmächtigen Gegner. Und versuchte noch neuerlich Dörner mit Hilfe der glänzendsten Sophistik uns zu beweisen, daß wir kein Recht hätten, uns auf Luther zu berufen, weil dieser, wo er sich nicht untrenn geworben, wie im Kampf wider die Schweizer, gerade gegen uns und für die Unionisten sei, oder uns gar zu beweisen, daß die Augsburger Confession selbst sammt den Schmalkaldischen Artikeln unsere Bestrebungen als unberechtigt erkläre, so hat ihm Schuele eine so vernichtende Antwort gegeben, daß Dörner, trotz mannigfacher Mahnung, seine Ehre fordere, daß er sich vertheidige, es für gut gehalten hat, bis jetzt ganz darauf zu schweigen. In literarischer Fehde ist uns der Sieg gegen den Unionismus gewiß. Denn gegen das klare Recht und gegen die klare Bestimmtheit der Lehre ist einmal mit der gepriesenen Unklarheit und Confusion nichts auszurichten. Aber der Unionismus ist nicht dabei stehen geblieben, uns durch Zeitschriften, wie die Neue Ev. R. Z., deren Name schon wie der Parteiname frei conservativ zu betonen ist, und durch die politischen Schriften eines Dörner und Hoffmann zu bekämpfen.

Es ist bisher schon Jahre lang grundsätzliche Praxis unserer Kirchenbehörde gewesen, jeden Lutherischen, der noch von dem Fortbestehen einer lutherischen Kirche in Preußen etwas wissen will, von jedem höheren Kirchenamt, ja von jeder Superintendentur fernzuhalten. Es ist bisher schon Praxis derselben Behörde gewesen, ihren Einfluß bei Besetzung von Professuren in einer Weise geltend zu machen, die die Lutheraner von preussischen Lehrstühlen möglichst fernhält, oder wenn einmal einer angestellt wird, ihn durch Reverse direct oder indirect bindet und lähmt. Es müßte denn etwa, wenn man das nicht zugeben will, sein, daß nur unter den Unionisten die „Elite“ zu finden ist und die Lutheraner höchstens nur aus „Mittelgut“ bestehen. Es ist bisher schon Praxis gewesen, wie ein Mitglied der obersten Kirchenbehörde, die zur Pflege des Bekenntnisses ver-

pflichtet ist, sogar kein Bedenken getragen hat, öffentlich zuzugeben, an lutherischen Gemeinden reformirte Prediger anzustellen. Es ist bisher schon Praxis gewesen, den Bekenntnißstand der Gemeinden und ihrer Prediger bei Ordinationen und in Vokationen möglichst unbestimmt zum Ausdruck zu bringen und die Ordinanden etwa nur auf die reformatorischen Bekenntnisse zu verpflichten, ohne zu sagen, welche damit gemeint sind, die Bezeichnung lutherisch und reformirt aber geflentlich und überall zu vermeiden. Besonders gehören hierher auch die unbestimmt und unklar gehaltenen Bestimmungen in den Verordnungen über Gemeindefürsorge und Kreissynode, und der Widerspruch der Behörden gegen alle Versuche der Lutheraner, den Bekenntnißstand der Gemeinden und der Kreissynoden in die betreffenden Statuten aufzunehmen. Durch dies Alles ist der lutherischen Kirche bereits der größte Schaden zugefügt. Es ist so gelungen, ganze und zahlreiche Gemeinden ganz vergessen zu machen, daß sie lutherisch sind, und, ohne daß die Gemeinden es bemerkt, ohne daß sie hätten sich wehren können, dem Unionismus in ihnen die Herrschaft zu verschaffen. Es ist in Folge dessen wirklich etwas Wahres daran, wenn in einer Provinz, deren Oberhirt noch vor wenig Jahren ganz genau in Zahlen angeben konnte, wieviel Gemeinden seines Sprengels lutherisch seien, jetzt von seinem Nachfolger behauptet worden ist, der Bekenntnißstand der Gemeinden lasse sich jetzt nicht mehr genau angeben. — Und aus der fernern Beibehaltung dieser Praxis droht der lutherischen Kirche die schwerste Gefahr, geradezu der Untergang. Die Lutheraner sind damit auf den Aussterbe-Stat gesetzt. Sie werden nur einstweilen — auf dem ihnen von Gottes und Rechts wegen zustehenden Kirchengebiet — noch geduldet, bis auch an ihre Stelle Männer treten, die diese anticonfessionelle Praxis als dem Wortlaut und dem Geist der bisherigen gesetzlichen Bestimmungen entsprechend anerkennen und fördern!

Und auch damit ist man noch nicht zufrieden. Es führt dieser Weg zu langsam zum Ziele. Man erfährt's ja immer wieder zu seinem Schrecken, wie die lutherische Kirche eine unverwundliche Lebenskraft hat, wie der lutherischen Confession und Kirche immer und immer wieder neue Zeugen und Kämpfer erstehen, wie oft die tüchtigsten Schüler unionistischer Professoren, wenn sie ins Amt kommen, lutherisch werden, wie so oft erst noch in reiferen Jahren Männer, die in ihrer Jugend die Union, sowie sie sie naiv oder idealistisch gerichtet verstanden, mit Be-



geisterung vertheidigt und selbst gegen die Confessionellen in Schutz genommen haben, durch die Wucht der unleugbaren Thatfachen gezwungen zum Mißtrauen gegen den Unionismus kommen, durch Wachsthum in der Erkenntniß zu Lutheranern werden. — Darum muß ein Weg eingeschlagen werden, auf dem das Ziel: Auflösung der lutherischen und reformirten Kirche schneller, sicherer erreicht wird. Die Gemeinde soll dazu helfen, d. h. die Gesamtheit der Getauften, wenn sie auch blos noch ein „latentes“ Christenthum haben. Die Synoden sollen dem Unionismus die Alleinherrschaft verschaffen. Das ist der kühnste, folgenreichste und gewiß, das können wir nicht leugnen, der siegversprechendste Schritt, den der Unionismus in unsern Tagen thun konnte. Nach Menschengedanken fñhrt er unzweifelhaft zum Siege. Denn es handelt sich hier ja nicht etwa um die Einführung von Synoden, wie sie dem Wesen der lutherischen Kirche entsprechen, um Synoden, die, auf das Bekenntniß und zum Schutz und zur Pflege des Bekenntnisses verpflichtet, im Stande wären und berufen wären, die „Rechte und Freiheiten der Kirche“ wie gegen die Angriffe der in Unglauben versunkenen Massen, so gegen Ein- und Uebergriffe von oben her zu vertheidigen. Solche Synoden hätten, wenn sie rechtzeitig der Kirche gegeben worden wären, ein unübersteiglicher Schutzwall gegen das Eindringen vieler bösen Schäden werden können, an denen die Kirche nun laborirt, und eine mächtige Hñlfe zur Hebung und Kräftigung des Lebens der Kirche. Aber um solche Synoden handelt es sich ja hier offenbar nicht. —

Denn freilich, das müssen und wollen wir gern offen bezeugen: wenn unser Kirchenregiment jetzt daran geht, in den östlichen Provinzen Preußens für die sogenannte Landeskirche eine Synodalverfassung einzuführen, so ist das nicht allein eine Nachgiebigkeit gegen das ungestüme Fordern der Liberalen, des Unions- und Protestanten-Vereins. Diese verlangen Synoden, um dadurch zu einer Nationalkirche in ihrem Sinne, zu einer weltförmigen Kirche zu gelangen. Das will unser Kirchenregiment nicht. Jedes einzige seiner Mitglieder hat — dafür zeugt unwidersprochen ihr Leben und Wirken — in all seinem amtlichen Thun nur den einen Zweck, unserm Volke die Gnaden und Segnungen des Evangeliums zu erhalten und nach Kräften ihm zu dienen, daß es ein christliches bleibt, immer mehr ein christliches wird. Und wenn seine einzelnen Mitglieder auch in ihren Privatschriften und in ihren amtlichen Erklärungen ebenso wie jene Rinken von einer Reichskirche reden und auf Gemeinderecht und allgemeines Priestertum sich berufen, so verbinden sie damit doch einen ganz andern Sinn, als jene. Unser Kirchenregiment geht von der Erkenntniß aus, daß in unserer Zeit auch auf dem Gebiet der Kirche für den Absolutismus kein Raum mehr sei, daß in unserer Zeit, wo der Parlamentarismus so mächtigen Einfluß auf die Gestaltung des politischen Lebens gewonnen hat, wo der Landesherr durch Landtage und verantwortliche Minister beschränkt ist, auch die Kirche einen Mund haben müsse, eine gesetzlich anerkannte Vertretung, durch die das Kirchenregiment gestützt wird gegen den in den Landtagen, die so gern auch in das Kirchen-

gebiet eingreifen, sich aussprechenden „Volkswillen.“ Es will Synoden, auf die es sich nöthigenfalls als auf den Kirchenwillen berufen kann gegenüber dem Volkswillen. — Und hiergegen läßt sich nichts sagen. Die Kirche muß in unsern Zeiten synodale Institutionen haben. Und auch das liegt offen auf der Hand: unser Kirchenregiment versucht, durch vielfache Bestimmungen und Beschränkungen wenigstens einige Sicherheit zu gewinnen, daß die Synoden nicht die Kirche von Grund aus ruiniren und im Namen der Kirche alles positiv Christliche abschaffen können. — Aber auf der andern Seite: diese Beschränkungen, selbst wenn sie bei der definitiven Synodalordnung beibehalten werden sollten, würden keineswegs genügen, um zu verhüten, daß die gradezu und bewußt Unkirchlichen, wenn diese es nur der Mühe werth halten, auf diesem Gebiete zu agitiren, auf den Synoden das Uebergewicht erhalten und dann natürlich, mit der Zeit auf gesetzlichem Wege, vielleicht ohne dann von einem andern Kirchenregiment nur Widerspruch zu erfahren, diese Beschränkungen abschaffen und eine Ordnung der Kirche in Lehre und Cultus etabliren, die es den Gläubigen unmöglich macht, in dieser Kirche zu bleiben. Man sage nicht, diese Befürchtungen seien leere Spulgestalten, die man vornehm bei Seite schieben könne. Die Männer, die sie auf allen außerordentlichen Provinzialsynoden aus gepreßtem Herzen ausgesprochen haben, kennen die kirchlichen Zustände sehr genau und sind, weil in Gottes Wort gegründet, nicht ängstlich genug, um ohne Noth Gespenster vorzumalen. Die Geschichte zeigt, daß diese Befürchtungen nur zu gegründet sind. Man denke nur an die Früchte, die das Synodalwesen in Baden und Rheinpfalz, das ungefähr auf denselben Principien errichtet ist, auf denen man jetzt bei uns Synoden zu errichten gedenkt, gebracht hat. Es ist noch gar nicht so lange her, da enthielt die dortige Synodalordnung noch unzweideutig das Bekenntniß zu dem Evangelium. Jetzt hat die Majorität auf jenen Synoden schon einen Katechismus ausgearbeitet, der auch den Protestanten-Vereinlern genügen kann. — Zum Andern aber wird das nicht geleugnet werden können: die in Aussicht stehenden Synoden sollen nach dem Willen des Kirchenregiments eine Gestalt bekommen, die dafür bürgt, daß in Preußen der Unionismus zur absoluten Herrschaft gelangt, die dafür bürgt, daß die Grundsätze, die unser Kirchenregiment nach der persönlichen Stellung und den besonderen Neigungen und Strebungen seiner Mitglieder in seiner oben charakterisirten Praxis bisher befolgt hat, nun auch von den Synoden und damit, wie man sagt, von der Gemeinde, der Kirche entweder durch stillschweigendes Eingehen auf diese Grundsätze, als wären sie dem Recht entsprechend, oder durch ausdrückliche Erklärungen in unionistischem Sinne anerkannt werden. Also: das Kirchenregiment hat bisher so gehandelt, als gäbe es in Preußen nicht eine lutherische und reformirte Kirche, als gäbe es wirklich eine, nicht nur durch gemeinsames Regiment zusammengehaltene, einige Landeskirche, d. h. eine Gemeinschaft, die wirklich ein einheitliches Bekenntniß, das sogenannte Evangelische hat, und als wären die Artikel der beiderseitigen Bekenntnisschriften, die eine Differenz bezeugen, gesetzlich



außer Kraft gesetzt und aufgehoben. — Dem entsprechend soll die neue Synode nicht etwa die Vertreter der lutherischen und reformirten Kirche zu gemeinsamer Förderung gemeinsamer Interessen in sich zusammenfassen. Die Synodalen sollen die Landeskirche vertreten, die sich aus den einzelnen lutherischen, reformirten und unirten Christen oder Gemeinden zusammensetzt. Demnach ist es nicht selbstverständlich und nicht gefordert, daß eine lutherische Gemeinde oder ein Complex von lutherischen Gemeinden auch durch einen dem lutherischen Bekenntniß zugethanen und darauf verpflichteten Abgeordneten vertreten wird. Es ist sogar, weil zu Superintendenten gern und mit Vorliebe Männer, die auf dem Consensus stehen, gewählt werden, hinreichend dafür gesorgt, daß lutherische Kreissynoden auch durch Consensusmänner vertreten werden können und müssen. Dem entsprechend soll die neue Synode auf dem Grund des Wortes Gottes alten und neuen Testaments stehen, wie dies in den ökumenischen und in den reformatorischen Bekenntnissen bezeugt ist.<sup>\*)</sup> Das kann doch, da die Synode als solche, als ein Ganzes unmöglich auf sich gegenseitig ausschließenden Bekenntnissen stehen kann, nur bedeuten, daß die Synode auf dem, worin die lutherischen und reformirten Bekenntnisse einig sind, auf dem, allerdings noch nie formulirten, von jedem Einzelnen nach seinen Wünschen gefaßten Consensus stehe. — Und weiter: das Kirchenregiment hat bisher so gehandelt, als sei in allen Gemeinden Preußens, auch wenn in ihnen die Union nicht durch einen besonderen, der Gemeinde zum Bewußtsein gekommenen Akt rechtsgültig eingeführt ist, der unirte Abendmahlsritus die vor Allem gesetzlich gültige Form. Der lutherische Ritus ist nur als Concession angesehen worden. Dem entsprechend soll nun auch mit Eröffnung der Synoden eine unirte Abendmahlsfeier verbunden werden, und es ist in den Motiven ausdrücklich hervorgehoben, daß dadurch „ein exclusiver Confessionalismus“ von der Synode fern gehalten werden solle. Und es ist keine Frage — Thatsachen sprechen dafür, — daß aus der Theilnahme an diesem Abendmahl dann sehr weitgehende Schlüsse gezogen werden. — Wenn aber darauf hingewiesen wird, daß ja eine itio in partes auch auf der Synode eintreten dürfe, so sind wir wohl berechtigt, hierauf als ganz werthlos, gar kein Gewicht zu legen. Sowie in den Kirchenbehörden die itio in partes nie beschlossen worden ist, „weil man sich dafür nicht begeistern könne,“ so ist durch die Zusammenfügung der Synoden reichlichst dafür gesorgt, daß auf den Synoden, mit der Zeit gewiß auch in Pommern, es nie möglich sein wird, für einen Antrag auf itio in partes eine Majorität zu gewinnen. Denn

einmal: wenn erst die vom Landtag geforderte und von den Behörden jetzt mit Aufgebung ihres bisherigen Standpunktes in Aussicht genommene Aufhebung der bindenden Vorschlagsliste erfolgt und die neue Wahlordnung mit ihren gutgemeinten, aber praktisch jeder Bedeutung und Kraft entbehrenden Cautelen eingeführt sein wird, dann ist natürlich nicht mehr darauf zu rechnen, daß Laien von entschieden confessionellem Standpunkt in irgend größerer Zahl auf den Synoden erscheinen werden. Es ist ja unser Volk — das müssen wir offen zugeben — im Ganzen und Großen mit nichten bewußt confessionell, sondern zum großen Theil gläubig in pietistischem Sinne, halbgläubig und ungläubig, was man freilich nicht so darstellen darf, als seien die gläubigen Gemeindeglieder, welche hier doch allein in Betracht kommen können, gegen die Confession und bewußt unionistisch. In loyaler Pietät haben die Confessionellen es vielmehr bisher gern und geflissentlich vermieden, die Gemeinden in den traurigen Streit, den die Unionstendenz hervorgerufen hat, hineinzuziehen und sich begnügt, ohne jede Polemik, nur positiv die lutherische Lehre zu bezeugen. Darum und nur darum haben auch die gläubigen Gemeindeglieder so vielfach noch kein confessionelles Bewußtsein. Und wollte Gott, es könnte so bleiben, damit der Schade verhütet wird, der für das Ganze unbedingt entsteht, wenn man uns zwingt, zu zeigen, daß wir die Gläubigen aus der Gemeinde hinter uns haben. — Aber selbst wenn trotz des allgemeinen Wahlrechts pii et eruditi und zwar confessionell gerichtete Laien in verhältnißmäßig großer Stärke auf den Synoden erscheinen würden, eine lutherische pars, die einen Antrag auf itio in partes durchsetzen könnte, wäre damit noch nicht gegeben. Die Synode soll ja nach der Vorlage des Kirchenregiments zum dritten Theil, nach den von den Provinzialsynoden gewünschten Aenderungen doch immer noch zum vierten Theil aus Superintendenten bestehen. Und wie das Kirchenregiment auch nach Einführung der Synodalverfassung sich die Ernennung sämtlicher Mitglieder der Kirchenbehörden, zumal der General-Superintendenten vorbehalten will, so will es auch in den östlichen Provinzen die Ernennung der Superintendenten nicht etwa wie am Rhein den Kreissynoden überlassen oder ihnen einen bestimmenden Einfluß darauf gewähren. Die auf Uebertragung der Wahl der Superintendenten an die Kreissynoden gerichteten Anträge auf den Provinzialsynoden haben die Vertreter des Kirchenregiments vielmehr mit größtem Eifer bekämpft, obgleich sie sonst immer auf die rheinländische Synodalverfassung sich berufen haben. Die Behörden werden dies Ernennungsrecht auch gewiß so leicht nicht aus den Händen geben. Und es ließe sich hiergegen gewiß gar nichts sagen, wenn die Superintendenten nur Beamte wären. Ihrer untergeordneten Beamten muß eine Behörde sicher sein, das ist ganz in der Ordnung. Aber anders stellt sich die Sache, wenn die Superintendenten zugleich auf der Synode Vertreter der Kirche sein sollen. Da entsteht das ungeheure Mißverhältniß, daß, wenn die Behörden bei Ernennung der Superintendenten zu diesem Amte nur Männer ihrer zeitweiligen Richtung erwählen oder doch in jedem Fall von den

<sup>\*)</sup> Die Erklärung aber, was unter diesem „bezeugt“ verstanden ist, ist officiös in der Broschüre: die Provinzialsynode gegeben mit den Worten: „Der angeführte Eingang des in Rede stehenden Paragraphen laute blos schlechthin auf das Zeugniß der reformatorischen Bekenntnisse und gar nicht einmal auf ihre Autorität, wie sie doch in der Königl. Cabinetsordre vom 28. Februar 1834 bestimmt erwähnt und ausdrücklich angenommen werde“; eine Erklärung, die, wenn sie officiell wäre, die Erwähnung der Symbole zu einer ganz leeren Form machen würde.



Superintendenten unbedingte Unterordnung und Gefügigkeit gegen die Wünsche der Behörden als eine Beamtenpflicht fordern, sie von vornherein eines sehr bedeutenden Theils der Synodalen unbedingt sicher sind. Und daß das Kirchenregiment heutzutage bei Besetzung dieser Aemter vor Allem und ausschließlich diesen Gesichtspunkt, gefügte Werkzeuge und Diener zu haben, ins Auge faßt, darüber bedarf es keines Wortes mehr. *Facta loquuntur*. Aber das ist noch nicht Alles. Nach der Vorlage des Kirchenregiments soll die Synode weiter zum sechsten Theil aus Mitgliedern bestehen, die das Kirchenregiment sich selbst auswählt. Und daß es ohne Absicht und gegen Absicht der Behörden geschieht, daß auf den außerordentlichen Provinzialsynoden auch von diesen sogenannten Ehrenmitgliedern mehrere gegen das Kirchenregiment gestimmt haben, und daß man künftig solche Mißgriffe gewiß vermeiden wird, das liegt auf der Hand und ist, wenn die Behörde einmal dies Wahlrecht hat, ihr auch nicht zu verdenken. Ein Viertel und ein Sechstel zusammen aber giebt fünf Zwölftel, also fast die Hälfte. Und einige wenige Synodalen wird jedes Kirchenregiment doch immer für seine Vorschläge, mögen sie sein welche sie wollen, gewinnen können. Die Provinzialsynoden haben auf erschreckliche Weise gezeigt, wie zugänglich viele, auch ernstere Männer für Beeinflussung ihrer Vorgesetzten sind. Ist's doch auch wirklich sehr schwer, sich im Fall des Widerspruchs den Vorwurf sündhafter Opposition gefallen zu lassen. — Und wenn nun auf den Synoden Anträge auf Formulirung eines Unionsymbols, sei's auch zuerst nur in der Form einer Deklaration des unbestimmten Bekenntnisparagraphen in unionistischem Sinne gestellt werden, — und es wird das gewiß geschehen — und sie werden dem Kirchenregiment willkommen und von ihm direct oder indirect unterstützt, per majora angenommen, — und auch das wird gewiß geschehen, — dann sind die Königsworte, die die Autorität der Bekenntnisse als unverändert fortbestehend garantirten, auf gesetzlichem Wege bei Seite geschafft und die lutherische Kirche ist zu Grabe getragen.

Und schon die Formulirung eines Unionsymbols in der mildesten Form, etwa durch Erhebung der *Augustana variata* von 1540 zum Symbol der unirten Kirche wäre ein Unglück für unser Volk. Man verneint das freilich aufs Lauteste und Entschiedenste. Man nennt es unbegreiflich, man hält es für beschränkte Hartnäckigkeit, für engherzige Buchstabenknechtschaft, für Mangel an Verständniß und Eifer für das, was unserem Volke in diesen Zeiten, wo der Unglaube sein Haupt so frech erhebt, Noth thut, man nennt es unwahres Lutherthum, dem es selbst mit seiner Lehre nicht rechter Ernst sei, und päffischen Sinn, der mit romanisirenden und pusehitischen Tendenzen zusammenhängt, daß wir die Hand verweigern wollen zu gemeinsamem Kampf, daß wir — „auf seine dogmatische Bestimmungen, die für das Glaubensleben von keinem Belang sind“ uns steifen, während wir helfen sollten das Feuer löschen, das der Feind ins Heiligthum wirft. — Wir verkennen nicht die Schwere dieser Vorwürfe. Und obgleich wir recht gut wissen, was solches Reden in sehr vieler Munde ist, nämlich hodenloser Unverstand

und noch Schlimmeres, so verkennen wir auf der andern Seite doch nicht die herzliche innige Liebe zu unserem Volk, den heiligen Ernst und Eifer, der Vielen unserer Gegner solche Behauptungen auf die Rippen legt. Wir wissen vor Allem, daß unser Kirchenregiment, wenn es den ConfeSSIONellen so schroff sich gegenüberstellt, ihre Bestrebungen auf jede Weise zu durchkreuzen, und dagegen die Union vor Allem zu befördern strebt, eine heilige Pflicht gegen unser Volk zu erfüllen glaubt. — Je zweifelloser wir davon überzeugt sind, desto nüchterner und demüthiger müssen wir uns freilich prüfen, ob wir mit unserem Dissens und unserem Mangel an Vertrauen zu der Richtigkeit und Berechtigung des von unserer Obrigkeit eingeschlagenen Weges im Rechte sind. Wenn wir dann aber doch bei unserem Dissens und Widerspruch stehen bleiben müssen, so können wirs mir gutem Gewissen dulden, wenn man uns das vierte Gebot entgegenhält. Denn das vierte Gebot verpflichtet uns durchaus nicht zu Allem Ja zu sagen, was von oben kommt. Das sollten die „Protestanten“ doch vor Allem nicht vergessen. Die hier Nein sagen, die habens hinlänglich bewiesen in schwerer Zeit durch die That, wie der Gehorsam gegen das vierte Gebot und das Predigen von diesem Gebot ihnen eine heilige Gewissenssache ist. Die lehren — das wird die Zukunft lehren — auch jetzt die Obrigkeit durch offenes ehrliches Widersprechen mehr und besser als Viele, die feige jede Wandlung mitmachen. Und bei diesem Widerspruch gegen eine durch die Synoden herbeizuführende und in den Synoden sich ausprägende Bekenntniß-Union müssen wir stehen bleiben. Sie ist ein Unrecht gegen unser Volk, ein Schade für unser Volk von unberechenbarer Tragweite.

Denn vor Allem ist das unleugbar: Durch eine Bekenntniß-Union verleugnen wir unsere Väter. Indem wir sie eingehen, brechen wir mit unserer ganzen Vergangenheit. Und ebenso zerreißen wir dadurch jeden Zusammenhang und jede Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche in andern Territorien. Hat schon jetzt die Union es gemacht, daß die Lutherischen in Hannover, Baiern, Sachsen, Mecklenburg &c. bei aller Anerkennung, daß wir das lutherische Bekenntniß von Herzen hoch halten, uns ferne stehen, das Eingehen einer Bekenntniß-Union würde den Riß unheilbar machen. Und das wäre ein entsetzlicher Schade wie für sie, so für uns, ein Schade und eine Gefahr für das gesammte Lutherthum. *Divide et impera*. — Solches Aufrichten von trennenden Schranken zwischen uns und zwischen unsern Vätern und Brüdern ist nur erlaubt, wenn es um der Wahrheit willen nothwendig ist, wenn wir auf Grund der Schrift klar und zweifellos erkennen, daß unsere Väter geirrt haben, daß unsere Brüder irren. Es ist aber nicht so, daß die Reformatoren in bösem oder kindischem Eigensinn ohne Grund die Kirchenspaltung erhalten und befördert haben. Sie haben um des Gewissens willen nicht gekonnt, was sie so gern wollten. Die Schrift war ihnen zu mächtig. Das reformirte Abendmahlsdogma zumal erkannten sie als im Widerspruch mit dem Worte Gottes stehend, als die Einsetzung des Herrn ihrer Kraft und ihrer Fülle beraubend, und darum auch als unserem Bedürfniß nicht entsprechend. —

**Beilage.**



Und darin müssen wir unsern Vätern und Brüdern und unsern Bekenntnissen treu beipflichten. Und zwar trifft dies Urtheil nicht bloß die platte Lehre Zwingli's, sondern auch die tiefere Calvins. Nach Luthers Lehre, die die Lehre der Schrift ist, in einfältigem Glauben angenommen, läßt sich der Herr im Abendmahl gnadenreich zu den Schwachen herab und giebt ihnen Arznei und Brot, giebt ihnen sich selbst dar, damit sie mehr und mehr sein werden; nach Calvin's Lehre, die viel zu künstlich ist, als daß sie der Schrift entsprechen könnte, erhebt sich der Starke zu dem Herrn und nimmt — bei allen hohen Worten, die dies verdecken eigentlich doch nichts Anderes, als was er schon hat; wer aber nicht stark ist, empfängt nichts. Das ist aber ebenso trostlos, wie es der Leutseligkeit des Herrn widerspricht. Nur die lutherische Kirche weiß Etwas von einer objectiven Gnadengabe Gottes; nach reformirter Lehre wird die Gnadengabe erst durch unsern Glauben ermöglicht.

Aber man sagt: Es wird euch ja gar nicht zugemuthet, das lutherische Abendmahlsdogma aufzugeben und gegen das calvinische zu vertauschen; ihr könnt nach wie vor lutherisch glauben und lutherisch lehren. Es handelt sich nur, um die Einigkeit der Kirchen herzustellen, um Annahme einer Formel, die auch den Reformirten befriedigt und die ihr doch auch in eurem Sinne deuten könnt. Es ist wahr, die Unionisten der heutigen Tage sind milder geworden, als ihr Vorbild Melancthon. Sie verlangen nicht gleich ihm in seinem Gutachten an den Churfürsten von der Pfalz, daß der allgemeinen Formel der Worte zu Liebe „die Kampflustigen entfernt,“ d. h. die sich nicht fügen wollen, vertrieben werden. Aber doch: wer uns diesen Vorschlag macht, mißversteht den Grund unseres Widerstrebens völlig. Uns handelt es sich nicht um eine Erlaubniß oder ein Recht für uns persönlich, uns handelt es sich hier um das Recht des christlichen Volks auf reine Lehre und auf volles einsetzungsgemäßes Sacrament und um die Pflicht der Kirche, dem christlichen Volke reine Lehre und das ganze Sacrament mit seinem reichen Trost und Segen darzubieten und auch für die Zukunft zu sichern. Wir dürfen nicht dazu helfen, daß der Gemeinde die reine Lehre mit ihrem Gewissenstrost verkümmert und den Bedürftigen, Schwachen der Empfang der freien Heilandsnade erschwert wird. Und wir dürfen nicht dazu helfen, daß zweideutige Lehre aufgerichtet, daß Wahrheit und Irrthum für gleichberechtigt erklärt wird. Das Princip der Lehreinheit ist nicht die Schwäche, sondern die Stärke der Kirche. Das hat dem, der es noch nicht gewußt, Luthardt in seinem trefflichen Vortrag über die Bedeutung der Lehreinheit für die lutherische Kirche in der Gegenwart deutlich genug nachgewiesen. Das Princip der Vergleichgültigung der Lehre, auch nur in Einem Stücke zugelassen, ärgert die Gemeinde und betrügt sie um ihr Vertrauen zu ihrem Hirten. Womit will man es ihr denn glaublich

machen, daß man nur in diesem Einen Stücke so oder so lehren und glauben könne, in andern nicht? Oder meint man, die Gemeinde werde die Verschiedenheit der Lehre gar nicht merken? Das ist doch sicherlich ein Irrthum. Die Gemeinde hat ja den lutherischen Catechismus mit seiner bestimmten und den Gegensatz zur reformirten Lehre so scharf aussprechenden Abendmahlslehre in Händen. Jedes Kind lernt ihn auswendig. Soll ein Unionist oder ein Reformirter hier Falschmünzerei treiben und den unzweideutigen Worten seinen Sinn unterschieben? Soll er sagen: in diesem Stück hat Luther und die ganze Kirche bisher geirrt? Soll er sagen: es ist gleichgültig, ob ihr glaubt, der Herr Christus komme zu euch und gebe euch seinen wahren Leib und sein wahres Blut unter dem Brot und Wein, oder ob ihr glaubt, der Herr Christus, im Himmel eingeschlossen, könne nicht zu euch kommen, und ihr müßet euch im Glauben zu ihm in den Himmel erheben? Das Alles ist doch sittlich unmöglich. Es bleibt nur Eins übrig: den Catechismus im fünften Hauptstück ändern, d. h. ihn abschaffen. 3. Müller und Nitsch haben diesen Vorschlag wirklich im Ernste gemacht, der letztere mit Ausdehnung der Abänderungsvorschläge auf das 1., 3., 4. und 5. Hauptstück. cf. Wangemann III, 578. Und damit ist das Andere gegeben: auch die Gesangbücher müssen geändert, auch aus ihnen müssen die lutherischen Abendmahlslieder ausgemerzt werden. Dann muß eine andere, eine aus den vielen reformirten Abendmahlslehren gesetzlich als die allein zu predigende eingeführt werden. Und überdem ist es doch gar nicht so, daß der Dissens zwischen lutherischer und reformirter Lehre nur in Betreff der Abendmahlslehre besteht. In dieser Differenz tritt nur die viel weiter greifende Differenz zwischen der beiderseitigen Lehre am offensten zu Tage. In andern Stücken ist sie mehr verhüllt dadurch, daß man auf beiden Seiten dieselben Worte, aber in einem ganz verschiedenen Sinne braucht. Der Grundgedanke Zwingli's, daß es, wie ihn Stahl präcificirt, keine Mittelursachen des Heils zwischen Gott und dem Menschen, d. h. keine werkzeugliche Gnadenspendung giebt, beherrscht die ganze reformirte Lehre. Hierdurch bekommt neben der Abendmahlslehre besonders die Lehre von der Taufe und der Absolution einen ganz andern Inhalt; wenn die Reformirten sowohl im Widerspruch mit der Stellung, die sie der Schrift anweisen, und in Widerspruch mit ihrem Prädestinationsdogma, wo sie das noch festhalten, wie in Widerspruch mit diesem „antimysterischen“ Grundgedanken die Kindertaufe beibehalten, so ist dies Sacrament für sie etwas total Anderes als für uns, auch wenn sie es das Bad der Wiebergeburt nennen. Wo bleibt, abgesehen von der zweideutigen Lehreinheitsformel, die wirkliche Lehreinheit, wenn über diese wichtigen Artikel heute so und morgen anders in derselben Gemeinde gelehrt werden darf? Handelt es sich hier auch nur um dogmatische Spitzfindigkeiten



ohne Einfluß auf das Glaubensleben? Es wäre doch eine schwere Verfündigung an unserm lutherischen Volke, wenn man ihm den Glauben nehmen wollte, daß unsere Kinder wirklich und wahrhaftig Gottes Kinder durch die Taufe werden. Wie dieser Glaube, der wahrlich schriftmäßig ist, das stärkste Motiv ist zu ernstster Kinderzucht, weil er in den Kindern „kleine Majestäten“ sehen lehrt, so ist er die größte und die einzig genüzende Trostquelle bei dem frühen Tode der Kinder und der festeste Grund, um den Zweifel niederzuschlagen, ob wir erwählt sind. Und dieser Glaube kann nur lebendig sein, wo lutherisch vom Sacrament gelehrt wird. Wenn wir unsere Hand dazu bieten, daß die reformirte Lehre in diesem Stück auch für gleichberechtigt mit der unsern erklärt wird, dann geben wir nicht blos „dogmatische Spitzfindigkeiten auf.“ — Und ebenso ist's mit der Absolution. Es wäre eine Verfündigung an unserm lutherischen Volke, ein Verschütten eines lebendigen Segensborns, wenn wir helfen wollten, ihm den Glauben zu rauben, daß der Diener des Wortes dem Bußfertigen in göttlichem Auftrag die Sündenvergebung erteilt, das Evangelium ihm, dem Einzelnen applicirt, wenn wir die Hand dazu bieten wollten, daß es für gleichgültig erklärt wird, wenn diese Losprechung in der Absolution sich verwandelt in ein bloßes Lehren und Raththeilen, wie und wo Absolution zu finden ist. Und einen andern Sinn hat für die Reformirten die Absolution nicht. Und wiederum fragen wir: womit will man denn der Gemeinde glaublich machen, daß man nur in diesen Stücken so oder so lehren und glauben könne, im andern nicht? Und wirklich ist's damit auch noch nicht genug. Das Unionsprinzip, einmal zugelassen, treibt und zwingt, seine Konsequenzen zu ziehen. Es ist einer der bedeutendsten Unions-Theologen, Julius Müller, der die Frage aufwirft: „Wenn die unirte Kirche in ihrem Gebiete die Lehre über jene Differenzpunkte als besonders Abendmahl und Prädestination, von der Gebundenheit durch die Bekenntnisschriften der einen oder der andern Seite entläßt, ist es dann consequent, wenn sie die Lehre über andere Momente, welche ihrer innern Dignität nach jenen Differenzpunkten nicht voranstehen, noch als gebunden durch die Bekenntnisschriften betrachtet? Gewiß nicht. Soll also die Union nicht eine Inconsequenz bleiben, die ihr eigenes Prinzip gar nicht entfalten darf und darum auch nie zu Kräften kommen kann, so muß in ihrem Gebiete auch die Lehre über diejenigen Punkte, die an Bedeutung für den Zusammenhang der christlichen Glaubenserkenntnis jenen confessionellen Differenzpunkten gleichstehen, in rechtlichem Sinne freigegeben sein, natürlich soweit sie den anerkannten höheren Prinzipien der Lehre nicht widerspricht. Dies also ist die nothwendige Ergänzung des Unionswerks.“ — Zu dieser nothwendigen Ergänzung des Unionswerks nehmen aber die Unionstheologen von heute vornämlich die Auflösung der kirchlichen Trinitatslehre und Christologie; Beschlag ist auch von den Positivisten unter ihnen nicht desavouirt. Aber wenn man mit dieser Ergänzung in offiziellen Dokumenten auch nicht weiter ginge als bis zu der von der Generalsynode 1846 versuchten „Reinigung“ des apostolischen Symbols, so fragen wir

nochmals: womit will man der Gemeinde glaublich machen, daß man nur in den, von den Professoren als freizugeben ausgefuchten Stücken so oder so lehren und glauben könne, in andern nicht? Ist es wirklich so, wie ein anderer, ebenso bedeutender Vertreter des Unionismus, Dörner, meint, „daß der einfache evangelische Verstand die Grundlehren, die zugleich gemeinsam sind, soweit als nöthig wohl herauszufinden wisse, und wo sie redlich geglaubt und bewahrt bleiben, für die evangelische Kirche von keiner Gefahr die Rede sein könne?“ Nein, der so empfohlenen Lehrwillkür gegenüber behält für „den gemeinen evangelischen Verstand“ Luther Recht: „Darum soll die Lehre sein gleichwie ein feiner goldner Ring, daran kein Nislein noch Bruch sei; denn sobald solcher Ring ein Nislein oder Bruch gewinnt, ist er nicht mehr ganz. Darum geben sie damit, daß sie diese Sachen (die Abendmahlsdifferenz) so leicht und gering achten, genügsam zu verstehen, was sie von der Majestät und Herrlichkeit des göttlichen Wortes halten. Wo sie ernstlich und von Herzen glaubten, daß es Gottes Wort wäre, würden sie damit nicht also leichtfertig spielen und scherzen, sondern es in höchsten Ehren halten und ohne allen Zweifel und Disputiren glauben, was es ihnen sagt und vorhält, und würden wissen, daß das Eine Wort Gottes Alles sei und Alles das Eine, item würden wissen, daß Ein Artikel sei alle und alle Einer, und daß mit Drangeben von Einem gemacht alle verloren werden. Denn sie hängen an einander und sind zusammen und ein gemeinsames Band hält sie zusammen.“

Aus diesen Gründen sind wir gegen eine Bekenntnis-Union und gegen den Unionismus. Aus diesen Gründen müssen wir ihn als den gefährlichsten Feind der Kirche und des Bekenntnisses ansehen. Und weil alles auf seiner Seite steht, was nach Menschengedanken, bei der Kampfesart und den Kampfsmitteln, die er anwendet, Sieg verheißt, und weil wir das kühne Wort Dr. Erdmann's, daß, wenn's schlimm komme, der König die Macht habe, Einhalt zu thun, doch im besten Falle nur für eine leere Verlegenheitsphrase halten können, so müssen wir sagen: die gegenwärtige kirchliche Lage ist vor Menschenaugen hoffnungslos. Und auch das ist kein Trost, daß man sagt: dann, wenn die Früchte der Saat reifen, die man jetzt säet, dann wird aus den Trümmern des Alten, Untergehenden ein Neues hervordringen durch die Gnade des Herrn, eine verjüngte, nicht mehr mit dem Staat verquickte lutherische Kirche, vielleicht klein an Umfang, aber stark an Kraft und lebendig. Denn so gewiß auch das geschehen wird, Millionen werden bei dem Zusammenbrechen des Alten Schaden leiden an ihrer Seele und den kräftigen Irrthümern erliegen. Und wer will's sagen, daß der Weg, zu dem Neuen zu gelangen, nicht das Märtyrthum sein wird?

Oder sollen wir uns des trösten, daß das Jahr 1870 mit seinen großartigen Siegen, die unser Vaterland mit Riesenschritten der Erfüllung seines deutschen Berufs auf dem Gebiet des politischen Lebens zuführen, in den maßgebenden Kreisen auch ein Einlenken auf die Bahnen herbeiführen wird, die nach



unserer Ueberzeugung allein zur Erfüllung des kirchlichen Berufs Preußens führen können? nämlich zu offenem, rückhaltlosem Bruch mit dem Unionismus, der ihm gerade die tiefsten Gemüther entfremdet und sie mit Mißtrauen und Erbitterung füllt? Es fehlt nicht an Männern, die noch heute solche Hoffnungen haben. Auch die Ev. K. Z. in ihrem diesjährigen Vorwort drückt sich aus, als hielte sie diese Hoffnungen nicht für ganz unberechtigt. Indessen, wer solchen Hoffnungen sich hingiebt, der scheint Eins ganz zu übersehen: „Es geschieht nicht alles, was, „weil es die Sache fordert“, geschehen müßte; es geschieht oft das gerade Gegentheil, weil es die Personen fordert, weil sie sich nicht sowie Luther im Kampf wider die Schweizer untreu werden können.“ In diesen Fehler, die Personen in ihrer Consequenz zu unterschätzen, dürfen wir seit 1866 nicht mehr verfallen. Das Jahr 1866 mit seinen Erwerbungen brachte uns auch Hoffnungen, sehr berechtigte Hoffnungen, wenn wir uns fragten: was muß jetzt geschehen, wenn Preußen erwerben will, was es erobert hat. Diese Hoffnungen sind vereitelt worden durch die Denkschrift des Oberkirchenraths und die Vorgänge in Hessen. Von Menschen haben wir nichts, gar nichts zu erwarten, von irdischen Entwicklungen auch nicht. Aber vorzubereiten haben wir uns auf die Zeit, wo das Alte untergeht und das Neue unter Schmerzen und Wehen geboren wird, und vor Allem zu bitten und zu beten, zu zeugen und zu arbeiten, auf Hoffnung wider Hoffnung, daß diese thränenreiche Zeit nicht kommt, um unserer selbst willen, um unserer Gemeinden und unseres theuren Vaterlandes willen. Dazu gebe der Herr uns Muth und Demuth, Weisheit und Liebe, Glauben und Treue!

## Das projectirte lutherische Emigrantenhaus in New-York.

Die unheilvollen Erfahrungen, die der großen Masse unserer auswandernden Landsleute bei ihrer Ankunft im New-Yorker Hafen, sobald sie wieder festen Boden unter den Füßen spüren, aufbewahrt bleiben, sind schon mehr als einmal Gegenstand herzerreißender Schilderungen gewesen. Die Klagen über die Emigrantennoth sind drüben in Amerika noch nicht verklungen und dringen auch zu uns nach Deutschland herüber. Aber noch nie ist was rechtes gethan, um dem Herzeleid eine durchgreifende Abhilfe zu bringen, und wenn der Unterzeichnete, dormalen nur behufs einer Besuchsreise im alten Vaterlande weilend, als einer von der überwiegenden Gesamtmasse jener, die von den Bitterkeiten des Emigrantenfeldes gelostet haben, die Voraussetzung für sich in Anspruch nehmen darf, daß er aus eigenster Wahrnehmung und Erfahrung redet, so darf man es ihm glauben, daß er, wenn er auf das in der Ueberschrift ange deutete edele Samariterwerk auch in diesen Blättern hinweisen zu müssen glaubt, nicht nur einer auf die

Reise mitgegebenen Aufforderung, sondern überhaupt nur dem Drange der einfachsten Christenpflicht Genüge leistet.

Durch die Castle-Garden-Einrichtungen, in erster Reihe durch das philanthropische Werk der „deutschen Gesellschaft der Stadt New-York“ ist zwar mehr Ordnung ins Einwanderungssystem gebracht und bedeutende Fortschritte in humaner Verwaltung der Emigrantenangelegenheiten gegen früher lassen sich keineswegs in Abrede stellen. Die Leute werden z. B. ehrlich ans Land gesetzt, in die Bücher eingetragen, einer ärztlichen Untersuchung unterworfen und den gleich Weiterreisenden ist man behilflich, ein ehrliches Reisebillet zu erlangen.

Aber was die Mehrzahl derer betrifft, die eine kurze Zeit in New-York verweilen müssen: entweder um sich von den Schaulements einer Schiffsreise zu restauriren, oder Erkundigungen einzuziehen, wie sie ihren Weg weiter einschlagen sollen, oder aber, und das sind die häufigsten Fälle, um Briefe und Geldsendungen von Angehörigen aus dem Innern des Landes abzuwarten — so sind diese, sobald Castle Garden's Pforten sich öffnen, von mehr als 100 Schwindlern, Mäklern, „Runners“ und „Loafers“ umringt, werden mit fortgerissen in, Gott mag's erbarmen! was für Quartiere, ja gar nicht selten um ihre mitgebrachten Sachen bestohlen und beraubt. Mit wahrhaft satanischer Raffinirtheit wird die Unerfahrenheit der Ankömmlinge von jenen Höllegeistern in Menschengestalt in Mitleidenschaft gezogen, unter allerhand nichtigen Vorspiegelungen werden sie hingehalten und nicht eher entlassen, bis der letzte Heller herausgeschlagen ist — mit diesem entscheidenden Momente hört natürlich die Liebeseligkeit und Dienstwilligkeit der Weltkinder auf, und mit roher Gefühllosigkeit werden die armen Betrogenen wie verrathen und verkauft in die unbarmherzige Welt hinausgestoßen.

Indeß das ist noch nicht das Schlimmste, wenn man bedenkt, unter was für frivolen Reden und bösen Beispielen unser Volk in den gewöhnlichen Emigrantenpelunken von vorn herein begrüßt wird; wie man ihm begreiflich macht: hier in Amerika seid ihr in einem freien Lande; hier sind die Bande des alten Glaubens und Muthenthums abgestreift, die „gesinnungstüchtigen“ Deutschen Amerikas geben um Kirche, Bibel, Pastoren nichts mehr. Wer da gekommen ist, ums mit der Bibel und den Pfaffen zu halten, ist für das Land schon verloren, er hätte bleiben sollen u. u. Wenn man fernerhin bedenkt, wie in jenen Sündenhöhlen die Freiheit zum Deckel der Schalkheit gemacht, das Bild haarsträubenden Lasterlebens entrollt wird, dann behauptet man nicht zu viel, wenn man sagt: das Volk wird bei seiner Ankunft von vorn herein vergiftet, denn die ersten Eindrücke bleiben haften. Andere lenkbare Geister meinen unter den Wölfen mitheulen zu müssen: „nun, es wird einmal so Sitte sein; die große Masse, durch das amerikanische rege Treiben und Zagen nach Mammonsgütern verstrickt, läßt nach und nach eine fromme Tradition nach der andern fallen, gewöhnt sich immer mehr daran, nur möglichst reichlichen Gelderwerb als Zweck und Ziel des Erdbendaseins zu betrachten.“ So bleiben sie denn gleich verlorenen Schafen außer aller kirchlichen Verbindung.



Zwar treibt der heilige Geist doch welche er will durch Nothen und durch Trübsale zum nachmaligen Eintreten in die äußere Kirchengemeinschaft; aber eine Anklage, der unsere theure lutherische Kirche sich nicht entziehen kann, liegt doch in der Frage: wie kommt es, daß eine so große Schaar derer, die du erzogen und groß genährt, ungerathene Kinder sind, daß man von so vielen deutschen Amerikanern nicht in das Lob einstimmen darf: sie laufen fein; daß jedenfalls 75 Prozent unseres Volks dort ein Verlust für die Kirche sind? — Tausende und Zehntausende von unserem Fleisch und Blut sind im New-Yorker Hafen an Seel und Leib den größten Gefahren preisgegeben! Was thun? Zwar wirkt unser bisheriger Emigrantenmissionar, Herr Pastor Neumann, mit sichtlichem Erfolg, allein, was sind diese flüchtig hingestrenten Brocken geistl. Rathes unter so Vielen? Was kann eine Mission, die zunächst nur geistlichen Charakter tragen soll, in dem bunten Völkergewirr ausrichten?

Da muß mehr geschehen. So gewiß eine jede Christengemeinde ihr eigenes Gotteshaus zur Gründung und Erhaltung ihrer äußeren und kirchlichen Wohlfahrt besitzen muß: so gewiß bedarf auch unsere Emigrantenmission eines eigenen Missionshauses. Da hat es nun der Herr einem ebenso würdigen, wie begabten Manne, der nicht nur äußeren Ruf erhalten, sondern in dem auch ein liebewarmes Herz zu den erlösten Mitbrüdern schlägt, dem Herrn Pastor Win. Berkemeier, gegeben, für die Gründung eines solchen Hauses in Gemeinschaft mit einem zu diesem Zwecke gebildeten Comité seine Nege auszuwerfen. Dieses projectirte Emigrantenhaus hat ganz dieselben Ziele im Auge, wie die hie und da bestehenden evangelischen Vereinshäuser Deutschlands: in erster Linie die Bestimmung, Missionsherberge zu sein, in der die Emigranten im Namen der Kirche mit Herzlichkeit und Liebe aufgenommen, für einen oder einige Tage beköstigt, verpflegt und vor Gaunern beschützt werden: ein Haus, dessen Missionar ihnen Wegweiser ist, wie sie sich zurecht finden, wie sie ihre Reisebestimmung erreichen können; ein Haus aber auch, wo Rath und Trost aus dem unvergänglichen Gottesworte in einer Emigrantenkapelle ihnen gespendet wird, wo um Gottes und Christi willen sie vermahnt werden, im Lande der Fremdlinge dem Herrn und Seiner Kirche nicht fremd zu werden: wo ein jeder die Adressen erhält, unter deren Namen er am Endziele seiner Wanderschaft seinen Seelsorger, seine Mutterkirche wiederfindet.

Das heißt den Emigrantengefahren durchgreifend steuern, das heißt Mission treiben nicht blos bei den Einzelnen, sondern unter der Masse. Die deutschen Methodisten haben allerdings schon ein derartiges Institut aufzuweisen. Was daran Gutes ist, erkennen wir gern und freudig an; aber dürfen wir die Hände in den Schooß legen und Anderen zumuthen, unsere eigenen Hausgenossen, an die uns der Herr gewiesen, zur steten Anklage unserer eigenen Laune zu versorgen, dürfen wir es zu-

lassen, daß sie den Glauben an die Reinheit der Lehre, das Vertrauen an die Fürsorge unserer Kirche in den Herzen unserer Landsleute aufs Empfindlichste dermalen erschüttern? Auch die Katholischen tragen sich mit hochgehenden Plänen hinsichtlich der Errichtung eines kirchl. Gasthauses: sollten wir Lutheraner nicht auch endlich einmal an der Nüchternheit jener lernen? Möge es dem Pastor Berkemeier recht bald gelingen, das unbestreitbar höchst wichtige Unternehmen unter des Allmächtigen Gnadenbeistand glücklich durchzuführen und möchte sich doch auch mancher Jünger des Herrn im deutschen Vaterlande, dem Geben seliger dünkt, als Nehmen, bewogen finden, ein Scherflein der Liebe, (über dessen Einwendung an den Unterzeichneten gewissenhaft quittirt werden wird) zur Beschleunigung des edlen Samariterwerkes beizusteuern.

Bernh. Cunz, ev.-luth. Pastor.  
Halle a. d. S., Gr. Märkerstraße 15.

### Die Königin Elisabeth-Stiftung,

gegründet im Jahre 1848, bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten des hochseligen Königs und der Königin Elisabeth, hat auch in diesem Jahre eine große Anzahl von Jubel-Ehepaaren, welche ihre goldene Hochzeiten feierten, erfreut, es sind nämlich:

1128	Ehepaare mit Bibeln in deutscher,
11	= = = = polnischer,
5	= = = = litthauischer,
1	= = = = wendischer,
2	= = = = böhmischer,
7	= = = = dänischer,
307	= mit Andachtsbüchern des Thomas a Kempis in deutscher,
22	= mit vergl. in polnischer,
18	= mit Andachtsbüchern für Juden in hebräischer Sprache beschenkt und sind außerdem 8205 Thlr. Gnaden- geschenke baar gezahlt worden.

Von den 1501 Jubel-Ehepaaren waren

1394 — 50 Jahre,

79 — zwischen 50 und 60 Jahre,

26 — 60 Jahre,

2 — 65 und 66 Jahre

verheirathet.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 15. März.

№ 21.

## Gesangbuch für evangelische Gemeinden.

Als Entwurf herausgegeben auf Beschluß der Magdeburger  
Kreisynode. Magdeburg, 1870.

Die Einführung eines neuen Gesangbuches ist stets sowohl für eine einzelne Gemeinde, als überhaupt für eine Stadt, namentlich die Hauptstadt einer Provinz mit ihrem dieselbe in weiterem Umkreis beherrschenden Einfluß ein Ereigniß des kirchlichen Lebens von bedeutsamen Folgen und pflegt, wie dies die Geschichte, auch aus den letzten Jahren gezeigt, nicht ohne oft tiefer eingreifende, ja sogar schmerzliche Kämpfe vor sich zu gehen. Im vorliegenden Falle handelt es sich nicht um Einführung eines schon im Gebrauch anderer Gemeinden bewährten Gesangbuches, sondern um eine neue Bearbeitung, welche als Entwurf der prüfenden Beurtheilung vorgelegt ist.

Es fragt sich daher zunächst, ist ein Bedürfniß vorhanden, das bestehende Gesangbuch abzuschaffen? und dann vor Allem, genügt das neue dargebotene den Anforderungen, welche an ein solches zu stellen sind?

### I.

Auf die erste Frage kann die Antwort sehr kurz sein. Es ist ein schreiendes Bedürfniß und die dringendste Nothwendigkeit, daß endlich das vorhandene Gesangbuch, trotzdem es fast siebenzig Jahre (seit 1805) schon gebraucht ist, abgeschafft werde. Darüber sind die Stimmen aller Parteien und Richtungen, die überhaupt ein Urtheil in dieser Frage haben, einig. Es stammt aus der Zeit der aller Poesie und jedes biblischen evangelischen Glaubens baaren Zeit der trockenen Verstandesaufklärung, und es ist nur zu beklagen, daß, ungeachtet in Berlin z. B. schon 1817 das Bedürfniß sich geltend machte, das vorhandene Gesangbuch ganz gleicher Art (das alte Milius'sche), als nicht mehr dem Bedürfniß entsprechend, abzuschaffen, und dies zu dem 1829 herausgekommenen neuen Berliner führte, an dem unter anderen auch Schleiermacher und Theoremitharbeiteten, — ungeachtet schon seit den dreißiger Jahren überall eine Gesangbuchsreform sich vorbereitete, doch hier in Magdeburg noch bis jetzt ein Buch, wie das nummehr abzuschaffende, sich halten konnte. Als Rudolf Stier in seiner die Gewissen der kirchlichen Behörden, wie der Diener am Wort, wie der Gemeindeglieder mächtig weckenden und schärfenden Schrift: „Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer

modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die preußische Provinz Sachsen“, im Jahre 1838 die neueren Gesangbücher dieser Provinz einer sorgfältigen Beurtheilung unterzog, theilte er alle diese in drei Klassen: die besseren, die mittleren und die schlechtesten. Zu den letzteren, den schlechtesten, rechnete er nebst acht anderen auch das alte, nummehr abzuschaffende Magdeburger. Das auf gleiche Stufe von ihm gesetzte Raumburger hatte das Glück, eine allerdings traurige Ehrenrettung zu erfahren und einen längeren Zeit sich fortsetzenden Kampf zu erregen. Ob diese Ehre auch dem Magdeburger damals zu Theil geworden ist, haben wir nicht erfahren. Stiers Mahnung blieb ohne Erfolg. Vor etwa funfzehn Jahren richteten die auf der Gnadauer Konferenz versammelten Geistlichen eine Petition an die kirchlichen Behörden, dies Gesangbuch abzuschaffen; sie wurden abschläglich beschieden. In der Domgemeinde führte man endlich das kleine, völlig unzureichende Militärgesangbuch ein, aber weder dieser Vorgang, noch die Generalkirchenvisitation war für die anderen Stadtgemeinden von Einfluß.

Jetzt endlich im Jahre 1867 wurde am 2. October von der Magdeburger Kreisynode eine Commission ernannt, „eine Sammlung von 600 Liedern herzustellen, welche geeignet sei, in den Gemeinden des Synodalkreises dem fühlbaren und anerkannten Mangel eines guten Gesangbuches abzuhelpen, um statt des seit 1805 in Gebrauch stehenden eingeführt zu werden.“ Damit hat denn die aus Geistlichen und Laien bestehende Synode das Urtheil gesprochen. Das alte ist „kein gutes.“ In diesem Urtheil liegt viel; mit keiner Sylbe wird auch nur ein anerkennendes Wort über dasselbe und den Segen, den es seit fast 70 Jahren gebracht hat, angedeutet. Wer da weiß, welche eine Bedeutung ein Gesangbuch hat, wird ermessen können, wie ein gutes zum Segen, aber ein „nicht gutes“ auch zum Verderben gereichen muß. Was sind es auch für Träger, die in demselben 70 Jahre lang den großen Gemeinden Magdeburgs vorgehalten worden sind? Kann man sich wundern, wenn die Entkirchlichung und Entfremdung von dem Worte Gottes so groß ist? Es sind nicht blos die trocknen Predigten und die schlechten Gottesdienste, welche die Gemeinden aus den Kirchen treiben, es wirken die schlechten Gesangbücher wenigstens ebenso sehr mit; jene werden bald vergessen, aber diese nimmt man aus der Kirche mit ins Haus. Der Mangel ist (wie die Vorrede sagt) ein fühlbarer — fühlbar bei



Geistlichen und Laien; wieviel Seufzer bei den Geistlichen, die nicht ein singbares Lied darin finden konnten, ohne in ihrem tiefsten Inneren Anstoß zu nehmen und Aergerniß zu empfinden; wieviel Klagen bei den gläubigen und ernstlichen Gliedern der Gemeinde, welche sonntäglich aus solchem Gesangbuch singen mußten, und während sie in ihrer häuslichen Andacht und für den persönlichen Gebrauch aus besseren Quellen schöpfen konnten, nun Sonntags um so schmerzlicher sich verlegt, ja gradezu einen Ekel daran fühlten; wie oft schlugen sie beim Singen im Unwillen das Buch zu, weil es unmöglich war, weiter mitzusingen? Der Mangel ist auch ein „anerkannter“, wie schon zuvor angedeutet, von verschiedensten Seiten nachdrücklich ausgesprochen, auch vom Magdeburger Consistorium dadurch, daß es in dem Anhang von 200 Liedern, wie man nicht ohne Grund gesagt, dem Gesangbuch seinen Steckbrief mit auf den Weg gegeben hat; leider wurde dieser Anhang nicht in den Gemeinden eingeführt, blieb also ungebraucht; anerkannt endlich auch jetzt von der Synode. So kommt denn also aus der Mitte der von der Gemeinde gewählten Synode dieser neue Entwurf. Und schon dieser sein Ursprung, ja sein Erscheinen, ganz abgesehen von seinem Werth, ist ein erfreuliches Zeichen, ein Fortschritt; denn ein ebenso elendes Nachwerk, wie das vorhandene, darf in der Gegenwart nicht mehr ans Licht zu treten wagen.

Wir bezeichnen den Entwurf als einen Fortschritt. Aber weswegen? Weil er eine Rückkehr zum Alten ist. „Wir haben mehr aus dem Vorrath der klassischen Perioden des Kirchenliedes geschöpft, als von dem, was spätere Zeiten bringen“; „dem jetzigen Magdeburger Gesangbuch mit seinem fast durchweg nur allzu modernen Grundtone gegenüber sind wir thöulichst zu den Originalen zurückgekehrt“; „daß auch der ernsteste und strengste Christ die von ihm gesuchte gesunde und kräftige Geistesnahrung nicht vermisste oder von einer Abschwächung seines evangelischen Bekenntnisses sich nicht peinlich berührt fühle.“ Ob dies aber auch als Fortschritt von der großen Menge derer angesehen und gebilligt werden wird, welche den Fortschritt auch auf kirchlichem Gebiet als das stetige Weiterfortschreiten von dem Glauben der Kirche und ihrem im Worte Gottes begründeten Bekenntniß hin zu dem modernen Glauben des aufgeklärten Zeitgeistes verlangen und erstreben, ob von dieser Seite bei der wirklichen Einführung eines solchen Gesangbuches nicht auch, wie es anderwärts geschehen, viel Staub aufgewirbelt und Protest erhoben werden wird kraft des Rechtes des „allgemeinen Priestertums“, glauben und singen zu dürfen nach eigener Façon, das steht dahin. Aber auch abgesehen von diesem etwaigen Protest, ist der Entwurf doch ein schönes Zeugniß von dem durch die Commission anerkannten vorhandenen christlichen und kirchlichen Durchschnitts-Bildungsstand der Gemeinden; ein Zeugniß, daß das Wort Gottes, wie es in Predigt, Confirmandenunterricht und in Erbauungsschriften in die Herzen der Gemeinden wieder getragen worden ist, solche Frucht geschaffen hat, daß jenes moderne alte Gesangbuch sich nicht mehr halten kann. Ja, die Luft war

mit der Zeit zu weit geworden. Die in den Predigten auf den Kanzeln, wie in den gedruckten Sammlungen citirten Liederverse, welche das christliche Glaubensbewußtsein mit ihrer Kraft und Schönheit und Tiefe mächtig ergriffen, haben allmählig den Geschmack der Gemeinde gebessert, daß sie sich nicht mehr mit dem flachen, poesielosen und verwachsenen Zeug des vorhandenen Gesangbuches begnügte; wir finden darin ferner eine Frucht der Regulativlieder, welche in den Schulen und auch im Confirmandenunterricht bei vielen Geistlichen in ihrer Originalität gelernt werden; der Soldat, der drei Jahre während seiner Dienstzeit aus dem Militärgesangbuch gesungen, vergleicht mit Recht nach der Rückkehr in die Heimath die Lieder, welche ihm lieb geworden, und findet sie dann entweder gar nicht oder völlig entstellt; die schönen klassischen Lieder, welche man in den Kirchenconcerten zu hören bekommt, die vielen Liedersammlungen, die in neuerer Zeit erschienenen zahlreichen Kunstwerke bedeutender Künstler als Illustrationen der alten Kernlieder, die wissenschaftlichen Leistungen auf dem hymnologischen Gebiet, welche sich den Kreisen der Gebildeten nicht ganz entziehen, endlich die vielen in anderen Gemeinden längst vorhandenen guten oder besseren Gesangbücher — dies Alles hat endlich hier in Magdeburg den Boden, auf welchem das alte Gesangbuch erwachsen war, so untergraben, daß selbst solche, welche mit ihrer Glaubensrichtung dem Standpunkte der Herausgeber des alten nicht fern stehend, sich doch dieses Buches je länger je mehr schämten.

Ob nun nicht dem vorhandenen Bedürfniß die Einführung eines schon vorhandenen, anderswo gebrauchten guten Gesangbuches genügt hätte, ist eine allerdings nicht unwichtige Frage. Ist ja doch durchaus kein Grund abzusehen, daß jede Gemeinde oder jede Stadt ihr eignes Gesangbuch habe, — wie schön wäre auch in dieser Beziehung die deutsche kirchliche Einheit. Hier kann es sich jetzt nur um die andere, unsere Hauptfrage, handeln, welche wir in dem Nachfolgenden zu erörtern haben, inwieweit genügt der dargebotene Entwurf dem Bedürfniß und den zu machenden Ansprüchen?

## II.

Die von der Synode ernannte Commission bestand aus zwei Laien, sechs Pastoren, darunter ein Vertreter der deutsch-reformirten Gemeinde, und für den musikalischen Theil der Arbeit, einem technischen Mitgliede. Diese hat in drei Jahren die Aufgabe gelöst: eine Sammlung von 600 Liedern herzustellen. Als Ziel schwebte ihr aber von Anfang an vor, ein Gesangbuch herzustellen, das nicht bloß dem Bedürfniß der Stadtgemeinden, sondern jeder deutschen evangelischen Gemeinde nah und fern entspreche, also nicht bloß dem Bedürfnisse der städtischen, sondern auch der ländlichen, nicht bloß dem der Hauptstadt, sondern der ganzen Provinz, ja auch außerhalb derselben, ja jeder deutschen evangelischen Gemeinde, sowohl der lutherischen, als auch der reformirten Kirche. Daher wird denn auch das ganze evangelische Deutschland zum Richteranspruch aufgefordert. Dieser Gesichtspunkt wird demnach bei einer Beurtheilung mit berücksichtigt werden müssen.



In der Vorrede läßt sich die Commission über die Grundsätze, nach denen sie verfahren ist, in Kürze aus; wir werden der Reihe nach denselben folgen, und zu sehen haben, ob diese Grundsätze als solche haltbar sind und wie ihnen der dargebotene Entwurf entspricht.

## 1.

Das Vorwort spricht erstens zunächst von der Auswahl der Lieder, worin der Schwerpunkt der Thätigkeit gelegen. „Es war unser vornehmstes Bemühen nach Maßgabe der vorgeschriebenen Zahl (600) das Beste, Erbaulichste und Gediegenste aus dem reichen Schatz zu bieten.“ Was ist aber das Beste? Woran soll das Erbaulichste erkannt, woran das Gediegenste geprüft werden? Die Vorrede giebt darauf keine Antwort; wir antworten in aller Kürze. — Wenn Melancthon Recht hat, daß jeder christliche Gottesdienst eine zwiefache Seite hat, ein Thun Gottes und ein Thun der Menschen, er also ein Dienst Gottes an und für uns ist, indem er sich selbst uns giebt in seinem Wort, das gepredigt, und in dem Sacrament das dargereicht wird, und auch ein Dienst der Menschen, mit dem wir Gott dienen, indem wir das Herz ihm hingeben und opfern, also das Recht und die Pflicht unseres allgemeinen Priestertums ausüben, so folgt, daß das Kirchenlied den zwiefachen Charakter an sich tragen wird, sofern es einmal Ausdruck des von dem Herrn der Kirche in seinen Thaten und seinen Gaben dargereichten Heiles ist, und andererseits Ausdruck des auf Grund der empfangenen Heilsgaben dargebrachten Lob- und Dankopfers, Aussage des in der Tiefe des erneuerten Herzens erfahrenen Segens. Es ist daher das Kirchenlied stets Ausdruck der festlichen, feiernden Herzensstimmung; daher es nicht die großen Thaten Gottes in der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, abgesehen von ihren Wirkungen auf das gläubige Herz, darzustellen hat, sondern alle diese nach der Einwirkung, welche von diesen Thaten des Heiles auf das Heil suchende Herz ausgegangen ist; und das grade nach dem reformatorischen Grundsatz, nach welchem Alles sich zuspitzt in die Frage: Was muß ich armer Sünder thun, daß ich selig werde? und in die Antwort: aus Gnaden wirst du selig durch den Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, der um deiner Sünden willen dahingegeben und um deiner Gerechtigkeit willen auferweckt ist. Auf Grund dieser seligen Erfahrung der aus Gnaden empfangenen Gotteskindschaft kann des Apostels Mahnung sich vollziehen: Singet und spielt dem Herrn in eurem Herzen; das neue Herz ist die Stätte, das Heiligthum für das neue Lied, wo die Anbetung im Geist und in der Wahrheit stattfindet. Daraus ergiebt sich denn als Merkmal eines ächten Kirchenliedes, daß es erstens schrift- und bekennnißgemäß ist, daß in demselben das heilige Wort Gottes nach dem auf ihm beruhenden Bekenntniß der Kirche wiederhallt; es darf weder das urchristliche Bekenntniß noch das reformatorische, nach seinen beiden Abzweigungen des lutherischen und schweizerischen, abgeschwächt, verkümmert, wohl gar ganz entfernt sein, es muß zu seinem vollen Ausdruck kommen; Alles,

was unsere Kirche auf Grund der heiligen Schrift bekennt und verkündigt, hat nicht bloß ein Recht im kirchlichen Gesangbuch, sondern darf der einzige Inhalt desselben, und der einzige Maßstab für die Zugehörigkeit zu einem solchen sein. Der Werth eines Kirchenliedes ist darnach zu bemessen. Es müssen sich demnach auch Lieder von reformirten wie lutherischen Zeugen finden; auch was die Brüdergemeinde an schriftmäßigen Dichtungen darbietet; ja was an Erzeugnissen vorreformatorischer Zeit das Band mit der altchristlichen Kirche darlegt und dem angegebenen Maßstabe entspricht. — Es ergiebt sich zweitens, daß ein Kirchenlied nur dann auch von anderen singbar ist, wenn es auf gemachter Herzenserfahrung ruht, die jedes gnadensuchende Herz auch machen kann: die eigene Erfahrung von der tiefen Noth der Sünde, wie von dem gekommenen Heil aus lauter Gnad' und Güte; die eigene Empfindung des tiefsten Weh's in der Gottentfremdung und der Leidenszeit, als der seligsten Freude in dem Frieden des begnadigten und erlösten Herzen; dies Erlebte und Erfahrene ist das Grundelement des Volksliedes und damit auch des edelsten Zweiges desselben, des Kirchenliedes, das alle Mal ein geistliches Volkslied sein muß, von dem auch gelten muß: „hier ist weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Weib, weder Knecht noch Freier, weder hoch noch niedrig, weder reich noch arm, weder gebildet noch ungebildet,“ es kommt nur darauf an, daß Jemand in Christo Jesu ist, und wenn sie darin eins sind, dann ist auch das ächte Kirchenlied ihr, d. h. ein solches ist volkstümlich, im guten Sinne populär, daß Niemand zu hoch ist, um sich dessen zu schämen, Niemand zu niedrig, daß er mit seiner Fassungskraft die Höhe des Liedes nicht erreichen und fassen könnte. Dies schließt besondere Standes- und Berufslieder, Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse nicht aus; das Lied begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe durch alle Lebens- und Altersstufen und alle Zeit- und Lebenslagen hindurch. Diesem volksmäßigen Charakter entspricht auch eine volksmäßige Form: ein ächtes Lied ist daher frei von allen sentimentalen Reflexionen und kahlen Abstractionen, allen Spielereien in Worten und Formen, allem breiten Wortschwall und hohlen Phrasen; es ist weder gereimte Prosa noch eine tendenzmäßige Arbeit; es liebt das Concrete in kurzer, kerniger Sprache und anschaulicher Darstellung. — Endlich ist es drittens Ausdruck der festlichen, gehobenen, feiernden Stimmung; die geistlichen Lieder müssen vom heiligen Geist erzeugt sein; in feierlichem Schwunge muß sich das singende Herz emporgehoben fühlen über das Werktagsleben des alltäglichen Einerlei sowohl nach Inhalt als Form. Das ächte Kirchenlied ist ein Lied, trägt wahrhaft poetischen Charakter, ist nicht bloß gereimte Prosa: aus dem heiligen Geiste stammend soll es begeistern, mit heiligem Geist erfüllen; und weil aus heiligem Geist gesungen, kann es nur wieder, um völlig zu seiner Wirkung zu kommen, im heiligen Geiste nach und mitgesungen werden. Wie der Dichter das Publikum zu sich emporziehen soll und nicht umgekehrt die Dichtungen um des Publikums willen herabgestimmt und ihres dichterischen Gewandes entkleidet werden dürfen, so muß vor



allem das Kirchenlied die singende Gemeinde zu sich emporziehen, damit sie sich in die Höhe des Glaubens hinein und hinaufschwinde, der in dem Liede angeschlagen wird. Das geht allerdings nicht mit einem Schlage; dazu gehört Erziehung, ein Heranbilden; vor allem ist Eins nothwendig — wahrhaftes Glaubensleben.

Also schriftmäßig, volksthümlich, dichterisch muß ein gutes Kirchenlied sein; wenn eines dieser unbedingt nothwendigen Erfordernisse fehlt, kann nicht mehr von einem Kirchenliede die Rede sein. Wie das Wort Gottes im Liede, so muß das Lied im Herzen wiederhallen, und alsbald den Hörer bestimmen, mit einzustimmen. So war es in der Geschichte.

Daraus ergibt sich denn die hohe Bedeutung, welche eine Sammlung von Kirchenliedern, ein Gesangbuch hat. Nächst der Bibel ist es das populärste Buch; hat die größte Bedeutung für den einzelnen wie für das Haus und das Volk. Darum ist es überall neben der Bibel, ja bei unserem gesangslustigen deutschen Volke oft mehr gebraucht, als die Bibel. Es ist daher mit Recht die Laienbibel genannt; es ist das Wort Gottes in populärer, mündrecht gemachter, nahegebrachter, faßlicher Form; wie es der einzelne gläubige Christ in der Kraft des heiligen Geistes sich angeeignet, davon zeugt er in dem gesungenen Liede. Darin hat Luther, darin haben von Anfang an die Gesangbücher unserer Kirche ihre Bedeutung und Aufgabe gesehen. Luther sagt z. B. in der Vorrede zu dem Johann Waltherschen Gesangbuch (Wittenberg 1525): „S. Paulus zu den Coloffern gebet, von Herzen dem Herrn singen geistliche Lieder und Psalmen, auf daß dadurch Gottes Wort und christliche Lehre auf allerlei Weise getrieben und geübt werden. Demnach habe ich auch, sammt etlichen andern, zum guten Anfang und Ursach zu geben denen, die es vermögen, etliche geistliche Lieder zusammengebracht, das heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen, zu treiben und in Schwang zu bringen, daß wir auch uns möchten rühmen, wie Moses in seinem Gesang thut (2 Mos. 15) daß Christus unser Lob und Gesang sei, und nichts wissen sollen zu singen noch zu sagen, denn Jesum Christum unsern Heiland, wie Paulus sagt: 1 Cor. 2.“ — Ebenso schreibt er an Spalatin 1524, er sei Willens geistliche Lieder zu machen, damit „das Wort Gottes sich auch durch den Gesang unter den Leuten erhalte.“ Wir lassen noch aus der bedeutsamen Vorrede Luthers zu dem Wittenberger Gesangbuch von 1533, zumal sie auch dem alten Magdeburger von 1540 vorgedruckt war, folgende Sätze folgen: „Nun haben sich etliche wohl bewiesen, und die Lieder gemehret, also daß sie mich weit übertreffen und in dem wohl meine Meister sind. — Und weil ich sehe, daß auch die ersten unser Lieder je länger je falscher gedruckt werden, hab ich Sorge, es werde diesem Büchlein die Länge gehen, wie es alle Zeit guten Büchern gangen ist, daß sie durch ungeschickter Köpfe zusehen, so gar überschüttet und verwüstet sind, daß man das Gute darunter verloren und allein das Unnütze im Brauch behalten hat. —

Es will ja der Mäuse Mist unter dem Pfeffer sein. — Damit nun das, so viel wir mögen, verhütet werde, habe ich dies Büchlein wiederum aufs Neue übersehen, und der Unseren Lieder zusammen nach einander mit ausgedrucktem Namen gesetzt, welches ich zuvor um Ruhmes willen vermieden, aber nun aus Noth thun muß, damit nicht unter unserem Namen fremde, untüchtige Gesänge verkauft würden. Darnach die anderen hinten nach gesetzt, so wir die besten und nütze achten. Bitte und vermahne alle, die das reine Wort lieb haben, wollten solches unser Büchlein hinfort ohne unser Wissen und Willen nicht mehr bessern oder mehrten. Wo es aber ohne unser Wissen gebessert würde, daß man wisse, es sei nicht unser zu Wittenberg ausgegangenes Büchlein....“

Darum ist das Gesangbuch auch allezeit nicht bloß zum Gebrauch für den Gottesdienst in der Kirche benutzt worden, sondern wie die Bibel ein ächtes Hausbuch gewesen und hat gleich diesen wahrhaft nationale Bedeutung gehabt; darum enthielt es auch nebst einem Anhang von Gebeten zugleich Luthers kleinen Katechismus und die Augsburgische Confession, so daß diese stets als Prüfstein für den Gehalt des Liedes dienen konnten.

Prüfen wir nun nach diesen vorangeschickten Bemerkungen die dargebotene Auswahl von 600 Liedern, so werden uns

1. Lieder geboten aus allen Zeitaltern der Kirche, von lutherischen wie reformirten Sängern; von Mitgliedern der Brüdergemeinde, von Sängern bis auf die Gegenwart.

Aus der vorreformatorischen Zeit etwa 8.

Aus der Reformationszeit, von Luther (18), Nic. Decius, Graumann, Speratus, Eber, Agricola, Albrecht von Brandenburg u. a., etwa 30.

Von den Böhmisches Brüdern etwa 6.

Aus der nachreformatorischen Zeit bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges, von N. Hermann (5), Selnecker (4), Ringwaldt (4), Schneefing, H. Sachs, Helmbold, Nicolai u. a. etwa 35.

Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, der Zeit Paul Gerhards bis zum Ende des 17. Jahrh.: von Joh. Hermann (10), Rist (11), P. Gerhard (36), Joh. Frank (8), Scheffler (9), Olearius (9), Joach. Neander (7) u. a., gegen 170.

Aus dem 18. Jahrhundert: von Richter (4), Neumann (6), Laurenti (5), Schmoll (34), Rambach (11), Neumeister (6), Gellert (24), Hiller (4), Tersteegen (6), Cramer (9), Münter (10), C. F. Neander (6), Klopstock (6), von Zinzendorf (4), Pfeil, Lavater u. a. gegen 250.

Aus dem 19. Jahrhundert: von Novalis, Schenkenberg, Hermes, Garve, Döring, Krummacher, von Meyer, Barth, Spitta, E. M. Arndt, Knapp u. a. gegen 50. Endlich eine Anzahl, deren Verfasser unbekannt sind; im Ganzen also von über 200 Liederdichtern.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 18. März.

N<sup>o</sup> 22.

## Zum Friedensfeste.

Das Herz hinauf, ihr Frommen!  
Die Harfen in die Hand!  
Der Frieden ist gekommen  
Ins liebe Vaterland.  
Der heiße Streit ist aus  
Mit seinen Strömen Blutes,  
Mit Asche vielen Gutes,  
Mit Knechten, Noth und Graus.

Der Vater hat die Ruthe  
Des Jornes und der Zucht,  
Mit der er uns zu gute  
Die Sünden heimgesucht,  
In Gnaden hingelegt;  
Er läßt sein Antlitz glänzen -  
Von Liebe ohne Grenzen,  
Wie sie sein Herze hegt.

Er hat gar große Dinge  
An seinem Volk gethan;  
Des bin ich froh und singe  
Und bet im Staub ihn an.  
Wir waren es nicht werth;  
Doch hat er Sieg gegeben,  
Beschirmt Gut und Leben  
Am heimatlichen Heerd.

Ihm sei allein die Ehre!  
Ihm jubeln wir den Dank,  
Der unsern tapfern Heere  
Verliehn den Siegesgang  
Durch Fürsten, fromm und groß,  
Durch Führer ohne gleichen  
Und Helden, die nicht weichen,  
Brach auch die Hölle los.

Habt Dank, ihr treuen Herzen,  
Für Müß und Schweiß und Blut!  
Habt Dank für Todes Schmerzen,  
Die ihr im Grabe ruht!

Dank allen, die um sie  
Sich heut aufs neu betrüben!  
Das Opfer eurer Lieben  
Vergessen wir euch nie.

Du Stern in dunkeln Nächten,  
Du Trost in Sünd und Noth,  
Herr Christ, zu Gottes Rechten  
Gegangen durch den Tod,  
Nimm an dein Herz, was weint,  
All unsern Jammer ende,  
Des Krieges Segen sende,  
Heil' auch den kranken Feind!

Laß aus der Trübsal sprießen  
Des Glaubens güldne Frucht,  
Daß wir als Herrn dich grüßen  
In alter Treu und Zucht!  
Dann fällt des Friedens Heil,  
Wie Thau vom Hermon, nieder  
Auf die geeinten Brüder;  
Gott ist ihr Erb und Theil.

Anm. der Red. Obiges Lied — nach der Mel.: Aus meines  
Herzens Grunde — wünscht der Herr Einsender schon  
jetzt veröffentlicht zu sehen, damit von demselben zum  
Friedensfeste Gebrauch gemacht werden könne.

## Gesangbuch für evangelische Gemeinden.

Als Entwurf herausgegeben auf Beschluß der Magdeburger  
Kreisynode. Magdeburg, 1870.

(Fortsetzung.)

Wenn wir an diese nun den vorher genannten Maßstab  
anlegen, so begegnen uns allerdings doch manche, welche wir,  
aus älterer wie namentlich neuerer Zeit, nicht aufnehmen würden;  
dagegen dürfte eine Reihe von Liedern fehlen, welche in einem  
guten Gesangbuch nicht vermißt werden sollten, weil sie sich ein  
Bürgerrecht in den Gemeinden erworben haben.



Zu den ersteren würden wir rechnen, ohne daß wir bei den einzelnen die Gründe geltend machen können, der Reihe nach:

Nr. 7. Nimm an den schwachen Preis (Löffler). 10. Anbetungswürdiger, mit Andacht stets zu nennen (Cramer). 12. Der Herr ist in den Höhen (Cramer). 14. Du Vater deiner Menschenkinder (Schmoll). 15. Gerechter Gott, vor dein Gericht (Rambach). 16. Getreuer Gott, wie viel Geduld (Zimmermann). 17. Gott, durch dessen Wort entsprossen Himmel, Erde (Job). 18. Gott, Erde und Himmel (M. Weiß). 19. Gott ist die Liebe selbst (ungen. Verf.). 22. Gott kanns nicht böse meinen (aus dem alten Magdeb. Gesangb., ungen. Verf.). 23. Gott, vor dessen Angesichte (nach Zimmermann). 24. Gott, wer ist dir zu vergleichen (Cramer). 28. Herr Gott du bist die Zuflucht (ungen. Verf.). 29. Himmel, Erde, Luft und Meer (J. Neander). 30. Taucht unserm Gott (Cramer). 32. Mit frühlichem Gemüthe (J. A. Schlegel). 34. O Gott, du bist die Liebe (Diterich). 38. Wie herrlich ist o Gott dein Nam' (J. D. Herrnschmidt). 41. Der Herr, der einst auf Erden (ungen. Verf.). 43. Du bist der Weg (ungen. Verf.). 44. Erquick mich du Heil der Sünder (Götter). 48. Vorbild wahrer Menschenliebe (Rambach). 51. Er kommt, er kommt, geht ihm entgegen (Mudre). 64. Ehre sei Gott in der Höhe (Niemeier). 101. O mein Jesu, dessen Wunden (Rambach). 102. So laßt uns Jesu dankbar sein (Heyden). 103. Von Furcht dahin gerissen (Münter). 104. Ach sieh ihn bluten (Hermes). 107. Brich entzwei (Trommer). 110. Es ist vollbracht, so ruft am' (von Diterich, nach Knapp). 112. Es ist vollbracht, so ruft des (ungen. Verf.). 113. Hin an dein Kreuz zu treten (Funk). 116. Mein Gott, du wirst mich nicht verlassen (Nearius). 140. Siegreich stand mein Heiland auf (ungen. Verf.). 150. Dich krönte Gott mit Freuden (Münter). 157. ewige Quelle wahrer Güter (Bruhn). 177. Gott ist ein Schutz in Nothen (Cramer). 179. Ich lobe dich, mein Auge schauet (Hiller). 180. O Jesu, Licht und Heil der Welt (Diterich). 213. Jesajah, dem Propheten (Luther). 215. Noch sing' ich hier aus dunklen Fernen (Heeren). 221. Dein Wort, o Höchster, ist vollkommen (Cramer). 223. Herr, auf dein Wort will ich schauen (ungen. Verf.). 224. Herr, mein Licht, erleuchte mich (Diterich). 227. Soll dein verderbtes Herz (Gellert). 231. Dies Kindlein, Jesu, ist nun dein (Steiger). 236. Zu dir, Vater, beten wir (ung. Vf.). 237. Gott Vater laß die Stunde (Ribbeck). 238. Herr Gott vom Himmel drohen (Ribbeck). 239. Mittler schau auf uns hernieder (ung. Vf.). 249. Dank, Jesu, Dank (ung. Vf.). 251. Ich komme, Herr, und suche (Gellert). 253. Ich will den Bund (Münter). 259. Voll Andacht (Niemeier). 260. Vollenbet ist die heilige Feier (Meister). 268. Gott, der du unsre Zuflucht (Eichenburg). 269. Gott ich will mich ernstlich (Münter). 283. Vater, heilig möcht ich leben (Lavater). 284. Wie ist mein Herz so fern (Funk). 298. Mein Jesus sieht mich an (ung. Verf.). 302. Schweiget, hange Zweifel (J. A. Schlegel). 330. Nach meiner

Seelen Seligkeit (Diterich). 341. Steil und dornig ist der Pfad (Wilde). 347. Wie getrost und heiter (C. F. Neander). 376. Was ich nur Gutes habe (Diterich). 278. Wohl dem, der richtig wandelt (Bruhn). 384. Der Herr ist meine Zuflucht (Sturm). 386. Die Bahn ist rauh (Münter). 409. Was ist's, daß ich mich quäle (Gellert). 411. Weicht ihr Berge (Schmoll). 421. O Vater aller Frommen (Agricola). 441. Sieh mir, o Gott, ein Herz (Gellert). 442. Herr, deine Sanftmuth (Ulber). 444. Laß, o Jesu, mich empfinden (Cramer). 449. Wohlthaten und mitzuthun (Paulmann). 454. Mein Gott, die Arbeit meiner Hände (Henrici). 457. Von dir, du Gott der Einigkeit (Walbau). 458. Was Gott zusammenfügt (Schmoll). 463. In deiner Huld, Herr, freue sich (Teller). 464. Allmächtiger, ich hebe (C. F. Neander). 472. Lob sei Gott, der den Morgen (Funk). 513. Nun laßt den Herrn uns preisen (Weber). 516. Wir singen, Herr, von deinem Segen (ung. Verf.). 577. Einst geh ich ohne Beben (Sturm). 578. Ich weiß, an wen ich glaube (Niemeier). 583. Herr, ich bin dein Eigenthum (Münter). 585. Schon ist der große Tag bestimmt (Bollhofer). 590. Einst selig dort zu werden (Funk).

Diese Lieder entsprechen nach unserem Urtheil nicht den aufgestellten Merkmalen; sie sind zum großen Theile sehr dürftigen Inhalts, oft von sentimentalem Charakter, und vorzugsweise einer Zeit angehörig, die weniger von der Kraft des evangelischen Glaubens, als einer profaischen, nüchternen, lediglich verstandesmäßigen Weltbetrachtung beherrscht war; wie denn die Vorrede selbst zugesteht, daß mehrere neuere Lieder solcher Elemente, die dem kirchlichen Gebrauch widerstreben, erst entkleidet und ihnen ein strengerer Grundton gegeben werden mußte; aber warum bei dem großen Reichthum solche überhaupt noch aufnehmen und sich die Mühe ihrer Bearbeitung geben? Mehrere dürften auch deswegen auszulassen sein, theils weil Lieder sehr gleichen Inhalts schon vorhanden, theils weil andere Lieder gleichen Inhaltes aber weit mehr den Gemeinden lieb geworden sind, oder sich durch größere Tiefe, Kraft und Innigkeit auszeichnen, oder auch weil sie wegen der Unbekanntheit der Melodie doch weder in der Kirche, noch im Hause gesungen werden (z. B. Luthers: Jesajah, dem Propheten, Nr. 213). — Außer dem würde Nr. 1 wenigstens als erstes Lied zu entfernen sein, weil es, ohne daß wir damit über Inhalt und Form urtheilen wollen, kein Kirchenlied ist, sondern, wie die Vorrede sagt, nur gemacht, „um dem frommen Gefühl die streng-logische Eintheilung näher zu bringen.“ Ein verificirtes Inhaltsverzeichnis kann weder im kirchlichen noch häuslichen Gottesdienst gebraucht werden; wenn ein solches überhaupt nöthig ist, so kann es allein ohne Nummer und nur seine Stelle vor dem Inhaltsverzeichnis haben.

Bei der Auswahl hätte für die Bearbeiter auch wohl maßgebend sein sollen, die allgemein schon verbreiteten Sammlungen möglichst zu berücksichtigen. Also, da es für Magdeburg und die Provinz Sachsen bestimmt ist, hätte der vom Consistorium herausgegebene Anhang, ferner, da es auch über diese provin-



ziellen Gränzen hinaus, jeder preussischen, ja deutschen Gemeinde geboten wird, so hätten die in allen unseren Schulen angeordneten Regulativlieder, die im Militärgesangbuch enthaltenen, und endlich auch der im Auftrage aller deutschen Kirchenregierungen herausgegebene Eisenacher Entwurf beachtet werden sollen, letzterer um so mehr, als es den einheitlichen Grundstock aller deutschen Gesangbücher bilden soll. Was helfen die Einheitsbestrebungen auf allen, auch auf kirchlichem Gebiet; sie werden zur bloßen Redensart, wenn in jedem einzelnen Fall die That widerspricht.

Von den Regulativliedern fehlt sehr auffälliger Weise, was wir in keinem Gesangbuch vermist haben — Luthers Te deum: Herr Gott dich loben wir; das bekanntlich zugleich das Te deum der altgriechischen wie römischen Kirche ist.

Aus dem Militärgesangbuch fehlen etwa 22;

aus dem Anhang des Consistoriums etwa 20;

aus dem allgemeinen deutschen Gesangbuch (dem Eisenacher Entwurf) 19. Diejenigen Lieder, welche nach unserem Dafürhalten in keinem guten Gesangbuch fehlen sollten, sind, nach der Ordnung des Entwurfs geordnet, folgende:

Hochheilige Dreieinigkeit. Aller Engel himmlisch Heer. Wort des höchsten Mundes. Dein Mittler kommt. Komm Heidenheiland, Lösegeld. Komm und laß uns Christum ehren. Vom Himmel kam der Engel Schaar. Jesu großer Wunderstern. Werde Licht du Stadt der Heiden. Der am Kreuz ist meine Liebe. Der du, Herr Jesu, Ruh und Rast. Die Seele Christi heilige mich. Es ist vollbracht. Marter Gottes, wer kann dein vergessen (wenigstens der letzte Vers: Die wir uns allhier beisammen finden). Meine Seel ermuntere dich. O hilf Christe, Gottes Sohn. O du Liebe meiner Liebe. Seele geh' nach Golgatha. Sei mir tausendmal gegrüßet. Ach Gott, mich drückt ein schwerer Stein. Erinnere dich, mein Geist erfreut. O auferstandner Siegesfürst. O Tod, wo ist dein Stachel nun. Jesus Christus herrscht als König. O heiliger Geist, o heiliger Gott. Strahl der Gottheit, Kraft der Höhe. So lange Christus Christus ist. Dein Wort, o Herr, bringt uns zusammen. Zion klagt mit Angst und Schmerzen. Du Stern in allen Nächten. Einer ist's, an dem wir hangen. O daß doch bald dein Feuer brennte. Was rührt so mächtig Herz und Sinn. "Licht, das in die Welt gekommen. Das ist eine selige Stunde. Großer Gott von alten Zeiten. Zeige dich uns ohne Hülle. Prediger der süßen Lehre. Herr dein Wort, die edle Gabe. Ich komme als ein armer Gast. Wie wohl hast du gelabet. Durch Adams Fall ist ganz verderbet. Du weinest vor Jerusalem. Schaff in mir Gott ein reines Herz. Wo soll ich hin, wer hilfet mir. Das ist je gewißlich war. Die Sünden sind vergeben. Herr Jesu ewiges Licht. Mir ist Erbarmung widerfahren. Höchster Priester der du dich. O Ursprung des Lebens. So führst du doch recht selig. So hab ich nun den Fels erreicht. So hoff ich denn mit festem Muth. Wenn ich betracht mein sündlich Wesen. Ach was sind wir ohne Jesum. Auf Christenmensch, auf, auf zum Streit. Auf ihr Christen,

Christi Glieder. Auf ihr Steiter, durchgebrungen. Ein Christ, ein tapferer Kriegesheld. Herr ich hab aus deiner Treu. Herzog unserer Seligkeiten. Himmelan, nur himmellan. Ihr Mitgenossen auf zum Streit. O Vaterherz, o Licht und Leben. Wer sich auf seine Schwachheit steuert. Wohl dem, der sich mit Ernst bemühet. Ach liebster zeuch mich von der Erden. Ach mein Herr Jesu, dein Nahesein. Ach wenn ich dich mein Gott. Eines wünsch ich mir vor allem Andern. Hier ist mein Herz, Herr nimm es hin. Ich bin Gottes Bild und Ehr. Herr, welch Heil kann ich erringen. Ich bete an die Macht der Liebe. Ich will dich immer treuer lieben. Jesu frommer Menschen Heerden. Ich bin ein Rohr in dieser Welt. Jesus, Jesus, nichts als Jesus. Jesus schwebt mir in Gedanken. In meines Herzens Grunde. Du bist allein nur liebenswerth. Mein Alles was ich liebe. Meines Lebens beste Freude. Rein, nichts sicheres kennt mein Glaube. Nun so will ich dieses Leben, völlig Gott. Vor seinen Augen leben. Was freut mich noch, wenn du nicht bist. Wenn doch alle Seelen wüßten. Wollt ihr wissen, was mein Preis. Betgemeinde heilige dich. Die Gnade sei mit Allen. Ich komme vor dein Angesicht. Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ. Herr Gott dich loben wir. Womit sollt ich dich wohl loben. Christ Alles, was dich kränket. Wohl dem, der sich auf seinen Gott. Sei mein Herz nur unverzaget. Gott kanns nicht böse meinen. Gott herrschet und hält bei uns Haus. Herr, mach meine Seele stille. Meine Seel ist stille. Meine Sorgen, Angst und Plagen. Schwing dich auf zu deinem Gott. Was hilfts, daß ich mich quäle. Gott ist die wahre Liebe. Ihr Kinder des Höchsten. Sieh wie lieblich und wie fein. Fang dein Werk mit Jesu an. In Gottes Namen fahren wir. Ein getreues Herze wissen. Ich bin ein kleines Kindelein. Vater kröne du mit Segen. Jesus ist der schönste Nam. Der du bist A und O. Ein Jahr geht nach dem andern. Christe, wahres Seelenlicht. Die güldne Sonne voll Freud und Wonne. Erschein du Morgenstern. O Jesu, süßes Licht. Ach mein Jesu, steh ich trete. Hirt deiner Schafe. Müde bin ich, geh zur Ruh. Wir danken Gott für seine Gaben. Herr, unser Gott, laß nicht zu Schanden werden. Aller Gläub'gen Sammelplatz. Du siehest, Mensch, wie fort und fort. Eitle Welt, dein bin ich müde. O Jesu Christ, mein's Lebens Licht. So hab ich nun vollendet. Wenn kleine Himmelserben. Zeuch hin, mein Kind. Auf, du priesterlich Geschlecht. Die Seele ruht in Jesu Armen. Ich weiß, daß mein Erlöser lebet. Ermuntert euch ihr Frommen. Wer sind die vor Gottes Throne. Wird das nicht Freude sein.

An Stelle der oben als auszuscheiden bezeichneten würden wir die vorstehenden zur Aufnahme empfehlen, auch wenn dadurch die Zahl 600 etwas überschritten wird; eine Vergleichung der zur Aufnahme in Vorschlag gebrachten mit den zu verworfenden wird die unbestreitbaren Vorzüge der ersteren nach Inhalt, Kraft und Bekanntheit in den Gemeinden ergeben.

So wie uns im Entwurf aus allen Zeitaltern der Liederdichtung und aus den verschiedenen Zweigen der evangelischen



Kirche die Lieder dargeboten sind, so auch für alle häuslichen, kirchlichen und persönlichen Bedürfnisse; vielleicht daß ein besonderes Lied für die Ordination und namentlich die Kirchweihe noch wünschenswerth erscheinen könnte; denn die 203—205 unter der Ueberschrift „Gotteshaus“ dargebotenen, haben einen anderen Zweck.

Die Vorrede handelt

## 2.

von dem Text der aufgenommenen Lieder. Die Commission ist nicht dabei stehen geblieben, was laut der Vorrede der gegebene Auftrag war, 600 Lieder zu sammeln, sondern hat sich auch der ferneren Arbeit unterzogen, diese Lieder zu bearbeiten. Es werden demnach mit wenigen Ausnahmen, die dargebotenen Lieder der Gemeinde nicht so dargeboten, wie die Sänger unserer Kirche Luther, P. Gerhard, Gellert, Klopstock, Knapp, Spitta, C. M. Arndt u. s. w. ursprünglich dieselben gedichtet und gesungen und wie seitdem die Gemeinden dieselben mehr oder weniger aus den bisherigen Gesangbüchern gelernt und gesungen haben, sondern in einer neuen Bearbeitung, so daß die Lieder natürlich nicht bloß von dem Text in dem vorhandenen abzuschaffenden alten Magdeburger Gesangbuch abweichen, sondern auch von dem Text des Militair-Gesangbuches, des Eisenacher, des Anhangs. Die Commission hat nicht schon herkömmliche Textbearbeitungen aufgenommen, sondern eine neue geliefert. Diese Bearbeitung des Textes betrifft natürlich nicht bloß die Orthographie, welche nach dem Standpunkt der Gegenwart behandelt wäre, auch nicht bloß die Auswahl der Strophen, sondern die ganze Sprachweise. Als Grundsatz für diese Bearbeitung galt der Commission: „die Gemeinde der Gegenwart kann nicht anders singen, als in der Sprache der Gegenwart.“ „Die Sprachweise ihrer Anbetung muß etwa, um es recht kurz auszudrücken, diejenige sein, deren sich die kirchliche Rede, die Predigt des göttlichen Wortes bedient.“

Wir leugnen nicht, daß dieser Grundsatz in gewisser Beziehung richtig ist; die innersten Gefühle des Herzens sollen in der von Jugend an gelernten Muttersprache auch vor Gottes Thron in Gebet und Lied zum Ausdruck kommen; ja können darin allein den rechten Ausdruck finden. Der ganze Gottesdienst wird nach evangelischen Grundsätzen in der Muttersprache gehalten; Gebetbuch und Bibel muß der Gemeinde in ihrer Muttersprache gegeben werden. Ebenso richtig ist es, daß wie die Kirche überhaupt, so auch die Lieder der Kirche der Zeit und ihren werdenden Formen, ihren Ausdrücken, ihrer Sprache unterworfen ist und derselben Rechnung getragen hat, und daß eine Anzahl künstlicher Lieder in einzelnen Versen oder einzelnen Ausdrücken und Wortformen sich nicht von dem Geschmack der Zeit völlig fern gehalten haben. Und in solchen Fällen hat eine Redaction Recht und Pflicht, dergleichen zu ändern. Wir gehören daher, von vornherein sei dies aufs Nachdrücklichste betont, nicht zu denen, welche „im literarhistorischen Interesse“ im Gesangbuch „als einer

Blüthenlese aus den religiösen Dichtungen“ die „sorgfältigste Erhaltung der ursprünglichen Liedertexte“ für das Bedürfnis der singenden Gemeinde fordern. Dennoch aber müssen wir gegen diesen Grundsatz, vor allem gegen die Art und Weise, wie die Commission nach demselben verfahren ist, den allerschärfsten Einspruch erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Noch einmal:

**Pro aris et focis.**

**Aus der Provinz Hessen.** Ende Februar.

Wir haben im Januarheft des vorigen Jahrganges der *Ev. K.-Z.* über die erste Vertheidigung des guten Rechtes der hessischen Kirche gewidmete Schrift \*) des Hrn. D.-M.-R. Martin Bericht erstattet und deren hohe Verdienste nach Gebühr gewürdigt. Jetzt liegt vor uns von demselben Verfasser ein nicht minder schätzbarer „Weiterer Bericht in Sachen des Rechtes der hessischen Kirche unter Berücksichtigung der neuesten Gesetzesvorlagen Königlich Staatsregierung“ (Kassel und Leipzig 1871, Fr. Luchhardt), über welchen wir ebenfalls den Lesern dieser Blätter ein gedrängtes Referat vorzuführen für unsere Pflicht erachten. Denn die Entscheidung der hessischen Kirchenangelegenheit und der implicirten darin liegenden hochwichtigen Principienfragen ist durch das überraschende Resultat der Abstimmung des Abgeordnetenhauses vom 7. Febr. d. J. offenbar nur hinausgeschoben worden, und darum verliert durch jenes Abstimmungsergebnis die vorliegende neue Schrift Martins nichts an ihrer Wichtigkeit und ihrem Interesse. Unser Referat aber wird zugleich jedem unbefangenen Leser ein eignes Urtheil darüber ermöglichen, was von einer im Abgeordnetenhaus lautgewordenen Behauptung eines andern ehemals kurf. Oberappellationsrathes zu halten ist, welcher sich erdreistet hat, Martins scharfsinnige Rechtsdeductionen, und zwar ohne versuchten Gegenbeweis, für Produkte „einer die Rechtswissenschaft zur Entstellung der Wahrheit mißbrauchenden Sophistik“ zu erklären. Was aber dieser zweiten Schrift Martins von vorn herein eine um so höhere Bedeutung sichert, ist der Umstand, daß der Verfasser (nach Seite 4 des Vorworts) „von hochachtbarer, zu mitentscheidender Wirksamkeit berufener Seite“ ausdrücklich aufgefordert worden ist, „gegenüber den Regierungsvorlagen sich nochmals einläßlich zur Sache zu

\*) Kurzer Bericht über den Erfolg der am 8. Sept. 1869 in Sachen der hessisch. Kirchenvers. in Guntershausen beschlossenen Rechtsverwahrung, mit einigen weiteren Erörterungen zur Sache, erstattet von S. R. Martin, Oberappellationsrath in Kassel. Kassel u. Leipzig 1870. C. Luchhardt'sche Verlagsbuchhandlung.



äußern.“ Daher ist denn auch zur Erleichterung des Verständnisses der nachfolgenden kirchenrechtlichen Erörterungen ein auszugsweiser Abdruck jener Actenstücke nebst zugehöriger Motive beigegeben worden. Leider ist — ohne Zweifel in Folge der eilfertigen Drucklegung — die Schrift durch viele Druckfehler entstellt; doch sind dieselben wohl sämmtlich von der Art, daß der aufmerksame Leser sie leicht verbessern kann.

Zunächst beklagt der Verf. (S. 4), daß in diesen sämmtlichen Vorlagen die schweren, das heftige Kirchenleben so tief bewegenden Kämpfe, die Zeugnisse, welche das Gewissen unserer Kirche den angekündigten Reformplänen der Kirchengewalt gegenüber abgelegt hat, mit tiefem Stillschweigen übergangen sind, so daß das Ganze der Vorlagen auf jeden nicht anderweitig näher informirten Leser den täuschenden Eindruck eines wohl gelungenen, in Frieden und Freundschaft mit Jedermann zu Stande gebrachten kirchlichen Reformwerkes hervorbringen muß. Nicht minder beklagt Hr. Martin (S. 23 f.), daß das hohe Cultusministerium, anstatt die Zeit zu erwarten, wo Gott der Herr nach seiner Barmherzigkeit unserm Vaterlande den ersehnten Frieden wiedergegeben haben wird, um unter dessen Zeichen ein Werk zu betreiben, welches dem kirchlichen Frieden zu dienen bestimmt sein soll — es vorgezogen hat, das Heerlager in Feindesland zu einer Stätte zwangsweiser kirchlicher Neubildung zu erwählen, deren Durchführung, wie die seither gemachten Erfahrungen außer Zweifel setzen, den Frieden der evang. Kirche Hessens bis in seine Grundfesten erschüttern mußte. Ueberhaupt dürften die loyalen Hessen wohl gerechten Anspruch darauf haben, daß — ehe man Hand anlegt an ihre „letzte und heiligste Eigenthümlichkeit“ — eine Frage von so tief- und weitgreifender principieller Bedeutung zuvor im Gesamtstaatsministerium der aller-eingehendsten Prüfung unterzogen werde.

Zur Sache selbst übergehend erörtert der Verf., gemäß der an ihn ergangenen Aufforderung, besonders einflächlich die Competenzfrage (S. 24—32). „Es ist die erste Bedingung wirklicher Kirchenfreiheit, daß die innerkirchliche Lebensordnung nicht unter staatlicher Willensbestimmung stehe.“ In diesem Grundsatz stimmt Hr. Martin mit seinem Antipoden im Abgehaufe völlig überein; aber die Consequenzen, die er daraus ableitet, stehen denen des Hrn. D.-A.-R. Dr. Bähr und anderer Liberalen diametral entgegen. „Es folgt daraus von selbst, und ist zumal unter den dermaligen staatsrechtlichen Verhältnissen von der höchsten Wichtigkeit, daß keine einzige Seite dieser Lebensordnung (irgend einer der vorhandenen Kirchengemeinschaften) der zuständigen Entschließung der politischen Körperschaften unterstellt sei. Da für die Zusammensetzung der letztern kirchliche Gesichtspunkte überall nicht in Betracht kommen, in ihnen vielmehr außer Christen aller Bekenntnisse auch Andersgläu-

bige und anerkannt Ungläubige Sitz und Stimme führen, so würde in dem gegenwärtigen Zustande ohne Zweifel eine unerträgliche Despotisirung der Kirche durch ihrem innersten Wesen fremde, ja feindliche Mächte zu erblicken sein.“ Der Verf. weist nun im Einzelnen schlagend nach, wie in den „Motiven“ zu den Vorlagen zwar den Worten nach der Grundsatz kirchenregimentlicher Selbständigkeit gegenüber der Staatsgewalt hinsichtlich der Aufrichtung der innerkirchlichen Ordnung gewahrt, und eine Cooperation der staatlichen Gewalten scheinbar nur für den Erlaß solcher Normen in Anspruch genommen werde, welche das Interesse des Staates in Mitleidenschaft ziehen und somit ohne Präjudiz für dessen Legislative sich nicht ausführen lassen; wie aber eine nähere Prüfung diesen Schein alsbald zerstöre. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, dem Verf. hier in das Detail seiner Ausführungen zu folgen; wir müssen uns mit der Hervorhebung eines Hauptpunktes (S. 27 ff.) begnügen. „Der nachdrücklichste Widerspruch aber muß gegen dasjenige erhoben werden, was S. 40 der Vorlagen unter 2, S. 41 unter 4, und S. 42 ad §. 1 ausgeführt worden ist, und worauf eben dieser §. 1 des Entwurfs unter V. \*) gegründet wird. Darnach wird von den preussischen Kammern nichts Geringeres in Anspruch genommen, als daß sie den Zusammenbruch der gesamten bisherigen Lebensordnung der hessischen evang. Kirche (in den Motiven als „cassatorisches Gesetz“ bezeichnet) mit ihrer Sanction versehen, um gleichzeitig die Aufrichtung der erstrebten neuen Ordnung lebiglich königlicher Prärogative zu überlassen (in den „Motiven“ S. 41 Nr. 1 „autonomisches Statut“ genannt)... Es ist vollkommen richtig, was die Motive sagen: daß weder der Inhalt des neuen kirchlichen „Statuts“, soweit es sich in ihm um Punkte kirchlichen Charakters handele, noch die Modalitäten seiner Promulgation einer Beschlußfassung durch die legislatorischen Factoren des Staates unterliegen dürfen, indem die staatliche Einmischung in diese Dinge auf eine Beeinträchtigung der verfassungsmäßig gewährleisteten Selbständigkeit des kirchl. Lebens hinauslaufen würde. Allein ebenso wenig kann bezweifelt werden, daß ganz die nämlichen Gründe, welche die Aufrichtung eines neuen „kirchlichen Statuts“ der Competenz der politischen Stände entrücken, auch rücksichtlich der Aufhebung der bisherigen kirchlichen Ordnungen jede Zuständigkeit derselben ausschließen müssen; so daß die negative wie die positive Function, welche sich bei einer solchen legislatorischen Umbildung allenfalls logisch unterscheiden lassen, in Ansehung des Competenzverhältnisses von völlig

\*) Dieser Paragraph lautet: „Alle mit der heut von Uns verkündeten Presbyterial- und Synodalordnung für die evangelischen Kirchengemeinden in Hessen in Widerspruch stehenden gesetzlichen Bestimmungen sind aufgehoben“...



identischen Gesichtspunkten beherrscht werden. Man kann daher mit Nichten, sowie a. a. O. geschieht, die ständische Beschlussfassung für die Position des Neuen aus dem Gesichtspunkte staatlicher Incompetenz ablehnen, und gleichzeitig für die Negation des bisherigen historischen Bestandes die staatliche Zuständigkeit in Anspruch nehmen.“...

Es werden darauf die Gründe, welche in den „Motiven“ für eine gegentheilige Behandlung der Sache geltend gemacht werden, als durchaus hinfällig nachgewiesen, zumal da unsere heftige Gesetzgebung, namentlich aber die der älteren Periode, welcher alle wesentlichen Grundlagen unserer dermaligen kirchlichen Lebensordnung angehören, in den vorhandenen Kirchen-, Presbyterial- und Consistorialordnungen die fundamentalen Normen kirchlichen Charakters, zu deren Zerstörung die politischen Stände des Königreichs jetzt behülflich sein sollen, durchgängig in reinlicher und leicht erkennbarer Absonderung von der Gesetzgebung des staatlichen Gebietes zeigt. „Welches aber immer die factischen Schwierigkeiten einer Auscheidung des eigentlichen Kirchenrechtes von den kirchenhoheitlichen Staatsgesetzen sein mögen: niemals kann zugegeben werden, daß Gründe bloßer Geschäftserleichterung und Opportunität die Ueberlieferung des gesammten Verfassungsbestandes der evangelischen Kirche eines Landes an die Disposition der politischen Stände rechtfertigen können. Der Art. 15 der preussischen Verfassung, welchen die Motive mehrfach im Munde führen, braucht hiefür nicht einmal herangezogen zu werden; aber immerhin wäre es von Interesse gewesen, von hoher Staatsregierung zu erfahren, wie sie die Unterstellung ihres „cassatorischen Gesetzes“ unter die Entschließung der politischen Stände mit jenem Artikel in Uebereinstimmung zu bringen gedächte. Ein verfassungsmäßig verbürgtes Recht der Kirche, „ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen,“ welches dadurch inaugurirt wird, daß man die Zerstörung ihrer bisherigen Verfassungsfundamente dem Willen der Stände unterstellt, ist vollkommen unverständlich.“...

Von der Competenzfrage wendet sich der Verf. (S. 32 ff.) zu dem Inhalte der neuen Vorlagen, welchem gegenüber er „fortwährend von der Verpflichtung des ernstesten Widerspruches durchdrungen“ bleibt. Doch beschränkt er sich mit Rücksicht auf seinen ersten „Bericht“ sowie auf zahlreiche anderweitige Druckschriften, in denen für das Recht und die Freiheit unserer Kirche Zeugniß abgelegt worden ist, auf Hervorhebung der hauptsächlichsten Gesichtspunkte. Vor allem tritt er mit größter Entschiedenheit jener ominösen Doctrin des von Hrn. Ködenbeck concipirten Marburger Consistorialerlasses vom 4. Oct. 1869 entgegen, welche die „Motive“ (S. 39) in unveränderter Auflage wieder vorgeführt haben, ja die sogar, wie es scheint, in der Rede des Herrn Cultusministers in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 6. Febr. (Kreuzzeitung, Beil. zu Nr. 33) sich verwerthet findet: daß nämlich nach heftigem Kirchenrechte die kirchliche Gesetzgebung zu den ausschließlichen Attributionen

des evangelischen Landesherrn gehöre, der nur (?) bei liturgischen Anordnungen an die Zustimmung einer Synode, „sonst nirgends an die Zustimmung bestimmter Stände gebunden,“ vielmehr nur etwa zu (consultativer) Anhörung (beliebig ausgewählter) „kirchlicher Sachverständiger“ („sittlich“) verpflichtet sei.

„An dieser Deduction, sagt Martin (S. 33 f.), ist das vorzugsweise Anstößige, daß sie, und zwar ohne dieses irgendwie ausdrücklich auszusprechen, zwischen kirchlicher Gesetzgebung, welche von der Basis des gegebenen, für alle Factoren gleich verbindlichen Verfassungsbestandes aus die Angelegenheiten der Kirche durch allgemeine Vorschriften leitet und regelt, — und der Macht, die Verfassungsgrundlagen selbst aufzuheben, umzubilden und durch neue zu ersetzen, überall nicht unterscheidet; vielmehr stillschweigend Beides unter den Begriff der (landesherrlichen) Kirchengesetzgebung einbezieht; daß sie somit den evangelischen Landesfürsten zu einem Herrn über die Verfassung der Kirche, anstatt einem organischen Gliede an ihr macht; und daß sie auf diesem Wege dahin gelangt, eine im Wesentlichen völlig schrankenlose Disposition über den gesammten historischen Verfassungsbestand der Kirche für jenen in Anspruch zu nehmen. Gerade um ein Unternehmen gegen die bestehende Kirchenverfassung, und nicht um einen Act einfacher Kirchengesetzgebung, handelt es sich aber gegenwärtig in Hessen. Für den Satz der Motive wird sich lediglich berufen auf kurb. Verf.-U. von 1831, §. 134, welcher die Kirchengewalt über die evang. Glaubensparteien in ihrer bisherigen Begrenzung dem Landesherrn auch ferner zustehend anerkennt, und auf Büff's kurb. Kirchenr., in welchem S. 283 (in Uebereinstimmung mit Stahl, Puchta, Richter u. s. w.) mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen wird, daß in der Ausübung der Kirchengewalt selbstverständlich nicht das Recht begriffen sein könne, die Kirchenverfassung selbst zu ändern, da ja das landesherrliche Kirchenregiment ebenfalls nur kraft dieser Verfassung besteht, also nicht zugleich eine autoritative Stellung über ihr kann behaupten wollen. In Wahrheit führt der Satz der Motive zu einer einfachen Anheimstellung der Kirche an den landesherrlichen Absolutismus, und somit, an Stelle des gerühmten Rechtes derselben „ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten,“ insbesondere also die aus ihrem eigenen innersten Leben geborene Verfassung der Kirche auch nur durch die Kräfte dieses eigenen innersten Lebens unter göttlichem Beistande weiter zu führen und zu vollenden, zu einer unerträglichen und widerkirchlichen Tyrannei des Landesherrn über die Kirche. Und es muß dem gegenüber einfach dabei beharrt werden, daß kein evang. Landesherr das Recht hat, Veränderungen an dem verfassungsmäßigen Bestand einer Landeskirche anders, als unter ausdrücklicher Zustimmung der übrigen Organe der nämlichen Verfassung, in welcher allein ja seine eigene regimentliche Stellung wurzelt, durchzuführen“....

Ebenso scharfsinnig und flegreich tritt der Verf. (S. 37 ff.),



unter Bezugnahme auf den bekannten gutachtlichen Ausspruch des Prof. Heppe, daß jede von unserer Presbyterialverfassung abgehende kirchenregimentliche „Neuschöpfung“ eine „Auflösung des gesammten Organismus der Kirche“ bedingen und „den fundamentalsten Rechtsprincipien widerstreiten“ würde, ja unter Berufung auf manche von Seiten des Herrn Kultusministers selbst unwillkürlich abgelegte Gegenzeugnisse (S. 40), der in gewissen Kreisen beliebten Behauptung entgegen, daß die evang. Kirchengemeinschaften des hessischen Landes „rechtmäßige Organe“, um im Namen der Kirche zu reden und Geist und Leben derselben zum Ausdruck zu bringen, jetzt nicht mehr besäßen und deshalb, bei eingetretener „entschiedener Antiquirung“ der früheren kirchlichen Vertretungskörper, mit Bildung neuer Lebensorgane von Seiten des Kirchenregimentes alsbald vorzugehen gewesen sei.

Wenn der geehrte Verf. (S. 41) fortfährt: „Daß die neuen Anordnungen es lediglich mit der Verfassungsfrage, nicht mit der Confession und Union zu thun haben, wird jenseits — daß sie auch unsern Bekenntnißstand alteriren und die Ueberführung der preuß. Union, entgegen den wiederholten huldvollen Zusicherungen Sr. Majestät des Königs, abbahnen, wird diesseits behauptet;“ und wenn er dann weiterhin diese seine Behauptung hauptsächlich auf die Herstellung eines auf das Princip der Confessionsvermischung mit ausgesprochener (?) Absicht gegründeten sog. Gesamtconsistoriums stützt: so dürfte er doch wohl in seinem Mißtrauen zu weit gehen. Denn abgesehen davon, daß wir für den Geschäftsgang des Gesamtconsistoriums in allen confessionellen Angelegenheiten doch wohl selbstverständlich eine itio in partes voranzusetzen haben, so macht auch der hessische Liberalismus (Morgenztg. Nr. 4059) dem Kultusministerium gerade aus der Abänderung zu §. 37 des von der Vorsynode festgestellten Synodal-Entwurfes einen besonderen Vorwurf, wonach nämlich zu weltlichen Abgeordneten der Landessynode nicht alle zu Ältesten wählbaren Mitglieder „der Landeskirche,“ wie die Vorsynode wollte, sondern nur die zu Ältesten wählbaren Mitglieder „der betreffenden Kirchengemeinschaften“ sollen gewählt werden können. Die größten Gefahren aber für unser kirchlich confessionelles Leben, ja für unser kirchlich christliches Leben überhaupt erkennt der Verf. (S. 43) in den Grundgedanken, welche rücksichtlich der Bildung der beabsichtigten Presbyterial- und Synodalversammlungen und der Berufung zu dem deshalbigem Mitregimente der Kirche Christi in den vorliegenden Entwürfen zur Durchführung gebracht sind. „Diese Grundgedanken sind es denn auch, um deren willen der politisch-kirchliche Radicalismus für eine an und für sich ihm vollkommen fremde und gleichgültige Sache eintritt, in denen er sein eigenstes Eigenthum wiedererkennt und von deren Weiterentwicklung er die Erreichung seiner eigentlichen Endziele erhofft. Es ist das die Berufung der ungläubigen Massen durch das Medium der Urwahl nach der staatlich-politischen Schablone.“ Zwar will der Verf. sich nicht vermessen (wie die Partei Bilmar

thut, im offenbaren Widerspruch gegen unsere Kirchenordnung von 1566) den ausschließlichen Veruf des geistlichen Amtes zum Regimente der Kirche Christi zu behaupten und die Berechtigung der Zuziehung von Laien zu den Synoden als schriftwidrig im Princip zu verneinen. Das aber unterliegt ihm keiner Frage, daß die Bethheiligung von Laien am Regimente der Kirche Christi, wie jene immer gestaltet werde, keinen anderen Sinn haben kann, als den, die geistlichen Lebenskräfte des allgemeinen Priestertums (dieses natürlich im Sinne des göttlichen Wortes, nicht in demjenigen seiner Feinde verstanden) diesem Regimente zuzuführen; daß somit dies Verhältniß — der Berufung nach der kirchlichen Qualität — auch in den synodalen Einrichtungen zu sichtbarer Erscheinung gelangen und durch entsprechende Garantien sichergestellt sein muß. „Wer aber wollte, zumal in unsern Tagen, behaupten, daß die bloße formelle Angehörigkeit zu einer Kirche evangelischen Bekenntnisses, — daß die Kategorien der „Volljährigkeit“, „Selbständigkeit“, des „männlichen Geschlechtes“ und des „Vollbesitzes bürgerlicher Ehrenrechte“, mit denen der religionslose Staat operirt, als Directiven des kirchenregimentlichen Berufes auch in der Kirche Christi als geeignet zu befinden seien, — ja daß selbst die dürrstigen Temperamente passiver Wahlfähigkeit, welche der §. 10 des Synodalordnungs-Entwurfes in dem „dreißigsten Lebensjahre“, dem „unsträflichen Wandel“ und „guten Gerüchte“, der Kindererziehung im ev. Bekenntnisse und der „Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste und heil. Abendmahle“ hinzufügt, irgend etwas Wirkliches bedeuten?“

Und welche Garantien fordert dagegen der Verf. zur Sicherstellung der Kirche? Er bleibt uns die Antwort auf diese Frage nicht schuldig. „Das Geringste, was doch hier — ganz abgesehen von der Frage des Urwahlprincips an sich — als selbstverständlich erfordert werden mußte, war außer jenen allgemeinen Vorbedingungen des Entwurfes und einer besser gesicherten kirchlichen Instanz, über ihr Vorhandensein im einzelnen Falle zu richten, die jedesmalige feierliche Erneuerung des Bekenntnisses zu dem Glauben der Kirche, sowie ihn die Bekenntnisse derselben aussprechen, von Seiten aller einzelnen kirchlichen Wähler und Gewählten.“ Hierin hat der Verf. zweifelsohne vollkommen Recht, und bekannt genug ist ja, daß leider weder bei der Wahl der Synodalen noch bei der Eröffnung der „außerordentlichen Synode“ von einem derartigen Synodalbekenntniß und -Gelübde auch nur mit einer Sylbe die Rede gewesen ist. Und wie nah und unabweislich liegt gleichwohl gerade hier die conclusio a minori ad majus. „Fordert doch der Staat von jedem Diener, Vormund, Zeugen, Geschworenen, Ständeglied u. s. w. im jedesmaligen Einzelfalle das eidliche Gelöbniß gewissenhafter Erfüllung aller gesetzlich umschriebenen Berufspflichten! Und die Kirche Christi sollte in dieser Zeit des weitverbreiteten Abfalles nicht die Frage stellen dürfen, ob diejenigen, welche an ihrem Regimente Theil haben wollen, auch ihres Glaubens und Bekenntnisses sind?“



Sie sollte sich zufrieden geben müssen, daß die Behütung ihres Weinbergs Solchen anvertraut sei, welche sogar von den allgeringsten Grundlagen des Christenglaubens, wie sie das Apostolicum darlegt, gewichen sind, — ja welchen, wiewohl einstmals getauft und confirmirt, doch längst das Kreuz Christi zum Aergerniß und zweifelsohr Thorheit geworden ist?" Dabei muß freilich die Möglichkeit eingeräumt werden, daß solches Bekenntniß im concreten Falle auch bloßes Lippen-Bekenntniß, ja bewußte Lüge sein könne; wie ja selbst in das geistliche Hirtenamt Diebe und Mörder sich einschleichen. Dergleichen persönliche Unlauterkeit ist dann aber Sache der Gewissensverantwortung des Einzelnen und kann nimmermehr für die Kirche bestimmend sein, „daß sie in ihren Ordnungen die Fahne des Kreuzes und ihres Bekenntnisses preisgebe.“

Das Cultusministerium hatte bekanntlich, entgegen der berücksichtigten These des Geh. Regierungsrathes Ködenbeck, daß des Königs Majestät berechtigt sei, nach Anhörung der sog. Synode „von jeder Berathung mit andern Organen abzusehen“ und „alsbald zu definitiven Festsetzungen fortzuschreiten,“ die Mitglieder der hessischen Consistorien sammt den Diöcesanvorständen zu einer schließlichen Besprechung der gefaßten Synodalschlüsse in Marburg zusammentreten lassen. Zur Würdigung dieses — an sich dankenswerthen, jedoch dem kirchlichen Recht keineswegs vollständig entsprechenden — Schrittes macht Martini (S. 53) die Bemerkung: „Wollte man indessen die Competenz einer solchen Versammlung — anstatt der kirchenrechtlich begründeten der Generalsynoden — zu wirksamer Stimmführung in dieser Sache an sich auch anerkennen, so muß doch behauptet werden, daß nur ein auf deren Zusammensetzung in sehr bedenklicher Weise geübter Einfluß das scheinbare schließliche Resultat einer modificirten Bestimmung ermöglicht hat. Jedermann muß anerkennen, daß die Aufgabe, die Stimme der hessischen Kirche der königlichen Regierung gegenüber zum Ausdruck zu bringen, weder dem Geh. Reg.-R. Ködenbeck in Marburg noch dem Landrath von Schrötter in Hanau, zumal in so hervorragenden Stellungen, jemals zufallen durfte; und daß die Oetroyirung solcher Votanten allein schon die ganze Concession des Herrn Cultusministers rechtlich durchaus entwerthen mußte“...

Hiermit schließen wir unser summarisches Referat über die treffliche Schrift, durch welche der Verf. zu seinem früher erworbenen ein neues Verdienst um die ev. Kirche seines engern und weitem Vaterlandes hinzugefügt hat und deren eingehendes Studium wir allen Freunden wahrer Autonomie der Kirche nicht dringend genug empfehlen können.

Damit wir jedoch bezüglich einer Frage, deren Lösung durch die Vorgänge in der 22. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. Februar bloß vertagt ist, nicht bei der reinen Negation stehen bleiben, erlauben wir uns, hier gleich noch einige Zukunftsgedanken anzureihen:

1. Da die auf den Verhandlungen mit der „Vorsynode“ beruhenden Regierungsvorlagen, deren Genehmigung im Herrenhause nach dem eignen Eingeständniß liberaler Blätter sicherlich nicht zu erwarten stand, schon im Abg.-Hause gescheitert sind, so dürften sie für künftige Reformunternehmungen nur noch den Werth eines „schätzbaren Materials“ zu beanspruchen haben; und wir zweifeln nicht, daß der Herr Cultusminister selber sich einst noch darüber freuen wird, daß seine Vorlagen dieses Schicksal gehabt haben.

2. Soll aber ein künftiger Reformversuch mehr Aussicht auf Gelingen haben, so muß die ganze so sehr verfahrenene Angelegenheit auf correcten Grundlagen von neuem instruirt werden.

3. Diese neue Instruierung würde natürlich nicht wieder derselben, unserer Kirche nicht einmal zugehörigen Persönlichkeit anzuvertrauen sein, welche, wie es scheint, aus Mangel an gehöriger Vertrautheit mit den hessischen Kirchenzuständen und deren historischer Entwicklung, sowie überhaupt an genügender Einsicht in die Forderungen einer wahrhaft organischen Gesetzesfortbildung das diesmalige Scheitern des Reformwerkes hauptsächlich verschuldet hat; sie würde vielmehr den altberedigten Organen unserer Kirche überlassen bleiben müssen, d. h. der legitimen, durch die Verf.-Urk. von 1831 ausdrücklich als noch fortbestehend (mithin nicht „antiquirt“) anerkannten Generalsynode.

4. Diese nun wird ihren Reformvorschlägen nicht die radicalen Anträge der Kirchencommission von 1848 zu Grunde legen, sondern sie wird an die im Ganzen gemäßigt und conservativ zu nennenden Vorschläge der Oberkirchencommission von 1832 anknüpfen.

5. Demgemäß wird sie auch nicht die Oetroyirung „neuer Lebensorgane“ durch Urwählerei, d. h. wie Prof. Heppel treffend sagt, die Desorganisirung der Kirche befürworten; sondern sie wird die Wahl der Laienmitglieder der Synoden (gemäß Kirchenordnung von 1566) durch die bereits vorhandenen rechtmäßigen Organe der Kirche — durch die mittels Cooptation sich ergänzenden Presbyterien vornehmen lassen. Hierdurch, sowie durch Einführung der unentbehrlichen Synodalsverpflichtung wird unsre Kirche mit des Herrn Hülfe vor der Gefahr bewahrt bleiben, daß sie durch die mit der Urwahl erfahrungsmäßig verbundene Agitation zum Tummelplatz profanen Parteireibens herabgewürdigt werde.

6. Daß aber unsere bisherigen Presbyterien keineswegs, wie der Liberalismus fälschlich behauptet, blinde Werkzeuge in der Hand der Ortsgeistlichen gewesen sind, darüber dürften die Consistorialacten manche belehrende Auskunft zu ertheilen im Stande sein. Auch liegt ja ein gedrucktes, also Jedermann zugängliches, Gegenzeugniß wider jene Anschuldigung vor in dem „Mahnruf der Kirchenältesten der evangelisch-reformirten Brüdergemeinde zu Kassel an ihre Mitältesten in der ref. Kirche“ (Kassel 1859), welcher bekanntlich nicht vergebens erschollen ist, sondern sowohl sein näheres, als sein entfernteres Ziel erreicht haben dürfte.

Zum Schluß rufen wir noch einmal allen Lesern dieser Blätter die schwerwiegende Bedeutung dieses in der hessischen Kirche zur Entscheidung drängenden Kampfes und das „et tua res agitur“ etc. mit folgenden Worten Martin's (S. 46 f.) vor die Seele:

„Und wir leben zugleich des Glaubens, daß, indem wir hier, unbeirrt und uneingeschüchtert, für unsere hessischen Kirchengemeinschaften eintreten, wir zugleich ein Werk der Vertheidigung des Rechtes und der Freiheit der ganzen Kirche wider die Angriffe des Staatsabsolutismus unternommen haben. Möge Gott der Herr sich zu uns bekennen!“



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 22. März.

N<sup>o</sup> 23.

## Gesangbuch für evangelische Gemeinden.

Als Entwurf herausgegeben auf Beschluß der Magdeburger  
Kreisynode. Magdeburg, 1870.

(Fortsetzung.)

Zunächst ist dieser von der Commission aufgestellte Grundsatz selbst ein völlig unbestimmter; welches ist die Sprache der Gegenwart? Das hat auch die Commission wohl gefühlt. Wie verschieden ist die Sprache unserer Dichter und unserer Denker? die in Zeitschriften und Büchern? die auf dem Markt und die im Salon, die in der Schule und im gewöhnlichen Umgangsverkehr. Daher wird hinzugefügt: „die gegenwärtige Form der Predigt.“ Uns liegen keine gedruckten Predigten der Mitarbeiter vor; es dürfte nicht schwer sein auch unter ihnen eine große Mannigfaltigkeit der Sprache aufzuzeigen. Wer in der Predigtliteratur bekannt ist, wird anerkennen, daß die Predigten Krummacher's und Müllensiefen's, Kögel's und Steinmeyer's, Ahlfeld's und Schwarz', Brückner's und Stier's, Beck's und Arndt's, um nur einige der hervorragendsten aus der Gegenwart zu nennen, in einer sehr verschiedenen Form gehalten sind. Es kommt daher schließlich nur auf den Geschmack der betreffenden Commission als Stellvertreter und Richter über die Sprache der Gegenwart hinaus. Und wie weit ein solcher von der Wahrheit abirren kann, zeigt das alte Magdeburger Gesangbuch, das auch seiner Zeit nur „in die Sprache der Gegenwart die Lieder“ umgesetzt hat, der Art, daß man sich dieser „Sprache der Gegenwart“ jetzt schämt. Dazu kommt ferner, daß doch die Sprache der Gegenwart so himmelweit nicht verschieden ist von der, in welcher unsere besten Kirchenlieder zuerst gesungen sind. Luther hat die Sprache der Gegenwart durch seine Bibelübersetzung und seine deutschen Schriften begründet, und Niemand nimmt im geringsten Anstoß daran, auch die Commission nicht, noch heute sein „Ein feste Burg ist unser Gott“ so zu singen, wie er es gesungen hat. Luthers Bibelübersetzung ist aber für die Kirche insbesondere sprachbildend und maßgebend gewesen; für die Predigt, für die liturgische Sprache im Gottesdienst, für den Katechismus, und so auch für das Kirchenlied, für letzteres wenigstens, in den beiden folgenden Jahrhunderten. Luthers edle und klare, lebendige und kräftige, mannigfaltige, wohlklingende und züchtige Sprache, wie sie in

seiner Bibelübersetzung und später in den Kirchengebeten vorliegt, kann ein objectiver Maßstab sein für die Sprachweise — auch in dem Kirchenliede. Luther, der durch und durch deutsche Mann, beherrschte unsere Sprache, und als Mann des Volkes hat er zugleich das beste Vorbild wahrer Volksthümlichkeit auch in der Sprachweise gegeben. Und hier ist abermals ein Punkt, der von der Commission zu wenig beachtet ist. Der von ihr angelegte Maßstab ist die glatte Sprachweise der sogenannten Gebildeten in unseren größeren Städten, ist die fein geschnittene Darstellung der neueren Poesie seit Klopstock. Aber wie? Ist nicht das Kirchenlied das Volkslied im edelsten Sinne, die köstlichste Blüthe desselben? Warum also die populäre Darstellung, auch wenn der Reim nicht so völlig geglättet, die Wortstellung abweichend ist von der gegenwärtigen, darum ändern? Nehmen die wirklich Gebildeten Anstoß an unseren guten Volksliedern, wenn dieselben gesungen werden? an unseren Sprichwörtern, wenn sie nicht in der gegenwärtigen Sprachweise lauten? Aber wie willkürlich dieser Grundsatz aufgestellt ist, zeigt sich darin recht deutlich, daß auch die Lieder aus der Periode der seit Klopstock datirenden classischen Periode unserer Sprache und Literatur nicht ungeändert geblieben sind, daß die Lieder Gellerts, namentlich Klopstocks, auch die der allerneuesten Zeit von Knapp, Ernst Moritz Arndt u. A. sich der verändernden Bearbeitung der Commission haben unterwerfen müssen. Statt daß das „Beste, Erbaulichste, Gedeiegenste“, was die Kirche und wie sie gesungen, gesammelt und so der Kirche geboten wird, ist Alles, mit sehr geringen Ausnahmen bearbeitet, oft so, daß das Original gar nicht wieder zu erkennen ist, und die Gemeinde soll nun singen, wie die betreffende Commission es für gut befunden. Luther traf das innerste Herz des deutschen Volkes mit seiner Bibelübersetzung, weil er ein Mann des Volkes, im Volke lebte; er hat, wie er es von seinen Predigten sagte, nicht für den kleinen Kreis der wissenschaftlichen oder der sogenannten Gebildeten geredet, sondern für die große Menge des Volkes. Man stelle die Aufgabe, nach dem Grundsatz der Commission das deutsche Volkslied oder die deutschen Sprichwörter, oder selbst unsere neuesten Dichtungen von Goethe und Schiller an zu bearbeiten, und es würde dann recht klar werden, wie sehr ein solcher Grundsatz dem Volksbewußtsein fremd, völlig widersprechend ist. Das christliche Volk, das noch „seinem Gott im Himmel Lieder singt“, — nicht die, welche bloß an den hohen Festtagen ein Mal, oder bei einem Begräbniß oder einer Hoch-



zeit ein Kirchenlied singen, oder, weil sie nicht mitsingen können, nur nachlesen und singen hören, sondern die alle Sonntage, ja täglich an den Schätzen ihres Gesangbuches sich erbauen, die in und mit ihren Liedern leben, die im Glauben der Kirche stehen und in ihrer Bibel, weil sie in täglicher Hausandacht aus derselben sich erbauen und zum eignen Wachsthum in der Erkenntniß das Wort reichlich unter sich wohnen lassen, heimisch und bewandert sind — diese Gemeinde muß als die richtende Gemeinde gedacht sein, und eine solche nimmt nicht Anstoß an dieser oder jener Härte oder einem mangelhaften Reim, denn sie weiß, das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft. Das Leben ist anders, als es die Schere vom grünen Tische, der bequemen Verwaltung wegen, zuschneiden möchte: die deutsche Gefangenschaft pulst anders als bloß in der Schnürbrust der strengen Form unserer deutschen, noch so im Argen liegenden Grammatik, und anders als in den Formen der nicht aus dem deutschen Geiste entsprungenen neueren, klassischen Poetik. Nach dieser ließen sich alle deutschen Dichtungen ändern und schablonenmäßig purificiren, und was würde unser Volk dazu sagen? Es würde dieses Beschneiden und Aendern vergleichen mit der französischen Unsitte des vorigen Jahrhunderts, welche die schönen Bäume im Park nicht wachsen ließ, wie sie der liebe Gott geschaffen, sondern in den wunderlichsten Formen beschnitt. Grade an den wenigen verschont gebliebenen Eichen erkennt man die Unschönheit der beschnittenen. Endlich hat die Commission vergessen, daß es sich um ein Gesangbuch handelt. Die Lieder sind zum Singen; das versteht sich scheinbar von selbst; aber die Vorrede spricht von den singbaren Liedern, welche „der ernsteste und strengste Christ durchlesen oder in Andachtsstunden vorlesen hört, und daß das Gesangbuch der christlichen Schule nicht bloß die besten religiösen, sondern auch sprachlichen Bildungselemente biete.“ Nun, wir behaupten, das Gesangbuch ist kein Lehr- und kein Schulbuch, selbst nicht ein Gebetbuch in erster Linie. Es sind doch wohl die Zeiten vorüber, daß man am Gesangbuch deutschen Sprachunterricht erteilt, und daß deshalb nicht Herze statt Herz, nicht halbe statt bald, nicht apostrophirte Formen: bitt' für bitte, eu'r für euer u. s. w. geschrieben werden dürften, damit hernach der Schulmeister das Kind nicht zu tadeln habe, wenn es sich nach seinem Gesangbuch richtet. Die Lieder sind zum Singen; und ein andächtiges, sich in die Tiefen des Liedes versenkendes, nicht dem kirchlichen Leben ziemlich entfremdetes und daher mehr schulmeisterlich kritisirendes Gemüth nimmt beim Singen daran keinen Anstoß, kaum beim andächtigen Lesen. \*) Was würde man dazu sagen, wenn man die klassi-

\*) Wackernagel (das deutsche Kirchenlied Bd. 3. p. XV) sagt sehr treffend: „Die alten erbaulichen Lieder halten sich mit ganzer Genüge innerhalb der eben zur Zeit der Reformation wieder ans Licht getretenen Heilswahrheiten und im Ausdruck innerhalb der eben durch Luther verklärten Sprache, zugleich also und vornehmlich innerhalb der Sprache der Bibel, in Unmittelbarkeit Gnadenfülle einschließend, aber

schon Werke der Griechen und Römer, die in unseren Schulen gelesen werden, nach den Regeln der Grammatik und Metrik reinigen oder aber für die Schullesebücher an den Dichtungen unserer Heroen die, alle Unebenheit in Ausdruck, Reim und Form glättende Hand anlegen wollte? Und hier ließe sich doch noch allenfalls ein zureichender Grund finden. Aber man ist davon längst zurückgekommen. Man führt der Jugend die Originale vor; man führt sie in das Leben ein. Oder, um noch eine andere Vergleichung heranzuziehen: wer möchte die klassischen Holzschnitte der älteren Zeit mit ihren ersten und starken und derben Strichen umformen nach dem gegenwärtigen Stahlstich- oder auch jetzigen Holzschnittgeschmack? — Soviel über den Grundsatz, nach welchem die Commission glaubte verfahren zu müssen. Wir wiederholen es noch ein Mal, wir gehören nicht zu denen, welche die Forderungen des Studiums der Literatur mit den Bedürfnissen der singenden Gemeinde verwechseln. Wie man wohl an einem sonst schönen Baum einen verdorrten Ast abschneidet, der der Schönheit Eintrag thut, aber dieses Beschneiden auf das allernothwendigste beschränkt, so hätte der Grundsatz der Commission lauten müssen: Nur das allernothwendigste in dem sprachlichen Ausdruck ändern; nur das, was in der Gegenwart nicht mehr gebräuchlich und in Folge dessen unverständlich ist. Und das wäre dann verhältnismäßig sehr wenig gewesen.

Aber statt dessen — was spricht die Vorrede: „Demzufolge haben wir viele alte Lieder theils an einzelnen Stellen verändert, theils gründlich umgearbeitet, um Alles dasjenige aus ihnen zu entfernen, was der singenden Gemeinde entweder unverständlich oder anstößig oder störend werden könnte.“ „Viele alte“ Lieder —, das Richtige ist mit Ausnahme von sehr wenigen, etwa 10 alten Liedern, alle alten Lieder, und nicht bloß die alten, sondern, wie schon mehrfach gesagt, auch die neuesten — von Gellert, Klopstock, Arndt; „theils an einzelnen Stellen“, — allein nicht etwa bloß einen veralteten Ausdruck entfernt, sondern die ganzen Strophen sind umgedichtet, statt der ursprünglichen neue eingeschaltet, ja „gründlich umgearbeitet“ — so, daß man im Zweifel ist, ob eine Umarbeitung oder eine neue Arbeit vorliegt. Und das Alles, weil die Sprache der Vergangenheit so ist, daß die Gemeinde der Gegenwart in derselben nicht mehr singen könnte? so veraltet, so anstößig, so hart? Doch nein. Nachdem auf S. V nur von der Sprach-

nicht entwickelnd, und lieber einen ungenauen Reim zulassend, denn dem genauen das, was ursprünglich gesagt werden sollte, opfernd und es mit einer Phrase vertauschend. Oft rauh und ohne Glanz; sollten sie aber um deswillen nicht Gold sein, weil sie nicht glänzen? Was an Reinheit der Formen dahinten bleibt, schmilzt und reißt sich im Gesange: gesungen zu werden, nicht gelesen, darauf sind die Lieder angelegt. Und zwar von Allen gesungen: Gemeinschaft des Glaubens und der Erkenntniß, Wahrhaftigkeit der Empfindung und Ausschluß alles nicht Empfundnen und nicht Empfindbaren, das ist der Geist der alten Lieder.“



weise die Rede war, welche der Gegenwart anstößig sei, also nur von der Form, wird auf der folgenden Seite sofort gesagt: „Alles, was der singenden Gemeinde unverständlich oder anstößig oder störend werden könnte.“ Und S. VIII wird dies unbestimmte Alles noch dahin bestimmt: „anstößige Ausdrücke, allzu große sprachliche Härten, allzusehr veraltete Wortformen.“ Aber dann folgt auch noch ein Ausdruck, der jenes „Alles“ — nicht bloß auf die Ausdrucksweise, wie man vermuthen sollte, beschränkt, sondern seinen Umfang weiter ausdehnt: „allzusehr veraltete Anschauungen.“ Damit ist denn ein großes Gebiet für Aenderungen geöffnet. Und wonach sollen „Anschauungen“ als „allzusehr veraltet“ bemessen werden? Hiefür wird kein Maßstab genannt. Oder soll es auch die kirchliche Rede der Gegenwart sein? Nun „die Predigt der Gegenwart“ ist bekanntlich der Titel einer Zeitschrift, in welchem nur die Mitglieder des Protestantenvereins ihre Reden zu Markt bringen. — Auch wenn die Vorrede nur so ganz nebenbei auch von veralteten Anschauungen redet, so vermißt man doch mit Recht eine Andeutung über den Grundsatz, nach welchem dieselben beurtheilt werden sollen. Wir sind also hiefür auf die nähere Prüfung dieser Veränderungen selbst verwiesen.

Wie ist nun die Anwendung des Grundsatzes geschehen?

1. Unverändert gelassen sind aus der älteren Zeit nur: Luthers Lied, „Ein feste Burg“, das im alten Magdeburger mit einer Einleitung in zwei Versen versehen, auch ungeändert geblieben; (diese Einleitung sollte die unveränderte Aufnahme rechtfertigen, und schloß mit den Worten: sie sangen heldenmüthig, worauf B. 7 fortfährt: so sangen sie); von Clausniger: „Wir glauben All' an einen Gott“; Wilhelm's II. von Weimar: „Herr Jesu Christ dich zu uns wend“; Bengels: „O Mensch ermuntere deinen Sinn“; und die einzelnen Verse: „Christe du Lamm Gottes“, „O Lamm Gottes, unschuldig“, „Unsern Ausgang segne Gott“, „Laß mich dein sein und bleiben.“ Sonst sind alle Lieder mehr oder weniger geändert, viele gründlich umgearbeitet, so daß weder der Anfang noch überhaupt das alte Lied erkennbar ist, daher dies Verfahren bei diesen im Register wenigstens auch mit „nach“ Luther u. s. w. oder nach dem Vorgang des alten Gesangbuchs anzudeuten gewesen wäre: Luther und Hildebrand, B. Gerhard und Paasche.

2. Auch die neueren und neuesten Dichtungen sind nicht unverändert gelassen: z. B. von Gellert: Dies ist der Tag, — Erforsche mich — Gott deine Güte — Gott ist mein Hort — Herr der du mir das Leben — Herr stärke mich dein Leiden — Ich hab in guten Stunden — Jesus lebt, — Meine Lebenszeit — Mein erst Gefühl — Nach einer Prüfung — So jemand spricht — Soll dein verderbtes Herz — Wenn Christus seine Kirche schützt.

von Klopstock: Auferstehn, ja — Herr du willst uns vollbereiten (nicht wieder zu erkennen); — Selig sind des Himmels Erben — Wenn ich einst von jenem Schummer — Wie wird mir dann —

Schenkendorf's: Brich an du schönes —

Lavaters: Auferstanden, — Jesu, Freund der Menschenkinder —

Novalis: Wenn ich ihn nur habe — Was wär ich ohne dich —

Marot's: Von des Himmels Thron —

Spitta's: Bei dir Jesu will ich bleiben — Kehre wieder — O selig Haus — Was macht ihr, daß ihr weinet —

Knapp's: Der du zum Heil erschienen — Schöpfer meines Lebens —

E. M. Arndt's: Geht nun hin. —

Es sind also nicht bloß, wie die Vorrede sagt: „viele alte“ Lieder, sondern auch „viele neuere und neueste“ Lieder geändert; ja wir müssen sagen, fast alle älteren Lieder und die meisten neueren.

3. Die Aenderungen erstrecken sich zunächst auf alte heut zu Tage ungebräuchliche Ausdrücke: Glast für Glanz, — heint für heut Nacht, — Urstand für Auferstehen, — niederträchtig für demüthig, — frech für kühn; ferner die lateinischen Wörter: Cithara, Lilium, gratiosa Coeli Rosa, Consorten, Polizei u. a., welche, wenn man sie nicht, wie es in manchen guten Gesangbüchern geschehen, unter dem Verse oder in einem Register erklären will, nothwendig ändern muß; aber es sind auch ganz gebräuchliche, völlig unmißverständliche Wörter und Redensarten geändert: z. B. Gnade in Erbarmen oder in Huld, kläglich Rufen in täglich Rufen, Freundlichkeit in Freundschaft, auslöschen in austilgen, tugendlich in fromm, Gelassenheit in heiliger Sinn, Angst in Noth, ewges Gut in höchstes Gut, zugethan in unterthan, heilig in selig, starker Himmelsglanz in reiner Himmelsglanz, laben in tränken, göltigster Berather in Helfer und Berather, freudig in willig, Treue in Huld; entfernt sind Ausdrücke wie: himmelsfüß, Liebestreu, Bundesfeier, Immer-Leben, Ewig, Ewig-Ewigkeit; ferner alle Diminutivwörter wie: Engelein, Jesulein (auch in den Weihnachtsliedern), Pflänzchen, Rämmlein, (selbst in P. Gerhards bekanntem Liede: ein Rämmlein geht); beseitigt sind ferner möglichst die apostrophirten oder um des Verses willen verlängerten Worte, also: worden in geworden; sung in gesungen; empfa'h'n, gsegn, d'ran; oder Herze in Herz, feste in fest, kommet in kommt; von wegen, dieweil, schier, jezund; sein und seind für sind; fein in stark; die doppelte Negation keiner nicht, — die Nachstellung des Eigenschaftsworts „dem Namen dein“, Gaben groß; — sich lassen auf in verlassen auf; Victoria, Gloria, Musica, schimpfieren. Daß nun diese wirklich zu ändern waren, müssen wir entschieden bestreiten; um so mehr, als diese Aenderungen keinesweges consequent durchgeführt sind; dieselben Ausdrücke und Formen, welche an einer Stelle geändert sind, finden wir an einer anderen gelassen; warum also nicht überall gelassen? Was an einer Stelle verständlich ist, ist es auch an der anderen. Was an der einen Stelle keinen Anstoß erregt, wird es auch an der anderen nicht thun. Wir finden z. B. ungeändert: Truhe (warum nicht auch Schrein, da doch der Ausdruck Schreiner allgemein bekannt ist), Truß, Fürsprach, Sprachgesell, Nu (für Augenblick), Wüstenei, Pestilenz, Fehle, Milddigkeit, Glü-



tigkeit, Sinnen (für Sinne) Tod'sgestalt; ferner sind gelassen die Fremdwörter Passion, Valet, Abo, Regiment, Tyrannei, Element; ferner Wendungen wie: „Drum will ich ihn zwar keinem leugnen, doch mir vor allen Andern eignen“; „doch hat mein Freund auch diese Last mit seinem Kreuz auf sich gefaßt“; „gute Nacht, o Wesen“; „Wer das Herz in seiner Brust Gott allein zur Lust gewähret“; „zu Hauf fassen“; „zu Hauf kommen“; „Thränen, die dir geflossen zu“; „komm, mich selbst recht zuzuschicken“; „versehren“; „was mich noch will verklagen, das sei in Jesu Blut vertragen“; entbinden (für befreien); umschanzen; den Tod umbringen; wohn uns mit deiner Güte bei; laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost; hilf daß ich ab vom Irrthum trete; es kommet, was ich laß und thu; gebenedeit; gepreist; rungen; kommen (für gekommen); ferner die Wortstellungen: Gaben groß (sogar erst hineingesetzt), Treue dein, Wunden roth, Glaube mein, sein Gnad ist mancherlei, deinen alle; ungewöhnliche und ungebräuchliche Ausdrücke: sehnlich (für sehnend), Laß mich auch die Ursach fein verstehen (für gut, wohl); bereit das Herz zur Andacht fein; ungestalt, beiräthig, wegfertig; wer das thut, der soll wissen frei; seine Maaße, ohn' alle Maaße, über Maaßen, (aber! unermess'n ist geändert); um und um (an einer Stelle sogar erst hineingesetzt); um und an; allda, schier, jegund, Jedemnoch, innen (statt inne), allgemach, von hinnen, d'rän; verzeucht, entzeucht, geneußt, fleucht, gesegn. „Wenn einer Gemeinde der Gegenwart solche Ausdrücke und Wortformen zugemuthet werden, warum nicht auch ähnliche, oder dieselben an den Stellen, wo sie beseitigt sind?“

Ebenso inconsequent sind an zahllosen Stellen die biblischen Ausdrücke und Bilder entfernt, an anderen stehen geblieben, z. B. Manna, Eden, Zion, Salem, Jesse, Immanuel, Israel, Jacob für Kirche, Volk Gottes, Gott Jacobs, Lamm, Messias, Saronsblume, Salomo, Herr Zebaoth, starker Zebaoth, Davidssohn, Held aus Davids Stamm, Abrahams Same, der Löwe aus Judas Stamm, Paradies, Sabbath, Cherub, Freudenhimmel, FreudenSaal, Ruthe, besonders die Bilder von Christo dem Bräutigam und seiner Braut der Kirche oder der Seele, vermählen, Hochzeitshaus, küssen; Mutterherz, Mutterhand, Mutterliebe von Gott wird in Vaterherz, Vaterhand, Vaterliebe verwandelt, frommer Gott in treuer Gott, liebster, schönster Jesu in mein Herr Jesu, holdselig süßer Freund der Sünder in treuester Heiland aller Sünder verändert; Wurm vom Menschen, Bruder von Christo. Andererseits finden sich wieder Stellen, wo diese und ähnliche Bilder und Wendungen gelassen sind (z. B. Gideon, Eliás Feuerwagen, Jacobs Kampf, Simeon, Lazarus.) Warum — fragen wir mit Recht wieder — sind solche Beziehungen und biblisch durchaus zu rechtfertigende Ausdrücke an einer Stelle gelassen, an einer anderen nicht? Ein

in seiner Bibel bewanderter Christ nimmt an der einen Stelle so wenig Anstoß als an der anderen; allerdings solche, welche ihre Bibel seit der Jugend und der Schulzeit nicht mehr gelesen, werden nicht bloß an solchen Ausdrücken Anstoß nehmen; sie gehen weiter; sie nehmen auch an den Gedanken Anstoß, auch wo gar kein Anstoß in der Sprachweise oder im Ausdruck vorhanden ist. Auch die Commission hat es gethan: sie spricht von „veralteten Anschauungen,“ welche sie um des Anstoßes wegen geändert oder entfernt hat.

4. Was sind denn nach den gemachten Aenderungen die „veralteten Anschauungen?“ Daß Christus genannt wird: „heiliger Herr und Gott“, „mein Gott“, „gleicher Gott von Macht und Ehren“, „o großer Gott“, „Herr, du Schöpfer aller Dinge“, als Kind in der Krippe: „Herr“, „großer König“, „der wahre Gott“, „wahr Mensch und Gott“, „mein Gott und mein Versöhner“, daß von ihm gesungen wird: „Gott fährt auf gen Himmel“, oder „daß er zur Rechten Gottes in verklärter Menschheit sitzt“, „starker Gott Immanuel“, daß zu seiner Anbetung aufgefordert wird: „fallet nieder vor dem Sohne“, daß Christus des „Staubes Schöpfer“ ist und daß er „allein als Gottes Sohn Ruhe geben kann“, daß der heilige Geist „Gott“ genannt wird? „Nun, so lange noch das Bekenntniß zu Augsburg das Bekenntniß unserer Kirche ist, hat Niemand, am wenigsten Diener, welche auf dieses Bekenntniß verpflichtet sind, ein Recht, diese Ausdrücke aus den Liedern unseres Luther und seiner sein Bekenntniß bekennenden Zeugen zu entfernen. So lange einer Gemeinde der Gegenwart noch zugemuthet wird in ihrem Lutherlied zu singen: daß Jesus Christus ist der Herr Zebaoth, und daß außer ihm kein anderer Gott ist, und so lange eine Gemeinde dies nicht gedankenlos hinsingt, sondern sich des alten Bekenntnisses zur Gottheit Jesu Christi bewußt ist, so lange nimmt sie an den oben genannten Aussagen keinen Anstoß.“

Besonders häufig Anlaß zum Aendern ist natürlich die Erwähnung des Teufels gewesen. Zwar hat man in einigen Stellen ihn gelassen, besonders in Verbindungen wie „Teufel, Tod und Spott“, „Teufel, Hölle und Sünde“, „Tod, Teufel, Hölle, Welt und Sünde“, im Tauflied: „dagegen sagt ich bis ins Grab, des Satans bösen Werken ab,“ „Fürst der Finsternisse“, von dessen Tyrannei wir frei sind, weil Christus ihn bezwungen, so daß „kein Teufel uns schaden kann,“ mit seiner „List und Wüthen.“ Aber an den allermeisten Stellen hat man ihn ganz weggebracht, (z. B. statt „des Teufelsketten“ — Druck der Sündenketten), oder dafür gesetzt: „der böse Feind“ oder „der Feind,“ oder der „böse Geist,“ oder „die Bösen,“ oder „der Versucher,“ oder „Ungewitter,“ „Trübsalwetter,“ ebenso sind fast stets beseitigt die biblischen Ausdrücke: Hölle, Schlange, Drachen; es ist Hölle noth in Seelennoth, Schlangenbrut in Lust der Welt verwandelt. (Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 25. März.

N<sup>o</sup> 24.

## Gesangbuch für evangelische Gemeinden.

Als Entwurf herausgegeben auf Beschluß der Magdeburger  
Kreisynode. Magdeburg, 1870.

(Schluß.)

Wie diese biblische Lehre vom Urheber der Sünde ab-  
geschwächt ist, so ist es auch mit der Lehre von der Sünde  
selbst geschehen. Zwar hat man an einer Stelle, um einen  
besseren Reim zu haben, „Sündenketten“ hineingebracht; aber  
doch findet sich statt „Sünde“ gesetzt „Unrecht“, statt „des  
Leichtsinn's breite Bahn“ „die breite Sündenbahn“, statt armen  
Sündern — allen Menschen; statt da du durch die Missethat  
warest ganz vernichtet — ins Verderben warest du tief hinein-  
gerathen; statt des Fleisches Wust — die Sünd in meiner  
Brust; während der Sünden Wust an einer andern Stelle ge-  
lassen ist, wird er an einer andern in Sündenlust verwandelt;  
überhaupt ist auch hier eine Abschwächung des Sündenbewußt-  
seins nicht zu verkennen. Um noch einige Beweise dafür zu ge-  
ben, stellen wir neben einander:

Alter Text.

Bearbeitung.

Laß unsern Sinn und Wandel rein  
und stets voll Zucht und Demuth  
sein,

Laß suchen uns, was dir gefällt,  
und gib, daß wir die ganze  
Welt

all Ueppigkeit verachten;  
Unart, Hoffahrt laß uns meiden,  
christlich leiden, wohl ergründen,  
wo die Gnade ist zu finden.

mit ihrer Lust verachten.  
Nähre, mehre deiner Liebe  
heilge Triebe, daß kein Leiden  
je von dir uns könne scheiden.

Jeder wird erkennen, daß der neue Text gegen den ursprüng-  
lichen abgeschwächt ist; schon seine ganze abstracte Haltung ist  
lange nicht so populär und auffassend als im ursprünglichen.

Ebenso:

Wie ist mir doch so herzlich bange  
von wegen meiner großen Sünd!  
Hilf, daß ich wieder Gnab erlange,  
ich armes und verlornes Kind.

— — — —  
ob meiner großen Sündenschuld!  
Hilf, daß ich wieder Gnab erlange  
und habe noch mit mir Geduld.

Der Ausdruck „von wegen“ kann an sich nicht anstößig sein;  
ebenso wenig unverständlich „armes und verlornes Kind“; der  
Grund der Aenderung lag wohl nur in dem Bestreben, den  
starken Ausdruck: „armes und verlornes Kind“ abzuschwächen.

Ebenso wird statt:

„verkehrt ist Herz, Verstand und Thun“

gesetzt:

„verkehrt ist Wille, Sinn und Thun“;

der Verstandesrationalismus kann unmöglich die Verkehrtheit  
desselben anerkennen.

Dem entsprechend finden sich Stellen, in welchen das Ver-  
dienst des Leidens Jesu Christi nicht in dem ursprünglichen  
kraftvollen Ausdruck gelassen wird. Namentlich ist dies der Fall  
in den Passionsliedern, welche im Anschluß an Jes. 53 und die heilige  
Leidensgeschichte die furchtbaren und entsetzlichen Martern schil-  
dern, welche der Herr erduldet hat. So z. B. in dem arg ver-  
stümmelten Paul Gerhard'schen Liede: Ein Lämmlein geht:

Alter Text.

Bearbeitung.

Er nimmt an Schmach, Hohn um unter bitterm Hohn und  
und Spott, Spott  
Angst, Wunden, Striemen, Kreuz zulezt den schmerzreichen Tod  
und Tod  
und spricht, ich wills gern leiden: am Kreuze zu leiden.

Statt:

Die Straf ist schwer, der Zorn ist ihr Strafgericht ist schwer und  
groß, — groß, —  
du wirfst gezeißelt und mit Dorn du wirfst verworfen, freventlich ver-  
gekrönet  
ins Angesicht geschlagen und ver- mit einem Dornenkranz zur Schmach  
höhnnet, gekrönet,  
du wirfst mit Eßig und mit Gall gezeißelt und von Schmerzen schon  
getränkt, entkräftet  
ans Kreuz gehet. ans Kreuz gehet.

Natürlich, daß auch „Jesu Wunden“ häufig Anstoß  
erregen:

Der bleibet fest in Gott, der in der  
Liebe bleibt,  
und den auch keine Nacht aus Jesu aus ihrem Lichte treibt.  
Wunden treibt.

Schließ mich in deine Wunden in deine Gnade ein.

Und bitten dich, wahr' Mensch und Und bitten dich, o Menschensohn,  
Gott,  
durch deine heiligen Wunden auf deiner Gottheit Gnadenthron.  
roth.

Nimm mich, Herr Jesu, zu dir  
ein,

ich flich in deine Wunden. so hab ich Heil gefunden.



Ich will denken, Herr, an deinen

Tob

und deine heiligen Wunden roth, an deine bittere Kreuzesnoth  
denn dein Tod ist mein Gewinn, und mein Trost dein Leiden.  
Du trägst den Jorn. Du trägst die Schuld.

Die Erde ist ferner auch kein „Jammerthal“ mit ihrem „Kreuz“, sondern eine arge Welt mit „Unglück“ und „Trübsal“. Am auffälligsten sind die Abschwächungen der lutherischen Lehre zu Gunsten der reformirten in den Liedern von der Taufe und dem heiligen Abendmahl:

Unsere Kinder sind durch deines Sohnes Blut  
gleichwohl dein erworbenes Gut.

dafür:

sie sind in der Taufe schon  
dir geweiht und deinem Sohn.

Statt:

ich bin mit seinem Geist beschenkt — „mit seinem Heil“.

Im Taufliede: „Liebster Jesu, wir sind hier“, wird der Vers, welcher von der Taufgnade handelt und anfängt:

„Wasch es Jesu durch dein Blut  
Von den angeerbten Flecken“

weggelassen.

Ebenso fehlen in Luthers Abendmahlslieder 2 Verse, wie in „Jesu, Freund der Menschenkinder“ und in „Schmücke dich, o liebe Seele“, während in „Herr, der du als ein stilles Lamm“ der dritte Vers völlig umgeändert ist. Wir erinnern nur an den weggelassenen Vers:

Rein Vernunft, die muß hier weichen,  
kann dies Wunder nicht erreichen,  
daß dies Brod nie wird verzehret,  
ob es gleich viel Tausend nähret,  
und daß mit dem Saft der Reben  
uns wird Christi Blut gegeben;  
o der großen Heimlichkeiten,  
die nur Gottes Geist kann deuten.

„Die Höllenfahrt Christi“ wie die „Auferstehung des Fleisches“ sind dem modernen Bewußtsein ein Aergerniß; wo diese und ähnliche Anschauungen in den Liedern unserer Kirche als „veraltete“ hingestellt werden, kann unmöglich ein Gesangbuch singen lassen:

Die reine Lehr und Sakrament wir haben in unserem Lande,

sondern muß auch diesen Anklang an die „veraltete“ Rechtgläubigkeit verwandeln in:

Wir haben Wort und Sakrament zu unserm Heil im Lande;  
aber fragt mich nur nicht: wie? Denn diese Aenderungen sind ein Beweis, wir wollen nicht sagen, daß sie den Verfassern als veraltet anstößig waren, sondern nur, daß sie es nicht wagen, dieselben der Menge unserer sogenannten Gebildeten darzubieten.

5. Wo es schwer war, solche Anstöße zu beseitigen, hat man denn das andere leichtere Mittel angewendet, entweder ganze Verse zu streichen, und es dürften wenig Lieder sein, in welchem nicht wenigstens einer gefallen ist; oft zwei, drei, ja zuweilen ist das Lied auf mehr als die Hälfte verkleinert. „Früh morgens da die Sonn aufgeht“, statt 19 V. nur 6; selbst von Gellert's „Herr stärke mich dein Leiden“, statt 22 nur 10, und von diesen die beiden letzten noch eigne Zuthat; und von dessen: „So Jemand spricht ich liebe Gott“, fehlen 7 Verse; oder man hat die Verse ganz umgedichtet, so daß denn manche Lieder, in denen alle Verse Anstoß boten, völlig neu bearbeitet sind, so daß sie gar nicht wiedererkannt werden können. Bei dem ersteren Verfahren ist es aber mehrfach begegnet, daß gerade Verse weggelassen sind, die theils den Gemeinden sehr bekannt, theils des Zusammenhanges wegen, nöthig oder doch wünschenswerth sind.

3. V. in dem Liede: „O Mensch, wie ist dein Herz bestellt“, fehlen die drei Verse, welche die Erklärung der verschiedenen Ackerarten enthalten;

in „Ich geh zu deinem Grabe“, fehlt V. 7, der die Himmelfahrt mit der Auferstehung in Beziehung setzt;

in „Zum Himmel bist du eingegangen“, ist der fehlende Vers recht bedeutsam;

in „Geist vom Vater“, fehlt der Vers, der zu dem Geist der Wahrheit, des Lichts, des Lebens, der Liebe u. s. w. vom „Geist des Trostes“ singt;

in „Gelobet sei der Herr“, fehlt der Schlußvers;

in „Ich singe dir mit Herz und Mund“, vermissen wir ungern den trostreichen V. 11: „Du zählst wie oft ein Christe wein.“

Die fehlenden drei Verse in „Der Herr der einst auf Erden war“ geben den nachfolgenden erst die rechte Richtung; sie sind ohne jene ausgelassenen gar nicht verständlich. In „Mit Ernst“ fehlt: „ein Herz das Demuth liebet“; — aus „Eins ist ist Noth“ möchten wir den Vers: „Volles Genügen, Fried und Freude“ nicht streichen. Durch das Streichen ganzer Verse ist in dem Liede: „Schaffet, schaffet Menschenkinder“ der in den Anfängen der Verse enthaltene bekannte Bibelspruch vernichtet. Wer möchte aus: „Nun ruhen alle Wälder“, den köstlichen Vers vermissen: „Breit aus die Flügel beide“? — Ebenso fehlen aus dem Liede: „Heilige Ruhestätte“ zwei sehr schöne Verse. Endlich ist aus den beiden Liedern: „Es kostet viel ein Christ zu sein“ und „Es ist nicht schwer“ ein einziges gemacht; natürlich die sehr lehrreiche Parallele völlig zerstört.

Wenn nun die Vorrede sagt, daß es die strengste Regel gewesen sei, bei allen Aenderungen „keinen einzigen Gedanken des Dichters auf die Erde fallen zu lassen“, so kann dies sich nicht beziehen auf die oft nicht einmal zur Hälfte gegebenen Lieder; denn zu behaupten, alle weggelassene Verse seien gedankenlos, wäre zu kühn. Aber auch in Bezug auf die innerhalb der gegebenen Verse gemachten Aenderungen spricht die Vorrede dies große Wort gelassen aus; es mag jenes strengste



Regel gewesen sein, sie ist nur in mehreren hundert Fällen nicht befolgt. In allen den Stellen, in welchen die Gottheit Jesu Christi und des heiligen Geistes, der Satan als Urheber der Sünde und als Fürst dieser Welt, wo Christus als Bräutigam und die durch ihn erlöste Seele als in Liebe ihm verlobt, das Leiden in der Welt als Kreuz u. s. w. entfernt ist, wird nicht bloß ein Gedanke, sondern ein ganzer Gedankencomplex zerstört und aufgehoben. Am meisten zu tadeln ist es, wenn durch die Aenderung die ursprüngliche Beziehung auf eine Schriftstelle aufgehoben ist. Einige Beispiele aus den hundert, die wir anführen könnten, mögen es beweisen. So fehlt der ursprüngliche Gedanke, wenn ich in „Ach bleib mit deiner Gnade“ statt: „Das uns beid', hier und dorte sei Trost und Heil bescheert“ in B. 2 singen soll: „daß uns in diesem Orte u. s. w.“; so fehlt in B. 6: „Ach bleib mit deiner Treue bei uns, Herr unser Gott (statt „mein Herr und Gott“) abgesehen von der feinen Beziehung auf das Thomáswort, der bestimmte Ausdruck der innigen persönlichen Gemeinschaft der einzelnen Seele mit Gott, als ihrem Herrn. Wo ist in der Aenderung „und sandte seinen lieben Sohn zu uns vom hohen Himmelsthron“ der ursprüngliche Gedanke: „aus ihm geboren im höchsten Thron?“ Fehlen nicht mehrere Gedanken, wenn statt: „dein warnend Wort, dein weiser Rath, dein milder Trost und jede That war göttliches Erbarmen“, gesungen werden soll: „wohin du gingst, ging Wohlthat mit, dein Wort, dein Werk und jeden Schritt begleitete Erbarmen“, ganz abgesehen von der seltsamen Wiederholung eines und desselben Gedanken? Oder, wenn statt: demüthiger Jesu gesungen wird würd'ger Jesu! oder statt: „hier mit Leiden und mit streiten“ nur gesagt wird: „bei dir stehen hier im Streite“, oder statt: „empfanget unverdrossen den großen Wundermann“ nur: „auf seiner Siegesbahn“; oder wenn statt: „der Teufel hat sein altes Recht am ganzen menschlichen Geschlecht verspielt schon und verloren“ es heißt: „das ganze menschliche Geschlecht gewinnt aufs Neu der Kindheit Recht, das früh ihm ward verloren“; — wenn geändert ist: „wir bringen dir ein dankbar Herz gebeugt durch Buße, Neu und Schmerz“, in: „bereit in Freuden und im Schmerz“; — „daß er uns so hoch geacht“, in: „daß er unser hat gedacht“; — oder: „des ewgen Vaters einig Kind jetzt man in der Krippen find't“, in: „des ewgen Vaters einiger Sohn kommt herab von seinem Thron“; — oder: „singet heilig, heilig, wahrlich heilig ist Gott, unser Gott der Herr Zebaoth“, in: „bringet frohe Lieder, fallet nieder, Preis und Ehre bringt dem Herrn der Himmelsheere“, als ob kein Schulkind und Bibelleser nicht wüßte, was Herr Zebaoth heißt? Wo ist die schöne Beziehung auf das Trishagion? — oder: „Du Himmelsblum und Morgenstern“ in: „Du wunderbarer Morgenstern“, oder das poetische: „mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken ist dein Sagen“, in: „mein Wirken hängt an deinem Mund, mein Thun an deinem Willen!“ — oder: „o Liebe, Liebe du bist stark, du stredest den ins Grab und Sarg, vor dem die Felsen springen“, in: „du aber Heiland sage mir, welch Dankesopfer soll ich dir für deine Liebe

bringen?“ — oder: „da du zur Zahlung meiner Schuld dein Haupt zu mir geneiget“, in: „zur Tilgung meiner Schuld dein Haupt am Kreuz geneiget“; — oder: „ich will mein Bette machen in deine liebe Gruft, da werd ich schon erwachen, wenn deine Stimme ruft“, in: „dann schlaf ich ohne Kummer in deinem Frieden ein, und wach ich auf vom Schlummer, wirst du mein Loblied sein“; — statt: „und das erwürgte Gotteslamm hat uns zum Heil erfunden, das Leben und Gerechtigkeit, weil er nach überwundenem Streit, die Feinde Schau getragen“, dafür: „es hat nun das erwürgte Lamm des Lebens Preis gefunden (!). Nach schwerem leidensvollen Streit ist nun zu seiner Herrlichkeit der Heiland eingegangen“; abgesehen von jenem sonderbaren Gedanken, wo bleibt die sinnige Beziehung auf die bekannte Bibelstelle! — oder: „der alles Heer von Ewigkeit mit verhülltem Antlitze scheut“, in: „bringen mit der Engel Heer wir anbetend Preis und Ehr“ (die biblische Grundstelle ist verwischt); oder in „du kannst Alles aller Orten nun erfüll'n und nahe sein“ (Ephes. 2, 23); in „Herr du kündigst jedem Orte deine heilige Nähe an“; statt: „mächtig stärkst du zum Gebet, du vertrittst uns im Gebet“; — in Luthers: Komm heil'ger Geist, fehlt: „dein brünstig Lieb entzünd in ihnen.“ — In Gellerts: Wenn Christus seine Kirche schützt, ist in B. 2 die Beziehung auf Ps. 2: „doch ihrer lachet Gott“ zerstört durch die Aenderung: doch richtet sie einst Gott. — Ebenso wenn statt: „was dein Herz wünscht, wird er dir geben gern“ geändert wird: was du begehrst, er giebt es dir so gern; — statt: „bis beides (Geist und Leib) feiern wird dort oben“ — bis zu dem vollen Himmelsfrieden; — statt: „du mußt dir selbst den Tempel weih'n“ — laß mich deine Wohnung sein; — statt: „laß die dunkle Sündenhöhle“ — auf, dein Hochzeitskleid erwähle; — statt: „heut ist noch die Gnadenzeit“ — nütze wohl die Gnadenzeit. — In „So wahr ich lebe“ fehlt in B. 2 die Beziehung auf das Propheten- und Apostelwort: „und zwar mit einem theuren Eid“; — desgleichen in „Jesus nimmt die Sünder an“ B. 6. — In „Mache dich mein Geist bereit“ fehlt zunächst der Vers: Wache, daß dich Satans List; dann statt: „damit nie viel von falschen Brüdern unter deinen Gliedern“ — daß du nie falsche Brüder hörst und dich selbst bethörst; — statt: „ja er will gebeten sein, wenn er was soll geben“ — um das wahre Leben; statt: „denn die Zeit ist nicht weit, da uns Gott wird richten und die Welt vernichten“ — da die Welt uns schwindet, das Gericht uns findet; statt: „lenke mich nach deinem Sinne, dich alleine, ich nur meine“ — dafür: lenke dahin meinen Sinn, dir vor allen zu gefallen; statt: „behüte mich vor falscher Lehr“ — vor Trug und Wahn; statt: „tröst mir mein Seel in Todesnoth“ — verderben laß mich nimmermehr; statt: „in Abraham's Schooß tragen“ — empor in Frieden tragen; statt: „Liebe, die mich wird umstecken mit dem Laub der Herrlichkeit“, dafür: Liebe, die aus Todessehnen meine Seele hat befreit; statt: „Wenn der Wellen Macht, in der trüben Nacht, will des Herzens Schifflein decken“ — dafür: will in trüber Nacht, rauher Stürme Macht, mein verzagtes



Herz erschrecken; statt: „das ist eine sel'ge Stunde, darin man sein gedenkt“ — dafür: wenn man zu jeder Stunde, so seiner Huld gedenkt; — statt: „ohne deine Segenshand, geht verloren Stadt und Land“ — dafür: ohne deine Hülfe und Gunst, ist gar nichtig unsre Kunst; statt: „und nahe mich im Staube zu dir, o Gott“ — dafür: und hebe mich vom Staube zu dir (grade das Gegentheil). Diese Beispiele, die sich wie gesagt noch bedeutend vermehren ließen, werden zur Genüge beweisen, daß es mehr als eine starke Uebertreibung ist, wenn in der Vorrede gesagt wird, daß kein Gedanke zur Erde gefallen sei.

Dazu kommen noch eine zahllose Menge von — wir haben keinen bezeichnenderen Ausdruck, als — Nörgeleien, Aenderungen, bei denen absolut gar kein Grund vorhanden ist, als der: es muß nun doch ein Mal geändert sein, z. B.: dann für einst; ewig fröhlich, für ewig selig; Er, er ist meine Ehre, für mein Jesus ist mein Ehre; (klingt denn das schöner drei Mal dieselbe Sylbe zu singen, nur um das apostrophirte „mein“ zu beseitigen?) — bin geliebt von, für bei Gott; — du stehst uns gnädig bei, für herzlich; — ich bin Fleisch und weiß daher, daß ich einst zu Asche werde, statt: und muß daher auch einmal zu Asche werden; — schenk Gnade mir, statt: „Güte“, oder wenn statt „o“ gesagt wird „ach“, oder umgekehrt; Christus für Jesus oder umgekehrt; und so in zahllosen Fällen.

Wir haben damit über den Werth der gemachten Aenderungen noch nicht geurtheilt; aber es ließen sich ebenfalls hunderte von Stellen anführen, in denen die Aenderung nicht bloß sachlich, sondern auch dichterisch und metrisch schlechter ist, als das Original.

z. B.: mach es wie mit Lazaro, wenn ich künftig werde sterben, dafür: hilf, kommt dann die Nacht herbei, wo ich einmal werde sterben;

wenn unser Herze seufzt und schreit, dafür: erseufzt und schreit; Heil, Christus ist mein Leben, dafür: Herr Christ, du bist das Leben;

und uns des Lichtes Kinder macht, dafür: uns zu des Lichtes Kindern macht;

Herz und Lippen sollen stets ihn als Opfer vor dich bringen, dafür: Herz und Lippen sollen stets, ihn zu opfern vor dir liegen;

so soll die Demuth sich geberden, dafür: der Demuth ziemet die (diese) Geberde;

deines geistigen Leibes Glieder bleiben nicht des Todes Staub, ist unverständlich und unklar;

auf diesen Tag bedenken wir, dafür: gedenken wir;

wenn ich liege, sei mein Grab, dafür: hat mein Grab;

begleite mich, wir gehen nach Golgatha; dafür: bereite dich;

den Heiland zu umfassen (wie Magdalena am Ostertage), dafür: den Heiland zu empfangen;

in 226 enden B. 2 und 4 mit denselben Worten, im Original nicht;

in 229 B. 3: daß — daß; — beim Abendmahl ganz katholisch: hier schau ich deinen Mittlertod, statt: hier feire ich; Aus Gnaden! hierauf will ich sterben, dafür: hiermit; Er, er ist meine Ehre, klingt schlecht; fest, nur fest dich angehalten an die Hand so stark als treu, (weisen Hand?), dafür im Original: an die starke Jesustreu; — mit ihm (Christo) gelingt uns viel! (nach Paulus Alles!) — In „Nun ruhen alle Wälder“ schließt B. 1: ihr aber meine Sinne, auf, auf, durch euch beginne, was meinem Schöpfer wohl gefällt — statt: ihr sollt beginnen; — noch mehr unverständlich ist in B. 4: was ich abthun, statt: die zieh ich aus; — meiner Augen hellres Licht, wird ihn meinen Heiland kennen, wird vor seinem Angesicht stets in seiner Liebe brennen; ein sehr fremdartiger Gedanke: mein Augenlicht wird in seiner Liebe brennen; — ebenso unklar: sterbend geh ich dorthin ein, wo mein Geist soll ewig sein; — daß dem Herrn, der droben lebt, all' eu'r Thun geheiligt werde, ist unerträgliche Härte; — wir nennen noch: 313. 4., 323. 7, 324. 1. 4, 329. 3. 6, 334. 13, 340. 1, 345. 2, 366. 6, 367. 9. 11, 389. 4, 390. 6, 418. 3, 426. 1, 434. 1, 453. 6, 455. 2, 460. 3, 466. 2, 509. 2, 537. 7, 569. 3, 582. 7, 592. 5, 594. 6, 596. 6, ohne damit alle unsere Anstöße sämmtlich notiren zu wollen.

Sehr sonderbar ist es, wenn schon der Anfang der Lieder geändert ist, und nun in der darüber gesetzten Melodieangabe der ursprüngliche, richtige Anfang steht; diese Lieder haben dann ihre Anlage sofort an der Spitze über sich.

Wir haben uns bei der Besprechung dieses Theiles der Arbeit am eingehendsten aufgehalten, weil er der wichtigste ist, und weil wir beweisen wollten, daß hier die Revision eine sehr gründliche sein muß, wenn das Gesangbuch einen Werth haben und dem wirklichen Bedürfniß des kirchlichen Theiles der Kirche in den Städten und in unseren Landgemeinden genügen soll. Nicht was kann, sondern was muß geändert werden. Es ist keinesweges nothwendig die apostrophirten Wörter möglichst zu beseitigen, oder lange Perioden in kurze, kurze in lange zu verwandeln; oder die direkten Anreden zu entfernen, oder die poetischen und concreten Wendungen in prosaische und abstrakte aufzulösen, oder wenn ein Mal, was doch selten genug geschieht, ein Gedanke durch zwei Verse sich zieht, sofort ihn auf einen zu beschränken; oder einen nicht ganz genauen Reim in einen solchen zu verwandeln u. a. m. — um so weniger, als hierin keinesweges durchgängig consequent verfahren ist, als alle neueren Dichter in gleicher Weise verbessert werden könnten; — das Gesangbuch ist keine Muster-sammlung für angehende Dichter.

Hauptregel für den Text muß sein — die Lieder **möglichst in ihrer Ursprünglichkeit** zu bewahren, und wenn die Commission sich darauf beruft, daß fast ohne Ausnahme jedes der zahlreichen evangelischen Gesangbücher die alten Lieder in mehr oder weniger veränderter Gestalt gebe, so giebt dieser Vorgang noch kein Recht der Nachfolge, sodann aber be-



zieht sich dies auf die, welche sie verglichen haben. Es giebt eben zwei Richtungen, die eine, der die Commission folgt, möglichst viel zu ändern, und in dieser ist natürlich der Willkür Thür und Thor geöfnet und jeder geht da seinen Weg; und die andere, welche sich in den Aenderungen auf das Nothwendigste beschränkt und mit zarter Hand die Originale berührt, und wenn man hier vergleicht, was Bunfen geboten mit dem im Eisenacher Entwurf, dem Gütersloher, Forstischen, Bachmann'schen, Pommer'schen, Schlesischen, Königsberger u. a., dem Anhang zum Magdeburger, ja selbst dem Militairgesangbuche, so finden sich hier die Abweichungen von einander in sehr geringer Anzahl. Als Muster für das Maas der zu treffenden Textänderung würde — einige unnötige Aenderungen noch abgerechnet — vielleicht Lied 560 angesehen werden können. Um dagegen auch noch an einem ganzen Liede ein Beispiel zu geben, wie völlig unwichtige Aenderungen gemacht sind, wählen wir sofort Nr. 2 das bekannte Lied: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Dies ist folgender Maßen bearbeitet:

## Ursprünglicher Text.

Ein Wohlgefall'n Gott an uns hat,  
Nun ist groß Fried ohne Unterlaß,  
Al' Fehb' hat nun ein Ende.

Wir loben, preisen, anbeten dich,  
für deine Ehr wir danken, daß du  
Gott Vater ewiglich regierst ohn  
alles Wanken. Ganz ungemessen ist  
deine Macht, fort geschieht, was  
dein Will hat gedacht; wohl uns  
des feinen Herren!

O Jesu Christ, Sohn eingeborn,  
deines himmlischen Vaters; Ver-  
söhner der, die warn verlorn, du  
Stiller unsers Haders. Lamm Got-  
tes, heiliger Herr und Gott, nimm  
an die Bitt' von unsrer Noth, er-  
barm dich über uns Arme.

O heiliger Geist, du größtes Gut,  
du allerheilsamster Tröster, vors  
Teufels Gewalt fortan behüt, die  
Jesum Christ erlöset durch große  
Marter und bitterm Tod, abwend  
all unsern Jammer und Noth, dazu  
wir uns verlassen.

## Bearbeitung.

Mit Wohlgefall'n schaut Gott uns  
an; nun ist all Fehde abgethan,  
und Friede herrscht ohn' Ende.

Wir preisen hoch und loben dich,  
wir beten an und danken, daß du  
Gott Vater ewiglich regierst ohn  
alles Wanken. Ganz ohne Maas ist  
deine Macht, allzeit geschieht, was  
du bedacht; wohl uns des starken  
Herren!

O Jesu Christe, Gottes Sohn,  
Preis dir, dem Eingebornen! Du  
kamst von deines Vaters Thron,  
versöhntest die Verlorenen. Lamm  
Gottes, du, der in Geduld am  
Kreuz trug der Sünder Schuld,  
erbarm dich unser Aller.

O heiliger Geist, du höchstes Gut,  
der du kannst heilsam trösten, die  
durch des Milters theures Blut  
vom Sündenjoch Erlösten, wend ab  
all unsre Pein und Noth, hilf uns  
im Leben und im Tod, darauf wir  
uns verlassen.

Abgesehen davon, daß mehrere Aenderungen die ursprünglichen Gedanken nicht wiedergeben, und Ausdrücke beseitigt sind,

welche in andern Liedern stehen geblieben sind, bietet das Lied nach unserem Dafürhalten an keiner Stelle begründete Veranlassung; alle Ausdrücke sind verständlich, wie denn auch das Berliner Gesangbuch es unverändert gelassen. Dazu ist dies alte Reformationslied so der Gemeinde eingepreßt, daß schon um deswillen eine Aenderung nicht gerathen sein dürfte.

Was

3.

die Eintheilung und Gliederung des Inhaltes anlangt, so legt die Vorrede auf die streng logische und consequent durchgeführte Eintheilung ein größeres Gewicht, als nöthig ist; wenn sie wirklich so einfach ist, warum sie noch erst in einem Gedicht dem frommen Gefühl der Gemeinde nahe bringen? Sie geht vom Begriff des Himmelreiches aus und handelt von seinem ewigen Ursprung in Gott, der zeitlichen Gründung im Erlösungswerk, der geordneten Pflege in der Kirche, der persönlichen Aneignung im Christenleben und seiner letzten Vollendung in der Zukunft. Wir können diese Eintheilung keineswegs so logisch finden. Denn die Lieder im ersten Theile handeln nicht vom ewigen Ursprung des Himmelreiches in Gott, sondern von Gott, als dem Urheber des Himmelreiches; der zweite: die zeitliche Gründung im Erlösungswerk umfaßt die Thatfachen des Erlösungswerkes, aber die zeitliche Gründung dauert fort bis an das Ende der Tage, greift also über in den dritten Theil; ebenso ist der dritte vom vierten Theil weder logisch noch sachlich zu trennen. — Im Einzelnen würden wir Lieder vom Leiden und Tode Christi nicht trennen, sie greifen meist in einander über; unter „Gnadenmittel der Kirche“ gehören nur die Lieder vom Wort Gottes und Sacrament, aber nicht: Feiertag, Kirchenjahr, Gotteshaus, Gottesdienst, kirchliches Lehramt. — Im vierten Abschnitt vermissen wir die Rubrik: Rechtfertigung; statt Seelenfriede und Freude hieße es biblischer: Friede und Freude im heiligen Geist; statt Gemeinschaft mit Gott und Christo in der Liebe besser: Liebe zu Gott und zu Christo; sonderbar ist: Verkehr mit Gott im Gebet; statt Menschenliebe besser: Nächstenliebe. Was nun die Vertheilung der Lieder in diese Abtheilungen anbetrifft, so würden wir Folgendes zu erinnern finden:

Nr. 21. Gott ist und bleibt getreu — unter: Vertrauen zu Gott.

61. Der Heiland kommt, ist Advents-, nicht Weihnachtslied.

146. Wo willst du hin, weil's Abend ist, ist Abend-, kein Osterlied.

245. Halt im Gedächtniß Jesum Christ, ist wohl nur um der reformirten Anschauung vom Abendmahle willen unter die Abendmahlslieder gesetzt; gehört aber gar nicht dahin.



306. Auf hinaus zu deiner Freude, besser zum folgenden Abschnitt von der Freude in Gott.

326. Mache dich mein Geist bereit, und 340. Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig, gehören zu den Liedern vom Gebet.

Nr. 339. Sei Gott getreu ist ein treffliches Confirmationslied.

426. Bis hieher hat mich Gott gebracht, entweder als Neujahr- oder besser Geburtstagslied.

#### 4.

Die Bestimmung der Melodien geschah durch den königlichen Musikdirektor und Domorganisten Ritter, und zwar, so weit es ausreichte, nach dem von ihm herausgegebenen Choralbuche. Es ist diese Seite wohl die gelungenste. Damit der Melodienreichtum möglichst zu seinem Rechte komme, ist jedem Liede von den verschiedenen möglichen Weisen diejenige vorgeschrieben, die seinem Inhalte und Charakter am meisten entspricht. Dabei ist uns nun namentlich für den Gebrauch in unseren Landgemeinden, aber auch in Stadtgemeinden, wo die Bekanntheit mit den Melodien, namentlich den schwereren unter den zu wählenden, nicht groß ist, wünschenswerth, daß an zweiter Stelle eine leichtere zur Auswahl hinzugefügt würde. Im einzelnen möchten wir Nr. 69 nach der eignen, 74 nach der „Vom Himmel hoch“, 79 nach der eignen; Ich habe nun den Grund gefunden, nach der lebhafteren: „O daß ich tausend Zungen“, „Wer weiß wie nahe“, nach der eignen, welche die Wiederholung des „Mein Gott“ hat, bestimmen; 202: „Nun kommt das neue Kirchenjahr“, hat nach jedem Verse ursprünglich ein „Hallelujah“, und dann dürfte die Melodie „Erschienen ist“ oder „Gelobet seist du Jesu Christ“, zu bestimmen sein.

Das Register fügt die Namen der Verfasser hinzu; ist aber sehr wenig sorgfältig gearbeitet und zeugt von wenig hymnologischen Studien; die sich findenden Irrthümer können wir hier nicht aufzählen; ebenso wenig die Druckfehler im Text der Lieder. Was Druck und Ausstattung anlangt, so ist beides vorzüglich; beim Druck würden wir statt der bei den Ueberschriften gebrauchten Buchstaben Ziffern setzen; ferner die Pronomina der Anrede an Gott, Christus, den heiligen Geist, mit großen Anfangsbuchstaben, und zuweilen des Verständniß wegen (550. 4; 39 Weg, Wahrheit, Leben) wie in den Anfängen der Strophen von „Befehl du deine Wege“, „Meinen Jesum laß ich nicht“ u. a. die betreffenden Wörter gesperrt; ebenso Kyrieleison getrennt drucken lassen.

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so kann nur dann der neue Entwurf den Anforderungen genügen, wenn er theils eine Anzahl von Liedern entfernt und dafür andere einfügt, theils sich bei der Aenderung der Texte auf das, was unumgänglich fürs Verständniß nothwendig ist, beschränkt. Die Vorrede fordert die Gemeinde zur Prüfung auf, eine solche Prüfung ist

aber nicht so leicht, wie es scheint, so wenig ein Gemeindeglied, selbst nicht ein Geistlicher ohne Weiteres im Stande ist, ein Gesangbuch zu machen, sondern dazu, abgesehen von der Sachkenntniß, geistliches Leben im Worte Gottes und ein Leben im geistlichen Liede gehört, das leider nicht allen Geistlichen nachgerühmt werden kann, so wenig ist auch jedes Gemeindeglied schon an sich fähig, über ein Gesangbuch zu urtheilen; das sind nur die, welche im Worte Gottes leben und die reichen Schätze im Liede unserer Kirche durch sonntäglichen und häuslichen Gebrauch kennen; dann gehören dazu auch Hilfsmittel, die den Gemeindegliedern selten zu Gebote stehen; die Gemeinde verleihe wenigstens den vom Consistorium herausgegebenen Anhang oder das Militärgesangbuch, wenn andere Hilfsmittel fehlen, mit dem dargebotenen Entwurf, und wir sind überzeugt, sie wird uns zustimmen, daß nach den angegebenen Richtungen eine Verbesserung dringend nöthig ist.

### Mittheilungen über die religiösen und kirchlichen Zustände im Elsaß und Deutsch-Lothringen.

Es ist nicht bloß im höchsten Grade interessant, sondern auch völlig zeitgemäß, daß die Blätter aller Fächer und Farben sich angelegen sein lassen, eingehende Berichte zu erstatten über die wiedergewonnenen Rhein- und Mosel-Schweslerländer Elsaß und Lothringen. Die Tageblätter bringen Nachweisungen über den politischen und Verwaltungs-Zustand dieser schönen, reichen Landschaften, die literarischen und belletristischen Journale über Geschichte, Sitte und Literatur, auch Stimmung derselben, aufs Neue wird unsere Aufmerksamkeit auf das Meisterwerk deutscher Kunst, das Straßburger Münster, gelenkt — unsere kirchl. Blätter dürfen nicht zurückbleiben, man erwartet von ihnen, daß sie Aufschluß bieten über den religiös-kirchlichen Stand gedachter Länder. Auch unsere Ev. K.-Z. hat kürzlich ihren Beitrag hierzu gegeben, indem eine Correspondenz aus Straßburg (in Nr. 18) uns bekannt zu machen sucht mit den Männern geistlichen und gelehrten Standes aus Vergangenheit und Gegenwart, welche der Kirche und Wissenschaft, besonders in Straßburg ihre Thätigkeit widmeten.

Wir haben in der gedachten Correspondenz nur Eins vermist, nämlich einen eingehenderen Blick auf die Kirche, welche seit der deutschen Reformation und sofort am Anfange derselben im Elsaß die tiefsten Wurzeln getrieben und uns, wir wagen es zu behaupten, Elsaß innerlich wiedergewinnen muß, die lutherische Kirche, welche in Capito, Marbach, Zell, Pappus, Sturm und Anderen treue Zeugen und späterhin in Ph. J. Spener, einem geborenen Elsässer, einen treuen Pfleger gefunden.



Wir möchten zu dem gebachten geschichtlichen Zeitbilde, als Ergänzung und Vervollständigung desselben, einiges Geschichtliche über das Wiedererwachen der lutherischen Kirche des Elsaßes und damit auch Deutsch-Lothringens aus neuester Zeit beibringen.

In dem Geschehe der lutherischen Kirche in den beiden genannten Landschaften, zeigte sich die innere Verwandtschaft derselben mit den diesrheinischen deutschen Landen, wie denn gerade die Kirche, die theologische Wissenschaft und die deutsche schöne Literatur in der 200jährigen Trennung das einzige Mittel war, uns nie vergessen zu lassen, daß jenseits des Rheines noch deutsche Aern mit deutschem Blute schlagen; denn auf den erwähnten Gebieten war mit Frankreich auch nicht die geringste Anknüpfung.

Der Nationalismus der deutschen Hochschulen und Landeskirchen hatte auch die Elsäßische lutherische Kirche und die Straßburger theolog. Fakultät zu einer dünnen Steppe gemacht, worauf auch schon die gedachte Correspondenz hinweist. In den Städten, und auf dem Lande, war derselbe allgemein herrschend. Das Pfarrhaus von Sessenheim, wie es uns Göthe in „aus meinem Leben“ beschreibt, wird ein Typus fast aller Pfarrhäuser Rhein auf- und abwärts gewesen sein, mit Ausnahme des Pfarrhauses in Waldbach im Steintale, in dem Oberlin lebte und wirkte.

Mit dem Wiedererwachen christlicher Gläubigkeit vor 4 bis 5 Jahrzehnten in Deutschland ging ein gleiches Wiedererwachen im Elsaß Hand in Hand, und es zeigte sich gerade hierin die geistige Verwandtschaft und Abhängigkeit des überrheinischen Landes von Deutschland, welche politische Bande durchbrach. Denn hier in Deutschland war einer der Faktoren des Erwachens das wunderbare Walten der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes in der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, während des Napoleon'schen Regiments und der darauf folgenden allgemeinen Erhebung in der großen Zeit von 1813—1815. An diesem Faktor hatte Elsaß-Lothringen keinen Antheil: sie zehrten als Glieder der großen Nation von dem französischen Kriegeruhme; aber der Frucht und Folge des wunderbaren Weges, den Gott mit Deutschland gegangen, konnten sie sich nicht entziehen: es erwachte mit Deutschlands religiösem Wiedererwachen gleichzeitig und gleichartig im Elsaß allüberall ein christliches Behen und Regen, zum Theil von Basel her genährt, über Mülhausen und Colmar bis nach Straßburg und weiter in das Unter-Elsaß sich verbreitend, besonders an der Hand des wiedererwachenden Missionsthätigkeitstriebes.

Aber nicht lange konnte und durfte die Erweckung ohne kirchliche Gestaltung und gesunde Pflege bleiben, wenn sie nicht in allerlei sektirerischen Ausartungen verflummern sollte, denn wo die Kirche fehlt, da tritt die Individualität in den Vordergrund, um dieselbe sammeln sich weitere Persönlichkeiten mit denselben Sonderlehren und Sonderbestrebungen, oft mit Hoch-

moth und Mangel an Selbstzucht bei der strengsten Zucht über Andere durchsetzt, und die Sekte steht fertig da.

Wenn dies in manchen deutschen, besonders süddeutschen Landeskirchen vorläufig nicht mehr bloß eine drohende, sondern bereits eine hereingebrochene Gefahr gewesen, so besonders im Elsaß. Das alleanische Element, welches dort vorherrscht, verleugnete sich nicht! Unser Berichterstatter führt Weniges davon an. Er gedenkt des aus Genf vertriebenen Predigers Post von der evangelischen Gesellschaft, der im Oberelsaß hin und wieder Erweckungspredigten hielt. Aber dies war noch nicht das Bedenklichste an der unkirchlichen Gestaltung, die sich der elsäßischen Kirche bemächtigte. In Straßburg entstand neben der Landeskirche und völlig von derselben geschieden, eine „freie evang. Gemeinde“, welche eine prachtvolle „Kapelle“ — mit englischem Gelde baute, und in derselben wurden von dem englischen Dissenter-Prediger Major — aber in deutscher Sprache — regelmäßige Gottesdienste gehalten, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die „lebendigen Glieder“ aus der Landeskirche in der „Kapelle“ zu sammeln, und das geschah noch in der Zeit, in der schon Härter und Kreiß unter mitfolgendem Segen inmitten der Landeskirche wirkten! — Im Oberelsaß, in Colmar, Mülhausen und Umgegend, hielten zwei Schüler D. de Valentin, unordinirte Laien, (V. und W.) regelmäßige kirchliche Versammlungen, hatten ihre Gemeinden, die sich täglich vermehrten, theilten selber an diese das heilige Abendmahl aus. Diese hatten weithin ihre Anhänger. Auch Baptisten traten hin und wieder auf, im Gebirge (den Vogesen) und auf der Rheinebene, und fanden viele Anhänger auf einsamen Höfen, unter Gutsbesitzern, aber auch in Städten. Die Herrenhutische Brüdergemeinde unterhielt einen Diaspora-Prediger in Straßburg. Der in Baden suspendirte Pastor Haag bereifte als Erweckungsprediger das Ober-Elsaß.

Genug, die dortige Landeskirche war auf dem Wege, völlig zersplittert zu werden, und die bloß subjectiv-gläubige „Richtung“ mancher Straßburgischen und Land-Pastoren war nicht im Stande, zu wehren: sie standen zum Theile auf freundschaftlichem Fuße mit den fremdländischen Predigern. Der bloß subjective Glaube verbindet ja auch einiger Maßen; die Differenzpunkte werden entweder völlig ignorirt oder für unwesentlich erklärt — zu großem Schaden wahrer Einigkeit. Man sagt: bloß pietistische Einigkeit sei nie von langem Bestande, denn sie ruht nur auf einem Streben, dem Streben nach lebendiger Frömmigkeit, nicht auf gesundem, durch die Gnadenmittel genährtem Glauben.

In Elsaß und Lothringen war es nun in der That hohe Zeit, daß die Kirche und zwar die lutherische Volks- und Landes-Kirche wieder zum Leben erwachte, damit das theilweise überfluthende Glaubensleben wieder in geordnete Bahnen gelenkt werde. Eine Frucht des letzteren waren die Allgemeinen Conferenzen, welche sogar einen officiösen Charakter trugen. Im



Jahre 1848 wurde auf einer derselben der förmliche Antrag auf Einführung einer Union der Lutheraner mit den sehr wenigen Reformirten des Landes gestellt: der Antrag scheiterte aber an dem energischen Widerstande einer lutherischen Landgemeinde. Aber damit war auch das Signal des Wiedererwachens der confessionellen Gestaltung und ausbrechender Kämpfe gegeben. Es ist ein Zeichen, daß das wieder erwachende lutherische Glaubensleben ein naturwüchsiges, kein fremdländisches war, daß dasselbe in zwei Straßburger Pastoren ebenmäßig erwachte, welche völlig unabhängig von einander, sich kaum kannten; in dem alten kürzlich — im Juli v. J. — heimgegangenen Pastor zu S. Avelien, Michael Diemer und in dem Pastor zu Jung S. Peter Fr. Horning. P. Diemer wirkte besonders auf literarischem Felde, auf dem er besonders den kämpfenden preußischen Lutheranern — „meinen Brüdern im Feuerofen“ — die Bruderhand reichte, sie zum Ausharren aufmunterte, und dadurch auch im Elsaß gewaltig zündete; ein Landsmann und Freund Diemers, P. Phil. Jaf. Aker, früher in Metz, siedelte in die preuß. luth. Kirche über, P. Horning wirkte durch entschiedenen, oft schneidigen Kampf auf der Kanzel und mit der Feder wider unkirchliche und antikirchliche Erscheinungen, wider Union, Pietismus, Kapell-Christenthum, Werkerei, Baptismus, wider alle falsche Lehre. Er führte in seinen kleinen Schriften, (3 Hefte in etwa 36 Nummern) unter dem Titel „Evangelisch-lutherische Kirche“, welche weit verbreitet sind, ein scharfes, wuchtiges Schwert.

Der Verf. vorliegender Correspondenz (Nr. 18) macht P. Horning, ohne seinen Namen zu nennen, aber ihn deutlich genug bezeichnend, den Vorwurf der Schroffheit, des Parteitreibens, aber einmal erfordern gewisse Uebelstände, die in der übelberathenen Landeskirche tief eingeroset sind, ein scharfes, schneidendes Schwert und sodann hatte er es mit giftigen, verbissenen Gegnern zu thun, welche nicht offenen, aber zähen Widerstand entgegensetzten. Horning kämpft mit dem guten Bewußtsein eines guten Grundes, einer guten Sache, während die Gegner auf theilweise verlorenen Posten stehen und dieselben so lange als nur möglich zu halten suchen. Daß P. Hornings Wirken (auf der Kanzel, im Beichtstuhle, auf Missionsfesten, auf Conferenzen und auf dem Gebiete der Literatur), ein höchst bedeutendes und reich gesegnetes ist, das müssen selbst seine Gegner zugestehen. Daß er aber auch „lebt, was er glaubt und lehrt“ hat er während der strengen und herben Belagerung vom August und September v. J. bewiesen, wo er unter dem Regen der Granaten täglich die Kranken und Verwundeten be-

suchte und tägliche Morgen- und Abend-Gottesdienste (zuletzt, da seine Kirche zerstört war, in einem Schulsale) hielt.

Das kirchliche, das lutherische Bewußtsein erwacht allenthalben wieder in Stadt und Land, Gemeinden und Pastoren werden mehr und mehr davon durchdrungen und nur das Directorium der Landeskirche und die Fakultät verschließen sich demselben noch einmüthig. Während vor 20—25 Jahren P. Horning ziemlich einsam stand, sammelte sich nach und nach um ihn ein Kreis von 20—30 besonders jüngeren Pastoren. Viele, die ihm früher entgegentraten, haben den Widerstand aufgegeben, und der befruchtende Same rein lutherischer Lehre ist durch das Land bis hinauf nach Mühlhausen und hinab bis nach Weissenburg und durch das benachbarte Deutsch-Vothringen hindurchgedrungen, die Einführung der Union, vor 22 Jahren versucht und von Vielen damals freudig begrüßt, ist nun zur Unmöglichkeit geworden.

So ist denn auf diesem gesunden Wege das Deutschthum gepflegt, die Wiedervereinigung mit dem alten Bruderlande angebahnt, und zugleich der lutherischen Kirche, in Deutschland vielfach gefährdet, eine heimische Stätte bereitet. Als es von uns abgerissen wurde, das schöne Glied am Leibe deutschen Reiches, das Rheinland mit seinen schönen Bergen und fruchtbaren Ebenen, da war es ein Opfer deutscher Zerrissenheit und Ohnmacht: möchte seine Wiedervereinigung mit dem enig gewordenen Mutterlande ein Wiedererstehen der lutherischen Kirche in deutschen Landen bedeuten. E. E.

## Anzeige.

Von dem in Nr. 22 der Ev. K. Z. mitgetheilten Liebe zum Friedensfeste: „Das Herz hinauf, ihr Frommen!“ sind 1000 Exemplare für 1 Thlr. 25 Sgr. zu haben im Eckarts- hause bei Eckartsberge in der Prov. Sachsen durch den Anstalts- Vorsteher, Herrn L. Reibhardt.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 29. März.

N<sup>o</sup> 25.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 7. Die Methodisten.

In New-York hat die Wiege des amerikanischen Methodismus gestanden; aus kleinen unscheinbaren Anfängen ist er zu außerordentlicher Macht und Bedeutung herangewachsen; seine Geschichte ist äußerst interessant, lehrreich und vielfach uns beschämend; wir werden im Folgenden auch die Schattenseiten, insbesondere die falsche Lehre nicht verschweigen; doch aber müssen wir bemerken, daß der amerikanisch-englische Methodismus sich doch in gar manchen Stücken und zwar zum Vortheil von dem deutschen des Westens unterscheidet. Man findet bei jenem die Werthschätzung der Wissenschaft, kein so engherziges Verkegern von Christen, die nicht methodistisch bekehrt sind, nicht diese bittere unlautere Feindseligkeit gegen die lutherische Kirche, wie wir sie bei den deutschen Methodisten im Westen zur Genüge wahrgenommen. Wir benutzen im Folgenden vorzüglich das wohl begeistert geschriebene, aber doch den Eindruck der Wahrhaftigkeit machende, auch die Schattenseiten nicht verschweigende, auf Originaldocumenten ruhende Buch eines geistreichen Methodistenpredigers J. B. Wakely. \*) Wir wünschten nur, daß ein ähnliches Werk auch für die lutherische Kirche vorhanden wäre. Der Methodismus ist schon insofern für uns Deutsche von ganz besonderem Interesse, als es Nachkommen von Deutschen waren, welche ihn hieherbrachten. John Wesley, der bekannte Gründer desselben, hielt sich sechs Jahre in Irland auf; es fand in manchen Theilen dieses Königreichs eine große Erweckung statt. Im Westen von Irland, in der Grafschaft Limerick, hatte die Königin Anna einen Theil der nach Amerika verlangenden unglücklichen Pfälzer angesiedelt; sie erhielten dort fruchtbares Land, befanden sich aber in drückender Abhängigkeit von den großen Landbesitzern. Ihre Nachkommen heißen noch immer Palatines. Wesley besuchte auch diese; er war oft in Balligarane; hier wurde Philipp Embury, ein Nachkomme von Pfälzern, bekehrt; hier war der Geburtsort des amerikanischen Methodismus. In seinem Tagebuche vom 23. Juni 1758 schreibt Wesley: „Ich ritt hinüber nach Count Mattras, einer Colonie

von Deutschen, deren Väter vor etwa 50 Jahren aus der Pfalz hergekommen sind; 20 Familien derselben haben sich hier niedergelassen, 20 in Killiheen eine Meile davon, 50 zu Balligarane zwei Meilen östlich, 20 zu Pallas vier Meilen weiter. Jede Familie hat etliche Acres Land, worauf die kleinen Häuser stehn; da sie keinen Prediger hatten, so waren sie sehr verwildert; sie waren Trinker, Flucher, aller Religion baar. Aber seitdem sie die seligmachende Wahrheit angenommen haben, sind sie davon gereinigt; ein Eid wird selten unter ihnen gehört, ein Trunkener selten in ihren Grenzen gesehen.“ Unter dem 9. Juli 1760 schreibt er: „Ich ritt nach Killiheen hinüber, einer deutschen Niederlassung, etwa 20 Meilen südlich von Limerick; es regnete fortwährend, aber der Eifer der armen Leute ließ uns das verzeihen. Abends predigte ich in einer andern deutschen Colonie, in Balligarane, die dritte ist zu Count Mattras. Ich denke, drei solche Ansiedlungen sind schwerlich in England und Irland zu finden. Da ist kein Fluchen oder Schwören, keine Entheiligung des Sabbaths, keine Trunkenheit, kein Trinthauss. Wie werden diese armen Fremdlinge im Gericht aufstehn gegen die, welche um sie herumwohnen!“ Unter dem 16. Juli spricht er von einer deutschen Ansiedlung in New-Market; er bemerkt aber, daß ein großer Theil der Ansiedler, durch die Härte der Landeigentümer in entsetzliche Armuth versunken, in anderen Theilen von Irland, ja meistens in Amerika eine Zufluchtsstätte gesucht habe. Im Jahre 1762 schreibt er: „die Pfälzer sind ernste, nachdenkende Leute und ihr Fleiß verwandelt alles Land in einen Garten.“ Die deutschen Irländer nahmen Wesley willig auf; unter ihnen ward Philipp Embury bekehrt; 1752 ward er mit Wesley bekannt. Montag den 25. Dezbr. 1752 bezeichnet er als den Tag seiner „Bekehrung“. Er wanderte im Frühjahr 1760 nach Amerika aus; er ließ sich in New-York nieder und wohnte ganz unten in der Stadt in der Johnstraße. Er war ein Zimmermann und Tischler; schon in Irland war er neben seinem Handwerk Lokalprediger (Kalenprediger) gewesen. Eine Anzahl von anderen methodistischen Irländern war indeffen auch nach New-York gekommen; sie waren wie Schafe ohne Hirten, „ohne Predigt des Wortes, ohne Sakramente, ohne Klaferversammlungen, ohne Liebesmähler.“ Sie erkalteten allmählig und belustigten sich in weltlicher Weise; Embury nahm nicht Theil an ihren Vergnügungen, aber er stellte sein Licht unter den Scheffel und schwieg stille. Da kam im nächsten Jahre eine fromme Familie aus Balligarane, mit Namen Sid

\*) J. B. Wakely: lost shapters recovered from the early history of American Methodism. New-York 1858. Der Verfasser ist jetzt presiding elder.



nach New-York. Die Frau Barbara Hild, geb. Ruckel, war „eine Mutter in Israel“; eines Abends kam sie in die Gesellschaft der abtrünnigen Methodisten; diese waren gerade beim Kartenspiel; sie ergriff die Karten und warf sie mit Unwillen in das Feuer. Mit großem Ernste ermahnte sie dann die Versammelten, ging sodann in das Haus von Embury und sagte zu ihm: „Bruder Embury, Du mußt uns predigen oder wir werden alle zur Hölle fahren und Gott wird unser Blut von Deiner Hand fordern.“ Das kam wie ein Donnerschlag über den armen Embury; er wollte sich entschuldigen, er hätte kein passendes Lokal, keine Gemeinde; aber sie sagte: Predige in Deiner Wohnung denen, die dort zusammen kommen wollen. So mußte er denn nachgeben; sie eilte herum und suchte Zuhörer — es fanden sich im Ganzen fünf! Diese bildeten die erste Klasse; bald ward der Raum zu klein; das hölzerne kleine Häuschen Embury's war nur einstöckig, mit einem Fenster und einer Thüre in der Fronte. So mietheten sie einen größeren Raum in der Nachbarschaft und brachten die Miete durch freiwillige Beiträge auf. Einmal wurden sie durch die Anwesenheit eines englischen Offiziers zuerst erschreckt, dann erfreut; der Capitain Thomas Webb, eine der Säulen des amerikanischen Methodismus in der Heimath, von John Wesley bekehrt, war von Albany gekommen, um mit seinen Glaubensgenossen anzubeten. Diese luden ihn ein, ihnen zu predigen, so half er denn Philipp Embury hin und her, ja er ging später nach anderen Stellen wie Philadelphia, Long Island u. s. w. und wirkte mit großem Erfolge. Er war verpflichtet, seine scharlachrothe Uniform mit Goldstreifen sammt seinem Schwerte zu tragen, so auch, wenn er predigte. Das erregte großes Aufsehen; Viele kamen aus Neugierde hin; er redete freimüthig und eifrig; mit donnernder Stimme rief er oft: thut Buße oder seid verdammt in Ewigkeit! Zugleich schlug er mit der Hand so stark auf das Predigtstuhl, daß „ein Schrecken durch die Herzen der Feinde Christi ging.“ Dieser Capitain Webb hatte in der Schlacht auf den Ebenen von Abraham 1758, durch welche General Wolfe Quebec eroberte, aber selbst sein Leben verlor, sein rechtes Auge eingebüßt, war dazu auch im rechten Arm verwundet worden; er erhielt einen ehrenvollen Abschied und sein Capitainsgehalt als Pension. Damals kümmerte er sich nicht um Gottes Wort; 1764 ward er durch eine Predigt Wesley's erweckt. Er trat zuerst in Bath, England, öffentlich auf und theilte seine „Erfahrungen“ mit; der Prediger, welcher predigen sollte, war nemlich nicht gekommen; so bat ihn die Gemeinde zu predigen; er that es mit großem Erfolge. Bald darauf ward er zum Quartiermeister in Albany ernannt und kam so nach Amerika. Als er von den Anfängen der methodistischen Gemeinde in New-York hörte, eilte er voll Freude hin sie zu begrüßen. Seine Liberalität trug das Meiste dazu bei, daß eine Kirche in New-York erbaut wurde. Er war sehr thätig; er predigte nicht nur in Albany, sondern auch an vielen anderen Stellen, gründete in Philadelphia eine Gemeinde von 100 Gliedern, predigte auch in Baltimore. Im J. 1772 war er in Dublin zum Besuch und traf mit Wesley zusammen, der

ihn sehr hoch schätzte. Mit aller Macht wirkte er darauf hin, daß ordinirte Prediger nach Amerika geschickt wurden, und hatte die Freude, daß Wesley auf seine bringenden Bitten einging. Der „Koloß der Revolution“ John Adams, ein großer Redner, war 1774 als Mitglied des Congresses in Philadelphia; er schreibt: „Abends ging ich in die methodistische Versammlung und hörte Herrn Webb, den alten Soldaten, welcher zuerst als Quartiermeister unter General Braddock nach Amerika kam. Er ist einer der beredtesten Leute, die ich je gehört; er bewegt die Einbildungskraft und ergreift das Gefühl der Zuhörer, drückt sich auch mit großer Correkttheit aus.“ Da sieht man: pectus facit disertos. Ein Anderer sagte: „Webb ist ein rechter Whitefield in seinem Vortrage.“ Jemand erzählte ihm, ein reicher Mann hätte sich bekehrt; er fragte trocken: „Ist seine Börse bekehrt?“ Webb stimmte hierin mit Dr. Adam Clarke überein, welcher zu sagen pflegte, daß er von der Religion eines Mannes, die ihm nichts koste, wenig halte (he did not believe in any man's religion that did not cost him anything). Als Webb zum letzten Mal nach England zurückgekehrt war, nahm er seine Wohnung in Bristol; den 10. Dezember 1796 ging er nach der Abendandacht wie gewöhnlich zu Bette, bald darauf schief er still und ohne Kampf für immer im Alter von 72 Jahren. — Die Methodisten von Philadelphia, Baltimore und New-York liebten es, ihre Gottesdienste in oberen Bodenräumen unter dem Dache (Rigging-lofts) zu halten, weil diese sehr groß und billig waren. So mietheten die Methodisten in New-York 1766 einen Bodenraum in der jetzigen Williamstraße, dessen die jetzige Generation noch mit unbeschreiblicher Verehrung gedenkt. Er war einfach genug, 60 Fuß lang, 18 Fuß breit; hier wurde zweimal am Sonntag und einmal in der Woche am Donnerstag Abend von Embury oder Webb gepredigt. Das Gebäude wurde erst 1854 heruntergerissen: Wakely nahm ein Stück Holz davon nach Hause zum Andenken an dies alte, in der Geschichte des Methodismus so berühmte Gebäude; aus dem Holze wurden Spazierstöcke gemacht und von vielen Methodisten gekauft; sie hatten einen Knopf von Elfenbein mit der Inschrift: „Rigging Loft 1766. Philipp Embury.“ Als der Bodenraum zu klein wurde, dachte man unter Gebet an die Errichtung einer Kirche; aber die Glieder waren arm und gering an Zahl, dazu sahen die politischen Verhältnisse sehr trübe aus, der Krieg mit England drohte auszubrechen, Geld war sehr knapp. Hier in New-York kann man auch jetzt die Erfahrung machen, daß die Leute nur dann Muth und Unternehmungsgeist auch in kirchlichen Dingen haben, wenn die Geschäfte gut gehen, während doch der rechte Muth aus dem Glauben kommen soll. Die Gemeindeglieder hatten so manche Bedenken, sie nahmen ihre Zuflucht zum Gebet; da entschied eine Frau die Sache, Barbara Hild. Diese erklärte, Gott hätte sie gewiß gemacht, daß ihr Unternehmen gelingen würde; sie legte einen — wie sie meinte von Gott ihr eingegebenen — Plan vor; derselbe ward angenommen, eine Subscriptionsliste fertig gemacht und herumgeschickt — wie dies auch



jetzt noch der gewöhnliche Weg hier zu Lande ist, wenn man eine Kirche bauen will. Sie sammelten im Ganzen unter sich und von Gliedern anderer Kirchen 418 Pfund, eine für jene Zeit beträchtliche Summe. In der wieder aufgefundenen Subscriptionliste, welche im Ganzen 250 Unterschriften enthält, stehen auch so manche deutsche Namen, wie Frau Hauser mit 8 Schill., Johann Wessel mit 5 Schill., W. Rheiländer mit 1 Pfund, der Herrenhuterprediger A. Benninger mit 1 Pfund, Streier mit 4 Schill., David Grimm mit 8 Schill., Rud. Ritzmann (wohl holl.-reformirt, ein holländ.-ref. Prediger hieß so) mit 1 Pfd., Phil. Ebert 1 Pfd., Capit. Hecht 3 Pfd. 4 Schill., Peter Grimm 1 Pfd., Benjamin und Wilhelm Rheiländer 1 Pfd. Der Capitain Webb begann die Subscriptionen mit 30 Pfd., und so muß es sein, viele Listen werden dadurch verborben, daß man mit zu kleinen Zeichnungen anfängt, danach richten sich dann die Andern. Der Zweite in der Reihe war ein Kriegscamerad von Webb und Kirchpfleger (trustee) W. Lupton, welcher 20 Pfd. zeichnete und später 10 Pfd. zulegte. Dieser hatte das Motto: „Erst die Kirche, dann mein Haus.“ Als eine Seltsamkeit aus jener Zeit figurirt in der Kirchbaurechnung ein Posten: „Rum für die Arbeiter,“ 15 Pfd. 3 Schill. 1 Penny für Lichter und Rum — kein kleiner Posten. Man konnte damals kein Haus, keine Kirche bauen, ohne den Arbeitern Spirituosen zu geben, wie dies leider auch in Masuren in Ostpreußen der Fall ist; bei den Hochzeiten, Leichenfeiern, Taufen ging es nie ohne Brantwein ab; im Winter brauchte man ihn zum Erwärmen, im Sommer zum Kühlen; ja es entstand 1791 im westlichen Pennsylvanien sogar ein weit ausgebreiteter Aufruhr, die sogen. Whiskeyrebellion, da der Congreß eine Steuer auf dieses beliebte Getränk gelegt hatte; es wurden damals vom Volk die Beamten danach gewählt, wie sie zu dieser Steuer standen, ja die Prediger wurden — wie die alten englischen Berichte sagen — nicht darauf angesehen, wie es im Punkt der Orthodogie mit ihnen stand, sondern ob sie Freunde des Brantweins (ob in praxi, will ich nicht glauben) waren; war ja doch auch ein deutscher Prediger in Pennsylvanien einer der entragirtesten Steuerverweigerer. Die Methodistten folgten damals auch der allgemeinen Richtung. Besonders zeichneten sich in der Gemeinde damals Johann Jacob Staples aus, ein geborner Preuße, dessen Name gewiß von dem Englischen verändert ist; seine Frau war eine Methodistin, er ward auch Methodist und folgte so dem eigenthümlichen Zuge, der eine Menge von tüchtigen Deutschen zu den englischen Secten treibt; er ward Kirchpfleger und ein Hauptgründer der ersten method. Kirche. Er war der erste, welcher das Zuckerlochen in Amerika betrieb — nun ist dieser Geschäftszweig fast ausschließlich in deutschen Händen und hat die Unternehmer zu Millionen gemacht. Sein erstes Zuckerhaus stand in der Rectorstraße (so nach den Rectoren der Trinitykirche genannt), das zweite größere in Libertystraße nahe der mittleren holländisch-reformirten Kirche; ebenso wie diese ward das Zuckerhaus zu einem Gefängniß für amerikanische Soldaten gebraucht, ein

schrecklicher Aufenthaltsort, vollgestopft mit Gefangenen. Staples war sehr wohlhabend, sein Sohn wurde durch seine Verheirathung mit einer Quäkerin noch reicher, aber durch schlechte Speculation verlor er alles, zog auch seinen Vater mit hinein, der alte Mann ward zuletzt noch bettelarm; das traf ihn so schwer, daß er starb 1806. Einer der anderen Begründer der Kirche war Thomas Brinkley; dieser gehörte mit zu der Wache, welche den unglücklichen Major André zur Execution zu führen hatte. Auch die Geistlichen und Kirchenvorsteher der Trinitykirche subscribirten sehr liberal zum Bau der Methodisttenkirche; denn damals wurden die Methodistten noch als Theil der anglicanischen bischöflichen Kirche angesehen; sie hatten das englische Common Prayer book und communicirten in der bischöflichen St. Pauluskirche; später, als der Methodismus selbständig geworden war, würden die Episkopalen schwerlich so freigebig gewesen sein. Die Methodistten pachteten zuerst und kauften dann von der Wittwe des früheren Rectors der Trinitykirche Barkley zwei Bauplätze in der Johnstraße für 600 Pfd.; dieses Eigenthum sollte für immer zu einem methodistischen Gotteshause dienen; die methodistischen Lehren sollten darin gepredigt werden as long as sun and moon endure; John Wesley und solche Prediger, welche er von Zeit zu Zeit schicken würde, sollten alles Recht über diese Kirche haben, nach seinem Tod Charles Wesley und nach dessen Ableben diejenigen Prediger, welche von der jährlichen Conferenz der Methodistten in London, Bristol, Leeds und New-York dazu bestimmt werden würden, vorausgesetzt, daß alle diese Prediger keine andere Lehre predigen sollten als in John Wesley's Anmerkungen zum Neuen Testament und in seinen vier Büchern Predigten enthalten sei — und da schreit man, daß wir Lutheraner unsere Prediger auf die symbolischen Bücher verpflichten — wir verpflichten nicht einmal auf Luther's Predigten. Von den zwei Zeugen, welche den Kaufcontract unterschrieben, war einer ein Deutscher Johann C. Knapp, den 2. Nov. 1770. Die neue Kirche war 60 Fuß lang, 42 Fuß breit, die Wände von Stein, von außen blau angestrichen. Es sah freilich noch längere Zeit dürftig genug aus. Es waren keine Treppen zu den Gallerien vorhanden, auf Leitern stieg man zu denselben hinauf; die Bänke unten in der Kirche hatten keine Rückenlehne. Der Boden ward mit weißem Sand bestreut, während jetzt keine Kirche ohne seine Teppiche ist. Statt der jetzt gebrauchten Gasflammen dienten damals Talglichter zur Erleuchtung, jeder brachte das seine mit; so spricht Wakeley mit großer Verehrung von den Reliquien der alten Begründer des Methodismus, besonders den messingnen Leuchtern der Barbara Sid. Damals ward nicht gesagt: Gottesdienst zu der und der Stunde, sondern: at earley candle-lighting. Embury hatte als Zimmermann tüchtig bei dem Bau geholfen. Am 30. October 1768 ward die Kirche eingeweiht; Embury weihte sie ein, sein Text war aus Hosea 10, 12 genommen. Er erklärte mit Recht, die beste Einweihung einer Kanzel geschähe durch eine gute Predigt. Er war übrigens ein Greiner, er weinte seine Predigten her (he was emphatically a weeping



prophet, his sermons were generally steeped in tears). Zum Singen hatte man damals keinen Chor, die Gemeinde sang selbst; sie hatten damals noch nicht gelernt, diesen Theil des Gottesdienstes durch ein Comité abmachen zu lassen. Im J. 1770 wohnten schon an 1000 Personen dem Gottesdienst bei. Die Kirche hieß Wesley's Chapel — und da sprechen die deutschen Methodististen so viel von unserer Verehrung Luthers. Es ist aber wohl zu beachten, daß Luther nie einen solchen hierarchischen Einfluß ausgeübt hat als John Wesley. Embury starb 1775 zu Camben, wohin er aus New-York gezogen war, um eine Gemeinde zu sammeln. Er mähte Gras, das Wetter war sehr heiß, so überarbeitete er sich und starb plötzlich im Alter von 45 Jahren; er hatte die Ehre, der Vater des Methodismus in Amerika gewesen zu sein. Die Lokalsprediger oder wie die Leute in Pommern sagen würden, Stundenhalter, erhielten kein Gehalt, sie verdienten sich größtentheils ihren Lebensunterhalt durch Arbeit nebenbei; es waren Männer, an denen man, mag man auch ihre Irrlehren und ihr sectirerisches Treiben mißbilligen, dennoch die Selbstverleugnung, den brennenden Eifer und die Einmüthigkeit des Handelns anerkennen muß. Die Gemeinde that indeß manches für sie, gab ihnen wenigstens eine gute Kleidung, damit sie in der Kirche anständig erschienen; so stehn in den alten Rechnungen der Gemeinde die Ausgaben für einen neuen Hut, für drei Paar Strümpfe, für Koffer, Mantel, sogar für Briefe aus der Heimath; so handelte die Gemeinde an Embury, so an dem armen Robert Williams, der um 1771 aus Irland gekommen, Lokalsprediger in New-York geworden war. Sie bezahlte den Arzt, der den Prediger in der Krankheit besuchte — jetzt nehmen die Aerzte von den Predigern nichts und das ist ein großer Vortheil bei den theuern Rechnungen hiesiger Aerzte — ja den Barbier, der die Prediger rasirte. Williams war der Begründer des Methodismus in Virginien, starb schon bald 1775. Endlich vermochte John Wesley, der mittlerweile der Gemeinde 50 Pfd. zur Abtragung der Kirchenschuld geschickt hatte, auch ordinirte Prediger nach New-York zu senden. Er sandte sie zu zweien aus. Richard Boardman und Joseph Pilmoor trafen nach neunwöchentlicher Reise 1769 in Philadelphia ein — diese Stadt war damals der Haupthandelsplatz und hatte viel mehr Schiffsverkehr als New-York; in Philadelphia fanden sie Captain Webb und 100 Methodististen, welche sie mit offenen Armen aufnahmen. Pilmoor predigte zum öftern in Philadelphia, einmal im Freien auf einer Bühne, die zu einem Wettrennen errichtet worden war, um fünf Uhr des Morgens. Die Leute sagten vorher, das passe nicht für Amerika. Aber er hatte doch 4—5000 Zuhörer. Pilmoor trat übrigens später in New-York zur anglikanischen Kirche über; um 1802 wollte man ihn zum Hilfsgeistlichen an der Trinitykirche haben; Wilhelm Post und

172 Gemeindeglieder reichten eine Petition zu diesem Ende bei dem Kirchenrath ein. Dieser aber hatte große Bedenken wegen des unruhigen Temperaments von Pilmoor, der Reiseprediger gewesen, wegen seiner Predigtweise u. a. Genug, er ward nicht gewählt; seine Freunde trennten sich von der Trinitykirche, bezogen Pilmoor zu ihrem Prediger und gründeten eine neue Episkopalgemeinde. Wäkelh bemerkt hiezu: „Wahrscheinlich wollte der Kirchenrath von Trinity einen Prediger haben, der nicht begeistert und warm, sondern kalt wie eine Dezembernacht predigte. Da sieht man aber das Uebel, wenn die Kirchenräthe, wie hier im Osten häufig, alle Gewalt in Händen haben, ähnlich wie ein Consistorium in Deutschland und die Wünsche der Gemeinde nicht beachtet werden. Hier zu Lande sind 173 Gemeindeglieder schon eine große Anzahl. Die Kirche der Abgegangenen war in der Umstraße und der Nachfolger Pilmoor's Lyell, der ebenfalls von den Methodististen abgegangen war. Boardman blieb dem Methodismus treu; bei seiner Ankunft in New-York setzte die Gemeinde fest, daß jeder Prediger, der drei Monate in New-York gearbeitet hätte, drei Pfund Sterling zu Kleidern erhalten sollte. Die alten Methodististen liebten den Predigerwechsel oder, wie sie es nannten, die Reisepredigt. Sie hatten keine Neigung, einen Prediger fest anzustellen, im Gegentheil alle 4 bis 6 Monate oder alle Jahre wechselten sie mit den Predigern. Jetzt bleiben die Prediger gewöhnlich drei (vor Kurzem noch zwei) Jahre an demselben Orte. Ueber die Vortheile und großen Nachtheile dieser Einrichtung ist schon Manches geschrieben worden. Die Conferenz der Prediger bestimmt jedem die Stelle bei den regelmäßigen Zusammenkünften. Jetzt scheint es, als wenn auch die Laien bei diesen Conferenzen vertreten sein werden; es ist diese Angelegenheit den einzelnen Gemeinden zur Abstimmung vorgelegt worden und die meisten haben sich für Laienvertretung entschieden. Die Gemeinde in New-York gab dem Prediger auch ein Buch Papier für je ein Vierteljahr; dabei verlangten sie zweimal Predigt am Sonntage, ebenfalls am Dienstag und Donnerstag Abends, und Mittwoch Abends die Leitung der Klaferversammlung. Sie erwarteten, daß die Prediger sich wenig aufschreiben würden, höchstens eine Predigtdisposition. Boardman erwies sich als überaus thätig; er brachte später den Methodismus nach Providence und Boston, ein durch seine Predigten erweckter Johann Mann brachte denselben nach Neuschottland. Die Gemeinde baute auch ein Predigerhaus neben der Kirche in Johnstreet — übrigens galt ihre Kirche in den Augen des Gesetzes nicht als eine solche.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 1. April.

№ 26.

## Das Wesen der Kirche

nach heiliger Schrift, Geschichte und Bekenntniß, insonderheit Art. VII der Conf. August. Eine kirchengeschichtliche Studie von R. Trebiz, evang.-luth. Pfarrer. Leipzig, Dörffling und Franke, 1870. 250 S. (Gekrönte Preisschrift.)

Als die lutherische Kirche aus ihrem langen Schlafe während der Aufklärungszeit erwachte, schlug sie zuerst ihre Augen auf zu ihrem Herrn und Haupte, Jesu Christo, und sah ihre Lust an der Herrlichkeit ihres Bräutigams, des Schönsten unter den Menschentöchtern. Aus Gottes Wort und ihren Bekenntnissen suchte sie in heiliger Begier Antwort auf die Frage nach Christi Person und Werk und lernte wieder mit ihren Bekenntnissen Gottes und Marien Sohn als ihren Erlöser bekennen. Dann wandte sie sich naturgemäß der Betrachtung ihrer selbst zu, — denn Christus und Sein Volk sind innig verbunden, auf das: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn“, folgt nothwendig das: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen“, — und in langer, ernster Geistesarbeit, zu der die werthe Magd ihre Noth trieb, vertiefte sie sich wieder in die Forschungen der deutschen Reformatoren und ihrer Nachfolger nach ihrem Wesen. Wir stehen noch mitten in dieser Arbeit. Wenn aber die Frage: „Wie dünket euch um Christo?“ in weiten Kreisen auch über die Grenzen der lutherischen Kirche und der Theologen hinaus die schriftgemäße Antwort findet, anders ist es mit der Frage: „Was ist die Kirche?“ Da ist der Kreis derer, welche von ihrem Wesen und von den aus der richtigen Auffassung desselben resultirenden kirchlichen Fragen auf Grund der Schrift und der Bekenntnisse unserer Kirche unterrichtet sind, viel enger. Er beschränkt sich im Wesentlichen auf die Confessionellen, die separirten Lutheraner, welche, Dank der Union, zuerst wieder auf die Kirchenfrage hingetrieben wurden, und die Lutheraner in den Landeskirchen. Außerhalb dieses Kreises herrscht viel Unwissenheit und Unklarheit, auch unter denen, welche von Amtswegen über kirchliche Fragen klar sein müßten, unter Professoren, Pastoren und Kirchenregimentsgliedern. Je nachdem sich die Gestalt der Braut des Herrn in den mancherlei Subjecten und Parteien spiegelt und sich mit dem ganzen Sein und Wünschen derselben in Concordanz setzt, je nachdem wird sie in unserer von Subjectivismus und Liberalismus durchfressenen Zeit auf-

gefaßt, in Wissenschaft und Leben behandelt. Daher das verworrene Geschrei über sie in den Lagern der Anticonfessionellen.

Indem wir dies beklagen, sind wir weit entfernt, unsere Augen vor den Differenzen zu verschließen, welche auch unter den Bekenntnistreuen vorhanden sind. Die Kirche war zu weit abgekommen von der kindlichen Unbefangenheit und Klarheit, besonders von dem einfältigen Gebundensein in Gottes Wort und dem Gehorsam gegen dasselbe, wie sie zur Zeit ihrer Blüthe in den Gemüthern ihrer treuen Glieder herrschten, als daß beim Ausgraben der Fundamente des verfallenen Hauses und Wiederaufbauen auf denselben nach dem Grundrisse in Gottes Wort und den Bekenntnisschriften zugleich alle einer Meinung hätten sein können. Besonders machte sich der alte Gegensatz in Bezug auf das Wesen der Kirche, welcher in voller Schärfe zwischen der Eckschen Confutatio und den symbolischen Büchern unserer Kirche, zwischen Tridentinum und Chemnitz, Bellarmin und Joh. Gerhard vorhanden gewesen war, wieder geltend; jedoch wurde derselbe durch das Stehen auf einem Grunde und das Ringen nach Verständniß der gemeinsamen Wahrheit in Schrift und Bekenntniß gemildert. Die separirten und subseparirten Lutheraner, die Neu- und Altlutherischen innerhalb der Landeskirchen Deutschlands und außerhalb seiner Grenzen stehen sich im Wesentlichen darin gegenüber, daß die Einen mehr auf die äußerliche Seite der Kirche als Anstalt zur Sammlung der Gläubigen, die Andern mehr auf ihre innerliche als congregatio sanctorum den Ton legen. Daraus ergeben sich nothwendig Consequenzen. Betont man die Anstaltskirche zu sehr, hält man sie wohl gar mit den Römisch-Katholischen für die wahre Kirche, dann ist das Kirchenregiment und die Kirchenverfassung göttlichen Rechts, von Christo und den Aposteln selbst eingesetzt, dann ist auch der Episcopat (als höhere Stufe, der die Kirchenleitung befohlen ist) göttliche Institution, ja der Primat des Papstes ist dann organisches Postulat desselben, dann stellt sich der göttlichen Ordnung in der Schrift die göttliche Ordnung in der Geschichte gleichberechtigt zur Seite, die Schrift ist nicht mehr die alleinige norma normans, vor die Sonne der Wahrheit treten die Nebel menschlichen Irrthums; dann ist der Episcopat, wenn göttliche Institution, die einzige gottgewollte Form des Kirchenregiments, jede andere Sünde, ihm muß unbedingt bei Verlust des Heils gehorcht werden. Das Ende dieser Ueberspannung der wahrscheinlich der Kirche heilsamsten und am meisten historisch = begründeten Institution ist die Unfehlbarkeit des



Papstes, die völlige Erstarrung der Kirche und der Verlust der heiligsten Güter der Seele, wie die unerbittliche Geschichte zeigt. Ist die äußerliche Kirche die wahre, dann macht das Sacrament der Taufe die Kirche, nicht Taufe und Glaube, Gottes That und Ergreifen derselben, dann sind auch die *impii*, in quibus nihil agit Christus, Glieder der wahren Kirche, nicht bloß Genossen derselben *secundum externos ritus*. Dann wird aber die Kirche, der lebendige Leib des Herrn, unaufhaltsam in das sündige und irrthumsvolle Wesen der Menschen herabgezogen, dann ist Christus und Sein Evangelium nicht mehr Centrum derselben, dann wird sie eine *externa politia bonorum et malorum*, so äußerlich und sichtbar, wie der Staat Venedig. Das sind die nothwendigen Consequenzen ohne Consequenzmacherei.

Neuerdings hat sie F. W. Schulze in seinem Buche über romanisirende Tendenzen unumwunden gezogen. Mag er zusehen, wie er sich mit unsern symbolischen Büchern auseinandersetzt, wenn er sagt: „Die wahre Kirche ist aber dennoch die unter uns bestehende sichtbare Kirche, nicht die unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen“; mag er zusehen, wie er sich mit sich selber auseinandersetzt, wenn er vorher äußert: „Die Kirche ist principaliter freilich eine Gemeinschaft des Glaubens.“ Er muß dann principaliter wohl anders fassen, als die Apologie. Aber davor sollten wir uns doch hüten, Ausdrücke, wie dies principaliter, Begriffe, wie *divini juris seu secundum evangelium*, anders zu fassen, als die symbolischen Bücher. Daraus folgt Begriffs- und Sprachverwirrung. Sage man lieber rund heraus: „Die Geschichte gilt mir mehr, als die symbolischen Bücher,“ und versuche letztere aus der Schrift zu bekämpfen.

Die Bekenntnisschriften unserer Kirche kennen nur eine Kirche mit zwei Seiten, einer inneren und einer äußeren, die, wenn auch schwer mit einem Blicke zu erfassen, nicht geschieden werden dürfen, jedoch begrifflich unterschieden werden müssen, die auch durchaus nicht gleiche Geltung haben. Handelt es sich um die Frage nach der wahren Kirche, soll das Wesen derselben definiert werden, so sind viele Ursachen vorhanden, wie es in der Apologie heißt, welche dazu nöthigen, sie als den lebendigen Leib Christi zu definiren, item, *quae est nomine et re ecclesia*. Sie ist nicht nur *externa politia bonorum et malorum*, das ist sie auch, sondern sie ist principaliter *societas fidei et Spiritus Sancti in cordibus, congregatio sanctorum*. Die *impii*, *membra mortuâ*, sind nicht Glieder derselben, weil sie nicht durch den Glauben am Haupte der Kirche hängen; sie sind *membra regni diaboli*. Wie die Reformatoren in der Lehre vom heil. Abendmahl die Ungläubigen als trennende Scheidewand zwischen sich und die Reformirten stellten, so müssen die *impii* nach ihrer Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zur Kirche behufs scharfer Charakterisirung des römischen und evangelischen Kirchenbegriffs dienen. Ist die Kirche der lebendige Leib des Herrn, in welchem das Evangelium wirksam ist zur Seligkeit der Glieder und alles durch das Wort allein normirt wird, so sind Kirchenregiment und Kirchenver-

fassung, kirchliche Ordnungen, *ritus ecclesiastici*, nur *humani juris*, d. h. sie sind nicht in der Schrift angeordnet, weil der Herr aus seiner Kirche keine Gesetzesanstalt machen wollte. Sie sind in der Entwicklung der Kirche auf Erden unter Gottes Leitung und Zulassung nach Ort und Zeit verschieden entstanden, nicht gleichgültig, sondern am Evangelio gemessen zum Gedeihen derselben höchst wichtig, aber nicht nöthig zur Seligkeit gerade in dieser Gestalt. Weil sie unter Mitwirkung des menschlichen Factors geschichtlich erwachsen, mischt sich auch Sünde und Irrthum der Menschen nothwendig hinein. Der Herr Christus will aber seinen heiligen Leib wohl aus Menschen und unter Menschen sich erbauen, jedoch nimmermehr mit dem unvollkommenen und sündigen Wesen derselben sich vermischen lassen. Darum, weil Evangelium und Seelenseligkeit auf dem Spiele steht, haben die Reformatoren so entschieden das göttliche Recht der äußern kirchlichen Verfassung verneint. Denn wenn Episcopat und Papstthum göttliche Institutionen sind, dann sind die Seelen in der Menschen Knechtschaft, Menschen und ihren Satzungen zu Gehorsam verpflichtet. Das Wort Gottes ist nicht mehr Quelle alles Heils, Christus ist nicht mehr der alleinige Herr seiner Gemeinde. —

Man erkennt nach dem Gesagten leicht, wie bei der Verschwommenheit der subjectiven Geister und bei den Differenzen unter den Bekenntnistreuen ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Kirche von hoher Wichtigkeit ist, besonders ein so werthvoller und von so eigenthümlichen Vorzügen, wie das Trebitz'sche Buch. Nicht ein theologischer Professor oder Kirchenrechtslehrer, deren ja in neuerer Zeit viele mit deutschem Fleiße und deutscher Tiefe die Kirchenfrage bearbeitet haben, sondern ein einfacher weimarer Landpfarrer hat dies Buch geschrieben, und der Großherzoglich sächsische Kirchenrath zu Weimar hat dadurch, daß er ohne Ansehen der Person, allein von der wissenschaftlich-tüchtigen und lebensvollen, aber doch schnurstracks gegen seine kirchlichen Anschauungen gehenden Ausführung bestimmt, ihm als Concurrenz- Arbeit der Rührstiftung (!) den Preis zuerkannt hat, durch solche unparteiische Krönung sich selber hoch geehrt.

Daß es das Werk eines Bekenntnistreuen lutherischen Pfarrers ist, der mitten in der kirchlichen Praxis und dem bewegten Leben der Gegenwart stehend, Richtigkeit und Unrichtigkeit der Theorien am Maßstabe der Amtserfahrungen hat messen und mit Verstand und Herz die brennende Frage der Gegenwart im Lichte der Schrift und der Geschichte der christlichen Kirche hat beurtheilen können, das giebt dem Buche seinen besonderen Werth. Das heßt auch Dr. Luthardt, welcher die Vorrede geschrieben hat, hervor, wenn er sagt: „Es haben bedeutendere Theologen, als der Verf., über die Frage von der Kirche („zwei,“ „drei,“ „vier,“ „acht Bücher“) geschrieben; aber seine Schrift hat vor anderen ihre besonderen Vorzüge. Dahin rechne ich vor Allem den, daß sie nicht bloß dogmatische Erörterungen anstellt, sondern uns in die lebensvolle Welt der Geschichte und mitten in die Fragen und Aufgaben der Gegenwart führt.“ „Man mag



vielleicht mit diesem oder jenem einzelnen Sage oder Urtheil des Verfassers nicht einverstanden sein — den treuen und kundigen Sohn unserer Kirche wird man allenthalben finden und sich gerne von ihm führen lassen. Es hat etwas Wohlthuendes, daß die Untersuchungen und Erörterungen immer durch einzelne concrete Züge des wirklichen Lebens beleuchtet und belebt werden. Und wenn in denselben nicht bloß der dogmatische Verstand und das historische Wissen redet, sondern auch der frische lebensvolle Geist und das warme Herz, welches die Nothe und Schmerzen der Kirche mitfühlt und trägt, so wie Erfahrung des praktischen Geistlichen, so kommt das dem Buche und dem Leser zu Gute.“

Heiße, schmerzliche Liebe zu unserer theueren lutherischen Kirche in ihrer Kreuzgestalt, besonders zu dieser Zeit, hat das Buch erzeugt; aber man findet in ihm bei aller Entschiedenheit und scharfen Darstellung der schriftwidrigen Entwicklung, ja bei hier und da hervorbrechendem heiligen Zorn doch keine Bitterkeit und Härte gegen Andersgläubige, sondern ein ruhiges, besonnenes, klares, der Wahrheit gehorsames und alles an Schrift, Geschichte und Bekenntniß, insonderheit Art. VII. der Aug. messendes Urtheil. Große Belesenheit, glückliche Herbeiziehung von allerlei Einschlagendem aus Geschichte und Schriften älterer und neuerer Zeit, eine wohlthuende Wärme und Durchsichtigkeit der Sprache, machen das Lesen des an theologischen Begriffsbestimmungen doch wahrlich nicht armen Buches mehr zu einem Genuße, als zu einer Arbeit. Was wir älteren Pastoren in dreißigjährigem Amtsleben vielleicht uns, so zu sagen, stückweise an richtigen Anschauungen über das Wesen der Kirche und die mit ihm zusammenhängenden Fragen, an ihm entsprechenden kirchlichen Erfahrungen und Maximen des Amtes zusammenleben mußten, das bringt dies Buch schmachhaft zurechtgemacht allen entgegen, welche für die Kirche Herz und Interesse haben. Es ist ein wahres Compendium der brennenden Fragen der Gegenwart, ein Repetitorium der Kirchengeschichte und Dogmatik in puncto Kirche für junge Theologen und alte Pastoren, die ihre Studien noch nicht sehr weit in das Wesen derselben hinein erstreckt haben. Es kann mit seiner Klarheit manches klären, mit seiner Wärme manchen erwärmen.

In Abschn. I. beleuchtet der Verf. die Gegensätze der Gegenwart: Ein lebendigeres kirchliches Bewußtsein bei einem Theile der Zeit — und Volksgenossen — und die materialistische Anschauung und Gesinnung, welche das Ringen der Geister um das Geistliche haßt und verachtet; die römische Kirche, nach ihrer äußerlichen Gesamterscheinung das Gepräge einer Kirche tragend, ja Einer Kirche, und zwar eines imposanten Domes, der sich freilich über dem Grabe der evangelischen Wahrheit wölbt — und der Protestantismus, den Anblick arger Zerklüftung darbietend, nach den Propheten Roms in der Selbstauflösung begriffen, durch seine lautesten Sprecher die Beseitigung aller altkatholischen Lehre und Grundsätze umgestimmt fordernd; aber die edle Ader der Wahrheit, welche in jener Kirche vorhanden ist, ob auch verborgen unter viel todttem Gestein, wird durch Verneinen, Anfechten, Protestgeschrei nicht

überwunden; Staatskirchentum, bei der modernen Entwicklung des politischen Lebens auf die Dauer nicht mehr haltbar scheinend — und das Hoffnungsbild einer deutschen Nationalkirche, die man sich überhaupt unklar, meist aber mehr oder minder confessionslos vorstellt; nicht wenige erwarten, wo nicht das Heil der Kirche, so doch bedeutende Hebung des inneren Lebens von einer freien Verfassung nach Kopfsahlwahlen, viele treiben, den Veruf der Kirche als Pflegerin der Völker verkennend, gerades Weges amerikanischen Zuständen entgegen, die sie in rosigter Verklärung schauen — eine Schaar ernster Männer, mehr oder weniger eng um das Bekenntniß der Väter geschaart, ist bemüht, oft mit redlichem, oft mit blindem Eifer, theils auf gesund=conservativem, theils auf krankhaft=reactionärem Wege, die Kirche von der Wurzel einmüthiger Lehre aus in Verfassung, Cult und Leben auszugestalten und wieder zu der alten Kraft, Würde und Einheit zurückzuführen. Dem lutherischen Bekenntniß steht das reformirte Bewußtsein gegenüber, beiden gegenüber die Union, auf welche Stimmen der Wissenschaft und des Regiments als auf ein großes Heil hinweisen, die „freie Theologie“, welche die Zeugnisse der Väter in moderne, subjective, wissenschaftliche Form umsetzt nach Schleiermachers Art, der Luthern viel besser verstanden habe, als Luther sich selbst, endlich die Männer des „Gemeinde=Princips“, welche factisch die Herrschaft der Majorität in Gemeinde und Kirche einführen.

Nach Beleuchtung dieses Gewoges mannichfaltiger Gegensätze spricht der Verf. aus, daß durch dasselbe als zuverlässiger Compaß nur die rechte Antwort auf die Frage: Was ist die Kirche? dienen könne. Mehr als oberflächliche Kenntniß ihres Wesens und ihrer Merkmale sei allezeit allen nothwendig, die mit Bewußtsein und Kraft ihrer Kirche dienen wollen. Vornämlich sei jeder Geistliche diese Dankbarkeit seiner Kirche, seinem Amte, seinem Gewissen schuldig.

Die Lehre der heil. Schrift von der Kirche wird in Abschn. II. behandelt. Nach Zeichnung des Bildes werden sieben Hauptzüge namhaft gemacht, von denen der fünfte lautet: Die Kirche des N. T. ist nicht nur Heilsgemeinschaft in Christo, sondern zugleich organisirte und entwicklungsfähige Heilsanstalt zur Vereitung der Menschen für das Heil; eines wie das andere. Das letzte Komma soll nach der spätern speciellen Ausföhrung (cf. S. 111) nicht die letztere der ersteren gleichstellen, es soll nur heißen: Beide Seiten sind in der Schrift begründet; aber der Ausdruck ist mißverständlich.

Nachdem in Abschn. III. die historische Entwicklung der Kirche bis zur Reformation, in Abschn. IV. der römische Kirchengriff („Ecclesia una et vera est coetus hominum, ejusdem christianae fidei professione et eorundem sacramentorum communione colligatus, sub regimine legitimorum pastorum ac praecipue unius Christi in terris vicarii Romani Pontificis.“ Bellarmin), in Abschn. V. die Anschauung der Reformirten („der Papst hat das Geistliche leiblich gemacht, sie aber machen das Leibliche geistlich“. Luther) gegeben



ist, kommt der Verf. in Abschn. VI. auf Luther und seine Lehre von der Kirche. Die wahre Kirche sei dem Reformator Christi Leib (*ecclesiam virtualiter non scio nisi in Christo*), *communio sanctorum*, Gemeinschaft der Heiligen und Gläubigen. „Das ist genug zu machen eine Christenheit, auch ohne zeitliche und örtliche Einigkeit.“ Und seien also zu unterscheiden: a) „die natürliche, gründliche, wesentliche, wahrhaftige Kirche, die geistliche, innerliche Christenheit“; und b) „die gemachte, äußerliche, leibliche Kirche, die Kirche insgesamt, per synecdochen“. Dieselben Stücke, welche zum Gliede der Kirche machen, seien auch nach ihm die Zeichen, daran man merket, daß diese verborgene Kirche doch in der Welt sei, nämlich: Taufe, Sacrament und Evangelium. „Denn wo Taufe und Evangelium sind, da soll niemand zweifeln, es seien Heilige da, und sollten's gleich eitel Kinder in der Wiegen sein.“

Abschn. VII. handelt von dem Augsburger Bekenntnisse. Bei der Besprechung des Inhalts und Zusammenhanges wird geltend gemacht, daß Art. IV. „von der Rechtfertigung“ offenbar Mittelpunkt des ganzen Bekenntnisses sei. Von diesem Centrum aus gestalte sich Plan und Ordnung der übrigen Theile. Doch werde damit keinesweges dieser Artikel zum einzigen Fundamentalsatz der evangelischen Kirche. Fundamental sei der ganze Bau des Bekenntnisses; jeder herausgebrochene Stein erschüttere das Ganze. Gegliedert sei das System der Heilswahrheit, aber doch ein einiges Ganze, weil aus Gott; alle Glieder hätten in sich den Mittelpunkt, und das Centrum habe alle Glieder. Hier gelte Luthers Wort: „Der Lehre güldner Ring duldet keinen Riß noch Bruch; ein Artikel ist alle und alle einer, und wo einer darangegeben wird, gehen gemacht alle verloren, denn sie hangen ineinander und sind eins.“ Fundamental müßten insbesondere die drei ersten Artikel heißen, welche den Inhalt der alten ökumenischen Symbole summarisch bekennen.

In Abschn. VIII. werden die Lehraussagen vom Wesen der Kirche vorgeführt und Art. VII. u. VIII. der Aug. Satz für Satz betrachtet. Wie dies geschehen ist, zeigen am kürzesten und schlagendsten die folgenden Auslassungen: „Die Kirche ist principaliter et proprie Gemeinschaft der Gläubigen an Christo und untereinander, innerlichen Wesens, aber zugleich sichtbare Anstalt, erkennbar an rechter Verwaltung der Gnadenmittel, die den wahren Glauben wecken und stärken.“ „Weil principaliter societas fidei et spiritus s., darf sie unter keiner Bedingung wie eine „*politia externa sicut aliae politiae*“ betrachtet und behandelt werden.“ „Weil die Kirchenordnung jure humano ist (Art. XV.), darum muß sie abhängen von der Heilsordnung, die secundum evangelium seu de jure divino ist (Art. XXVIII.).“ „Namenchristen, welche noch professionem fidei et oris leisten, sind sammt vielen Unentschiedenen, die man zu den vere credentes nicht rechnen, gleichwohl aber auch als dürre Reben nicht wegwerfen darf, als Glieder der Kirche large dicta zu erachten, nur sind sie nicht gehörig

zu der *eccl. proprie dicta* oder *essentialis*. Zu dieser gehören lediglich die *sancti, fideles, vere credentes ac justii*, sparsi per totum orbem, nomine et re Glieder, *viva membra* des *vivum corpus Christi*.“ Apol. 152, 5; 153, 11; 154, 12.

Die weitere Entwicklung der Lehre von der Kirche, von den altkirchlichen Dogmatikern an bis auf die neueste Zeit, wird in Abschn. IX. gegeben, nur ist dabei zu bemerken, daß von weiterer Entwicklung bei denen nicht die Rede sein kann, welche den Kirchenbegriff, wie der Verf. sagt, mehr und mehr bis zum äußersten verflachen, wie die Nationalisten, oder „von der Bedeutung der Kirchenlehre und des Kirchenbekenntnisses als objectiven Gemeinschaftsbandes keine Ahnung haben, wie Schleiermacher“, dessen Charakterisirung vollständig gerecht und treffend ist, wie Hegels und Nothes.

In Abschn. X. wird die Union, XI. und XII. die Verfassungsfrage (A. das Kirchenregiment, B. Presbyterien und Synoden) besprochen. Die Geschichte der Union ist kurz und getreu dargestellt. Nach seiner ganzen kirchlichen Anschauung muß der Verf. natürlich die letztere bekämpfen sammt ihrer neuesten Phase in der *theologia spinosa*, in Dörner's Geschichte der protestantischen Theologie, welche der „staunenden Christenheit den hohen Aufschluß gab, die Union sei bekenntnismäßig, das „steife Lutherthum“ dagegen bekenntnismäßig widrig, ja ein Abfall von dem eigentlichen Kern der Reformation, von der Lehre Luthers, vom lutherischen Bekenntnisse.“ „Die Dörner'sche Wissenschaft bildet sich statt des geschichtlichen einen „wahren Luther“ nach Schleiermacher.“ Er muß die Union bekämpfen sammt „der bekannten officiellen „Denkschrift“ des Oberkirchenrath zu Berlin, welcher in ihr mit der unerhörten Behauptung auftrat: Gerade Art. VII. der Augsb. Conf. nöthige die Lutheraner, wollten sie anders ihrem Bekenntnisse nicht untreu werden, sich dem unirten Kirchenregimente zu fügen und seine auf Vermischung mit den Reformirten abzielenden Maßregeln sich gefallen zu lassen.“ „Union ist ein süßer Name nicht blos; jedes wahrhaft christliche Gemüth sehnt sich danach, jedes bewußtgläubige Kirchenglied betet darum, daß die wahre innerliche Vereinigung der christlichen Confessionen bald zu Stande komme und also „Christi Leib erbauet werde“ zur Einheit, „bis daß wir alle hinkommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes“ (Eph. 4, 13). Wer aber dieser vollkommenen Mannheit in der Maße Christi begehrt, der soll auch, der apostolischen Mahnung gemäß, als ihr Haupthinderniß erkennen das kindische Sichwiegenlassen von allerlei Wind der Lehre, welches seinen Ursprung und Sitz in einem kräftigen Irrthum unserer Zeit hat, in der weitverbreiteten Gleichgiltigkeit gegen wesentliche Glaubenslehre.“ „Ist das Bekenntniß, als Ausprägung der objectiven Glaubenssubstanz, der organisirten Kirche Fundament und Tragsäule, dann muß es auch normative Autorität in ihr haben. Folglich



darf es nicht theilweise neutralisirt werden, so daß etliche Stücke gelten, andere nicht."

Der Schluß (Abschn. XIII.) enthält beherzigenswerthe, gewiss anregende Worte für das Geschlecht unserer Tage. „Schwerhörig aber ist dies Geschlecht; denn hartnäckig hängt es an dem Wahne, Verstehen und Wissen sei des Wollens, Cultur des Glückes Quell und Maß, und immer wieder fabelt es von einer Moral ohne Gottesgesetz, von einer Religion ohne Evangelium, von einem Evangelium ohne Kirche.“ „Die Aufgaben und Kämpfe, welche der Kirche in unsern Tagen obliegen und bevorstehen, sind so gewaltig, daß sie mehr denn jemals klarsehender und festherziger Glieder und Diener bedarf.“ Nachdem der Verf. diese Aufgaben und Kämpfe vorgeführt, Schatz und Banner der Kirche noch einmal gezeigt hat („Unsere evangelische Kirche darf weder ein Kirchenstaat sein, noch eine Staatskirche im prägnanten Sinne, noch eine auf Statuten gegründete Independentengesellschaft; sie lebt weder von der Gnade Roms, noch von der Gnade eines Fürsten, noch von der Gnade der Massen, sondern von der freien Gnade Gottes. Aber von dieser wird sie leben“), spricht er seine Zuversicht bei der Noth der Zeit mit den schönen Worten aus: „Getrosten Glaubens schauen wir auf zu unserem unsichtbaren, dennoch allezeit gegenwärtigen Haupte, hoffen und bitten, Er wolle sich seiner armen Herde auf Erden in Gnaden annehmen nach seiner Verheißung, sie bei gesundem Glauben und Leben erhalten und wider alle Feinde, auch wider die Pforten der Hölle schirmen. Irdische Stützen haben wir nicht, suchen auch keine.“ „Die Macht ist gegen uns, die Massen sind gegen uns, die Zeitströmung ist gegen uns, die kräftigen Irrthümer in der Kirche selbst sind gegen uns.“ Ist aber Gott für uns, wer mag wider uns sein? vor wem sollte uns grauen? Ist dort die Uebermacht, hier ist die Allmacht. Der Herr wird seinem Volke Kraft geben, wir verlassen uns auf Ihn allein. Auch auf unsere und der Unseren Treue bauen wir nicht. Allen redlichen Söhnen wird das Herzeleid um der Mutter Glend durch die traurige Erfahrung geschärft, daß heutiges Tages auch unter den sich zur Kirche und ihrem Bekenntniß Bekennenden die Liebe lau, die echte Treue, Treue am Herrn und Brudertreue, selten ist. Aber der Kelch wird noch bitterer werden, Gott wird das Sieb noch schärfer rütteln lassen; wenn die jetzt erst um die Füße spielende Fluth der Anfechtung mit Wogenschwamm hereinbricht, dann wird durch Verführung in Irrthum, Hinterzichen, Verrath und Abfall noch manches scheinbar edle Korn vor Menschenaugen sich in Spreu wandeln. Auch diese schlimmste aller Plagen, nach Christi Wort das Zeichen des sinkenden Kirchentages, sollen wir als sein Kreuz dem nachtragen, der es zuvor getragen hat; es soll unsere vor der Lügenmacht zagende, um

unsrer Kinder und Nachkommen und unsres Geschlechts Heil sorgende Seele abkehren von allem Menschenvertrauen und hinvenden zu dem allgetreuen Gott, der unsere einige Hoffnung ist im Leben und im Sterben, unsere Zuversicht, Stärke und Hülfe in den großen Nothen, die uns getroffen haben und treffen werden. Fester denn die Berge gegen das wüthende und wallende Meer steht sein Verheißungswort, welches in Ewigkeit bleibet, ob Himmel und Erde vergehen; auf ihm steht Gottes Stadt, drum steht sie feste und soll sein lustig bleiben mit ihren Brunnlein. Tecta cruce — aber auch lilium inter spinas (Hohel. 2, 2).“ —

So sehr Ref. sich im Stande steht, seine Uebereinstimmung mit dem Buche im wesentlichen auszusprechen, so finden sich doch einige Punkte, in denen er abweichender Meinung sein muß. Es sind das besonders einige Stellen, an welchen rhetorischer Zug und poetischer Flug wider Willen und unbewußt ein wenig zu weit hingerissen hat. So heißt es (S. 66), daß Luthern sowohl als den andern Reformatoren die bischöfliche Kirchengewalt in theoria selbstverständlich und außer Frage gewesen, als die nach heiliger Schrift und geschichtlicher Entwicklung richtige Form des Kirchenregiments gegolten habe, sei durch neuere kirchengeschichtliche Forschungen und Darlegungen bis zur Evidenz erwiesen. Auf die Evidenz kann hier nicht eingegangen werden; nach der heiligen Schrift hat sie ihnen gewiß nicht als die richtige Form des Kirchenregiments gegolten, sonst wäre sie ja göttlicher Institution, was auf der folgenden Seite und sonst oft geleugnet wird. Wie sollte ein Luther bei seiner Gebundenheit in Gottes Wort Bisthum und Papstthum nur mit einem Finger angerührt haben, hätte er das Kirchenregiment in der Schrift begründet und geboten gefunden! Es wäre nimmermehr zur Reformation der Kirche durch ihn gekommen; denn er fürchtete Gott. Er sagt aber auch in den Schmalk. Artikeln pars II, Art. IV. deutlich genug: „*Articulus de papatu docet, quod papa non sit jure divino seu secundum verbum Dei caput totius Christianitatis.*“ „*Episcopi omnes, pares officio sunt, licet dispares sint quo ad dona.*“ Er oder Melancthon führt im Traktat de potestate et jurisdictione episcoporum weitläufig aus, daß in den apostolischen Schriften (352, 62 ed. Hase) Bischof und Presbyter gleichbedeutend seien und daß erst später (postea) einer erwählt worden sei, der den Uebrigen vorstände. Jure divino non sunt diversi gradus episcopi et pastoris. Nur als Verwalter der Gnadenmittel und als Inhaber jurisdictionis ecclesiasticae seu potestatis clavium, nicht als Aufseher über die Geistlichen, sind sie göttlichen Rechts, wie die Pastoren oder Presbyter, cf. S. 108, letzte Zeile.

Dahin gehört auch, nachdem im Vorhergehenden richtig entwickelt ist, daß das Regiment „aus menschlicher Ordnung“



bestehen, „ut pax retineatur“, gleichwie die ganze Kirchenordnung „von Menschen gemacht sei“, und „gehöre der Kirche, solche Ordnung zu halten um Liebe und Friedens willen, damit keine Unordnung und wüßtes Wesen in der Kirche sei“ (conf. Aug. Art. XV. und XXVIII. 64, 20, 29; 67, 55. Apol. 159, 33. 34 etc. Art. Smalc. 330, 11; 334, 31 u. a. St. nach Müll. Conc.) — dahin gehört auch, wenn der Verf. meint, man könne sich für das Kirchenregiment nur auf das 4. Gebot berufen (S. 144) und es insofern eine Gottesordnung nennen, nicht aber auf das Evangelium. Dann hätte ja dasselbe ein mandatum Dei für sich, wäre göttliche Ordnung, denn Gottesordnung im Geseze ist ja nicht geringer, als die im Evangelium. „Papae potestas nihil est et a Deo nec ordinata, nec mandata est“, heißt es Art. Smalc. II. pars IV. S. 315, 10 nach Hase. „Si quam habent aliam vel potestatem, vel jurisdictionem in cognoscendis certis causis — —, hanc habent humano jure“, lehrt Conf. Aug. Art. XXVIII. S. 39, 29. Hase. Ja, im Cat. major praeceptum IV. werden sie geradezu ausgenommen, S. 443, 158. Hase. Nur als geistliche Väter mit der potestas ordinis et jurisdictionis gehören sie in das 4. Gebot.

Endlich sind dem Verf. einige Ausdrücke entschlüpft, die er wohl zurücknehmen wird, sobald er darauf aufmerksam gemacht ist. Wir meinen das Epitheton: wesentlich von der empirischen Kirche (S. 95 letzte Z., S. 98 Z. 15 v. u., S. 64 Z. 2 v. u.). Kurz vor letzterer Stelle ist gesagt, daß Luther mit vollem Rechte äußere Organisation, Verfassung und Regimentsgestaltung als nicht zum Wesen der Kirche gehörig betrachtet habe. Es war ein anderer Ausdruck zu wählen, denn was zum Wesen der Kirche gehörig ist, das ist wesentlich. — Wenn S. 15 Z. 8 v. o. gesagt wird, daß zur Kirche, dem Leibe des Herrn, auch todte Glieder gehören, so ist dies durch S. 111 zu erläutern, wo es heißt: „Matte, franke, vielleicht todte, mortua, aber doch Glieder der Kirche, nur nicht gehörig zu der ecol. proprie dicta oder essentialis.“

Der Herr gebe in Gnaden, was der Verf. in heißer Liebe zu seiner Kirche und in heiliger Sorge um das Seelenheil seines Volkes mit betendem Herzen gesucht hat, daß sein Buch recht vielen zum Segen werde! Er lasse die Arbeit desselben mithelfen zum Baue seines heiligen Reiches auf Erden!

## Die Uebertragung der Aufsicht über die Volksschulen in der Provinz Hannover auf die Landdrostheien

ist von dem Herrn Cultusminister von Mühler zwar beabsichtigt und auch vom Abgeordnetenhaus mit großer Majorität gebilligt, vom Herrenhause aber abgelehnt worden, so daß es noch weiterhin bei der bisherigen Einrichtung in Hannover, nach welcher die Volksschulen unter Aufsicht der Consistorien

stehen, verbleibt. — Eine Wohlthät. Redaktion ersuche ich ergebenst, einigen Worten über diesen Gegenstand Aufnahme in der Ev. R. Z. zu gewähren.

Es war in der Sitzung vom 30. November 1869, als das damalige Abgeordnetenhaus mit sehr großer Majorität (— Worte des Präsidenten nach den stenographischen Berichten —) den von mir eingebrachten Antrag annahm: „die Aufsicht über die Volksschulen möge auch in der Provinz Hannover nichtkirchlichen Behörden übertragen werden.“ Es fand dieser Antrag nur bei dem Abgeordneten Windhorst einigen Widerspruch; auf conservativer Seite trat niemand dagegen auf. Auch Dr. Wantrup, der erklärte, er würde dagegen stimmen, war mit dem Inhalt des Antrags doch einverstanden. Auch er erachtete es für nothwendig, daß auch in Hannover die Schulen unter die Aufsicht nichtkirchlicher Behörden gestellt würden, — nur hielt er den Zeitpunkt nicht für geeignet und meinte, den zu bestimmen, müsse man lediglich dem Herrn Minister überlassen. — Ich selbst suchte meinen Antrag zu motiviren, indem ich hervorhob, „daß ich mit demselben weder einen Tadel gegen die bisherigen Aufsichtsbehörden und gegen den Stand der hannoverschen Schulen, noch eine Forderung des Bandes zwischen Kirche und Schule beabsichtigte, indem Lokal- und Kreisaufsicht, wie in den alten Provinzen, den Pastoren und den Superintendenten verbleiben sollte. Auch wollte ich mit demselben nicht der Union in Hannover Vorschub leisten, die ich zwar nur so auffaßte, daß die lutherische Kirche vollständig in ihrem Bekenntniß und ihren Ordnungen gewahrt bliebe, — die ich aber in keiner Weise in Hannover zu fördern wünschte.“ Zwei Gründe machte ich für den Antrag geltend:

1. In Preußen steht seit langer Zeit das Volksschulwesen unter der Aufsicht des Staates, — die Verfassung ordnet das gleichfalls an, — was durch ganz Preußen gilt, muß auch für Hannover in Kraft treten. — Wie jetzt die Sache liegt, gewinnt es den Anschein, als wenn das Schulwesen in den alt-preussischen Provinzen sich nicht in einem Zustande befinde, der die Zwecke der Schule erreichen lasse und daß das Recht und das Interesse der Kirche durch die staatliche Leitung der Schulen in Preußen geschädigt würde. — In Hannover wird daher sehr häufig Besorgniß geäußert, dadurch, daß man die Schulen der Aufsicht der Consistorien entzöge, könnte die lutherische Kirche in Gefahr kommen, die Gemeinden könnten namentlich zur Union hinübergeführt werden; dem wird am erfolgreichsten entgegengetreten, wenn die alt-preussische Schulordnung auch in Hannover ihre Anwendung findet und den Gemeinden es vor Augen gestellt wird, daß die Kirche auch bei dieser ihr Recht an der Schule behält und der confessionelle Bestand in der Gemeinde ungefährdet bleibt.

2. Um der lutherischen Kirche willen halte ich die Uebertragung der Schulaufsicht an nichtkirchliche Behörden für nothwendig. Jetzt sind die Consistorien wegen dieser Aufsicht zugleich staatliche Behörden. Je mehr sie aber lediglich mit kirchlichen Sachen zu thun haben, desto reiner und dauernder werden sie



den confessionellen Charakter bewahren und die lutherische Kirche erhalten, — während sie jetzt, wo sie durch die Aufsicht über die Schulen in das staatliche Gebiet mit eingreifen, weit mehr der Gefahr ausgesetzt sind, daß das über sie kommt, was sie gern am meisten vermieden sehen möchten.

Der Herr Cultusminister verhielt sich bei der Debatte am 30. Nov. 1869 schweigend und man wußte daher nicht, ob er dem Antrage entsprechen oder bis zum Erlaß eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes an dem gegenwärtigen Zustande in Hannover keine Aenderung vornehmen würde.

Beim Zusammentritt des neu gewählten Abgeordnetenhauses schien die letztere Auffassung die richtige zu sein. — Es erfolgte keine Vorlage. Der Anfang des neuen Jahres erst brachte dem Hause und dem Lande die Kunde, daß der Herr Minister zur Ausführung jenes Antrages vom 30. Nov. 1869 entschlossen und zur Vorlage eines dahin zielenden Gesetzentwurfes von Sr. Majestät ermächtigt sei.

Das Gesetz hat im Abgeordneten- wie im Herrenhause sehr heftige Debatten hervorgerufen; in jenem ist es angenommen, in diesem ist es abgelehnt worden. In der conservativen Presse ist wenigstens für die Ablehnung des Gesetzes Partei ergriffen, in der Kreuzzeitung Nr. 42 sogar Folgendes ausgesprochen worden: „Wir halten es für das kurzschichtigste, was von Seiten der Staatsregierung geschehen könnte, wenn man, um augenblicklicher politischer Stimmungen und Schwierigkeiten willen, den besten Kern der Bevölkerung in Hannover und Hessen zu Gunsten national-liberaler Forderungen vor den Kopf stoßen wollte. Dies aber wäre in Wahrheit die Bedeutung und der Erfolg der beiden Entwürfe des Hrn. von Mühler über die hannoversche Schulfrage und über die hessische Kirchenfrage gewesen. Die Ablehnung der beiden Gesetze wird für die Regierung hoffentlich eine Mahnung sein, die durchaus schiefe Stellung, in welche mit unserer Cultus-Verwaltung die ganze innere Politik zu gerathen drohte, etwas eingehender in Erwägung zu nehmen.“

Meines Erachtens ist dies Urtheil, so weit es aus der Vorlage des Gesetzes über die hannoversche Schulfrage hergeleitet ist, viel zu scharf und auch bei der Debatte sind Angriffe erfolgt und Behauptungen aufgestellt worden, die als begründet in keiner Weise anerkannt werden können.

Das mochte man in aller Schärfe hervorheben, daß die Vorlage des Gesetzes zu durchaus ungeeigneter Zeit geschehen sei. Die Session sollte ja, nach der ausdrücklichen Erklärung der Regierung, eine kurze nur sein, in der man von Einbringung weitgreifender Gesetze Abstand nehmen wolle. Da stand die nachträgliche Vorlage des doch wichtigen hannoverschen Schulgesetzes nicht im Einklange mit dem anfänglichen Vorhaben. Man konnte auch darauf hinweisen, daß jetzt um so weniger der Zeitpunkt für die beabsichtigte Umänderung sei, da die hannoverschen Regimenter aufs glänzendste für die Tüchtigkeit der empfangenen Schulbildung Zeugniß abgelegt und jedenfalls keine Gefahr im Verzuge sei, wenn die bisherige Unterstellung

der Volksschulen unter die Consistorien noch fortbauere. — Auch das war ein Moment gegen die Vorlage, daß gegenwärtig wohl Alles zu vermeiden sei, was eine Mißstimmung vieler Gemüther in Hannover zur Folge haben dürfte. — Aber einen Vorwurf und vollends so scharfe Anklagen, wie sie in der Presse sich fanden, konnte man gegen den H. Minister nicht erheben, wenn er einem mit so großer Majorität im vorigen Abgeord.=Hause auch von conservativer Seite angenommenen Antrage, zumal in der Ueberzeugung, daß er damit eine gute Einrichtung, die in keiner Weise Interessen der Kirche gefährdet, ins Leben rufe, Folge gab und das qu. Gesetz dem Landtage vorlegte.

Ganz unhaltbar und geradezu wider die Wahrheit waren aber die in den Reden mancher Abgeordneten ausgesprochenen Anklagen, „durch das Gesetz werde die Schule in Hannover entchristlicht, die Verbindung mit der Kirche werde gelöst, — der erste Schritt zur confessionslosen Schule werde gethan.“ Daß Herr von Mühler, wenn mit dem Gesetze dieser Erfolg verbunden wäre, nimmer es Sr. Majestät dem Könige zur Genehmigung unterbreitet, — daß der Ober-Präsident von Hannover, Graf Stolberg, niemals dann zur Ausführung desselben die Hand geboten und im Herrenhause nicht so entschieden für dasselbe das Wort genommen haben würde, — darüber waltet doch wohl in conservativen Kreisen kein Zweifel ob. Daß man in Hannover derartiges befürchtet, und daß darum fast alle Kreis-Synoden gegen die Abänderung des jetzigen Verhältnisses und Uebertragung der Schulaufsicht auf nichtkirchliche Behörden sich erklärt haben, begreift sich leicht, da man das Schulwesen in Altpreußen dort nicht kennt, und auch Altpreussisches nicht gern übernehmen mag. Wer aber mit dem Volksschulwesen in den alten Provinzen vertraut ist, wer es weiß, mit welcher Zartheit die kirchlichen Seiten durch die staatliche Aufsicht gepflegt, wie der Confessionsstand der einzelnen Gemeinden durch die Staatsbehörde geachtet und in den Schulen geradezu geschützt wird, wer den Einfluß kennt, welchen die Kirche durch Superintendenten, Dekane und Geistliche auf die Schulen ausübt, — der kann unmöglich bei der Behauptung verbleiben, die staatliche Aufsicht habe die Entkirchlichung, wohl gar die Entchristlichung der Schule im Gefolge. Würde die alte preussische Einrichtung nach Hannover verpflanzt, so dürfte es nicht lange währen und es würde ad oculos demonstrirt sein, mit welchem Gespenst man die Gemüther der Hannoveraner erschreckt habe, es würde jeder unbefangene, aufrichtige Mann sich überzeugen, daß durch die preussische Schuleinrichtung auch nicht das Mindeste in kirchlicher Beziehung weder in der Schule noch in der Gemeinde geändert werde. — Wenn Herr von Kleist-Nezow sagt: so lange wir Cultusminister wie Hr. v. Mühler haben, hat es mit der Stellung der Schule zur Kirche keine Gefahr, — wenn aber ein Mann entgegen gesetzter Richtung diese Stelle einnehmen sollte? — nun, auch dann hat es noch keine Gefahr, so lange noch Gesetz und Recht in Preußen gelten. Die Stellung der Kirche zur Volksschule beruht nicht auf subjektiven Auffassungen und Bestrebungen von Ministern, sie ruht im Wesen des preussischen Staates,



sie ist eng verflochten mit seiner ganzen Geschichte, sie hat eine rechtliche Grundlage. Dieses Alles müßte man erst umstoßen, man müßte auch erst die Verfassung umändern, wenn man die Schule von der Kirche gänzlich trennen und die Schule entkirchlichen und confessionslos machen wollte. Gesezt aber, man beabsichtigte dies von maßgebenden Stellen, meint jemand, man würde dann bei Hannover still stehen, man würde die hannoversche Einrichtung fortbauern lassen und diese würde wie ein Damm gegen die hereinbrechenden Fluthen sich erweisen? Also: man kann entschieden conservativ auf politischem und kirchlichem Gebiet, man kann ein Verfechter der innigen Verbindung zwischen Kirche und Schule und der Confessionalität der letztern, und doch zugleich dafür sein, daß auch in Hannover die Aufsicht über die Volksschule an nichtkirchliche Behörden übergehe. Freilich, für eine Cardinalfrage wird man es nicht ansehen, es mag so oder so entschieden werden, das Heil der Volksschulen in der Provinz Hannover ist dadurch nicht bedingt.

Fragt man aber, welche praktische Folgen wird die Ablehnung des vorgelegten Gesetzes haben? so wird die liberale Presse und werden auch die liberalen Parteien auf dem Lande daraus Capital schlagen und sagen: da hat man den deutlichen Beweis, die conservative Partei will in Verbindung mit den Ultramontanen die Volksschule wieder gänzlich und allein unter die Aufsicht der Kirche stellen, dem kann nur dadurch gründlich geholfen und dem Staat sein Recht gewahrt werden, wenn die Volksschule von der Kirche gänzlich getrennt wird. Man wird den Vorgang für die Confessionslosigkeit der Volksschule ausbeuten. In Hannover aber wird man bei der Meinung beharren, daß nur bei der jetzt dort bestehenden Einrichtung die Rechte der Kirche auf die Schule gesichert wären und wird in der Abneigung, altpreussische Institutionen, auch bewährte, nach Hannover hinüber zu nehmen, sich noch befestigen. Ob das ein erfreulicher Zustand zu nennen?

Die Vorlage eines Unterrichtsgesetzes erfolgt wohl bestimmt in der nächsten Session. Ob es zu Stande kommen wird? Dringend wünschenswerth wäre es. Jedenfalls wird es aber den Grundsatz festhalten und consequent durchführen: daß der Staat die Aufsicht über die Volksschulen führt und durch staatliche Behörden sie ausüben läßt. Dann werden die Consistoren in Hannover auch die Rechte verlieren, in deren Besitz zur Zeit sie noch verbleiben. \*)

Erfurt im Februar 1871.

B i e t.

\*) Anm. der Red. Ueber die hier besprochene Angelegenheit werden wir eine Entgegnung aus Hannover in der nächsten Woche mittheilen.

## Briefe über Berliner Erziehung.

Zur Abwehr gegen Frankreich.

Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1871. 127 Seiten 8vo.

Die große Mittelmäßigkeit, durch welche die pädagogischen Erzeugnisse der Neuzeit sich zu charakterisiren pflegen, ließ uns das vorliegende Buch trotz seiner eleganten Ausstattung mit innerem Mißbehagen zur Hand nehmen. Ehe wir indessen die Lectüre des ersten dieser 17 Briefe beendet hatten, fingen wir an, dem Verfasser das an ihm begangene Unrecht in der Stille abzubitten. Mit jeder Seite wuchs sodann unsere Anerkennung für das durch die Briefe documentirte erfolgreiche Streben, die vorzugsweise in Berlin bei der häuslichen Erziehung hervortretenden Mängel und die daraus für die Kinder sich mit Nothwendigkeit ergebenden, nachtheiligen Folgen vermöge einer feinen Beobachtungsgabe richtig zu erkennen, dieselben in ebenso zwangloser als klassischer Form treffend zu schildern, die zur Verhütung solcher Uebelstände geeigneten Mittel aufzufinden, sowie die Befolgung dieser Mittel durch eine von innerer Wahrheit zeugende, Herz und Gemüth des Lesers unwillkürlich fesselnde Sprache auf's Wärmste zu empfehlen. Den Hauptgrund des Uebels sucht der Verfasser mit Recht in der nicht nur in Berlin, sondern überhaupt immer mehr zunehmenden „Veräußerlichung des Familienlebens,“ in Folge deren sich der Kinder ein solcher Grad von Zerstreuung, Stumpfheit und Blässheit bemächtigt, daß die Bemühungen auch des gewissenhaftesten Lehrers erfolglos bleiben müssen. Wenn daran einerseits für die Eltern die bringende Mahnung, es mit der Erziehung der Kinder etwas ernstlicher zu nehmen, sich knüpft, so schont der Verfasser andererseits auch seine Collegen vom Schulfach (sich selbst mit eingeschlossen) durchaus nicht. Ebenso können die Behörden manchen beachtenswerthen Wink über Verfassung und Verwaltung der Schulen (namentlich der sogenannten „höheren“) aus dem Buche entnehmen: überhaupt wird dasselbe Niemand, der für die Erziehung und die darauf sich gründende Tüchtigkeit des ganzen Menschen sich interessirt, aus der Hand legen, ohne vielfache Belehrung daraus geschöpft zu haben.

Der Zusatz auf dem Titel: „zur Abwehr gegen Frankreich,“ ist namentlich im gegenwärtigen Augenblick sehr zeitgemäß. Denn die unglaubliche Versunkenheit und Fäulniß, welche bei dem französischen Volke während des Krieges und nach demselben sich offenbart hat, ist doch nur dadurch möglich geworden, daß die Begriffe „Familie“ und „Erziehung“ in Frankreich unbekannte Größen sind. Und wenn es überhaupt denkbar ist, daß ein Volk, welches, wie jetzt das deutsche, auf dem Höhepunkt seiner Größe angelangt ist, nicht zugleich den Reim des Verfalls in sich trägt, so kann jedenfalls ein solcher Verfall nur dadurch verhütet werden, daß wir, nachdem wir die Franzosen in ihrem Lande besiegt haben, das Franzosenthum bei uns besiegen. Wir wünschen daher dem vortrefflichen Buche (dessen Ertrag für die allgemeine deutsche Invalidenstiftung bestimmt ist) möglichst viele Leser.

Prof. R.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 5. April.

N<sup>o</sup> 27.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

Welche Wandlung durch Gottes Fügung! Dies Königswort dürfen wir nicht nur in Rücksicht auf die ununterbrochene Kette der wunderbaren Siege und Erfolge des letzten Krieges, sondern damit in Verbindung vor Allem im Hinblick auf die ganze veränderte Machtstellung unseres deutschen Volkes und Vaterlandes zu Frankreich an die Spitze unserer Betrachtung stellen. Ja, der Tag von Sedan, als der eigentliche Culminationspunkt des ganzen Krieges, ist gewissermaßen der Gerichtstag gewesen für dies Franzosenvolk: gezählt, gewogen und zu leicht erfunden in der Gotteswage der Völkergeschicke. Aber der Mensch im Einzelnen und die Gesamtheit eines Volkes lebt nicht für die Gegenwart allein, sondern ist solidarisch verbunden und verantwortlich für die ganze Vergangenheit. So erhebend und spannend es darum für uns Alle gewesen ist, all die immer neuen Siegesnachrichten zu empfangen, unsern König mit seinem tapfern Heer auf all den glorreichen Triumphzügen durch Frankreich im Geiste zu begleiten, so wichtig und nothwendig ist es auf der andern Seite, aus solchem Wogenbrang aufgeregter, berauscher Gefühle, Gedanken und Wünsche sich je und je auf die stillen Höhen geschichtlicher Betrachtung zurückzuziehen, zurückzublicken auf die grade jetzt mit einem Mal uns wieder so nahe gerückten Zeiten und Geschehnisse der näheren und ferneren Vergangenheit, und dadurch ein klares Verständniß, ein sicheres Urtheil für die Zustände, Erfolge und Zwecke der Gegenwart zu gewinnen.

Freilich, wer von uns hätte noch vor wenig Monaten Muth und Freudigkeit zu solcher Betrachtung gehabt? Aber was damals fast nur Beschämendes für uns hatte, ist jetzt für uns Alle zur angenehmen Pflicht, ja zu einer wahren Erhebung geworden. Denn unwillkürlich muß sich ein solcher geschichtlicher Rückblick zu einer Art Abrechnung gestalten, nachdem unser gesamtes deutsches Volk von Preußens Heldenfürsten schon früher wiederholt mit kräftiger Hand aus langem Schlaf, aus tiefer Zerrissenheit und Ermattung geweckt und aufgerüttelt, sich endlich unter unseres preussischen Königs siegreicher Führung wie ein gewappneter Mann erhoben und durch die mit Gottes Hilfe gewonnenen Siege die Gelegenheit, den Muth und die Macht erlangt hat, den alten vielvererblichen Erbfeind zur Rechenschaft zu ziehen für sein fast tausendjähriges Unrecht.

Wollen wir aber das rechte Fundament für unsere Betrachtung gewinnen, so müssen wir freilich etwas weit zurückgreifen und uns fragen, wie von je her das eigenthümliche und gegenseitige Verhältniß des französischen und deutschen Volks zuerst durch den heimathlichen Boden, dann durch die Abstammung und den Charakter beider Völker begründet wurde, demnach durch das beiderseitige, vielfach entgegengesetzte, mit einander collidirende Streben nach Ansehen, Geltung, Machtentfaltung in der Staaten- und Völkerfamilie Europas im Verlauf der Geschichte hervorgetreten ist und namentlich in den letzten Jahrhunderten der Neuzeit sich gestaltet hat.

### 1. Das Wohnhaus.

Wer wollte leugnen, daß zuerst der Boden und die Heimath, in welche der einzelne Mensch oder ein ganzes Volk von Natur hineingestellt ist, meist für beide von wichtigem, oft entscheidendem Einfluß auf das innere und äußere Leben, auf die ganze Entwicklung und Geschichte gewesen ist? Sehen wir uns darum zuerst in allgemeinen Zügen das Land an, das jene beiden Völker, die Deutschen und die Franzosen, seit alten Zeiten in Europa sich zur Wohnstatt erwählt hatten.

Während das zu großen Gebirgs- und Ländermassen zusammengeballte, nur nach Süden und Westen mehr geöffnete Asien, inmitten von drei Weltmeeren gelegen, als die Wiege der Menschheit und Völkercultur mehr der Kindheit und ersten Erziehung des Menschengeschlechtes angehört, war Europa dem asiatischen Festlande fast insularisch vorgelagert, mit seiner vielartigen, reichen Gliederung ebenso geeignet, wie bestimmt, zuerst im classischen Alterthum dem blühenden Jugendalter und weiterhin der reichentfalteten Mannesreife des Menschengeschlechtes zur Heimath zu dienen.

Schon hatten auch von den drei tief in das Becken des Mittelmeeres nach Afrika zu vorgestreckten Halbinseln, in welche Europa nach Süden sich gliedert, die griechische und italische, im Wesentlichen ihre Bestimmung erfüllt, nicht nur den ganzen Reichtum menschlicher Geistes- und Verstandesbildung zu entfalten und dann alle Culturvölker des Alterthums durch die Gemeinschaft eines Reiches, einer Sprache, einer Bildung zusammenzufassen, sondern auch seit der Fülle der Zeiten dem Christenthum, als der Religion des Welttheilandes, die wohlvorbereitete Stätte zur Aufnahme und allgemeinen Verbreitung zu gewähren, da war auch schon das Abendland bereit, die reiche



Erbschaft der durch classische Bildung bereicherten christlichen Cultur anzutreten und namentlich im Herzen von Europa mit Eifer und Treue zu verwalten. Auch die Natur und das Land konnte und mußte bei den beiden Völkern, welche zunächst zur Vermittelung und Erreichung dieses höheren Zwecks bestimmt waren, bei Frankreich und bei Deutschland dem unter Gottes Leitung zugelassenen, geführten und geförderten Lauf der Weltgeschichte in vorzüglicher Weise dienstbar sein. Wie nun die Glieder im organischen Körper das Lebensblut dem Herzen zurückgeben und immer wieder gereinigt, veredelt, vermehrt vom Herzen zu eigener Kraft und Gesundheit empfangen, so hätte wohl auch das normale Verhältniß zwischen dem Herzen Europas und seinen Gliedern, namentlich also auch zwischen Deutschland und Frankreich von je her sein können, sein sollen, ja ist es trotz Allem vielfach auch in der That gewesen und wird es, so Gott will, einst noch schöner als je zuvor wieder werden, — wenn sich aber dies normale Verhältniß besonders in den letzten drei Jahrhunderten fast völlig verändert und in das Gegentheil verkehrt zu haben schien, so entsteht die Frage, ob und wie weit auch die Naturseite beider Völker, wie weit zuerst das Wohnhaus, das beiden in ihrem Lande angewiesen und so eigenartig vertheilt war, die Schuld davon trägt.

Das eigentliche Centralland Europas ist von Natur wunderbar genug gebildet und ausgestaltet. Ueber dem Grundstock der Alpen, dem eigentlichen Rückgrat von Europa, welcher im Halbbogen Italien umfassend von dem einen tiefen Einschnitt des Mittelmeers im W. bis zum adriatischen Meer im O. sich erstreckt, dehnt sich, wie in großen Terrassen absteigend, zuerst das eigentliche Hoch- und Oberdeutschland wie das Segment eines Kreises aus, dessen Mittelpunkt im Fichtelgebirge liegt. Die Seiten im W. werden, von den Alpen ausgehend, zuerst durch den schweizer und dann den deutschen (schwäbischen und fränkischen) Jura, im O. ebenso von den Ausläufern der Ostalpen und dem Böhmerwald gebildet, während die einzelnen Terrassen zuerst gegen O. von der Donau, dann gegen W. von der Neckar- und weiter von der Mainebene durchbrochen und getrennt werden. Weiter hinausgerückt über diesen eigentlichen Gebirgskern von Centraleuropa ziehen andere, mehr isolirte Gebirgszüge der mannigfaltigsten Gliederung zu beiden Seiten um und über diese gemeinsame Basis tief in Norddeutschland hinein, die ihre Spitze erst im Harzgebirge erreichen, so daß sie im W. an den schweizer Jura ansetzend weiter zur Rechten des Rheinbeckens im Schwarz- und Odenwald, im Taunus und Westerwald und mit isolirten Zügen bis zum Wesergebirge, im O. dagegen vom Harz herab im Thüringer-Wald, im Erz-, im Saalfitzer-, im Riesengebirge, in den Sudeten und kleinen Karpathen sich fortsetzend wieder bis zum östlichen Grundstock der Alpen gelangen. An diesen engeren und weiteren Gebirgskern von Centraleuropa reiht sich im N. vorgelagert die norddeutsche Tiefebene, das eigentliche Nord- und Niederdeutschland, an, welche von der Weichsel und Oder, der Weser und Ems fast in Parallellinien, von jenem äußeren Gebirgsrand entsendet und in voller Breite

von der Elbe durchströmt bis zur Ost- und Nordsee hinaufreicht, ja im W. vorgeschoben sich mit Skandinavien's Küstenland tief ins Meer erstreckt, bis sie von der skandinavischen Halbinsel im N. und von der russischen Tiefebene im O. aufgenommen wird. Dies Centralland Europas mit seiner mannigfaltigen Gliederung in Hochland, Mittelgebirge und Tiefebene mitteninne zwischen dem weitgeöffneten südlichen und nördlichen Meeresbecken gelagert, wie es in gemäßigter Zone gelegen alle Formationen in reichem Wechsel in sich schließt, welche die Erdoberfläche zu ergiebiger Cultur dem Menschen darzubieten vermag, kann darum mit vollem Recht dem kunstreich verzweigten, reich pulsirenden Herzen Europas verglichen werden, das keinem Volke besser, als dem deutschen zur Wohnstatt eignete, um nach innerer Anlage und höherer Bestimmung seinen Beruf und seine Aufgabe an sich und für ganz Europa in der Weltgeschichte zu erfüllen.

Stellen wir nun diesem eigentlichen Kern- und Herzlande Europas Frankreich zur Seite, so erscheint dasselbe zunächst über der mehr schon mit Afrika verbundenen pyrenäischen Halbinsel vorgelagert in seiner Flankenstellung als die westliche Abdachung, die linke Seite von Mitteleuropa. Am ganzen Südrand von der Pyrenäenkette begrenzt, erhebt es sich von Süden her zuerst in den nach Norden zu dreifach gegabelten Seveannen und daran angeschlossen weiter im Plateau von Langres, worauf das linke Maasufer begleitend die Höhen der Argonnen sich bis zu den Ardennen fortsetzen und von hier zuletzt in einem Bogen nach W. bis zur Straße von Calais auslaufen. Dieser fast ununterbrochene Höhenzug mit einzelnen Ausläufern gegen W. ist als die eigentliche Naturgrenze von Frankreich anzusehen. In einem flachen Halbbogen umfaßt er als Grenze zur Rechten eine reiche, fruchtbare Tiefebene, welche im W. vom weiten atlantischen Ocean und weiterhin vom Aermelmeer begrenzt, im S. vom Lauf der Garonne, in der Mitte von der Loire, im N. von der Seine und all ihren Zuflüssen als ebensoviele reichverzweigten Lebensadern durchströmt mit all seinen schönen, fruchtbaren, lieblichen Landschaften unter dem günstigsten Himmelsstrich als ein wahres Gartenland von Europa erscheint. Wie schön hätte Frankreich innerhalb dieser seiner natürlichen Grenzen seine eigentliche Bestimmung, ein gesundes, fruchtbares Glied am Gesamtkörper Europas zu sein und die höhere Cultur des Südens nach dem Innern zu vermitteln, erfüllen können, die es nun zum eigenen und allgemeinen Verderben je länger je mehr so gründlich verfehlt hat.

Aber man könnte fast sagen, daß auch die Natur selbst nicht ohne Schuld daran gewesen ist. Denn allerdings zog sich in halb geringerer, halb größerer Breite von S. nach N. zwischen Frankreich und Deutschland nun noch eine Art Mittelland, gewissermaßen als an sich neutrales Gebiet. Im S. nämlich von der Stelle an, wo grade an der Doffnung zwischen den Alpen und Pyrenäen das Mittelmeer mit dem Busen von Lion tief in das Land einschneidet, breitet sich von den steil abfallenden Felswänden der Seveannen im W., von den Alpen und dem Jura im O. eingengt zuerst die Thalmulde des Rhone aus.



Dieselbe wird von Lyon aus weiter im N., ebenso im O. vom Jura, im W. von den Ausläufern der Sevennen begrenzt, durch das Thalbecken der Saone fortgesetzt. Dann verbreitert sich dies Zwischenland, und indem es durch die Richtung von Belfort bis Basel im O. in das Rheinthal übergeht, umfaßt es zugleich mit dem Höhenzuge des Wasgau und des Hundsrück nicht bloß das ganze Moselthal, sondern ebenso alles flache Hügelland am rechten Ufer der Maas, und erstreckt sich mit der Eifel und Hohen-Seen hinunter bis zum Niederrhein. Dies ganze Zwischenland war von Alters her, seiner Natur völlig entsprechend, eine vielbesuchte Völkerstraße zum Verkehr und zur Verbindung zwischen N. und S. und selbst auch mit Hilfe jener Richtung von Belfort zwischen O. und W. vorzüglich geeignet und namentlich zu diesem Zweck vom deutschen Volk benutzt und frühe in Besitz genommen. Dazu kam, daß, wer dies Zwischenland besaß, damit nicht nur die Schlüssel, die Einfallsthore beim Kriege, sei es nach Deutschland oder nach Frankreich, hatte, sondern zugleich das Uebergewicht über das Nachbarland in Anspruch nehmen konnte. Das ist denn auch der Grund, warum dasselbe bis auf den heutigen Tag von Seiten der Deutschen und der Franzosen ein so viel bestrittener, viel begehrter, viel umworbener Besitz gewesen und geblieben ist.

## 2. Die Bewohner.

Doch sehen wir uns erst die Bewohner an, welche einerseits die von Natur vielfach bevorzugte Westabdachung, andererseits das Herzland Europas von früher Zeit eingenommen und bewohnt haben. Im Anfang unserer Geschichte war jenes erstere Land vorzüglich von dem alten Celtenvolk, den Galliern, bewohnt, dem sich im S. der Garonne nur noch die älteren Uebererbeimischen, bis dann immer mehr auf eben jener erstgenannten Völkerstraße, aus der von ihnen zuerst eroberten Provinz, vorbringend die Römer das ganze Land und Volk ihrer Herrschaft unterwarfen, während dazu auch von N. und O. her die germanischen Völker jenem celtischen Grundstock der gallischen Bevölkerung früh und später deutsche Kraft und Eigenart einimpften.

Dagegen war das Centralland Europas in voller Ausdehnung, soweit unsere Kunde reicht, vom Alpenland im S. an bis an das baltische Meer und darüber hinaus bis nach Scandinavien hinein, nach Verdrängung der Celten, von dem trotz der mannigfaltigsten Stammesgliederung durch Einheit der Sprache, der Religion und Sitte zusammengehaltenen deutschen Volk eingenommen und bewohnt.

Wir lernen den Charakter und die Geschichte der alten Gallier besonders durch Cäsar, der alten Germanen in treffend-scharfer Auffassung besonders durch Tacitus kennen, und es ist ebenso wunderbar als anziehend zu beobachten, wie sich selbst in kleinen Zügen, trotzdem, daß im vielbewegten Wogenschlag der Geschichte beinahe zwei Jahrtausend darüber vergangen sind, dies Charakterbild, wenn auch zum Theil verflacht und verwaschen, doch im Wesentlichen unverändert erhalten hat bis auf den heu-

tigen Tag. Stellen wir nämlich die vereinzelt überlieferten Züge aus beiden u. a. Schriftstellern möglichst zu einem Gesamtbilde zusammen, so gewinnen wir etwa folgende Parallele, die auch Cäsar schon bei dem auffallend ausgeprägten Gegensatz beider Völker selbst zu ziehen sich versucht gefühlt hat. \*)

Die celtischen Gallier von schlankem Körperbau erschienen dem Römer offen und zugänglich; aber bei der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ihrer Empfindung waren sie ebenso leicht von allem Neuen eingenommen, als bei ihrem Mangel an Ausdauer zur Veränderung und allen Neuerungen geneigt. In ihrem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein galten sie für sehr eitel und anmaßend und darum sowohl unter sich als mit andern für zank- und streitsüchtig. Schnell und unüberlegt in ihrer Entschließung ließen sie sich leicht zum Kampf und zum Kriege hinreißen; denn sie waren von je her ein kampflustiges Volk, und wie auch ihr Vordringen gegen Rom, nach Griechenland und Asien zeigt, von unwiderstehlichem Andrang; aber doch begehrten sie oft schon am nächsten Tage, was sie eben noch mit Verachtung von sich gewiesen hatten. Ebenso leicht und schnell jedoch, wie sie sich zum Kriege entschlossen, ebenso verzagt und rüchhaltlos ergaben sie sich dem Unglück. — Bei dieser unruhigen und unstäten Beweglichkeit in ihren Empfindungen und Handlungen war ihnen der Begriff der Wahrheit und Treue fast fremd. Im Ausdruck zur Phrase und zu phantastischen Bildern geneigt, liebten sie wie im Lobe, so im Tadel die Uebertreibung und stellten überall den Schein über die Wahrheit. Darum zeigten sie sich auch sehr abergläubisch, woraus sich vorzüglich der unbegrenzte Einfluß ihrer heidnischen Priester, der Druiden, erklärt. Dazu hob man ihre große Selbstsucht und Habgier und vor Allem ihre Parteilichkeit hervor, welche nicht nur die einzelnen Völkerschaften, sondern ebenso die einzelnen Städte, ja die einzelnen Geschlechter und Familien zerrüttete, weil bei ihnen das allgemeine Interesse des Vaterlandes ganz gegen das Einzelinteresse der Personen und Parteien zurücktrat. — Prüfen wir dies Bild nun näher, so werden wir leicht erkennen, daß auch der Franzose von heute zu solcher Charakterzeichnung nur die Unterschrift hinzufügen kann: Tout comme chez nous.

Wie ganz anders und grundverschieden erschien dagegen den Römern Germaniens blauäugige Jugend. Ihre im kriegerischen Muth trotzig blickenden blauen Augen, wie sie unter ihrem blonden herabwallenden Haar hervorleuchteten, ihr gewaltiger Gliederbau, ihre unüberwindliche Kraft, in welcher sie die gegen sie losgelassenen Löwen mit ihren Keulen wie große Hunde todt-schlugen, imponirte den Römern über die Maßen. „Was hätte“, so heißt es, „ohne unsere Kriegszucht unsere Kleinheit gegen der Germanen schlank, ja riesenhafte Größe wagen dürfen?“ Und solcher Kernkraft der Leiber entsprach vollkommen ihr ungestümer kriegerischer Muth, ihre feste Entschlossenheit, ihr wilber, oft

\*) Caes. b. g. VI. 11. Non alienum esse videtur de Galliae Germaniaeque moribus et quo differant hae nationes inter sese proponere.



tolikühner Unternehmungsgeist, so daß der furor Teutonicus den Römern fast zum Sprichwort wurde. Denn von jeher und vielmehr noch als die Römer waren die Germanen ein Volk in Waffen. „Wer liebt leidenschaftlicher die Waffen, mit denen sie gewissermaßen geboren werden?“ Unter Waffenübungen wachsen sie heran, bis die tüchtigbewährte Waffenprobe den Jüngling wehrhaft, frei und edel macht. Fortan weiß er unter seinen Waffengenossen und in der Gefolgschaft seine Mannesehre mit ihnen zu wahren und unbesleckt bis in den Tod zu erhalten, wo ihm dann sein Kriegsroß mit dem Waffenschmuck zuletzt ins Grab folgt. Ja, nicht nur die Wehrgenossenschaft, auch der Ehebund wurde mit den Waffen geschlossen, weil die Familienwohlfaht wie die Volkskraft auf der Waffenehre beruhte. Aber bei aller Kernkraft und Entschlossenheit, bei allem Muth und Thatendurst, welche Tiefe und Innigkeit tritt uns nach der Gemüthsseite ihres Wesens entgegen, daß die verständigen Römer sich in solche räthselhafte Doppelnatur ihres Charakters gar nicht finden konnten. Und doch wurzelten grade darin all die edlen Tugenden unseres Volks: die tiefsinnige Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen ihre Götter, wie gegen ihre Eltern und Herren; ihr Familiensinn, ihre Ehrerbietung gegen die Frauen, in deren unmittelbarer Klarheit des Gefühls und Urtheils sie etwas Göttliches, Prophetisches erkannten, ihr zutraulich freigebiges Gastrecht, ihre Anhänglichkeit an die Freunde und Genossen, an ihren König und Herzog. Das war die deutsche Treue, die gleich im Unglück wie im Glück, selbst wenn Leib und Leben aufs Spiel, d. h. auf den letzten Wurf gesetzt war, das verpfändete Wort mit der Hingabe der Freiheit einzulösen sich nicht weigerte: jene alte deutsche Gottes- und Herren- und Frauenminne und -Treue, welche nicht das Eigene sucht, sondern gern um des Andern, des Höheren, des Geliebten willen in freudiger Hingabe aufopfert. Und dann wieder, bei aller Lust immer weiter zu schweifen, welche ausdauernde Heimathsliebe, bei aller Hingebung an das fremde Interesse, welche Widerstandskraft, welches edle Selbstgefühl, welcher Freiheitsdrang. Jeder freie Jüngling, wenn er auch als Knabe im Hause mit dem unfreien Genossen ohne Unterschied sich getummelt, nur durch seine aufkeimende Edelkraft von ihm unterschieden: sobald er wehrhaft geworden, war er trotz des Bandes der Treue, das ihn bald an sein Weib und seinen Heerd, an seinen Herrn und seine Genossen, an sein Vaterland und seine Götter unauflöslich knüpfte, fortan dabei sein eigener Herr, ein freier Mann; sein Haus war schon damals seine Burg, sein Hof, sein Herrensiß, von dem Nachbar weit getrennt und gesondert. Ja, die Eigenart, der Unabhängigkeitsinn war tief eingewurzelt, ein Grundzug deutschen Wesens.\*) Aber grade diese wunderbare Mischung

von Gemüthstiefe und Geisteskraft war es, welche sich in dem ganzen Leben des Volks, in seiner tiefinnerlichen Sprache und Religion, in Sitte und Gesetz, in dem Familiensinn und Verfassungsleben, in seiner früh entwickelten Götter- und Helde- sage und Dichtung ausprägte und dann in der ganzen Entfaltung seines geschichtlichen Lebens immer wieder zur Erscheinung kam. Und wie sie auf der einen Seite der gallischen Verstandesnatur und beweglichen Phantasie fast diametral entgegengesetzt war, ebenso imponirte sie den mit den Galliern ihrem Charakter nach vielfach verwandten, wenn auch durch höhere Cultur veredelten Römern. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn das geistig und sittlich entnervte Römervolk in der Kaiserzeit meist mit achtungsvollem Staunen wie auf ein ernstmahnendes Vorbild auf diese, wenn auch oft noch roh erscheinenden Züge jenes urkräftigen deutschen Edelstammes hinblickte und hinwies. „Gieb du diesen zornmuthigen Herzen der Germanen“, sagt Seneca, „die keine Bequemlichkeit, keine Ueppigkeit, keine Schätze kennen, gieb ihnen Besonnenheit und Mannszucht, dann wird es Zeit sein, daß auch wir wieder der ächt römischen Sitte gedenken, damit wir unserm Untergang entgehen.“

### 3. Häusliche Einrichtung.

So war denn auch das Verhältniß beider Völker, der Gallier und der Germanen, solchem Charakter entsprechend, den Römern gegenüber ein doppeltes, entgegengesetztes. Die Gallier, welche früher bereits vor den Germanen Schritt für Schritt aus Mitteleuropa hatten zurückweichen müssen, konnten bei eigener innerer Zerrissenheit dem römischen Schwert, der römischen Kriegszucht und Politik trotz ihrer Kampfeslust, ihrer unleugbar zähen Widerstandskraft auf die Dauer nicht widerstehen. Es genügten acht Jahre unablässig erneuter Kriegsführung, daß Cäsar sie der römischen Gewaltherrschaft unterwarf.

(Fortsetzung folgt.)

England. Er wäre ein König der Könige; denn wenn er gleich seinen Fürsten etwas auflegte, da es ihnen gefiele, so thäten sie es; wo nicht so ließen sie es. Der König von Frankreich aber wäre ein König der Esel, denn Alles, was er die Seinen hiesse, das müßten sie thun, wie die Esel, dem müßten seine Fürsten gehorham sein. Der König von England aber wäre ein König der Leute, denn was er ihnen auflegte, das thäten sie gern und hätten ihren Herrn lieb wie gehorsame Unterthanen.

\*) Wie Luther von Maximilian erzählt: es wären drei Könige in der Welt, er, der Kaiser, der König von Frankreich und der König von



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 8. April.

N<sup>o</sup> 28.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

(Fortsetzung.)

Wie ganz anders dagegen die Deutschen. Allerdings war den Römern von S. her in jenem Zwischenland die Straße nach Gallien besser geöffnet: von der Provincia stand ihren Heeren durch das Rhonebecken das Land immer offen, während vorher schon ebenso von N. her die Deutschen unter Ariovist am Südrhang der Vogesen vorgebrungen und sich wie ein Keil zwischen die Partheien und in das Land eingedrängt hatten. So mußte Gallien leichter und schneller dem römischen Schwert unterliegen. Aber wenn selbst die Alpenkette die Rätier und Bindelicier nicht gegen das römische Joch geschützt hatte, so führte nun außerdem auch der Rhein wie die Rhone die Römer ebenso in das Herz von Deutschland hinein. Und doch war und blieb den Römern für alle Zeit kein Volk so gefürchtet, wie die Deutschen. Wie hatte Rom gleich beim ersten Zusammentreffen nach Verlust all seiner consularischen Heere vor dem wie ein Lawinsturz hereinbrechenden Andrang der Cimbern und Teutonen gezittert, bis es spät und mit Mühe durch den geschickten und glücklichen Doppelsieg des Marius auf römischem Gebiet, im eigenen Lande, gerettet war. Und so oft die Deutschen auch besiegt wurden, haben sie doch trotz aller römischen Kriegskunst und Politik mit seltner Ausdauer und Zähigkeit ihre Freiheit, wie unter Armin, auch später immer von Neuem behauptet, daß Tacitus ausruft: 210 Jahre sind seit dem ersten Einfall der Cimbern verflossen: so lange schon dauert es, daß Germanien besiegt wird, und zuletzt hat man eben mehr Triumphe als Siege über sie gefeiert.\*)

Aber freilich war in gewisser Hinsicht damals die Niederlage der Gallier fast als ein Sieg, der siegreiche Widerstand der Germanen als eine Art Niederlage anzusehen, wenn wir

dabei auf die fortgeschrittene römische Geistescultur Rücksicht nehmen. Indem nämlich, abgesehen von dem Zuwachs auch durch deutsche Elemente, der römische Sieger, der mit seinen Heeren und Colonien das unterworfen Land in Besitz nahm und beherrschte, mit der gallischen Bevölkerung sich vielfach vermischte, so erwuchs aus solcher Mischung, ähnlich wie in Spanien der iberisch-romanische, so in Gallien der gallisch-romanische Volksstamm und eilte bald, ausgerüstet mit der ganzen Fülle römischer und von Massilia her selbst griechischer Geistesbildung, den in ihrer abgeschlossenen Heimath und Eigenthümlichkeit beharrenden Germanen weit voraus. Die Gallier erwiesen sich denn auch bei der Verwandtschaft ihres Charakters als gelehrige Schüler der Römer namentlich wie im Kriegswesen, so in der Redekunst\*), und in Folge der in ganz Gallien eifrig betriebenen römischen Schulbildung entwickelte sich sogar, der eigenthümlichen Naturanlage der Gallier entsprechend, eine eigene Art schwunghafter gallischer Diction und Redekunst (cothurnus Gallicanus), wie bei Aufonius, Symmachus, Sidonius, der freilich bald in rhetorischen Prunk und panegyrischen Bombast ausartete. Aber wenn die humanistische Bildung auch nur taube Blüthen auf dem an sich geistig unproductiven Boden Galliens zu zeitigen vermochte, so war von höherem Werth, daß ebenso auf dem doppelten Wege der Handelsverbindung über Massilia von Kleinasien her und dazu von Rom aus der neue Christenglaube hier Eingang und begeisterte Aufnahme fand. Ja, schon die Schüler der Apostelskinder, wie Pothinus und Irenäus, treten uns in Vienna und Lugdunum (Rhon) als die eifrigsten Befürworter mit vielen anderen entgegen, welche in der Verfolgung mit ihrem Blut zugleich die Kirche Galliens weihen und befruchteten. So erblickte hier in Gallien bald, auch unter des Constantius Chlothus und der frommen Helena Schutz, ein reiches christliches Leben; namentlich wurden hier im Abendlande durch Johannes Cassianus in Massilia und Martinus in Tours die ersten Klöster erbaut, christliche Bildung und Wissenschaft gepflegt zu einer Zeit, wo Germanien ebenso der classischen Cultur, wie dem christlichen Glauben fast noch ganz verschlossen blieb.

Als nun aber je länger je mehr zu den Römern im N. und S. eben in jenem Zwischenlande auch noch deutsche Völker, dort die Franken, hier die Westgothen und Burgunder, in Gal-

\*) Er fand denn auch keine andere Hoffnung, als den Wunsch: Maneat quaeso duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatibus nihil jam praestare fortuna majus potest quam hostium discordiam: welcher auf die innere Uneinigkeit und Zwietracht der deutschen Stämme und des deutschen Volks gerichtete Wunsch leider bis auf den heutigen Tag nicht unerfüllt geblieben ist.

\*) Schon Cato sagt beim Charis.: pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui.



lien eindringen und den mehr und mehr schon romanisirten Stamm der Gallier noch mit deutscher Kernkraft versetzen und verstärken, da konnte es geschehen, daß, während die deutschen Stämme in ihrer Vereinzelung von dem im Sturmwetter von D. hereinbrechenden Völkerstrom der Hunnen meist zertrümmert oder überwältigt und fortgerissen wurden, derselbe sich zuletzt an der vereinigten Kraft der Römer, Gallier und Deutschen auf der Ebene der catalanischen Felder (451) brechen mußte, und dann, daß ebenso 300 Jahre später (732) auf der andern Seite von S. her die von den muhamedanischen Mauren drohende Gefahr erst wieder auf den Feldern von Tours und Poitiers, auf Gallischem Boden, wenn auch zumeist mit deutschem Hammerschlag zurückgewiesen wurde. So ward also die fast unaufhaltsam dahersfluthende doppelte Barbarei in und durch Gallien von Europa abgewehrt und ferngehalten, während Germanien immer noch in unruhiger Völkerbewegung nach geordneter politischer Gestaltung und Zusammenfassung rang.

Und doch verdankte auf der andern Seite Gallien auch damals, was es Großes leistete und erwarb, nicht der eigenen Kraft oder vielmehr Schwäche und Zerfahrenheit, sondern, seitdem Roms Heere zum Schutz Italiens auch aus Gallien zurückgezogen waren, eben jener gesunden Naturkraft der deutschen Völker, welche immer weiter vordringend sich mit den romanisirten Galliern vermischten und hier befruchtet, veredelt, gereift durch die römisch-christliche Cultur fortan in Gallien die eigentliche Macht und Herrschaft gewannen. Es waren insbesondere die Frankenstämme, welche im N. Galliens solchen Einfluß erlangten, und als an Stelle der bald erschlafften Merowinger auf die Ostfranken die Herrschaft des Landes überging, so konnte sich, jezt vor 1000 Jahren, an das Weltreich und die Kirche Roms angelehnt, ein heiliges römisches Reich gallisch-deutscher Nation unter dem deutschen Kaiser Karl dem Großen bilden und, Frankreich und Deutschland umfassend, nach allen Seiten mächtig entfalten. Damit hatte denn zugleich das deutsche Volk seiner Bestimmung gemäß das Erbe der alten Welt und der alten Geschichte angetreten.

Aber freilich vermochte nur Karls des Großen gewaltige Kraft und Persönlichkeit die einander widerstrebenden Elemente auf kurze Zeit zusammenzufassen und zusammenzuhalten. Kaum war das eiserne Band, welches er um die verschiedenen Länder und Völker geschlungen, mit seinem Tode gebrochen, so fiel mit Nothwendigkeit das innerlich einander Fremdartige, Widersprechende, das sich willig oder unwillig an den festen Kern der fränkisch-deutschen Gesamtmacht angeschlossen hatte, wieder auseinander. Der Vertrag von Verdun 843 löste nur auf, was sich widerstand und sich auch sprachlich schon nicht mehr verstand.

Inzwischen hatte nämlich jenes meist von deutschen Stämmen eingenommene Mittelland, als Austrasien, mit dem mehr gallisch-romanischen Neustrien verbunden, seine Aufgabe der Culturvermittlung an Deutschland erfüllt. Christlich-römische Bildung war auf diesem Wege nach Deutschland gedrungen. Als darum unter Karl Martells Beihülfe Bonifacius in Ober- und

Mitteldeutschland, in Baiern, Franken und Thüringen, die deutsche Kirche gegründet und in den festen organischen Zusammenhang mit Rom eingefügt hatte; als dann weiter Karl der Große auch die niederdeutschen Stämme der Sachsen unter sein und Christi Joch gebeugt hatte — da war endlich für die Stammesverschiedenheit und Freiheitsliebe der Deutschen das politisch-religiöse Band der Einheit gefunden. Es erstand ein einzig-christliches Königreich der Deutschen, unter und seit dem deutschen Ludwig von jenem gallischen Frankreich abgezweigt, welches im Kampf gegen die heidnischen Normannen im N. und die heidnischen Magyaren im D., in der Abwehr gemeinschaftlicher Gefahr, bald Gelegenheit fand, sich zu größerer einheitlicher Kraft und Selbständigkeit, damals zuerst auch unter dem gemeinsamen Namen der Deutschen, zu sammeln und zu concentriren.

So hat denn in der That damals Frankreich an Deutschland mit Hülfe jenes wesentlich deutschen Mittellandes durch die höhere geistige Entwicklung und Bildung des Südens, wie die gefunden Glieder dem Herzen schuldig sind, immer Lebensnahrung und Förderung zugeführt, so daß dieses grade an solchem Gegensatz sowohl zur politischen als religiösen Mündigkeit gelangte, um bald durch reiche Entfaltung der tief im deutschen Volke ruhenden Triebkräfte sich wie ein von Gott besonders erwählter, geliebter und gepflegter Edelstamm immer schöner und herrlicher zu entwickeln und zu erheben. Und eine ähnliche Bedeutung, wie damals, hat Frankreich, was wir nicht leugnen können oder wollen, wenn auch ebenso im schlechten wie im guten Sinn, für Deutschland das ganze Mittelalter und in veränderter Weise selbst die ganze Neuzeit gehabt bis auf den heutigen Tag. Hören wir dies, soweit es hier möglich, in den allgemeineren charakteristischen Grundstrichen des Näheren ausgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hannover.

### Die Uebertragung der Volksschulverwaltung in der Provinz Hannover auf die Landdrosteien,

deren Abwehr durch den Beschluß des Herrenhauses wohl von allen kirchlichen und nichtkirchlichen conservativen Blättern mit Befriedigung aufgenommen ist, sucht Hr. Conf.-R. Dieß in Nr. 26 Beil. dieser Kirchenzeitung in einem anderen Lichte darzustellen. Festhaltend an dem Standpunkte, welchen er mit seinem Antrage im Abgeordnetenhaus 1869 eingenommen, will er die beabsichtigte Maßregel von dem Vorwurfe, die conservativen und kirchlichen Interessen zu schädigen, reinigen. Wie weit ihm dies in altpreussischen Kreisen gelungen, entzieht sich unserer Beurtheilung; in hannoverschen Kreisen werden seine Darlegungen schwerlich jemanden überzeugt haben. Diesen ist es aber keineswegs gleichgültig, wie man dort über die Sache denkt; denn man weiß hier ebensowohl, wie dort, daß der Kampf mit



der einen Abwehr noch nicht zu Ende ist, und spätestens mit der Vorlage des Unterrichtsgesetzes wieder aufgenommen werden wird. Die Ausführungen des Hrn. E.-R. Vieck dürfen daher um so weniger unerwidert bleiben, als der letztere den Gegensatz unserer kirchlichen Kreise gegen die fragliche Maßregel vornehmlich auf die Unbekanntschaft mit dem preussischen Schulwesen und die Abneigung, Altpreussisches zu übernehmen, zurückführt. In letzterem ist so viel richtig, daß bei uns eine große, ja zähe Anhänglichkeit an unsere geschichtlich gewordenen Einrichtungen alle Kreise des Volkes, welche noch nicht von der Nivellierungsfucht des National- und Protestantenvereines angesteckt sind, durchdringt. Darin glauben wir uns aber mit den tüchtigsten Elementen des Volks in den alten Provinzen zu begegnen, und keinen Vorwurf erblicken zu müssen. Was dagegen die Kenntniß des altpreussischen Schulwesens anlangt, so haben wenigstens diejenigen, welche in der Sache mit geredet und mit gehandelt haben, sich redliche Mühe gegeben, sich dieselbe zu erwerben und vielleicht auch mehr davon erworben, als den altpreussischen Vertretern der fraglichen Maßregel rücksichtlich unseres Schulwesens beizubohnt. Wir vermochten wenigstens nur sehr geringe Vertrautheit mit unseren Verhältnissen darin zu erkennen, wenn in derselben Zeit, wo Hr. E.-R. Vieck im Begriff war, seinen Antrag zu stellen, die Mitglieder der hannoverschen Landessynode aufgefordert wurden, sich für die Erhaltung der confessionellen Volksschule auszusprechen. Beides vermag man hier so wenig mit einander zu vereinigen, daß man durch die Nachricht von jenem Antrage geradezu verblüfft wurde und in der vorausgegangenen Aufforderung fast einen Hohn, jedenfalls aber eine unglaubliche Naivität zu erblicken geneigt war. Soll wirklich ein Zusammengehen der kirchlichen Kreise dort und hier in den bevorstehenden, für beide gemeinsamen Kämpfen stattfinden, so wird man sich auch beiderseits Mühe geben müssen, sich in die gegenseitigen Anschauungen hineinzufinden. In der Schulsache ist das unseres Erachtens nicht so schwer, und wir schöpfen aus den neuesten Vorgängen gegründete Hoffnung, daß unser Standpunkt dort in weiteren Kreisen anfängt, gerechte Würdigung zu finden.

Gehen wir, um diese an unserem Theile weiter zu fördern, näher auf die Erörterungen des Hrn. E.-R. Vieck ein, so müssen wir dabei von vornherein Beweisführungen ablehnen wie diese: Unmöglich kann eine Maßregel den conservativen und kirchlichen Interessen widerstreiten, oder gar verderblich sein, welche von so anerkannt conservativ-christlichen Männern, wie der derzeitige Cultus-Minister und der derzeitige Oberpräsident der Provinz Hannover, so energisch befürwortet wird. Wir könnten dem leicht entgegensetzen: Unmöglich kann eine Maßregel den conservativen und kirchlichen Interessen entsprechen, welche aufs ungestümmte gerade von denjenigen gefordert wird, welche keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um ihre Bestrebungen gegen die historischen Kirchen und namentlich auch gegen die confessionelle Volksschule zur Geltung zu bringen. Beides ist für uns nicht entscheidend. Es kann sehr conservativen und sehr kirchlichen

Männern passiren, daß ihnen durch eine Complication von allerlei Umständen und Rücksichten der klare Blick getrübt wird, und sie in eine Bahn hineingebrängt werden, welche dem ungetrübten Blicke als eine mit dem allgemeinen Standpunkte jener Männer sehr wenig harmonirende erscheint. Wir sind deshalb auch weit entfernt, den conservativen und kirchlichen Charakter des Hrn. E.-R. Vieck um jenes Antrags willen in Zweifel zu ziehen. Wir meinen nur, daß er sich — wohl mit unter dem Einflusse, welchen seine langjährige gesegnete Thätigkeit als altpreussischer Schulrath auf seine Anschauungen ausübt — über die Bedeutung und Tragweite der fraglichen Neuerung getäuscht hat.

Halten wir uns demnach an die sachlichen Gründe für und wider, so ist Hr. E.-R. Vieck bei seinem Antrage zunächst davon ausgegangen, daß eine Einrichtung, welche in ganz Altpreußen bestünde, und welche die preussische Verfassung gleichfalls anordne, auch in Hannover eingeführt werden müsse, „weil es sonst den Anschein gewinne, als ob das Schulwesen in Preußen sich in einem Zustande befinde, der die Zwecke der Schule nicht erreichen lasse, und als ob das Recht der Kirche durch die staatliche Leitung der Schule in Preußen geschädigt werde.“

Von der Verfassung sogleich! Was aber den letzteren Grund anlangt, so gestehen wir darin eine der allergefährlichsten Verwältungsmaximen ausgesprochen zu finden. Wenn der Fortbestand Alles dessen, was bei uns anders geregelt ist, als in Altpreußen, ohne Weiteres als ein Vorwurf gegen die dortigen Einrichtungen angesehen wird, so ist jede Berücksichtigung „berechtigter Eigenthümlichkeiten“ mit einem Schlage ausgeschlossen, und die uns in dieser Beziehung gegebenen Zusicherungen müßten ohne Weiteres als leere Worte erscheinen.

Aber warum kann denn nicht bei vorhandener Verschiedenheit der geschichtlichen Entwicklung in Altpreußen die eine, bei uns die andere Einrichtung besser geeignet sein, die Zwecke der Schule zu erreichen? warum kann nicht bei der ebenfalls vorhandenen Verschiedenheit der geschichtlichen Stellung der Kirchen in den verschiedenen Landestheilen dieselbe Einrichtung in dem einen das geschichtliche Recht der Kirche verletzen, während das in dem anderen nicht der Fall ist? Das Recht ist doch kein überall gleiches Abstractum, sondern das concrete Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung. Könnten die altpreussischen Lutheraner von der Stellung des Hrn. E.-R. Vieck, welche die Union „so auffassen, daß dabei die lutherische Kirche vollständig in ihrem Bekenntniß und in ihren Ordnungen gesichert bleibt“ nicht mit ganz demselben Rechte sagen: Die Union muß auch in Hannover eingeführt werden, weil es sonst den Anschein gewinnen könnte, „als ob durch die kirchlichen Einrichtungen in Altpreußen das Recht und das Interesse der Kirche geschädigt würden“?

Aber die Bestimmung der Verfassung? Wir kommen darauf noch zurück und beschränken uns hier darauf auf das Anerkenntniß des Hrn. Cultus-Ministers zu verweisen, wonach eine verfassungsgesetzliche Nothwendigkeit für die Ausführung der beabsichtigten Maßregel zur Zeit wenigstens nicht vorliegt. Die-



ses Anerkenntniß in Verbindung mit dem ferneren, von keiner Seite angefochtenen, daß das Schulwesen bei uns unter seiner bisherigen Leitung jedenfalls keine schlechteren Ergebnisse erzielt habe als das altpreussische unter den seinigen, scheint uns für jeden, dessen Urtheil nicht durch das leidige, sehr wenig conservative Streben nach Uniformirung oder durch andere außerhalb der Sache liegende Rücksichten beeinflusst wird, ein völlig ausreichender Grund gegen die Einführung der beabsichtigten Maßregel. Oder war es nicht eine beachtenswerthe Mahnung, welche mit Bezugnahme auf den in Rede stehenden Gesetzentwurf im Herrenhause ausgesprochen wurde, man möge doch nicht ferner so leicht mit neuen organischen Gesetzen vorgehen, wie es bisher geschehen sei? In christlichen Kreisen sollte man wenigstens wohl beherzigen, daß man unser Volk durch nichts so sehr außer Rand und Band bringt, als durch das fortwährende Mitteln an geschichtlich überkommenen Einrichtungen.

Aber Hr. E.-R. Biedt meint ferner, die Kirche selbst habe ein großes Interesse daran, den Consistorien die Volksschulverwaltung abgenommen zu sehen; der Fortbestand der bisherigen Einrichtung gefährde die Selbstständigkeit und den confessionellen Bestand der Consistorien. Was den letzteren Punkt anlangt, so hebt Hr. E.-R. Biedt in einem anderen Zusammenhange sehr scharf hervor, daß im preussischen Staate „nicht das Ermessen oder die Bestrebungen des zeitigen Ministers, sondern Recht und Gesetz herrsche.“ Nun, wenn irgend etwas durch Recht und Gesetz feststeht, so ist das der confessionelle Charakter unserer Consistorien. Abgesehen von der eigenthümlichen Simultan-Bildung des Aurlicher Consistoriums, haben alle unsere Consistorien kirchenordnungsmäßig in dem Maße lutherischen Charakter, daß alle ihre Mitglieder nicht nur Lutheraner sein, sondern auch auf Wahrung des Bekenntnisses und der Ordnungen der lutherischen Kirche eidlich verpflichtet werden müssen. Wie sollte es — wenn wirklich Recht und Gesetz herrschen — dem gegenüber möglich sein, unseren Consistorien unter dem Vorwande, daß sie auch in staatlichen Angelegenheiten thätig werden, den confessionellen Bestand zu nehmen. Müßte man aber dennoch befürchten, es könne gelegentlich die Neigung bestehen, sich über Recht und Gesetz hinwegzusetzen, so wäre dazu mit der Uebertragung der Volksschulverwaltung auf die Landdrosteien gerade eine sehr verlockende Handhabe gegeben. Es steht fest, daß nach Ausführung dieser Maßregel unsere kleinen Consistorien, einschließlich des ostfriesischen (Aurich) nicht mehr existenzfähig sind, und es ist bereits der Plan angedeutet, dieselben demnächst in ein Consistorium (ob mit oder ohne das Landes=Consistorium verlautet nicht) zusammenzuziehen. Diese Consequenz ist schon an und für sich geeignet, alle hiesigen kirchlichen Kreise gegen die Maßregel einzunehmen, denn man legt auf den Fortbestand der kleinen Consistorien, welche auch geschichtlich gewordene Besonderheiten vertreten, ein großes Gewicht. Noch mehr aber fürchtet man, daß die „Zusammenziehung“ der Consistorien benutzt werden möchte, um die Singularität des Aurlicher Consisto-

riums, in welchem auch reformirte Mitglieder sitzen, allgemein in unsere Consistorialverfassung einzuführen und auf diese Weise den ersten Schritt zur Verwischung ihres confessionellen Bestandes zu thun.

Daß die Zuständigkeit unserer Consistorien in Volksschulsachen der angestrebten Vervollständigung derselben und namentlich ihrer wünschenswerthen und dem Art. 15 der Verfassung entsprechenden Lösung von dem staatlichen Behörden=Organismus, Schwierigkeiten in den Weg legt, ist nicht zu verkennen. Aber um diese zu beseitigen, jene ohne Weiteres aufzugeben, hindert uns schon die Erwägung, daß bis jetzt an entscheidender Stelle notorisch nicht die mindeste Geneigtheit besteht, einer weiteren Entwicklung unserer Kirchenverfassung im Sinne des Art. 15 entgegen zu kommen, daß man vielmehr Männer, welche sich den dahin gehenden Bestrebungen angeschlossen haben, thünlichst aus den kirchlichen Behörden entfernt. Abgesehen aber auch von der hiernach bestehenden völligen Aussichtslosigkeit eines solchen Opfers, so würde auch den meisten unter uns der Preis, den wir nach dem abgelehnten Gesetzentwurfe für die gewünschte größere Selbstständigkeit zu zahlen hätten, zu hoch erscheinen.

In der einfachen Uebertragung der Volksschulverwaltung auf staatliche Behörden ohne gleichzeitige gesetzliche Regelung einer organischen Mitwirkung der Kirche bei dieser Verwaltung im Ganzen, durch welche das Recht der Kirche als Rechtsgemeinschaft an den concreten Volksschulen eine auch formelle Anerkennung finde, würde man eine präjudicirliche und deshalb höchst gefährliche Verletzung des der Kirche durch Art. 15 der Verfassung verbürgten Rechtes sehen und sich eben deshalb mit der Einwilligung in eine solche Maßregel alle Waffen aus der Hand zu geben glauben, mit welchen in den weiteren auf diesem Gebiete bevorstehenden Kämpfen gegen eine mehr und mehr unkirchliche Entwicklung des Volksschulwesens aufgetreten werden könnte.

Wir meinen, daß in dieser Beziehung die Kirche hier noch eine günstigere Stellung hat, als in Altpreußen, und daß diese nicht blos um unfertwillen, sondern auch um der Entwicklung des Ganzen willen nach Kräften gewahrt werden muß. Es möge gestattet sein, darauf noch etwas näher einzugehen.

Herr Consistorialrath Biedt irrt, wenn er meint, es sei in hiesigen kirchlichen Kreisen unbekannt, mit welcher Sorgfalt die staatliche Schulbehörde in Altpreußen die kirchliche Seite der Volksschule gepflegt und den confessionellen Bestand der einzelnen Schulen zur Geltung gebracht habe. Wir erkennen die Verdienste der preussischen Schulverwaltung nach dieser Seite, namentlich seit der Rammerschen Zeit, bereitwillig an, räumen sogar gern ein, daß wir von derselben Manches gelernt haben. Dennoch können wir nicht umhin, in dem gegenwärtigen erheblichen Einfluß der Kirche auf die Volksschule mehr einen factischen als einen mit objektiven Garantien ausgestatteten Rechts-



zustand zu erblicken. Allerdings macht sich auch in dem gegenwärtigen Bestande der altpreussischen Volksschule noch immer die ursprüngliche Eigenschaft der letzteren als einer Anstalt und eines rechtlichen Annexums der Kirche bemerkbar. Aber diese Eigenschaft selbst hat eine Verdunkelung in dem Maasse erlitten, daß sie als rechtliche Thatsache kaum noch in Anspruch genommen werden kann. Schon das allgemeine Landrecht stellt den bedenklichen, wenn damals auch noch so sehr theoretischen, Satz auf: „Schulen sind Veranstellungen des Staates“ und ganz dem entsprechend, legt es die Unterhaltungspflicht der Volksschule „den Hausvätern eines jeden Orts ohne Unterschied der Confession“ auf, und schwächt dadurch den kirchlich confessionellen Bestand der konkreten Schulen ab, wenn es auch durch die hinzugefügte Ausnahme erkennen läßt, daß es noch confessionelle Schulen voraussetzt. Die Gestaltung mochte so lange rechtlich wenig bedenklich sein, als noch die Consistorien das Volksschulwesen leiteten und durch ihren kirchlichen Charakter denjenigen der unter ihrer Verwaltung stehenden Schulen und ihrer Dotationen deckten. Anders aber stellte sich die Sache, als mit der Organisation von 1808 die Kirche mit Allem, was dazu gehörte, durch ihre Unterstellung unter die staatlichen Verwaltungsbehörden — wie es Herr v. Kleist-Regow scharf aber treffend ausdrückte — säkularisirt oder mindestens unter eine, ihre Selbständigkeit völlig absorbirende Curatel gestellt wurde. Der schon im Landrechte (zum Theil schon noch früher) gelegte Keim einer Rechtsauffassung, welche die Volksschule als Anstalt des Staates ansieht, mußte sich damit nothwendig weiter entwickeln und hat sich dahin entwickelt, daß von einem eigenen Rechte der Kirche an der Volksschule und namentlich an ihren Dotationen nicht mehr die Rede ist. Nur die Dotationen der mit Schulstellen verbundenen Kirchendienste werden noch als Kirchengut anerkannt und was sich an Einrichtungen kirchlichen Charakters in den Volksschulen noch findet, beruht nicht auf dem Rechte der Kirche, sondern auf demjenigen des Staates; selbst die Schulinspektion der Geistlichen und Ephoren ist eine Funktion, welche dieselben im Auftrage und in Unterordnung, nicht der kirchlichen, sondern der staatlichen Behörde ausüben. So findet auch der Einfluß, welcher kirchlicher Seits auf die Volksschule als Ganzes ausgeübt wird, in der einzelnen Gemeinde bezw. in der Ephorie ihren Abschluß. Die Kirche als Ganzes übt durch ihre Organe, die höheren Kirchenbehörden nur noch einen Einfluß auf den Religionsunterricht in der Volksschule und in den Seminarien. Der Proceß aber, durch welchen die Kirche allmählig in etwas wieder aus der Curatel des Staates entlassen ist, hat, weit entfernt, auch ihrer Stellung zur Volksschule zu Gute zu kommen, erst recht dazu gedient, die letztere aus der organischen Verbindung mit der ersteren zu lösen und sie immermehr zur ausschließlichen Staats-

anstalt zu machen: ein Ergebnis, welches nur einigermaßen noch dadurch verdeckt wird, daß auch die äußere Kirchenverwaltung noch in den Händen derselben staatlichen Behörden sich befindet. Hat sich der Staat auf diese Weise zum Herrn der Kirche gemacht, so kann er auch durch seine Gesetzgebung, uneingeengt durch eigene, unter dem Schutze des Art. 15 der Verfassung stehende Rechte der Kirche, über die Einrichtung derselben verfügen und selbst im Verwaltungswege, ohne formelle Rechtsverletzung den noch vorhandenen confessionellen Charakter der Schulen erheblich abschwächen. Der Schutz, welchen dagegen Art. 24 der Verfassung den Kirchen gewährt, ist ein sehr hinfälliger; denn, was „möglichste Berücksichtigung der confessionellen Verhältnisse“ ist, kann sehr verschieden aufgefaßt werden. Wie wenig rechtlich gesichert aber der confessionelle Bestand der Volksschulen unter diesen Umständen ist, erhellt unter anderem daraus, daß von einem namhaften altpreussischen Publicisten (Gneist) bereits der Nachweis hat versucht werden können, daß dieser confessionelle Bestand rechtlich in Altpreußen gar nicht existire. Wenn Hr. C.-R. Bied eine Entwicklung in dieser Richtung für unmöglich hält, „weil der christlich confessionelle Bestand der Volksschule auf dem Wesen des preussischen Staates beruhe und mit seiner geschichtlichen Entwicklung eng verflochten“ sei: so müssen wir gestehen, daß wir darin Angesichts der Entwicklung des modernen Staates, wie sie gegenwärtig in Fluß ist, nur eine sehr geringe Bürgschaft finden können. Wer vermag zu sagen, was „das Wesen des preussischen Staates“ sei? Viele wollen einen wesentlichen Charakterzug desselben in der rücksichtslosen Geltendmachung des Staatsinteresses sehen, wie dasselbe in den verschiedenen Zeiten an den jeweilig maßgebenden Stellen aufgefaßt wird, und wollen auch die Bedeutung der Union als geschichtlicher Erscheinung — unbeschadet der abweichenden idealeren Auffassung ihrer einzelnen Vertreter — in der Vergung der Kirche unter das Staatsinteresse erkennen. Und weiter, wie viel von demjenigen, was aufs engste „mit der geschichtlichen Entwicklung des preussischen Staates verflochten“ schien, ist in neuerer Zeit bereits über Bord geworfen, und wie viel davon wird die bevorstehende weitere Entwicklung überdauern? Auch Hr. C.-R. Bied scheint in dieser Beziehung wenigstens früher nicht ohne Sorge gewesen zu sein; denn wenn er den confessionellen Bestand der Volksschule in den Händen der preussischen Staatsbehörden so sicher aufgehoben glaubte, so ist nicht abzusehen, weshalb er es sich angelegen sein ließ, für die Erhaltung dieses Bestandes öffentliche Kundgebungen hervorzurufen. Auch er wird sich mit uns nicht darüber täuschen, daß der preussische Staat gegenwärtig ein constitutioneller Staat ist, oder mindestens auf dem besten Wege sich befindet es zu werden, und daß es zum Wesen eines solchen gehört, Schranken für seine Ent-



wickelung nur in dem formellen Rechte zu erkennen, materielle geschichtliche Rechte ohne formelle Garantien aber nur in soweit zu berücksichtigen, als es ihren Vertretern gelingt, in den gesetzgebenden Körpern eine Majorität für sich zu gewinnen. Eben deshalb ist es für die Kirchen von der höchsten Wichtigkeit, sich für die Berücksichtigung ihrer Interessen nicht lediglich auf den guten Willen der staatlichen Faktoren verlassen zu müssen, sondern soweit ihr noch formell gewährleistete Rechte geblieben sind, solche mit Zähigkeit festzuhalten, und wo sie verdunkelt werden sollen, desto schärfer ins Licht zu stellen. Solche Rechte, meinen wir nun aber, stehen bei uns den Kirchen hinsichtlich der Volksschule noch zu und finden gerade in dem bisherigen Verwaltungsorganismus ihren konkreten Ausdruck.

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Volksschule war bei uns derselbe wie in Altpreußen. Die Volksschule war Annexum der Kirche, und ihre Angelegenheiten wurden vom Landesherrn kraft der ihm durch den Westphälischen Frieden überwiesenen bischöflichen Rechte geregelt. Aus Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, hat aber die Kirche bei uns stets nicht nur ihre eigenen Behörden behalten, sondern auch ununterbrochen bis jetzt durch diese die Verwaltung der Volksschulen geführt. Der Charakter der letzteren, als einer dem Organismus der Kirche eingefügten Anstalt, ist deshalb bei uns nie verwischt worden. Allerdings hat sich auch bei uns der Staat — und wie wir rückhaltlos anerkennen mit vollem Rechte — die gesetzliche Regelung des Volksschulwesens vindicirt, aber stets unter Anerkennung der geschichtlichen Gestaltung als der gegebenen Rechtsgrundlage. Das Landesverfassungs-gesetz von 1840 erkennt in der Bestimmung, daß der Unterricht in den Volksschulen der Aufsicht der Pfarrer und der kirchlichen Behörden überlassen „bleibe,“ diese bestehende Rechtsgrundlage ausdrücklich an. Dasselbe geschieht durch das Volksschulgesetz von 1845, und die darin enthaltene Regelung der Unterhaltungspflicht ordnet sich diesem rechtlichen Bestande so weit unter, daß auf Grund desselben nicht nur die Anstalt der Volksschule, sondern auch der dieselbe tragende Verband ein zweifellos confessioneller, durchaus nach Analogie der Kirchengemeinde gebildeter und verwalteter blieb. Selbst im Jahre 1848, als man Miene machte, die Verwaltung der Volksschule mehr aus dem kirchlichen Organismus zu lösen, erkannten Regierung und Stände unumwunden an, daß die bestehende Volksschule „nicht weniger“ kirchliche als Staatsanstalt sei, und daß ihre Dotationen, auch soweit sie nicht eigentliches Kirchengut seien, größtentheils als Vermögenstheile von stiftungsmäßig kirchlicher Bestimmung anzuerkennen seien. Selbst die am weitesten gehenden Pläne waren nur auf Errichtung zwar selbständiger, aber confessioneller Schulbehörden gerichtet, in denen die Kirche als solche eine Vertretung haben sollte. Das schließliche Ergebnis der damaligen Verhandlungen war aber noch günstiger. Die Volksschulverwaltung wurde den Consistorien

belassen, und es wurden nur innerhalb derselben „Abtheilungen für Volksschulsachen“ gebildet, denen ein Theil der Verwaltung als Abtheilungsgeschäfte zugewiesen ward, während die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die Anstellungen, dem Plenum des Consistoriums unter Mitwirkung des schulfundigen Mitglieds verblieben. Ebenso wurde in der unteren Instanz der kirchliche Charakter der Verwaltung völlig aufrecht erhalten. Den Pfarrern verblieb, wie namentlich das Kirchen- und Schuloorstandsgesetz vom 14. Okt. 1848 anerkannte, als solchen, also kraft ihres Pfarramts die Schulinspektion, und die „Kirchen-Commissarien“ blieben, wie für die eigentlichen Kirchensachen, so auch für die Volksschulangelegenheiten die vermittelnden Verwaltungsorgane der Consistorien. Die in den Verhandlungen über den fraglichen Gesetzentwurf mehrfach aufgestellte Behauptung, die Consistorien seien, so weit sie als Volksschulenbehörden fungirten, als Staatsbehörden anzusehen, beruht auf Unkenntniß des geschichtlichen Hergangs und der bestehenden Rechtsordnung. Die R. Verordnung, auf welcher die bestehende Einrichtung beruht, ist kraft landesherrlicher Kirchengewalt und zur Ausführung des betreffenden Verfassungsparagraphen erlassen, und spricht es ausdrücklich aus, daß den Consistorien ihre bisherige Zuständigkeit in Volksschulsachen verbleibe. Die Einrichtung der Abtheilungen für Volksschulsachen ist darnach nur eine veränderte innere Organisation der bisherigen Behörde, deren kirchlicher Charakter dadurch so wenig alterirt wird, daß auch die neugeschaffenen schulfundigen Mitglieder, gleich allen übrigen, den Eid auf Wahrung des Bekenntnisses und der Ordnung der Kirche zu leisten haben.

Es ist ferner in den jüngsten Verhandlungen, und zwar von dem Hrn. Cultus-Minister selbst, die Behauptung aufgestellt, daß, was auch immer der factische Bestand der hannoverschen Volksschulverwaltung sein möge, der schon nach hannoverscher Verfassung bestehende Rechtszustand die Verwaltung durch staatliche Behörden fordere, indem der §. 29 des Gesetzes vom 5. Sept. 1848 in seiner vom Landesverfassungsgesetze abweichenden Fassung nur in diesem Sinne verstanden werden könne. Indessen das Gegentheil erhellt aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes. Wie dem Hrn. Cultus-Minister auch vom Referenten der Commission des Herrenhauses sogleich entgegengehalten wurde, haben die allgem. Stände in dem Schreiben, durch welches sie ihre Zustimmung zu dem fraglichen Gesetzentwurf ausdrückten, ausdrücklich die Möglichkeit statuirt, daß die in §. 29 vorgesehenen Schulbehörden auch in den bisherigen zuständigen kirchlichen Behörden gefunden werden könnten.

Nun mag man noch so sehr den gemischten Charakter unserer Consistorien betonen, nach welchen sie nicht ausschließlich kirchliche, sondern in gewissem Maße auch staatliche Behörden seien, und mag daraus folgern, daß sie in der Verwaltung des Volksschulwesens auch ein Mandat des Staates und nicht lediglich ein Mandat der Kirche wahrnehmen: so viel steht nach Geschichte und klarem Rechtsbestande fest, daß sie in dieser Funktion jedenfalls, auch als Mandatare der Kirche



Handeln. Der ganze von dem lokalen Verbands bis zur oberen Aufsichts- und Verwaltungsbehörde kirchlich geartete und in engster Verschmelzung mit dem kirchlich verbliebenen Organismus unseres Volksschulwesens rechtfertigt den Satz, daß es vorwiegend Functionen der Kirche und nicht des Staates sind, welche die Consistorien in der Volksschulverwaltung wahrnehmen; namentlich aber ist in der ganzen geschichtlichen Entwicklung kein Punkt zu finden, welcher den Schluß rechtfertigte, daß die ursprüngliche Eigenschaft der bestehenden Volksschulen als kirchlicher Anstalten und die kirchliche Bestimmung ihrer Dotationen und damit das Recht der Kirche auf ihre Verwaltung aufgehoben sei. Nur so viel wird man mit einigem Rechte sagen können, daß der Staat neben dem ihm über die kirchliche Volksschule — wie über alle in seinem Bereiche bestehende Anstalten — zustehenden Oberaufsichtsrechte, durch die Mittel, welche er seinerseits ihnen zugewandt, auch gewisse Rechte an den einzelnen Volksschulen für sich begründet hat, und daß er den ihm aus diesem Grunde zustehenden Antheil an der Verwaltung bisher durch die Consistorien hat ausüben lassen.

Der Unterschied zwischen unserer und der altpreussischen Verwaltung läßt sich dahin präcisiren, daß bei letzterer, soweit noch von einem eigenen Rechte der Kirche an den Volksschulen die Rede sein kann, die staatliche Behörde sich zum Mandatar der Kirche gemacht hat; dagegen bei unserer Organisation, soweit das Recht des Staates an den bestehenden Volksschulen reicht, derselbe die kirchliche Behörde, welche auch hier principaliter als Organ der Kirche handelt, zugleich zu seinem Mandatar gemacht hat.

Wir meinen, die Bedeutung dieses Unterschiedes für die Sicherung der Rechte der Kirche an der Volksschule müßte jedermann einleuchten, und ebenso müßte leicht zu erkennen sein, daß der ganze Rechtsbestand unseres Volksschulwesens in seiner von der untersten bis zur obersten Stufe harmonischen Gestaltung in Frage gestellt werden würde, wenn durch ein Gesetz, wie das jetzt abgelehnte, die Zuständigkeit der Consistorien, in welcher eben der Schlüsselstein des ganzen Organismus zu finden, ohne jegliche gesetzliche Fixirung des ferneren Rechtes der Kirche an den bestehenden Volksschulen beseitigt werden sollte. Eine solche Maßregel würde durch Verbunkelung des kirchlichen Charakters der Volksschule und in weiterer Folge ihres confessionellen Bestandes die kirchlichen Interessen aufs ernstlichste schädigen, selbst wenn, wie Hr. C.-M. Wied annimmt, der Wechsel in der oberen Verwaltung im Einzelnen gar nicht bemerkbar werden sollte.

Die letztere Annahme würde indessen schwerlich zutreffen, vielmehr würde die beabsichtigte Veränderung sehr bald zu einer Verbunkelung des Rechtszustandes und zu einer Reihe von Conflicten zwischen kirchlicher und staatlicher Behörde führen, welche bei dem Mangel jeder directen Einwirkung der ersteren und bei der in Streitfällen schließlich eintretenden Entscheidung des Cultus-Ministers stets zu Ungunsten der Kirche ausfallen müssen. Es wird hierbei nie genug beachtet, daß bei uns durch

die beabsichtigte Maßregel ein noch ungünstigerer Zustand, als der in Altpreußen bestehende eingeführt werden würde. Während den altpreussischen Regierungen neben der Volksschulverwaltung auch die äußere Kirchenverwaltung obliegt, haben unsere Landdrosteien gar keine Zuständigkeit in Kirchensachen. Wie mißlich dies für die Verwaltung der mit Schulstellen verbundenen niederen Kirchenstellen werden müßte, zumal diese Verbindung bei uns nicht eine facultative, sondern gesetzliche ist, wollen wir nur andeuten. Noch bedeutlicher für die kirchlichen Interessen ist es, daß die Landdrosteien nur gewohnt sind in bürgerlichen, nicht aber in kirchlichen Gemeindesachen thätig zu sein, daß sie daher immer geneigt sein werden, unsere nach Analogie der Kirchengemeinde gebildeten Schulgemeinden nach den ihnen geläufigen Principien, welche für die bürgerlichen Gemeinden maßgebend sind, zu behandeln. Darin liegt die größte Gefahr für die Verwischung des der Communalverwaltung unbekannten confessionellen Bestandes der Schulgemeinden, zumal der preussische Curialstyl keine „lutherischen“ und „reformirten“, sondern nur „evangelische“ Schulen kennt, und das Cultus-Ministerium — sei es absichtlich, sei es in mechanischer Befolgung der Schablone — diesen Styl bereits auf unsere Schulen angewendet, so daß der specifisch lutherische, bez. reformirte Bestand unserer Schulen in der amtlichen Terminologie nur noch durch die Consistorien gewahrt wird. Daß aber auch die amtliche Terminologie für die thatsächliche Entwicklung nicht bedeutungslos ist, hat, dächten wir, die Geschichte der Union in Preußen hinlänglich gezeigt.

Eine andere unmittelbare Folge der beabsichtigten Maßregel würde die sein, daß unsere Geistlichen und Ephoren hinsichtlich eines Theils ihrer amtlichen Functionen — der Schulaufsicht — unter weltliche Behörden gestellt würden. Damit wäre das wichtige Princip unserer Kirchenverfassung durchbrochen, wonach unsere Geistlichen hinsichtlich ihres ganzen Dienstes lediglich den kirchlichen Behörden unterstellt sind. Denn auch das ist wieder eine auf Unkenntniß beruhende Behauptung — welche im Abgeordnetenhaus mit naiver Sicherheit ausgesprochen wurde —, daß unsere Geistlichen schon hinsichtlich mancher Functionen den staatlichen Behörden unterstellt seien. Es gibt bei uns keine Function des Pfarramts, welche — mag sie auch im Interesse des Staats wahrgenommen werden — von den Geistlichen in Unterordnung unter staatliche Behörden wahrgenommen würde. Selbst hinsichtlich der Kirchenbuchführung — soweit sie die Stelle der Civilstandsregister vertritt — ist der Geistliche nur der kirchlichen Behörde verantwortlich und hat nur von dieser Weisungen anzunehmen. Der Gesetzentwurf wollte daher nicht bloß die organische Einwirkung der Kirche als Ganzes auf die Schulinspection beseitigen, sondern auch in der Verfassung unserer Kirche, ohne jede Mitwirkung ihrer Vertretung eingreifen.

Eine ähnliche Nichtachtung der Rechte der Kirche zeigt sich darin, daß der Gesetzentwurf die Einwirkung der Kirche auf den



Religionsunterricht und ihre Zuständigkeit für die mit Schuldiensten verbundenen Kirchendienste, obwohl er beide grundsätzlich nicht beseitigen wollte, doch ganz der Regelung im Verwaltungswege überließ und damit schutzlos gegen alle etwaigen Eingriffe des Staates machte. Diese Darlegung der unmittelbaren Bedeutung des Gesetzentwurfes für die Gestaltung des Volksschulwesens ließe sich noch nach mehreren Seiten vervollständigen. Das Beigebrachte dürfte aber genügen, um das Urtheil zu begründen, daß es weder den conservativen, noch den kirchlichen Interessen entspräche, diesen Gesetzentwurf einzubringen oder ihm zuzustimmen.

Freilich, meint Hr. C.-K. Bied, schützen werde uns die Ablehnung des Gesetzentwurfes doch nicht lange. Spätestens durch das neue Unterrichtsgesetz, welches das Princip der staatlichen Verwaltung der Volksschule nothwendig zur allgemeinen Geltung bringen müsse, werde die Zuständigkeit der Consistorien beseitigt werden, und da hätte man sie lieber jetzt aufgeben sollen, statt sich mit den Ultramontanen gegen den Gesetzentwurf zu verbinden. Wir halten auch diese Auffassung für fehlsam und wollen das noch kurz zu begründen versuchen.

Es ist schon an sich keine gute Politik, seine Position dem ersten Angriffe gegenüber zu räumen, weil man fürchtet, sie gegen einen demnächstigen allgemeinen Angriff doch nicht halten zu können. Daneben aber weiß Gott allein, ob und wann das neue Unterrichtsgesetz zu Stande kommen wird. Glänzend sind die Aussichten dafür nicht. Sollte es aber zur Verhandlung kommen, so steht endlich noch nicht fest, wie Hr. C.-K. Bied zu meinen scheint, welche Principien in demselben zur Herrschaft gelangen werden, ob es nicht den dabei auch mitwirkenden conservativen und kirchlichen Elementen gelingen wird, den Rechten der Kirche auf die Volksschule eine formelle Anerkennung und einen konkreten Ausdruck in der künftigen Organisation der Verwaltung zu erkämpfen. Uns scheint dazu nur erforderlich, daß man in conservativen Kreisen zur klaren Erkenntniß dessen gelangt, um was es sich handelt. Dann kann es gerade für diesen Kampf von der größten Bedeutung werden, daß es im preussischen Staate noch Kirchengemeinschaften giebt, die für ihr historisches Verhältniß zur Volksschule nicht nur die entsprechende Gestalt des Verwaltungsorganismus, sondern auch einen starken Rechtstitel aufzuweisen haben.

Aber macht die preussische Verfassung das nicht durch die von ihr aufgestellten Grundsätze unmöglich? Wir glauben nicht. Wir halten die Meinung, daß Art. 23 der Verfassung jede Zuständigkeit kirchlicher Behörden für die Volksschulverwaltung ausschliesse, für fehlsam. Sie kann nur begründet werden, wenn

man mit Hrn. C.-K. Bied und dem Hrn. Cultusminister unvermerkt das Wörtchen „Leitung“ in den Artikel einschiebt. In Wirklichkeit steht dies Wort nicht darin, der Artikel redet nur von Aufsicht über die Unterrichtsanstalten, und es ist schon in den Verhandlungen des Landtags schlagend hervorgehoben, daß der Artikel nur dasjenige feststellt, was der Staat ebensowohl gegenüber den Privat-Unterrichtsanstalten, wie den öffentlichen in Anspruch zu nehmen habe, und daß es auf Grund desselben wohl Niemandem einfallen werde, zu behaupten, der Staat könne auch die Verwaltung der Privat-Unterrichtsanstalten an sich nehmen. Ist das richtig, so enthält der Artikel auch keine Nöthigung, die Verwaltung der öffentlichen Schulen ausschließlich auf staatliche Behörden zu übertragen, und er begründet nicht einmal ein Recht, den im Staate bestehenden Corporationen diejenigen Verwaltungsrechte zu entziehen, welche von ihnen bis jetzt rechtmäßig ausgeübt worden. Ja selbst angenommen, der Art. 23 besage wirklich, was Hr. C.-K. Bied darin findet, so würde er doch noch nicht über das Schicksal unserer Volksschulverwaltung entscheiden. Denn in der Provinz Hannover sind die öffentlichen Volksschulen noch heutzutage keineswegs Anstalten des Staates, sondern vorwiegend Anstalten der Kirchen, ihre Dotationen zum größten Theile zweifellos für die Unterrichtszwecke der Kirche bestimmte Stiftungen und Fonds, es sind daher die eigenen Angelegenheiten der Kirche, welche sie durch die Consistorien in der denselben in ihrer zweifellosen Eigenschaft als in erster Linie kirchliche Behörden ordnet und verwaltet. Die Kirche hat daher in der Provinz Hannover nicht etwa bloß ein Interesse an der Volksschule oder einen allgemeinen Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Interessen bei der Organisation des Schulwesens: sie hat vielmehr ein unter dem Schutze des Art. 15 stehendes Recht auf den Mitbesitz und die Mitverwaltung der bestehenden Volksschulen. Nun gilt Art. 15 unseres Erachtens ebensoviel, wie Art. 23 und die sonstigen über die Volksschule handelnden Bestimmungen der Verfassung, und eine lokale Handhabung der Verfassung kann nie dahin führen, aus dem einen Artikel einen Strich zu drehen, mit welchem man den anderen erwirgt. Wir müssen daher auch in dem gesetzten ungünstigsten Falle annehmen, daß die Uebertragung unserer Volksschulverwaltung auf eine staatliche Behörde ohne Einwilligung der verfassungsmäßigen Organe unserer Kirche nicht stattfinden darf.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 12. April.

N<sup>o</sup> 29.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

(Fortsetzung.)

### 4. Auseinanderetzung.

Als nämlich im J. 843 das gemeinsame große Frankenreich Karls des Großen auseinandergelegt wurde, waren schon damals die neuen politischen Grenzen den natürlichen und selbst den sprachlichen im Wesentlichen entsprechend\*) geregelt. Ludwig, darum der Deutsche genannt, erhielt alles Gebiet östlich des Rheins, und für Friesland zur Entschädigung Mainz, Worms und Speier als Weinland, dazu alles Land den Rhein hinauf bis Basel mit dem dem deutschen Theil der Schweiz, also Zürich, Solothurn und Bern, und weiter oberhalb der rhätischen und norischen Alpen bis zur Raab. Karl dem Kahlen fiel dagegen der französische Theil, Neustrien oder Westfranken, zu, d. h. alles Gebiet im W. der Maas und des Rhone. In der Mitte aber lag, bis auf den romanisirten Süden, mit deutschem Grundcharakter der Bevölkerung und des Landes jenes von der Natur gewissermaßen zur Vermittelung zwischen eingestellte Land zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen der Maas und dem Rhein, im Thal der Saone und Rhone an dem Jura und den Alpen von dem Mittelmeer bis zur Nordsee ausgebehnt und ward als Lotharii regnum, als Großlothringen mit dem zwischen Deutschen und Franken noch unentschiedenen Kaiserthum und deutsch-italischen Besitz dem dritten Bruder Lothar zuertheilt. Da aber dies ganze Zwischenland durch die austrasischen Franken mit ihrer Hauptstadt Metz im N., wie durch die Burgunder und auch Westgothen im S. vielmehr zu Deutschland, als zum celtischen oder römischen oder selbst germanisirten Gallien gehörte, so ist es kein Wunder, daß es wenigstens im ganzen Mittelalter immer zu Deutschland neigte und diesem, enger oder loser verknüpft, als deutsches Reichsland in der That auch rechtlich immer angehört hat.

Aus diesem Grunde erwies sich eben jene Dreitheilung denn

\*) Darum leistete denn auch Karl und Ludwig, als sie 842 zu Straßburg einen Bundesvertrag schlossen, den Eidschwur vor ihren Mannen in der Weise, daß Ludwig mit den Kriegern Karls auf Romanisch, Karl mit den Kriegern Ludwigs auf Deutsch schwur.

auch bald als unhaltbar, und nach manchem Streit kam am 8. August 870, also grade jetzt vor 1000 Jahren, im Vertrage zu Meerssen zwischen dem fränkischen Karl und dem deutschen Ludwig über Lothars Erbe eine neue, eine Doppeltheilung, zu Stande, wonach jetzt mit ziemlich scharfer Scheidung der Sprachlinie noch die Gebiete von Metz, Trier, Aachen, Köln, Utrecht, dazu der Elsaß mit Straßburg und alles Land von Lüttich am rechten Ufer der Maas mit Deutsch-Lothringen, ja weiter hinab das Gebiet des Doubs, des Jura und der Schweiz zu Deutschland fielen. Das war zugleich die geschichtliche und die natürliche Theilung.

Aber freilich können wir uns nicht wundern, daß schon im Mittelalter nach dem wechselnden Ueberwiegen beider Mächte im Einzelnen der Besitz grade dieses Grenzlandes öfter ins Schwanken gerieth, weil von jeher eben dies Gebiet als Deutschlands Vorland (bei den Römern zum Theil Germania prima und Lugdunensis) für den Erbfeind und bösen Nachbar ein gar zu lockender Erwerb gewesen ist. Schon im 9ten Jahrhundert (879) bildeten sich im S. im Rhonethal unter deutscher Oberhoheit ein Königreich Nieder-Burgund mit der Residenz Arles, wozu mit der spätern Dauphine und Provence die Bisthümer Lyon, Arles, Niz, Avignon, Valence, Toulon, Marseille, Magon, Besancon gehörten, und 887 Hoch- oder Nordburgund, wozu die Grafschaft B. (später Franche Comté), das spätere Savoyen und Wallis, das Waadtland und die Schweiz bis an die Reuß gehörten, welche beide 930 zu einem Königreich vereinigt, später 1034 unter Kaiser Konrad II., also mit Lyon und Marseille als deutschen Städten, durch Erbvertrag an das deutsche Reich kamen, so daß die burgundische Krone zu Arles über das arelatische Reich ertheilt, fortan die deutschen Könige schmückte. Aber leider vermochte das uneinige und zersplitterte Deutschland das schöne Erbe nicht zu fesseln und zu erhalten. Nachdem das edle, hochstrebende Hohenstaufengeschlecht im Kampf mit der päpstlichen Gewalt unterlag und der letzte jugendliche Sprößling Konradin durch den letzten Karl von Anjou sein blutiges Ende fand, ging es Stück für Stück im Laufe der Zeiten von Deutschland abgerissen, an Frankreich verloren. Die Provence wurde schon unter Rudolf von Habsburg eingegliedert, Lyon eroberte 1310 Philipp IV. der Schöne, Avignon kaufte 1348 der Papst, die Dauphine wurde 1349 an Frankreich überlassen und 1365 erhielt Karl IV. zuletzt die arelatische Königskrone. Ja, er mußte ohne die königlichen Rechte geltendmachen zu dürfen, selbst den



Dauphin von Frankreich zum Reichsvikar von Arelat machen, so daß Deutschland am Ende des Mittelalters nur noch die Freigrafschaft mit Besangon und Mompelgard und das Hochstift Basel besaß.

Verfolgen wir aber dies altgermanische Zwischenland gleich weiter nach N., so war 919 schon ganz Lothringen an den ersten sächsischen König Heinrich gefallen und war seit jener Zeit, wenn auch noch unter Otto II. der franz. König Lothar 978 den Adler auf der deutschen Kaiserpfalz zu Aachen nach W. gedreht hatte, im ganzen Mittelalter, deutsches Land. Seit 959 war es, unter Otto's I. Bruder, Bruno von Köln, in das westliche Ober- und das östliche Niederlothringen getheilt, und als es 1044 erledigt war, wurde jenes 1048 dem elsässischen Grafen Gerhard verliehen, dessen Nachkommen dort bis 1738 regierten und jetzt durch Maria Theresia die österreichische Kaiserdynastie bilden. Nieder-Lothringen (später Brabant) kam 1065 an des letzten Herzogs von H.- und N.-Lothringen Gzelo Sohn, Gottfried den Bärtigen, und 1089 an dessen Enkel, Gottfried v. Bouillon. Auch später ward N.-Lothringen, trotz der schon gelockerten Verknüpfung, noch als oberrheinischer Kreis zum deutschen Reich gezählt. Und dann der schöne Elsaß? Schon seit der zweiten Theilung 870 und dann von Neuem 915 unter Heinrich I., bis 1268 als Theil von Schwaben, mit dem deutschen Reiche vereinigt, blieb er mittelbar unter besonderen Fürsten und getheilt oder unmittelbar unter den deutschen Kaisern, namentlich unter den von hier entstammten Habsburgern, ein Theil des deutschen Reichs, bis die Schweden im 30jährigen Kriege halfen, ihn französischem Besitz oder Anrecht zu überliefern. Lassen wir im N. weiter noch Artois und Flandern hier bei Seite, so läßt sich nicht leugnen, daß im Mittelalter jenes Vorland Germaniens in seiner vollen Ausdehnung vom Mittelmeer bis zur Nordsee deutsches Land und Eigenthum gewesen ist, und daß erst in der letzten Zeit, wo das deutsche Reich nach dem Interregnum in Verfall gerieth, dieser Besitz, von dem freilich meist romanisirten Süden anfangend, Stück für Stück mit List oder Gewalt an Frankreich verloren zu gehen anfang.

### 5. Steigen und Sinken.

Aber fragen wir, wie war das möglich? wie kam Frankreich zu solcher Macht, daß es von dem großen, schönen, edlen, stolzen Reich mit schnöder Begehrlichkeit einen Theil nach dem andern abzureißen und ungestraft sich anzueignen vermaß? Im Anfang freilich hätte man das Gegentheil erwarten sollen. Wie schwach erschien es schon unter den Karolingern gleich nach 870 mit seinem neufestgestellten französischen Besitz, wo alles bald in seine einzelnen Theile auseinanderzufallen schien. Schon im J. 911 ging die Normandie mit der Bretagne verloren, und die französischen Könige zeigten sich in den beständigen Kämpfen gegen die mächtigen Vasallen meist ohne Kraft. Aber 987 starben die schwachen Karolinger aus, und mit Hugo Capet erhob sich eine neue Dynastie bis 1328, auf welche später bis 1498 die Nebenlinie der Valois, bis 1529 die Orleans und bis 1789

die Bourbons folgten. Da gelang es denn den einzelnen Fürsten jener Dynastien schon im Mittelalter durch schlaue List oder durch Gewaltthat in dem beschränkten Gebiet ihres Frankreichs die Königsgewalt dadurch zu stärken und zu concentriren, daß sie zuerst die aufblühende Macht der Städte zur Unterdrückung der uneinigen Vasallen benutzten und dann theils durch persönliche Thätigkeit, theils auch, besonders seitdem sie in den Kreuzzügen an die Spitze der religiösen Bewegung getreten waren, durch die Hilfe der geistlichen Macht, theils durch glückliche Verwendung der reichen Hülfsmittel des Landes ihr königliches Ansehen überall zur entscheidenden Geltung zu bringen wußten. Und dies geschah, trotzdem daß sie immer wieder nach D. hin gegen Deutschland und, seitdem die Herzöge von der Normandie wie die Grafen von Anjou (Plantagenet) auf den englischen Königsthron gehoben waren, nicht nur im W. um den streitigen Besitz von der Normandie und Bretagne, und weiter von Anjou, Maine, Touraine, Guienne und Gascogne, sondern selbst seit 1328 mehrere Jahrhunderte lang gegen England um die Königskrone zu kämpfen hatten. Aber grade aus diesen Kämpfen ging das französische Königthum, mit der Nation zu gleichem Interesse immer fester verwachsen, wenn auch oft tief gebeugt und erschüttert, immer wieder aufgerichtet und siegreich hervor. Ja, es steht am Ende des Mittelalters, namentlich seit Ludwig XI. und Karl VIII. so kräftig und einflußreich da, wie keine andere Macht in Europa, daß es darum denn auch alsbald anfang, seine Eroberungssucht wieder gegen D. auszudehnen, um Deutschland und dem Hause Habsburg, wie früher unter Karl von Anjou den Staufem, zunächst in Italien durch den Erwerb von Neapel und Mailand entgegenzutreten.

Was war dagegen in dieser Zeit aus Deutschland geworden? Allerdings war es dem deutschen Volk nicht leicht gemacht, im Herzen von Europa sich wohnlich, häuslich einzurichten, gut und sicher unter das schützende Dach eines wohlorganisirten einigen Ganzen, eines festgegliederten und kräftig regierten Staatsgebäudes zu gelangen. Groß war die Zahl der Hindernisse von Innen und von Außen. Bei aller Gemeinsamkeit der Sprache, der Religion, der Sitte, des Rechts und des tiefergegründeten Charakters, woran die Deutschen als ein einig Volk von Brüdern von je her festgehalten haben, führte doch ebenso zuerst der ungezügelte Freiheitsdrang zu einer großen Zersplitterung seiner Kräfte, wenn nicht grade die gemeinschaftliche Gefahr von den Feinden ringsum, den Normannen, Franzosen, Magyaren und Slaven, vorübergehend ihre Macht wieder sammelte und vereinigte. Dazu kam die durch den Charakter des Landes und der Bewohner bedingte Sonderung in Ober- und Niederdeutschland und außerdem der verschiedenen Volksstämme, welche, in sich freilich meist geschlossen, mit ihren besonderen Bestrebungen und Interessen, wie schon die Reihenfolge der Kaiserdynastien, der Sachsen, Franken, Staufem, Habsburger, zeigt, auf Kosten des Ganzen und der Gemeinschaft sich gegen einander zur Geltung zu bringen suchten und sich so einander in ihren unablässigen gegenseitigen Kämpfen schwächten und aufrieben.



Dazu kam noch ein anderes Hinderniß, welches das deutsche Volk und Reich nicht zu sich selbst kommen ließ, sondern seine Wohlfahrt einer, wenn auch kühn gedachten Idee opferte. Wir haben gesehen, als durch Bonifacius das deutsche Volk unter das Joch Christi gebeugt und in die feste Organisation der römischen Kirche eingefügt war, hatte Karl der Große Frankreich und Deutschland zu einem großen Reich zusammengefaßt und dann seit 800 als erneuertes römisches Reich zu einer christlichen Weltmonarchie erhoben. Aber wir haben ebenso gesehen, daß, so großartig die Idee und ihr Vertreter auch gewesen, die unnatürliche Vereinigung widerstrebender Elemente sich bald wieder auflöste. Es dauerte jedoch nicht lange, so strebte jene große Idee des Mittelalters von Neuem nach Verwirklichung. Nach Ausscheidung der gallisch-romanischen Nation hatte das deutsche Volk kaum angefangen, sich nach Abwehr der Normannen im N. und der Magyaren im O. in selbständiger Kraft zu einem christlichen Staatsganzen zusammenzufassen, so gestaltete sich dasselbe unter dem großen, prächtigen Sachsenkönig Otto I. wie von selbst wiederum zu einem christlichen Weltreich, zu einem h. römischen Reich deutscher Nation. Und bei der Tiefinnerlichkeit und Hingebung an den Christenglauben sollte das nicht ein bloßer Prunk und Schein sein. Das deutsche Volk übernahm mit Kühnheit und Treue die Mission, mit solcher Idee auch Ernst zu machen, sie zu verwirklichen dadurch, daß dem Reiche Christi auf Erden immer größere Macht, immer weitere Bahn geschaffen würde. Ja, das deutsche Volk, wie kein anderes innerlich am ehesten dazu angelegt und wie prädestinirt, hat Höheres für sich und als Herzvolk für ganz Europa und für die Menschheit immer erstrebt und auch weiter zu erstreben, als nur die materiellen Interessen zu pflegen, sich selbst zu dienen: es hat sich von jeher in den Dienst der höchsten Idee gestellt. Darum hat es sich auch nicht bloß begnügt, im N. und O. Grenzmarken aufzurichten, um die rohen Völker mit ihrer zerstörenden Barbarei abzuwehren oder in seinen Dienst zu nehmen, mit deutscher Cultur zu befruchten, zu durchbringen, sondern vor Allem hat es mit immer weiter ausgedehnter Organisation der Bischofsitze und des Klosterlebens christlichen Glauben, christliche Bildung, christliches Leben zu pflanzen und auszubreiten sich angelegen sein lassen. Ja, Deutschland hat vielfach mit seinem Herzblood diese Völker genährt. Daß dies aber im Dienst und Verbands Roms geschah, war ebenso eine Fessel als ein Sporn. Deutschland war, das sollten wir nicht vergessen, durch Rom und die römische Kirche groß, blühend und mächtig geworden, aber freilich weil es in Rom und Italien seinen falschen Schwerpunkt nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich hatte oder suchte, so vergeudete es an solcher unhaltbaren Doppelstellung seine beste Kraft. Als nun außerdem durch die Vermischung der weltlichen und geistlichen Gewalt, gerade zur Zeit, als das deutsche Volk auf der Höhe seiner Machtentfaltung stand, der Riesenkampf ausbrach, ob der Papst oder der Kaiser der eigentliche Herr, die Sonne jener Weltmonarchie des Mittelalters sei, und um diese Entscheidung alle übrigen Gegensätze im deutschen Volk und Reich

mit leidenschaftlicher Erbitterung sich sammelten, so erfüllte sich das tragische Geschick, daß am Ende der großen Hohenstaufenzeit Deutschland mit gebrochener, zerrissener Kraft aus solchem Entscheidungskampf hervorging. Es kam die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und wenn wir absehen von der zähausbauern-nachwirkenden Macht der Gewohnheit, so hatte schon damals das eigentliche römische Reich deutscher Nation des Mittelalters im Wesentlichen aufgehört. Mehr und mehr suchte die römische Kirche gegen Deutschland ihre Stütze und Hilfe im mehr verwandten romanischen Frankreich und bei dessen allerheiligstem König, während dagegen das deutsche Volk endlich anfang, nach und nach sich auf sich selbst zu besinnen, von Rom und der römischen Kirche sich zu emancipiren und durch Luthers Reformation in der evangelischen Wahrheit, wenn auch nur durch gewaltsame Losreißung von Rom, sich selbst wiederzufinden.

Aber in welchem Zustand ging das deutsche Volk nach solchem inneren Proceß mühsam erkämpfter Wiedergeburt und Erneuerung der neuen Zeit entgegen? All jenes unablässige Ringen nach allen Seiten während 7 Jahrhunderte: nach Außen gegen die Normannen, Magyaren und Slaven, im Innern des Südens und des Nordens, der verschiedenen Stämme unter einander, der Kaiser gegen ihre mächtigen, ebenbürtigen Vasallen, besonders aber gegen Italien, gegen die päpstliche Allgewalt, gegen die verweltlichte Geistlichkeit hatte das deutsche Volk immer wieder gehindert, über den inneren Unterschieden und Parteinungen sich zu nationaler Einheit und Kraft zusammenzufassen, ein festes, starkes, mächtiges Königthum aufzurichten, ein wohlorganisirtes Staatsganze auszugestalten. So stark am Ende des Mittelalters bis zu absoluter Gewaltherrschaft die Königs- und Staatsgewalt in Frankreich ausgebildet stand, so schwach und schattenhaft war dagegen die Idee des deutschen Weltreichs und Weltkaisers ausgefallen. Da der Gesamtkörper des deutschen Reichs in Verfall und Auflösung gerathen war, so waren all die einzelnen größeren Glieder, dem von Natur selbst so vielfartig ausgestalteten Wohnhaus des deutschen Volks entsprechend, zum Theil auch in Folge der religiösen Spaltung und Bewegung im Begriff, sich abgesondert von dem Ganzen und von einander selbständig neu zu gestalten.

## 6. Innerer Widerstreit.

Doch wir blicken, ehe wir der neuen Zeit folgen, noch einmal zurück, um zu der äußeren auch die innere Parallele zwischen beiden Völkern zu ziehen. Sehen wir nämlich in der Zeit des Mittelalters auf das Verhältniß von Frankreich und Deutschland, vom deutschen und französischen Volk zu einander, so war unstreitig der Schwerpunkt des politischen Ansehens und der äußeren Machtentfaltung ganz überwiegend in Deutschland, als der christlichen Universalmonarchie, und der deutsche Kaiser sah im französischen Könige in solcher Hinsicht kaum mehr denn seinen Vasallen, wenn auch praktisch solche Ueberlegenheit weniger zur Geltung kam. Ebenso war, wie wir gesehen, fast im ganzen Mittelalter jenes Zwischenland von dem Mittelmeer zu beiden



Seiten der Rhone und Saone, zwischen der Maas und dem Rhein bis zur Nordsee hin zumeist noch deutsch oder stand wenigstens, selbst in den mehr romanisirten Theilen des Südens, unter deutscher Herrschaft oder Oberhoheit. Aber schon fing Frankreich an, so oft ihm Gelegenheit geboten wurde, namentlich seitdem Philipp der Schöne nach dem Besitz von Burgund gestrebt hatte, seine Hand nach deutschem Gut und Länderverwerb auszustrecken, und leider kam Deutschland bei zunehmender Zerrissenheit und Schwachheit solcher Annahme und Machterweiterung zum Theil wie träumend aus freien Stücken entgegen.

Was dagegen die geistige Cultur betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß Frankreich auch ferner noch seit dem Erwerb der römisch-christlichen Bildung den früheren Vorsprung vor Deutschland vielfach behauptete. Alle geistige Regung, die vom Süden und selbst vom Norden und Westen kam, fand ihren Weg über oder aus Frankreich, namentlich aus dem germanisirten Nordfrankreich, nach Deutschland, so jedoch daß alles, was in Frankreich mit französischer Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit leicht ergriffen, aufgefaßt und angeeignet wurde, in Deutschland erst seine tiefere, grünlichere, selbständige Pflege, Durchbildung und Vertiefung erhielt. Was dort entweder in trocknen Verstandesformen mit gewandter Subtilität verarbeitet oder in die lustigen Regionen der Phantasie voll künstlicher Gestaltung ausgebildet war, fand zwar auch beim deutschen Volk schon wegen seiner universalidealen Neigung, wobei es gern dem Fremden als dem Neuen und Besseren gegen das Eigene sich zuwendet, willige Aufnahme, aber indem es der von W. gegebenen geistigen Anregung folgte, wurde ihm das Fremde durch die geistige Vertiefung, die ihm hier zu Theil wurde, zum Eigenen. An die Stelle der bloßen Nachahmung trat die selbständige, tiefere Auffassung, Verarbeitung, Neuschöpfung, wie eben alle wahre innere Productionskraft in der Geistes- und Gemüthstiefe wurzelt, die dem deutschen Volk besonders eigen war.

So wurde denn in der That alles geistliche christliche Leben und Forschen und Lehren im Mittelalter zuerst auf französischem Boden gepflegt, und von hier meist weiter nach Deutschland verpflanzt. Während allerdings schon Bonifacius in Deutschland durch die Einrichtung von Provinzialsynoden (743) auf die Reinheit der Lehre und des Lebens unter den Geistlichen und ebenso im Volke bedacht gewesen und Chrodegang von Metz (760) durchgreifender denselben Zweck durch die Einrichtung des kanonischen Lebens unter den Geistlichen verfolgte, war zwar auch das damals für alle kirchliche und geistige Cultur so wichtige Klosterleben in Deutschland vielmehr von England und Irland als von Frankreich aus eingeführt und eigenthümlich besonders zu Fulda, St. Gallen und Utrecht entwickelt, aber seinen die damalige Welt durchdringenden, beherrschenden Umschwung erhielt es doch vor Allem zuerst in Frankreich und von hier aus verbreitet dann weiter in Deutschland. Die Idee, zur Sühne

oder zur Abwehr eines wilden Lebens in Kampf oder sinnlicher Lust der Welt hinter den stillen Klostermauern in über Wildniß zu entfliehen und in frommen Uebungen oder Kasteiungen durch Thaten der Buße sich den Himmel zu verdienen, die wurde mit aller Lebhaftigkeit und Leidenschaft doch erst in Frankreich ergriffen, daß die Regel von Clugny (910) bald im ganzen Lande und Volke zur Herrschaft gelangte. Und kaum war dieser Orden, der im 12. Jahrhundert schon 2000 Klöster daselbst umfaßte, durch Reichthum in Gefahr gekommen, zu verweltlichen, als 1098 dazu die Regel von Cîteaux kam, welche durch den frommen Bernhard von Clairvaux besonders geweiht, nicht nur über Frankreich, sondern namentlich auch über ganz Deutschland ihre zahlreiche Verbreitung fand, während wieder die Strenge dieser Regel schon durch das Kloster Chartreuse bei Grenoble (1048) und dann zu Prémontré (1120) überboten wurde.

Und wie das Klosterleben seine Neubelebung und Reinigung von W. aus erhielt, so war es auf der andern Seite zum großen Theil auch mit dem weltlichen Ritterwesen der Fall. Weil nämlich dem celtischen Stamm der Gallier eine Neigung fürs Aeußerliche, eine Gewandtheit der Form, des Glanzes, des prunkenden Scheins von je her eigenthümlich war, so gestaltete sich diese in Verbindung mit fränkischer und noch mehr normannischer Tapferkeit und Abenteuerlichkeit zu der ebenso glänzenden, als gewandten Ritterlichkeit und insbesondere zu der Ausbildung all jener complicirten Formen des Ritterwesens und Hoflebens, welche von Frankreich aus schon damals als fast einzig maßgebende Norm für alle Länder Europas galt. Aber es blieb nicht bei der bloßen Form, sondern als die große Idee der Kreuzzüge im Mittelalter alle Herzen der Gläubigen ergriff, war es vor Allem die französische Ritterschaft, welche bei ihrer lebhaftesten Empfänglichkeit sich in dieser geistigen, die Zeit und Welt beherrschenden Bewegung ebenso fast tonangebend erwies. Und doch haben wir auch hier den sprühenden, funkelnden Schaumwein vom edlen Most zu unterscheiden und sind veranlaßt, all die tiefen Regungen und Motive selbst jener Bewegung bei den zwar langsamer, aber tiefer und treuer erregten deutschen Stämmen zu suchen, wenn wir daran denken, wie zwar Peter von Amiens voran, dann aber mit Raimund von Toulouse und Abhemar von Puy sich Gottfried von Niederlothringen und Balduin von Flandern vereinigen, wie der edle Conrad II. zu Speier dem ernsteindringenden Mahnruf des Bernhard von Clairvaux nicht zu widerstehen vermag, wie mit dem listenreichen Philipp August der heldenmüthige Friedrich Barbarossa als Gotteskämpfer auszieht, während aber doch wieder der edelste König des französischen Herrscherthrons Ludwig IX. den Reigen beschließt.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 15. April.

N<sup>o</sup> 30.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

(Fortsetzung.)

Freilich wurde dann ebenso auch vor Allem durch die Franzosen, wie am deutlichsten schon die wilde Entartung ihres Tempelordens zeigt, nicht so zum Heil, als vielfach zum Verderben mit jener abenteuernden Wanderlust nach dem Orient nicht allein die faragenische Geistesbildung, sondern auch die Leppigkeit und Entartung, der Unglaube des Morgenlandes dem Abendlande erschlossen und vermittelt. Der geistige Horizont wurde zwar weit geöffnet, aber auch vielfach ins Schrankenlose, zum Zweifel, zur Verzweiflung gezogen. Die Erfahrung und die verschiedenen Gebiete des Wissens wurden vielfach befruchtet, aber das wahre Wissen, die Erkenntniß der Wahrheit, wurde darüber zerstreut, erschüttert, verloren.

Dazu kam etwas anderes, was im nahen Zusammenhang damit stand. Wie nämlich das französische Ritterthum in den weltlichen Waffenkünsten alle kunstreichen Formen bis ins Einzelne zur allgemein herrschenden Geltung in Europa ausgebildet und festgestellt hatte, so war dies ähnlich schon früher auf geistigem Gebiet der Fall gewesen. Auch hier, wie im Anschluß an die später durch Gerbert von den Arabern noch besser gelernten Aristotelischen Gesetze der Logik die Herrschaft der Form in den syllogistischen Denkformen fast bis zum Götzendienst getrieben wurde, waren wieder die Franzosen die ersten und eigentlichen Ritter im geistigen Turnier und gingen theils mit ihren trocknen Verstandesabstractionen, theils mit ihrer geistigen Beweglichkeit in der Dialectik den langsameren, tiefergearteten, mehr in das Wesen versenkten Deutschen voran, um freilich wie überall, wo es galt von der tauben Schale der Form in den Kern, in die Tiefe des Wesens einzubringen, von diesen schließlich immer überholt und übertroffen zu werden. So fand also das geistige Ritterthum, die scholastische Wissenschaft, die frühste Pflege und die weitere Ausbildung bis in die sterilsten Subtilitäten in Frankreich, als zuerst noch neben Lanfranc besonders Anselmus im normanischen Kloster zu Bec für seinen mystischen Tiefstimm, die auch den thörichten Verstand überzeugenden Beweisformen für Gottes Dasein aufsuchte, Berengar von Tours das Mysterium der Abendmahlslehre in die engen Begriffe der menschlichen Vernunft zu bannen sich bemühte und dem liebevoll

sich versenkenden Bernhard gegenüber insbesondere Abälard die glänzenden Fächerkünste seiner dialectischen Verstandesschärfe an den Lehren seiner kirchlichen Wissenschaft versuchte und spielen ließ. Wie im weltlichen Waffendienst das französische Ritterthum, so war in der geistigen Waffenrüstung die französische Scholastik die allgebietende Macht.

Damals war es auch, wo mit der Scholastik besonders die geistliche Theologie und das geistliche Recht auf der Hochschule zu Paris als der universitas magistrorum et scholarium seit Wilhelm von Champeaux, Abälards Lehrer, die erste geordnete, einzig angesehene Bildungsstätte fand. Und so groß war in jener Zeit das Ansehen solcher geistigen Bildung und Wissenschaft, daß die Schule derselben schon damals Paris zur ersten Stadt Europas, zur Weltstadt erhob, wo aus allen Ländern von den Dänen und Schweden im N. bis zu den Griechen im S. alle Lehrer und noch mehr Scholaren, die nach ihren Nationalitäten ihre eigenen Quartiere hatten\*), aus ganz Europa zusammenströmten, um an der ersten und einzigen Quelle als der ältesten alma mater den Durst des Geistes nach dieser vermeintlichen Verstandeswissenschaft zu stillen. So ist denn die Pariser Universität, nachdem erst gegen das Ende des Mittelalters die Hochschule zu Prag (1348) nach ihrem Vorbild eingerichtet wurde, das Vorbild für all unsere Hochschulen geworden, was wir dankbar anerkennen, nachdem die große Zahl der Töchter durch reichere und tiefere Pflege der Wissenschaften und zum Theil der wahren Wissenschaft die alte Mutter weit hinter sich zurückgelassen hat. Trotz aller geistigen Empfänglichkeit, Beweglichkeit, Formengewandtheit und zum Theil selbst nüchternen Klarheit der Franzosen auf allen damals gepflegten Gebieten nicht nur des Wissens, sondern noch viel mehr der Kunst, es fehlte die schöpferische Kraft, die Tiefe und originale Selbständigkeit, die neue Bahnen öffnet und voraufgeht.

Wenden wir auf die übrigen Bildungselemente, welche im Mittelalter zur Entwicklung kamen, so wiederholte sich überall derselbe große Unterschied, wie schon auf dem religiösen Gebiet. Denn von dem kirchlichen Leben und der christlichen Bildung wurde damals noch alles übrige Leben und Wirken beherrscht und durchdrungen. Fast überall gehen die Franzosen voran, um

\*) Noch im 15. Jahrhundert waren hier die Deutschen in Alti, Bassi und Insulares, d. h. Hoch-, Niederdeutsche und Engländer, ge- theilt. Bulaeus hist. univ. Par. V, 864 seq.



dann von den Deutschen weit übersflügelt zu werden. Und doch beschränkt sich selbst auch das Vorgehen nicht nur auf diejenigen Gebiete, in welchen nüchterner Verstand oder lebhaftere Empfindung vor Allem zur Geltung kommen, sondern findet sich besonders wieder nur in den Theilen des Landes und des Volks, in welchen eben die zugemischten Elemente der germanischen oder nordischen Bevölkerung überwiegend waren.

Zuerst suchte überall der fromme Christenglaube seine Gottesdienste, die Anbetung der höchsten Mysterien in den himmelanstrebenden Domen zu feiern und selbst auch in reich symbolischer Gestaltung und Bilderschrift zum lebendigen Ausdruck zu bringen. Auch die Steine sollten in ihrer stummen Sprache zeugen und erzählen von den Geheimnissen der unsichtbaren, aber durch Gottes Gnade den Menschen geoffenbarten Welt. Als nun nach der einfacheren romanischen Bauweise unter dem Einfluß der Kreuzzüge der Glanz des Orients auch zur reicheren Ausschmückung der Kirchen anregte, tritt uns besonders am Ende des 12. Jahrhunderts zuerst in Nordfrankreich, dann weiter vor Allem in den Kirchen von St. Denis und Notre Dame zu Paris, die sogen. gothische Bauweise in aller Pracht entgegen, bis dann am Rhein und im übrigen Deutschland dieser eigentlich deutsche Baustil in reichster, tiefstinnigster Symbolik zur vollen, herrlichsten Entwicklung gelangte. Auch hier war es vor Allem wieder jenes Mittelland, welches die Vermittelung und Verpflanzung übernahm. So schön und vortrefflich darum auch die Kirchen zu Paris, die Kathedrale zu Rheims, zu Amiens, zu Beaumont, in Rouen, alle in Nordfrankreich, in der That ausgeführt sind aller Bewunderung werth, noch schöner, tiefstinniger, kunstreicher überragen ihre Vorbilder die Dome zu Magdeburg, Freiburg, Marburg, vor Allem aber als die höchsten Kleinodien dieser herrlichsten Baukunst, der Kölner Dom und Erwins von Steinbach Meisterwerk, das Straßburger Münster.

Alle übrigen darstellenden, bildenden und malenden, Künste waren freilich noch gebunden im Dienst der Architektur. Aber auch die Poesie und Musik, vor Allem im Heiligthum die Fülle, Innigkeit, Erhebung der Andacht zum begeisterten, besüßelten Ausdruck gestaltend, dazu aber mitten aus dem Volk das ganze übrige Menschenleben mit ihren Schöpfungen schmückend, veredelnd, verklärend, zeigt uns damals einen ähnlichen Wettkampf der Geister zwischen beiden Völkern. Aber freilich auf diesen Gebieten der Kunst, wo sich die Geistes- und Gemüthstiefen am unmittelbarsten erschließen, mußte sich bei aller formellen Anregung, die vielfach von den Franzosen ausging, das Verhältniß immer mehr umkehren. Indem die Franzosen bei ihrer leichten Auffassung und Empfänglichkeit sich fremde Stoffe und Formen schnell aneigneten und in Fluß brachten, sehen wir hier auf geistigem Gebiet dieselbe Erscheinung, die uns bei ihnen fast überall begegnet: sie wissen fremdes Eigenthum mit solcher Gewandtheit sich zu Nutzen zu machen, so geschickt in ihre anmuthigen, galanten Formen zu kleiden, daß sie zuletzt sich selbst und alle andern überreden, das fremde Gut sei ihr eigenstes Eigenthum und von aller Zeit her gewesen. Sie thaten das um so leichter,

als grade jene germanischen Elemente solche Selbsttäuschung oft mit einem Schein des Rechts umhüllten.

Zwar konnte ein christliches Volksepos, wie der Heliand, nur auf deutschem Boden im deutschen Gemüth und frommen Glauben erwachsen, und selbst Otfried's künstlich geformte Evangelienharmonie steht wenigstens wie der Ursprung nahe legte, in der Mitte zwischen deutscher Treue und französischer Correctheit; indeß waren Gedichte wie die Nibelungen und Gudrun und alle sonst aus ähnlichen Sagenkreisen in ihren Anfängen und in ihrer Fortbildung so völlig das innerste Eigenthum des deutschen und ebenso des mit diesem verwandten nordischen Volks, daß diese sich vom heimischen Boden nicht so leicht entnehmen und übertragen ließen, so sehr gerade jenes deutsche Mittelland am Rhein zu Worms und Kanten und an der Nordsee die Beziehung zu Frankreich nahe legte. Denn die Anknüpfung an die Normandie die in der Gudrun ist mehr äußerlich und beweist nur, daß der Sagenstoff den Deutschen und Normannen gemeinsam war. Anders war es dagegen mit dem Sagenkreise Karls des Großen und seiner Paladine und dann wieder des Königs Artus und seiner Tafelrunde. Ueberall kam es der französischen Dichtung weniger auf tieferen Gedankengehalt an, sie suchte und fand ihre Freude mehr an einer endlos ausgesponnenen und verschlungenen Kette von Abenteuern, wie sie namentlich die celtischen Sagenstoffe in reicher Mannigfaltigkeit zu verarbeiten nicht müde wurde. Und so groß war das Uebergewicht des französischen Ritterthums, Hoflebens und dazu ihrer ritterlichen Sagenbildung, daß auch die deutsche Kunstepik nicht sowohl die einheimischen, als diese fremden Sagenstoffe bearbeitete. Aber welch neuen Geist, welch inneres Leben haben Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue u. a. all diesen fremden Formen und Stoffen einzuhauchen gewußt. Wunderbar genug erging es denn auch dem deutschen Thiermärchen und Thierepos, das ebenso Deutschland ganz allein zu eigen angehört, so viel es sich mit der alten Thierfabel auch berühren mag. Erst nachdem es in Nordfrankreich als Renard bearbeitet war, erhielt es in Ober-Deutschland durch Heinrich den Glöckere als Reinhard Fuchs die verdiente politische Gestaltung und lehrte dann über Flandern schließlich am Ende des Mittelalters (1498) als Reineke Vos nach Niederdeutschland zurück.

Ganz eigenthümlich und charakteristisch für beide Völker erwies sich aber die Entwicklung der lyrischen Poesie, die ihre besondere verschiedenartige Blüthe je auf französischem und auf deutschem Boden entfaltete. Während im S. und im N. Frankreichs die Troubadours und die Trouvenen ihre Lieder in der mannigfaltigsten Fülle und Abwechslung der zierlichsten und künstlichsten Formen immer neu zu erfinden und darzustellen mußten und an den Liebeshöfen den reichen Dank der Ritter und Frauen sich erwarben, fehlte es zwar auch der deutschen höfischen Lyrik nicht an eifriger und geschickter Nachahmung solcher mehr und mehr conventionell gewordenen Formen, aber das Höhere war und blieb dem Deutschen auch hier die Kraft und Innigkeit des Gefühls, die Tiefe und der Schwung, die



Sinnigkeit und begeisterte Erhebung des Gedankens, welcher die Form erst zum angemessenen Ausdruck dienen sollte, bis später auch hier die Kunst zum Handwerk herabsank.

Während dazu in Frankreich all diese Künste und auch Gelftesbildung vorzüglich von dem meist germanisirten oder normännischen Adel vertreten und ausgeübt wurde, nahm dagegen in Deutschland, wo die Poesie nicht nur an allen Herrenhöfen, sondern auf allen Straßen ertönte, mehr und mehr das ganze deutsche Volk an solcher geistigen Regung und Bewegung Theil. Die Poesie wurzelte von jeher als Volksdichtung in dem deutschen Gemüth des ganzen Volks, das einen mystischen Zug zum Höheren, Unsichtbaren, Ewigen hat. Daher erklärt sich auch die wunderbare Erscheinung, daß bald auch alles geistliche Bedürfnis und Verlangen nach dem wahren Heil in Christo, dazu denn auch nach Reform der Kirche nicht bloß in den sogenannten Gehildeten, sondern bei diesem tiefsinnerlichen Charakter vor Allem im deutschen Volk erwachte und nach Befriedigung strebte. Wohl hatte sich auch Frankreich früher noch als der ehrliche Deutsche von dem allmächtigen Einfluß der römischen Kirche und des Papstes wenigstens äußerlich emancipirt, hatte sogar den Papst und damit Rom durch die babylonische Gefangenschaft in Avignon in seine völlige Abhängigkeit gebracht, hatte auch am Ende des Mittelalters, Paris voran, die Nothwendigkeit der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erkannt und ausgesprochen, aber dennoch war es dem deutschen Volke vorbehalten, nachdem auch die slavische Bewegung erst das Vorspiel gebracht, aus der reinen Gottesquelle die Wahrheit an's Licht zu ziehen, und trotz Kaiser und Papst, trotz aller scholastischen Wissenschaft und Möncherei die Bande zu lösen, welche Deutschland so lange an Rom und durch Rom auch vielfach an Frankreich gefesselt hatten. Dürfen wir auch vielleicht nicht mehr zu Deutschland die vorreformatorische Bewegung der Waldenser als der pauperes de Lugduno im S. rechnen, so vollzog sich doch bald im N. und eben in jenem Mittelland vom Elsaß und von Straßburg ausgehend, die dem deutschen Volk und seinem Heilsverlangen zugewandte tief-sinnige Bewegung der deutschen Mystiker, eines Eckard, Tauler, Suso u. a., wie in enger Verknüpfung damit jene weiter von hier aus nach N. bis Deventer gerichtete Reformbewegung der Brüder vom gemeinsamen Leben, eines Gerhard Grote und Florentius Radewin, denen darum vor Allem auch die christliche Volksbildung ernst am Herzen lag. Und als dann endlich auch mit Hülfe der neuerwachten classischen Bildung von Italien her, die Stunde der geistigen Errettung gekommen war, als mitten aus dem deutschen Volk durch den niederländischen Bauersohn Martin Luther das Wort des Heils erscholl, das, aus der Tiefe der innersten Glaubenserfahrung durch Gottes Gnade erzeugt, die Tiefen des allgemeinen Heilsverlangens allein befriedigen und erfüllen konnte, da war das deutsche Volk von Rom und allem romanischen Wesen, das ihm früher zwar vielfach zur heilsamen Schule und Zucht gedient hatte, erlöst und sich selbst zurückgegeben, jetzt durch den reinen evangelischen Glauben genährt, ausgerüstet, mündig einzutreten in die neue Zeit. So war also

die neue Zeit für das deutsche Volk innerlich und äußerlich, religiös und politisch, trotz aller politischen Zerrissenheit, Auflösung, Ohnmacht, der Anfang der eigenen Wiedergeburt. Aber das Zerbrechen oder Zerfallen der alten, fast ein Jahrtausend mit dem eigenen Leben festverwachsenen Formen ging nicht ab nach deutscher Weise ohne langen, hartnäckigen, innern Kampf, den alsbald der böse Nachbar im W., selbst politisch immer kräftiger geworden, bald mit schöner Gewaltthat, bald mit feigem Verrath vortrefflich zu seinem eigenen Vortheil auszubenten verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hannover.

### Die Uebertragung der Volksschulverwaltung in der Provinz Hannover auf die Landdrosteien.

(Schluß.)

Wenn der Herr Cultus = Minister diesen Standpunkt einfach mit dem Sage abzuwehren meint, daß „der Staat keine Concordate mehr abschließe,“ so kann das wahre Sachverhältnis dadurch wohl für Unkundige verdunkelt, aber nicht geändert werden. Jener Satz ist unanfechtbar, wenn damit gesagt werden soll, daß der Staat die Kirche heut zu Tage nicht mehr als eine ihm ebenbürtige, gleich ihm souveraine Rechtsgemeinschaft ansehe, mit welcher er Verträge nach Art der völkerrechtlichen abschließe, daß der moderne Staat vielmehr auch der in seinem Territorium bestehenden Kirche gegenüber seine Souveränität aufrecht erhalte und ihre rechtliche Stellung durch seine Gesetzgebung bestimme. Um etwas ganz anderes handelt es sich hier: nicht in einer fremden selbständigen Macht soll der Staat eine Schranke für sein Vorgehen finden, sondern in seiner eigenen Rechtsordnung. Gewiß er kann den Art. 15 aus seiner Verfassung beseitigen, so lange er ihn aber bestehen läßt, sündigt er gegen seine eigene Rechtsordnung, wenn er den Kirchen wider ihren Willen Rechte entzieht, welche unter dem Schutze jenes Artikels stehen. Er würde damit einfach einen Raub begehen, wegen dessen ihn die Kirche freilich vor keinem irdischen Richter belangen könnte, den aber alle diejenigen, welche dazu helfen, am jüngsten Tage zu verantworten hätten. So lange also Art. 15 besteht, wird sich der Staat allerdings bequemen müssen, mit der Kirche Verträge abzuschließen, wenn ein ihr zustehendes Recht ihm in der Entwicklung seiner Verwaltung hinderlich ist: so gut wie er unter Umständen genöthigt sein kann, mit anderen Corporationen oder mit Privatleuten Verträge abzuschließen.

Wenn also das bisherige Verhältnis, welches rücksichtlich der Volksschule rechtmäßig bestand, etwa mit den für den Staat maßgebenden Principien nicht mehr vereinbar gefunden wird, so ist die Folge nicht, daß man die Kirche einfach aus ihrem Mit-



besitz heraussetzt, sondern daß man mit Einwilligung der Kirche eine andere die bisherige Gemeinsamkeit aufrecht erhaltende Ordnung zu begründen sucht, und falls dies nicht gelingen sollte, die Gemeinsamkeit auflöst, der Kirche das überläßt, was von den Schuldotationen Kirchengut oder kirchliche Stiftung ist, das, was des Staates ist, davon trennt, und für die reine Staatsschule verwendet, während man der Kirche überläßt mit dem übrigen ihre Unterrichtszwecke zu verfolgen, gleichzeitig aber mit ihren Schulen in das Verhältniß der Privatunterrichtsanstalten zu treten.

Zu dem Letzteren wird sich die Kirche, und namentlich die lutherische Kirche so schwer entschließen, daß sie dem Staate bei einer etwaigen Neuordnung der Volksschulverwaltung sehr weit entgegenkommen und im Nothfall auf jede Einrichtung eingehen würde, bei welcher nur ihr Recht an den bestehenden konkreten Schulen, also namentlich der kirchlich=confessionelle Charakter derselben als etwas vom Staate nicht willkürlich abzuänderndes formell anerkannt und ihr als Gemeinschaft eine organische Vertretung in der Schulverwaltungsbehörde, so wie in gewissen Fällen eine Mitwirkung durch die kirchliche Behörde gesichert würde.

Das würden etwa die Bedingungen sein, unter welchen die Volksschulverwaltung der Consistorien aufgehoben werden könnte, und sollte es bei der engen Beziehung, welche factisch auch in den alten Provinzen noch zwischen Kirche und Volksschule besteht, bei dem großen Antheil, welchen erstere an den Mitteln der letzteren geschichtlich auch dort gehabt hat, bei dem in Preußen allzeit stark wirkenden Bestreben, die Verwaltung in allen Provinzen thunlichst gleichmäßig zu regeln, unmöglich sein, daß jene Grundzüge für die Regelung des Verhältnisses der Kirche zur Volksschule allgemein maßgebend würden? Es gehört unseres Erachtens dazu nur, daß man das dormalen noch bestehende Recht der Kirche bei uns und die stattgefundene ungerechtfertigte Schädigung des Rechts der Kirche dort zu allgemeinerer Anerkennung bringt und sich in allen nur halbwegs conservativen und christlichen Kreisen über die Situation vollständig klar wird. Geht man auf dem Wege weiter, welchen sich die linke Seite des Abgeordnetenhauses beim Erlaß des Unterrichtsgesetzes als den allein möglichen denkt, und den zu unserem Bedauern auch ein Theil der rechten Seite schon als unvermeidlich anzusehen beginnt: so wird man mit dem Volksschulwesen zu einem Zustande unerträglicher Tyrannei gelangen, zu einem Zustande, welcher statt der Parität der christlichen Confession die Bedrückung aller Confessionen im Interesse des modernen Humanitätsstandpunktes zur Folge haben wird. Denn alle Anstrengungen, welche von der sogenannten liberalen Partei auf diesem Gebiete gemacht werden, haben zu ihrem letzten Ziele lediglich das Ideal des Liberalismus und der modernen Alerpädagogik: die confessionslose Communalsschule unter ausschließlich staatlicher Leitung, die aber im tiefsten Grunde confessionsfeindlich und nur dazu bestimmt ist, den Humanitätsstandpunkten durch Aus-

rüstung mit dem Schulzwange zum Siege über alle positiv christlichen Confessionen zu verhelfen. Diese Tyrannei aber wird in ihrer ganzen Schwere nur die Kirchen evangelischen Bekenntnisses treffen. Die katholische Kirche wird sich derselben in ganz anderer Weise zu entziehen wissen und vielleicht sogar in der Lage sein, den neuen Zustand zu um so stärkerem Vordringen in das bisherige Gebiet der evangelischen Kirche auszuheuten. Das neue Unterrichtsgesetz würde auch den Art. 22 zur Geltung bringen, d. h. die Concessionspflichtigkeit der Privatunterrichtsanstalten aufheben. Die katholische Kirche in ihrer unabhängigeren Stellung vom Staate würde sehr leicht durch Benutzung der zu ihrer vollständig freien Verfügung stehenden niederen Kirchendienste und der ihr auf gefährdeten Stellen nie fehlenden äußeren Mittel in der Lage sein, ein vollständiges System von Privatunterrichtsanstalten herzustellen, hinsichtlich deren dem Staate nur ein Aufsichtsrecht zustände. Sie würde auch die Mittel haben, ihre Glieder zur Benutzung dieser Schulen statt der Communalsschulen anzuhalten, und bei der strengen Disciplinirung aller ihrer Diener die Einwirkung der staatlichen Aufsicht sehr leicht auf ein Minimum zurückführen oder ganz illusorisch machen können. In dem Allen würden die evangelischen Kirchen weit zurück stehen. Die größere Abhängigkeit vom Staate würde sie schon in der freien Benutzung ihrer niederen Kirchendienste, so weit man deren Dotation ihr nicht unter dem Vorwande, daß sie bestimmungsmäßig der öffentlichen Schule zu dienen haben, nehmen sollte, wesentlich hindern, und selbst wenn das nicht der Fall wäre, sie würden nicht die Mittel aufzubringen vermögen, welche zur Ergänzung dieses Bestandes erforderlich wären, um zu einem wirklichen Schulsysteme zu gelangen. Vor allem aber fehlen ihr gänzlich die Mittel der Disciplin und Zucht, durch welche sie ihre Angehörigen zur Benutzung dieser Schulen anhalten könnte, zumal wenn auch mit der Unentgeltlichkeit des Unterrichts in der öffentlichen Schule der Forderung der Verfassung entsprechend Ernst gemacht werden sollte. Sie würde es mehrlos mit ansehen müssen, wie ihre Jugend haufenweise durch das Mittel der öffentlichen Communalsschule ihr entfremdet würde, ja sogar daß viele ernstere Seelen, um der Religionslosigkeit der letzteren zu entgehen, sich den Anstalten der katholischen Kirche zuwenden würden.\*)

Und das ist es, was wir auf den letzten Vorwurf erwidern, welchen Herr C.-R. Bied den Gegnern des Gesetzentwurfs

\*) Anm. der Red. Der Herr Verf. berührt hier einen Gedanken, der schon mehrfach ausgesprochen und der ernstesten Beherzigung werth ist. Auf dem Gebiete der Schule wird es ganz evident, daß gerade diejenigen, die vom unionistisch-liberalen Standpunkte aus am heftigsten gegen Rom declamiren, wenn es ihnen gelänge, ihre Wünsche zu verwirklichen, eine Katastrophe herbeiführen würden, durch welche große Massen unseres evangelischen Volkes der römischen Kirche in die Arme getrieben werden würden.



macht, auf den Vorwurf des Zusammengehens mit dem Ultramontanismus. Mit nichts würden die Glieder der evangelischen Kirchen dem Ultramontanismus mehr in die Hände arbeiten, als wenn sie die Rechte, welche der Kirche an der öffentlichen Volksschule noch zustehen, aufgeben und dadurch die Entwicklung förderten, welche am letzten Ende bei der vollständigen Hinausdrängung des kirchlichen Einflusses aus der öffentlichen Volksschule überhaupt anlangen muß.

Wenn die vorstehenden Erörterungen über die Grenzen einer bloßen Erwiderung auf die Ausführungen des Herrn C.-R. Vieß hinausgegangen sind, so möge die verehrl. Redaction uns das zu Gute halten. Wir haben das lebhafteste Gefühl, daß man es mit dieser hochwichtigen Frage in weiten Kreisen noch immer viel zu leicht nimmt, daß man namentlich in altpreussischen kirchlichen Kreisen, im erklärlichen, aber nach näherer Ueberzeugung nicht mehr gerechtfertigten Vertrauen auf die bisherige Haltung des Staats zu wenig die Gefahr beachtet, welche nicht bloß die Kirchen, sondern auch der Staat läuft, wenn man den Tendenzen der sogen. liberalen Parteien in dieser Frage nicht auf jedem Schritte der Entwicklung sich entgegenstellt.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 7. Die Methodisten.

(Fortsetzung.)

Es war nämlich den Dissenters nicht gestattet, Kirchen zu bauen. Sie fragten damals, als sie ihre Kirche bauten, bei der Obrigkeit an, ob man jenes Gesetz gegen sie zur Anwendung bringen wollte. O, ward ihnen gesagt, setzt einen Kamin und einen Schornstein hinein, so ist es ein Wohnhaus und keine Kirche. Das geschah denn auch. Das hölzerne Predigerhaus war auswendig und inwendig gar trüblich anzusehn, hatte nur ein Fenster und eine Thüre in der Front, ein Fenster an der Seite; es war so kalt wie eine Scheune im Winter und besser als Sommerwohnung zu benutzen; eine Ventilation war nicht nöthig, da durch Spalten und Ritzen in den Wänden Luft genug ein- und ausging. Indes hat es doch so manchen berühmten Mann des Landes unter seinem armen Dach gesehen und viele Prediger haben sich da für eine kurze Zeit von den Strapazen ihrer beschwerlichen Reise ausgeruht. Die Gemeinde meublirte das Haus, sorgte sogar für Küchengeräthe; die meisten Prediger aber waren unverheirathet, so speisten sie bei Gemeindegliedern und die Gemeinde bezahlte für sie die Kost. Die ersten Methodisten sorgten bereits für eine Bibliothek für den Prediger und eine für die Gemeinde zum

Circuliren. Sie dachten nicht, daß Unwissenheit ein Segen oder die Mutter der Frömmigkeit ist, bemerkt Wakely hiezu und giebt damit den deutschen Methodisten eine gute Lehre. Zu dem zweiten von Wesley geschickten Predigerpaar gehörte der unermüdliche, reich begabte, später zum Bischof erwählte Franz Asbury. Er kam im Herbst 1771 in Philadelphia an, und ging nach New-York; er war es, der alle Besonderheiten der Methodisten genau beobachtete und einführte; er hielt außer den Klafsversammlungen und den von den Herrenhutern durch Wesley angenommenen Liebesmählern auch die Nachtwachen zu Neujaahr und richtete vierteljährliche Kollekten in den Gemeinden ein. Im J. 1773 gab er folgende Beschreibung von New-York: „New-York ist eine große Stadt und gut für den Handel gelegen, aber die Straßen und Häuser sind sehr unregelmäßig. Die Bewohner gehören zu verschiedenen Kirchen, sind aber dabei höflich und gesellig. Die Episkopalen haben drei Kirchen, die Hochdeutschen eine, die Holländer drei, die Lutheraner zwei, die französischen Protestanten zwei, die mährischen Brüder eine, die Methodisten eine und die Juden eine. (Man bemerke: noch keine römisch-katholische Kirche.) Die Stadt ist voll von Bewohnern, doch kann ich ihre Zahl nicht genau angeben.“ Es waren damals 21,876 Einwohner. Im J. 1773 kam ein neues Paar von Predigern, von Wesley abgesandt, in Amerika an. Der eine, Rankin mit Namen, hielt am 16. Juli 1773 die erste Methodistenconferenz in Amerika zu Philadelphia. Derselbe schreibt von New-York: „Ich war über den Luxus und die Pracht, welche unter den Einwohnern New-Yorks herrschen, erstaunt. Ich war nicht lange in Amerika, als ich meinen Freunden erklärte, Gott würde, wenn er irgend Liebe zu dem amerikanischen Volke hätte, dasselbe mit schweren Zuchttrüthen heimsuchen, um ihren Uebermuth zu brechen.“ Er hatte recht gesehen, denn bald darauf kam Unglück über Unglück über die üppige Stadt. Was würde der gute Rankin aber erst sagen, wenn er heutzutage den Luxus der Stadt New-York ansehen könnte! Er spricht lobend von dem geistlichen Leben in der Gemeinde, fügt aber die charakteristische Bemerkung hinzu, die da zeigt, daß es auch zu jener Zeit so war wie jetzt: „Wenn die Reichen in dieser Gemeinde Gott so ergeben wären als die Armen, so würden wir Wunder in dieser Stadt geschehen sehn.“ Damals hatte die Gemeinde etwa 200 Mitglieder. Im Ganzen sandte Wesley 8 Prediger nach Amerika; die Revolution hinderte ihn, mehr zu senden. Der Krieg brach aus, die Amerikaner wurden in der Schlacht auf Long Island geschlagen; der Major Woodhull wurde gefangen genommen, der englische Major Baird gebot ihm zu sagen: God save the king! Er sagte: God save us all! Da drang Baird mit seinem Schwert auf ihn ein und verwundete ihn so schwer, daß er kurz darauf starb. Das kennzeichnet den Geist jener Zeit — wer die Geschichte der amerikanischen Repo-



ution lieft, wird recht inne, welchen Jammer ein Bürgerkrieg bringt. New-York ward von den Engländern besetzt den 15. September 1776 und nun folgten sechs schwere Jahre für so manche Gemeinde, auch für die Methodisten. Ihr Prediger Ruff, der erste in Amerika geborne, verließ sie, weil er mit den Engländern nichts zu thun haben wollte; die von England gekommenen Prediger gingen fast alle in ihre Heimath zurück; so wurden ihre Gemeinden sehr beschädigt. Dazu war noch eben der method. Prediger in New-York, Dampster, zu den Presbyterianern gegangen und hatte manche Gemeindeglieder mitgenommen. Da zeigte sich der vorhin erwähnte John Mann sehr eifrig; er war 1743 in New-York geboren, schon im Alter von 21 Jahren verheirathet; seine Mutter, eine Herrnhuterin, brachte ihn zur Kirche ihres Pastors Gamble, aber dort gefiel es dem jungen Manne nicht, er ging lieber in die Methodistengemeinde, um Capitain Webb zu hören. Bald schloß er sich ganz an die Methodistengemeinde an; Boardmanns Predigten brachten ihm Frieden; er ward Klafführer, Ermahner und nachher Lokalprediger. Er ging oft nach Long Island und Bloomingdale predigen. Nach dem Ausbruch des Krieges hielt er Wesley's Kapelle offen, predigte wöchentlich einmal darin, bis Philadelphia von den Engländern eingenommen wurde und der von dort flüchtige Reiseprediger Spraggs nach New-York kam und die Stelle verwaltete. Mann blieb sein Gehülfe und ging nach dem Frieden mit einer Anzahl Methodisten nach Neuschottland, da Viele gegen sie Drohungen austießen, weil sie bei den Engländern Schutz gesucht und dem Könige treu geblieben waren. Mann wurde übrigens später ordinirt. Während des Krieges mußte auch Asbury flüchten; er fand ein Unterkommen bei dem Richter White und verlebte „stumme“ Sabbathe („dumb Sabbaths“). Garrethson und Joseph Hartley wurden gefangen gesetzt und Caleb Pedicord ward so gepeitscht, daß er die Narben davon bis an sein Ende trug. Prediger konnten nicht mit Sicherheit reisen. Die Baptistengemeinde ward in einen Pferdestall verwandelt, das Gotteshaus der Quäker in ein Hospital, die französische Kirche in ein Gefängniß, aber die Methodistengemeinde ward verschont — nur Sonntags Morgens hatten die Hefen sie zum Gottesdienst, den ihre eigenen Kapläne abhielten. Wahrscheinlich gingen diese dorthin, weil die eine lutherische Kirche in dem großen Feuer 1776 abgebrannt war. Die Methodistengemeinde wurde wohl geschont, weil John Wesley ein loyaler Bürger war, auch an die Amerikaner eine Schrift in diesem Sinne gerichtet hatte (Calm Address to the American Colonies). Ebenso loyal war Fletcher. Watson in seinen Skizzen aus der alten Zeit sagt: „Die Presbyterianischen Prediger waren während des Krieges entschieden und eifrig auf Seiten der Revolution. Die Methodisten dagegen, damals gering an Zahl, wurden für loyal gehalten, hauptsächlich deshalb, weil ihr Gründer Wesley treu zum Könige hielt. So hatte die Gemeinde so viel Freiheit, daß sie Sonntags Abends Gottesdienst in ihrer Kirche halten konnte.“ Gerade in dieser schweren Zeit zahlte sie einen großen Theil ihrer Schuld ab, gab ihrem Predi-

ger bedeutend mehr als früher; gewiß kamen mehr Zuhörer, da die meisten anderen Kirchen geschlossen waren, auch werden die britischen Offiziere liberal beigetragen haben. Sie hatte ihre Klaffversammlungen, ihre Liebesmähler regelmäßig. Spraggs ging indeß später zu der anglikanischen Kirche über und wurde Rector in Elisabethtown. Die Gemeinde sank bis auf 60 Mitglieder, nachdem die Engländer am 25. November 1783 die Stadt verlassen hatten. In diesem Jahre kaufte die Gemeinde einen Neger, Peter Williams, einen vorzüglichen Menschen. Damals waren in New-York noch viele Sklaven; sie saßen in der Methodistengemeinde oben auf der Gallerie; sie fühlten sich nach ihrer Natur sehr zu den aufregenden Gottesdiensten der Methodisten hingezogen und wurden sehr freundlich behandelt. Jener Williams nun wurde gekauft, da sein Herr, ein Tory, wegen seiner Feindschaft gegen die amerikanische Sache fliehen mußte; der Kaufpreis war 40 Pfund; der Neger war so eifrig, daß er in zwei Jahren diese Summe der Gemeinde abgeben konnte. Er handelte mit Taback, ward wohlhabend und viele Jahre lang der Sexton (Sacristan, Kirchendiener) der Gemeinde. Er hatte die Sorge für die Kirche, seine Frau für das Predigerhaus, in welchem das würdige Paar wohnte. Williams hatte solchen Eifer, daß er den Gedanken anregte, eine eigene Kirche für die Neger zu bauen; er half mit seinem Vermögen dazu, legte selbst den Eckstein, und ward einer der Kirchenpfleger der 1801 erbauten ersten Negerkirche, der Zionskirche an der Ecke von Leonard- und Churchstraße. Sein Sohn war zuerst Methodist, ging aber mit dem Prediger Byell zu der Episkopalkirche über, und ward später vom Bischof Hobert zum Prediger geweiht und hatte seine Stelle in der Negerkirche St. Philipp in der Centrestraße 1820. Diese Gemeinde kaufte nachher die Methodistengemeinde in der Mulberrystraße 1857, als diese Methodistengemeinde in ihre neue prächtige Kirche in der vierten Avenue zog. Der alte Kirchendiener Williams, beiläufig bemerkt nach seinem Bilde zu urtheilen sehr angenehm aussehend, durch christliche Frömmigkeit auch im Gesichtsausdrucke veredelt, bewirthete die methodistischen Prediger bei den Conferenzen; seine Frau freute sich da Proben ihrer Koch- und Backkunst in Kuchen, Zuckerwerk u. a. abzulegen. Der alte ehrwürdige Mann erzählte mancherlei Anekdoten aus seinen reichen Erlebnissen. Während der Revolution quälten böswillige Soldaten öfters die Methodisten in der Johnstraße während und nach den Gottesdiensten; sie drängten sich zu den Thüren und, wenn die Gemeinde herauskam, schnitten sie den Frauen und Mädchen die Kleider in Fetzen. Einmal feierten die Methodisten Abends ein Liebesfest; während sie nun innen sich freuten, gruben die Soldaten draußen ein tiefes weites Loch unten an der letzten Stufe der Treppe. Nach dem Segen kam die Gemeinde heraus; die Einzelnen gingen die Stufen herunter, aber Einer nach dem Andern verschwand plötzlich, sie fielen übereinander, bis sie in wirrem Knäuel über und durch einander lagen. Die Soldaten lachten und jubelten; aber es ging ihnen schlecht; als ihre Offiziere das hörten, wurden die Anstifter streng bestraft. — Derselbe Peter wohnte während der Revo-



lution eine Zeit lang in New-Jersey bei New-Brunswick, (wo die Holländisch-Reformirten ein blühendes Seminar haben). Der Prediger Chapman wohnte da mit ihm und einer anderen Familie zusammen. Chapman war ein Patriot und besonders muthig, wenn keine Gefahr da war; er wünschte oft, die britischen Soldaten möchten kommen, da wollte er ihnen schon entgegenreten! Endlich kamen die Rothröcke an; Chapman folgte dem Beispiel jenes holländischen Generals, der seinen Soldaten sagte: „geht voran, schlägt die Landesfeinde! Ich will indessen, damit ihr nicht in Verlegenheit kommt, zurückgehn und Kugeln für euch gießen.“ Chapman eilte fort und versteckte sich an einem sichern Ort. Der britische Offizier fragte nach ihm; er wollte ihn gern gefangen nehmen, da er sich den Engländern sehr widerwärtig gemacht hatte. Er fragte Peter, wo der Prediger wäre; dieser sagte, er könnte es nicht sagen. Der Offizier schwang seinen Säbel über Peters Kopf, aber dieser blieb bei seiner Aussage; er warf ihm eine Börse mit Goldstücken hin, aber Peter blieb fest. Er rettete so dem Prediger das Leben, aber gestand nachher, daß, als das Schwert über ihm war, sein ganzer Leib sich mit Angstschweiß bedeckt hätte. — Zur Zeit der Occupation der Stadt durch die Engländer waren Abendgottesdienste verboten, nur den Methodisten gestattet, weil man sie zu gewinnen suchte. Doch oft ward der Gottesdienst durch das rohe Benehmen von Soldaten gestört; sie standen oft im Hauptgange unten in der Kirche mit den Mützen auf dem Kopfe, waren unaufmerksam und plauderten; einmal sang die Gemeinde auf ihre Veranlassung zum Schlusse: God save the King, sofort danach eins der lieblichen Lieder von Charles Wesley. An einem Weihnachtsfeste war die Gemeinde Abends zur Festfeier zusammen; da brach eine Anzahl britischer Offiziere in Masken in das Gotteshaus ein; einer, welcher den Teufel vorstellte, hatte sogar gespaltene Füße und einen langen Schwanz. Der Gottesdienst hörte sogleich auf; der Teufel ging durch den Hauptgang bis zum Altar und stieg dann die Stufen zur Kanzel hinauf; da schlug ihm ein Herr mit seinem Stock die Maske ab; es kam das Antlitz eines wohlbekannten englischen Obersten zum Vorschein. Sofort ward er gefaßt; man schickte nach der Stadtwache, verschloß den Eingang zur Kirche; vergeblich suchten die Genossen die Thüre und die Fenster zu stürmen; die Stadtwache kam an und ihrer Fürsorge ward der Gefangene übergeben. — Der Nachfolger von Spraggs war Dickins, der erste verheirathete Prediger, der in das Predigerhaus einzog. Damals nach dem Kriege zahlten die Vorsteher viele Pfund an die Constabler, um während des Gottesdienstes ungestört zu sein; dies wirft ein schlimmes Licht auf die moralischen Zustände in New-York zu jener Zeit. Damals erhielt der Prediger ein Gehalt von 100 Pfund; unter Dickins stieg die Anzahl der Gemeindeglieder von 60 auf 100. Am 3. November 1784 landete Dr. Coke, mit Richard Whatcoat und Thomas Vasey von Wesley abgesandt, in New-York. Coke kam in einer besonderen Mission; er berief mit dem Bischof Asbury die berühmte Weihnachtsconferenz 1784 in Baltimore, auf welcher

die methodistische bischöfliche Kirche von Amerika organisirt und Bischof Asbury zum Oberaufseher geweiht wurde. Der Prediger Dickins gab der Gemeinschaft den Namen: Methodist Episcopal Church. Dickins ging 1785 von New-York weg, ward aber 1786 von der Conferenz wieder dahin geschickt; damals waren 178 weiße und 25 schwarze Gemeindeglieder. W. Hidsen war sein College. Dieser gründete zuerst in Brooklyn eine Gemeinde; er predigte zuerst unter freiem Himmel von einem Tische aus; zum Schlusse sagte er, er würde wiederkommen, wenn jemand sein Haus zum Gottesdienst hergäbe. Der Küster Peter Cannon bot seine Werkstätte an; da kam man zusammen, Hidsen bildete eine Klasse von etlichen Gliedern; 1794 baute man die erste method. Kirche in Brooklyn in der Sandstraße. Hidsen hatte einen außerordentlichen Eifer, war aber abzehrend; er lag sechs Wochen, bis er starb 1788. Die Gemeinde bezahlte seiner Pfliegerin wöchentlich zwei Dollars und ebenso trug sie die Kosten seines Begräbnisses. Jetzt steht es freilich viel besser mit der Fürsorge für die Prediger unter den Methodisten; sie werden nicht mehr so ärmlich gehalten; es sind große Klassen gebildet, aus welchen sie unterstützt werden. Die Methodisten hatten das große Glück, in der ersten grundlegenden Zeit außerordentlich begabte, opferfreudige und in Einmüthigkeit wirkende Männer zu haben. Als man 1788 zum ersten Mal in New-York die Conferenz abhielt, ward das Land nördlich von der Stadt am Hudson in Aussicht genommen; der praktisch-systematische Garrettsen entwarf den Plan; es sollten Reiseprediger mit bestimmten Kreisen angestellt werden; er selbst wollte sie vierteljährlich besuchen — das ist das System, das noch heute befolgt wird und so äußerst wirksam gewesen ist; wo damals am Hudson keine einzige meth. Kirche war, sind jetzt alle Plätze mit Kirchen besetzt. Ich habe es schon vor Jahren als das Beste erkannt, wenn das Land in bestimmte Bezirke eingetheilt und in jedem ein Reiseprediger von unserer lutherischen Kirche angestellt würde — welche reiche Ernte könnte da gesammelt, wie viele Wankende befestigt, wie viele Gemeinden gegründet und unsere Kirche ausgebreitet werden! Wir haben aber nicht die Männer und nicht die Mittel. — Die Methodisten haben beides — und dieser Umstand muß uns Lutheranern, die wir verhältnißmäßig hier zu Lande viel besser angefangen haben, manches zu denken geben. — Im Jahre 1789 tagte die Conferenz zum zweiten Male in New-York; man brauchte damals zuerst den Ausdruck: Vorsteher-Altester Superintendent (presiding elder); der Prediger Garrettsen ward dazu gewählt; er hatte die Aufsicht über den District von New-York. Von derselben Conferenz ward Dr. Phöbus nach New-York als Prediger geschickt; er war zugleich Arzt und Schullehrer. Er hatte viele Laienen; wenn munter, war er voll Anekdoten, sonst verschlossen, lakonisch, zu philosophischen Speculationen geneigt; er gehörte zu der alten gelehrten Schule. Er war nicht populär, seine Predigtweise war nicht anziehend. In jener Zeit, als die Prediger wanderten, — denn New-York war ein Bezirk für Reiseprediger, in einen östlichen und westlichen (circuit) wie noch jetzt getheilt — wan-



derte das Volk auch; die Leute folgten ihrem Lieblingsprediger nach. Manche, welche die „Fersenreligion“ (heel religion) hatten, verließen die Kirche, wenn der Doctor Phöbus aufstand, um zu predigen. Sie gingen oft in Haufen fort; Phöbus nahm das sehr gleichmüthig auf; er bemerkte nur trocken, that when he preached, there was generally a moving time. Ein Methodisteprediger in der Nähe New-Yorks machte es anders; das Volk begann während der Predigt fortzugehen zuerst zu Einzelnen, dann in Haufen. Der Prediger war lahm, der Predigtplatz nahe der Thüre. „Wartet einen Augenblick“, sagte er, indem er unter den Sitz griff, „bis ich meinen Hut habe, dann will ich mit euch gehen.“ Sinkend kam er herab und so endete der Gottesdienst plötzlich ohne Gesang, ohne Gebet oder Segen. — Als der Prediger Summerfield auf der Höhe seines Kihmes stand, bat er einst den Dr. Phöbus, ihn zu vertreten. Jemand fragte diesen, wie das denn gehen würde, einen solchen Mann zu vertreten. Phöbus sagte lächelnd: „Wissen Sie nicht, daß die Summerfelder nicht ohne die Strahlen des Phöbus gedeihen können?“ — Im J. 1817 wurde das alte Kirchengebäude abgerissen und ein neues auf demselben Platze erbaut. Da wurden die Gebeine der unter und neben der Kirche Begrabenen aufgestört; man legte sie theils in eine Ecke des Kirchengrundes zusammen, theils brachte man sie auf einen andern Friedhof. Da wurde auch das Gewölbe des alten Kirchenvorstehers Will. Lupton geöffnet. Dr. Phöbus war dabei; er war ein genauer Freund des Verstorbenen gewesen und kannte seine Eigenthümlichkeiten. Lupton hatte nun im Leben die Gewohnheit zu stöhnen oder zu grunzen; dies that er fast immer; so sprach das Volk nur von Lupton's Grunzen (he almost constantly made a noise, so the people used to talk of „Lupton's grunt“). Das ist übrigens eine unter den deutschen Methodistern besonders ausgebildete Eigenthümlichkeit. Zwei Irländer faßten eben den Sarg Lupton's an, da ließen sie ihn erschrocken fahren. Dr. Phöbus fragte nach der Ursache, sie sagten: wir hörten ein Geräusch im Sarge, als jemand stöhne. „Ach, sagte der Doctor, geht nur voran, es wird euch nichts passieren. Das ist Vater Lupton's Segrünze.“ Phöbus meinte wirklich, er hätte den Laut gehört; offenbar knarrten die Bretter des Sarges, aber die geschäftige Phantasie verfiel dabei unwillkürlich auf die Eigenthümlichkeit des Verstorbenen. — Die oben erwähnte Conferenzzugung im J. 1789 war sehr wichtig. Man beschloß nämlich, ein Buchgeschäft in Philadelphia zu gründen, einmal, um religiöse Bücher zu verbreiten, dann, um aus dem Ertrage die Wittwen und Waisen von Predigern zu unterstützen. Dies war das erste Institut solcher Art in Amerika. Sodann ward Jesse Lee in das Land der Pilgrimväter, nach Neu-England, geschickt, um gegenüber dem Calvinismus die „freie Gnade“ zu predigen. Auch begrüßte die Conferenz den Präsidenten G. Washington und wünschte ihm Glück zu seiner

Erhöhung; hierin gingen die Methodistern allen Anderen voran. Asbury und Dr. Cofe entwarfen die Adresse; aber Cofe kam dadurch in große Verlegenheit; denn in Amerika und England ward er bitter angegriffen, daß er als Freund Wesley's und britischer Unterthan sich an einer solchen Adresse theilhaftig hätte. Ferner beschloß man, eine zweite Kirche zu bauen; die Conferenz beauftragte (appointed and ordered) den Prediger Thomas Morrell, Geld zusammenzubringen und die Kirche zu bauen. Er fand aber viel Schwierigkeiten, schrieb deshalb an den Bischof Asbury, aber dieser erwiderte ihm kurz, er möchte thun, was er für das Beste hielte, aber das Gotteshaus müßte er bauen. Morrell überwand wirklich die Schwierigkeiten und baute die Kirche. Es war viel Opposition gegen die Errichtung einer neuen Kirche. Man meinte, die alte Kirche in der Johnstraße hätte Platz für Alle, auch fürchtete man, manche Mitglieder zu verlieren, die sich der neuen Gemeinde anschließen würden, scheute auch die Kosten — es ist, wenn man das liest, als ob man hiesige Lutheraner älterer und neuester Zeit sprechen hörte. Wakely hat leider Recht, wenn er sagt: „Schwerlich ist eine neue Kirche in dieser oder einer andern Stadt erbaut worden, wo nicht die Aengstlichen, die Feigen und besonders die Geizigen Opposition dagegen gemacht hätten.“ Für Morrell war es eine Hauptaufgabe, zuerst einen guten Bauplatz zu gewinnen. Das beachten die Lutheraner hier so wenig und kriechen meistens in die Winkel. Die Katholiken verstehen das am besten. Asbury sagte: „Wenn du Fische fangen willst, so mußt du entweder dahin gehen, wo sie sind, oder wo sie wahrscheinlich hinkommen werden.“ Mit großer Einsicht wählte Morrell einen freilich damals mitten im Felde gelegenen Platz aus, in der Forsythstraße nahe der Divisionsstraße, wo seit längerer Zeit eine Fülle von Häusern und ein Gewimmel von Menschen sich eingestellt hat. Da kauften die Methodistern sieben Bauplätze für den geringen Preis von 350 Pfund; dieses Besizthum des Torh's Delancey war verwirrt und dem Staate zugefallen, wurde natürlich billig verkauft. Schon zwei Monate nach dem Beschluß der Conferenz ward der erste Stein zur Kirche gelegt, am 11. August 1789, und den 8. November desselben Jahres ward sie eingeweiht. Die Sitze darin waren frei und doch erhielt sich die Gemeinde. Bald nach der Einweihung predigte Benjamin Abbot darin; während der Predigt ertönte Feuerlärm auf der Straße. Mit Löwenstimme rief da der alte Mann: Feuer, Feuer, Feuer! „Wo?“ „In der Hölle; ein Feuer, das ihr nicht auslöschen könnt, das ewiglich brennen wird.“ Haufen wurden dadurch erweckt, sie fielen um, lagen wie Todte da; das war, sagt Wakely, die mächtige Kraft, welche sein Wort begleitete. Wir würden freilich anders über solche Nervenaufregung urtheilen. Im J. 1833 ward das Gebäude abgerissen und ein schöneres, bequemer an derselben Stelle errichtet.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 22. April.

N<sup>o</sup> 32.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

(Fortsetzung.)

Blicken wir noch einmal auf die Anfänge der Neuzeit zurück, so war es selbstverständlich, daß auch das französische Volk bei den vielen vortrefflichen Elementen der Bevölkerung, bei seiner Begabung und Empfänglichkeit zuerst nicht unberührt bleiben konnte von der geistigen Bewegung der deutschen Reformation. In Verbindung und mit Hilfe der aus Italien eingeführten classischen Bildung bereitete sich auch hier der Boden, welcher zur Aufnahme der von Deutschland eindringenden religiösen Bewegung geschikt war. Wenn dabei freilich die deutsche Gemüthstiefe vermißt wurde, die sich gläubig in die Mysterien des Christenthums versenkt, sich daran hingiebt, so trat dafür die andere, die menschliche Seite mehr in den Vordergrund. Ja, wenn dabei nach dem französischen Grundcharakter die Gefahr entstand, die Tiefen des Glauben in die Schranken des menschlichen Verstandes herabzuziehen, so machte sich der idealen deutschen Richtung gegenüber vielmehr die reale Aneignung des christlichen Glaubens geltend. Es war vor Allem der Franzose Calvin, welcher mit der Realität des christlichen Glaubens im menschlichen Leben Ernst gemacht hat und dabei mit der feurigen leidenschaftlichen Gluth seiner Empfindung bis in die äußersten Consequenzen drang, als er nicht zwar in Frankreich, sondern in jenem deutschen Mittelrand, wo deutscher Ernst und französische Empfindung sich begegneten, zu Genf, mit unerbittlicher Strenge eine Art christlichen Idealstaat zu verwirklichen versuchte. Und es kann uns kaum wundern, daß es im Ganzen auch hier wieder der mit deutschen Elementen am meisten versetzte Norden und Süden Frankreichs war\*), wo der so gereinigte Christenglaube überall zugleich mit einem wohlgegliederten Verfassungsleben der reformirten Gemeinden Eingang fand. Ja, man kann sagen, der edelste, gehaltvollste, beste Theil des Volks, zuletzt bis gegen 2 Millionen Bekenner, wurde in Frankreich, königliche Frauengestalten, wie Margarethe v. Valois, Johanna d'Albret, und Calvins Fremdin Renata v. Este, voran, vom Calvinismus ergriffen und hielt trotz aller Verfol-

gung mit seltener Ausdauer und Aufopferung fest daran. Nachdem nämlich besonders von Genf aus durch Calvin und Theodor Beza die Reformation in Frankreich sich verbreitet hatte, war dieselbe überall wohl organisiert unter Leitung der edlen Chatillons bald zu einer politischen Macht herangewachsen, bis durch die Reaction der Guise in der Pariser Bluthochzeit (1572) ihre Existenz tief erschüttert wurde. Wenn nun auch das Edict von Nantes durch Heinrich IV. den Hugonotten einige Ruhe gönnte, daß sie ihrem ernstesten christlichen Leben, ihrem eifrigen Gewerbefleiß sich ungestörter hingeben konnten, so glaubte doch bald die mit Energie erstrebte Einheit der königlichen Gewalt in Frankreich nur mit der ebenso streng durchgeführten Einheit des katholischen Glaubens bestehen zu können. So mußte denn jener Consequenz zu Liebe alle freie religiöse Bewegung durch Aufhebung des Edicts von Nantes und grausame Verfolgung, ja Ausrottung der Protestanten mit Gewaltthat vernichtet werden. Damit hatte sich Frankreich sowohl des besten Theils seiner Bevölkerung, die im Ausland, besonders auch in Preußen Zuflucht suchte und fand, als auch der eigentlich lebensfähigen, selbst den Katholicismus befruchtenden religiösen Kraft beraubt. Es blieb unter Ludwig XIV., wie es die freilich in anderer Weise freisinnige Elisabeth Charlotte so treffend schildert, nur das todte, meist in abgestorbenen Formen sich bewegende Scheinleben des bigotten Katholicismus übrig, der damals für die beste und sicherste Stütze der französischen Königsgewalt gehalten wurde.

Was früher durch die Gunst der Umstände und durch die Energie entschlossener Fürsten in Frankreich schon am Ende des Mittelalters an Concentration der königlichen Macht erreicht war, wurde später besonders durch Franz I., durch Heinrich IV., durch Maria v. Medici, durch Richelieu und Mazarins Politik, am meisten aber durch den glänzendsten Repräsentanten der französischen Nation, durch Ludwig XIV., weiter entwickelt und befestigt. Der große König konnte in seiner Weise mit allem Recht das stolze, aber sehr zweideutige Wort sprechen: l'état c'est moi: in mir, in meiner Person, in meinem Willen, ja in meinem bon plaisir ist der Staat, ist alle Staatsgewalt, alles allgemeine Interesse centralisirt und aufgegangen. Frankreich war also kein lebensvoller Staatsorganismus mehr, dessen einzelne Theile wie gesunde Glieder am Gesamtkörper, von eigenem pulsirendem Leben erfüllt, Leben gebend und empfangend, dem höhern Zweck des Ganzen dienen und von einem kräftigen

\*) Wie denn Calvin mit Fabry und Farel ebenso wie früher Alabard und später Des Caries ein Picarde war.



Willen zur allgemeinen Wohlfahrt geleitet und zusammengehalten werden, sondern Alles konnte und durfte sich nur um die Sonne bewegen, von welcher Alles wieder seinen eigenen Glanz erborgte. Dem König mußte Jeder, mit List oder Gewalt, in feinerem oder größerem Servilismus zu Dienst bereit sein. Und es läßt sich nicht leugnen, Ludwig grade besaß Alles, um solche Scheingröße mit Glanz und Ansehn zu repräsentiren. Er war persönlich, namentlich für die Franzosen, eine stattliche Erscheinung, nicht ohne eine gemessene königliche Haltung, Würde und Majestät; wie Ludwig XII., der keine Gnade gewährte, wenn sie erbeten wurde, von dem höchsten Bewußtsein seiner königlichen Würde erfüllt. Mit einer gewissen Felsenherrlichkeit und von ausgezeichneten Generalen, wie Condé, Turenne, Vauban, Luxemburg, Vendôme, welche den festen Grund zu aller spätern, erst in diesen Tagen, besonders in den starken Festungen wieder erprobten Kriegstüchtigkeit und Wehrkraft des Landes legten, unterstützt, erwarb er sich in all den Kriegen, welche seine ganze Regierungszeit ausfüllten, im Kampf gegen und um das habsburgische Spanien, gegen Deutschland und die holländische Republik den glänzendsten Kriegsruhm als das sicherste Fundament seines allgemeinsten Ansehns. Dazu erreichte er es allem Recht zum Spott, daß er mit frecher Gewalt und List sein Reich und seine Herrschaft gegen seine Feinde, besonders durch Raub gegen Deutschland, zu einer nie geahnten Höhe erhob: allen furchtbar und durch die leicht begeisterte Gunst seines Volks angebetet, hochgefeiert, vergöttert. Da erschien es denn billig und natürlich, daß nah und fern ihm Alles huldigte, vor seiner Macht und Größe sich Alles in den Staub warf. Der freie Adel des Reichs war entweder längst gebrochen oder mußte seine Güter verlassen, um an dem Glanz und der Leppigkeit des Hoflebens theilzunehmen, so daß er, höfischer Sitte und Verberbtheit hingegeben, bald zerrüttet und verschuldet, tief und immer tiefer sank und entartete. Einem gleichen Loos verfiel die höhere Geistlichkeit: Alles sonnte sich in der Gunst des Hofes und des Königs, des höheren Herrn und Königs immer mehr vergessend. Und wenn dagegen alle materiellen Interessen, Industrie und Handel, besonders durch Colbert eifrig begünstigt, die reichen Erwerbsquellen des Landes in Fluß und großartige Circulation brachten, so wurde doch selbst Handel und Wandel, Geld und Gewerbe, ja in gleicher Weise auch Kunst und Wissenschaft durch wohlberechnete Förderung, Gunst und Bevorzugung, so in die Abhängigkeit, in den Dienst des Königshofes gebracht, daß darin Alles nicht mehr an sich galt und Werth hatte, sondern nur soweit Geltung gewann, als es zur Verherrlichung, zum Glanz des königlichen Hofstaats diente und beitrug. Drehen aber und bewegten sich alle Bahnen, alle geistigen und materiellen Kräfte, alle Stände des Volks mit ihren Gedanken, Bestrebungen, Verrichtungen um diese Königs-sonne und seinen Thron, so können wir uns kaum wundern, daß solche Vereinigung und Anhäufung alles irdischen Glanzes trotz seiner inneren Leerheit blendend und bestechend wirkte, und überall, wo ebenso wie in Frankreich bereits alle tieferen Lebenskräfte ab-

handen gekommen waren, in thörichtem Wahn für das höchste Ziel menschlicher Größe und Herrlichkeit gelten konnten.

Und doch wie hohl und leer, wie nichtig war all dieser Glanz, selbst nicht einmal an heiligem Ernst, an sittlicher Würde, sondern nur an den reinen Formen wahrer Kunst und Schönheit gemessen. Ueber den Glanz der anmuthigen Form, der bestechenden Außenseite konnte sich all diese Flitterpracht nicht erheben, weil ihr eben der sittliche Boden, aller tiefere Gehalt und selbst der reine Geschmack fehlte. Lesen wir die Briefe der edlen, freimüthigen deutschen Fürstentochter, der an den unwürdigen Herzog von Orleans, des Königs Bruder, vermählten Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die mitten in dieses Hofleben, in diese vergiftete Atmosphäre, in diesen Sumpf von Widerwärtigkeit hineingestellt war, so müssen wir uns trotz all des glänzenden Scheins mit Ekel abwenden. Sie stand mit ihrer verben Naivetät, mit ihrem kräftigen deutschen Herzen, mit ihrer aristokratisch-stolzen Würde isolirt und allein in all dem wüsten Treiben. Alles wahrhaft Edle, Gute, Große wurde verkannt, verhöhnt und gering geachtet. Die Heiligkeit der Ehe, des Familienlebens, das Fundament aller Staatswohlfahrt, wurde vom König und nach dessen Vorbild vom ganzen Hof, in allen höheren und bald auch niederen Kreisen mit frivolem Leichtsinne geschändet und mit Füßen getreten, daß alle sittliche Scham, überhaupt alles sittliche Bewußtsein mehr und mehr völlig abhanden kam. Ja, es galt eben für höfische, feinere Sitte, aller Sittlichkeit zu spotten und sich zu überheben. So ging von der Krone in den Stamm und selbst bis in die Wurzel schon damals und bald noch mehr unter Ludwigs Nachfolger Alles in sittliche Fäulniß über. Der äußere Firniß und Prunk, dazu am Ende seiner Regierung bigotter Heuchelschein, diente nur, um Morder und Todtengebein zu verhüllen und den Sinnen noch glänzend und anziehend erscheinen zu lassen.

Aber werfen wir, um den äußern Glanz dieses Königthrons besser zu verstehen, erst einen Blick auf die Residenz des „großen“ Königs zu Versailles. Denn hier, nicht in Paris wollte er wohnen. Darum ließ er, wie früher Maria von Medici mit seltener Vereinigung des französischen und italienischen Geschmacks zu Paris den von kolossalen Pavillons und reich geschmückten Gärten umgebenen großartigen Palast Luxemburg als das größte Denkmal „der ersten Frau und Königin der Welt“ (la prima donna del mondo) errichtet hatte, von 1660—84 mit einem Aufwande von 90 Millionen von seinem Baumeister Leveau im großartigsten Maßstab und glänzendsten Baustil, so daß er dadurch nach der Renaissance den italienischen Barockstil in Frankreich zum Muster erhob, hier einen Palast aufzuführen, der an Pracht und Luxus alles früher Dagewesene weit übertreffen sollte. Durch einen pompösen Eingang gelangt man in den geräumigen Vorhof. An das große Hauptgebäude mit einer 1800 Fuß langen Front schließen sich zwei Flügel, rings von prächtigen Gebäuden umgeben. Besonders glänzend war die große Königsgalerie nach der Gartenseite; alles kunstreich mit Gemälden, Marmorsäulen, antiken Statuen,



Prachtspiegeln und reichen Vergoldungen überladen. Die Meubeln waren von massivem Silber mit dem Baustil des Ganzen übereinstimmend. Denn alle Künste hatten gewetteifert, diesen Königssitz mit ihren glänzendsten Werken zu schmücken. Namentlich waren alle Zimmer mit unzähligen Gemälden von Lebrun, Bouwenal, Laforce, Mignard u. a. ausgestattet und dazu von antikfeinsollenden Statuen angefüllt. Ebenso glanzvoll in seiner Art und fast noch prächtiger war dahinter der Schloßgarten von Le Nôtre angelegt und meist unter persönlicher Leitung des Königs selbst ausgeführt. Er kannte keine Terrainschwierigkeiten: wo früher Hügel standen, war alles geebnet; was einst eben gewesen, zu Hügeln erhöht. 30 Fuß breite Baumwege führten durch ihn hin. In größter Abwechselung folgten den prächtigsten Baumgruppen die schönsten Rasenplätze und Blumenteppeiche, dazu besonders Bassins mit den großartigsten Wasserkünsten: auch hier alles mit antiken Statuen überfüllt. Steht man auf der großen Terrasse an der Gartenseite, so hat man die prachtvollste Fernsicht in all diese Bassins mit den tausend spielenden Wasserkünsten, unter denen das des Neptun wieder am kunstreichsten ist, über all die mit Hallen umgebenen Drangerien, über die zu den seltsamsten Figuren und Windungen verschlungenen Alleen mit dem großen Buchenwald. Und doch trotz alles Reichthums, aller Pracht glauben wir uns in eine fremde Welt, in einen Hain von antiken Götterbildern versetzt. So sehr ist alles Unnatur, Verfinstlung, prunkender Schein: ganz das Abbild des glänzenden französischen Geistes und Königthums. Denn alles war hier in jenem, aus natürlicher Einfachheit nach der Renaissance zu Rococco verdorbenem Kunststil ausgeführt, der durch Zierlichkeit, Steifheit, Correctheit der Form in großartigster Ausdehnung mehr dem Verstande imponirte, als das Gemüth erwärmte. Aber in all diesen reich geschmückten Sälen und Galerien versammelte sich nun der zahlreiche Hof um seinen glänzenden König und sonnte sich mit Behagen in und an seinem Glanze.

(Fortsetzung folgt.)

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 7. Die Methobisten.

(Schluß.)

Das Jahr 1791 war ein Trauerjahr für die Methobisten; am 2. März starb John Wesley im 88sten Jahre seines Lebens und 56sten seines Predigeramts; eine solche Verehrung ward ihm in seinem Leben und nach seinem Tode zu Theil, daß man sich billig wundern muß, warum die Methobisten uns die Verehrung Luthers so sehr vorwerfen; Luther war denn doch ein ganz anderer Mann als Wesley. Sie sollten doch wenigstens bedenken, daß John Wesley durch die Vorrede Luthers zum Römerbrief und sein Bruder Charles durch die Lectüre von

Luthers Auslegung des Galaterbriefs zum Frieden in Christo gekommen, leider aber in Fundamentallehren von der Lauterkeit des Evangeliums abgewichen sind. Der Bischof Asbury predigt: in New-York am 29. Mai 1791 Wesley zu Ehren über den Text, welcher 30 Jahre später sein eigener Leichentext werden sollte, 2 Tim. 3, 10. 11. Zur Zeit von Wesley's Tode gab es 540 Reiseprediger und 140000 Methobisten. Asbury entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit; er war fortwährend auf Reisen, ertrug alle Strapazen mit Freudigkeit; es war für die New-Yorker Methobisten stets eine Freudenzeit, wenn er zu ihnen zur Conferenz kam; sie trugen die Kosten seiner Reise, beschenkten ihn mit neuen Kleidern, und sorgten auch sonst reich für ihn. Auf seinen Reisen begegnete ihm auch manches Sonderbare. So reiste er einmal mit seinem langjährigen Genossen Thomas Morrell im Innern des Landes; damals war der Thee selten, ja in den neuen Ansiedlungen ganz unbekannt. Asbury hatte stets ein wenig Thee bei sich; er fühlte sich nicht wohl, nahm aus seiner Satteltasche den wohlverwahrten Schatz und gab ihn der Hausfrau; diese brachte bald auf einem Teller die gekochten Theeblätter; sie hatte den ganzen Vorrath gekocht, das Flüssige aber fortgegossen. — Der von den Methobisten am meisten wegen seines gottseligen Wesens gepriesene, von 1791 bis 1792 in der Johnstraße in New-York stationirte Prediger Whatcoat hatte einmal seinen Text vergessen; das scheint seltsam, kann jedoch leicht vorkommen, sagt Wesley. Gewiß, denn die method. Prediger nahmen und nehmen sich nur kurze Verse, nur Bischof Asbury machte eine Ausnahme; er liebte zusammenhängende Textabschnitte. Dazu dienten jene kurzen Verse auch nur zu einem Motto, nicht zu einem Thema. Einer ihrer Prediger, erzählt Wesley, hatte zu predigen begonnen; da er aber seinen Text vergessen, so flüsterte er, aber so laut, daß es jeder in der Kirche hören konnte: „Bruder, was war doch mein Text?“ Der Bruder, der unter dem niedrigen Predigtpulte saß, sagte ihm denselben und er fuhr dann in der Predigt fort. Whatcoat machte es aber anders. Er kündigte seinen Text an und rebete dann eine Zeit lang, ward aber durch seine Ausführungen so vom Text abgezogen, daß er sich auf denselben nicht mehr bestimmen konnte. Da sagte er: „Ich habe nun so lange gesprochen; manche von euch möchten wohl darüber den Text vergessen haben.“ Er sagte nicht, daß er zu dieser Klasse gehörte, sondern fuhr fort: „Machet euch keine Unruhe deswegen; ich will einen andern Text nehmen.“ Das that er denn auch und predigte so ergreifend, daß die Zuhörer noch lange dieser Predigt gedachten. Dieser Whatcoat wurde im J. 1800 zum Bischof geweiht, starb 1806. Im Jahre 1792 wurden von der in New-York versammelten Conferenz Samuel Green und Georg Strebeck für die Stadt bestimmt. Strebeck hatte sich eben den Methobisten angeschlossen; etliche Jahre darauf trennte er sich von ihnen und ward lutherischer Prediger; mit seinen Anhängern errichtete er eine kleine Kirche in der Pearlstraße; da dieser Platz zu klein wurde, so erbauten sie eine größere Kirche in der Mottstraße. Diese Kirche kam später



durch Strebecks Nachfolger in den Besitz der Episkopalen und hieß Zionskirche. Strebeck war ein eifriger, populärer, gerngehörter Prediger. Er predigte Sonntags dreimal, einmal in der Woche Abends und hielt daneben noch Schule. Er ward nachher Episkopalprediger, ging mit einem Theil der Gemeinde aus der Mottstraße fort und gründete die St. Stephanskirche in der Chonstieße, welche seitdem abgerissen ist. Ihm folgte hier Richard Moore, der spätere Bischof von Virginien. Strebeck ging später nach dem Süden und starb dort. Wafely bemerkt von ihm: Wenn jemand erst beginnt seinen Mantel zu drehen, so weiß man nicht, womit er aufhören wird. (When a man begins to turn his coat, there is no knowing where he will end.) Strebecks Kinder waren getauft, als er zu den Episkopalen ging, aber er verwarf ihre Taufe und ließ sie vom Bischof wieder taufen! — Ueber jene im J. 1792 gehaltene Conferenz schreibt Bischof Asbury unter dem 31. August: „Wir hatten ein feierliches Liebesmahl; die Kirche war beinahe voll, etliche Brüder bekannten, sie hätten vollkommene Liebe, etliche hatten das Zeugniß der Kindshaft verloren, manche bezeugten, sie hätten vollkommene Heiligkeit.“ Da sieht man, wie die von Methodistern und besonders von den Abrechtsleuten aufgestellte, der römischen Kirche eigene Lehre von vollkommenen heiligen Menschen auch bei Asbury hervortritt. Es regte sich aber immer bei den Methodistern der Protest gegen ihre falsche Lehre von der Heiligung, so gewiß bei den schon genannten Predigern, welche ihre Gemeinschaft verließen, so bei dem Prediger Stebbins, welcher 1805 zu der anglikanischen Kirche übertrat und von welchem ausdrücklich gesagt ist, daß er austrat, weil er nicht an die methodistische Lehre von der Vollkommenheit glaube. Darüber entstand damals ein großer Streit; John Wilson suchte die Lehre als schriftgemäß zu vertheidigen. Der Amtsbruder von Stebbins, Roberts, nahm in Baltimore den excentrischen Lorenzo Dow in die Gemeinde auf (Vgl. über diesen Ev. R.-Z. 1869 S. 685). Welcher Art die Laufbahn der Methodisteprediger gewesen ist und noch ist, mag man aus dem Tagebuch des Gehilfen von Bischof Asbury, Thomas Morrell, ersehen: „Im October 1785 ward ich durch die Predigt von John Hagerth erweckt, im März 1786 empfing ich das Zeugniß der Kindshaft, im Juni 1786 begann ich als Lokalprediger in Elizabethtown zu predigen, im März 1787 fing ich an als Reiseprediger herumzufahren, im October 1788 ward ich bei der Conferenz in New-York zum Diakonus ordinirt und für den Trentonbezirk bestimmt; im Juni 1789 ward ich bei der Conferenz in New-York zum Ältesten (Presbyter) ordinirt und in New-York stationirt.“ Manche Prediger gaben ihr Reisepredigeramt auf, traten aus der unmittelbaren Aufsicht der Conferenz aus, stellten sich für vacante Gemeinden zur Disposition, dort während der Vacanz zu predigen; das nennt man location. Der Prediger Hutchinson trieb so nebenbei Buchhandel, hatte eine Landagentur, kam immer mehr in weltliches Wesen hinein; dazu bemerkt Wafely: „Seine Geschichte nach

seinem Austritt aus dem regelmäßigen Reisepredigerberuf (location) zeigt die große Gefahr für Prediger, welche ihren regelmäßigen Beruf verlassen. Die Geschichte so mancher, welche das große Werk, zu welchem sie Gott berufen, aufgegeben haben, sollte Andern eine Warnung sein. Prediger sollten niemals an einen Ruheplatz denken, als bis sie ruhen in der Nähe des Thrones Gottes“ (Ministers should never think of locating till they locate in the neighborhood of the Throne of God). Es ist freilich bemerkenswerth, daß viele Methodisteprediger sich einem anderen Berufe zuwenden, und noch dazu jetzt, wo die äußeren Verhältnisse für sie nicht so drückend sind als damals. So wurden manche im Kriege Offiziere, der Pastor Brownlow Gouverneur von Tennessee u. s. w. Nur zu sehr neigt man in Amerika zu der Auffassung des Predigtamts als business, und leider wird diese Richtung durch die falsche Lehre der Missourisynode vom Predigtamt auch der lutherischen Kirche nahe gebracht; jedoch weist bis jetzt der gesunde Sinn der Gemeinden die verderblichen Konsequenzen missourischer Lehre noch ab; nach jener Lehre ist nämlich jeder Christ ein berufener Prediger, überträgt aber seine Rechte einer besonderen Person, ohne sie jedoch damit aufzugeben; er läßt sie nur für sich verwalten. (So giebt es eine zwiefache Klasse von Lokalpredigern: die Laienprediger und solche ordinirte mehr Unabhängigkeit und Ruhe begreifenden Prediger.) Die Ortsgemeinde ist das höchste Gericht, der Prediger gleichsam der „Senfer, der die Sentenz vollstreckt“; jede einzelne Gemeinde hat das Recht, Prediger einzusetzen und abzusetzen; ein Prediger ist nur so lange Prediger, als er an einer bestimmten Gemeinde steht; die Ordination wird gering geachtet und unter der Kirche immer nur die Einzelgemeinde als örtliche Repräsentantin derselben verstanden. Dabei soll nun die Kirche nur unsichtbar sein. So ist es auch kein Wunder, daß die mit Missouri verbundene Ohiosynode von einem „dienlichen (!) Beruf“ der Prediger spricht und nichts Höheres von ihnen zu sagen weiß. Um jene Zeit war eine der Säulen der New-Yorker Methodistengemeinden der Laie Phil. J. Arcularius; er war aus Deutschland in seiner Jugend ausgewandert; er wurde ein wohlhabender angesehener Mann, zog seine Kinder christlich auf und hinterließ ihnen ein schönes Vermögen. Er gehörte zur deutschen lutherischen Kirche unter dem Pastorat von Dr. Kunze; 1787 wandte er sich den Methodistern zu; er ward Klafführer und so groß war sein Ansehen, daß ihn die Stadt New-York in die Legislatur des Staates wählte; er starb 1825. So ging unserer Kirche ein tüchtiger Mann verloren; auch ein anderer sehr wohlhabender Mann, Tiemann, ging zu den Methodistern; unsere arme luth. Kirche hat die anderen Gemeinschaften reich machen müssen. — Um 1795 wohnten einige meth. Frauen fern von der damaligen Stadt in Bowers Village (jetzt die Gegend des Cooper-Instituts und der 7ten Straße); diese Frauen bildeten eine Klasse; bald ward eine kleine Kirche, die zugleich als Schulhaus diente, errichtet, 1818 ward ein größeres Gebäude an derselben Stelle aufgeführt, dann 1835



die jetzige Kirche in der siebenten Straße. Ueberhaupt haben mit dem Wachsthum der Stadt die Methodisten sich auf die Zahl 7 gesetzt; sie haben nicht nur in der siebenten Straße eine Kirche, sondern auch in der 17ten, 27sten, 37sten, alle an der Ostseite und nicht gerade günstig, weil in schmalen Straßen, gelegen. Schön ist die Kirche in der breiten siebenten Avenue nahe der 14ten Straße 1833 begründet, prächtig ihre Trinity-Kirche in der 34ten Straße zwischen der 7ten und 8ten Avenue 1856 erbaut, die schönste, die St. Pauluskirche in der vierten Avenue an der Ecke der 22sten Straße. Diese mit einem 210 Fuß hohen Thurme versehene, aus weißem Marmor in romanischem Stil erbaute Kirche ist 146 Fuß lang, 75 Fuß breit, um 1835 errichtet, eine der größten protest. Kirchen (die katholischen sind freilich meistens größer); 1300 Personen können bequem darin sitzen. Neben der Kirche steht ein schönes Pfarrhaus in demselben Stil aus weißem Marmor gebaut. Sie haben ebenso wie die Presbyterianer ein schwimmendes Bethel und zwar im Hudson unten in der Stadt. Ihre erste deutsche Missionsgemeinde ward 1842 in der zweiten Straße begründet; dann haben sie noch eine deutsche Kirche in der 40sten Straße auf der Westseite, außerdem noch eine Kapelle in der 12ten Straße. Im J. 1857 hatten sie 28 Kirchen und etliche Missionsplätze; im Ganzen gehörten damals zu ihnen etwa 8000 Glieder in der Stadt New-York. Nun haben sie 43 Kirchen (darunter 4 Negerkirchen) und etliche Missionsstationen mit 10,650 vollberechtigten Gliedern; sie haben hier 50 Sonntagsschulen mit 14,262 Kindern und 29,030 Büchern. Merkwürdig ist, daß sie so viel als möglich an jede Kirche ein Pfarrhaus bauen; so haben sie in New-York 32 Pfarrhäuser im Werthe von 8—25,000 Dollars. Der Werth der hiesigen Kirchen, von denen die St. Pauluskirche auf 150,000 Doll. geschätzt ist, beträgt zusammen 1,884,500 Doll., der ihrer Pfarrhäuser zusammen 274,000 Doll. Aus der soeben erschienenen statistischen Uebersicht pro 1870 heben wir folgende Data heraus: Bischöfe 8, Conferenzen 72, Reiseprediger 9193, Ortsprediger (meistens Laien) 11,404, ordentliche Mitglieder 1,173,099, Probeglieder 194,035, Kirchen 13,373, Pfarrhäuser 4179, Werth der Kirchengebäude 52,614,591 Doll., Werth der Pfarrhäuser 7,293,513 Doll., Kollekten für die Missionsgesellschaft, Traktatgesellschaft, Amerikanische Bibelgesellschaft, den Sonntagsschulverein und die Ausbreitung der Kirche 967,862 Doll. (ungerechnet die Sammlungen in den einzelnen Gemeinden für wohlthätige Zwecke). Es sind 5 deutsche Conferenzen mit 358 Ortspredigern, 389 Reisepredigern und 37,619 Gliedern; jedoch figurirt als ein District Deutschland und die Schweiz mit 7259 Gliedern, 50 Reisepredigern und 37 Ortspredigern, welche Zahlen von den vorhergehenden abzugiehen sind, um die für Amerika geltenden zu erhalten. — Besonders wichtig ist das oben erwähnte 1789 in

Philadelphia gegründete Büchergeschäft (Book Concern of the M. E. Church) geworden; zu der Begründung desselben borgte man von einem Reiseprediger 600 Doll.; im Jahre 1804 ward das Etablissement nach New-York verlegt; im J. 1836 ward es durch das Feuer zerstört, der Verlust betrug 250,000 Doll.; aber es wurde bald wieder aufgebaut. Es wurde schon im J. 1820 die Westliche Buchhandlung in Cincinnati begründet; Zweiggeschäfte sind in Boston, Chicago, Pittsburgh, Buffalo, St. Louis und San Francisco. Das jetzige Capital, über welches diese Buchhandlungen verfügen, beträgt 1,458,575 Doll. Seit dem Jahre 1836 haben die Büchergeschäfte außerdem an Reingewinn für Kirchenzwecke 1,441,382 Doll. ausgegeben; so wurden seit 1836 für emeritirte Prediger und ihre Familien 345,857 Doll. beigetragen, für den Unterhalt und die Reisekosten der Bischöfe 467,105 Doll. u. a. Die Buchagenten publiciren eine Menge von Büchern und Tractaten in englischer, deutscher, welscher, schwedischer, norwegischer, dänischer und französischer Sprache. Die Prüfung der zu druckenden Bücher und Tractate geschieht durch ein Comité von 15 Gliedern, die von der Generalconferenz erwählt werden. Das prachtvolle fünfstöckige neue Gebäude des Buchgeschäfts in New-York liegt im Broadway an der Ecke der 11ten Straße, 76 Fuß breit, 221 Fuß tief; es hat eiserne weißangestrichene Außenseiten. Im J. 1869 ward es gekauft; es kostete zusammen mit dem Bauplatz und den Reparaturen 1 Mill. Dollars. Die vorhandenen Bestände sind über 1 Mill. Doll. werth. Das alte Gebäude in der Mulberrystraße, worin der Druck, Einband u. s. w. der Bücher geschieht, ist über 250,000 Doll. werth. Dabei sind die Methodisten solche wunderbar gewandten Geschäftsleute, daß sie alle ihre Kosten an Feuerversicherung, Heizung, Gehalt der Beamten, Abgaben u. s. w. durch die Miethe mehrerer Räume in dem neuen Gebäude decken. So bekommen sie für den zu ebener Erde gelegenen größtentheils an einen Schnittwaarenhändler vermietheten Raum jährlich 50,000 Doll. Die Buchagenten welche dem Ganzen vorstehen, fünf an der Zahl, sind alle Prediger und Doctoren der Theologie. Schon diese außerordentliche Geschäftsgewandtheit und Weltklugheit zeigt, daß der Ruhm der Weltentsagung und vollkommenen Heiligkeit cum grano salis aufzunehmen ist. — Sie haben 12 englische Kirchenblätter, ein deutsches („der christliche Apologete“ von Dr. Rast in Cincinnati herausgegeben), ferner vier Sonntagsschulblätter, ein schwedisches Kirchenblatt, endlich etliche Zeitschriften, welche nicht unter der Controle der Generalconferenz stehen, sondern von einzelnen Methodisten herausgegeben werden. Der Christian Advocate, (fast 3 mal so groß als die Evangel. Kirchenzeitung) hier in New-York herausgegeben, ein großes wöchentliches Kirchenblatt, man denke! mit über 30,000 Abonnenten, hat seinen Sitz ebenfalls in jenem großen Gebäude des Buchgeschäfts; der Freund=



lichkeit des Mitredacteurs desselben, Pastor und Magister de Buz, verdanke ich die statistischen und manche andere werthvolle Mittheilungen. Die method. Sonntagschulbibliothek ist eine der besten des Landes; auch Glieder anderer Kirchenparteien liefern ihre Werke dahin, werden liberal bezahlt; das Zeichen des meth. Buchgeschäfts auf dem Titel eines Buchs gilt als eine besondere Empfehlung. Eben sah ich in die letzte Nummer des Christian Advocate hinein und fand unter den Publicationen jenes Establishments „Anna Lavater von Pastor W. Ziethe,“ übersezt aus dem Deutschen von Katharina E. Hurst, „Haushaltsgeschichten von Ottilie Wildermuth, übersezt von Eleanor Rimont“ und so mögen noch manche andere deutsche Bücher da publicirt sein. — Wie hat sich in so mancher Beziehung der Methodismus geändert! Die Methodististen verschmähen es nicht, in Braunsteinhäusern zu wohnen, ihre Kirche aus Marmor aufzubauen und die besten Gemälde, Sculpturen, Orgeln und Singchöre darin zu haben. Zu ihren Mitgliedern gehören viele hochangesehene Gelehrte, auch so manche der hervorragendsten Männer des Landes wie früher Lincoln, jetzt Präsident Grant. Ihr politischer Einfluß ist außerordentlich; sie treiben auch mit besonderem Eifer Politik. Einer ihrer bedeutendsten politischen Prediger, der Pfarrer Brownlow, ist schon vorhin erwähnt worden (Vgl. auch Ev. R.=Z. 1870. S. 74 f.). In diesem Jahre brachte das größte hiesige politische Blatt, der New-York Herald, die Predigt des Methodististenpredigers Dr. Newman in Washington, in dessen Kirche der Präsident Grant ein Trustee (Kirchpfleger) ist, über die Frage wegen der Vielweiberei mit Bezug auf den Mormonismus, der übrigens nach den neuesten Nachrichten seiner Auflösung entgegengeht. Es ward in jener Predigt in scharfsinniger ausführlicher Weise dargethan, daß auch schon zur Zeit des N. Testaments Gott kein Wohlgefallen an der Vielweiberei gehabt habe. Dazu stützte der Prediger Beweise aus der Statistik und zeigte das Verderbliche der Vielweiberei in socialer, moralischer, religiöser Beziehung. Der Herald brachte auch eine lange Erwiderung darauf vom Mormonenältesten Orson Pratt. Newman erbot sich zu einer öffentlichen Disputation in Salt Lake City; das Publikum sah mit großer Spannung dieser Disputation entgegen. Im letzten Sommer reiste Dr. Newman nach Utah und forderte die Mormonen auf, mit ihm zu disputiren. Er predigte in der Hauptstadt, aber zu einer Disputation ließen sich die Mormonen nicht herbei. Wie die Methodististen durch ihren Einfluß auf die politischen Leiter des Landes gegen die Mormonen wirken, so früher, aber mit viel größerer Anstrengung und bedeutendem Erfolge, gegen die Sklaverei. Es war über dieser Frage zwischen ihnen eine Spaltung ausgebrochen; die Methodististen des Südens fecedierten im J. 1844 mit 1345 Reisepredigern und 495,288 Mitgliedern; sie haben sich noch immer nicht mit denen des Nordens vereinigt. Sie haben 30 Conferenzen, 10 Bischöfe, 2646 Reiseprediger, 4753 Localprediger, 571,241 Glieder. Die sogen. „freien“ d. h. bischofslosen Methodististen sind nur gering an Zahl. Man sieht an den bischöflichen Methodististen, was eine gute Organisation vermag. —

Zu den ältesten unter den noch lebenden und liberalsten Freunden des Methodismus gehört Daniel Drew, dessen Vermögen auf über 20 Millionen geschätzt wird; wie die hiesigen Presbyterianer ihren Lennox, so haben die Methodististen ihren Drew. Drew ist ein eifriges Mitglied, ein regelmäßiger Kirchen- und Klafsbefucher; er gehört zu der 50 Millionäre zählenden St. Paulskirche in der vierten Avenue. Er war eines Farmers Sohn; 15 Jahre alt verlor er seinen Vater und kam nach New-York, um sein Fortkommen zu suchen. Es war damals gerade Krieg mit England; er trat als Substitut für einen anderen in die Armee ein und gewann so ein kleines Kapital; dann trieb er Handel mit Vieh; er brachte von New-York aus, wo er sich 1829 dauernd niederließ, den Viehandel mit Pennsylvanien und dem fernen Westen zu einem großartigen Aufschwunge; 1834 begann er seine Dampfbootunternehmungen; auf dem amerikanischen Rhein, dem Hudson, ließ er Dampfer von hier nach Albany fahren. Der Zubrang zu den Booten war außerordentlich; wer irgend kann, wählt sich ein Dampfboot zur Reise nach Albany, um die reizenden Partien des Flusses mit Muße zu betrachten. Im J. 1866 bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums des amerikanischen Methodismus hat mancher um eine Zubelgabe; ohne sich einen Augenblick zu bedenken sagte er: ich gebe euch 250,000 Doll. zur Gründung eines theologischen Seminars. In Madison New-Jersey, an seinem Geburtsorte, ist dieses Seminar unter dem Namen Drew Theological Seminary 1866 errichtet worden. Es hat 6 Professoren, 79 Studenten; die Bibliothek zählt 10,000 Bände. Der Grund nebst den Gebäuden ist 300,000 Doll. werth; außerdem hat die Anstalt jenes baare Capital von 250,000 Doll. Drew hat bereits über 500,000 Doll. für kirchliche Zwecke ausgegeben; jetzt will er noch eine Million hergeben, um das theolog. Seminar zu einer Universität zu erweitern. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß man solche Opferwilligkeit anerkennt und zur Nachahmung anreizt. Die Zubelgabe im J. 1866 betrug im Ganzen in den Ver. Staaten sieben Millionen Dollars. Die Methodististen gedenken im J. 1871 für die Mission 671,181 Doll. auszugeben, darunter für die Indianer 4000, für auswärtige Mission 224,199, für die Deutschen, Skandinavier und Chinesen in Amerika (schmeichelhafte Zusammenstellung!) 57,000, für einheimische Mission 294,800 Doll. So opfern die Methodististen und arbeiten mit großem Eifer; ihre Berichte zeigen einen fortwährenden Zuwachs auf allen Gebieten kirchlicher Thätigkeit; der Herr gebe, daß sie auch in der Lehre nüchtern und rein evangelisch werden. Denn auch die größten und schönsten Werke sind kein Ersatz für die mangelnde Lauterkeit des Glaubens.



Nachtrag zu dem Nachwort:

## „Ueber romanisirende Tendenzen.“

(Vgl. Beilage zur Ed. R. 3. 1871 Nr. 16. S. 190 ff.)

Der Bischof Martin von Paderborn versichert, „daß man die katholische Wahrheit nur bekämpfen kann, indem man sie entstellt.“ Richtiger würde jedenfalls die Versicherung dahin lauten, daß man die katholische Wahrheit nicht anders vertheidigen kann, als indem man sie auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit idealisirt. In dieser Uebersetzung hat uns noch mehr bekräftigt die neuerdings erschienene dritte Auflage von Dr. Karl Hase's Handbuch der protestantischen Polemik (Leipzig, 1871). Hase ist, ganz abgesehen von seinem dogmatischen Standpunkt, ein so durchgebildeter, maßvoller und besonnener Polemiker, daß er (Vorm. zur 3. Aufl. S. XXVII) wohl von sich sagen durfte: „Ich habe die katholische Kirche angegriffen mit allen Mächten des Protestantismus, aber mit Achtung, ich könnte sagen mit Ehrfurcht, weil sie doch auch eine christliche Kirche ist. Ich habe diese Polemik nicht geschrieben wie ein Advocat, der die Sache des Gegners nur niederwerfen will, sondern als ein Theolog, der überall gern anerkennt, was von Christus kommt oder zu ihm führt. Ich habe alles Gute und Schöne in dieser Kirche hervorgehoben, und vielleicht Alle, die sich über meine Angriffe beklagten, beriefen sich auf Einzelnes von mir Anerkannte und Verherrlichte. Ich hab' es anerkannt in seiner Tüchtigkeit, weil es so ist: aber ich hätte davon auch schweigen können, wenn ich nur streiten wollte; ich hätte nicht nöthig gehabt, Mängel der eignen Kirche anzugeben, wenn es mir um etwas Anderes, als um die Wahrheit zu thun war.“ Um so gewichtvoller wird uns das erscheinen müssen, was Dr. Hase zur Würdigung des Messopfers sagt.

Gegen den protestantischen Vorwurf wird die Bedeutung des Messopfers und sein Verhältniß zum großen Opfertode am Kreuze nach einer bereits zu Trient gegebenen Hinweisung (nt. 21) von der neuern Theologie so dargestellt, daß dieser das Opfer für die ganze Welt, die objective Thatsache sei, jenes die persönliche Aneignung aller Segnungen des Todes Jesu für den Einzelnen. Perrone (T. VIII. S. 295) versichert, die Nothwendigkeit dieser Vermittelung ergebe sich offenbar aus der Lehre der Protestanten (!) selbst; denn einmüthig lehrten sie, daß, um das Verdienst Jesu sich anzueignen, der Glaube nothwendig sei; also sie selbst bekennen, daß das Opfer am Kreuze nicht hinreichend (?) sei zu unserer Rechtfertigung; werde also durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels dem Verdienste Christi nichts entzogen, so sei in dieser Beziehung gleich, ob nur das eine nach der protestantischen, oder mehrere Mittel angenommen würden nach der katholischen Lehre.

Hierauf erwidert Hase (a. a. D. S. 438 ff.): „Sollen wir das römische oder jesuitische Logik nennen? Des Glaubens, der offenen Hand, welche die Segnungen, die vom Tode wie vom Leben Christi ausgehen, empfängt, bedarf es freilich auch

nach der katholischen Lehre, wo diese über das bloße opus operatum hinausschreitet. Das ist die subjective Aneignung. Dadurch wird dem vollen Werthe einer Gabe nichts entzogen, daß ein Dürftiger sie mit offener Hand empfängt. Dagegen das tägliche unblutige Messopfer ist selbst etwas Objectives; seine Nothwendigkeit behaupten heißt annehmen, daß das Opfer am Kreuze nicht ausreiche, sondern alltätlich — nur in anderer Gestalt, unblutig, — wiederholt werden müsse, um seine Segnungen uns zur persönlichen Aneignung zu bringen. Diese aber kann vollkommen geschehen im Sacrament des heil. Mahles, auch auf die unserer Natur gemäße Weise, nämlich in sinnlicher Anschaulichkeit und weit mehr in ergreifender persönlicher Selbstthätigkeit, als durch die bloße Gegenwart oder gar Nichtgegenwart bei der Messe.“ . . .

„Wer die Nothwendigkeit des Messopfers darthun will, muß behaupten, daß der Zorn Gottes über die Sünde, diese weltrichtende Gerechtigkeit, nur durch die alltätliche wunderbare Aufopferung des Gottmenschen versöhnt werden könne. Man mag sich's dann denken, wie Gregor es geschildert hat, daß, während der Priester auf Erden die Hostie erhebt, Christus im Himmel vor dem göttlichen Vater liege und auf seine Wundmale zeige, dazu die himmlischen Heerschaaren mitfeiernd erstaunt auf das Wunder der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit blicken: ein großartiges Phantasiebild, dessen Linien sich doch schon vor der Betrachtung etwas verwirren, daß alltätlich zu jeder Stunde dieses Opfer auf tausend und abertausend Altären dargebracht wird. Welche Vorstellung von Gott ergäbe sich aus dieser täglichen Opferbedürftigkeit, . . . und die Kränkung des Opfers am Kreuze würde gerade in dieser ernstesten Auffassung schroff hervortreten; es wäre doch nur der erste, ob auch grundlegende Act in einer unendlichen Reihe nothwendiger Wiederholungen.“ . . .

„Die wahrhaft subjective Aneignung des Segens, der vom Kreuze ausgeht, ist von der katholischen Doctrin für das Sacrament wie für das Messopfer würdig gefaßt, ja die Würdigkeit fast zu stark betont worden. . . Die Synode von Trient lehrt (S. XXII. c. 2), „daß dieses Opfer wahrhaft sühnend sei, und daß wir, wenn wir mit aufrichtigem Herzen und rechtem Glauben, mit Furcht und Ehrerbietung, reuig und bußfertig vor Gott treten, Barmherzigkeit erlangen.“ Als aber die Partei in der gallicanischen Kirche, die den Katholicismus wieder auf tiefe religiöse Grundlagen im Sinne des augustiniischen Dogma gründen wollte, gerade den leichtfertigen, oft wiederholten Genuß des heil. Abendmahls angriff, mit dem als einem ganz äußerlichen Werke inmitten der eitelsten Weltinteressen die Gewissen sich beschwichtigten (A. Arnauld, de la fréquente communion, Paris 1643), hat das Papstthum seine ganze Macht dazu hergegeben, diese ernste sittliche Richtung zu unterdrücken. So weit lag das Thun der Kirche ab von ihrer Doctrin.“ . . .

. . . „Sonach bleibt dem Messopfer nichts übrig, als das halb Eingestandene, halb Verleugnete, eine anschauliche Erime-



ring an das Opfer am Kreuze zu sein. Aber blos als solche möchte die Messe fast überboten werden durch das Passionspiel, welches die Bauern im Oberammergeau nach jedem Jahrzehnte einen Sommer durch wiederholt aufführen. Und dieses sei nicht der Messe zum Unglumpfe gesagt, denn auch jenes Passionspiel, fast der letzte frisch ausgeschlagene Baum eines blüthenreichen Waldes im Mittelalter, in Folge eines Gelübdes entstanden, wird wie ein Gottesdienst gehalten.“.....

Was aber die Messe voraus hat in Brot und Wein mit ihrer geheimnißvollen Beziehung auf Leib und Blut des Herrn, daß sie die Gedächtnißfeier seines Todes ist, das gehört dem h. Abendmahl an als Sacrament, und nur in dieses zurückgehend, wie die evangelische Abendmahlsfeier aus der Messe entstanden ist, und wie einige fromme Theologen, als sie von römischen Rücksichten sich noch nicht gebunden fühlten, diese Zurückführung versucht haben\*), wird sie wieder sich rühmen können, eine Stiftung Christi zu sein.

### Aufruf und Bitte.

Straßburgs Schicksal hat in allen Gauen Deutschlands die lebendigste Theilnahme erregt. Reich sind nicht nur die Gaben zur Hülfe geflossen, auch im persönlichen Liebesdienst deutscher Männer, Frauen und Jungfrauen hat man geschlagene Wunden zu heilen gesucht. Zeitweilige Liebesgaben und, was besser, Beschaffung von Arbeit für Hilfsbedürftige, namentlich für Frauen und Mädchen, sowie Unterbringung ganz und halbverwaister Kinder, bildeten naturgemäß die Hauptstücke der bisherigen Liebesthätigkeit.

Ueber die zeitweiligen besonderen Unterstützungen ist nun verfügt, die Beschaffung der Arbeit ist in geordnetem Gang, etwa 150 verwaiste oder sonst hilfsbedürftige Kinder sind in Baden, Württemberg, Nassau, Rheinland, Braunschweig und der Schweiz, theils in Familien, theils in Anstalten untergebracht worden. Aber gerade in letzterer Beziehung hat sich bei näherer Nachforschung noch ein großes Bedürfnis gezeigt. Es sollten von Straßburg und anderen vom Kriege besonders heimgesuchten Orten noch circa 100 Kinder evangelischer Confession in Pflege genommen werden. Sie alle in andere Theile Deutschlands zu bringen erschien jedoch unthunlich; besser noch sei es, erkannte man, sie theils im Elsaß selbst in gottesfürchtige, zu solchem Liebesdienst bereite Familien zu geben, theils im Straßburger Waisenhaus oder der benachbarten Rettungsanstalt Neuhof sie

\*) Hirscher, Missae genuinam notionem eruere ejusque celebrandae rectam methodum demonstrare tentavit. Tubing. 1822.

unterzubringen. Zu diesem Zweck hat sich in Straßburg ein Comité gebildet, und die Unterzeichneten erlauben sich, zur Unterstützung desselben in einmaligen Gaben und in Zeichnungen für etliche Jahre einzuladen. Die betreffenden Gaben wollen an einen der Unterzeichneten oder am besten an den Schatzmeister des Comité's) Herrn C. H. Goehrs in Straßburg (24, alter Weinmarkt) gefälligst übersandt werden. Der Zweck der empfohlenen Fürsorge spricht für sich selbst, und die hilfsbereite Liebe, die man Straßburg in so reichem Maße bewiesen, wird auch für das hier empfohlene Bedürfnis des mit Deutschland wieder vereinigten Landes noch manchen Beweis der Theilnahme übrig haben. Dazu Gott Segen geben wolle!

Straßburg, den 20. März 1871.

Dr. theol. Fabri aus Barmen. Flad, Oberamtmann aus Baden. E. Frommel, Garnisonsparrer aus Berlin. Dr. Voening aus Heidelberg. E. Nink, Lazarethparrer aus Nassau. Schollenbruch, Seminar-Director aus Neuwied. von Sybel aus Düsseldorf.

### Anzeigen.

Am 9. und 10. Mai luth. Conferenz in Pr.-Eylau für alle diejenigen Geistlichen und Laien, welche die Rechtsbeständigkeit der luth. Bekenntnisse, sowie die Existenz der luth. Kirche, durch die Union nicht für aufgehoben halten, und — mit Abweisung aller separatistischen Bestrebungen — die Ausgestaltung der luth. Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung anstreben.

#### Vorlagen.

1. Die Lehre von der Rechtfertigung nach Art. IV d. Aug.
2. Die christl. Liebesthätigkeit im Felde.
3. Mittheilungen aus dem Johannerdienst.
4. Die Lehre von der Person Christi.
5. Die Kirchenverfassungsfrage.

Für das  
projectirte ev.-luth. Emigrantenhaus in New-York  
sind eingegangen:

Von einem Ungenannten, Postzeichen Vietniz, 1 Thlr.,  
desgl., Postzeichen Anclam, 1 Thlr.

Herzlichen Dank und Gotteslohn den liebevollen Gebern. Zur Annahme fernerer Liebesgaben hält sich bis 1. August d. J. bereit

Bernh. Cunz, Pastor,  
Halle a. d. S. (Gr. Märkerstr. 15.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 26. April.

N<sup>o</sup> 33.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

(Fortsetzung.)

Nicht weit von Versailles erhob sich dazu Marly, mit gleicher Vorliebe vom König ausgestattet, wo die Alleen des Thiergartens sich wie große Gewölbe schlossen, durch die man zur Maillebahn fuhr, um mitten in der Mittagshize im kühlen Schatten Ball zu spielen, während sich dann weiter die Felder zu einer flandrischen Landschaft öffneten. — Noch zierlicher und anmuthiger dagegen, wie eine ländliche Idylle, war Trianon, mitten zwischen Quellen und Bächen in kühlen Grotten und Bocagen versteckt. Man sagte, Versailles sollte der König für den Hof, Marly für seine Freunde, Trianon für sich und seine Familie erbaut haben. Und wenn es als besonderes Zeichen der Gunst galt, nach Marly eingeladen zu werden, so blieb doch Trianon nur dem intimsten Umgange vorbehalten. So bewegte sich Alles in kunstvoll abgemessenen engeren und weiteren Kreisen um die königliche Sonne. Daneben gab es dann wieder kleinere Sonnen, um welche sich Anderes sammelte. Der Dauphin hatte sich mit großem Aufwand in Meudon eingerichtet, wo er sein prächtiges Schloß ebenso mit einem schönen Park umgab und von der hohen Terrasse die herrlichste Aussicht auf Paris hatte. — Das Schloß zu St. Cloud baute des Königs Bruder, der Herzog von Orleans, aus und schmückte es mit Gemälden, die er durch seine Gemahlin vom Heidelberger Schloß geerbt, während der es umgebende Garten von Le Nôtre aufs prächtigste und kunstreichste angelegt war. — Dazu wetteiferte auch die andere, eben nicht saubere Sippschaft des Königs, wie das Herzogspaar von Maine in Sceaux, im S. der Hauptstadt und sonst sich einzurichten.

Aber nicht bloß die prächtigen Lustschlösser mit ihrem glänzenden Prunk und Hofstaat, mit ihrem Kunstaufwand und Reichtum, mit ihren Aufzügen und bals champêtres dienten jenem Königthum als Rahmen und Einfassung. Auch die übrigen Künste vereinigten sich, an des glänzenden Königs Triumphwagen zu ziehen. Und Alles feierte nicht etwa aus bloßer Schmeichelei, sondern dazu aus Ueberzeugung die Größe und den Ruhm dieses Königs, von dessen Glanz eben Alles geblendet war. Denn wie die erste

Kunststraße, die Ludwig von Versailles nach Paris baute, als bald zu eifrigster Nachahmung die Normalstraße für ganz Frankreich wurde, so war Alles, was der König that, die allgemeine Norm: er war Alles in Allem, eitel Bewunderung und Nachahmung für sein ganzes Land und Volk.

Hatte nun auch schon vor ihm die Dichtkunst in Frankreich sich besonders durch die Gunst und Freigebigkeit hoher Mäcene entwickelt, so sollte sie doch grade jetzt durch ihn, ganz ähnlich wie einst unter Augustus in Rom, ihr goldenes Zeitalter erlangen. Wie früher schon Franz Malherbe, der eigentliche Begründer des sog. correcten classischen Stils in der franz. Dichtkunst, „der Tyrann der Silben“, seine Muse an der Gunst und Größe des Henri IV. genährt hatte, so wollte Corneille das Beste, was er gedichtet, den Inspirationen des besonders auch dem Theater geneigten Cardinal Richelieu verdanken, und hatte Fouquet mit seiner offenen Hand außer Corneille besonders auch Molière und Lafontaine gefördert, so vereinigte sich nun doch Alles erst um den „großen“ Ludwig und ging wie neben dem abstracter und fester gerichteten Corneille der weichere, fromme Racine aus der Schule von Port Royal, neben Molière besonders der correcte Boileau, von ihm begünstigt und bereichert, zur Verherrlichung seines Namens, seines Ruhms, seiner Person über. Streng genommen, wenn wir die religiöse Wärme und Erhebung in der evangelischen Bewegung der kath. Kirche bei Racine, Fenelon, Pascal ausnehmen, kam aber auch diese sog. classische Literatur nicht über den ebenso in der bildenden Kunst mit schwacher Nachahmung der Antike ausgeprägten Popsstil hinaus, der von der Abstraction in Form und Inhalt, von der Grazie und Correctheit der Form, dem Glanz der Rhetorik, dem Pathos der künstlich gemachten Leidenschaft sich wenig zur Wärme, Begeisterung und Vertiefung des Gefühls oder Gedankens aufzuschwingen vermag. Und das war denn auch der Grund, weshalb die ähnlich geartete römische Poesie hier ungeahnt noch einmal ihre höchsten Triumphe feierte, und weshalb grade Boileau, der franz. Horaz, welcher keine Abweichung von der geist- und gemüthsarmen classischen Correctheit duldet, der gefeiertste Lehrer und Kunstdichter auf dem franz. Parnass werden konnte.

Was dagegen die Franzosen vermöge ihrer geistigen Gewandtheit und selbst praktischer Begabung, auch mit Hilfe sol-



der Fürstengunst, wahrhaft verdienstvolles, namentlich für die exakten Wissenschaften, auch uns zu gut geleistet haben, soll ihnen gewiß immer unvergessen bleiben. Wie schon früher im Mittelalter, wurde auch später die feinere geistige und selbst künstlerische Bildung wenigstens zum großen Theil dem übrigen Europa durch Frankreich vermittelt. So hatte hier im 16. Jahrhundert alsbald die altclassische Bildung Italiens lebhaft Aufnahme gefunden und war, wenn auch oft etwas oberflächlich aufgefaßt, mehr in Fleisch und Blut übergegangen, als in Deutschland, wo sie anfangs bei der deutschen Gründlichkeit sogar die nationale Cultur beeinträchtigte, später aber theils mehr als Gegenstand formaler Bildung erziehllich wirkte, theils als Object wissenschaftlicher Forschung behandelt wurde. Daher die Erscheinung, daß meist in enger Beziehung zur Erneuerung des christlichen Glaubens nicht nur Männer, sondern auch hochbegabte, edle Frauen, die wir schon oben genannt, wie die edle Schwester des Königs Franz I., Margaretha von Navarra, und deren Tochter Johanna d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., dazu die Tochter Ludwigs XII., die Renata von Este, nach dem Vorbild italienischer Fürstinnen sich mit allem Eifer und glänzendem Erfolge den classischen Studien hingaben. Damit hängt zusammen, daß die Franzosen vielmehr die reale Seite des classischen Alterthums erfaßten und durch gute französische Uebersetzungen in weiteren Kreisen zugänglich machten. Classische Bildung und lebendiger Christenglaube vereint, tritt uns aber nicht nur im Anfang und bei den Frauen, sondern auch sonst bei den größten Gelehrten, wie bei Joseph Scaliger, Isaac Casaubonus und Claudius Salmasius entgegen.

Seitdem jedoch, schon seit Franz I. und namentlich mit Richelieus Politik, die abstracte Königsgewalt sich mit dem römischen Kirchenglauben identificirt hatte, fand freie wissenschaftliche Forschung ebensowenig wie der reformirte Glaube in Frankreich mehr Raum. Schon jene drei genannten Philologen mußten, abgesehen von den inneren Kämpfen, die dem lieben, vortrefflichen Casaubonus bereitet wurden, um ihn von seinem Glauben abwendig zu machen, für ihre Wissenschaft das Ausland aufsuchen, und auch der einzig begabte Philosoph der Franzosen, René Descartes, zog sich mit seinem abstracten Denken, mit welchem die Luft von Paris sich nicht zu vertragen schien, zur einsamen Forschung über das Selbstbewußtsein des subjectiven Geistes lieber nach Amsterdam zurück. Ebenso erging es der freien geistigen Bewegung des Jansenismus im Port Royal, als die edlen Gestalten, Jansens Freund, der Abt von St. Cyran, dann Anton Arnauld mit seiner reinen Schwester Angelika und dazu der klare Denker Blaise Pascal und Fernelon an der tiefsinnigen Glaubenslehre Augustins entzündet innerhalb der katholischen Kirche der Wahrheit eine Bahn bereiten wollten. Sie mußten harte Verfolgung erleiden, bis die Alleinherrschaft des römischen Kirchenglaubens obgestiegen hatte.

Nur soweit die lebendige Klarheit des für exakte Wissenschaften besonders befähigten Verstandes die Gebiete der Reli-

gion, des tieferen Gemüths- und Geisteslebens nicht berührte, hat er grade in der splendiden Gunst und mäcenatischen Beförderung eines Richelieu, Fouquet, Colbert und Ludwig XIV. immerhin Tüchtiges geleistet. So entstand, wie früher durch Richelieu nach italienischem Vorbild der Academia della Crusca bereits die Académie française zur Fixirung und Politur der classischen franz. Literatur unter politischem Einfluß ins Leben gerufen war, unter Colberts Förderung die Académie der Wissenschaften, gleich mit einem vortrefflichen chemischen Laboratorium, mit einem astronomischen Observatorium, dazu mit einer vorzüglichen Bibliothek ausgerüstet, und Männer, die für ihre besonderen Wissenschaften bahnbrechend waren, wie Cassini, wie Huygens u. a., vereinigten sich in unabhängiger, äußerer Stellung zum weiteren Ausbau ihrer Wissenschaft. Dazu kam in gleicher Zeit die Académie des Inscriptions, welche zwar ursprünglich auch nur bestimmt, zur Verherrlichung des königlichen Ruhms beizutragen, sich später durch gute wissenschaftliche Forschungen verdient machte. Aehnlich war es mit der Académie der Künste, wie überhaupt mit großem Aufwand neben allen Zweigen der Industrie alle Künste und Künstler aufs eifrigste gefördert wurden. Mochte darum auch die eigentlich schöpferische Kunstfaltung den Franzosen versagt sein, so gelang es ihnen doch damals und zu aller Zeit durch die Anmuth ihres Geschmacks, mit der sie die leicht ansprechenden Formen überall zu behandeln, sich namentlich auch aus der Antike anzueignen und zu verwenden wußten, für alle leichtere, mehr oberflächliche Bildung in ganz Europa und mehr und mehr in der ganzen Welt, wofür sich auch ihre Sprache seit der politischen Ueberlegenheit, nicht nur in der Diplomatie, fast zur Weltsprache gestaltet hatte, den Ton und die Mode anzugeben. Ebenso gingen auch die Franzosen, um sich und ihren König zu verherrlichen, wie Eitelkeit sich bei ihnen in Alles mischt, mit großartigen wissenschaftlichen Sammlungen allen übrigen Völkern nach den Italienern voran, indem z. B. Du Chesne die alten Historiker Frankreichs, Du Cange die mittelalterliche Gelehrsamkeit, Mabillon die diplomatische Wissenschaft in rühmlicher Weise durch ihre Werke vertraten und darstellten. Aber immer bleibt es ausgemacht, daß alle geistige Strebung und Bewegung von Kunst und Wissenschaft, ja selbst die mit Eifer gesuchte Förderung derselben im Auslande in allen ihren Bahnen mit dienstwilliger Huldigung um die königliche Sonne kreiste, deren glänzender Triumph dadurch für Mit- und Nachwelt nur gesteigert wurde. Und gewiß, wir verlieren nichts, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben: in solchem Licht erscheint Ludwig XIV. mit seinem glänzenden Hof, mit seinem prächtigen Königssitz, in seinem kriegerischen Ruhm, in seinem Friedensglanz, alle Größe, Macht, Blüthe, geistige Bildung Frankreichs um sich vereinigt, von Allen bewundert, gepriesen, gefeiert in seiner Art, wenn wir von allem tiefern religiösen, sittlichen, selbst künstlerischen und geistigen Gehalt absehen, für alle Franzosen als der große König.



### 9. Kräftige Irthümer.

Weil nun grade damals alle tiefen Grundlagen des christlichen Glaubens-, Familien- und Staatslebens, wie ebenso der Kunst und Wissenschaft mit und nach dem 30jährigen Kriege eingebüßt und verloren waren, so wurde es möglich, daß er nicht minder in ganz Europa als eine imponirende Erscheinung von blendendem Glanz angesehen wurde, welche insbesondere auf die deutschen Fürsten, den großen Friedrich trotz seines durchdringenden Geistes und deutschen Herzens voran, wie fascinirend wirkte und dieselben zu eitler Bewunderung und slavischer Nachahmung mit fortriß. Paris und Frankreich war noch einmal, und jetzt noch mehr als schon im Mittelalter, für alle Welt der Inbegriff, das Vorbild, die hohe Schule alles Geschmacks, aller feineren Bildung. Da nun aber hinter dieser glänzenden Form nirgends ein tieferer, sittlicher Gehalt, sondern viel Frivolität und Sittenlosigkeit sich verbarg und selbst kein wahrer, reiner Geschmack, sondern viel Unnatur, Künstelei, Geschmacklosigkeit sich zeigte, so wurde mit all dieser eitlen Nachahmung des französischen Hofes und Hoflebens alles noch vorhandene eigene religiöse, sittliche, geistige Leben namentlich in Deutschland erst völlig erstickt. Die Herrschaft der leeren Form, des bloßen glänzenden Scheins, der frivolen Phrase, der prunkenden Lüge mußte auch in unserm deutschen Volk den tieferen Gehalt, das innere Wesen, den ehelichen Charakter ersetzen, nur daß es hier, wo meist auch die den Franzosen immer eigene graziöse Anmuth der Form fehlte, dies französische Vorbild noch mehr in das Fragenhafte, wahrhaft Lächerliche und Absurde ausartete. Wohl hatte damals in und nach dem siècle de Louis XIV. französische Unmäßigkeit und Gewaltthat dem geduldbigen deutschen Volk einen Fußtritt nach dem andern gegeben, hatte ihm ein Land nach dem andern geraubt: aber was war das Alles gegen die Schmach und Demüthigung, daß nun der Deutsche zum Dank dafür ihm nicht nur die Füße küßte, ihm Latendienst leistete, sondern in auffälliger Anbetung sich mit seinem Glitter ausputzte, sich mit seiner Frivolität, seinem Sündenleben großthun zu müssen meinte. Da drang denn, wie zum Theil auch früher schon, die verderbliche Krankheit des Franzosenthums nach Deutschland und hat seit dieser Zeit sich im ganzen deutschen Volk so festgesetzt, daß es schwer halten wird, ja vielleicht unmöglich ist, sie gänzlich wieder auszutreiben oder auszuheilen.

Gewiß, der Deutsche soll nach seiner universalen und idealen Natur, wie er mitten in das Herz Europas hineingestellt ist, von Allen, sollte und konnte zu aller Zeit und auch damals von den Franzosen lernen, aber doch nur so, daß er sich nicht zu ihrem Schleppenthräger erniedrigte, sondern mit freiem, klarem Bewußtsein seiner selbständigen Natur und Eigenthümlichkeit nur so viel und nur solches von dorthin in sich aufnimmt, als zur Vervollkommenung seines eigenen Wesens und Werthes dient und geeignet ist. Nicht mehr und nicht minder. Doch ließ sich leider damals Deutschland von Frankreich äußerlich und

innerlich ganz in Fesseln schlagen, so daß mit einem gewissen Recht im J. 1686 das große Denkmal Ludwigs XIV. auf dem Platz des Victoires unter den am Fuß gefesselten vier Sklaven der eine das deutsche Reich darstellen konnte. Aber ebenso erklärte mit Recht schon damals unser große Kurfürst, was freilich erst unter dem großen Friedrich und besonders im letzten Kriege in diesen Tagen sich erfüllt hat, daß das deutsche Reich solche Demüthigung nicht verbiene, sondern stark genug sei, um sich gegen die furchtbarsten Mächte der Welt vor aller Dienstbarkeit zu sichern. Dennoch sollte und mußte erst noch eine lange Zeit der äußern und der innern Unterwerfung und Knechtschaft folgen. Ja, es kamen Zeiten, wo es schien, als ob der Deutsche sich zu schämen hätte, daß er kein Franzose wäre. Auch beschränkte sich diese Krankheit nicht auf das Hofleben und die Hofsitte, auf den mit Versailles doch immer nur ärmlich wetteifernden Luxus in Palästen und Gartenanlagen, auf den baren Zopfstil der Baukunst mit all den Nuditäten der antiken Bildnerei und Malerei, welche dem Verstandniß und Gemüth unseres Volks ebenso absurd und fremdartig, als dem Auge und Gefühl anstößig sind und bleiben, wenn sie aus den Sammelstätten der Museen heraustreten. Ja, wo ist die christlich deutsche Kunst so lange und selbst vielfach noch heute versteckt geblieben vor der französisirten Antike? Ebenso beschränkte sich dies Franzosenthum nicht allein auf die Mode in der statt deutscher Keuschheit und Einfachheit oft unanständigen, oft geschmacklosen Kleidung, im Essen, in allen geselligen Formen, sondern drang immer mehr vergiftend und verzehrend auch in das eigentliche Wesen, in das innere Mark des deutschen Volkes ein.

Hatte freilich Ludwig XIV., besonders in seinen alten Tagen, unter dem Einfluß der Frau v. Maintenon\*) nicht nur selbst mit allem bigotten Eifer der römischen Kirchenform gehuldigt, sondern auch durch seinen Einfluß oder mit Gewalt, um sich, mehr noch als der deutsche Kaiser im Kampf gegen die Türken, dadurch den Himmel zu verdienen, die formelle Gestalt der römischen Kirche aufrecht erhalten, so drang doch in den Anfängen schon zu seiner Zeit und immer mehr unter seinem Nachfolger der Verwesungsgeruch des Todes im kirchlichen und sittlichen, im politischen und socialen Leben hervor. Wo kein Glaube mehr war oder sein konnte, trat bald immer unverhüllter der Unglaube und Aberglaube mit reißend wachsender Frechheit zu Tage. An den vom englischen Rationalismus importirten Deismus, der wohl noch einen Gott im Himmel, den alten Epikuräern ähnlich, aber keinen mehr auf Erden wirksam

\*) Merkwürdig bleibt doch ihre Aeußerung: Unser König war allzu ruhmstüchtig, Gott will ihn demüthigen; unsere Nation ist unmaßend und regellos, Gott will sie züchtigen; Frankreich hatte sich, wohl ungerechter Weise, zu weit ausgebreitet, Gott will es in engere Grenzen einschließen, was ihm vielleicht besser sein wird. Ranke, Fr. Gesch. 4, 246.



statuirt, schloß sich bald bei Voltaire cynischer Spott und Verhöhnung alles Heiligen, aller Wahrheit und Tugend, aller objectiven Mächte, alles Bestehenden bis zum *écrasez l'infame*. Die Vergötterung des Menschen unter Ludwig XIV. sollte sich bald nach dem franz. Sprüchwort: *les extrêmes se touchent*, aufs bitterste rächen. Es folgte jetzt der Geist der Verneinung, der alles Bestehende, Gewordene, Hohe in Frage stellte, herabwürdigte, in den Staub trat. Der unter Ludwig XIV. vergötterten Unnatur, Künstelei, Scheinheiligkeit folgte durch Rousseaus begeisterte Auffassung und Darstellung alsbald die Anbetung der aller Bildung, weil Verbildung, entkleideten Natur und zwar losgetrennt von aller Geschichte, des natürlichen Menschen, der natürlichen Erziehung, Ehe, Gesellschaft, Verfassung und Religion, bis der wüste Materialismus mit der Emancipation des Fleisches zuerst noch in der Theorie, namentlich durch die Encyclopädisten u. a. in der alles beherrschenden Literatur, sich Bahn brach und zuletzt auf den Trümmern des morschen Königthums in den wilden Fluthen der französischen Revolution unter den entsetzlichsten Gräueln die weiteren Consequenzen in der Wirklichkeit gezogen wurden. Es war eine Schmach zu sehen, mit welcher blinden Wuth alles Bestehende, alles Geschichtlichgewordene von diesen Unmenschen zertrümmert, umgestürzt, in den Staub getreten wurde, um auf *tabula rasa* mit der abstracten Naturweisheit des natürlichen, religions- und gottlosen Menschen eine neue Welt, ein neues Menschen- und Staatsleben zu construiren und aufzubauen, bis später der erste und der dritte Napoleon als Erben dieser revolutionären Ideen mit ihrer Gewaltherrschaft dies frivole Naturrecht von Willkür und Lüge, List und Gewalt, der eine im Elephantenschritt mit eiserner Zuchttruthe, der andere mit Ragenpfötchen und gleißender Zunge in die Völkerfamilie Europas einzuführen versuchten.

Und wir müssen es leider gestehen, auch der Anbetung dieser falschen Götzen hat sich Deutschland nicht enthalten, nicht geschämt. Freilich die böse, verderbliche Luft, die von Westen wehte, hätte nichts geschadet, wenn damals im deutschen Volk durch die Bewachung des besseren Erbtheils noch die nöthige Widerstandskraft vorhanden gewesen wäre. Aber auch das deutsche Volk hatte sein christliches Erbgut mit Prassen umgebracht und sich bereits mehr und mehr von den abgestandenen Trümmern Frankreichs genährt. Es glaubte mündig geworden zu sein und wollte sich wieder verlassen auf die eigene Menschenkraft und Menschenweisheit. Da mußte auch der lebendige Gott mit allen Mytherien des Glaubens sich selbst rechtfertigen vor der natürlichen Vernunft, wozu damals die bequeme Systematik der Wolffschen Philosophie das beste Mittel zu gewähren schien. So erwachte der vulgäre Rationalismus, daß wie ein

verderblicher Mehlthau sich der Geist des Unglaubens und die dürre Aferweisheit des natürlichen Menschen weit und breit über die schönen deutschen Lande lagerte. Die französischen Freigeister mit ihrer vermeintlichen Aufklärung, ihrem Schein von Bildung und Wissenschaft waren die Colporteurs dieses Geistes, der mit frivolem Spott alles Heilige, all die alte deutsche Zucht und Sitte antastete und vergiftete, bis die Religion und Weisheit des natürlichen Menschen, das moderne Heidenthum, zuerst an den französisirten Fürstenhöfen, unter den französisch Gebildeten und so von Oben her in alle Stände und zuletzt ins ganze Volk eindrang. Steht doch grade das eigene Vaterland, der eigentliche Hort und Heerd ernstlicher tüchtiger Schul- und Kriegszucht unter seinem größten Fürsten Friedrich II., als abschreckendes Beispiel uns vor Augen, bis zu welchem Grade jene Fascination des Franzosengeistes, jener Scheinreligion, Scheinbildung, Scheingröße den edlen, großen Geist, das edle tüchtige Land und Volk gefangen nehmen konnte. Es war, als sollte Preußen und Deutschland erst recht tief herabgewürdigt werden, um nicht nur in seinen Königsschlössern, Thier- und Lustgärten mit aller geist- und charakterlosen Kunst und Bildung, in seinem ganzen Hofleben mit französischer Tracht und Etikette und mit grazioser Sittenlosigkeit, sondern auch mit seinem ganzen französisirten Wesen eine zweite, nur ins Grobe und Geschmacklose carikirte Auflage französischer Unnatur und Leichtfertigkeit darzustellen.

#### 10. Erwachen, Kampf und Sieg.

Aber dennoch, so sehr das fremde Gift damals in Mark und Blut des deutschen Edelstammes eingedrungen war, es war Lebenskraft genug vorhanden, dagegen zu reagiren, und zwar zuerst, wie es dem innerlich gearteten, ideologischen Volk der Schule und der Denker entsprach, auf geistigem Gebiet. Grade die Thaten des großen Friedrich in Verbindung mit dem in der Loslösung von der Kirche neu erwachten Studium der Antike hatten den deutschen Geist zum Bewußtsein der eigenen Kraft erweckt, wenn auch zunächst nur in der Kantischen Philosophie und auf dem ästhetischen Gebiet der Dichtkunst und Poesie. Hier wurden zuerst die Fesseln des französischen Geistes abgestreift, nachdem Lessing besonders in seiner Dramaturgie mit scharfer unerbittlicher Kritik von der Steifheit, Unnatur und auch nur scheinbaren Correctheit in der französischen Tragödie auf die Wahrheit der Theorie und der schönen Vorbilder der Griechen und dazu auf den englischen Dichtergenius Shakespeare hingewiesen hatte.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 29. April.

N<sup>o</sup> 34.

## Das Wesen des Wunders.

Wir wandeln zwischen lauter Wundern. Für gewöhnlich gehen wir zwar dahin, als ob, was uns umgiebt, alles so fein müßte, wie es ist. Aber wenn man dann einmal stille steht und sich fragt: woher dies alles? seit wann besteht es? es war vorhanden, noch ehe du warst, und nun stehst du mitten darin, und schaust das alles und bist selbst ein Theil von dieser reichen Naturwelt und ein Glied in der Kette der Menschheit, die seit undenklichen Zeiten diesen Erdball bewohnt — wenn man so einmal stille steht vor der Welt und vor sich selbst, dann fängt das Wundern an, und je länger man nachsinnt, desto lebhafter wird das Sichverwundern über Alles und Jedes, daß es ist und eben so ist, und das Bewundern, daß alles so unendlich stunnvoll, zweckmäßig und über alle Maßen schön ist.

Wir brauchen uns solcher Gedanken und Gefühle nicht zu schämen als einer Schwäche, die uns anwandelt. Vielmehr sind dies Momente einer Erhebung unsers Innern über den Sinn des Alltagslebens; und daß es selige Momente sind, das weiß, der sie erfährt und empfindet. Ja wir wandeln zwischen lauter Wundern.

Doch sind dies nicht Wunder im eigentlichen Sinne. Denn wenn wir auch den ersten Ursprung und das innerste Wesen der Dinge, die uns umgeben, nicht kennen, so vermögen wir doch überall klare Zusammenhänge unter ihnen aufzufinden und nachzuweisen, und feste Gesetze, wonach sie entstehen, sind und vergehen. Und dieselben ganz zu erforschen, ist das edle, hohe Ziel, welches der menschlichen Wissenschaft hienieden gesteckt ist.

Wir reden aber auch von eigentlichen Wundern, und man versteht darunter solche Erscheinungen auf dem Gebiete der Natur, welche nicht aus Kräften, die in der irdischen Natur selbst liegen, abzuleiten sind, sondern auf eine höhere Ursache zurückzuweisen.

Was ist von diesen zu halten?

Auf diese Frage will ich näher eingehen und handeln vom Wesen des Wunders.

Ich brauche nicht besonders darzulegen, welche Vorgänge ich dabei im Auge habe: es sind die Wunder, von welchen uns die heil. Schrift berichtet. Jesus geht im jüdischen Lande umher und heilt die Kranken, die zu ihm gebracht werden, durch die einfache Kraft seines Wortes: er macht die Aussätzigen rein

und die Sichtsblüdhigen gehend, er giebt den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache und den Blinden das Gesicht, er treibt von den Besessenen die Teufel aus und ruft selbst Tode wieder in das Leben zurück. Ja auch auf die äußere Natur erstreckt sich seine Macht: er verwandelt Wasser in Wein, speist Tausende mit wenig Broden, stillt den Sturm des Meeres und wandelt frei über seine Wogen dahin.

Alle diese Wunder erzählen die Evangelien so schlicht und einfach von Jesu, wie sie seine Reden mittheilen, die er zum Volke und vor seinen Jüngern gehalten hat. Und dieselben stehen mit diesen selbst meistens in so engem Zusammenhang, daß man die einen mit den andern aufgeben müßte, und daß überhaupt der ganze Wandel Jesu und sein Leiden und Sterben gar nicht verstanden werden könnte, wenn man die Wunder aus seinem Leben wegstreichen wollte. Wer die heiligen Schriften unbefangen liest, kann sich dieses Eindrucks nicht erwehren, und selbst die strengsten Kritiker unserer Tage haben diese innige Verflechtung der Wunder mit dem Gesamtbilde Jesu offen zugestanden.

Aber nicht Alle sind darum auch geneigt, das Uebernatürliche und wirklich Wunderbare in diesen Wunder = Erzählungen anzuerkennen, sondern auf mannichfache Weise hat man versucht, dieselben natürlich zu erklären.

Früher gefiel man sich darin, dieselben auf ganz gewöhnliche Vorgänge zurückzuführen, wie z. B. die Speisung der fünf Tausend darin bestanden habe, daß Jesus durch gastfreie Darbietung des kleinen Speisevorraths seiner Jünger Anlaß gegeben habe zu einer allgemeinen gastfreien Mittheilung unter dem Volke, wodurch dem Mangel der Aermern abgeholfen worden. Daß diese und ähnliche künstliche Wege der sog. natürlichen Auslegung aber zu nichts führen, liegt am Tage, weil die Evangelisten offenbar einen wirklich wunderhaften Vorgang berichten wollen. Will man diesen mithin beseitigen, so müßte man vielmehr nachweisen, wie die Jünger dazu gekommen seien, selbst ein solches Wunder, ohne daß es wirklich geschehen, zu glauben. Und diesen Weg hat man auch in den letzten Jahrzehenden eingeschlagen. Man bezog sich auf die Erfahrung, daß sich, zumal wo die Geschichte noch im Dämmerlichte der Vorzeit stehe, um die Person großer Männer leicht ein Sagenkreis bilde. So hätten die Jünger, in dem Drange, ihren Meister, von welchem sie so mächtige Anregungen empfangen hatten, zu verherrlichen, demselben unwillkürlich auch die Macht, äußere



Wunderthaten zu verrichten, zugeschrieben, und daraus seien mit der Zeit die Erzählungen unserer Evangelien entstanden. Allein abgesehen davon, daß das jüdische Volk zu Jesu Zeit fürwahr nicht mehr im bloßen Dämmerlichte der Geschichte stand, so bleibt vor allem das unerklärlich, wie, wenn Jesus überhaupt gar keine außerordentlichen Werke gethan hat, in so kurzer Zeit ein so umfangreicher, harmonischer und feststehender Sagenkreis von Wundern könne entstanden sein, wie derselbe in den Evangelien vorliegt. Zum mindesten müßte — wenn nicht das ganze mythische Gebäude in der Luft schweben soll — ein irgendwelcher Kern von wirklichen wunderbaren Thaten vorhanden gewesen sein, um den sich dann noch mehrere sagenhafte Ausschmückungen angeschlossen — wie wir diese auch wirklich in den unnatürlichen Wundern vorfinden, welche die sog. apokryphischen Evangelien jener Zeit erzählen. Dies hat man denn auch von anderer Seite her anerkannt und die Ursache jenes Sagenkreises von Wundern in der Person Jesu selbst aufgesucht, indem man annahm, daß Jesus allerdings ein mit ungewöhnlichen Kräften des Geistes und Leibes ausgerüsteter Mann gewesen sei, welcher durch die Uebermacht seines Geistes die bösen Geister aus den Besessenen ausgetrieben, und durch eine starke heilende Kraft, die von seinem Leibe ausging, viele Krankheiten, wofür die damalige Heilkunde keine Mittel kannte, zu heben vermochte. Allein so wichtig dieses Zugeständniß ist, daß ohne die Annahme von außerordentlichen angeborenen Natur- und Geistesgaben Jesu der biblische Kreis von Wunderberichten, den uns die Evangelien überliefern, etwas Unerklärliches bliebe, so kann doch auch dieser Erklärungsversuch nicht ausreichen, noch wahrhaft genügen. Denn das liegt am Tage, daß auf diesem Wege nur gewisse Wunder erklärt werden können; aber um Blind- und Stummgeborne plötzlich sehend und redend zu machen, und vollends um Tote wieder ins Leben zurückzurufen, dazu reicht ein auch noch so gesteigertes Maß von angeborener Naturkraft nicht hin. Und doch werden die letztgenannten Wunder ebenso schlicht und einfach und mit derselben geschichtlichen Objektivität erzählt, wie die übrigen.

Nein, will man der biblischen Geschichte wahrhaft gerecht werden, und will man nicht Jesu Erlöserberuf selbst beeinträchtigen, mit welchem in der heil. Schrift seine Heilkraft und Herrschaft über den Tod durchaus verknüpft erscheint, so kann man nicht anders, als in den Wundern Jesu wirklich Thaten von übernatürlicher Kraft anerkennen. \*)

Aber tritt man nicht hierdurch anderseits in Widerspruch mit der Naturwissenschaft, welche auf Grund ihrer Forschungen so bestimmt erklärt, daß solche übernatürliche Vorgänge in der Natur, daß Wunder unmöglich seien?

Sehen wir zu, ob dieser Widerspruch wirklich stattfindet.

Die Naturwissenschaft lehrt: die gesammte Naturwelt ist ein großartiger, strenggegliederter Organismus, in welchem Alles nach bestimmten Gesetzen geordnet und durch ein festes

Band von Ursachen und Wirkungen eng mit einander verbunden ist. Und davon giebt es keine Abweichung, sondern wo eine solche einzutreten scheint, liegt ihr nur ein anderes, nicht minder feststehendes Gesetz zu Grunde, welches bisher nur noch nicht von uns erkannt worden war.

Dieser Satz kann als Resultat der Naturforschung hingestellt werden. Und wir sind weit entfernt, das, was sich als solches wirkliches Resultat der wissenschaftlichen Forschung erweist, zu bestreiten. Aber wir unterscheiden zugleich sehr bestimmt zwischen den wirklichen Erfahrungssätzen und zwischen den bloßen Folgerungssätzen, die man daraus zieht, und fühlen uns berechtigt, die letzteren einer genauen Prüfung zu unterwerfen. So auch hier. Wenn man aus jenem Erfahrungssatze alsbald den Schluß zieht: „also sind Wunder unmöglich“ — so fragen wir: ist dieser Schluß wirklich ein so sicherer und richtiger, wie man anzunehmen pflegt?

Allerdings, in dem geschaffenen Naturganzen für sich giebt es keine Kraft, durch welche eine Abweichung von der bestehenden Ordnung herbeigeführt werden könnte. Und auch keiner der Menschen vermag, sofern er in dieses Ganze als Glied hineingestellt ist, in denselben Wirkungen hervorzubringen, welche nicht in dem Zusammenhang der vorhandenen natürlichen Ursachen vor sich gingen. Aber folgt daraus zugleich, daß es nicht auch andere Kräfte, Kräfte höherer Art geben könne, noch daß es unmöglich sei, mit denselben in diese niedere Weltspäre neubewegend einzugreifen? Folgt insonderheit daraus, daß Gott selbst, der diese bestehende Naturordnung gegründet hat, außer Stande sei, wenn es höhere Zwecke erfordern sollten, auch mit höheren Kräften entsprechende Wirkungen in ihr hervorzurufen?

Es erhellt klar und deutlich: dies ist nicht mehr eine Frage der Naturwissenschaft. Sondern die Entscheidung darüber liegt auf einem andern Gebiete, es kommt auf das Verhältniß an, in welchem Gott zur Welt steht, die er geschaffen hat, und von der richtigen Auffassung dieses Verhältnisses hängt die Erkenntniß ab, ob ein Wunder möglich sei oder nicht.

Wenn nun Gott freilich nichts anderes wäre, als die Ur- und Grundkraft der gesammten Natur, dann könnte auch kein Wunder geschehen. Denn nur dadurch, daß die Grundkraft der Natur selbst unverrücklich feststeht, kann der gesammte Organismus derselben zusammenhalten. Aber ist dies eine wahrhaft Gottes würdige Vorstellung von Gott, daß er bloße höchste Naturkraft, daß er nichts weiter sei, als die Seele im Leibe der Naturwelt? Gott ist wahrhaft Gott nur, wenn er ein selbständig über der Natur stehendes, wenn er ein freies, persönliches Wesen ist.

Doch freilich auch diese Selbständigkeit und Persönlichkeit will wiederum richtig erkannt sein, um die Möglichkeit eines Wunders verstehen zu können. Wenn Gott die Welt, nachdem er sie geschaffen, wie ein fertiges Kunstwerk außer sich hingestellt und sich alsdann von ihr zurückgezogen hätte, sie ihrer Bewegung nach den in sie gelegten Gesetzen überlassend — bei solcher gänzlichen Trennung Gottes von der Welt würde wie-

\*) Luc. 11, 20. Joh. 10, 25.



derum für ein Wunder, das in ihr geschähe, keine Stelle sein. Denn jede Abweichung von dem geordneten Gange der großen Weltmaschine würde alsdann nur eine Störung des Ganzen sein und eine Zerstörung desselben zur Folge haben.

Aber ist dies wirklich der christliche Begriff von Gott und seinem Verhältniß zur Welt?

Allerdings seine Wohnung hat Gott nicht in der Welt, sondern er wohnt in seiner eignen Herrlichkeit, in einem ungeschaffenen Richte, da Niemand zukommen kann, er wohnt im Himmel, d. i. nicht in der sichtbaren Höhe, da Sonne, Mond und Sterne zu uns niederglänzen — diese sind nur ein Theil der gesammten geschaffenen Naturwelt — sondern in dem unsichtbaren Himmel, der Stätte der Vollendung, welche über dieser irdischen Stätte der Entwicklung unendlich erhaben ist und in einer räumlichen Beziehung zu ihr gar nicht gedacht werden kann noch darf. Aber er ist darum keineswegs von dieser Welt geschieden. Sondern gleich wie und nachdem er die Welt durch sein Wort geschaffen hat, so durchdringt nun sein von demselben ausgehender Geist, sein Schöpfergeist, das ganze Weltall und wohnt darin und durchwaltet Alles als Princip des Lebens, einem Jeden, wie groß oder gering es sei, die Kraft seines Daseins verleihend und Maß und Ziel für seine Entwicklung setzend. Während also die bloße empirische Naturforschung nur von Naturkräften und Naturgesetzen weiß und wissen kann, so weiß der Glaube überdies vom Geiste Gottes in der Natur, welcher der göttliche Lebensgrund aller Naturkräfte und aller Naturgesetze ist. \*)

Ja, die Beziehung Gottes zur Welt ist eine noch lebendigere. Obwohl er nämlich nicht persönlich, sondern nur durch seinen Geist in der Welt wohnt, so ist er ihr doch nicht persönlich ferne, sondern vielmehr ihr allgegenwärtig nahe, nahe bis in ihre innersten Tiefen und weitesten Fernen. \*\*) Und mit der gleichen unendlichen Liebe, die ihn zur Erschaffung der Welt bewogen hat, wacht er über Allem, dem Größten und Kleinsten, was wir Menschenkinder thun, und über den Wirkungen, segnen und verderblichen, die von da in den Bestand der Naturwelt und in das Gemeinleben der Menschheit, sowie in die Lebensphäre jedes Einzelnen ausgehen. Und vermöge der unendlichen Weisheit, womit er in allen Dingen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, von Mittel und Zweck in einem Maße erkennt, wie unser schwacher Geist davon keine Ahnung hat, sowie vermöge seiner unendlichen Kraft und Macht, womit er thun kann, was er will, lenkt er bei aller Freiheit, womit der Einzelne seinen Weg geht, und trotz der unsäglichen Verkehrtheit, womit wir falsche Wege einzuschlagen pflegen, doch alles zu jenem Ziele, welches er von Anfang an der Menschheit gesetzt hat.

Bei dieser persönlichen, lebendigen Beziehung Gottes zu seiner Welt — fragen wir — ist da nicht Raum für ein wunderbares Wirken in derselben? Die auf die Wege Gottes achten

wollen, werden überall, wohin sie blicken, die wunderbarsten Fährten Gottes erkennen; und was dem natürlichen Sinn als zufälliges Zusammentreffen von günstigen Umständen erscheint, darin erblickt der Glaube die Hand Gottes, welcher mit uns handelt, als mit seinen Kindern, und uns zu Lieb auch auf Bahnen uns nachgeht, die er ohne unser Thun und Gebet nicht würde gegangen sein.

Diese Wunder göttlicher Lebensführung und Gebetserhörung sind nun freilich nicht Wunder im eigentlichen Sinne. Denn Gott bedient sich hiebei nur der in der Natur und im Menschenwesen bereits liegenden Kräfte. Und es ist nur seine, Alles, Anfang und Ende, mit Einem Blick überschauende Weisheit und seine in allen irdischen Ursachen als letzte und höchste Ursache wirkende Allmacht, welche diese, all unser Verstehen übertreffenden Erfolge hervorbringt. Aber so viel erhellt doch hieraus: der Gott, der so wunderbar alles regiert, ja der so wunderbar die ganze Welt ins Dasein gerufen hat, der muß auch Macht haben, wirkliche Wunder zu thun, wenn er will. \*)

Aber ob er auch wollen wird? Wozu die Einschlagung von außerordentlichen Wegen, wenn er auf den ordentlichen Alles vermag? Würde dies nicht sogar auf Lücken in den bestehenden Zusammenhängen von Ursache und Wirkung und mithin auf einen Mangel in der göttlichen Naturordnung hinweisen? Und würde Gott mithin durch Wunder wahrhaft geehrt werden? Ehren wir ihn nicht vielmehr am allerhöchsten dann, wenn wir eine so vollkommene Gliederung des Weltorganismus annehmen, daß es gar keiner außerordentlichen Wege, wie die Wunder sind, bedarf, um seine Pläne mit uns im Allgemeinen und im Einzelnen hinauszuführen?

In dieser Entgegnung können wir eine gewisse Wahrheit nicht verkennen. Gott hat allerdings die Welt, und in ihr sein Ebenbild, den Menschen, den er zum Herrn der Welt gesetzt, so angelegt, daß die Menschheit und mit ihr die Welt unter seiner väterlichen Leitung auf dem Wege ruhiger Entwicklung aus dem natürlichen Dasein ins geistliche Leben hinüber — und so auf sicherem Wege ihrer Vollendung zugeführt worden wäre. Aber ist denn die Schöpfung Gottes in ihrer ursprünglichen Reinheit und Harmonie, darin sie von Gott erschaffen worden, auch verblieben? Oder ist nicht vielmehr durch Schuld der Creatur eine Störung in dieselbe gekommen? Diese störende Macht ist die Sünde, deren Ursprung uns in den Anfang unsers Geschlechts, ja noch darüber zurückweist, die Sünde, die, wie einem Jeden sein Gewissen sagt, nicht sein sollte, und doch mit allgewaltiger Macht das Leben der Menschheit beherrscht. Und welches ist ihre Wirkung? — eine zerstörende; und dieselbe heißt: Tod. Der Tod, wie das Uebel überhaupt, dessen Spitze der Tod ist, ist keine ursprüngliche Ordnung Gottes. Die göttliche Liebe — und aus ihr entspringt alles Sein — ist eine Quelle lauterem Lebens, und sie hat Lust am Leben. Was das Leben stört und hemmt, kann mithin nur eine fremde, feindliche Macht in der

\*) Ps. 33, 6. Job 33, 4. \*\*) Ps. 139.

\*) Jes. 25, 1; 28, 29.



Natur sein. Und dies bestätigt uns auch die Erfahrung. Denn wenn der Tod etwas Naturgemäßes wäre, woher käme es doch, daß alle Creatur davor sich scheut und entsetzt und ihm zu entfliehen sucht?

Nun hat zwar Gott die Folgen der Sünde selbst wieder in die Ordnung der von ihm geschaffenen Welt aufgenommen. Und dies ist ein neues Werk seiner Macht und Weisheit, seiner Gerechtigkeit und Liebe, davor wir mit Bewunderung still stehen müssen. Denn aus dem, was an sich Störung ist, hat er eine neue Ordnung gemacht; und was die natürliche Folge der Sünde ist, hat er zu ihrer gerechten Strafe gesetzt, ja mehr noch, er hat diese Strafe selbst wieder für die Sündenwelt in heilsame Züchtigung gewandelt — wie das alles der Glaube weiß und erkennt.

Aber wenn auch jetzt der Tod sammt allem Leid zur Ordnung der Natur gehört, und für die in der Sünde gefangene Menschenwelt eine angemessene, heilsame Ordnung bildet, so ist sie eben nicht die ursprüngliche, noch die dem wahren Wesen der Creatur entsprechende. Und ist dem also, wird sie dann wohl eine bleibende sein? Wenn die Sünde, die Ursache des Todes, aufhören soll — und dies ist unsers Herzens sehnlichste Hoffnung! — muß dann nicht auch diese Natur des Todes aufhören?

Hier liegt, wie deutlich zu erkennen ist, der Anknüpfungspunkt für das Wunder.

Von einer Welt, welche der reine Ausdruck der göttlichen Liebesgedanken ist, von einer Welt des wahren Lebens konnten wir nicht annehmen, daß Gott in ihr auch durch andere, nicht in ihrem Organismus selbst liegende Kräfte und nach neuen, von ihr abweichenden Gesetzen werde besondere Wirkungen hervorbringen wollen. Aber anders ist in einer Welt, die ein gestörtes Leben hat und selbst sich sehnt, daß das in sie eingebrungene feindliche Princip in ihr überwunden werde. Hier müssen wir es vielmehr ganz in der Ordnung finden, daß Kräfte eines höheren Lebens in sie hereinwirken, welche der Macht des Todes in ihr hemmend und heilend entgegenreten. Und wenn solches in einzelnen Wunderthaten zu Tage kommt, so müßten wir hierin nur die rettende Hand Gottes erkennen und preisen.

Doch hiegegen höre ich das Bedenken erheben: Wie stimmt solches vereinzelte, willkürliche Eingreifen in die bestehende Naturordnung mit dem sonstigen Wirken Gottes, das allezeit nach strengen, heiligen Gesetzen handelt? Und welchen Gewinn soll es bringen, daß da und dort durch ein Wunder ein Leiden gehoben und der Tod aufgehoben wird, während doch die Menschheit im Großen und Ganzen in den Banden des Leidens und des Todes liegen bleibt? Müßte die Weisheit göttlicher Liebe ihr Wirken nicht vielmehr darauf hinlenken, daß diese feindlichen Mächte von innen heraus, daß sie für die ganze Menschheit und auf immer überwunden würden?

Auch diesem Einwand können wir unsere theilweise Anerkennung nicht versagen. Ein Wunder, welches willkürlich in

die bestehende Ordnung der Dinge eingriffe, würde Gottes nicht würdig sein; und ein Wunder, welches außer Zusammenhang mit der allgemeinen Erlösung der Menschheit stünde, würde für diese keinen wahren Werth haben. Wenn Gott in seinem Wirken von den Gesetzen der Ordnung, die er selbst hienieden gegründet hat, abweicht, so kann es nur geschehen, indem er dadurch eine andere Ordnung, die gleichfalls nach ihren Gesetzen besteht, zur Offenbarung bringt; und wenn Gott in dieser Welt des Leidens und Todes hier und da dem Leiden und Tod steuert, so muß solche außerordentliche Hülfe zugleich zusammenhängen mit den allgemeinen Plänen seiner Regierung, wonach er der Welt überhaupt aus den Banden des Todes heraushelfen will zur Freiheit und Vollendung des Lebens.

Aber giebt es denn wirklich noch eine andere Ordnung der Dinge, als die, darin wir jetzt hienieden stehen?

Unser fleischliches Auge sieht sie nicht, und unser natürlicher Verstand weiß nichts davon; aber der Glaube kennt sie. Es ist das Reich Gottes, ein Reich, darin Gottes Wille in reiner Herrschaft steht, und seine Liebe vollendet ist in den Herzen — ein Reich des wahren, ewigen Lebens, das Himmelreich.

Dieses Reich gehört nun zwar ursprünglich dem Himmel an, wie das Wort besagt, und einst erst in der Ewigkeit dürfen wir hoffen, darin einzugehen. So könnte es zunächst scheinen, als ob dasselbe mit unserm Erdenleben nichts zu schaffen habe. Allein der Glaube kennt keine solche Trennung zwischen Diesseits und Jenseits. Der Himmel ist nicht gegen uns abgeschlossen, und die Ewigkeit steht für uns nicht in der bloßen Zukunft. Vielmehr hat sich der Himmel auf die Erde niedergesenkt und die Ewigkeit ist in die Zeit eingetreten. Diesen Himmel auf Erden, diese Ewigkeit in der Zeit haben, schauen, erfahren wir — in Jesu Christo.

Jesus ist, obwohl wahrer Mensch, doch nicht ein bloßes Menschenkind gewesen, sondern er ist der eingeborene Sohn Gottes, der von Ewigkeit im Schooße des Vaters ist, aber uns zur Lieb Mensch geworden, uns in Allem gleich außer der Sünde. Hiemit hat er zugleich aus dem Himmel das Reich Gottes, dessen ewiger Mittler er ist, in diese Welt des Fleisches herniedergebracht, und eben in seiner Person selbst hat sich das ewige Wesen dieses Reiches mit seinen Lebenskräften des Geistes in unser Fleisch eingepflanzt. Dieselbe Liebe, die ihn aus dem Himmel zu uns herniederzusteigen bewogen, ist auch die Seele seines Lebens hienieden geworden. Und indem er sie im Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater und im Wirken für das Heil der Sünderwelt bis in den Tod bewährte, dadurch hat er sein eigen Fleisch mit der Kraft des Geistes von Oben durchdrungen, und hat, während sein äußerer Mensch in der Niedrigkeit des Fleisches einherging, seinen inwendigen Menschen ins himmlische Wesen eingeführt und mit demselben verklärt. Daher geschah es, daß nicht nur von seinem Leibe Kräfte des Lebens zur Heilung unmittelbar ausgegangen sind, wie wir an jenem



blutflüssigen Weibe sehen \*), sondern daß auch auf jenem Berge der Verkörperung seine innere Herrlichkeit, das Fleisch mit seinem Glanz überstrahlend, in die Sichtbarkeit hervorleuchtete. \*\*) In seiner Auferstehung aber ist auch sein äußerer Leib vom Vater, zum Lohn für seinen Gehorsam in Vollendung des Heilswerkes, durch die Kraft des heil. Geistes verklärt, und er selbst in dieser seiner verklärten Leiblichkeit zur Rechten des Vaters im Himmel, da er von Ewigkeit gewesen, erhöht worden, um dort als Haupt der Menschheit, sie mit der Kraft seines Blutes vertretend und mit seinem Hirtenstabe weidend, ewiglich zu thronen. Und von da sendet er nun durch seinen Geist seine Gnadenkräfte in die Herzen, zieht die Seelen durch sein Wort im Glauben zu sich, vereinigt sich mit ihnen durch die Kraft der Liebe, sie nach seinem Bilde erneuernd, und senkt durch die heiligen Sacramente auch sein verklärtes leibliches Leben in den Grund ihres Innern, damit sie, von ihm auf stillen, verborgenem Wege in ihrem unwendigen Menschen verklärt, einst gleich ihm durch die Kraft des Vaters auferweckt und, an Leib und Seele geistlich vollendet, ewig in der seligen Gemeinschaft seines Reiches stehen und bleiben mögen.

So ist Jesus Christus in seiner Person selbst, als Offenbarung des ewigen Wortes im Fleische, das persönliche Wunder, das in dieser Welt erschienen ist, und sein gesamntes Werk, die geistliche Neuschöpfung der Menschheit, ist ein stetes Wirken von Wundern, von geistlichen Wundern, die in und an der Welt geschehen — freilich Wunderwerke, die vor dem natürlichen Auge verborgen und dem Sinne der Welt unbekannt sind, aber denen, die sie an sich erfahren, so gewiß als ihr natürliches Dasein, und von ihnen erkannt und gepriesen als höchste Offenbarung der wunderbaren Demuth und Majestät der erlösenden Liebe Gottes.

Doch was hat dies, — so möchte man mir entgegen — zu thun mit den Wundern, von denen wir hier reden? Jene geistlichen Wunder mögen ihren Werth und ihre Gewißheit haben für die, die solche Erfahrung durch den Glauben in ihrem Innern machen. Aber hier handelt es sich um Thaten, die offen vor Aller Augen geschehen, und um Wirkungen nicht am innern Menschen, sondern an dem äußern Menschen, an dem sichtbaren Fleische unsrer Natur, und an der sichtbaren materiellen Naturwelt. Diese sind zu erklären.

Und allerdings, auch die geistlichen Wunder der Neuschöpfung der Menschheit in Christo und der Wiedergeburt der Einzelnen im heil. Geiste sind ebensowenig Wunder im eigentlichen Sinne, als wir die vorhin besprochenen natürlichen Wunder der Schöpfung und Vorsehung Gottes als solche bezeichnen konnten. Dennoch aber mußten wir beide erst ins Licht stellen,

um jene, die eigentlichen Wunder verstehen zu können. Denn ebenso wie ein wirkliches Wunder nur von dem Gott ausgehen kann, welcher diese Welt in freier Macht und Liebe geschaffen hat und mit unendlicher Weisheit erhält und regiert, so kann auch ein Wunder nur dann geschehen, wenn außer dieser Welt des Fleisches mit ihren Gesetzen des natürlichen Lebens noch eine andere höhere Welt besteht mit andern Gesetzen, mit Gesetzen des geistlichen Lebens, dessen Kräfte in diese Welt hereinwirken.

Ist dies aber der Fall, hat sich in Jesu Christo das Reich Gottes in diese Welt persönlich eingesenkt, und besteht sein Werk darin, die Welt von der Sünde und der Macht des Todes zu erlösen und ins Leben des Geistes zur Herrlichkeit zu erheben, ist es dann nicht eine wesentliche Nothwendigkeit, daß auch sichtbare Wirkungen dieser Gnadenkraft am Fleische, daß auch Wunder im eigentlichen Sinne geschehen?

Blicken wir hin auf Jesum, der unter uns Menschenkindern wandelt, in seinem Wesen Kräfte ewigen Lebens tragend, und beseelt von einer Liebe, die um so tiefer mit uns leidet, je tiefer sie den Gräuel der Sünde, der Ursache all unseres Elends, erkennt. Wenn er nun ringsum all die Gebrechen schaut, unter denen wir seufzen, wenn sie ihre Kranken, ihre Krüppel, ihre Lahmen, Stummen, Blinden und Beseffenen vor ihn bringen, wenn ein Vater vor ihm klagt um sein gestorbenes Mägdlein, wenn ihm unter dem Thor eine trostlose Mutter hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes begegnet — kann er da wohl die Kräfte des Lebens, die er zur Erlösung und Verklärung der Welt in seinem Innern trägt, zurückhalten, daß sie nicht heilend ausströmen und den Jammer heben, den er nicht anblicken kann, ohne in seinem tiefsten Innern bis zum Ergrimmen im Geiste bewegt zu werden über diese zerstörende Macht der Sünde? \*) Die Wunder Jesu sind sonach ein übermächtiges Hervorquellen der erbarmenden Liebe, die uns hienieden besucht hat, ein Ueberströmen ihrer Segenskräfte am Wege, da sie, uns von der Sünde zu erlösen, hinwandelt über die Erde, den Schauplatz sündlichen Verderbens; sie sind ein vorübergehendes Durchbrechen himmlischer Lebenskraft in dieser Welt des Todes, da, wo der Fürst des Lebens den verheerenden Wirkungen des Todes begegnet, dessen Macht auf innerem Wege zu zerbrechen er gekommen ist.

Und ein Gleiches gilt von den Wundern überhaupt. Wenn Gott, um in diese von ihm abgefallene Welt sein Reich stufenweise wiederum einzugründen, zu Zeiten Boten an die Menschheit ausgehen ließ, welche dem in der Finsterniß und Knechtschaft der Sünde liegenden Volke die Verheißung der Gnade bringen und Ordnungen des Heils in ihm gründen sollten, bedurften diese Boten nicht der Beglaubigung für ihren Beruf vor dem Volke? Und wodurch konnten sie dies dem fleischlichen Sinn

\*) Mrc. 5, 30. \*\*) Matth. 17, 1—9.

\*) Joh. 11, 33. 38.



desselben nachdrücklicher bezeugen, als indem sie Thaten verrichteten in Gottes Kraft und Namen, die sonst kein Mensch vermag, außerordentliche Thaten, welche den Sinn des Volkes hinlenkten auf den eigenthümlichen Inhalt dieser Botschaft, die sie brachten?\*) So sind die Wunder, wie besondere Offenbarungen der Gnade in dieser Welt des Fleisches, so zugleich gewaltig überführende Zeugnisse für diejenigen, welche von Gott dazu berufen sind, ihr diese Gnade zu verkündigen.

Da nun Gott schon im Alten Bunde seine Veranstaltungen zur Erlösung der Menschheit begonnen hat, so sehen wir dort bereits durch Moses und durch Propheten wie Elias und Elisa große Wunderthaten geschehen, um die Macht Jehovah's vor Israel und seinen Feinden kund zu thun. In ihrer ganzen Fülle aber strömten sie erst hervor aus der Kraft dessen, welcher der Heiland der Welt selbst ist; und eben diese, die Welt von ihren Sünden heilende und von dem Tod erlösende Kraft ist es, die er in seinen Wundern bekundet und für den empfänglichen Sinn abbildet. Und mußte dieser Strom der Segnung, den er eröffnet hat, nicht auch auf seine Jünger überfließen, die in seinem Namen das Heil der ganzen Welt verkündigen sollten? Nach dem Zeugniß der Kirchenväter hat man die Spuren dieses wunderhaften Gnadenstromes selbst noch lange hin in die Zeiten der ersten Kirche verfolgen können. Wenn aber derselbe später und heute noch versiegt zu sein scheint, so findet dies seine Erklärung darin, daß sich die Mittheilung solcher besonderen Gnadenkräfte naturgemäß an die Haupt-Epochen in der Offenbarung der Gnade anschließt, hingegen da gegen die stille erlösende Wirksamkeit in der Tiefe des Innern zurücktritt, wo die Entwicklung des Reiches Gottes bereits in die natürlichen Bahnen der Weltgeschichte eingelenkt hat.

Dieser Zusammenhang der Wunder mit der Offenbarung des Reiches der Gnade zeigt sich nun aber auch in dem inneren Vorgang der Wunder selbst, auf welche ich — wie man von mir erwarten wird — jetzt noch einzugehen versuchen will, wobei ich mich aber, wie es die Natur einer Sache, die wesentlich ein Geheimniß ist, mit sich bringt, nur auf Andeutungen beschränken kann.

Ich gehe zu dem Zweck aus von der jetzt bestehenden Ordnung des Naturlebens.

In der gesamten Naturwelt erkennen wir — wie oben bereits angegeben worden — ein mit unendlicher Weisheit geordnetes Zusammen- und Ineinandewirken von Ursachen und Kräften, wodurch alles Einzelne und dieses mit dem Ganzen, sowie das Ganze mit dem Einzelnen erhalten wird. Speziell ist unser Leib ein Organismus, in welchem die centrale Lebenskraft ihren Bestand fortwährend durch eine reichgegliederte Fülle von Organen auswirkt und wider zerstörende Einflüsse so lange aufrecht erhält, bis diese übermächtig über sie geworden, und in Folge dessen der Organismus stockt und sich auflöst. Wollen wir mithin auf jene centrale Leibeskraft Leben erhaltend und

fördernd einwirken, so müssen wir, der Lebensordnung des Leibes folgend, ihm durch Nahrung in neuen Stoffen stets neue Kräfte zum Fortbestande zuführen, und, wo eine Störung eingetreten ist, durch angemessene Gegenwirkung das Gleichmaß in den Organen und Kräften wiederherzustellen suchen. Wie viel hierin die menschliche Kunst auf Grund wachsender Einsicht in die Gesetze des leiblichen Organismus und in seine Zusammenhänge mit der äußern Naturwelt zu leisten vermag, ist aus der Erfahrung bekannt. Aber es sind hiebei der menschlichen Wissenschaft und Kunst doch bestimmte Grenzen gesetzt.

Fürs erste bleibt unser Wirken auf die Centralursache des Lebens in unserm Leibe vermittelt durch die Mittelursachen desselben, und wir sind nicht im Stande, in reiner Unmittelbarkeit auf den Sitz des Lebens selbst eine Wirkung auszuüben. Zu solchen Mittelursachen gehören selbst unsichtbare Agentien wie Electricität, Magnetismus, Galvanismus u. s. f. Unmittelbarer ist die psychische Einwirkung. Denn wenn Jemand durch Blick, durch Wort oder That in der Seele des Andern eine bestimmte Stimmung und Bewegung hervorruft, so kann vermöge des engen Zusammenhangs von Leib und Seele, wonach jener mit seinen Wurzeln in dieser gründet, von der Seele aus auf dem Wege der Phantasie, des Gefühls oder des Willens eine solche Wirkung auf die centrale Kraft des Leibeslebens ausgehen, daß sich die Erscheinungen derselben, wie uns die Erfahrung lehrt, bisweilen den Grenzen des Wunderhaften nähern. Von dieser bleiben sie aber noch durch eine zweite Schranke, die für die natürliche Ordnung der Dinge besteht, bestimmt gescheiden. Allen natürlichen Einwirkungen nämlich fehlt die eigentliche schöpferische Macht. Sie können nur eine blos schlummernde Kraft erwecken, eine träge beleben, eine gehemmte befreien und können zwischen den einzelnen Kräften eingetretene Mißverhältnisse heben. Aber sie können nicht eine Kraft, die nicht mehr vorhanden ist, neu wiedersetzen, sie können nicht ein erstorbenes Glied wiederherstellen, und noch weniger vermögen sie ein entflohenes Leben wieder zurückzurufen.

Dies alles aber thut nun eben das Wunder. Und es vermag solches, weil hier eine andere Kraft hereinwirkt, als in der materiellen Natur besteht, und weil sie nach andern Gesetzen hereinwirkt. Während nämlich in der bestehenden Ordnung der Dinge nur der bei der Schöpfung in diese Welt ausgegangene Geist, der Geist des natürlichen Lebens wirksam ist, so ist es im Wunder der von Christo auf Grund seines Erlösungswerkes ausgegangene, der die Menschheit von der Sünde und ihren Folgen heilende und alle Segnungen des Heils in uns ausgießende Geist, der heil. Geist. In seiner Kraft allein vermag der Mensch Wunder zu thun.\*)

Eben hiemit aber geschieht das Wirken im Wunder auch nach andern Gesetzen. Denn das Reich, zu dem die Menschheit und die gesamte Naturwelt durch die Erlösung Christi aus dem Tode soll zurückgeführt und erhoben werden, ist ein Reich

(\*) Joh. 14, 11. Apgs. 2, 22. Röm. 15, 18, 19. Hebr. 2, 4.

\*) Apgs. 10, 38. 1 Cor. 12, 9. Gal. 3, 5.



des wahren, des geistlichen Lebens im Gegensatz zum bloßen natürlichen, darin wir hienieden stehen. Im Organismus des wahren Lebens besteht aber nicht mehr die äußere Zusammengefügtheit von Stoffen, die nur durch äußere Einwirkung von verwandten belebenden Kräften kann erhalten, aber auch durch äußere Einwirkung von zerstörenden Kräften wieder kann aufgelöst werden — ebenso wie jenseits nicht mehr die Ausschließlichkeit des irdischen Nebeneinander im Raume noch des irdischen Nacheinander in der Zeit besteht. Sondern bei allem unergründlichen Reichthum der Gestaltungen des Lebens und der unerschöpflichen Fülle der innern Gliederung im Reiche Gottes waltet doch eine solche unendliche gegenseitige Durchdringung und Durchwohnung, daß Jedes in der Kraft des Andern steht und nur mit und in dem Andern sein Leben führt. Gleich wie in der himmlischen Vollendung alle Seelen in der innigsten Gemeinschaft des Lebens und im seligsten Austausch aller Güter stehen werden, weil sie alle durch das Band der Liebe im heil. Geiste vereinigt sind, so auch wird dasselbe Gesetz der Liebe alle Organismen durchwalten, und der Strom des Lebens, welcher frei von dem allgemeinen Lebens-Centrum ihnen zufließt, wird auch frei alle ihre Organe durchströmen, und es wird so eine vollkommene Einheit des Lebens in freier, unendlicher Wechselwirkung aller Kräfte des Lebens bestehen.

In der Kraft und nach der Ordnung dieses himmlischen Lebens, welches durch Christum für diese Welt begründet und seinem Wesen nach in diese Welt bereits eingegründet ist, geschieht nun auch das Wunder. Der Gottgesandte nämlich, der zur Vermittlung einer göttlichen Offenbarung berufen ist, empfängt je nach Anlage und Erforderniß, und zuhöchst im vollen Maße der Menschensohn durch Gottes Geist Theil an den Kräften der zukünftigen Welt; und mit denselben vermag er auf den Heerd des Lebens in dem Organismus des menschlichen Leibes unmittelbar zu wirken, um von da aus die erkrankten Organe und erstorbenen Glieder mit neuem Leben zu erfüllen, ja in Folge seines Zutritts zur allgemeinen Lebensquelle vermag er selbst entwichenes Leben in den erstorbenen Organismus wieder zurückzuleiten. Auf sein mit göttlich schöpferischer Kraft, mit der Kraft geistlichen Lebens in das Innerste des Leibes dringendes Wort werden die Blinden sehend und die Lahmen gehend, die Aussätzigen werden rein und selbst die Todten stehen auf.

Und die gleiche Macht wie über die menschliche Leiblichkeit übt der Wunderthäter auch über die äußere Natur. Auch da vermag er in den allgemeinen, alles Einzelne umschlingenden Lebensstrom mit himmlischer Kraft hineinzugreifen und ihn dahin zu leiten, wo eine That der Kraft und der Liebe zur Offenbarung der göttlichen Gnade gefordert wird. Durch seinen Willen wird Wasser in Wein verwandelt, unter seinen Händen mehrten sich wenige Brode zur Sättigung von Tausenden, durch sein Wort schweigt der tosende Sturm, und frei wandelt der Herr des Lebens auf den Wogen des Meeres.

So findet das Wunder seine Erklärung aus der Erkenntniß, daß über dieser natürlichen Ordnung der Dinge noch eine höhere

Ordnung, die des geistlichen Lebens waltet, und daß dieselbe durch die Offenbarung des Heils in Christo wesentlich in diese Welt eingesenkt ist. Und das Wunder ist eben das durch besondere Kraft von Oben bewirkte Zutagekommen dieser höheren Ordnung der Dinge in der niedern Sphäre der irdischen Fleischeswelt. Doch nur ein einzeltes und vorübergehendes Zutagekommen! denn das Wunder ist nicht dahin zu verstehen, daß dadurch eine Verklärung des Fleisches selbst bewirkt werde. Diese geschieht vielmehr hienieden nur am inwendigen Menschen durch die stille Arbeit des heil. Geistes und wird einst erst in die Offenbarkeit und in äußer Wirklichkeit und Vollendung treten am Tage der Auferstehung. Sondern im Wunder wird nur mit Kräften himmlischen Lebens auf diese Fleischesnatur gewirkt und dadurch eine auf natürlichem Wege unmögliche Wirkung in ihr hervorgebracht. Aber was dadurch gewirkt wird, ist selbst wieder ein Zustand des Fleisches und unterliegt deshalb auch fortan den Gesetzen desselben. Die wunderbar geheilten Glieder sind nicht anderer Art dadurch geworden, als die natürlichen, die zurückgegebene Sehkraft unterscheidet sich nicht von der gewöhnlichen, und die wiedererweckten Todten müssen früher oder später wieder den allgemeinen Tribut des irdischen Lebens zollen. Das Wunder ist nicht eine Verwandlung des Fleisches in den Zustand der Verklärung, sondern nur eine Wirkung am Fleische, wiewohl durch die Macht desselben Geistes, durch welchen einst unser nichtiger Leib soll verklärt werden. Denn nicht dazu geschieht ein Wunder, um ein Neues hienieden in uns zu setzen, das in jenes Leben hinüberreichen soll, sondern damit wir, die wir im Fleische leben, an solcher außerordentlichen Machtwirkung lernen, daß über dieser Welt der Vergänglichkeit eine Macht waltet, die stärker ist als der Tod, und daß es gilt, derselben sich mit der ganzen Glaubens- und Liebeskraft seines Innern hinzugeben.

Diese Bedeutung hat das Wunder zunächst für die Zeit und Umgebung selbst, in welcher es geschieht. Es soll dadurch die Aufmerksamkeit und das Verlangen des Geistes auf Den hingelenkt werden, der sich durch diese außerordentliche Machtwirkungen als Gesandter Gottes erweist, damit die Herzen der Gnaden- und Heilsbotschaft zufallen, die er im Namen Gottes an die Sündnerwelt bringt. Und so unwerth und verwerflich die Wundersucht ist, die aus leerer, weltlicher Neugier entspringt, und deshalb von Jesu auf das entschiedenste bekämpft wird\*), so eng hängt hingegen der Wunderglaube zusammen mit dem Wesen des Glaubens überhaupt und mit dem im tiefsten Grunde unsers Innern ruhenden Bedürfniß und Sehnen nach der Erlösung von der Herrschaft der Sünde und nach der Offenbarung des wahren, ewigen Lebens — weshalb Jesus nicht nur, wo er darum angefleht wird, gern ein Wunder zu thun bereit ist, sondern auch geradezu fordert, daß man an ihn glaube um dieser seiner Werke willen.\*\*)

\*) Joh. 6, 26. Matth. 12, 39.

\*\*) Joh. 10, 25. 38; 14, 11; 15, 24. Matth. 11, 2 u.



Aber die Bedeutung der Wunder reicht noch weiter: sie sind Zeichen auch noch für uns, die wir bereits im Glauben an Christum stehen.

Sie sind fürs erste herrliche Wahrzeichen von der göttlichen Liebesmacht, die uns umfängt und uns aus allen Nöthen reißt kann und will, Zeugnisse von der Uberschwenglichkeit der göttlichen Gnade über menschliche Sünde und Schuld, von der Herrschaft des Geistes über das Fleisch, des Lebens über den Tod, des Reiches Gottes über das Reich der Welt und Finsterniß. Sie sind hellleuchtende Wegzeiger an dem Wege unserer irdischen Pilgrimschaft, hinweisend auf Christum als das geistliche Lebenscentrum der Welt, in dessen Person und Leiblichkeit die Erklärung der Welt begonnen hat, und von wo aus die belebenden Lichtstrahlen in die ganze Geschichte rück- wie vorwärts ausgehen. Sie sind eine ebenso laut als geheimnißvoll in das tägliche Treiben der Welt hineintönende Kunde von einer stillen Arbeit des Geistes Gottes in den Tiefen der Seelen und ihrem verborgenen Naturgrunde zu ihrer Neugeburt im Geiste, und hiemit eine mächtige Weckstimme, die an jede Seele ergeht: auch in dir, in dir selbst muß es durch den Geist von Oben neu werden, wenn du Theil haben willst an der künftigen Erneuerung der Welt in Christo.

Eben hiemit aber, als solches bekräftigendes Siegel für unsern Glauben, sind die Wunder zugleich ein seliges Unterpfand für unsere Hoffnung. Denn die Kräfte, welche im Wunder wirken, sind dieselben, wodurch einst unser Leib wird auferweckt und mit der gesammten Naturwelt in Herrlichkeit gewandelt werden. Von dieser wunderbaren Macht-Offenbarung der Zukunft sind eben die Wunder ein schwaches, äußeres Vorspiel an der Natur des irdischen Fleisches. Und sie gehören deshalb so recht dieser Zeit des Bannes unter dem Tode an, worunter alle Creatur in ängstlichem Harren seufzt und sich sehnt nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Wenn wir aber einst zu dieser selbst werden eingegangen sein, dann bedarf es keiner Wunder mehr für uns als Zeichen des Lebens und Quellen des Trostes. Vielmehr wird die künftige Welt der Erklärung Ein großes Wunder vor unsern Augen sein, ein Wunder über alle Wunder, gegen welches alle Herrlichkeit dieser irdischen Fleischesnatur erbleichen muß.\* Und dann wird das Wundern, das Sich verwundern erst recht angehen. Denn dann wird unsere Seele in ewiger heiliger Bewunderung all der Herrlichkeit der neuen Dinge stehen, die der ewig reiche Gott aus der unergründlichen Tiefe des Gemüths seiner Liebe in einer all unser Ahnen unendlich übertreffenden Weise durch die Kraft seines unauflöselichen Lebens von Ewigkeit zu Ewigkeit wird hervorgehen lassen. Und nicht bloß ein Schauen dieser Herrlichkeit

wird uns gewährt werden. Sondern, wie Alle einst sollen von Gott gelehret sein, so werden sie auch begabet sein mit wunderbarer, himmlischer Kraft Gottes. Und wenn Gott schon hienieden seine Pläne nur mit und durch uns ausführen will, und es höchste Ehre und Wonne für uns ist, in seinem Sinne und für sein Reich mit unsern schwachen Kräften wirken zu dürfen, so werden wir vollends einst in seinem himmlischen Reiche gewürdigt werden, an jenem wunderbaren Werke der Ewigkeit als seine Kinder und Erben seines Reiches mitzuwirken in der Kraft seines ewigen, heiligen Geistes. So wird, was im Wunder vorgebildet ist, zum Wesen kommen und zur Vollendung.

G.

Sch.

## Erklärung

der in Gnadau versammelten Pastoral-Conferenz.

„In der am 18. April d. J. zu Gnadau abgehaltenen Frühjahr-Versammlung des kirchlichen Central-Vereins der Provinz Sachsen wurde bei der Discussion über das auf der Tagesordnung stehende Thema: „die Protestanten-Vereine und die Stellung der Kirche zu denselben“, darauf hingewiesen, daß in Colberg der einem Protestanten-Verein angehörige Licentiat Dr. Hanne, der in seiner Broschüre: „der ideale und geschichtliche Christus“, die Grundwahrheiten des Christenthums offen geleugnet, in ein Pfarramt berufen werden solle. Durch den Vorsitzenden aufgefordert, sprach sich die Versammlung einstimmig dahin aus, daß die Anstellung eines Mannes von der Glaubensrichtung des 2c. Hanne in der Kirche eine Unmöglichkeit sei und daß das Kirchenregiment demselben, wenn er präsentirt werden sollte, die Bestätigung versagen müsse.\* Indem sie dabei dem dringenden Wunsch Ausdruck gab, das Kirchenregiment möge überhaupt eine ganz offene, klare und entschiedene Stellung den gedachten Vereinen gegenüber einnehmen, vereinigten sich die Anwesenden zugleich dahin, die hohen und höchsten Behörden dazu mit Fürbitte und Zeugniß, soviel an ihnen sei, zu stärken und zu stützen.“

\*) Anm. der Red. Nach den Mittheilungen öffentlicher Blätter ist die Versagung bereits erfolgt.

\*) 1 Cor. 2, 9. Offenb. 21.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 3. Mai.

N<sup>o</sup> 35.

## Deutschland und Frankreich.

Eine geschichtliche Parallele.

(Schluß)

„Wir Deutschen sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen“, ruft Lessing aus, „besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was von jenseit des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses lebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selber sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat.“ So Lessing, aber nachdem schon Klopstock, wenn auch noch mehr mit unklarem Gefühl, auf die beiden ächten Grundlagen wahrer Bildung, auf das Deutschtum und das Christenthum zurückgegriffen, Lessing nach Winkelmanns Vorgang auf den ewigen Jungbrunnen der Antike hingewiesen, Herder nach Percy's Beispiel die Stimme aller Völker für den einfachen unmittelbaren Ausdruck des Gefühls als Muster vorgehalten hatte, da mußte Wielands französischer Epikuräismus verstummen, der Duell der Dichtkunst sprudelte hochschäumend auf in Goethe's jugendlicher Muse und verklärte sich dann immer herrlicher in seiner gereiften, wie durchsichtiger Marmor leuchtenden Poesie, während Schiller mehr mit begeistertem Gefühl und Pathos all den edlen, abstracten Empfindungen und Gedanken, welche immer wieder Deutschlands Jugend bewegen, schönen und ansprechenden Ausdruck verlieh. Aber trotz der namentlich in der Schule der Antike reich entfalteten Blüthe deutscher Dichtkunst, die beiden andern Factoren der wahren Bildung, das Nationale und das Christliche waren doch nur mangelhaft dabei zum Ausdruck, zur Geltung gekommen und waren vielmehr durch den ebenso von Frankreich inspirirten abstracten Kosmopolitismus, wie ihn am meisten Lessing und Goethe und Schiller vertraten, verkümmert und verdeckt worden. Es galt noch Lessings Wort: „Wir Deutsche sind noch keine Nation; unser Charakter ist, keinen eigenen haben

zu wollen.“ Ja freilich, es hatte keinen politischen noch sittlichen Charakter den Franzosen gegenüber, da der ästhetische in der Gestaltung der Völkergeschichte wenig mitzählt, und zwar darum vor Allem, weil es den ihm besonders vertrauten religiösen, den christlichen Charakter verloren hatte.

So brach denn, als der Revolutionssturm von Westen kam, überall in Deutschland das längst schon unterminirte Gebäude politischer Macht vor dem gewaltigen Eroberer zusammen. Deutschland hatte zu tief aus dem französischen Taumelfeld getrunken, war innerlich hohl und leer, entnervt und ohnmächtig geworden. Darum wurde es unter den Füßen des furchtbaren Fremdherrschers zertreten. Es mußte erst tief fallen, tief gedemüthigt werden, um zur Erkenntniß seines innern Abfalls, seiner Entartung und durch solche Erkenntniß und Buße zum Bewußtsein der in ihm vorhandenen, neugeweckten Kraft zu kommen. Grade in der Schule bitterster Trübsal, tieffter Knechtschaft sollte Deutschland, und Preußen voran, wieder zu sich selbst gebracht werden, um nun nach dem neuerwachten Christenglauben und überall durchbrechenden deutschen Nationalbewußtsein wie ein junger Löwe sich aufzuraffen und in den Befreiungskriegen, im heiligen Kampf mit Gott für König und Vaterland gegen den grausamen, frevelhaften französischen Unterdrücker vor Allem zugleich das innere Joch des Franzosengeistes von sich abzuschütteln und auszutreiben.

Und doch war auch damals die Stunde völliger Erlösung noch nicht gekommen. Wohl hatten wir durch die That gezeigt, daß jener „Mann uns nicht zu stark“ gewesen war, aber der Neid, die Eifersucht, der Betrug der fremden, bei jenem Kampfe mitbetheiligten Mächte, Englands und Rußlands, war uns noch zu stark gewesen, weil Deutschland in sich uneinig und darum machtlos war. Deutschland blieb vielspaltig, zerrissen und zerrüttet, und vor Allem Preußen schmähsch um seinen wohlverdienten Siegespreis betrogen. Frankreich dagegen wurde, trotzdem daß das Maaß seiner Frevel im eigenen Lande und gegen ganz Europa wahrlich bis zum Ueberlaufen voll gewesen war, wie wir gesehen, mit sorgender Hand von den Siegern möglichst als die erste Macht und die große Nation von Europa wieder hergestellt.

Wohl folgten wieder bei der allgemeinen Erschöpfung 50 Friedensjahre, aber sie waren vielfach dürr und unfruchtbar. Ja, man sollte es nicht glauben, das deutsche Volk, noch immer an seiner eifrig von Frankreich genährten Zerrissenheit krankend,



vermochte auch jetzt dem bösen Geist von Westen je länger je mehr nicht zu widerstehen. Das feine, verführerische Gift des Franzosenthums, das dem natürlichen Menschen sich so leicht einzuschmeicheln weiß, ist von Neuem je länger je mehr in das kaum erwachte, erneuerte deutsche Wesen eingedrungen.

Und fragen wir, wo dieser Franzosengeist in uns sitzt und wo er steckt, so bleibt das Erste, woran ein jeder Mensch und jedes Volk sich selbst, sein eigenstes Wesen prüfend, am meisten erkennt, das Verhältniß zu seinem Gott. Sobald unser deutsches Volk in den Befreiungskriegen sich zur Abwehr langer Knechtschaft erhob, da war es wie ein neuer Lebensodem durch das gesammte Volk gegangen, als es in solchem heiligen Kriege seine Knie beugen lernte vor dem Gott der Schlachten, als es Herzen und Hände erhob zu den Bergen, von denen in Noth und Tod allein die sichere Hilfe kommt, zu dem Herrn, dem allein der Dank, die Ehre gebührt für Leben und Sieg. Ja, da wach, wie uns namentlich auch Max v. Schenkendorf, Körners, Arnolds Lieder alle bezeugen und verkünden, vor solchem Geiste alle französische Frivolität, aller Zweifel und Spott gegen das Heilige, gegen den frommen Glauben der Väter, gegen die Reinheit der Gesinnung und Gesittung scheu zurück. Es erwachte wieder das alte theure, große Erbe und Vermächtniß unseres deutschen Volks, durch welches es allein ist, was es war und ist und bleiben soll, der tiefinnerliche Christenglaube, der das ganze Menschenleben als eine Vorbereitung zur Ewigkeit gestaltet, das ganze Volksleben in allen Theilen und nach allen Seiten zum sichern Heil auf den festen Ankergrund des Glaubens gründet.

In diesem Geiste sollte sich vor Allem vertiefen, veredeln und reinigen auch das neuerwachte deutsche Volkethum. Aber was erfüllte sich von all den hieran geknüpften schönen Hoffnungen? Der Deutsche rechnete noch immer zu wenig mit den gegebenen Factoren der Wirklichkeit, er schwebte, träumte, begeisterte sich lieber an den Luftgestalten der Idee und verfiel dem Schicksal des Ixion: was er suchte und erstrebte, fand er nicht und verlor darum, oft bitter getäuscht, auch was noch zu erreichen war. Und dennoch, trotz aller Verirrung, ja trotzdem, daß wir im J. 1848 das Schaumspritzen der franz. Revolutionsideen, die sich in Deutschland allmählig, wenigstens in den Städten meist, der Massen bemächtigt hatten, im eigenen Lande erleben mußten, der Christenglaube ist trotz allem im bessern Theil unseres preussischen und auch deutschen Volks schon vor und noch mehr nach dieser Zeit, als einziger Rettungsanker in dem großen Tohu Wabohu der Völkerbewegung, eine Macht geworden, welche insbesondere auch durch die christliche Erziehung der kommenden Geschlechter zu erhalten ist. Und darum hat sich Gott in Gnaden, so glauben wir in Demuth, auch in diesen Tagen zu unserm deutschen Volk bekannt. Ebenso ist wenigstens zum Theil dadurch gereinigt auch das deutsche Bewußtsein je länger je mehr in immer weitem Kreisen mächtig geworden, bahnbrechend für die jetzt gereifte Frucht der gesammten Einigung. Denn allerdings in diesen 50 Jahren ist

geschehen, daß wir wieder Verständniß, Liebe, Freude, Begeisterung gefunden haben an unserm innersten Eigenthum, vor Allem an unserer deutschen Sprache und ihrer reichen Literatur, an dem Glauben, der Sitte, dem Recht, der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft unseres Volks, deren Erforschung und Erkenntniß mit seltener Betriebsamkeit von tausend Händen gefördert und verbreitet worden ist. So ist die deutsche Bildung und Gesinnung immer mehr zum Gemeingut Aller geworden und hat dadurch, trotz aller Schranken der Stämme, der Politik und Religion, auch in Verbindung mit den durch den Zollverein gemeinsam gewordenen, einflußreichen materiellen Interessen das Band der Gemeinschaft um Alldeutschland immer enger und fester geschlungen, so daß ein Luftzug von W. her die letzten schwachen Schranken umzustürzen vermochte und die Einigung des ganzen deutschen Volks in der Feuerprobe der Waffengenossenschaft bewährt, gefördert und befestigt wie eine reife Frucht unserm siegreichen König in den Schooß gefallen ist.

Und doch drängt sich mitten in dies schön erwachte und trotz allem reich pulsirende Leben immer wieder der Spuk des Franzosenthums hinein. Denn was man auch sagen mag, es giebt hier nur ein Entweder — Oder für alle, welche die Einsicht und den Muth haben, die Consequenzen zu ziehen, nur das Eine: entweder das Heil, alles Heil in Christo — oder kein Heil überall: tertium non datur, es giebt dazwischen keinen Mittelweg, mag man seine Zuflucht zur ästhetischen Bildung, zur weltlichen Wissenschaft oder zum Epikuräismus in der Praxis, zur stoischen Tugend in der Theorie nehmen wollen. Und, wie wir gesehen, die französische Revolution war vor den äußersten Consequenzen, man hätte denken sollen, zur völlig ausreichenden Belehrung, Warnung, zum abschreckenden Beispiel für alle Zeit nicht zurückgewichen. Man hatte nicht gezaubert, das Christenthum als der Freiheit des Naturmenschen immer feindselig gleich mit aller christlichen Zeitrechnung, aller christlichen Sitte, christlichen Ehe, christlichen Familien- und Staatsleben abzuschaffen, um den Götzendienst der sog. Vernunft, zu deren Priesterinnen feile Dirnen gemacht wurden, an die Stelle zu setzen. Man hatte weiter das Dasein Gottes durch Decret beseitigt, ja seine Rache mit Frevelmuth herausgefordert und ebenso die Unsterblichkeit der Seele geleugnet, bis dann schließlich der französische Convent sich wieder unter dem kalten Blutmenschen Robespierre herbeiließ, zu erklären, daß das französische Volk das Dasein eines höchsten Wesens, seine Verehrung durch treue Pflichterfüllung und ebenso die Unsterblichkeit der Seele wieder zu Gnaden annehme und anerkenne; ja ihm zu Ehren wurde denn auch ächt französisch und höchst lächerlich am 8. Juli 1794 ein französisches Nationalfest gefeiert. Wer erkennt darin nicht die ganze Frivolität des Franzosenthums? Aber wie konnte sich der Deutsche es nehmen lassen, solchen Frevelmuth des dem Christenglauben immer feindseligen natürlichen Menschen zu bewundern, nachzumachen und in allen Consequenzen sich anzueignen? Der crasseste Materialismus, der, um den Gottesgeist zu leugnen, auch den Menscheng Geist nur als Efflorescenz,



als Phosphoresciren, Aufleuchten des Stoffs, der Materie statuirt, hat seine Anhänger gefunden, welche sich nicht etwa für sich selbst mit solchem Unsinn, solcher Herabwürdigung aller Menschenvernunft und Menschenwürde begnügen, sondern, soviel die stärkere oder verminderte Gegenströmung es zuläßt, mit fortschreitendem Erfolg für solche frivole Anschauung, noch dazu unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit, auf allen Gebieten des Geistes und des praktischen Lebens ohne Scheu in der Wahl seiner Mittel Propaganda zu machen versuchen.

Die erste Folge ist die immer dreister, unverhüllter auftretende sittliche Naturlehre: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Sehen wir doch nur hin auf die Verwilderung aller guten Sitte, alles Anstandes, aller Zucht, die vor unsern Augen von Westen her aus Frankreich, aus der großen Babel, wozu die „schmutzige“ Stadt Paris (Lutetia) von je her, auch schon im Mittelalter, geworden war, zu uns herüberdrang, mit der halben Welt unter dem verführerischen Schein des Luxus in die Bäder, auf die Ballsäle, in die großen und bald auch in die kleinen Städte mehr als willige Aufnahme fand. Denken wir an die Romanensluth, wie sie in den Dachkammern und Hütten, in den Palästen und Kasernen die Phantasie- und Sitten vergiftend mit der eifrigsten Betriebsamkeit verbreitet und colportirt wurde, an die Schaustücke, wie sie mit ihren wüsten Tänzen und Liedern in das leichtfertige Gewand der Dichtkunst gekleidet, immer zubringlicher unsere Bühnen überflutheten und kaum noch die Schamröthe des schaulustigen Publikums erregten, daß unser Volksleben immer mehr in Gefahr gerieth, aller Zucht und Sitte entfremdet zu werden. Schon fing die Ehe und das Familienleben, namentlich in den großen Städten, zugleich unter dem Einfluß der luxuriösen und unzüchtigen Mode an, mit französischer Leichtfertigkeit behandelt zu werden, und das gesellige Leben durfte es wagen, immer mehr mit jenem verführerischen Geist des Westens ein gefährliches Spiel zu treiben, einen verderblichen Wettstreit einzugehen. Ja, schon dehnten sich die Kreise, in welchen dieses bei uns importirte Gift wirkte, immer weiter aus. Der französische Schwindelgeist faßte Boden, gewann die Herrschaft in unserm bisher so deutschen, ehrlichen Handel, auf der Börse, selbst in der Finanzwelt und in allem Verkehr und zwar in immer gefährlicheren, fast haarsträubenden Dimensionen, als könnten wir gar die Zeit nicht erwarten, bis wir es dem leichtfertigen, herz- und gewissenlosen Nachbar gleichgethan und ihn noch überboten hätten. Der Mammonsdiensl fing an, bis zum Entsetzen alle unsere Zustände zu beherrschen, zu bestimmen, sich dienstbar zu machen, als taumelten wir in Luxus und Sinnenrausch, in Anbetung des goldenen Kalbes dem Abgrund entgegen.

Und ist nicht ebenso, wie unser Familien-geselliges und Verkehrsleben, auch unser Staatsleben, unsere Gesetzgebung, ja selbst unsere Kunst und Wissenschaft dem hohen Ideal des Christenthums abgewandt, entfremdet, ja oft mit Bewußtsein feindselig gegenüberstehend, mehr und mehr von demselben Geiste des Franzosenthums angesteckt? Begegnen uns nicht überall die ab-

stracten, auf die sog. natürlichen Menschenrechte basirten Revolutionsideen vom J. 1789 von falscher Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit: herrliche Begriffe, die aber im Einzel- und im Volksleben nur im Christenthum zur wahren Heilung und Versöhnung aller socialen Schäden, aller Unordnung, Impietät, Auflehnung, die rechte Erfüllung, den rechten Inhalt, die wahre Verwirklichung finden. Das geschichtlich Gewordene, auf dessen gesundem Boden allein die gesunden Früchte für alle Zustände der menschlichen Gesellschaft wachsen und gedeihen können, das factisch Gegebene — auf allen Gebieten wird es durch die breite sog. liberale Strömung mit möglichster Eile der abstracten Schultheorie, dem bloßen Schein, der franz. Weisheit des natürlichen Menschen zu Liebe nivellirt, zertreten, zerrüttet. An die Stelle der Obrigkeit, der deutschen Königsmacht von Gottes Gnaden tritt nach französischem aus England abstrahirten Muster der breitausgeprägte Stempel der Volkssouveränität mit dem ebenso abstracten Begriff der factisch immer unmöglichen sog. Trennung von Kirche und Staat, um eben letzteren selbst alles tieferen, alles christlichen Lebens, und damit aller sittlichen Kraft beraubt nicht als einen lebendigen, von höheren Kräften erfüllten, beseelten, belebten Organismus, sondern als ein schein- todttes, allen möglichen Experimenten anatomisirender Scheide- künstler preisgegebenes Abstractum zu gestalten. So muß denn der falschen Theorie zu Liebe auch die Ehe, die Schule, geschweige alle Kunst und Bildung, nachdem der Staat sich von der Kirche, d. h. die Kirche von sich ausgeschieden hat, als Staatsinstitut je länger je mehr von allem Christenthum, allem christlichen Einfluß emancipirt werden.

Das ist Franzosenthum, und dieser Geist, welcher überall mit glänzendem Schein die Lüge an die Stelle der Wahrheit gesetzt hat, wird, wenn wir nicht von unserm Irrthum erwachen und Gott der Herr seinem Volke nicht hilft, gewiß bei seiner Rührigkeit und allgemeinen Geltung nicht ruhen, bis die alte Kernkraft, woran bisher unser Volk trotz aller Experimente seit 1848 noch zehrt, endlich verzehrt und zersetzt ist, daß uns schließlich überall mit dem Siege dieses öden, wüsten, leeren Franzosenthums der Untergang all der schönen Eigenschaften und Erb- güter unseres deutschen Volks bevorstand.

Aber war es Menschen Rath, so war es doch nicht Gottes Rath. Als das Umsichgreifen solcher bösen Macht in unserm Volksleben immer gefahrdrohender wurde, da kam zu guter Stunde, wenn auch wie ein Blitz aus heitrer reiner Luft und uns durch freventlichen Uebermuth aufgenöthigt, ein frischer, froher Krieg, der für ganz Deutschland nicht bloß lustreinigend wirkte, sondern auch das böse, leichtsinnige, frevelmüthige Franzosenvolk mit gewaltigen Hammer- und Schicksalschlägen von seiner exträurten, künstlich gemachten Höhe herabstürzte, tief in den Staub warf und in seiner ganzen Ohnmacht und Blöße, in seinem Elend und Troß, in seinem tiefen Verderben aufdeckte. Das ist ein Gottesgericht über unsere Feinde, uns zur Mahnung, zum Vorbild geschehen, daß wir nun den alten, tief- eingewurzelten Franzosengeist, der vor unsern Augen solchem



Gericht verfallen ist, in uns, in unserem Volk ebenso überwinden, ertöbten, mit Stumpf und Stiel ausrotten, daß nicht nur ein geeinigtes deutsches Reich und eine herrliche Kaiserkrone aus diesem heiligen Krieg erwache, sondern ein großes, geistig und sittlich erneuertes, christlich deutsches Volk voll deutscher Treue und Ehrlichkeit, deutscher Kraft und Wahrheit, deutscher Zucht und Frömmigkeit unter unserm theuren, frommen, christlichen König und Kaiser aus diesem Franzosenkrieg hervorgehe! Dann, ja dann wird uns Gott der Herr selbst, der bis hierher Hülfe, Sieg und Segen unserm König, unserm Volk verliehen, auch Gnade geben, daß wir in rechter Weisheit, in seiner Furcht die Wege finden, um mit der religiösen und sittlichen Erneuerung auch die politische und sociale und damit in Verbindung die schönere Erhebung, Vertiefung, Wiedergeburt deutscher Kunst und Wissenschaft erlangen, daß das ganze deutsche Volk in allen Gliedern miteinander im Streben nach den höchsten Zielen und Gütern in allen Stämmen und Theilen zu einem schönen, edlen Wettstreit verbunden sei, fest zusammengehalten miteinander unter dem starkgefügteten, hochgewölbten, zum Himmel erhobenen Schirmdach des altpreussischen hohenzollerschen Kaiserthums. Und daß dies für unsern theuren König die Morgengabe des neuerstandenen deutschen Volks und Kaiserreiches sei, das walle Gott in Gnaden!

### Die Gofner'sche Mission.

Schon vor Jahren habe ich einmal in der *Ev. R. Z.* nicht ohne Erfolg mich an die dankbaren Freunde des sel. Stifters der Gofner'schen Mission gewendet und um Unterstützung für das von ihm angefangene Werk gebeten. Die gegenwärtige Lage dieser Mission veranlaßt mich, sie aufs Neue in Erinnerung zu bringen. Sie ist seitdem in einem Grade gewachsen und hat einen solchen Umfang gewonnen, wie es kaum zu hoffen war. Durch das Ausscheiden einiger älterer Missionare, die unter dem Schutze der Engländer eine Gegenmission errichtet haben, hat sie eine schwere Krisis bestehen müssen. Die Aussendung neuer Missionare und die durchaus nothwendig gewordene Errichtung neuer Stationen hat so große Ausgaben veranlaßt, daß die Beiträge bei weitem nicht ausreichen, um die Ausgaben zu decken. Im vorigen Jahre haben wir etwa 18,000 Thlr. mehr ausgegeben, als eingenommen. Schon oft ist mir der Gedanke nahe getreten, durch Darlegung der Verhältnisse dieser reichsegneten Mission um erhöhte und um neue Beiträge dringend zu bitten. Ich muß aber ehrlich gestehen, daß es mir eine Ueberwindung kostet, diesen Weg einzuschlagen. Der alte Gofner pflegte wohl zu sagen: „das Betteln bei den Menschen hilft nicht, man muß bei dem Betteln, der Macht hat über alles Gold und Silber, und über die Herzen der Menschen.“ Und ich bekenne gerne, daß ich die Nichtigkeit dieses Ausspruchs in der Entwicklung der St. Matthäusgemeinde reichlich erfahren habe. Sei dem Heimgange des lieben Vater Gofner sind die

Ausgaben um das Fünffache gestiegen, und sein Gebet ist auf Erden verstummt. Die frühere patriarchalische Verwaltung, die in dem directen Verkehr und in der großen Autorität des alten Gofner mit den Missionaren bestand, ließ sich nicht länger aufrecht erhalten. Die Missionare erhielten kein feststehendes Gehalt, er schickte ihnen, was er hatte, und sie waren zufrieden mit dem, was sie empfingen. Gegenwärtig haben wir unter den Hindus sechs Stationen mit sechs Missionaren, von denen fünf ordinirt sind, mit fünf Frauen und neun Kindern, und unter den Koles sechs Stationen mit zwölf Missionaren, von denen zwei zur Wiederherstellung ihrer wankenden Gesundheit zurückgekehrt sind, mit Frauen und Kindern zu unterhalten. Außerdem haben wir für drei Wittwen und sechzehn Waisen zu sorgen. Die Gegenmission hat nicht die Ausdehnung gewonnen, die sich die Engländer davon versprochen haben. Bei weitem die größte Zahl der Koles ist der deutschen Kirche treu geblieben. Die Zahl der getauften Christen beläuft sich auf ungefähr 10,000, und im vorigen Jahre sind von unsern Missionaren nahe an 1500 getauft. Es handelt sich besonders um die Auszubildung von eingeborenen Christen zu Geistlichen. Es ist zu dem Ende in Ranchi ein Seminar errichtet, zu Lehrern an demselben bedürfen wir aber wissenschaftlich und theologisch ausgebildete Männer. Die Missionare arbeiten mit großer Treue und Hingabe, und es thut uns sehr wehe, daß wir ihnen nur die aller-nothdürftigsten und kaum ausreichenden Mittel zu ihrer Unterhaltung gewähren können.

Der seitherige Inspector Ansförge hat ein Pfarramt in der Nähe von Berlin übernommen, wir sind ihm dankbar für seine Treue und Liebe zur Sache. An seine Stelle ist es uns gelungen, den Missions-Inspector Plath zu berufen, der sich entschlossen hat, die schweren Sorgen um den Fortgang der Mission mit uns zu tragen und die wesentliche Leitung derselben zu übernehmen. Wenn jetzt Deutschland groß und mächtig dasteht, so gebe Gott Gnade, daß sich auch die evangelisch-deutsche Kirche ihrer Macht und ihres großen Reichthums der Gnadengüter bewußt werde. Es ist eine Ehrensache der deutschen Kirche, die Gofner'sche Mission als eine deutsche Mission den Engländern gegenüber aufrecht zu halten und zu fördern.

Ich hoffe daher mit großer Zuversicht, daß ich mich nicht vergeblich mit meiner herzlichen Bitte um Hülfe an die Leser der *Ev. R. Z.* und an die Deutschen auch über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus wende. Die Superintendenten und Pastoren, so wie alle, die das Gebot des Herrn, daß den Heiden das Evangelium gepredigt werden soll, gehört haben, bitte ich, uns zu helfen, diese Mission aufrecht zu halten. Eingehende Nachrichten über den Fortgang der Mission geben die *Wiener* auf dem Missionsfelde, jährlich 10 Sgr., die kleine *Wiener* auf dem Missionsfelde für Kinder, 6 Sgr., der *Christliche Hausfreund* für innere und äußere Mission, jährlich 20 Sgr. Diese Zeitschriften erscheinen monatlich und sind bei dem Herrn Inspector, Potsdamerstr. Nr. 31, zu bestellen.

Berlin, den 17. April 1871.

B ü c h s e l.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 6. Mai.

N<sup>o</sup> 36.

## Lutherische Gesamtkirche,

als Bezeichnung der alle Gemeinden des schriftmäßigen Bekenntnisses umfassenden Glaubensgemeinschaft, ist in Bezug genommen, um schlagend nachzuweisen, daß das confessionelle Begehren einer conföderativen Umbildung der von der Union beeinflussten Einrichtungen der Landeskirche in Altpreußen einer bekennnismäßigen Rechtfertigung unfähig sei. Jene Gesamtheit, welche keine lutherische Gemeinde ausschließe, trage, so ist bemerkt, die Kennzeichen der vera unitas ecclesiae (wahrer Einigkeit der christlichen Kirche) nach Art. VII. der Augsburgerischen Confession an sich: die Angehörigkeit zur bezeichneten Gesamtkirche, welche über alle territoriale Abgrenzungen hinüberreiche, sei aber den lutherischen Gemeinden des altpreussischen Gebietes dadurch nicht entzogen, daß sie einer regimentlich gesonderten Zusammenfassung entbehren, vielmehr bestehe der vermiste Zusammenschluß zu Einer Bekenntniskirche, soweit derselbe auf den symbolischen Kirchenartikel zu stützen, thatsächlich in dem vorhandenen Zusammenhang mit der lutherischen Gesamtkirche.

In dieser Folgerung ist Nichtiges und Verfehltes zu einem falschen Ergebnisse verflochten. Um das Mißverständniß zu entwirren, wurde entgegnet, die lutherische Gesamtkirche im gedachten Sinne besitze keineswegs die Eigenschaften, welche wahre Kircheneinheit, wie Art. VII. diese verstehe, bedingen: hiezu sei außer der räumlichen Vereinigung, welche der zerstreuten Gesamtheit der Gemeinden abgehe, auch organische Verknüpfung zu landeskirchlich gestalteter Einheit der Verfassung und des Regiments erforderlich. \*)

Der so gefakten Widerlegung tritt zunächst bedenklich der Umstand entgegen, daß während der Zeit durchgängig kirchlicher Geltung und Anerkennung lutherischer Lehre innerhalb der Kreise ihres Bereichs stets die umgekehrte Annahme gewaltet hat. Weder ist da je dem Realinbegriffe sämtlicher Gemeinschaften des rechten Bekenntnisses das Wesen Einer wahren Kirche abgesprochen, noch insonderheit der Mangel einer positivrechtlichen und verfassungsmäßigen Verbindung verschiedener lutherischer Landeskirchen als ein Grund betrachtet, welcher die denselben gemeinsame Gliedschaft an der Einen Kirche des reinen Wortes und Sacramentes ausschließe. Vollständige Uebereinstimmung

in diesen Gesichtspunkten erhellt sowohl aus ausdrücklichen Bekundungen, als aus dem Zusammenhange von Aussagen, welcher eine abweichende Auffassung gebieterisch ausschließt. Beiderlei Bezeugung des thatsächlichen Einklangs gehört der Vertretung von Richtungen an, die sonst nicht unerheblich sich unterscheiden. Dahin gehört, wenn der begrifflichen Bezeichnung der wahren sichtbaren Kirche der Nachweis sich anschließt, daß alle Merkmale derselben in bekennnismäßiger Gnadenmittelverwaltung sich verwirklichen. Ferner, wenn die rechtgläubige Kirche nicht bloß so erläutert wird, daß ein vorerst ohne nähere Bezeichnung gelassenes Collectivum von Gemeinden diese Eigenschaft beigelegt erhält, sondern „die“ wahre sichtbare Kirche auf das lutherische Bekenntniß in einer Weise bezogen erscheint, welche die Subsumtion des ganzen Gebietes seiner kirchlichen Geltung verlangt. \*) Die Bekenntniskirche erscheint demnach, wie diese Anwendungen zeigen, nicht bloß in einzelnen Rechtskörpern verschieden abgestuften Umfangs, zu und in welchen sie sich gliedert, sondern auch als eine diese Zweige insgesamt umspannende und enthaltende kirchliche Einheit.

Die so zunächst als lutherisch gangbar nachgewiesene Anschauung findet volle Bewährung am Art. VII. der Augsb. Con-

\*) Jo. Gerhard, Loci ed. Cotta. XI, 212. 213 (§. 145.) C. Dieterici, Inst. catech. II. §. 14 (ed. Dieckh. p. 353). Calov., Exegema Aug. Conf. VII, 5. §§. 16. 23. cf. §. 2. Quenstedt, Theol. did. pol. ed. 1685. IV. 481b. 482a. 503b. sq. Koenig, Theol. pos. §§. 1021. 1022. 1025. ed. 1711. p. 277. 278. Baier, Comp. theol. pos. III, 13. §. 30. ed. Preuss. p. 611. Spener, Aufrichtige Uebereinstimmung mit d. Augsb. Conf. 1695. S. 223 (Satz 9. §. 1). S. 225 (§. 7). S. 226 (§. 3). Letzte Bedenken. 1711. I, 449. J. Fr. Buddeus, Instit. theol. dogm. V, 3. §§. 13. 14 (ed. 1724. p. 1206 sq.). Vgl. bes. Bedenken über der Religionsvereinig. bei E. S. Cyprian, Unterricht v. kirchl. Verein. d. Protest. 1726. Beil. S. 401 flg. (Sinsichtlich der vorliegenden Frage ist zu beachten, daß „Kirchen“ damals und noch später hinab nicht bloß, übereinstimmend mit jetzigem Gebrauch, die Mehrzahl anzeigt, sondern auch durchweg der gen., dat., acc. Sing. schwacher Form ist). B. E. Pöcher, in der ihm gewidmeten Monographie v. W. v. Engelhardt. 1856. S. 206. Hollaz, Examen IV, 1. qu. 37 (ed. 1718. II. p. 842). J. G. Walch, Religionsreit. d. ev.-luth. Kirche IV. S. 2. 11. S. 3. Baumgarten, Ev. Glaubenslehre III. S. 597. §. 5. S. 598. Note \*\*. Derselbe, Unterf. theol. Streitigf. III. S. 383. §. 4. S. 386, R.

\*) Ev. R. 3. 1870. S. 449 flg.



fession. Was derselbe unmittelbar „Versammlung, congregatio“ nennt, bedeutet die ganze Sammlung aller Gläubigen (Heiligen). Nicht nur ist dies ausdrücklich gesagt, sondern liegt schon im Prädikate der „una sancta ecclesia“ (eine heilige christliche Kirche), indem, was die deutsche Fassung nicht sofort ersichtlich macht, das aus dem Nicänum, das Apostolikum erläuternd, herübergenommene „una (eine)“ Zahlwort ist und soviel als eine „einzige“ heißt. Schon die Vorgeschichte der Augustana läßt dies erkennen. Es erhellt namentlich aus Luthers (großem) Bekenntniß vom Abendmahl, 1528 (Werke Erl. Bd. 30, S. 363, 369), den unter seiner und Melancthons Mitwirkung zusammengestellten Schwabach-Torgauer Artikel, XII. die Kirche betr. (a. a. O. Bd. 24, S. 327), und beiden der Confession bereits vorangegangenen Katechismen des Hauptreformators. Die Kirche, welcher die Aussage des Art. VII. des Bekenntnisses zuvörderst gilt, ist dieselbe, von welcher die katechetische Erklärung des dritten Glaubensartikels handelt. Die einfachere Angabe im Enchiridion findet sich, reichlicher entfaltet, im bereits früher verfaßten großen Katechismus sinngleich wieder (Cat. maj. 498, 499), ist dem Inhalte nach auch sonst häufig, so namentlich durch ein Predigtwort Luthers von 1530—32 (Werke Bd. 48, S. 224\*) bezeugt. Dem symbolisch gewordenen Commentare des Grundbekenntnisses ist die Kirche „als der Leib Christi, das geistliche Volk (populus spiritualis), das rechte Volk Gottes (verus populus Dei) im Herzen erleuchtet und neugeboren im heiligen Geist,“ eben dies aber die „gemeine oder katholische Kirche,“ welche daran erkannt wird, daß in ihr Gottes Wort rein gehet, die Sakramente recht gereicht werden, nichts desto weniger zugleich beschrieben als der Haufe und die Versammlung, welche „von aller Nation unter der Sonne zusammen sich schidet,“ die rechte Kirche: „der Haufe und die Menschen, welche hin und wieder in der Welt, von Ausgang der Sonne bis zum Niedergang an Christum wahrlich glauben, welche dann ein Evangelium, einen Christum, einerlei Tauf und Sakrament (eadem sacramenta) haben“ ... „Und wir reden nicht von einer erdichteten Kirche, die nirgends zu finden sei, sondern wir sagen und wissen fürwahr, daß diese Kirche, darin Heilige leben, wahrhaftig auf Erden ist und bleibet, nämlich daß etliche Gottes Kinder sind hin und wieder in aller Welt, in allerlei Königrichen, Inseln, Ländern und Städten, vom Ausgang der Sonne bis zum Niedergang, die Christum und das Evangelium recht erkannt haben, und sagen, dieselbige Kirche habe diese äußerliche Zeichen des Predigtamts oder Evangelium und die Sakra-

\*) „Die christliche Kirche heißt nicht ein Haufe voll Bischofs- oder Kardinalshüte, und es mag wohl ein Concilium heißen, oder aus ihnen ein Concilium werden, aber nicht eine christliche Kirche. Denn dieselbige läßt sich nicht auf einen Haufen zusammenbringen, sondern sie ist zerstreuet durch die ganze Welt: sie gläubet, wie ich gläube, und ich gläube, wie sie gläuben: wir haben keinen Anstoß oder Ungleichheit im Glauben, wir gläuben alle Eine christliche Kirche: außerhalb dieser Kirche ist alles nichts. Also gläube ich...“

mente. Und dieselbe Kirche ist eigentlich, wie Paulus sagt, eine Säule der Wahrheit, denn sie behält das reine Evangelium, den rechten Grund“ (Apol. 146. §§. 8—11; p. 149. §. 21). In den Schmalkalbischen Artikeln gesteht Luther den Gegnern keineswegs zu, daß sie die Kirche seien, verneint es vielmehr ausdrücklich, weil in der That sie es nicht seien, weshalb auch nicht zu hören, was sie im Namen der Kirche geböten oder verböten. „Denn es weiß, Gott Lob, ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören. Dann also beten die Kinder: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche.“ Diese Heiligkeit stehet nicht in Chorhernden, Platten, langen Röcken und anderen ihren Ceremonien, durch sie über (contra) die heilige Schrift erdichtet, sondern im Wort Gottes und rechtem Glauben (verbo Dei et vera fide (Art. Sm. III., 12. p. 335)).

Unwidersprechlich kann die in allen diesen übereinklingenden Aussagen enthaltene und erläuterte Bezeichnung der Kirche als einer Versammlung (congregatio) nicht eine Bedeutung haben, welche die ihr beigelegte Umfassung aller Kinder Gottes von einer Maßbeschränkung des kirchlichen Bereichs oder der Einheit der Verfassung und des Regiments abhängig machen würde. Diese Erfordernisse widersprechen vielmehr der keinen Gläubigen ausschließenden Gemeinde der Heiligen geradehin. Jedenfalls bietet der im Artikel VII. der Augustana angewandte Sinn von congregatio keinen Grund dar, der lutherischen Gesamtkirche, als der Einheit aller lutherischen Kirchenkörper, die Eigenschaft einer wahren Kirche abzuerkennen. Jener Ausdruck meint die Sammlung um den im Wort und Sakrament seine gottmenschliche Gnadengegenwart gewährenden Christus. Wenn zu Pfingsten gesungen wird, daß der heilige Geist durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt in Einigkeit des Glaubens versammelt habe, so trifft mit dem, was diese Worte aussagen, als fortgehender Wirkung, andrerseits die durch die Schlußverheißung, bei Matthäus am letzten, als bleibend verbürgte Anwesenheit des Herrn in der Kirche zusammen. Die stetige Erhaltung der Kirche vollzieht sich durch die fort und fort mittelst der Gnadenmittel geschehende Sammlung der Gemeinde um Ihn, ein organisches Verhältniß, welches nur auf Kosten der Reinheit und Wahrheit des evangelischen Kirchenbegriffs als identisch aufgefaßt werden könnte mit dem Gefüge der externa politia, welche nicht die ecclesia catholica, gemeine, christliche Kirche ist (Apol. 146. §§. 9. 10. 13. 14). Dem sonstigen Erfordernisse und Werthe alles dessen, was in die positivrechtliche Verfassungsbildung einschlägt, widerfährt durch fleißige Wahrnehmung dieses Unterschiedes keinerlei Abbruch. Insbesondere wird damit das, geeignete Befriedigung verheißende Bedürfniß verhältnißmäßiger Verörtlichung und Specification nicht geleugnet.

Freilich ist ebenso nicht zu übersehen, daß die Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses in mehrfacher Beziehung geringere Ausdehnung hat, als die der Gemeinde der Heiligen congruente ecclesia catholica, welche weiter verbreitet ist und überdies



sämmtliche Gläubige umfaßt, namentlich, was manchmal unbeachtet bleibt, auch diejenigen, welche innerhalb der Gebiete der von der älteren katholischen Kirche bereits ausgeschiedenen Parteien heterodoxer, beziehungsweise häretischer Richtung sich finden lassen. Der ganzen Christenheit gegenüber ist die lutherische Gesamtkirche nur partikuläre Kirche. \*) Es könnte daher gefragt werden, ob nicht vielleicht eben diese Umfangsverschiedenheit bewirke, daß die letzt erwähnte Gesamtheit, um wirkliche Kirche zu sein, Bedingungen in sich vereinigen müsse, welcher zu gleichem Erfolge die ganze Christenheit nicht bedürfe. Diesem Bedenken tritt vorab entgegen, daß dasselbe wenigstens am entscheidenden Bekenntnisartikel und seiner weiteren symbolischen Entwicklung keine Stütze findet. Auf der Grundlage derselben kommt es nur darauf an, wie die Gesamtkirche des lauternden Wortes und Sakraments gestaltet sein muß, um dem von der bekennnismäßigen Lehre getragenen Princip zu entsprechen. Demselben gemäß besteht sie unbestreitbar als rechte Kirche, wenn sie reine Gnadenmittelverwaltung besitzt, da allein diese symbolisch das ebenso genügende als unerlässliche Erforderniß und Merkmal der Kircheneinheit bildet. Sodann aber erheischt der nothwendige Einfluß in schriftmäßiger Predigt und Sakramentsreichung keineswegs, daß diese Verwaltung in allen lutherischen Kirchencreisen unter Einer Leitung und Verfassung stehe, sondern nur, daß die Versorgung der Gemeinden mit den Gnadenmitteln überall unter der bekennnismäßigen Richtschnur sich vollziehe, während die Aufrechterhaltung der letztern eine Mehrheit der Formen und Einrichtungen zuläßt, wenn diese nur den bezüglichlichen Bekenntnisgrundsätzen, wie u. a. die Artikel V. XIV. der Augsb. Conf. sie aussprechen, gemäß gestaltet sind.

Diese Erwägungen wollten zunächst klar stellen, daß der den lutherischen Gemeinden der altpreußischen Landeskirche, unter Verweisung auf den Zusammenhang mit der Gesamtkirche ihrer Confession, bestrittene Anspruch auf eine in genügendem Maße ihnen zu gewährende regimentliche Zusammenfassung durch keine Auseinandersetzung treffend ins Licht gestellt werden kann, welche ihrerseits der konfessionellen Gesamtheit kirchlicher Kreise den Charakter einer dem Art. VII. des Augsb. Bekenntnisses gemäßen Kircheneinheit abspricht. Die versuchte Verständigung hierüber sollte zu den Gesichtspunkten hinführen, von welchen die erledigende Prüfung der Behauptung bedingt ist, daß das schriftmäßige Bekenntniß außer der in der Gesamtheit der ihm angehörigen Gemeinden gegebenen Kircheneinheit keine weitere Zwischenstufen konfessioneller Verbände erfordere. Der Bezeichnung dieser Gesichtspunkte gehe noch die Bemerkung voran, daß die von gewollter und gemeinter Bekenntnistreue eingegebene Argumentation, nach welcher die lutherische Gesamtkirche das Verlangen einer ihrem Bekenntnisse Rechnung tragenden Kirchengestaltung

als durch jene stets befriedigt darstelle, eine Voraussetzung einschließt, welche für um so sicherer erachtet sein mag, als sie nur stillschweigend gemacht ist. Sie besteht in der Annahme, daß der konfessionellen Gemeinde, sofern und so lange ihr die nackte Angehörigkeit zur Kirche ihres Bekenntnisses bleibe, alles das entzogen und vorenthalten werden dürfe, was über das Maß des unmittelbar mit solcher Zugehörigkeit Gegebenen hinausgeht, daß also das Bekenntniß keine Befugniß gewähre, auch über die nicht unbedingt tödtlichen Verklümmungen seiner der kirchlichen Grundlage gemäßen Entwicklung Klage zu führen, und mindestens die Abstellung der im Widerspruch mit dem früher anerkannt gewesenen Rechtszustande aufgetretenen Veränderungen zu begehren. Das Gegentheil dieser Unterstellung leuchtet so sehr ein, daß sie nur genannt zu werden braucht, um eine ausführliche Widerlegung überflüssig erscheinen zu lassen. Die unternommene Erschütterung des konfessionellen Standpunktes hat sich demnach von vornherein durch eine unhaltbare Prämisse selbst vereitelt. Dies Ergebniss ist sogar durch ein gegnerisches Zugeständniß nahe gelegt, welches hervorhebt, daß die sämmtlichen lutherischen Gemeinden Preußens, bezw. der alten Provinzen, einen engeren Verband oder geistlichen Organismus bilden, welcher durch die Einheit der Lehre und Sakramentsverwaltung von selbst constituiert und durch die itio in partes nach dem Erlasse vom 6. März 1852 kirchenrechtlich sicher gestellt sei, weshalb in diesem Sinne die lutherische Kirche Preußens und der einzelnen Provinzen fortbestehe. \*) Der Ausgangspunkt dieser Bemerkung, welcher zu einer erspriesslichen Erörterung hätte führen können, nöthigte zu einer Berücksichtigung diesseitiger Bedenken, in welchen reichlich und vielfach dargelegt ist, nicht nur, daß mit der behaupteten Sicherstellung thatsächlich anders es sich verhält, sondern auch, daß nach der bestehenden Regiments-einrichtung die gemischten Kirchenbehörden nicht in der Lage und befähigt sind, den lutherischen Gemeinden Leitung, Obforge und Pflege so zu widmen, wie das Bekenntniß es fordert. Wenn auf die bezüglichlichen Fragen gründliche Einlassung erfolgt wäre, so würde, klar gedacht, der Anerkennung eines lutherischen Kirchenverbandes sich die Einsicht nicht verschlossen haben, daß von der durchgeführten Bildung eines solchen in Altpreußen die abgewehrte Umgestaltung der von der Union beherrschten Einrichtungen zur Conföderation gewiß nicht durch Ueberschreitung eines bescheidenen Maßes billiger Anträge sich unterscheide.

Da dies bestritten geblieben ist, so kommt es, in Rückkehr von vorstehender Zwischenbemerkung, noch darauf an, die jenseitige Berufung auf die lutherische Gesamtkirche von der irrig aus derselben abgeleiteten Folge abschließend zu sondern. Der genauer begrenzte Gegenstand der Meinungsverschiedenheit liegt in der Frage, ob die kirchlichen Kreise, in welchen die gesamte Bekenntniskirche, sowohl nach der einen als nach der anderen Meinung, sich spezialisirte Erscheinung giebt, lediglich in Ortsgemeinden bestehen können, oder, ob jene, sei es

\*) „Adfirmamus, . . . vere Ecclesias nostras, quarum extat confessio exhibita . . . in conventu Augustano Anni 1530, esse partem Ecclesiae catholicae Christi. . .“ (Melancthon. Opera XII. 647.)

\*) Bekenntniß und Landeskirche 1870, I. S. 44.



durchweg oder unter Umständen, die es besonders bedingen, bekennnißmäßiger Zusammenfassungen bedürfen, welche zwischen den örtlichen Gemeinschaften und der konfessionellen Gesamtkirche sich entwickeln. Unter einen anders gewendeten Ausdruck der kirchlichen Lehre gefaßt, sind die Bestandtheile der ganzen durch die schriftmäßige Gnadenmittelverwaltung geeinten Bekenntniskirche, in welche diese absteigend unmittelbar und zunächst sich gliedert, darauf anzusehen, ob und wiefern sie *ecclesiae simplices* oder *compositae*, einfache oder zusammenge setzte Kirchen, sein dürfen oder müssen.

Schon die neustamentlich beglaubigte Geschichte der Kirche läßt, außer der durch den solidarisch verbundenen Apostolat gegebenen Einheit aller Einzelgemeinden im Wort und Glauben, auch eine Richtung auf Mittelstufen der Zusammenfassung erkennen, welcher zufolge mehrfach Gruppen, bestimmt nach der Pflanzung und Pflege der Gemeinden durch einzelne Apostel, nach der jüdischen oder heidnischen Herkunft, der Mitgliedschaften, nach dem Verhältnisse von Mutter- und Tochtergemeinden, sowie nach landschaftlicher Zusammengehörigkeit, unbeschadet der höheren Gesamteinheit näher verbunden erschienen. Hinsichtlich des Ganges, welchen diese Entwicklung in förmlicher Verfassungsbildung weiter genommen hat, kommt hier besonders der Einfluß des Umstandes in Betracht, daß der gesammte Episkopat, mit geringen Ausnahmen, die nicht erheblich wirkten, der Reformation beharrlichen Widerstand entgegengesetzte. Dies trug dazu bei, daß die Lokalgemeinden, sofern sie Heerd der volksmäßig erfakten Reformbewegung wurden, auch in ihrer Eigenschaft als Stätten der Auswirkung des reformatorisch erkannten Hauptzweckes aller kirchlichen Einrichtungen mehr in Betracht kamen. Der Begriff der Gemeinde, welcher auf allen Stufen seiner Darstellung den der Kirche, obgleich beziehungsweise unterschieden, einschließt, tritt am faßlichsten und wirksamsten in der Ortsgemeinde hervor, da diese die unter dem zunächst und eigenst ihr gewidmeten Gnadenmittelamte sich vollziehende Sammlung im Wort und Sakrament ist. Die weiter gelegenen Kreise kirchlicher Vereinigung werden derselben, als solcher, mehr auf abstraktem Wege sich bewußt, was die lebendige Wirkung des Zusammenschlusses abschwächt. Deshalb führte die durch den Wegfall der dem Evangelium feindlichen Kirchenoberen entstandene Lücke, verbunden mit der gleichzeitig erweitert erkannten Bedeutung der Lokalgemeinden, die Gefahr einer Verkennung des Bedürfnisses kirchlicher Zusammenfassungen ausgedehnteren Umfangs, sowie eine Einbuße an Mitteln, dasselbe zu befriedigen, mit sich. Es konnte, was auch heute noch häufig geschieht, leicht übersehen werden, daß die Ortsgemeinden, obgleich Grundbestandtheile der Kirche, doch anderseits der letzteren Bestehen, und zwar auch irgendwie gegliedert, stets schon voraussetzen. Dieser Irrung lag dann ferner die Annahme nahe, die Gesamtkirche sei mit praktisch genügender Gestaltung ihres Zusammenhanges selbst dann versehen, wenn sie unmittelbar in ihre Einzelgemeinden zerfalle, ohne zugleich auf diese, sei es gradehin von sich aus, oder durch Zwischen-

organe, leitenden Einfluß üben zu können. Thatsächlich ist die Konsequenz einer solchen Anschauung, soweit sie wahrnehmbar geworden, besonders durch die Betheiligung der Obrigkeiten an dem erwachsenden Kirchenwesen der deutschen Reformation verhindert worden, sich zu entfalten. Und nicht nur ist es faktisch so gekommen, sondern der auf Bildung größerer Complexe von Einzelgemeinden gerichtete Gang der Entwicklung ist auch zu grundsätzlicher Anerkennung gelangt. Dies ergibt schon im Allgemeinen die Augsburgerische Confession, soweit der aus ihr ersichtliche Stand der Verhältnisse und Anschauungen das angedeutete Prinzip wenigstens als stillschweigende Voraussetzung umfaßt. Ueberdies schließt, was und wie das Bekenntniß von kirchlicher Verfassung und Regierung im Artikel XXVIII. (II. 7): „Von der Bischöfe Gewalt, De potestate ecclesiastica“ redet, sammt desselben apologischer Erläuterung, eine grundsätzlich abweichende Auffassung entschieden aus. Dem Ergebnisse nach ist also, wie mit vollem Rechte zu behaupten, die Gemeinschaft des reinen Bekenntnisses auch nach der Verfassungsseite als gesamt kirchlich erwachsen und zu Bestande gekommen anzusehen. Symbolisch verstanden ferner ist jede Einzelgemeinde, sowohl die einfache wie die zusammenge setzte, als die an ihrem Theil verwirklichte Gemeinde der Gläubigen, als die in diesem ihrem Gliede gegenwärtige Eine christliche Kirche, anzusehen. Dies leidet hinsichtlich der Gemeinschaft des reinen Bekenntnisses durch die sie äußerlich begleitende Beimischung von Namenschristen keinen Abbruch. Wie aus der Ergänzung des Artikels VII. durch Artikel VIII. hervorgeht, hört nämlich die keinen Gläubigen ausschließende Gemeinde aller Heiligen, die *una sancta ecclesia*, durch die kloß der Erscheinung nach ihr anhörenden Berufenen, welche im wesentlichen Bestande nicht mitzählen, nicht auf, die Kirche zu sein, welcher die symbolischen Aussagen gelten. Die Verschiedenheit äußert sich in anderen Beziehungen, welche hier übergangen werden können. Es genügt vorliegend, dem Bemerkten anzuschließen, daß die gesamt kirchliche Entwicklung eine der Einzelgemeinde ähnliche, aber auch ungleiche Gestalt an sich trägt. Zu den Grundauffassungen des lutherischen Protestantismus gehört unstreitig, daß die Kirche über Verfassung und Ordnung des Regiments kein „*mandatum divinum*“, in diesem Sinne keinen göttlichen Befehl empfangen hat, was selbstverständlich keineswegs die Pflicht ausschließt, innerhalb des solchergestalt freigegebenen Ermessens nicht nur hinsichtlich einzelner Verhältnisse bestimmte Vorschriften zu befolgen, sondern auch die leitenden Gesichtspunkte, Fingerzeige und Winke, zu beachten, welche die Schrift und deren Analogie gesichert darbieten. Schlechthin fehlt der Kirche die Freiheit, sich der Bestellung des Dienstes am göttlichen Worte zu enthalten, vielmehr fordert Gottes Wort die Ausrichtung dieser Funktion, der Kirche ist das „*mandatum de constituendis ministris*“, Gottes Befehl, daß sie soll Prediger und Diaconos bestellen“ gegeben (Apol. p. 202. §. 12). Ebenso muß sie für Bestehen und Halten einer Ordnung öffentlicher Berufung zum Amte der Gnadenmittelverwaltung sorgen



(Conf. Ang. XIV.). Eine diesen Grundsätzen genügende Einrichtung der Einzelgemeinde ist einleuchtend weniger verwickelt, als die Bildung eines gesamt kirchlichen Organismus, da dieser Verhältnisse zu berücksichtigen hat, deren mannichfaltige Verflechtung jene ungleich weniger berührt. Ueberhaupt ist Gesamtverfassung nur in einem Maße und bis zu einer Grenze möglich, welche, menschlichem Vermögen und Unternehmen entruht, durch thatsächlich und geschichtlich gegebene Bedingungen bestimmt werden, die größtentheils von der allgemeinen Weltlage abhängig sind. Die Errichtung einer Einzelgemeinde wird, wenigstens nach Nothdurft, meist eher und leichter gelingen, als, abgesehen von der Hilfe eines zerstreuten Gemeindefreies bereits umgebenden oder berührenden Gesamtbestandes, die Verknüpfung jener zu einem umfassenden Ganzen organischer Gliederung. Der Unterschied wurzelt wesentlich mit darin, daß die den Zusammenschluß der Einzelgemeinde vollendende Subsumtion derselben unter ein geistliches Amt viel weniger einer auf gleichem Bekenntnisgrunde möglicherweise uneinigen Beantwortung noch unentschiedener Fragen anheimfallen kann, als hinsichtlich einer größeren Organisation der Fall ist. Endlich steht der Mangel einer organisierten Vereinigung mehrerer Einzelgemeinden gleichen Bekenntnisses oder auch solcher Gemeindecumplexe zu Einem kirchlichen Gesamtkörper keineswegs einem völligen Ausfall der Befriedigung des Bedürfnisses gleich, welches der durch die Glaubensgemeinschaft gegebenen Richtung auf positivrechtliche Erweiterung der Kirchengrenze zu Grunde liegt. Auch außerhalb solcher Einrichtung bietet sich der confessionellen Zusammengehörigkeit in freier gestalteten Verkehrsbeziehungen eine hoher Verwerthung fähige Möglichkeit dar, die Bekenntnisgenossenschaft fruchtbar zu betheiligen und zu pflegen. Analogische Belege hiezu finden sich in allen Zeitaltern der Kirche.

Durch diese vergleichenden Andeutungen könnte die Frage veranlaßt scheinen, ob nicht der Bedeutung der Einzelgemeinde ein Gewicht zufalle, welches die gesamt kirchliche Entwicklung beeinträchtigt. Für die Beantwortung kommt in Betracht, wie das Verhältniß der einen zur anderen Richtung thatsächlich sich stelle. Neben der feststehenden Annahme, welcher auch die Einzelgemeinde als wirkliche Kirche gilt\*), ist dennoch es nicht leicht, eine bestimmte Ortsgemeinde aufzuzeigen, welche als ecclesia simplex im eigentlichen Sinne, ohne verfassungsartigen Zusammenhang mit anderen Gemeinden für sich bestehend, zu bezeichnen wäre.\*\*)

Wähnung der „Kirche“ irgend einer Stadt an sich nicht aus, daß sie in Einzelgemeinden, unter verbundener Leitung, gegliedert war. Der Urheber der ersten quellenmäßig umfassenden Zusammenstellung der Geschichte des Lutherthums, welcher, wie aus anderen Rundgebungen ersichtlich, im Grundsatz festhielt, daß jede Partikulargemeinde, unbeschadet ihrer Eigenschaft als eines Gliedes der allgemeinen Kirche, selbständig ihr Kirchenwesen einrichten und versorgen dürfe, betrachtete gleichwohl das Vorkommen eines, des geordneten Zusammenhanges mit anderen in der reinen Lehre übereinstimmenden Gemeinden gänzlich entbehrenden Bestandes nicht anders, denn als die unvermeidliche Wirkung einer durch außerordentliche Lage und Verhältnisse bedingten Unmöglichkeit äußerer Gemeinschaftsbeziehungen, an ferne Inseln, Indien und ähnliche Vereinzelnungen erinnernd (V. L. v. Siedendorff, Christen-Stat. 1693. S. 655. 662 fg.). Noch gegenwärtig zutreffend, verdeutlicht diese Betrachtung den Sinn, in welchem grundsätzlich die Selbständigkeit der Einzelgemeinde gegenüber gesamt kirchlichen Verhältnissen zu verstehen ist. Er fällt nicht mit gemeindlichem Independentismus zusammen, sondern will nur betonen, daß die Gemeinde, als unmittelbar örtliche Sammlung um Wort und Sakrament, nirgend fehlen darf, wo wirklicher Kirchenbestand zu finden sein soll, während die Frage, ob konkret die Kirche sich in nur einer Einzelgemeinde oder in einer verbundenen Mehrheit von Gemeinden darzustellen habe, mit Voraussetzungen es zu thun hat, welche nicht überall und stets gesamt kirchliche Verfassung da gestatten, wo an den Existenzbedingungen einer Einzelgemeinde es nicht fehlt. Daß in der Urkirche die Gliederung in Lokalgemeinden entschieden vorliegt, während die spätere Stufe der Bildung kirchlicher Komplexe nur leise vorangedeutet erscheint, zeugt demgemäß, von Verflechtungen selbstverständlich abgesehen, nicht wider den demnächst erfolgten Fortschritt zur komplexen Gestaltung, als einen berechtigten. Die unter gewissen Umständen nöthige Beschränkung der Kirche auf die Gestalt einer ecclesia simplex zeigt daher keine Verkenntung des Grundsatzes an, welcher die umfassendere Gliederung in einer sie zulassenden Lage Raum gewinnen läßt. Vielmehr steht jene Unterscheidung in völligem Einklange mit der der Kirche, als Gemeinde aller Gläubigen, wesentlichen Richtung auf möglichst weit ausgebreitete Bethätigung auch äußerlich sich darstellender Gemeinschaft. Ausnahmen bestätigen die Regel. Auf den erklärten Zusammenhang ist dies um so mehr anwendbar, als trotz der Gründe, welche scheinen könnten, überwiegend die ein-

\*) Quenstedt I. c. IV. 479 a. th. IX. Baier. I. c. III, 13. S. 19. b. Hollaz, II, 802. qu. 8.

\*\*) Die Feisniger Kastenordnung (Richter, Kirchenordnungen I, 10), deren Inhalt ein Beispiel darbieten könnte, ist nicht zur Ausführung gekommen. Sofern die Kirchenordnung für die böhmische Stadt

Elbogen (Richter, a. a. O. I, 15) hierher zu ziehen, wäre zugleich zu berücksichtigen, daß sie durch ihre Beziehungen zur Autorität des Grafen Sebast. Schick (de Wette, Luthers Briefe II, 233) auch einen Zusammenhang mit anderen Gemeinden seiner Herrschaften vermuthen läßt.



zellkirchliche Gestaltung hervorzurufen, das gesamtthkirchliche Verhältniß, welches durch seine gehäuferten Bedingungen exceptionelles Aussehen hat, thatsächlich in weitaus größter Verbreitung besteht, eine von der Erfahrung dargereichte Bestätigung des Prinzips, wovon es den Ausdruck bildet.

Dem bisherigen Nachweise zufolge setzt der von der lutherischen Gesamtkirche hergeleitete Widerspruch gegen regimentlich gesonderte Zusammenfassung der Bekenntnissgemeinden einmal unrichtig voraus, daß das, was die Confession nicht unbedingt erheischt, auch dann ohne Rechtsverletzung den ihr angehörigen kirchlichen Kreisen versagt oder entzogen werden dürfe, wenn die bezügliche Einrichtung bekennnissgemäßer Herstellung fähig ist, oder durch sie ein unberechtigt beseitigter Zustand angemessen erneuert würde. Ferner hat sich der gedachten Bestreitung der Fehlschluß unterstellt, welcher gesamtthkirchliche Entwicklung auch unter den sie ermöglichenden Bedingungen als eine weiter angezeigte Stufe der Gemeinschaftsbildung deshalb nicht gelten läßt, weil sie nicht gleich unmittelbar wie die Ortsgemeinde zur Verwirklichung der Kirche erforderlich scheint. Ueberdem noch stimmt mit jener Folgerungsweise nicht, daß, bei demnächst der Gesamtheit lutherischer Gemeinden zugestandener Bedeutung eines landeskirchlichen Verbandes, die Erinnerungen unberücksichtigt geblieben sind, welche dawider sich erheben, daß derselbe mit ausreichender Rechtsausstattung versehen sei.

Die eben aufgezählten Bedenken treten sodann noch durch einen ihnen übergeordneten Gesichtspunkt in verstärktes Licht.

Die gesammte Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses ist die dem letzteren, soweit sein Bereich sich erstreckt, entsprechende Erscheinung der Einen christlichen Kirche, der Gemeinde aller Gläubigen. Unterschieden von den übrigen Theilen derselben durch die sie kennzeichnende Reinheit der Lehre ist sie, vermöge dieser, als solche wahre Kirche, obgleich auch falsche Christen ihrer Sichtbarkeit angehören. Gemeinsam mit der christlichen Gesamtkirche, als äußerer, ist ihr jedoch, was vorliegend wohl zu merken, daß sie, wie diese, der positiven Rechtsgestaltung nach, selbst einen einheitlichen Körper nicht ausmacht, obgleich sie gliedliche Theile zählt, welche rechtliche und verfassungsmäßige Einheit besitzen. Daß sie die wahre sichtbare Kirche in deren ganzer Umfassung ist, beruht lediglich darauf, daß in allen ihren Zweigen und Einzelkreisen reine Gnadenmittelaustheilung waltet. Das Bekenntniß verlangt, daß zur Erhaltung solcher Verwaltung die feinen betreffenden Aussagen entsprechenden Maßnahmen angewandt werden. Wie und in welcher Form dies zu geschehen habe, bei Seite lassend, genügt hier die Bemerkung, daß besagtes Erforderniß unvollziehbar ist, sobald nicht für gewisse Kreise engern oder weitem Umfangs eine zufälligem Belieben irgendwie entzogene Ordnung gilt. Die lutherische Gesamtkirche ist unfähig, eine derartige Ordnung zu treffen und aufrecht zu erhalten, schon darum, weil ihr ein Organ gebricht, durch welches sie desfalls sich vernehmen lassen könnte. Deshalb ist eine jene Vorhaben ausführbar machende Einrichtung, entweder in der Ortsgemeinde,

oder an einer gesamtthkirchlich bestimmten Stelle, nothwendig, wodurch übrigens auch ein Zusammenhang beider nicht ausgeschlossen wird. Diese Einrichtung außerhalb der Bekenntnissgemeinschaften zu verlegen, ist eine auf dem Standpunkte Augsburgischer Confession und ihres Artikels VII. unmögliche Vorstellung, und eben deshalb zugleich obrigkeitliche Einwirkung nur insoweit zulässig, als sie unter der für die Wahrung des in allen Stücken unverletzten Bekenntnisses erforderlichen Vorkehrung geübt wird. Dazu gehört unumgänglich die Bestellung confessionell befähigter und verpflichteter Vollzugsorgane.

Was bei dennoch fortdauerndem Mangel an solchen Veranstellungen die Verweisung der Lokalgemeinden auf ihre Beziehungen zur lutherischen Gesamtkirche, als vermeintlichen Ersatz, nur bedeuten kann, liegt auf der Hand. Da diese Gesamtheit, im hervorgehobenen Belang, nur in ihren Theilen sich verwirklicht, so folgt aus der Versagung gesamtthkirchlicher Verknüpfung bekennnissgleicher Gemeinden unabweislich die Verlegung aller durch die Reinheit der Confession bedingten Wahrnehmungen an die lokalkirchliche Stelle. Mit anderen Worten: wenn gesamtthkirchliche Gliederung mit entsprechender Vertheilung amtlicher Pflichten und Befugnisse ausgeschlossen bleiben muß, so gibt es keinen anderen Ausweg, die Gemeinden mit regimentlicher Pflege zu versorgen, als diese selbst mit ergänzender Berechtigung und Verfassung auszustatten. Jede derselben muß alsdann zu einer *Ecclesia simplex* erhoben werden, dergestalt, daß die Gemeinde zugleich im Vollsinne einer selbständigen Kirche zu handeln vermöge, die verhältnißmäßigen Gegensätze des kirchlichen und gemeindlichen Moments in ihrer Einen Sammlung umschließend. Diese Auskunft allein ist sowohl lutherisch gerechtfertigt, als im gesetzten Falle geboten: jenes, weil das Bekenntniß es gestattet, daß eine Einzelgemeinde selbständig den ganzen Umfang der Funktionen der Kirche, thunsüchtig gegliedert, auf sich nehme, dieses, weil die Aufgaben, welche die lutherische Gesamtkirche als solche nicht zu lösen vermag, soweit von der Lösung die Fortsanzung schriftmäßiger Gnadenmittelverwaltung abhängt, unbedingt der Nichterfüllung nicht preisgegeben werden dürfen.

Mit diesem Ergebnisse ist abschließend der Einwand widerlegt, welcher behauptet, daß die von konfessioneller Seite begehrte Umgestaltung der Union zur Conföderation durch die lutherische Gesamtkirche als grundlos aufgezeigt werde. Die Widerlegung erkennt zugleich das an, was der Einwand an grundsätzlich richtigem unklar umfaßt, nämlich, daß an sich, abstrakt genommen, die Einzelgemeinde nicht nothwendig einer gesamtthkirchlichen Zwischenstufe zu unterstellen sei, wobei aber übersehen ist, daß unter Umständen, je nach konkreter Bewandniß, allerdings dies Erforderniß obwaltet. Es tritt ein, so lange und sofern die Einzelgemeinde nicht in Stand gesetzt ist, auch den Einrichtungen sich zu unterziehen, welche, obgleich unentbehrlich, seitens der lutherischen Bekenntnissgesamtheit, die nur in ihren als Kirchenkörper bestehenden Einzelgliedern die betreffenden Thätigkeiten üben kann, unerfüllbar sind, ebenso wenig jedoch ihrer Natur nach einer mit fremden Confessionsgenossen gemischten Leitung überlassen



werden dürfen, wenn nicht anstatt des Fundaments protestantischen Kirchenrechts dessen grader Gegensatz gelten soll.

Daß wirklich Funktionen der fraglichen Art in Ansehung jeder Ortsgemeinde der Vollziehung bedürfen, ist bereits früher mit Angabe der bekenntnißmäßigen Gründe hervorgehoben\*). Namentlich ist eine dem Artikel XIV. des evangelischen Augspfels genügende Ordnung der Berufung zu dem im Art. V. bezeichnetem Predigtamte (ministerium ecclesiasticum) undenkbar, wenn sie nicht eine konfessionell unabhängige Entscheidung der Fragen ermöglicht, welche der Gegenstand der Vornahme in sich hegt. Die in einzelne Akte sich zerlegende Befriedigung des Erfordernisses der Berufung zum geistlichen Amte hat, wie im Einklange mit der Apologie (p. 202. §. 12) aus der symbolischen Abhandlung „von der Gewalt und Oberkeit des Papstes“ (Art. Smale, p. 353) herstellt, zur unverbrüchlichen Voraussetzung, daß die bezüglichlichen Beschlüsse wesentlich als die der Kirche des reinen Bekenntnisses, der „rechten Kirche (vera ecclesia),“ müssen gelten können. Durch diese aus der entscheidenden Quelle unanfechtbar hervorgehende Annahme ist folgerweise zugleich die begehrte Umgestaltung der die innerprotestantischen Grenzbeziehungen betreffenden Einrichtungen der Landeskirche im konföderativen Sinne als rechtlich wohlbegründet festgestellt. Das in der Union enthaltene Wahrheitsmoment ist, um es nochmals in Rückbeziehung auf alles Vorangegangene zusammenzufassen, kein anderes, als, daß der schon vor und abgesehen von der Union an sich und real vorhanden gewesenen Einheit der evangelisch-protestantischen Kirche, soweit das Gemeinsame der verschiedenen Bekenntnisse es gestattet, jedoch um kein Haar breit **weiter**, ein auch formal mehr entwickelter Ausdruck verliehen werden kann, nicht: schlechthin soll oder muß. Die gesamtprotestantische Kircheneinheit deckt sich aber keineswegs mit wahrer Kircheneinheit im recht verstandenen Art. VII der Augsburg. Confession. Die Verleugnung der Verschiedenheit ist die Wurzel des Gegensatzes wider die konfessionnelle Richtung und ihres Strebens, der rechten Unterscheidung Geltung zu verschaffen. Zur Erläuterung des diesseitigen Ceterum censeo sei es nochmals bemerkt.

Beim Schlusse dieser Auseinandersetzung begegnete derselben noch die Frage, wie die ihr zu Grunde liegende Ansicht zu dem Erachten sich verhalte, welches (Ev. R.-Z. 1871. S. 52 flg.) befristwortet, daß in den lutherischen Landeskirchen eine Ordnung festgesetzt werde, nach welcher den Reformirten gastweise die Gemeinschaft am lutherischen Abendmahl zu gewähren sein würde. Eine Begründung des Satzes, auf welchen eine solche Anordnung zurückgeführt werden müßte, ist dem Vorschlage nicht unterbreitet, obgleich eine Rechtfertigung desselben durch Schrift und Bekenntniß um so weniger entbehrlich erscheint, als auch eine Bezugnahme auf näher bezeichnete Verhandlungen früheren Ursprungs fehlt. Der Stand der Erörterungen über die Sakramentsgemeinschaft hat sich inzwischen namentlich insofern verän-

dert, als auch Ausführungen neuerer Entstehung\*) vorliegen, welche eingehender Berücksichtigung bedürfen, wenn es darauf abgesehen ist, dem erwähnten Antrage im Bereiche der lutherischen Bekenntnisgenossenschaft, beziehungsweise auch lutherischer Kirchenregimente, eine auf Ueberzeugung von der bekenntnißmäßigen Richtigkeit beruhende Anerkennung zu verschaffen. Außer dem ermangelt der Vorschlag einer näheren Bezeichnung des Begriffes der „gastweise“ zu gewährenden Abendmahlsgemeinschaft, so wie einer Präzisierung der ins Auge gefaßten Maßnahmen, wenigstens insoweit, als zur Ermessung ihrer mutmaßlichen Tragweite erforderlich ist. Soviel zu erkennen, scheint der Sinn zu sein, daß hinfert als kirchlicher Grundsatz gelten soll: „Das reformirte Bekenntniß hindert nicht die Theilnahme am lutherisch verwalteten Abendmahl,“ da, was auch unter „gastweise“ gewährter Zulassung verstanden sein mag, soviel erhellt, daß die Bestimmtheit und Entschiedenheit widerlutherischen Bekenntnisses die Regel der Gestattung nicht beschränken soll. Bei dieser Lage der bisherigen Rundgebungen über die bezielte Einrichtung von einer näheren Prüfung derselben absehend, wird nur, um jedes Mißverständnis auszuschließen, dem entschiedenen Bedenken bestimmter Ausdruck gegeben, ob jener Grundsatz, welcher mit den hier in vorletzter Anmerkung bezogenen Aeußerungen auf diesseitigem Standpunkte für unvereinbar erachtet wird, einer im hellen Einklange mit dem schriftmäßigen Bekenntnisse stehenden Rechtfertigung fähig sei. Wenn zu irgend welchem Akte wahre Einigkeit der Kirche erforderlich, dann wird sie zweifelsohne bei der Handlung des Sakraments am wenigsten fehlen dürfen. Da jene Einheit bei zwiespältigem Bekenntnisse nicht vorhanden ist, so ergibt sich die Folge aus Artikel VII. für die vorliegende Frage unmittelbar, als wohin die sonst den fraglichen Zulassungen entgegenstehenden Gründe sich zusammenschließen. Vor gefahrbringender Unterschätzung des Gewichtes des hervorgehobenen Bedenkens warnt auch der Ernst der Zeitlage, welcher es nicht an Zeichen mangelt, die darauf hindeuten, daß der Unionismus, in richtiger Folge seines verwerflichen Prinzips und unabhängig von der Meinung und Absicht seiner Vertreter, einem Gipfel zustrebt, dessen Erreichung durch falsche Stellungen und Schritte der Anhänger des allein lauterer Bekenntnisses verhängnißvoll gefördert werden kann.

### Kirchliche Nachrichten aus dem Elsaß.

Sie wünschten für die Leser der Evangel. Kirchenzeitung einige Notizen über die kirchlichen Verhältnisse des Landes, das jetzt durch eine so wunderbare Wendung der Dinge, uns Allen unerwartet, wieder mit seinem Stammlande vereinigt worden ist, und für welches, wie wir hoffen, eine Zeit geistlicher und geistlicher Anregung anbrechen wird, wie sie seit zwei Jahrhunderten nicht mehr möglich geworden war.

Wie sich in kirchlicher Beziehung unsere Zukunft gestalten wird, ist für jetzt noch gar nicht abzusehen; es ist auch meine Absicht durchaus nicht, Sie und Ihre Leser mit Plänen und Vorschlägen hier zu behelligen, die doch nur in die Luft gebaut

\*) Dahin gehören u. a.: Dr. v. Bezschwitz, Die kirchlichen Normen berechtigter Abendmahlsgemeinschaft. Zur Widerlegung der Rietzsch'schen Schrift über „Abendmahlsgemeinschaft“. Leipzig 1870. Dr. Harnaß, in v. Harleß und seinen Abhandlungen: „Die kirchlich-religiöse Bedeutung der reinen Lehre v. d. Gnadenmitteln.“ Erlangen 1869. S. 218. Note \*. Vgl. S. 155. 156 flg. 177. 199. 203. 212. 217. Dr. Mejer, Lehrbuch des deutschen Kirchenrechts. 3te Aufl. Göttingen 1869. S. 559. §. 208, 20.

\*) Ev. R.-Z. 1867 S. 197. 198, 1869 S. 1164 flg. 1169 flg., 1870 S. 1199. 1200 flg. 1202 flg.



werden und zu nichts führen könnten. Es wird sich vielmehr aus der Schilderung unsrer kirchlichen Lage am Besten ergeben, was in Zukunft geschehen muß, damit unsere Kirche in eine solche Lage gestellt werde, die dem Evangelium in derselben seine reichste Entfaltung möglich mache.

Lassen Sie mich Ihnen also einige Ueberblicke geben über die Geschichte unsrer lutherischen Kirche im Elsaß, über deren gegenwärtige Lage in Beziehung auf Statistik und Organisation, über die Entwicklung des christlichen und kirchlichen Lebens innerhalb ihrer Grenzen, damit Ihre Leser, die sich gewiß Alle vielfach mit den äußern Geschichten unsres Elsaß in diesen letzten Monaten beschäftigt haben, auch einen möglichst richtigen Einblick in die wichtigsten Lebenssphären desselben gewinnen möchten, in die Entfaltung des kirchlichen Lebens mit seinem Leid, wie mit seiner Freude.

## I.

Auf die Vorgeschichte der lutherischen Kirche im Elsaß wollen wir heute nicht eingehen, um nicht allzuweit auszuholen: es wird aber hoffentlich die neuanbrechende Zeit theologischen Schaffens und Wirkens uns auch das geben, was wir schon lange als eine schmerzliche Lücke vermißten, eine gründliche Geschichte unserer Kirche von der Reformation an bis auf die heutige Zeit. Vorarbeiten sind treffliche vorhanden in den Werken von Röhrich (Geschichte der Reformation und Mittheilungen über diese Geschichte) und von Jung (Beiträge zur Reformationsgeschichte); allein es fehlt uns noch ein Werk, das in eingehender und zusammenhängender Weise von kirchlichem Standpunkt aus die Entwicklungsgeschichte der Reformation selbst und besonders die Uebergangszeit aus den deutschen Verhältnissen in die Tage der französischen Herrschaft schildert.

Bis zum Jahr 1789 war die kirchliche Lage des Elsaß ungefähr dieselbe geblieben, wie sie sich nach der Einführung der Reformation in den verschiedenen Landestheilen gestaltet hatte. — Nur hatte die Uebergabe des Landes, und namentlich der Stadt Straßburg, die Folge gehabt, daß die katholische Kirche mit aller Macht sich auf die neuerworbenen Landestheile warf und der Jesuitenorden sich zur Lebensaufgabe machte, mit allen erdenklichen Mitteln, durch List und Gewalt, das evangelische Elsaß wieder unter die Herrschaft Roms zu bringen. Und das Werk gelang ihm nur allzugut. Straßburg wurde, durch die immer mehr beförderte Einwanderung von französischen und katholischen Beamten, Offizieren und besonders des katholischen, ärmeren Landvolks aus Dörfern und kleinern Städten, nach und nach eine katholische Stadt, in der nur der Kern der alten Bürgerschaft, der sich aber nicht bedeutend vermehrte, evangelisch blieb, während in den obern wie in den untern Schichten der Bevölkerung die Zahl der Katholiken stets zunahm in dem Maße, daß in den letzten Jahren die alte, deutsche Reichsstadt kaum mehr dreißig tausend Evangelische, dagegen aber an fünfzig tausend Katholiken zählte.

Auf dem Lande wurde von 1648 an in dreifacher Weise die Verkümmern der evangelischen Kirche in ihren Rechten und in ihrem Bestande befördert. Der Adel wurde durch Verlockungen oder durch Quälereien aller Art, theils zum Uebertritt, theils zur Auswanderung bewogen; — viele der besten Familien starben aus, viele verarmten, besonders als die Stürme am Ende des 18. Jahrhunderts über Frankreich hereinbrachen.

Am meisten litt die evangelische Bevölkerung in den kleinen Städten des Ober- und Nieder-Rheins. Da wo über ein Jahrhundert hindurch die blühendsten Gemeinden gewesen, wo die treuesten Prediger das Wort Gottes verkündigt hatten, da wur-

den die Kirchen mit Gewalt den Evangelischen geraubt, die Pfarrer vertrieben, und von den französischen Machthabern unterstützt zogen die Jesuiten triumphirend in Städten ein, wie Hagenau, Schlettstadt, Benfeld, Oberehnheim, Colmar und andere, deren Bevölkerung nach zwei oder drei Geschlechtern in den finsternsten Papiismus zurückgeführt wurde. Unser schönes Elsaß war innerhalb eines Jahrhunderts aus einer der blühendsten Stätten evangelisch-deutschen Lebens zu einer Pflanzschule katholisch-wälscher Gesinnung geworden und nur einzelne Theile desselben, wie die Hochschule Straßburgs selbst, und die Grafschaften Hanau-Lichtenberg, Nassau-Saarwerden und Andere, behielten durch die Gottseligkeit ihrer Obrigkeit und die Entschiedenheit ihrer Consistorien den kostbaren Schatz des Glaubens in ihren Predigten, Aegenen und Lehrbüchern, beinahe ungeschmälert, bis auf die Tage der französischen Revolution. —

Es ist oft ausgesprochen worden in den letzten Monaten, und es ist auch ganz richtig, daß bis zur französischen Revolution das Elsaß eigentlich ein deutsches Land war — deutsch in seiner Sitte, in seiner Sprache, in seiner ganzen Gesinnung, so gut wie nur irgend eines aus dem großen Verband des Reiches. Auch in kirchlicher Beziehung ging unser Land Hand in Hand mit den übrigen deutschen Bruderstämmen. Was die katholische Propaganda nicht überfluthet hatte, in Städten und Dörfern, lebte aus dem gemeinfamen Gut des deutschen und namentlich des süddeutschen Protestantismus, dessen Bewegungen durch die vielen Beziehungen zu den Hochschulen jenseits des Rheins, durch die Versetzungen von Pfarrern und Professoren in deutsche Lande und umgekehrt, jederzeit empfunden und miterlebt wurden.

Die französische Revolution hat in dieser Beziehung eine Wendung hervorgebracht, deren Tragweite nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie hat mit ihren Prinzipien zuerst, mit ihren Schlusergebnissen im Napoleonismus sodann, eine schärfere Grenzlinie denn je zuvor zwischen Deutschland und Frankreich ausgerichtet, und dadurch daß sie das Elsaß in beides mitverschlungen hat, in die principes de 89, wie in die gloire der grande nation, hat sie erst eigentlich die Beziehungen des Elsaß zu Deutschland erschwert und eine religiöse Einwirkung des letztern auf unser Land vielfach gehemmt. Die kirchlichen Verhältnisse haben sich bei uns, bei der Wiederherstellung des Gottesdienstes nach der Schreckensherrschaft, nicht in organischer Weise, nach der Väter Sitte, sondern nach napoleonischer Schablone gestaltet. Kirche und Universität, hohe und niedere Schule, sind dem Chronos der Centralisation verfallen, der immer mehr seine Kinder verschlang, und der in den letzten Jahrzehnten, unter dem cäsar-demagogischen Regiment des zweiten Napoleon, alle Entwicklung, alle freie Bewegung zu ersticken suchte. Das geistliche Leben ist, eben durch dieselben Verhältnisse bedingt, lange Zeit ganz außerhalb der Strömung geblieben, die Deutschland nach den Freiheitskriegen ergriffen hat. Von dem Geistesfrühling, der durch Gottes Gnade in ganz Deutschland anbrach, von Schleiermachers wissenschaftlicher, von Claus Harms' kirchlicher Anregung hat Elsaß lange Jahre hindurch so gut wie nichts verspürt, und während die Bewegung drüben immer mehr die hohen und niedern Volksschichten ergriff, die kirchlichen Kämpfe immer lebendiger zu einem Sieg über den alten Nationalismus sich gestalteten, schleppte hieben die Theologie in den Bahnen desselben noch bequem ihr Dasein dahin, und bedurfte es voller zwanzig Jahre, bis die Funken auch hier zündeten und nach und nach zu einem lebendigen Feuer entbrannten.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 10. Mai.

N<sup>o</sup> 37.

## Die Einführung der Reformation in Marburg.

Ein geschichtliches Bild aus Hessens Vergangenheit.

So betitelt sich eine eben erschienene Schrift des Herrn W. Kolbe \*), Pfarrers an der luth. Pfarrkirche und St. Elisabethskirche zu Marburg, welcher schon in unserm jüngsten Kirchenstreite als Kämpfer für das gute Recht der lutherischen Kirche Oberhessens ehrenvoll genannt worden ist, in vorliegender Schrift aber ein Geschichtsbild vor unsern Augen entrollt, das wohl geeignet ist, das allgemeine Interesse zu fesseln. Trotz der Bedeutung, welche die Reformation für Marburg und Marburg für ganz Hessen hat, fehlte es doch bisher an einer nur einigermaßen genaueren, urkundlichen Darstellung ihrer Einführung, da nur einzelne zerstreute Notizen und Actenstücke darüber veröffentlicht sind, während das Leben der heil. Elisabeth außerordentlich viele Beschreiber gefunden hat. Darum ist eine eingehende und zusammenhängende Darstellung dieses bedeutungsvollen Ereignisses, wie sie der Verfasser auf Grund theils gedruckter, theils ungedruckter und bisher unbekannter Urkunden uns hier darbietet, vollkommen gerechtfertigt und alles Dankes werth. Weil aber die Einführung der Reformation wie überhaupt, so auch auf diesem eng begrenzten Gebiete erst aus den kirchlichen Zuständen, welche vor derselben bestanden, ihr volles Licht und Verständniß erhalten kann, so entwirft der Verf. zunächst ein Bild von dem alten katholischen Marburg und läßt darnach die Darstellung der ersten reformatorischen Bewegung und ihrer Unterdrückung, sowie der schließlich Durchföhrung der Reformation und der durch das Interim gegen das ganze Werk vergeblich versuchten Reaction folgen. Als Einladung an den geneigten Leser zum Selbststudium der sehr beachtenswerthen Schrift, welche die Werke von Kommel und Hassenkamp in dankenswerther Weise ergänzt, theilen wir, und zwar vorzugsweise aus dem ersten Abschnitt derselben, einige der interessantesten Momente mit.

Vor Einführung der Reformation gehörte Marburg sammt dem größten Theil von Hessen zu der Diöcese des Erzbisch.

von Mainz. \*) Ursprünglich eine Filialgemeinde des alten Dekanats des Oberweimar, war dieselbe auf Betreiben des bekannten Konrad von Marburg, Beichtvaters der heil. Elisabeth, im J. 1227 aus diesem Verbande gelöst und ihre dem heil. Kilian geweihte Kirche zu einer selbständigen Pfarrkirche erhoben worden. Seine Privilegien, zu denen namentlich die Befreiung von den erzbischöfl. Senbgerichten gehörte, verdankte Marburg vorzugsweise dem Umstande, daß die Stamm-Mutter des hess. Fürstenhauses, die heil. Elisabeth, hier ihr Leben beschloffen und ihre irdische Ruhestätte gefunden hatte. Um deswillen hatte schon Landgr. Hermann, ihr frühe (1242) verstorbener Sohn, Marburg zu einer Stadt erhoben und ihr den Vorzug vor allen Städten des Oberlahngaus gegeben. Tausende von Pilgern aus allen Gauen Hessens, ja ganz Deutschlands und Ungarns wallfahrteten jährlich zu dem Grabe dieser Nationalheiligen. Das Verlicht von den wunderbaren Heilungen, die an ihrem Grabe erfolgen sollten, zog fortwährend auch große Schaaren von Kranken aller Art herbei, so daß für die Menge der hier sterbenden Fremden ein besonderer Todtenhof zu St. Michael im J. 1268 angelegt werden mußte. So wurde Marburg die Hauptstätte der Heiligenverehrung in Hessen und genoß fast das Ansehen einer heiligen Stadt, wo die hessischen Landgrafen ihre letzte Ruhestätte suchten und fanden.

Keine der übrigen Städte des Landes besaß im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl eine so zahlreiche Geistlichkeit, so viele kirchliche Stiftungen, Kirchen und Kapellen mit so vielen und großen Ablassprivilegien, als Marburg. Der mächtigste und reichste Orden, welcher hier zuerst seinen Sitz aufgeschlagen, waren die Brüder des deutschen Hospitals der h. Maria zu Jerusalem, theils Ritter- theils Priesterbrüder, gewöhnlich die deutschen Herren genannt, welche schon 1233 das von der h. Elisabeth gegründete und dem h. Franciscus geweihte Hospital erhalten und das deutsche Haus zu bauen angefangen hatten. Der hier residirende Landcomthur der Deutsch-Ordens-Ballei Hessen war in seinem mit Ringmauern umgebenen Gebiet sonveräner Herr, wie denn auch der Orden seit 1247 nicht

\*) Marburg, Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung, 1871. Fr. 15 Sgr.

\*) Gleich nach dem Untergange des von Bonifacius gestifteten Bisthums Brixberg bei Freilshar wurde der größte Theil von Hessen zur Erzdiöcese Mainz geschlagen, nur einzelne Strecken fanden unmittelbar unter Würzburg und Bamberg, oder gehörten zur Diöcese von Paderborn.



mehr unter erzbischöfl. Gerichtsbarkeit, sondern unmittelbar unter dem Papste stand. Auf den hess. Landtagen hatte der Landcomthur unter den Prälaten und Rittern den ersten Sitz und genoß bei den Landgrafen großes Ansehen. So ward z. B. Landcomthur Dietrich von Eleen bei der Taufe des am 13. Nov. 1504 auf dem Marb. Schlosse gebornen Prinzen Philipp, des nachmaligen Reformators Hessens, Gevatter und gehörte während dessen Minderjährigkeit zu den Mitregenten des Landes. Eine zahlreiche Ordensgeistlichkeit war an der Ordenskirche thätig. Sämmtliche Kirchen und Kapellen der Stadt und der Vorstädte, mit Ausnahme der Klosterkirchen und der Schloßkapelle, standen unter dem Patronate dieses Ordens und wurden von Priestern desselben bedient.

In demselben Jahre, in welchem die deutschen Herren sich in Marburg niedergelassen, hatten auch die Franciskaner (auch Minoriten, Observanten oder Barfüßer genannt) ihr Kloster (das jetzige Bibliothekgebäude) zu bauen begonnen, in welchem später die erste reformatorische Bewegung entstand und dessen Vorsteher, mit dem Titel Guardian, unter den Gegnern der Reformation in Hessen die Hauptrolle spielte. In Verbindung mit diesem Kloster stand das Sülsternhaus oder das Haus Nazareth von der dritten Regel des h. Franciscus, ein Verein von Schwestern mit einer Mater als Vorsteherin, welche sich neben ihren geistlichen Andachtsübungen von ihrer Händearbeit und der Krankenpflege nährten, die sie in der Stadt übten. In diesem Verein hatten die weiland von der Kirche verfolgten Vereinigungen frommer Laien, der Begharden und Beghinen, welche auch in Marburg vorkamen, eine Zuflucht gefunden. Zu diesen geistlichen Orden, die sich in Marburg niedergelassen, kamen noch ein zweiter Bettelorden, nämlich der Orden der Dominikaner oder Prediger und die Brüder des gemeinsamen Lebens. Erstere, ebenso wie die Deutschherren und die Franciskaner von der Gerichtsbarkeit des Erzb. von Mainz befreit und unmittelbar unter dem Papste stehend, hatten bereits 1290 ihr Kloster in der Nähe der Lahn zu bauen begonnen und standen unter einem Prior als ihrem Oberen; Letztere dagegen, nach ihrer Kopfbedeckung auch Kugelherren genannt, erschienen erst am Ende des 15. Jahrhunderts in Marburg. Diese Brüder des gemeinsamen Lebens bildeten ohne eigentliches Mönchsgelübde eine freie Vereinigung unter einem Vorsteher, der Pater genannt wurde, sich nur dem Gebet und Studium widmend, und wurden die hauptsächlichsten Beförderer der Reformation in Hessen. Ihren Lebensunterhalt verschafften sie sich theilweise durch das Abschreiben von Büchern, da vor Einführung der Reformation keine einzige Buchdruckerei in dem ganzen Lande bestand. \*) Das Recht der Aufsicht über diese Brüder stand dem Abte zu Burghfeld und dem Prior der St. Johannisberger Karthause zu. Ein jedes dieser Klöster, sowie das Deutsche Haus, besaß einen eigenen, bei der betr. Kirche ge-

legenen Todtenhof, auf dem jedoch nur Ordensangehörige beerdigt werden durften.

Neben den geistlichen Bruderschaften hatten sich auch viele Laienbruderschaften unter dem Marburger Bürgerstande gebildet, deren jede einen besondern Heiligen als Schutzpatron verehrte. An der Spitze derselben standen s. g. Brudermäister. Zweck dieser Bruderschaften, deren der Verf. acht aufzählt, waren gemeinsame Andachtsübungen an den Gedent- und Heiligtagen, sowie gegenseitige Unterstützung. Alle diese Bruderschaften besaßen eigne Güter, Fruchtgefälle und Altäre in den betr. Kirchen, auf denen die Standbilder ihrer Schutzpatrone standen, sowie besondere kirchliche Geräthe und Ornamente, Leuchter und Messgewänder für ihre Priester und Köche und Schmucksachen für ihre Heiligenbilder, welche bei den Versammlungen und Andachtsübungen gebraucht wurden.

Die Zahl der Kirchen und Kapellen, die zur Zeit der Einführung der Reformation in Marburg in öffentlichem, gottesdienstlichem Gebrauch sich befanden, war im Verhältniß zur Einwohnerzahl der Stadt sehr groß. Der Verf. führt deren 12—15 auf. Die älteste Kirche Marburgs war die St. Kilianskirche, welche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also noch vor der Abtrennung Marburgs von Oberweimar, erbaut worden war; die angesehensten aber waren die St. Elisabethkirche, deren Grundstein am 15. Aug. 1235 vom Landgr. Konrad, welcher in den Deutschorden getreten war, gelegt worden, und die Pfarrkirche zu U. I. Fr. St. Marien, die eigentliche Stadtkirche, deren Chor am 1. Mai 1297 eingeweiht worden, während das Schiff derselben erst 1356 vollendet wurde. Außer diesen kirchlichen Gebäuden in und unmittelbar vor der Stadt, stand noch eine andere Kapelle in kirchlicher Beziehung zu Marburg, nämlich die einst von der h. Elisabeth als einsamer Betort fleißig besuchte und wahrscheinlich auch erbaute Kapelle zum heil. Kreuz, jenseit des Lahnbergs, etwa 50 Schritte oberhalb des St. Elisabethbrunnens, zu welcher ein in seinen letzten Resten noch jetzt auf der Höhe hinter dem Brunnenhaus sichtbarer Weg führte. Bis zur Einführung der Reformation war diese Kapelle ein berühmter Wallfahrtsort und wurde von Marburg aus bedient.

Sehr zahlreich und mannichfaltig waren die werk- und sonntäglichen Gottesdienste, die in allen diesen Kirchen und Kapellen bei Tag und Nacht gehalten wurden, deren Mittelpunkt die Anbetung des Altarsacraments und die Verehrung der Jgfr. Maria, der Schutzpatronin des D.-Ritterordens, bildete. Täglich ertönte in der Pfarrkirche, in Folge einer Stiftung, die Hymne an die Jgfr. Maria: Salve regina etc., welche vom Pfarrer oder einem seiner Kapläne, sowie dem Schulmeister und seinem Chor gesungen wurde. An jedem Donnerstage fand zur Erinnerung an die Einsetzung des Altarsacraments eine s. g. Sacramentsmesse in derselben Kirche statt, womit jedesmal eine Procession verbunden war. Bürgermeister und Rath, welche diese Messe 1502 gestiftet hatten, wohnten derselben regelmäßig bei und begaben sich erst nach ihrer Anhörung auf das Rath-

\*) Erst in Folge der Einführung der Reformation kam 1527 der erste Buchdrucker nach Marburg, Johannes Voersfeld von Erfurt.



haus, zur wöchentlichen Sitzung. Wer sich an der Procession bußfertig theilnahm und zugleich hilfreiche (!) Hand leistete, erhielt einen Ablass von 100 Tagen. Ein 20tägiger Ablass war dagegen schon 1318 vom Papst Johann XXII. jedem verheißen, welcher, so oft bei der Messe der Name Jesus oder Maria genannt wurde, das Haupt und die Knie beugte. Wer bei einer Krankencommunion „den Leib Christi“ bis zu dem Hause, darin der Kranke lag, andächtig begleitete, erhielt einen Ablass von 40 Tagen.

In der St. Kiliankirche war besonders feierlich die Feier des Gründonnerstages. An diesem Tage wurde in Folge mehrfacher Stiftung auf dem Pfarrkirchhofe, der auch als Versammlungsort der bürgerlichen Gemeinde diente, eine große Tafel mit einem weißen Tuche gedeckt, woran 72 arme Männer Platz nahmen. Vor der hohen Messe fand nämlich die Fußwaschung und Speisung dieser armen durch den Pfarrer oder einen seiner Kaplanen statt, bei der jeder 2 Brote,  $\frac{1}{2}$  Maas des besten Weines mit dem Krüge und eine Schüssel mit kalten Erbsen sowie 2 Heringe erhielt. Durch einen zu Avignon 1356 von 18 Prälaten Italiens, Griechenlands, Corsikas und Sardinien ausgestellten Ablassbrief wurde Allen, die bei dieser Stiftung hilfreiche Hand leisten würden, ein Ablass von 40 Tagen verheißen. In Folge einer spätern Stiftung vom J. 1395 fand an diesem Tage auch eine Speisung von 72 armen Frauen auf dem Kirchhofe statt, bei der jede 3 Brote, 3 Heringe und 6 Heller Geld empfing. Nach der Mahlzeit knieten die Gesspeisten nieder und beteten 5 Vater-unser und Ave Maria für die Seelen der Stifter, worauf sich die Pfarrer und seine 4 Kaplanen in feierlicher Procession, mit brennenden Kerzen in den Händen, zu deren Gräbern auf dem Kirchhofe begaben und das Miserere, sowie das De profundis mit einem Salvo regina anstimmten und für deren Seelen noch eine Collecte beteten.

Außerdem fanden in allen Kirchen zahlreiche Seelenämter mit Vigilien statt, wozu Fürsten, Geistliche und Bürger besondere Stiftungen, s. g. Seelgerede, gemacht hatten. Gepredigt wurde jeden Sonn- und Feiertag Morgens in der Pfarrkirche, Nachmittags aber abwechselnd in der Franciskaner- und Dominikanerkirche.

Den größten Glanz entfaltete die Kirche bei den großen Processionen, welche ursprünglich jährlich dreimal — am Tage der Himmelfahrt, dem Frohnleichnamstage und am Sonntage darnach gehalten wurden. Hieran theilnahmen die Ritterschaft, die gesammte Welt- und Ordensgeistlichkeit, Bürgermeister und Rath, die Laienbrüderschaften, sowie die Zünfte und Gemeinde. Von der Pfarrkirche aus begaben sich diese Processionen, unter Vorantragung des Sacraments in einer silbernen Monstranz, mit Fahnen und vergoldeten Kreuzen jedesmal in das Deutschhaus, zum Grabe der h. Elisabeth. Die Rathsvierier trugen dabei über dem Sakrament einen „Damascatteppich“ an Stangen, während die Stadtwächter mit brennenden Kerzen in den Händen auf beiden Seiten gingen. Vom Deutschen

Haus nahm alsdann die Procession ihren Gang in alle Klosterkirchen und kehrte zuletzt wieder in die Pfarrkirche zurück. Darauf wurden die Burgmannen, die Geistlichen, welche Beichte gessen, Schöffen und Rath, sowie andere „erbare Lude“ vom Pfarrer zur gemeinsamen Mahlzeit „in den Parhob“ geladen, zu welcher die Stadt ein ansehnliches Quantum Wein zu liefern pflegte.

Wir müssen darauf verzichten, dem geehrten Verf. in das weitere Detail oder gar in die Quellenauszüge zu folgen, um noch einen Augenblick bei dem „Spelsuntag“ zu verweilen. So hieß nämlich der Sonntag nach Frohnleichnam, ein besonders festlicher Tag, an welchem geistliche Spiele, d. h. theatralische Darstellungen aus der Passions- oder sonstigen biblischen Geschichte von der Geistlichkeit und der Processionsbruderschaft in der Pfarrkirche aufgeführt wurden. \*) Nach beendigtem Spiel begaben sich sämmtliche dabei mitwirkende Personen in festlichem Aufzug, unter Vorantragung des Sacraments „umb den Hain“ (über den Schloßberg und Dammsberg) in das Deutsche Haus, welcher Umzug auch das „Spel“ genannt wurde. Die Theilnehmung der Marburger und der Zulauf von Außen bei diesen geistlichen Spielen war so groß, daß an diesem Tage zur Sicherheit der Stadt in jenen unruhigen und unsichern Zeiten „Männer in Harnisch“ als Wächter vor alle Pforten und auf den „Damsberg“ seitens der Zünfte und Gemeinde geordnet wurden. Gleiche Sicherheitsmaßregeln wurden auch auf Walpurgis getroffen, da die am 1. Mai 1236 durch Kaiser Friedrich II. geschehene Erhebung der Gebeine der h. Elisabeth, sowie die Einweihung der Elisabeth- und Pfarrkirche gefeiert wurde; desgleichen an St. Elisabethens Todestag (19. Nov.) und dem Barfüßer Ablass-Markt. Zur Aufnahme und Herbergirung der Pilger dienten theilweise das dem h. Jacobus dem Älteren als Schutzpatron der Pilger geweihte und der St. Jacobsbruderschaft gehörige Hospital in Weidenhausen, sowie das dem Deutschen Orden zustehende St. Elisabethospital, in welchem letzteren allein 60 Betten „für fremde Pilgrame in den Heilthumsfahrten“ bereit standen.

Durch alle diese Einrichtungen und die große Zahl der in Marburg vereinigten geistlichen Personen, verfügte die Kirche über eine Menge von Cultusmitteln und geistigen Kräften, wie

\*) Nach Einführung der Reformation fielen diese geistlichen Spiele weg und an ihre Stelle traten die Aufführungen der heidnischen Komödien eines Terenz u. s. w. durch die akademische Jugend. Erst später kam man durch den Einfluß des als Prof. der Theol. und Pfarrer nach Marburg berufenen Dr. Regibius Hunnius wieder auf die alten kirchl. Spiele zurück, die jedoch nicht mehr in der Pfarrkirche, sondern auf dem Markt und Plan gehalten wurden. So ward am 28. März 1581, am Osterdienstag, das Spiel Esther und Hamann von der jungen Bürgerschaft auf dem Markt „mit sonderlicher Pracht und Lob“ gehalten, desgl. am 26. Juni 1581 „die Komödie von Joseph“ und am 12. Aug. „die Komödie von Jubith“ von den Studenten auf dem Plan aufgeführt, wobei die Stadtschützen mitwirkten.



dieselben nicht leicht in einer anderen Stadt ihr zu Gebote standen. Wäre ihr Zustand ein nur verhältnißmäßig gesunder gewesen, so würde die Einführung der Reformation in Marburg sicherlich großen Widerstand erfahren haben. Allein das Salz war dumm geworden. Der geistige und sittliche Zustand der hier zahlreichen Bettelmönche und ihrer Klöster war ein tief gesunkener, und die wiederholten energischen Versuche der Landgrafen, mit Hilfe der Päpste diese Schlupfwinkel des Lasters und der Zotenreißerei zu reformiren, hatten kaum einen vorübergehenden Erfolg. Nicht besser sah es bei den Herren im Deutschen Hause aus. Auch sie waren in Folge ihrer im Laufe der Zeit erlangten großen Reichthümer von ihren alten Ordensregeln abgekommen; viele lebten in Unkeuschheit und weltlicher Leppigkeit, und hielten mehr auf ihre Rechte und Privilegien gegenüber der Landesherrschaft, als auf die Statuten ihres Ordens. Der sittliche Zustand der Weltgeistlichkeit war gerade so übel, wie der der Ordensgeistlichen. Ein schauerliches Gemälde dieser versumpften Zustände entwirft der Schreiber der heftigen chronique scandaleuse jener Zeit, Otto Melander in seinem in classischer Latinität verfaßten, jedoch zur literarischen Seltenheit gewordenem Anekdotenbuch *Jocoseria*, welches bekanntlich auch Dr. Vilmar bei verschiedenen Gelegenheiten wegen seiner culturgeschichtlichen Bedeutung citirt hat.

Da geschah es, daß gerade in demjenigen Marburger Kloster, dessen Mönche sich durch ihr zügelloses Leben von den anderen auszeichneten, eine Stimme laut wurde, welche in echt reformatorischer Weise auf den tiefsten Schaden der kathol. Kirche, ihre falsche Stellung zu Gottes Wort freimüthig hinwies. Nach dem Chronisten Winkelmann hat „fast eben um die Zeit als Dr. Luther sich dem Papst widersetzt,“ im Barfüßerkloster zu Marburg ein Mönch dieses Ordens, Jacob Limburg, in der Predigt ausdrücklich gesagt, „daß das Evangelium in 500 Jahren niemals recht gepredigt und an den Tag gegeben sei“ — worauf der ganze Convent sich wider ihn empöret, ihn mit Gewalt vom Predigtstuhl gerissen und alsbald in einen Kerker geworfen habe. Nachdem er dann 14 Tage lang aus dem Fenster den bittenden Bürgern gepredigt, sei er ein Viertel Jahr lang in einem andern Kerker untergebracht und dann in einem behangenen Karren weggeführt worden, ohne daß man habe erfahren können, wohin. Hiernach hätten wir „eine mit den ersten Anfängen der Wittenberger Reformation ungefähr gleichzeitige reformatorische Bewegung in Marburg“ zu constatiren, welche um so erklärlicher ist, als damals zwischen Wittenberg und Marburg bereits geistiger Verkehr bestand. Uebrigens wurde die Unterdrückung dieser sowie noch einiger andern vereinzelter Stimmen der Wahrheit in Hessen der Priesterschaft damals um so leichter, da die Regentin des Landes, die Wittve des Landgr. Wilhelm II., die schöne Anna von Mecklenburg, allen reformatorischen Bewegungen durchaus abgeneigt war und

auch ihren Sohn, den jungen Landgr. Philipp, in solchen Grundsätzen erzog. Auch als später i. J. 1518 der mit 14 Jahren von dem alten Kaiser Maximilian mündig erklärte jugendliche Landgraf zur Regierung gelangte, hatte er noch kein Verständniß für Luthers Werk, sondern ließ vielmehr bis zum Jahre 1524 die evangelisch gesinnten Geistlichen des Landes verweisen oder gar gefangen setzen. Mit diesem Jahre freilich trat ein entscheidender Wendepunkt ein.

Doch hiermit glauben wir unser Referat über das interessante Büchlein abbrechen zu sollen, da es nicht unsere Absicht ist und sein kann, dem Leser die eigene Kenntnisknahme von jener Schrift zu ersparen, sondern vielmehr sein Verlangen nach genauerer und vollständiger Bekanntschaft mit derselben rege zu machen. Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit, um die Leser dieser Blätter auch noch auf ein trefflich ausgeführtes kunsthistorisches Werk aufmerksam zu machen, an welches uns obige summarische Erwähnung der Marburger Kirchen erinnert hat: „Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel,“ mit Benutzung amtlicher Aufzeichnungen beschrieben und in topographisch = alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt von Heinr. v. Dehn = Kottfeller, Königl. Baurath und Professor bei der Königl. Akademie der bildenden Künste zu Cassel, und Dr. W. Lotz, Architekt zu Marburg. Im Auftrag des Königl. Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medicinal = Angelegenheiten herausgegeben durch den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Cassel, 1870. Das Buch führt auch den Nebentitel: „Inventarium der Baudenkmäler im Königreiche Preußen.“ Provinz Hessen = Nassau, Regierungsbezirk Cassel. Dieses Werk soll den Anfang bilden zu einem Inventar der Baudenkmäler im ganzen Königreich Preußen, welches zur Vervollständigung der Landeskunde und zur Hebung des Sinnes für die Baudenkmäler zu dienen bestimmt ist. Dieser Intention gemäß sind, nachdem der hessische Geschichtsverein mit den nöthigen Exemplaren zur Vertheilung an seine Mitglieder versorgt worden ist, eine erhebliche Anzahl von Exemplaren an die Provinzial = Behörden, Universitäts = Bibliotheken, Kunst = Akademien u. s. w. versendet worden. Man kann nur wünschen, daß die Fortführung des Werkes, dessen vorliegender I. Band fast nur kirchliche Baudenkmäler bespricht, für die übrigen Provinzen, resp. Regierungsbezirke ebenso tüchtigen Händen möge anvertraut werden, als diejenigen sind, welche diesen ersten Band bearbeitet haben. Derselbe verweilt mit besonderer Ausführlichkeit (S. 135 — 171) bei den zahlreichen merkwürdigen Baudenkmälern und Kunstwerken Marburgs, zumal bei der seit 1854 durch Prof. Lange trefflich restaurirten Elisabethkirche, welche nächst der Liebfrauenkirche zu Trier das älteste unter den rein gothischen Bauwerken Deutschlands ist und eine in Anbetracht der langen, oft unterbrochenen Bauzeit wunderbare Einheit des Planes und der Ausführung aufweist. Wer also auf einer Reise nach dem Süden in dem unvergleichlich schön gelegenen und geschichtlich berühmten Marburg historisch und archäologisch gründlich wünscht orientirt zu sein, dem empfehlen wir neben Kolbe's Reformationsgeschichte als Begleiter auch das von technischer Meisterhand entworfene „Inventar der Baudenkmäler.“



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 13. Mai.

N<sup>o</sup> 38.

## Das Pfingstfest.

Wir müssen es zunächst als einen Rückschritt in der Exegese bezeichnen, wenn in der neuen, zu Lange's Bibelwerk gehörenden Bearbeitung der Apostelgeschichte von Lechler die Beziehung des alttestamentlichen Pfingstfestes auf die vollbrachte Ernte allein anerkannt, dagegen die auf die Gesetzgebung geleugnet wird, weil sich „nirgends, weder im A. noch im N. Testamente auch nur eine Spur hiervon findet.“ Mit vielem Scharfsinn hat nun Balthinger (in Herzogs Encyclop. Art. Pfingsten) diese Spur im N. Testamente nachgewiesen. Er geht nämlich davon aus, daß das Joh. 5 ohne Artikel erwähnte, ungenannte Fest, zu dem der Herr „hinaufzog“, das die Ausleger bald auf das Purimfest, bald auf das Osterfest deuten, kein anderes gewesen sein könne, als das Pfingstfest, weil es zwischen das Oster- und Laubhüttenfest fiel, und als ein Wallfahrts-, also als eins der drei Hauptfeste erwähnt wird. Wenn nun der Herr in der Rede, die er an diesem Feste im Tempel hielt, die Juden zur Schriftforschung ermahnt, weil diese von ihm zeuge; wenn er sich auf Mosen beruft, der sie verklagen werde, weil er von ihm geschrieben: „ist hier nicht an das Lesen des Gesetzes am Pfingstfeste angespielt“, das die Rabbinen ausdrücklich erwähnen und noch heutigen Tags üben, gleich wie er in der Rede am Laubhüttenfeste auf den Ritus des Wasserschöpfens und des Anzündens der zwei Leuchter anspielt, indem er sich das lebendige Wasser und das Licht der Welt nennt? Aber noch mehr läßt sich aus jener Rede erkennen. Sollte in den vorausgehenden Worten von der Verherrlichung des Sohnes, von den größern Werken, die er thun wird, als die Gesundmachung des Kranken am Teiche Bethesda war, von der Wirksamkeit des h. Geistes in der Lebendigmachung der geistlich und leiblich Todten, nicht das viel höhere christliche Pfingstfest angedeutet sein, das der Herr einzusetzen im Begriff war? Für das Pfingstfest spricht die gewichtige Autorität Bengels, für das Osterfest entscheidet sich Hengstenberg u. A. Doch dem sei, wie ihm wolle: nicht bloß Spuren, sondern geradezu klare Beweise dafür, daß das Pfingstfest nicht bloß Erntedankfest, sondern vorzüglich Gesetzgebungsfest war, finden sich im A. T. vor, die wir nun kurz andeuten wollen.

Zunächst mußte es doch sehr auffallen, daß das Pfingstfest allein unter den drei hohen Festen, zu denen das ganze Volk

sich in Jerusalem einfanden mußte, als Erntedankfest nur eine natürliche, agrarische Grundlage haben sollte, während bei den andern beiden die theokratische Beziehung die Hauptsache war. Das Osterfest war allerdings das Fest der beginnenden Ernte, noch viel mehr aber Gedächtnistag der Erlösung aus der Knechtschaft Aegyptens, die Gott für sein Volk an diesem Tage bewirkt hatte. So war auch das Laubhüttenfest das Fest der Weinlese, aber nur im Gegensatz zu dem beschwerlichen Zug der Väter durch die Wüste, wo sie, mit Entbehrungen aller Art kämpfend, nur aus dem Felsen ihren Durst löschen konnten, während sie sich jetzt aller Segnungen Gottes erfreuten. Und dazwischen sollte das Pfingstfest bloß ein Dankfest nach vollbrachter Ernte sein und als solches dem vorausgehenden und dem nachfolgenden Feste an Heiligkeit gleichstehen? Sodann ist es gewiß sehr auffallend, was Balthinger nicht hervorhebt, daß das Festopfer zu Pfingsten ganz dasselbe ist, wie am Osterfeste. Vgl. 4 Mos. 28, 18—23 mit V. 27—30. Wäre das Pfingstfest ein bloßes Erntedankfest gewesen, so würde die Darbringung der Erstlings-Garbe als Dankopfer genügt haben. Ausdrücklich aber wird das große Brandopfer von zwei Stieren, einem Widder, sieben Lämmern, sammt ihren Speisopfern, und dazu ein Ziegenbock zum Sühnopfer angeordnet, ganz wie am ersten Tage des Passah. Es muß daher auch eine religiöse und geschichtliche Beziehung auf ein vorausgegangenes wichtiges Ereigniß haben. Da nun Pfingsten zwischen das Oster- und Laubhüttenfest fiel, so kann es sich auch nur auf die That Gottes beziehen, die nach dem Auszuge vor der langen Wanderung durch die Wüste eintrat, nämlich auf die Gesetzgebung am Sinai, diese größte Offenbarung der Heiligkeit Gottes im Alten Bunde, diese größte Wohlthat, die der Herr seinem Volke zeigte. Hierzu kommt nun noch die Tradition der Rabbinen, die bei ihrer Rigorosität nicht gewagt haben würden, dem Feste eine neue Beziehung unterzulegen, wenn sie dazu nicht guten Grund im A. T. selbst gehabt hätten. Nachdem der Ackerbau unter ihnen aufgehört hatte, fiel die Beziehung auf die Ernte weg und die letztere auf die Gesetzgebung trat allein hervor: die Synagogen werden mit Maien, die Gesetzesrollen mit Blumensträußen geschmückt, und Pfingsten heißt geradezu das „Fest der Gesetzesfreude, der Gesetzgebung.“ Nur das Vorlesen des Buchs Ruth erinnert noch an die Ernte im Lande der Väter. Daß diese Beziehung auf die Gesetzgebung im Pentateuch selbst nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, erklärt sich einfach dar-



aus, daß eben am Pfingsttage selbst die Gesetzgebung stattfand; die Erinnerung an die Gesetzgebung verstand sich von selbst und brauchte nicht erwähnt zu werden, die Beziehung auf die Ernte verstand sich nicht von selbst und wird deshalb ausführlich hinzugefügt. Endlich beruft sich obiger Artikel auf 2 Chron. 15, 10, was derjenige nachlesen mag, der durch unsre Beweise noch nicht überzeugt sein sollte.

Wir wenden uns lieber zu unserm christlichen Pfingstfeste, als der viel höheren und herrlicheren Offenbarung Gottes, die der vorbildlichen alttestamentlichen Offenbarung auf dem Sinai entspricht. Wie dort das Heiligthum der Stiftshütte als Wohnstätte Gottes und als Offenbarung seiner Gnade und Herrlichkeit unter dem Volke aufgerichtet wurde: so wurde nun die christliche Kirche gegründet, in welcher der h. Geist wohnt, wirkt und seine Gnadengegenwart offenbart. Wie dort die heil. zehn Gebote nach rabbin. Tradition in den Sprachen aller Völker gehört wurden, so erscholl nun das Lob Gottes in den Sprachen der versammelten Völker. Und gleichwie endlich der Hohepriester im vorbildlichen Cultus die Erstlinge der Ernte in das Heiligthum brachte und durch ihre Weiße die ganze Ernte geheiligt wurde: so brachte jetzt der himmlische Säemann und Hohepriester die Glieder der Pfingstgemeinde als Erstlinge seinem Vater dar, um durch ihre Weiße die ganze Menschheit weihen und heiligen zu lassen.

Was nun zunächst den Ort betrifft, wo das Wunder geschah, so müssen wir uns wiederum gegen Fehler entscheiden, der durchaus ein Privatgebäude verstanden wissen will, in welchem die Apostel versammelt waren. Es könnte dies nur das Haus der Maria, der Mutter des Evangelisten Markus gewesen sein, wo wir später die Apostel beisammen finden, wo wahrscheinlich auch die beiden Erscheinungen des Auferstandenen am Osterabend und acht Tage später stattfanden. Allein wo konnten wohl am großen Feste Israels, zur Stunde des feierlichen Cultus die Apostel anders zu finden sein, als im Tempel? Es kann kein Zweifel sein, daß „das Haus, da sie saßen“, eine der Hallen war, die das Tempelgebäude umgaben, die auch von Josephus *οίκους* genannt werden. Wahrscheinlich war es die Halle Salomonis, die bei der Zerstörung des ersten Tempels durch Nebukadnezar stehen geblieben war und die Einheit des ersten und zweiten Tempels repräsentirte, die der Herr schon geweiht hatte, indem er in ihr wandelte und lehrte, Joh. 10, 23, und wo wir gleich im folgenden Cap. 3, 11 die Jünger wiederfinden, „daß alles Volk zu ihnen lief.“ Noch hatte der Herr sein Heiligthum nicht verlassen, wie er es später verließ und der Zerstörung Preis gab. Schon während seines irdischen Wandels hatte er es besucht und durch Offenbarungen in Worten und Thaten verherrlicht; Er war stets die Krone der heil. Feste gewesen. Jetzt wollte er es nochmals durch die höchste und letzte Offenbarung seiner Gottheit vor der versammelten Festmenge verherrlichen, durch die Ausgießung des heil. Geistes und durch die Gründung seiner Gemeinde auf Erden. Aber nicht als eine jüdische Sekte sollte die christliche Kirche gegründet

werden, nicht als ein heimliches Conventikel in einem Privat-hause sollten seine Jünger sich versammeln; sondern als das von nun an einzig berechnete, wahre Volk Gottes, als die ächten Nachkommen Abrahams, gegründet auf den Tempel und hervorgegangen aus dem alttestamentlichen Bundesvolke. Es ist eine gänzliche Verkennung des Wesens der christlichen Kirche und des Ganges, den ihre Ausbreitung genommen hat und nach göttlichem Plane nur nehmen konnte, wenn man ihre Gründung in ein Privatgebäude, nicht in den Tempel verlegt. Schwerlich hätten orthodoxe Juden diesen verlassen, um in jenes einzugehen.

„Dieser Grund hat noch am wenigsten auf sich“, meint L., „denn er hat seine Stärke nur in der Phantasie!“ Er hat seine Stärke vielmehr im Wesen der christl. Kirche und in ihrem Zusammenhange mit dem A. T.!

Ebenso bestimmt müssen wir uns gegen die Personen entscheiden, denen nach L. die Geistestaufe zu Theil geworden sein soll. Nicht blos die Apostel, sondern auch die 120 Jünger, ja wahrscheinlich eine noch größere Zahl der zum Feste aus dem ganzen Lande zusammenströmenden Jünger, haben nach ihm die Geistestaufe in gleicher Weise empfangen. Allein es ist klar, daß unmittelbar nur diejenigen den h. Geist empfangen, denen der Herr bei seiner Auffahrt die Verheißung des Vaters hinterlassen hatte, daß sie mit dem h. Geiste getauft werden sollten, nämlich die zwölf Apostel. Das zweite Kap. der Apostelgeschichte enthält offenbar das wichtigste Ereigniß des ganzen Buchs; das erste Kap. bereitet uns darauf vor. Ausdrücklich werden die Apostel nochmals namentlich aufgeführt; die Ergänzung der Zwölfzahl durch das Loos wird besonders mit Rücksicht auf die zu erwartende Geistestaufe erzählt, die 120 Jünger werden nur beiläufig erwähnt, weil aus ihnen die beiden Ausgewählten genommen waren und um ihnen den durchs Loos, d. i. in diesem Falle durch göttl. Wahl neu Ernannten vorzustellen. Im letzten Verse des ersten Kap. ist ausdrücklich nur von den Aposteln die Rede. Es heißt wirklich allen Regeln der Exegese ins Gesicht schlagen, wenn man im ersten Verse des zweiten Kap. die zwölf Verse vorher nur beiläufig erwähnten 120 Jünger als Subjekt annimmt; es heißt aber auch noch vielmehr die einzige Stellung der Apostel, die Wichtigkeit ihres Amtes und die dazu nöthige Ausrüstung verkennen, wenn man die Geistestaufe auf die ganze Schaar der versammelten Gläubigen, unter denen doch gewiß eine große Verschiedenheit in ihrer Glaubensstellung obwaltete, in gleichem Maße ausdehnen will. Es ist aber wunderbar, wie genau die biblische Erzählung zusammenhängt und wie sie bei aller Kürze doch völlig klar ist.

„Einmüthig waren die Apostel bei einander,“ eins in ihrer Ueberzeugung von der göttl. Würde des erhöhten Herrn, eins in ihrer Liebe zu ihm und in der Sehnsucht nach der Befreiung ihres Volkes, eins in der Erwartung, daß er sich vor der versammelten Festmenge vom Himmel herab verherrlichen, und wie früher etwas Außerordentliches thun, wohl seine Verheißung erfüllen werde. (Dies leugnet L. wieder und nimmt nur „eine ge-



hobene festliche „Stimmung“ an; woran haben sie aber sonst gedacht, und was war der Grund und Inhalt dieser unbestimmten gehobenen festl. Stimmung? Doch gewiß nicht eine Alttestamentliche? Wir wollen uns aber von nun an den Eindruck durch seine Bemerkungen nicht weiter verklümmern lassen, wir haben ihn nur angeführt, weil gewiß viele Prediger ihn vor Pfingsten nachlesen.) In dieser Einmüthigkeit beteten sie. Um was anders beteten sie, als um seine Verherrlichung? Für wen beteten sie, als für ihr Volk? Es war ein wahres Gebet im Namen Jesu, und so konnte die Erhörung nicht ausbleiben. Der Himmel öffnete sich über ihnen, und unter Sturmesbrausen kam der h. Geist herab als ein himmlisches Feuer, das sich in feurige Zungen vertheilte und auf die Einzelnen niederließ. — Stephanus belehrt uns, daß das Gesetz unter Mitwirkung der Engel gegeben sei, die die ungewöhnlichen Ereignisse bewirkten, unter denen es verkündigt wurde. Wir sind daher berechtigt, auch hier ihre Einwirkung in dem nicht natürlichen Sturme und in dem überirdischen Getöse anzunehmen, wodurch die Festmenge herbeigezogen wurde. Es ist nicht bloß Phantasie oder dichterischer Ausdruck, sondern nur consequent gedacht, wenn wir den Sturmwind dem Geräusch ihres schnellen Herabkommens, dem Rauschen ihrer Schwingen, und den Schall ihrem Lobgetöse zuschreiben.

Was nun die Wunderwirkung des h. Geistes selbst betrifft, so kann über den Sinn der Erzählung kein Zweifel sein: „Die Jünger redeten die großen Thaten Gottes“ in den Sprachen der verschiedenen Völkerschaften, die hier aufgezählt werden, d. i. sie priesen, getrieben vom h. Geist die Thaten Gottes, so durch Christum geschehen waren und namentlich auch diese Geistesausgießung, indem jeder einzeln sich an die verschiedenen Gruppen wandte, welche die Festmenge bildeten; sie predigten und lehrten nicht von Christo, denn die Predigt folgt dann durch Petrus nach, sondern in einer Psalmartigen Ansprache, in einem Lobgesange ertönte der Preis Christi in den verschiedenen Mundarten, die den Jüngern bis dahin unbekannt waren. Welche besondere Anknüpfungen in der Persönlichkeit der einzelnen Jünger der Geist Gottes dabei fand, indem der eine in dieser, der andere in jener fremden Sprache redete, vermögen wir nicht zu beurtheilen; jedenfalls aber war dadurch dem einzelnen Apostel zugleich der Weg und das Volk angewiesen, unter welchem nunmehr seine Wirksamkeit statt finden sollte. Hiermit sind nun eine Menge falscher Ansichten und Folgerungen abgewiesen. Zunächst ist die alt-orthodoxe Meinung ausgeschlossen, daß jeder Jünger alle die hier aufgeführten Sprachen gesprochen habe; der Plural: „wir hören sie mit unsern Zungen . . . reden,“ ist völlig berechtigt, wenn der eine in dieser, der andere in jener Mundart redete. Sodann ist die scheinbar tiefsinnige Erklärung von Einer Ursprache, welche die Apostel geredet und die Zuhörer verstanden haben sollen, und die Parallele mit der Sprachverwirrung zu Babel, die am Pfingstfeste aufgehoben sein soll, völlig zu beseitigen. Im Gegentheil: die aus himmelsstürmendem Uebermuth hervorgegangene Trennung der Menschheit in

verschiedene Völker und Sprachen wurde am ersten christlichen Pfingstfeste vergeben und geheiligt, indem der Geist Gottes die verschiedenen Völker zu Gefäßen seiner Gnade, ihre Sprachen zum Mittel des Lobes Gottes machte. Gott hat nun verschiedene Landes- oder Völkerkirchen gewollt und fixirt, und es ist ein neues babylonisches Unterfangen, wenn die römische Kirche eine äußere Einheit in der Christenheit herstellen will; es ist geradezu ein Kämpfen gegen den h. Geist, wenn sie ihre römische Sprache allen christlichen Völkern aufdringen will; dann hätten alle zwölf Apostel am Pfingstfeste nur Römisch reden dürfen! Endlich steht kein Wort davon da, daß den Aposteln diese Sprachengabe nicht geblieben wäre. „Gewiß ist, sagt Thiersch (Apostol. Zeitalter), daß die Apostel nicht die bleibende Fähigkeit besaßen, in der Sprache der Fremden zu predigen; es war eine momentane Eingebung (dies ist denn doch eine etwas zu mechanische Auffassung!), wodurch sie dies am Pfingstfeste vermochten. Ungewiß ist, ob sich dies wiederholt hat, einzig steht das Wunder des Pfingstfestes da, einzig aber auch die Bedeutung des Tags“ u. s. w. Allein „Gottes Gaben und Berufung mögen ihn nicht gereuen!“ Die Sprachengabe hatte für die Apostel eine große praktische Bedeutung. Der Herr im Himmel hatte es viel zu eilig, als daß die Apostel, nach Art unserer Missionare, erst die Sprachen der Völker hätten lernen können, denen sie das Evangelium predigen sollten. Das Reden in einer fremden Sprache am Pfingstfeste war nur der Anfang; so gewiß der Geist Gottes in und bei ihnen blieb, so gewiß behielten sie auch die Sprachengabe.

Nach unserer ganzen Auffassung, wonach die Sprachengabe hier auf die zwölf Apostel beschränkt blieb, müßte man nun auch zwölf verschiedene Völkerschaften erwarten, deren Sprachen die Apostel redeten. Statt deren werden nach der gewöhnlichen Zählung funfzehn aufgeführt. Allein das ganze Verzeichniß trägt eine gewisse Reichhaltigkeit zur Schau, auf die Menge kam es dem Evangelisten an, nicht auf eine bestimmte Zahl. Bald zählt er einzeln auf, bald faßt er zusammen. So erklärt sich auch das schwierige Iudäa mitten unter Ländern des Ostens und der Asiatischen Landschaften. Für eine solche Zusammenfassung halten wir auch Mesopotamien, das ja besonders Parthien, Medien und Elhmais in sich hielt; ferner ist Asien nicht Bezeichnung eines kleinen Küstenstrichs, den es wohl früher bisweilen bezeichnete, sondern zur Zeit des Lucas wahrscheinlich Asia minor, das die Kleinasiatischen Landschaften umfaßte, die nun einzeln aufgeführt werden, so daß in der That nicht mehr als zwölf verschiedene Völker und Sprachen aufgeführt werden. Eins ist aber dabei wahrhaft verwunderungswürdig, daß in diesem reichhaltigen Verzeichniß dasjenige Volk fehlt, welches nächst den Römern das bekannteste und verbreitetste war, unter dem die christliche Kirche die weiteste Ausbreitung fand und in deren Sprache unsere h. Schriften abgefaßt sind, die Griechen. Wollten wir uns auf Conjecturen einlassen, so würden wir für das störende und auch nach dem neuesten Ausleger „dunkel-bleibende“ Ἰουδαία, für das die Ausleger Indien, Iudumäa, Armenien und alles andere conjecturiren, vielmehr Ἰωνία, das



asiatische Griechenland setzen; so würde auch der Uebergang von den Ländern des Ostens auf die Kleinasiatischen Landschaften vermittelt. Doch können die Griechen auch unter (Klein-)Asia mit einbegriffen sein.

Wir haben unsere obigen Bemerkungen über die Sprachengabe am Pfingstfest völlig unabhängig von den andern Stellen gemacht, in denen sie im N. T. noch vorkommt. Die Hauptstellen sind Act. 10, die Ausgießung des h. Geistes über Cornelius und die Seinen, ein Ereigniß, was vom Evangelisten dem am Pfingstfeste fast ebenbürtig gestellt wird, und was daher die alte Kirche mit Recht als zweite Pfingstepistel festgesetzt hat, und das bekannte Zungenreden in der Korinthischen Gemeinde 1 Kor. 14. Es fragt sich, ob alle diese Erscheinungen gleich, oder verwandt oder gänzlich verschieden sind. Das letztere behauptet Thiersch (l. c.) auf das bestimmteste. „Wer nur einmal mit Aufmerksamkeit gelesen hat, was Paulus von dem Reden mit Zungen in der Korinthischen Gemeinde schreibt, weiß, daß der Unterschied zwischen jener Sprachengabe und dieser (am Pfingstfeste) kaum größer sein könnte. Dort eine Rede, welche kein Sterblicher ohne Auslegung versteht, und auch kein Sprachkundiger, sondern nur der h. Geist auslegen kann; hier eine Rede, welche keine Auslegung bedarf. Jene Gabe gereicht nur dem Redenden zur Erbauung, diese offenbar auch dem Hörenden. Jene hilft nichts zur Unterweisung des Unwissenden, diese ist offenbar ganz dazu gegeben. . . . Wo sagt aber Paulus, daß er eine Thatsache ganz derselben Art beschreiben wolle; wie die, welche am Pfingstfeste statt gefunden hat? Er selbst unterscheidet vielmehr, wo er die Charismen aufzählt, um zu sagen, daß sie alle ohne die Liebe nichts nützen, deutlich zwei Arten des Redens mit Zungen. „Wenn ich mit den Zungen der Menschen und mit denen der Engel redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Das Vorkommen zweier verschiedener Formen der Sprachengabe ist durch diese Worte des Apostels bezeugt. Erwägt man die von ihm gebrauchten Benennungen sorgfältig, so leuchtet ein, wie bezeichnend sie für die zwei verschiedenen Erscheinungen sind. Mit Zungen der Menschen wurde in Jerusalem, mit Zungen der Engel wurde in Korinth geredet u. s. w.“ Allein das Richtige ist vielmehr: Sowohl mit der Sprache der Engel, d. h. welche die Engel zwar unsichtbar, wohl aber hörbar redeten, als auch mit Menschensprachen wurde am Pfingstfeste geredet und Gott gepriesen, während in Cäsarea und in Korinth von Engelszungen nichts erwähnt wird, sondern nur die menschlichen (fremden) Sprachen. Wir geben die gänzliche Verschiedenheit der Engels- und Menschenzungen zu, Engel können wohl in menschlicher Sprache reden, wie Ise denn vielfach menschlich geredet haben: nimmermehr aber können Menschen mit Engelszungen die Engelsprache reden und haben sie nicht geredet, weder in Jerusalem, noch in Cäsarea noch in Korinth, noch in den — irvingianischen Gemeinden! Erst jenseits werden wir „mit engelischen Zungen und Herzen die großen Thaten Gottes rithmen und

preisen in alle Ewigkeit;“ hier thun wir es noch in unserer Muttersprache! Will die h. Schrift uns einen Begriff geben von der Engelsprache, so vergleicht sie sie der Stimme der Posaunen (Exod. 19, 16. 1 Thessal. 4, 16,) mit dem Donner und ihre Erscheinung mit dem Blitz Exod. I. c. Matth. 28, 3, oder wie hier mit einem Schall oder Getöse (ἡχος). Es bleibt nichts anderes übrig, als beide Erscheinungen, die zu Jerusalem und zu Korinth und Cäsarea identisch aufzufassen, wie dies schon früher mit vielem Glück durchgeführt ist. Der Einwand, daß das Zungenreden der Apostel den Zuhörern unmittelbar verständlich war, während das der Korinther nicht verstanden wurde, erledigt sich einfach daher, daß dort solche Zuhörer zugegen waren, zu denen in ihrer Muttersprache geredet wurde; hier aber nicht. Die Korinther bedurften eines Dolmetschers, um von den Andern verstanden zu werden. So erklärt sich auch, was der Apostel von sich selbst sagt: „Ich danke Gott, daß ich mehr mit Zungen rede, als ihr alle.“ Gerade er bedurfte zu seinem apostolischen Berufe und bei seinen weiten Missionsreisen dieser Sprachengabe. Daraus folgt freilich, daß das irvingianische Zungenreden in unverständlichen unartikulirten Tönen eine Täuschung ist. Konnten die Apostel und Korinther nicht mit Engelszungen reden, so werden wir es wohl auch nicht lernen. Interessant ist als eine Parallele aus niedrigerer Sphäre folgende Thatsache. Dr. Laube erzählt von seinem Freunde, dem Dichter Heine, der bekanntlich in Paris lebte, daß er nur dann gut französisch gesprochen habe, wenn er sich in heiterer, freier, gehobener Stimmung gefühlt habe. Nun das würde Göthe die Erleuchtungen des Genius nennen. Die h. Schrift aber redet von einer Erleuchtung des h. Geistes, welchen er ausgießen wolle über uns reichlich.

### Die Frühjahr-Conferenz des kirchlichen Centralvereins der Provinz Sachsen.

Während die Herbst-Conferenz im vorigen Jahre außerordentlich schwach besucht gewesen war, hatte sich diesmal wieder eine größere Anzahl von Brüdern in der geistlichen Bräudercolonie versammelt, so daß die Besorgniß, Gnadau werde durch den Tod des sel. Westermeyer wesentliche Einbuße erleiden, bisher noch ungegründet erscheint. Ist der heimgegangene, hochbegabte Leiter der Konferenz auch nicht leicht zu ersetzen, so zeigte doch die diesmalige Versammlung, daß Gottes Gnade jüngere Kräfte heranwachsen läßt, die zur Hoffnung berechtigten, der Gnadauer Verein werde noch lange im bisherigen Geist mit Kraft sein Werk fortsetzen dürfen.

Der Vorsitzende, Sup. Clasen, eröffnete die Versammlung mit der Erklärung seiner leiblichen Hinfälligkeit, die ihm eigentlich die Theilnahme an der Konferenz verbiete, doch werde die Schwachheit überwogen von dem Bedürfniß, sich an und

**Beilage.**



den Brüdern zu stärken. Der Anfang dazu werde aus Gottes Wort gemacht. Joh. 20, 19—23 bringe auf Grund der Auferstehung Christi, die Grund und Quell des ganzen christlichen Glaubens bilde, den wahrhaftigen, vollen und kräftigen Herzensfrieden in der Vergebung der Sünden. Diesen Frieden der Welt anzubieten und darzureichen sei unseres Amtes Aufgabe. Wir vermöchten das nicht, seien unfähig unser Amt auszurichten, wenn wir selbst das Gut nicht besäßen, das wir Andern bringen sollten. Prüfe sich daher ein Jeder, ob er den Osterfrieden habe, täusche sich nicht mit einem Scheinfrieden; der rechte Friede will errungen sein im heißen Kampfe. Den Frieden sollen wir nicht nur den Friedesuchenden bringen, sondern auch denen, die ihn aus Selbstzufriedenheit und Weltfeligkeit noch verschmähen. Dazu gehört eine feste Position in Gottes Wort und dem lauterem Bekenntniß der Kirche, das mit Gottes Wort allewege übereinstimmt. Wohl ist die Zahl der Friedensfinder nur klein inmitten der friedelosen und feindseligen Welt und die Situation der Kirche zumal eine bedenkliche, aber nur unverzagt, Christus hat die Welt überwunden. Sorge nur jeder, daß er selbst die richtige Stellung zum Herrn und zur Welt habe, dann brauche uns die Lage der Kirche nicht zu beunruhigen. — Als erster Gegenstand war auf die Tagesordnung gesetzt: die Aufgabe der Kirche gegenüber dem Protestantenverein. Der Vorsitzende hatte sich für dieses Thema an 6—8 Stellen vergeblich gewendet. Um den Vater aus der Verlegenheit zu helfen, war endlich sein Sohn, Hülfsprediger in Biele, vor den Riß getreten und hatte ein sehr gründlich und fleißiges Referat geliefert. Da dasselbe gedruckt werden soll, so mögen hier die Umrisse genügen. Nach einem Ueberblicke über die Geschichte des Protestantenvereins, der meist aus Citaten aus den Schriften und sonstigen Rundgebungen des Vereins zusammengestellt war, wurde das innere Wesen desselben untersucht und dargelegt. Es ergab sich, daß seiner äußeren Erscheinung entsprechend, die in allen Farben schillert, der Protestantenverein seinem Wesen nach eine stets sich wandelnde Proteusnatur ist, ungreifbar wie eine Dunstwolke, undefinirbar als ein Heer von Widersprüchen. Sein Grundsatz ist, keine Grundsätze zu haben, und sein Glaube, jeden Glauben gelten zu lassen, d. h. im Grunde nur den Glauben an sich, den abstrakten Glauben gelten zu lassen, jeden concreten Glauben aber, der auch nur an einem Theil der Offenbarung festhält als beschränkten Standpunkt über die Achsel anzusehen; das Band, das ihn bindet, ist die Verwerfung jedes Bandes, die schrankenlose Freiheit, die absolute Autonomie des Einzelsubjects in allen religiösen Dingen. Ist somit der Verein hauptsächlich etwas Negatives, so hat er doch seine sehr bestimmten Wurzeln und seine ebenso bestimmten realen Zwecke. Seine Wurzeln sind der alte Rationalismus, der philosophische Pantheismus, der moderne In-

differentismus, sein nächster Zweck ist das Christenthum mit der modernen Weltanschauung zu versöhnen durch Etablierung einer Humanitätsreligion, sein eigentliches Ziel aber ist die Lösung des Individuums, der Gemeinde von dem Gotte der Offenbarung, wie er in der heiligen Schrift sich bezeugt hat und in ihren Symbolen von der Kirche bekannt wird. Er hat es, seinen besseren Gliedern vielleicht noch unbewußt, auf die Zerstümmung der Kirche abgesehen. Seine Hauptwaffe in diesem Kampfe ist die Phrase, sein Hauptbundesgenosse der weit verbreitete Widerwille gegen jede Autorität. Vom Christenthum hat der Protestantenverein nichts weiter an sich als eine erborgte Terminologie, einige geraubte Federn, darauf berechnet, Unkundige zu täuschen und sich ein Heimathsrecht in der Kirche zu sichern. Ref. ging sodann dazu über, die Aufgabe der Kirche solcher Schmarotzerpflanze gegenüber, näher zu bezeichnen. Auch daraus heben wir nur Einzelnes heraus. Jeder einzelne Diener der Kirche hat in seiner Lehre vor allen geistreichen Apercüs und Theologumenen sich zu hüten, mit denen er der Kirchenlehre aufhelfen will. \*) Die Pflicht der Kirche, welche durch ihr Regiment vertreten wird, ist eine verschiedenartige. Die Laien hat sie mit Geduld so lange als möglich zu tragen, von den Geistlichen hat sie ausnahmslos den Austritt aus dem Verein zu fordern und ihnen ein formulirtes Bekenntniß vorzulegen, an welches sich zu binden sie verpflichtet werden. Weigern sie sich darauf einzugehen, so sind sie ihres Amtes zu entlassen. Das ist keine Intoleranz, die Kirche läßt jedem die Freiheit zu glauben, was er will, das ist nur Selbstvertheidigung; die Kirche beansprucht und übt damit nur das Recht, das jeder Privatgesellschaft allseitig zuerkannt wird, Glieder und Diener, die mit ihren Principien in Widerspruch stehen, aus ihrer Gemeinschaft auszuschneiden.

Bei der Debatte wurde auf den überaus schwierigen Stand, den das Kirchenregiment dem Protestantenverein gegenüber habe, hingewiesen. Die geistlichen Mitglieder des Vereins besäßen eine außerordentliche Geschicklichkeit, ihren Aeußerungen eine solche Form oder eine solche Deutung zu geben, daß man ihnen nichts anhaben könne. Sie behaupteten das Apostolicum und die Augustana unterschreiben zu können. Auch der Versuch auf anderem formalen Wege gegen sie vorzugehen, sei erfolglos gewesen. Wie solle man nun dem Verein beikommen? — Ein Bruder erwidert darauf, er erkenne die Schwierigkeiten an, die es für das Kirchenregiment habe, gegen bereits im Amt befindliche Mitglieder des Protestantenvereins vorzugehen. Dagegen sei es leicht, Leute dieser Richtung, die noch kein Amt hätten,

\*) Ganz besonders aber, so fügen wir hinzu, vor der Phrase, mit der man ganz auf den Boden des Protestantenvereins tritt, auch wenn sie nicht, wie dort, zur Verhüllung der Irrlehre, sondern nur der Gedankenleere dient.



vom Kirchendienst fern zu halten. Ein Hanne dürfe z. B. unter keinen Umständen zum geistlichen Amte zugelassen werden. Ein anderer, zugleich Mitglied einer Behörde, stimmt dem bei, meint aber, man müsse einen Unterschied machen zwischen literarischer und pastoraler Thätigkeit, auch sei das Kirchenregiment nicht befugt, einem Geistlichen den Austritt aus einem Verein zu gebieten, oder den Eintritt in denselben als ein Vergehen anzurechnen. — Von anderer Seite wurde das bestritten. Dieselbe Stimme macht darauf aufmerksam, daß es weniger unsere Sache sei, die Behörden an ihre Pflicht zu erinnern, als selbst unsere Pflicht zu thun. Unser Amt ist auf den Kreissynoden. Wir müssen dem Beispiel der Synode ESENS folgen und die Anhänger des Protestantenvereins von den Kreissynoden ausschließen. Dazu fehlten noch alle Vorbedingungen, erhebt sich eine andere Stimme. So nöthig ein Vorgehen gegen den Protestantenverein sei, so erschrecklich die Verschuldung derer, die seinen Ideen huldigten und doch dabei das Brod der Kirche äßen, der sie die bei der Ordination gelobte Treue brächen, so sei die Kirche dazu jetzt kaum im Stande, ihr Arm sei gelähmt, ihr Schwert gebrochen. Die Schwäche der Kirche sei die gewundene, unklare Demarcationslinie gegen die Irrlehre, die kegerischen Enclaven. So lange wir nur von Landeskirchen wissen, werden wir des Protestantenvereins nicht Herr werden; wir müssen erst eine Bekenntniskirche haben, in welcher dem Bekenntniß sein volles und ganzes Recht gewährt wird. Ein Gast replicirt auf verschiedene Aeußerungen. Die Mitglieder des Protestantenvereins behaupteten ihr Ordinationsgelübde nicht verletzt zu haben, wenn ihnen überhaupt ein eigentliches, bindendes Gelübde abgenommen sei, was sie zum Theil bestritten. Gegen die Unwahrhaftigkeit sei überhaupt kein ehrlicher Krieg zu führen. Den Kreissynoden fehle zu dem angerathenen Vorgehen der Rechtstitel in ihren Statuten. — Um die Verhandlung nicht ganz fruchtlos zu schließen, wurde in der Mittagspause eine Erklärung entworfen, die die Versammlung nachher einstimmig annahm: dieselbe ist bereits in Nr. 34 Beilage mitgetheilt worden.

Nachmittags hielt Sup. Hahn aus Merseburg den zweiten Vortrag über die sociale Frage. Da auch hiervon der Druck zu erwarten steht, so begnügen wir uns, die vom Redner aufgestellten Thesen wiederzugeben. Thes. 1. Die sociale Frage befaßt alle Erscheinungen, welche als Störungen der Gesundheit des menschlichen Gesellschaftsleibes auftreten, sie ist das Produkt der Sünde und so alt wie diese. — Thes. 2. Insofern die Kirche die Inhaberin der Gnaden ist, welche Erlösung von der Sünde und allem Uebel bringen, ist die sociale Frage eine eminent kirchliche, ebensowohl Zeugniß für die Verschuldung als Aufgabe für die Thätigkeit der Kirche. Thes. 3. Wenn die sociale Frage heute wesentlich als Arbeiterfrage auftritt, so ist damit das Gebiet angedeutet, auf welchem sie sich bewegt, sie bezweckt nicht Herausbildung eines vierten Standes, sondern deutet vor Allem auf das Mißverhältniß zwischen Arbeit und Lohn. Thes. 4. Der eigentliche Kern der Frage liegt in der

Forderung der Gleichheit der Menschen in Stand, Recht, Besitz und Genuß. In dieser Forderung liegt Irrthum und Wahrheit vermengt. Nur eine liebevolle Bewilligung der berechtigten Forderung vermag die Frage zu lösen. — Thes. 5. Insofern die Frage zum großen Theil als eine materielle erscheint, kann sie nicht durch das Wort allein, sondern in Verbindung mit materieller Handreichung gelöst werden, und sind hierzu mitzuwirken Alle berufen, welche von Herzen bitten: Dein Reich komme. Drei weitere Thesen forderten dann die Bildung eines Vereins, der die Aufgabe übernehme, die sittliche und materielle Lage des Arbeiterstandes nach christlichen Grundsätzen zu gestalten, sodann daß die Gnadener Konferenz die Sache in die Hand nehme, und vorläufig eine Commission dafür ernenne, endlich die definitive Constituirung des Vereins zum Herbst.

Die an die einzelnen Thesen sich anschließende Debatte griff verschiedene Punkte der scharf pointirten Begründung derselben heraus und erhielt dadurch einen etwas unsäßen Charakter. Bei einem so geist- und gemüthvollen Vortrage und bei einer so umfangreichen und noch so dunkeln Frage war das kaum anders möglich. Der Gedankenflug des Redners war erkennbar genug. Die soziale Frage ist als eine sittlich-religiöse eine kirchliche; die Kirche ist an erster Stelle zu ihrer Lösung verpflichtet. Sie hat diese Aufgabe bisher versäumt und damit eine schwere Schuld auf sich geladen, die sie nunmehr durch kräftige Inangriffnahme dieser Frage abzutragen hat. Dagegen schien sich in der Versammlung kein Widerspruch zu finden und wurde in der Besprechung hierauf kaum eingegangen. Vielmehr war es eine gelegentliche Aeußerung des Ref. über den Staat, den er als Egoisten und Absolutisten bezeichnete, sobald er nicht ein christlicher sein wolle, welche eine längere Debatte hervorrief. Mehrere Redner nahmen sich des Staates und seines christlichen Charakters an. Die Debatte drohte sich in ziemlich unfruchtbare Abstraktionen zu verlieren, um so mehr als die einzelnen Redner untereinander und mit dem Vortragenden in nur geringer Differenz sich befanden. Jedenfalls konnte der Letztere mit Recht behaupten, daß es gar nicht seine Absicht sei, den Staat herabzusetzen und noch viel weniger, eine Definition des Staates zu geben, in wie weit derselbe seinem Wesen nach göttlich oder irdisch, christlich oder unchristlich sei, sondern daß es ihm lediglich darauf ankomme, den Brüdern die Pflicht und die Schuld der Kirche an der sozialen Frage nachzuweisen und aufs Gewissen zu legen. Seine Tendenz sei eine durchaus praktische, sie gipfele in den Vorschlägen, die in den 3 letzten Thesen formulirt wären. Der Ref. wird von der Ausnahme, die seine Vorschläge fanden, wohl nicht ganz befriedigt sein, sie war seinem warmen Herzen und seinem brennenden Eifer viel zu kühl. Man hielt seinen Plan zum Theil für unausführbar, wies ihn anderentheils auf den schon bestehenden Verein für innere Mission, ernannte aber doch schließlich durch Acclamation eine Commission, bestehend aus dem Ref. selber, den Pastoren Rocholl und Danneil, die schon in ihren Gemeinden auf dem Felde nicht ohne Erfolg gearbeitet hatten und davon berichteten,



dem Sup. Martins und einigen anderen. Ob es gelingen wird, etwas zu Stande zu bringen, steht noch dahin. Einen Gewinn brachte die Verhandlung aber sogleich auf der Stelle, nämlich die Erkenntniß und Gewissensmahnung, daß es die Pflicht jedes einzelnen Pastors sei, innerhalb seiner Gemeinde die soziale Frage in der Form, in welcher sie sich dort darstelle, im Auge zu behalten und an ihrer Lösung zu arbeiten. Mit Recht wurde von einer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß die soziale Frage viel zu umfangreich und viel zu verschiedenartig gestaltet sei, als daß wir, auch zu einem Verein constituiert, sie im Großen und Allgemeinen zu lösen im Stande wären. Das mitleidige Herz — mich jammert des Volkes — die helfende Hand, der bußfertige, seine Verantwortlichkeit und seine Versäumnis erkennende Sinn, das seien die Stücke, auf die es vor allem für uns ankäme.

Nachdem Sup. Jacobi aus Baruth uns die Abendandacht über Joh. 11, 25 u. 26 gehalten hatte, schloß der erste Tag im traulichen Gespräch der Brüder unter einander. Für den folgenden Tag blieb noch der Vortrag des P. Kirchner über die geistliche Pflege der confirmirten Jugend. Auch hier können wir nur Andeutungen geben. Der erste Theil des Referats beschäftigte sich mit den unerläßlichen Vorbedingungen für die geistliche Pflege der Confirmirten. Sollte von fruchtbringender Einwirkung nach der Einsegnung die Rede sein, so müsse sich schon vorher ein Band zwischen dem Pastor und seinen Confirmanden geknüpft haben. Das sei aber nur möglich durch eine treue, würdige ans Herz gehende Ertheilung des Unterrichts in Lauterkeit und Wahrheit der Lehre, in Einfachheit und Verständlichkeit, aber auch in edler Gemessenheit der Darstellung, in Freundlichkeit und Herzlichkeit der Behandlung, aber auch in strenger, straffer Zucht ohne Weichlichkeit und allzu große Vertraulichkeit und Cordialität. Die räudigen Schafe müsse man absondern, die zu großen Schaaren theilen, die Muthwilligen zügeln, die Schülchternen ermuntern, den Schwachen mit Geduld nachhelfen und also als ein rechter Hirte unter der Herde wandeln, dann führe man die Schafe zu dem großen Erzhirten, aber binde sie auch an sich. Das sei kein Unrecht und dürfe erstrebt werden, wenn nur der Erzhirte den obersten Platz behielte. Ref. macht darauf aufmerksam, wie wichtig gerade diese Amtsthätigkeit sei und wie groß doch gerade hier die Gefahr, sich gehen zu lassen, weil wir da stets für uns allein seien. — Was empfiehlt sich nun im Interesse der geistlichen Pflege? Mit dieser Frage beschäftigte sich der zweite Theil des Ref., doch nicht in zusammenhängendem Vortrage, sondern sectionsförmig, indem die einzelnen Vorschläge sofort zur Discussion gestellt wurden. Zunächst: wie soll der Confirmationstag selber recht zugebracht und zum Segen der Kinder verwerthet werden? Er ist von mancher Unsitte angegriffen. An einem Orte, erzählt ein Bruder, kamen die Kinder zu einer Chocolate zusammen. Das ist beseitigt und ein geeigneter Ersatz dafür geboten; denn mit der bloßen Negation sei es nicht gethan. Ähnliches berichtet ein anderer. Die Knaben und Mädchen hätten sich gegen-

seitig Geschenke gemacht. Die Sitte sei von ihm gereinigt, er gehe Palmsonntag in die Häuser der Confirmirten, bete und singe mit ihnen. Von verschiedenen Seiten werden noch Mittheilungen gemacht, wie man versucht habe, den Kindern an dem für sie so wichtigen Tage etwas zu bieten, sie vor Zerstreuung und Versuchung zu bewahren. Ref. fragt weiter, wie es gehalten werde mit den Tagen zwischen Confirmation und erster Communion. Auch darauf lässe sehr viel an. Das Confirmandenregister, das wir um diese Zeit anfertigten, hätten wir auch später oft nachdenklich durchzusehen und wohl auch mit Anmerkungen zu versehen. Die seien ihm einmal, sagt Jemand, von großem Werthe gewesen. Auch hier wird manches Interessante über Lokalsitten oder Versuche der pastoralen Treue mitgetheilt. Drei Abtheilungen kommen hier hauptsächlich in Betracht, die Anmeldung zur ersten Communion, die allseitig gefordert wird, die erste Beichte und Communion und die Austheilung der Scheine. Eine Stimme dringt auf die Privatbeichte, bei der man eben die Kinder ganz isolirt haben und scharf ins Gewissen fragen müsse. Luthers Fragestücke seien dazu sehr geeignet, auch sei es gut, darauf zu bestehen, daß die Kinder wenigstens eine Sünde nenneten, der sie sich schuldig gäben. Ref. empfiehlt sodann für die folgende Zeit die Katechismusgottesdienste. Die Brüder berichten über ihre Bemühungen darum. Einzelne haben Erfolg gehabt, andere führen Klage, daß sie nichts erzielt. Was ist nun mit den Confirmirten zu treiben, fragt Ref. weiter. Einige Brüder hatten in den Katechismusgottesdiensten über Schriftstellen, über die Evangelien und Episteln gesprochen. Nicht ohne Grund wurde dagegen das Vorrecht des Katechismus aus seinem Namen — Hauptstücke — mit dem der Gottesdienste geltend gemacht. Ref. fährt fort: Es sei wichtig, daß eine gute Volksbibliothek in den Dienst der Jugend trete. Jedes Kind müsse ferner mindestens haben eine Bibel, ein gutes Gesangbuch, Gebet- und Communionbuch. Auch sei darauf hinzuwirken, daß die Kinder vor jeder Communion, vor der ersten Eidesleistung, bei ihrem Abzug aus der Gemeinde sich dem Pastor vorstellten. Endlich sei es gut, wenn man den Kindern etwas fürs Reich Gottes zu thun gäbe, dann ihnen aber auch an edler Gefelligkeit etwas biete, Jünglingsvereine. Eine Discussion konnte der vorgedrückten Zeit wegen über das Alles nicht mehr stattfinden. Nachdem noch Prediger Cunz aus New-York das dortige Emigrantenhaus der Beachtung und die Candidatennoth in den Freistaaten der Fürsorge der Brüder empfohlen hatte, und Pastor Kirchner zum Vicepräsidenten erwählt worden war, schloß der Vorstehende die Konferenz in herkömmlicher Weise. Es ist und bleibt doch schön in Gnadau durch Gottes Gnade; mit dieser Empfindung schieben wir froh und dankbar von einander.



## Die Kurhessische Kirchenfrage.

Die neuesten, in Broschüren und Zeitschriften veröffentlichten Rechtsausführungen, durch welche die Maßnahmen des königlichen Ministerium Zwecks Umgestaltung der drei kurhessischen Kirchenkörper in eine moderne unirte Provinzialkirche als rechtlich unzulässig nachgewiesen werden, richten diesen Nachweis lediglich gegen die formelle Seite jener Maßnahmen, bei welcher die in den Kirchenkörpern vorhandenen Organismen gänzlich unbeachtet gelassen seien, und deuten damit an und sprechen es einzelweise auch geradezu aus, daß unter Mitwirkung der vorhandenen kirchlichen Organe gegen die Erstrebung der in Aussicht genommenen Ziele kein rechtliches Bedenken mehr vorliegen würde. Gründe für diese Ansicht sind nirgend angegeben, und da nicht Alles, was ohne Mitwirkung der kirchlichen Organe unzulässig ist, unter Mitwirkung derselben schon für zulässig erkannt werden kann, so dürfte eine nähere Erörterung der vorliegenden Frage an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen.

Fragen wir zunächst, woher die kirchlichen Organe in Kurhessen, die Presbyterien, Convente, Diöcesan- und Generalsynoden, ihre Legitimation haben, auf welcher ihre Autorität beruht, und durch welche ihr Berufskreis abgegrenzt wird, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie sämtliche Befugnisse nur von den betreffenden Kirchenordnungen herzuleiten haben, und daß diese Befugnisse nur zur Erfüllung der Vorschriften der Kirchenordnungen ermächtigen, über diese Linie hinaus aber um kein Haar breit weiter reichen. Dazu sind alle Glieder dieser Körperschaften mit Eid oder mit Handschlag an Eides Statt darauf verpflichtet, sich von dem, was Bekenntniß und Kirchenordnung fordern, „keine Gunst der Menschen, keine Furcht noch Gefahr abwenden zu lassen.“ Ihnen bei der Beseitigung der bisherigen Kirchenordnungen und bei der Aufrichtung einer principiell entgegengesetzten Kirchenverfassung eine Mitwirkung zuzumuthen, hieße also von ihnen fordern, daß sie ihrer eigenen kirchlichen Existenz den Boden entziehen und ihren Beruf und ihr Gewissen gröblich verletzen sollten. Schwerlich wird man in Kurhessen zu einem solchen kirchlichen Selbstmord und zu solcher Berufs- und Gewissensverletzung die erforderlichen Personen finden.

Aber fürs Andere auch angenommen, die kirchlichen Organe in Kurhessen hätten wirklich die amtliche Befugniß, die Kirche, zu deren „Bau“ sie vorhanden sind, zu zerstören, und an deren Stelle eine andere zu errichten, so läßt sich doch bei einem nüchternen Blick auf die dermaligen verschiedenen Standpunkte der Kirchenglieder gar nicht verkennen, daß die Ausübung dieser Befugniß zur völligen Zerrüttung der Kirche führen müßte. Wenn auf Grund eines neuen Glaubensbekenntnisses diejenigen, deren Glauben in diesem Bekenntniß zum Ausdruck gekommen ist, sich um dasselbe zu einer Kirchengemeinschaft zusammenschließen, dann werden von allen Gliedern dieser Gemeinschaft die Ord-

nungen, durch welche diese ins Dasein getreten ist, kraft der Macht, die der Glaube übt, als bindend willig anerkannt. Selbst nach Jahrhunderte langem Bestand werden solche Ordnungen noch als altherwürdiges kirchliches Herkommen ohne Renitenz getragen, wenngleich der Glaube, der dieselben schuf, in der überwiegenden Mehrheit der Kirchenglieder nicht mehr lebendig und diese in einer Menge von Abstufungen dem Indifferentismus und Unglauben bis zur bewußten Feindschaft wider Christum verfallen ist. Aber wenn in einer solchen Zeit, in welcher die Kirchengemeinschaft bezüglich ihres Antheils am kirchlichen Glauben bereits in eine Menge von Parteien zerklüftet ist, die bisherigen Kirchenordnungen beseitigt und neue aufgerichtet werden sollen, dann fordert selbstverständlich jede dieser Parteien, daß die neuen Kirchenordnungen den aus ihrem Glauben oder Unglauben, beziehungsweise aus dem Grade ihres Glaubens oder Unglaubens hervorgegangenen Anschauungen entsprechen sollen, und da es nicht möglich ist, die einander widerstreitenden Forderungen aller dieser Parteien zugleich zu befriedigen, so werden in dem einen Fall die Ungläubigen, in dem anderen Fall die Gläubigen sich nicht unter die neuen Ordnungen stellen können. In jedem Fall müßte das Unternehmen also zu Separationen führen, welche sogar, wenn die neuen Kirchenordnungen etwa Concessionen nach beiden Seiten hin enthalten sollten, möglicher Weise die äußerste Rechte und äußerste Linke zugleich umfassen würden.

Es ist endlich nicht Zufall, sondern nur Befolgung eines Naturgesetzes, daß seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag jede Glaubensgemeinschaft ihre Kirchenordnungen, durch welche ihr inneres Leben in die Erscheinung treten, erhalten und fortgepflanzt werden soll, eben aus diesem ihrem inneren Leben d. i. aus dem in ihrem Bekenntniß zum Ausdruck gekommenen Glauben herausgestaltet hat. Aus dem ange deuteten Zusammenhang zwischen dem Bekenntniß und den Kirchenordnungen als der inneren und äußeren Seite ein und derselben Sache ergiebt sich die unausweichliche Consequenz, daß nur solche Bestimmungen der Kirchenordnung, welche von dem Bekenntniß gefordert werden oder dasselbe zur Voraussetzung haben, zu den normalen kirchlichen Gestaltungen gerechnet werden können, und daß dagegen diejenigen Bestimmungen der Kirchenordnung, welche dem Bekenntniß widersprechen oder von anderswoher ihren Ursprung und Inhalt haben, nur Mißbildungen am Kirchenkörper sind, welche demselben stets erheblichen Schaden, ja nach ihrem Umfang aber auch möglicher Weise den Tod bringen. Hieraus folgt nun weiter, einmal, daß eine zu Recht bestehende Kirchenordnung nur auf Grund des stricten Nachweises ihres Widerspruchs gegen das Bekenntniß oder ihres demselben ganz fremden Inhaltes beseitigt, und fürs Andere, daß eine neue Kirchenordnung nur unter begründeter Berufung auf die Forderung des Bekenntnisses aufgerichtet werden darf. Jede Beseitigung einer zu Recht bestehenden Kirchenordnung und jede Aufrichtung einer neuen, wobei nicht die eben angegebene Beziehung zum Bekenntniß als der entscheidende Factor wirkt, kann nur als Gewaltthat, als kirchliche Revolution, erkannt werden, wodurch die Kirche nicht gebaut und nicht fortentwickelt, sondern zerrüttet wird.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 17. Mai.

N<sup>o</sup> 39.

## „Aus eigener Kraft.“

Aus eigener Kraft — so lautet vielfach die Lösung unserer Tage. Auf den meisten Gebieten des Wissens und des Schaffens tönt uns das Wort „aus eigener Kraft“ entgegen. Unsere Zeit hat diese Lösung nicht erfunden; das Wort „aus eigener Kraft“ ertönt schon verführerisch im Paradiese. Die Geschichte des Heidenthums ist die Geschichte des Wortes „aus eigener Kraft“. Aber diese Geschichte hat mit einem Bankerott geendet. Dahin waren die heidnischen Völker vor Christo mit dem Worte „aus eigener Kraft“ gelangt, daß Paulus schreiben kann: „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben. Diemeil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden; und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Darum hat sie auch Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eignen Leiber an ihnen selbst; die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lügen, und haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr, denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit.“

So schreibt ein Paulus; aber er faßt vielleicht die Geschichte in einseitiger Weise auf, er sieht vielleicht in finstern Sinne die Schönheiten des Heidenthums nicht! Aber urtheilen die heidnischen Schriftsteller anders, als Paulus? Auch sie schildern in tiefem Schmerz und in düstersten Farben den Verfall der Sitten und die Verachtung der Religion; oder sie spotten und verzweifeln an der Wahrheit. Die eine Weisheit „der Epikuräismus“ sagt: „Ersticke deine Seele im Genuß“, und die andere „der Stoicismus“ ruft aus: „töbte dich und stirb aufrecht im Gefühl deiner egoistischen Kraft.“ Also hie und da ein gleiches Ende — der Tod. Darum endet auch das Heidenthum mit einer bangen Klage: „Was ist Wahrheit!“ Es hat auch seine Sterne — wer wollte das verkennen; der göttliche Geist

hat auch über den unreinen Wassern desselben geschwebt; aber weder ein Zoroaster noch ein Plato hat der müden Welt aus eigener Kraft den Frieden gebracht.

„Aus Gottes Kraft“ ist die Lösung des Christenthums. Christus ist nicht die Blüthe der Menschheit, nicht der Ideal-Mensch, den die Welt aus eigener Kraft hervorgebracht, sondern er ist vom Vater in Ewigkeit geboren und in der Fülle der Zeit Mensch geworden. Zwei Mächte haben mit einander gerungen und werden mit einander ringen bis ans Ende der Tage: „Aus eigener Kraft“ und „aus Gottes Kraft.“ Aber seit Christus das Wort gesprochen: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, gebührt der Sieg dem Worte „aus Gottes Kraft.“ „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ“, so können die Christen frohlocken, denn „ihr Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ „Man singt mit Freuden vom Siege in den Hütten der Gerechten: die Rechte des Herrn behält den Sieg.“ Aber der Sieg ist nicht ohne Kampf. Den Kampf hat der Anfänger und Vollender des Glaubens eröffnet; scheinbar unterlegen, ist aus seinem Tode der Sieg gekommen. „Aus Gottes Kraft“ haben die Jünger des Herrn den Kampf gegen die Welt unternommen. Seltsame Eroberer! Ohne Kredit, ohne Bildung, Arme unter Armen schutzlos in eine Gesellschaft hineingeworfen, die mit einem bezaubernden Glanze eine bisher unwiderstehliche Macht verband, haben sie dennoch gesiegt. Das Heidenthum hat sich in Macht und Philosophie zwar noch einmal „aus eigener Kraft“ zusammengerafft, aber es ist mit dem Bekenntniß unterlegen: „Galiläer, du hast doch gesiegt.“ Das Heidenthum will aber nicht bloß äußerlich unterworfen werden; die katholische Kirche zeigt, wie schwierig es ist, sich vor dem Princip „aus eigener Kraft“ zu bewahren. Auch die evangelische Kirche hätte sich, die Zeitbildung und das Christenthum zu versöhnen; sie möchte sonst nicht die Kirche des reinen Wortes und lautern Sacraments bleiben. Wenn aber das Wort „aus eigener Kraft“ selbst in die Kirche hineindringt, wer will sich wundern, wenn es sonst in Bildung, Kunst und Wissenschaft immer wieder hervortritt und die Menschen täuscht. Einer der größten Philologen der Neuzeit schreibt bei dem Jubiläum, welches das altberühmte und altbewährte Pforta feierte: „arceas a penetralibus tuis, quos saeculum obtrudit: impiam pietatem tenebrionum, hominem malum esse, nec nisi credendo gratiam divinam impetrare dictantium. Ignavis nulla ab deo gratia est, fortibus ultro



adest; nec supplicationes, sed labor et virtus formant Herculem!“ Das ist das reine Heidenthum mit seinem „aus eigener Kraft“; und doch ist die Welt darüber hinweggegangen und hat in diesen Worten nichts gefunden. Mit dem Worte „aus eigener Kraft“ hat die Schlange die ersten Menschen verführt; die Menschen haben die Gebote Gottes übertreten, um aus eigener Kraft wie Gott zu sein. Ein trauriges Erbe ist, was uns von Natur anhaftet, aus eigener Kraft werden zu wollen, was wir nur aus Gottes Kraft sein können.

Es giebt in der Geschichte der christlichen Völker Perioden, in denen das Heidenthum stärker hervortritt, als in andern. Mögen solche Zeiten auch glanzvoll sein, so kann man doch von ihnen sagen: „die Art ist schon den Bäumen an die Wurzel gelegt.“ Das heidnische Princip führt zu nichts anderm und kann zu nichts anderm führen, als zum Verfall. Wer unser Volk betrachtet, wer den Puls im Leben unseres Volkes zu fühlen versteht, wird gewiß bekennen, daß unsere Zeit eine Zeit der Entscheidung ist. Trotz aller gepriesenen Bildung und Aufklärung, trotz aller Kunstfertigkeit wird eine Zeit der Verwilderung und Rohheit einbrechen, wenn man dem Princip „aus eigener Kraft“ folgt. Aber es kann auch eine Blüthezeit kommen, eine Zeit, wie sie unser Vaterland noch nicht gehabt. Unsere Zeit hat gezeigt, daß dem Worte „aus Gottes Kraft“ der Sieg gehört; auch das blödeste Auge hat in unsern Tagen sehen können, wohin man mit dem Princip „aus eigener Kraft“ kommt. Möchte doch unser Volk sehen, was zu seinem Frieden dient; wahrlich, es hat in der Geschichte unseres Volkes nicht an den Weckrufen gefehlt: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel“ — möchte es nie heißen: „aber ihr habt nicht gewollt.“ Christus ist das Licht der Welt; wer ihm folgt, wandelt nicht in Finsterniß. Von Christo strömen Kräfte einer höhern Welt in das Menschenherz, und alles, was wahrhaftig edel und göttlich ist, kann nur aus seiner Kraft geschehen. „Ohne mich könnt ihr nichts thun“, sagt der Erlöser; der Mensch kann ja auch ohne ihn mancherlei Thaten thun; was aber ohne ihn gethan wird, ist doch nur ein Nichts, denn es hat in der Zeit keinen Bestand und in der Ewigkeit keinen Werth. —

Die Literatur soll ein Spiegelbild der Zeit sein. Wenn das eine volle Wahrheit wäre, müßte man freilich den Schluß ziehen, daß unsere Zeit dem Heidenthum diene und man könnte mit bangen und ernster Besorgniß in die Zukunft sehen. Doch ist die Literatur unserer Zeit vielfach nur ein Journalismus; die leichte Waare des Journalismus vergeht wie der Tag schnell und flüchtig. Wenn auch in herben, doch in wahren Worten hat der Philosoph Schopenhauer die Literatur unserer Tage gekennzeichnet: „Der ganze Jammer der heutigen Literatur in und außer Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherschreiben. Jeder, der Geld braucht, setzt sich hin und schreibt ein Buch, und das Publikum ist so dumm, es zu kaufen. Die sekundäre Folge davon ist, der Verberb der Sprache.“ „Eine große Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der

Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist — Journalisten. Treffend benannt! Verdeutschte würde es heißen: Tagelöhner.“ Er sagt ferner, und seine Worte sind sehr ernst, daß die Literatur unserer Tage nur die momentanen Grillen eines süßen Pöbels zu befriedigen suchte, unbekümmert, ob ihre Machwerke vergessen im nächsten Jahre dalägen, wie alte Kalender; sie hätten an ihre Muse nur den einen Anruf: „Unser täglich Brod gieb uns heute.“

Wenn auch die Literatur nicht ein volles Spiegelbild der Zeit ist, immerhin ist sie doch ein Spiegelbild, und der Christ darf an ihr nicht gleichgültig vorübergehen, ohne sie zu beachten. Noch ein Wort Schopenhauer's sei erlaubt anzuführen: „Während jeder sich schämen würde, in einem geborgten Rock, Hut und Mantel einherzugehen, haben die meisten Menschen keine anderen als geborgte Meinungen, die sie begierig aufsaugen, wo sie ihrer habhaft werden, und dann sie für eigen ausgehend, damit herumstolzieren. Andere borgen sie wieder von ihnen und machen es ebenso. Dies erklärt die schnelle und weite Verbreitung der Irrthümer, wie auch der Ruhm des Schlechten; denn die Meinungsverleiher von Profession, d. i. Journalisten, geben in der Regel nur falsche Waare aus, wie die Ausleiher der Maskenanzüge nur falsche Juwelen.“ Welchen Einfluß die Journalistik übt, ist bekannt; der Christ hat darum die Pflicht, auch auf dieses Zeichen der Zeit zu achten: „Wie prüfet ihr aber diese Zeit nicht?“ „Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.“

In einem der vielgelesenen Journale steht ein Roman, „aus eigener Kraft“ betitelt. Die Verfasserin dieses Romans hat sich durch mehrere sehr gern gelesene Romane bereits einen Namen gemacht. Man wird und darf nicht verkennen, daß sie nicht ohne Geschick schreibt. Sie schreibt ihre Sachen in spannender und fesselnder Weise; sie hat in der Darstellung Geschick, und wenn sie tendenziös schreibt oder auf Ungeheuerlichkeiten geräth, so kennt sie ihr Publikum. Einfache Sachen ziehen nicht; das Gericht muß scharfe Sauce haben, wenn es munden soll, und soll die Speise goutiren, muß sie dem natürlichen Menschen schmeicheln. Eine Beleuchtung des Romans „aus eigener Kraft“ dürfte das nur zu sehr bestätigen.

Ein Majoratsherr hat in seinem Alter ein junges, schönes, armes Weib geheirathet. Sein Zweck bei der Heirath war, sein Majorat nicht in fremde Hände übergehen zu sehen. Seine Frau heirathete, denn sie war arm, und sie hoffte durch die Verbindung einen tiefverschuldeten Vater aus drückender Lage zu befreien. Die Ehe ist selbstverständlich sehr unglücklich. Auch ein Kind, das ihnen geboren, ein kranker, schwächlicher Knabe, kann die Herzen der Eltern nicht näher bringen. Wie wäre das auch möglich, da in dem Herzen der Frau eine ehebrecherische Liebe zu einem schönen, stattlichen, jugendlichen Better wohnt, der als Johanniter vielgereist und vielgebildet, sich durch die Tendenzen seines Ordens noch interessanter zu machen weiß. Im Hause ist als Erzieher des Kindes ein Candidat, der ernst und gewissenhaft den Knaben leitet und von diesem schwärmerisch geliebt wird. Es entfaltet sich im Herzen des schönen Weibes eine



neue Neigung, und die Ehefrau und Mutter ist schamlos genug, dem Candidaten dieselbe zu offenbaren. Der Candidat weist unter bitteren Herzenskämpfen, da auch auf ihn das schöne Weib einen tiefen Eindruck gemacht, die Liebe ab und sein Principal ist ein zufälliger Zeuge der Unterredung zwischen seinem Weibe und seinem Lehrer. Natürlich steigert sich seine Hochachtung für denselben und eine Art von Freundschaft entsteht zwischen dem alten Herrn und dem jungen Candidaten. Da erscheint eines schönen Tages der Johanniter, der Geliebte der Gattin und Mutter, zum Besuche. Zwischen dem Johanniter und dem Candidaten entspinnt sich sofort Widerwille und Feindschaft; ein jeder sieht in dem andern den Nebenbuhler. Der arme, schwächliche Knabe, in solchem Hause ein unglückliches Kind, zumal noch alte widerwärtige, klatschhafte, sentimentale, frömmelnde Tanten, alte Jungfern, ihm das Leben verbittern — er wird auch ein zufälliger Zeuge einer Liebeszene zwischen dem Johanniter und seiner Mutter. Aus dem Munde des Kindes vernimmt der Majoratsherr, daß sein Weib ihm die Treue gebrochen. Das Ende ist natürlich ein Duell, in welchem selbstverständlich der thörichte alte Herr erschossen wird. Der Leichnam des Erschossenen wird dem ehebrecherischen Weibe aufs Zimmer gebracht. Als der Johanniter fliehen will, vertritt ihm der Candidat den Weg. Eine entsetzliche Scene erfolgt, die damit endet, daß der Candidat dem Johanniter, welcher keine Lust zeigt, sich noch einmal zu duelliren, mit einer Ruthe ins Gesicht ein rothes Kreuz zeichnet. Gefangen genommen entflieht der Johanniter durch Bestechung, welche seine Geliebte bewerkstelligt. Nachdem die junge Wittve dies gethan, fängt sie an ihr Unrecht einzusehen und unternimmt es, dasselbe zu sühnen. Natürlich aus eigener Kraft. Sie stirbt nach einigen Jahren an der Schwindsucht mit der stillen Liebe zum Candidaten in ihrem Herzen. Aus eigener Kraft entsagt sie, und für diese Sühne steht ihr Sohn sie fast als eine Heilige an. Dieser Sohn wächst unter der Führung des Candidaten, welcher später als Feldprediger auch mit der stillen Liebe im Herzen fällt, als ein edler, thatkräftiger Jüngling auf. Er wird Arzt und ein Wohlthäter der Menschen. Aus eigener Kraft überwindet er die ihm von Natur anhaftende Schwäche, Furcht und Zaghaftigkeit; aus eigener Kraft weiß er unerschrocken vor tobenden Volkshaufen und vor dem König zu stehen; aus eigener Kraft wird er das Ideal eines guten Menschen und der Wohlthäter der Menschheit. Doch ein stilles Weh nagt auch an seinem Herzen. Die Tochter eines Schweizer Kaufmanns — jung und jugendfrisch, ist die Gefährtin seiner Jugendjahre gewesen und hat, ihn bemitleidend, mit ihm die ersten Jugendspiele gespielt; aber lieben kann sie den Schwächling nicht. In ihrem Herzen lebt eine heiße Liebe zu dem stattlichen, ritterlichen Verwandten ihres Jugendgespielen, zu einem schönen Officier. Doch ist diese Liebe nur eine sinnliche, keine tiefe, ernste Liebe. Als ihr Bräutigam, ein Graf, davon spricht, für seine Braut den Adel nachzusuchen, regt sich in ihrem Herzen die schweizerische Republikanerin. Als vollends ihr Bräutigam bei auftretender Cholera feige vor Ansteckung

zurückbebt, verachtet sie ihn; während sie ihren Jugendgespielen, den Arzt, bewundert, der unerschrocken der ansteckenden Seuche die Beute entreißt. Das Ende zu errathen ist leicht. Das Schweizermädchen, das auf eigne körperliche Kraft und Frische so stolz war, giebt dem die Hand, der aus eigener geistiger Kraft alle körperliche Schwäche überwunden und aus eigener Kraft groß, edel, berühmt geworden. —

Das ist der kurze Inhalt des Romans. Mögen immerhin solche Sachen, wie der Roman sie schildert, sich ereignen; die ächte Literatur darf schmutzige und schlechte Sachen nicht zum Gegenstande wählen, denn sie ist eine Kunst. Die Kunst will Wahrheit, aber nicht die Wahrheit des Schmutzes, sondern des Edlen und Schönen. Und wenn die Literatur das Schlechte zeichnet, so muß es anders und unverhüllt geschehen zum abschreckenden Beispiel; aber nicht verschleiert und beschönigt, nicht im reizenden, verführerischen Gewande. Auch der größte Meister, ein Shakespeare, hat das Laster gezeichnet; er hat ins volle Menschenleben hineingegriffen, aber seine Personen, die er gezeichnet, stehen unter den waltenden sittlichen Gesetzen Gottes. Das Laster, welches er malt, schreckt ab, aber es verführt nicht. Man hat den Roman das Epos der Neuzeit genannt, weil er wie das Volksepos ein umfassendes Kulturgemälde des Jahrhunderts gäbe; aber Gottlob, daß die Romane nicht langlebig sind, daß sie nicht auf die Nachwelt kommen, sie möchten sonst ein trauriges Zeugniß von der Kultur ablegen. Möge dies Einzelnes aus dem Roman bezeugen und bewahrheiten.

Neben dem Helden ist eine der Hauptfiguren des Romans der Candidat. Er hat den unglücklichen Knaben, seinen Zögling dahin geführt, aus eigener Kraft alle die entsetzlichen Schrecknisse des Elternhauses zu überwinden und der große und edle Mensch zu werden, der für das Wohl der Menschheit zu arbeiten als das Glück seines Lebens ansieht. Der edeln Familie von Feldheim angehörig, hat der Candidat seinen Adel abgelegt. Mit der Ablegung des einzigen Wörtchen „von“ hat er alle Vorurtheile und hemmende Standesrückichten abgeschüttelt. „Er hörte auf Freiherr zu sein, um ein freier Herr zu werden, der sich nicht mühsam auf den dürrn Pfaden einer Familientradition weiter schleppte, sondern sich seinen Weg selbst bahnte und sein Geschick selbst schuf aus dem vollen Leben der Gegenwart heraus.“ Man sieht in der That nicht ein, daß ein Freiherr erst ein freier Herr wird, wenn er aufhört, Freiherr zu sein. Mögen immerhin manche auf dürrn Familientraditionen sich mühsam durchs Leben schleppen; es schleppen sich auch andere, die keine Familientraditionen haben, mühsam durchs dürrn Leben. Familientraditionen sind etwas edles, schützendes, geheiligtes und das noblesse oblige kann auch seine Geltung haben, wenn man auch kein „von“ vor seinem Namen hat. Wehe, wenn auf Familienehre nichts mehr gegeben; wenn der Familiengeist nicht gepflegt wird! Der Familienehre und der Familienschande kann sich ohnehin niemand entziehen, und wenn man auch sein Geschick selbst aus dem vollen Leben der Gegenwart schaffen will, die Wahrheit wird man doch nicht wegschaffen: die Sün-



den der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied und ich thue wohl denen, die mich lieben und meine Gebote halten, bis ins tausendste Glied.

Der Candidat ist also kurzweg „Feldheim.“ Auf welcher Universität er studirt hat, wird nicht gesagt; man könnte zwar gewisse Vermuthungen haben, aber man unterdrückt sie lieber. Er spricht zu seinem kranken Bögling: „Armes Kind, dürfte ich dich hindurchtragen durch dein ganzes gequältes Leben. Aber ich darf es nur eine Strecke weit, mögest du dir dann selbst weiter helfen können, denn das beste, was wir sein können, werden wir doch nur aus eigener Kraft! Das ist mein Gebet für dich.“ Ob er nie etwas von dem gehört hat, welcher einst sagte: „Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ und von dem man in der That sprechen kann: „Er giebt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden.“

Es ist gewiß edel, daß der Candidat fest bleibt, als das schöne Weib ihm zeigt, daß er es eigentlich sei, den sie trotz Ehegatten und Geliebten liebe. „Am Büchertische hatte er seine Jugend vertrauert, Sorge und Kummer um eine alte Mutter, die er ernährte, waren die Genossen seiner schlaflosen Nächte und vorwärts eilend auf dem rauhen Pfade der Pflicht, hatte er sich nicht Zeit gelassen, eine einzige Blume zu pflücken — nicht eine einzige, armelige Blume! Und hier neigte sich ihm zum ersten Male des Lebens üppigste Blüthe zu — er fühlte, daß sie sich ihm zuneigte — und er mußte an ihr vorübergehen, wenn er nicht vor sich zum Diebe werden sollte. O tausendmal leichter im Schweiß seines Angesichts Felsblöcke aus seinem Wege räumen, als diese Rose, die sich ihm bot, zur Seite schieben.“

Er schiebt die Rose zurück aus dem richtigen Gefühle, weil diese Rose einem andern gehört; aber wie er sie zurückschiebt, ist durchaus unklar: „Nennen Sie mich, so sagt er zu seiner schönen Prinzipalin, nicht undankbar, daß ich Ihre Güte mit bitterer Wahrheit lohne; aber eben das Glück, was ich in Ihrer befehlenden Annäherung empfand, ließ mir den communistischen Spruch schwer auf die Seele fallen: Keiner hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange noch Einem das Nöthigste fehlt. Ich würde an einem edeln Herrn zum Räuber, wenn ich den Reichthum, den Sie mir bieten, hinnähme, während er, welcher das erste und heiligste Recht an Sie hat, das Nöthigste entbehrt. Ist es nicht meine Pflicht, Ihnen zuzurufen: Geben Sie zuerst ihm, was ihm gehört, und mir — was übrig bleibt.“

Was übrig bleiben soll, sieht man in der That nicht ein, und daß nach solcher Scene der Candidat im Hause bleibt, ist schwer verständlich. Wenn wirklich die Familie den Erzieher nicht hätte fortlassen wollen, so hätte der Candidat selbst gehen müssen. Genug er bleibt, um ein Rächer der Ehre des Hauses zu werden. Er fühlt es bald heraus, daß der zum Besuche kommende Johanniter der Geliebte jener Rose war, die er weg-

schoß. Er haßt den jungen schönen Grafen und wirft ihm vor, daß der Adel nicht an der Spitze der Bewegung stehe. Der Candidat ist ein Fortschrittsmann aber er theilt dies mit seinen Genossen, daß er unklar ist und Phrasen liebt. Er zeigt dies durch seine Worte: „die Aristokratie hat einen langen Vorsprung in der Cultur der Menschheit, weil sie die zuerst besitzende, die zuerst von jedem Druck befreite Kaste war. Mit Sturmschritt ist die jüngere Generation ihr nachgerückt. Sie hätte mit gleicher Schnelligkeit vor den Nachrückenden weiter eilen müssen, wenn sie nicht überholt sein wollte; denn um sich an der Spitze einer freien großartig entfalteten Nation zu behaupten, dazu gehört, daß der Einzelne den Pulsschlag des ganzen Volkes in sich fühle, daß der Drang, der alle erfasst, so mächtig in ihm sei, daß er ihn allen vorantreibt. So nur können die Anführer der heutigen Bewegung geartet sein. Aber wie kann der Adel eine Ahnung haben von der Kraft und Größe des Volks, wenn er vor jeder Verklärung mit ihm zurückschrickt und es nicht lachen, weinen, zürnen und lieben sieht? Wohl gab und giebt es Ausnahmen unter ihm: Männer wie Stein, Humboldt und Andere mehr waren auch Aristokraten und sie haben es nicht ihrer unwürdig gefunden, der Sache des Fortschritts zu dienen. Dafür ernteten sie aber auch die abgöttische Verehrung der ganzen Nation.“ Sind etwa, so möchte man fragen, alle die nicht zum Volk gehörig, welche ein „von“ vor ihren Namen tragen, und haben nicht die prinziplichen und adligen Heerführer im Jahre 1870 ihre Sache so trefflich gemacht, daß selbst ein Strauß, der wahrlich auch ein Anführer der Bewegung ist, bekennt, daß die bürgerlichen es in keinem Falle hätten besser machen können. Der Herr Candidat ist ein eitler Patron und die Eitelkeit macht unklar; er ist ein Phrasendreher; er will ein ächter Volksfreund und Fortschrittsmann sein und will sich duelliren, ruft aus: „vertheidigen Sie sich, oder ich schieße Sie nieder als einen Hund“, und zeigt damit, daß er noch in mittelalterlichen Anschauungen lebt.

(Fortsetzung folgt.)

#### Berichtigungen.

Im Artikel „Lutherische Gesamtkirche“ ist zu lesen: S. 419 Z. 12 Artikeln st. Artikel, S. 420 Z. 7 v. u. erheischende st. verheischende, S. 421 Z. 4 v. u. exstat st. extat, S. 422 Z. 6 das st. daß, S. 423 Z. 17 Herkunft der Mitgliedschaften st. Herkunft, der M., S. 425 Z. 1 Aug. st. Ang., S. 427 Z. 6 v. u. irgendwie st. irgendwie, S. 428 Fortpflanzung st. Fortf., S. 429 Z. 18 ihr Streben st. ihres Strebens.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 20. Mai.

N<sup>o</sup> 40.

## Die Friedrichs-Werdersche Kreissynode in Berlin.

Die Verhandlungen der Friedrichs-Werderschen Kreissynode haben seit mehreren Jahren allgemeinere Aufmerksamkeit erregt. Auch die Verhandlungen ihrer am 26. April abgehaltenen diesjährigen Versammlung sind bereits in öffentlichen Blättern, kirchlichen und politischen, zum Gegenstande der Besprechung gemacht worden. Es ist dadurch unmöglich geworden, an dieser Stelle dieselben mit Schweigen zu übergehen. Der Verlauf der Verhandlungen, welcher zwar der im Bekenntniß der Kirche stehenden Majorität der Synode zu begründeten Bemerkungen Anlaß giebt, hat kein allgemeines Interesse. Zwei Gegenstände aber bieten ein solches dar, indem der eine auch in den übrigen Kreissynoden zur Verhandlung kommt, nämlich der Erlaß des Königl. Consistoriums der Prov. Brandenburg v. 7. Januar d. J. (Amtl. Mitth. Nr. 1. 1871), über die Proclamation gemischter Brautpaare, und der andere die noch allgemeinere Frage betrifft, die Stellung der Kirche zum Protestantenverein. Wir theilen in Folgendem zunächst das Wesentlichste aus dem in der Synode erstatteten Referat über den ersten Gegenstand und sodann die Vorgänge mit, welche die zweite Frage veranlaßte.

### 1. Die Proclamation gemischter Brautpaare.

Das Referat wies zunächst aus den oben bezeichneten Vorlagen nach, daß der Synode zweierlei zur Besprechung vorgelegt sei: a) die Frage nach dem Bedürfniß, b) die Frage nach der Zweckmäßigkeit der von dem Königl. Consistorium zu Breslau angeordneten Maßregeln, betreffend das Aufgebot gemischter Brautpaare, bei denen der Bräutigam evangelisch, die Braut römisch-katholisch ist. Diese Maßnahmen sind folgende:

1. Die Proclamation gemischter Brautpaare, wo der evangelische Bräutigam das Versprechen der römisch-katholischen Kindererziehung gegeben hat, soll von den übrigen Aufgeboten gesondert und nach Schluß derselben mit folgendem Votum vollzogen worden:

„Da bei Schließung dieser Ehe der evangel. Bräutigam durch das Versprechen resp. den Entschluß, sämtliche Kinder, welche in derselben geboren werden möchten, der katholischen Kirche zuzuführen, sich der Verletzung der Treue

gegen seine Kirche und der Verleugnung des evangel. Glaubens schuldig gemacht hat, so bitten wir Gott, daß er ihn durch seinen Geist zur reinigen Erkenntniß seiner Schuld und zur aufrichtigen Umkehr von seinem Irrwege führen möge, damit er des dem heiligen Ehestande verheißenen Segens theilhaftig werde.“ \*)

2. Der evangel. Bräutigam soll, da dies Verfahren katholischer Seits oft umgangen worden ist — bei der Anmeldeung des Aufgebotes zu einer Erklärung veranlaßt werden, daß er weder versprochen habe, noch versprechen werde, seine Kinder der röm.-kathol. Kirche zuzuführen.

3. Wenn es sich nachher herausstellt, daß der Betreffende sich dessenungeachtet zu dem in Rede stehenden Versprechen dem röm.-kathol. Geistlichen gegenüber hat verleiten lassen, und derselbe trotz seelsorgerlicher Ermahnungen und Vorstellungen bei seinem Vorhaben verharret, so soll dieser Fall nach vorangegangener Besprechung im Gemeindefkirchenrathe ohne Nennung des Namens der Gemeinde von der Kanzel bekannt gemacht und ein analoges Votum, wie das obige, angeschlossen werden.

4. Wird die in Rede stehende Erklärung verweigert, so soll,

- a) wenn das Versprechen erwiesener Maßen schon gegeben ist, das Aufgebot mit der vorgedachten Rüge erfolgen,
- b) wenn nur Laueheit gegen das Bekenntniß der Kirche als Grund der Ablehnung ersichtlich wird, das Aufgebot ohne den sonst herkömmlichen Segenswunsch geschehen.

5. Im letzteren Falle soll um so sorgfältigere seelsorgerische Einwirkung zur Verhütung der späteren Abgabe jenes Versprechens eintreten, und wenn dennoch die gegnerische Verführung ihr Ziel erreicht, in der ange deuteten Weise Kirchenzucht geübt werden.

Die Gutachten sämmtlicher Geistlichen und Gemeindefkirchenräthe der Ephorie hatten die Bedürfnißfrage einstimmig verneint, ohne jedoch zum Nachweis der Richtigkeit dieser Behauptung statistische Angaben beizufügen. \*\*) Das Referat hielt

\*) Diese Anordnung unter Nr. 1 ist im J. 1868, die unter Nr. 2 bis 5 im J. 1870 getroffen worden.

\*\*) Nur aus einer Parochie wurde mitgetheilt, daß unter den 1096 Aufgeboten und Trauungen der letzten 5 Jahre nur 15 solcher Aufgebote vorgekommen seien. Von diesen 15 Paaren hätten sich 6 in der evangel. Kirche trauen lassen.



daher eine Anweisung der Behörde an alle Geistlichen der Provinz für wünschenswerth, fortan das hierhergehörige statistische Material zu sammeln, vielleicht durch eine Bemerkung im Trauregister bei jedem gemischten Paare, damit zur Beantwortung der Bedürfnisfrage eine sichere Unterlage gewonnen werde. Wenn indeß diese Ermittlungen auch ergeben sollten, daß ein praktisches Bedürfnis zur Einführung der in Rede stehenden Anordnungen in hiesiger Provinz nicht vorliege, so habe die Bedürfnisfrage doch auch eine principielle Seite. Die frühere Bestimmung des Allg. Land=N. Th. 2, Tit. 2, §. 76, nach welcher in gemischten Ehen die Söhne in der Confession des Vaters, die Töchter in der der Mutter erzogen werden sollten, ist durch die Declaration vom 21. Nov. 1803 dahin geändert, daß eheliche Kinder stets in der Religion des Vaters unterrichtet werden sollen. Ein dieser Bestimmung zuwiderlaufendes Versprechen von dem Bräutigam zu verlangen, wird durch die Cabinets-Ordre v. 17. Aug. 1825 ausdrücklich verboten. Es heißt da: „Ein solches Versprechen zu fordern kann so wenig der katholischen, als im umgekehrten Falle der evangelischen Geistlichkeit gestattet werden“; und am Schlusse: „Die seither von Verlobten dieserhalb eingegangenen Verpflichtungen sind als unverbindlich anzusehen.“

Diese Anordnungen hat die evangel. Kirche bereitwillig befolgt und konnte es, da dieselben kein Internum der Kirche, kein ihr ausschließlich zugehöriges Gebiet betreffen und das Wesen der Ehe nicht tangiren. Anders aber stellt sich die röm. Kirche zu diesen gesetzlichen Bestimmungen gemäß ihrer Lehre von der Kirche und vom Sacrament der Ehe. Sie versucht fort und fort durch alle ihre Mittel dem evangel. Bräutigam das Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder abzunöthigen. Wir haben es hier nicht mit der Frage zu thun, ob der Staat es darf geschehen lassen, daß wider seine ausdrücklichen Anordnungen seine evangelischen Unterthanen von den Geistlichen der röm. Kirche offenkundig, ja auf Anweisung ihrer Bischöfe ungestraft zur Uebertretung bestehender Gesetze veranlaßt werden, oder ob nicht vielmehr für ihn ein dringendes Bedürfnis vorliege, zur Aufrechthaltung seiner eigenen Auctorität jene Uebergriffe gegen die evangel. Kirche zurückzuweisen und die Befolgung seiner Anordnungen auch der röm. Kirche gegenüber durchzusetzen? — Wir fragen jetzt nur noch nach der principiellen Bedeutung dieser römischen Maßregel für die ev. Kirche. Sie hat zu ihrer Voraussetzung die Lehre, daß außer Rom kein Heil. Daher darf kein Mittel unversucht bleiben, Seelen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Sie hat ebenso zu ihrer Voraussetzung die Souveränität des Papstes über Alles, was Christ heißt auf dem ganzen Erdenrund, auch über die abtrünnigen Söhne, die Fürstenkronen tragen. Daher entbindet Rom seine Diener von dem Gehorsam gegen Staatsgesetze und erklärt für recht und verdienstlich das Unrecht an der evangel. Kirche, durch welches Seelen gewonnen werden für Rom. Es ist die anmaßliche Selbstüberhebung Roms gleichwie über die Staaten, so über unsere evangel. Kirche. Es ist die principielle Leug-

nung und die praktische Verletzung der vom Staate anerkannten Parität beider Kirchen, welche uns auch in jenen Uebergriffen der römischen Geistlichen entgegentritt. Und da ist es denn doch die Frage, ob es zulässig sei, daß wir uns fügen und auf unser gutes Recht stillschweigend verzichten und unsere evangel. Kirche durch die habgierige Hand Roms ohne allen Protest beeinträchtigen lassen. Seit nun bald 70 Jahren hat der Staat jene Anordnung getroffen und bis heut hat die römische Kirche die evangelische in ihrem Rechte ungestraft kränken dürfen und jene Anordnung nicht anerkannt und respectirt — und bis heut hat der Staat die evangel. Kirche in diesem ihrem Rechte nicht geschützt, vielleicht nicht schützen können. Ist es da nicht, ganz abgesehen von den praktischen Folgen des Vorgehens der römischen Kirche, aus principiellen Gründen ein Bedürfnis für die evangelische Kirche, endlich gegen das Unrecht öffentlich Protest zu erheben und ihr Recht, soweit dies in ihrer Macht steht, selbst wahrzunehmen? Ist es nicht ihre Pflicht, wenn sie ihre Glieder diesen Versuchungen der römischen Kirche nicht entziehen kann, wenigstens mit allen Mitteln das evangelische Bewußtsein in ihnen zu stärken und sie zu nöthigen, den römischen Zumuthungen Widerstand zu leisten? Und wenn es denn doch eine unserer Kirche nicht würdige Lage ist, ihrerseits angehalten zu sein, die Anordnungen des Staates zu befolgen und dabei den ungesetzlichen römischen Uebergriffen preisgegeben zu sein, ohne Seitens des Staates Sicherung ihres Rechtes und Schutz gegen dieses Unrecht zu finden, so wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß allenthalben, wo die Grenzen der beiden Kirchen in einander laufen, in der That ein Bedürfnis vorliegt, diesen Uebelständen entgegenzutreten.

Es ist hervorgehoben worden, daß es nicht an der Zeit und nicht der Gerechtigkeit entsprechend zu sein scheint, wenn gegen die Uebergriffe der röm.-kath. Kirche vorgegangen werde, während innerhalb der evangel. Kirche viel schwerere Uergernisse ungerügt bleiben, wie z. B. die Austritte aus der evangel. Landeskirche und die Uebertritte zum Judenthum. — Ohne Widerrede wird zugegeben sein, daß die evangel. Kirche an tieferen Schäden leidet, als ihr das Versprechen katholischer Kindererziehung zufügen kann. Indes ist doch ein Bedürfnis darum nicht zu ignoriren, weil gleichzeitig noch andere Bedürfnisse vorliegen. Es heißt da: das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Sodann ist nicht zu übersehen, das es doch etwas anderes ist, ob erstorbene Glieder vom Leibe der Kirche abfallen, oder ob kommende Geschlechter ihr entzogen werden. Endlich — und das ist hier das Wichtigste — wird nicht geleugnet werden können, daß alle Grenzhändel mit der römischen Kirche jetzt an Bedeutung gewinnen, jemehr ihre gegenwärtige Entwicklung sie dahin führt, unerbittlich die Consequenzen ihrer antievangelischen Principien zu ziehen und gegen unsere Kirche, wie gegen den Staat geltend zu machen. Wenn daher auch bei uns die Fälle selten wären, da evangelische Väter durch abgedrungene Versprechungen genöthigt würden, ihre Kinder der römischen Kirche zuzuführen, also wegen der Unerheblichkeit der



praktischen Nachtheile die Bedürfnisfrage verneint werden könnte, so wird doch nicht in Abrede zu stellen sein, daß die vorliegende Frage, sobald man die gegenseitige Stellung der beiden Kirchen zu einander und zum Staat berücksichtigt, an principieller Bedeutung jene vorerwähnten Schäden überragt. Und wenn die gegnerische Ansicht zu dem Resultate kommt, daß es wenigstens jetzt noch nicht an der Zeit sei, mit den beabsichtigten Maßnahmen vorzugehen, und zwar deshalb zu diesem Endurtheile kommen muß, weil sie ausschließlich andere Uebelstände innerhalb unserer Kirche vergleichungsweise ins Auge faßt, so dürfte eine ausreichende Berücksichtigung der gegenwärtigen Richtung und Bewegung in der römischen Kirche zu dem entgegengesetzten Ergebnisse führen, daß es hohe Zeit sei, endlich diesen Uebergriffen mit Entschiedenheit entgegen zu treten, wenigstens nicht länger zu diesem Unrecht zu schweigen. Jedenfalls aber wird soviel anerkannt werden müssen, daß hier ein Uebelstand vorliegt, welchen mit Schweigen zu übergehen, Stellung, Würde und Recht der evangelischen Kirche nicht gestatten.

Hiermit wendete sich der Referent zur Beantwortung der zweiten Frage nach der Zweckmäßigkeit der oben einzeln angeführten Maßnahmen des Königlich Consistoriums zu Breslau.

Sofern diese Anordnungen als ein Zeichen angesehen werden können, daß die evangel. Kirche auf dem Gebiete der Kirchenzucht aus ihrer bisherigen Unthätigkeit sich zu ermannen beginnt, werden sie von mehreren Seiten mit Freuden begrüßt. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit derselben für unsere hiesigen Verhältnisse wird dagegen von mehreren Seiten entschieden verneint.

Was nun diese für Schlesien getroffenen Anordnungen im Einzelnen anlangt, so ist das unter Nr. 1 erwähnte Votum sachlich gewiß unbedenklich. Ob dagegen die Verlesung desselben von der Kanzel nach der Predigt und nach der in vielen unserer Kirchen schon recht langen Reihe der Aufgebote angemessen ist und nicht vielleicht mehr Segen vernichtet, als stiftet, dürfte doch sehr zu erwägen sein. Die Beforgniß, daß der Eindruck der tüchtigen Predigt durch eine solche ihr nachfolgende „Abkanzelung“ wesentlich geschwächt werde, ist gewiß nicht ohne Weiteres als unbegründet abzuweisen. Jedenfalls wird dadurch der Uebelstand, als welchen wir wohl alle unser gegenwärtiges Proclamationswesen empfinden, sehr erhöht. Die Wünsche nach Beseitigung der Aufgebote am Schlusse der Predigt würden eine neue Begründung erhalten und könnten sich dann vielleicht darauf richten, die Proclamanda in einer angemessenen Form in der Vorhalle der Kirche der Gemeinde schriftlich bekannt zu machen, dagegen aber eine Fürbitte für diejenigen, welche in den heiligen Ehestand treten wollen, in das allgemeine Kirchengebet mit aufzunehmen, welches an seinem kahlen Schlusse für die Gemeinde kaum drei Zeilen übrig hat und aller so wünschenswerthen Individualisirung ermangelt. Nur müßte freilich diese Fürbitte so formulirt werden, daß man sie nicht nur zur Noth vorlesen, sondern wirklich beten kann.

Bedenklicher noch ist die zweite Vorschrift, von dem evang.

Bräutigam eine Erklärung zu verlangen, daß er jenes Versprechen nicht gegeben habe, noch geben werde. Zwar die rechtliche Seite der Sache ist unverfänglich; denn die Cabinets-Ordnung v. J. 1825 verbietet dem Sinne, wie dem Wortlaute nach selbstverständlich nur ein solches Versprechen zu verlangen, welches dem Gesetze zuwiderläuft. Jemanden durch eine erforderliche Erklärung zur Befolgung des Gesetzes anzuhalten, ihn gegen die Verführung zum Ungehorsam zu stärken, und ihm den Widerstand gegen das ungesetzliche Andringen der römischen Kirche zu erleichtern, kann nur der Absicht des Gesetzes entsprechen. Allein der Weg, der damit beschritten wird, ist der der Repressalie. Wenn unsere Kirche zu den Waffen greift, welche Rom führt, hat sie keine Hoffnung und Verheißung des Sieges; denn „die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich.“ (2 Cor. 10, 4.) Versucht sie mit solchen Mitteln es der römischen Kirche zuvorzuthun, so wird jesuitische Pfliffigkeit immer neue Hinterthüren finden und zuletzt doch triumphiren. Schon die ziemlich complicirten ferneren Bestimmungen, welche durch die Forderung eines solchen Versprechens nothwendig geworden sind, zeigen, daß das Ende dieses Weges schwer abzusehen ist. Will die evangelische Kirche sich mit papistischer Macht und List auf dem Wege der Repressalie in einen Wettlauf einlassen, so wird ihr sicherlich die Rolle des Hasen in der niederdeutschen Fabel vom Wettlauf zu fallen, was ihr weder zur Ehre noch zum Nutzen reichen kann.

Wenn es sich nachher herausstellt, — so fährt die Verfügung drittens fort, — daß der Betreffende sich dessenungeachtet zu dem in Rede stehenden Versprechen dem römisch-katholischen Geistlichen gegenüber hat verleiten lassen, so — fahren wir fort — kann es hier in Berlin nur ganz ausnahmsweise einem glücklichen Zufalle zu danken sein, daß es sich herausgestellt hat. Es wird dies selbst in kleinen ländlichen Gemeinden seine Schwierigkeiten haben, in jedem Falle das so herauszustellen, daß man eingreifen kann. Aber nun erwäge man die räumlichen Verhältnisse und Seelenzahlen der hiesigen Kirchspiele. Die katholische, also uns unbekannte Brant, wohnt zwar in unserer Gemeinde, der evangelische Bräutigam aber in den meisten Fällen in einer fremden Parochie, vielleicht am entgegengesetzten Ende der Stadt. Wir sahen ihn zum ersten und wahrscheinlich auch letzten Male, als er zur Anmeldung des Aufgebotes zu uns kam. Und da nun in jedem Falle, wenn der Bräutigam uns versprochen hat, die Kinder evangelisch zu erziehen, nachher festzustellen, ob er etwa nachträglich dem katholischen Geistlichen eine entgegengesetzte Erklärung gegeben — ja, dazu würde hier in Berlin eine ganz vorzügliche geheime Kirchenpolizei gehören, die ihn von dem Augenblicke, wo er aus unserem Zimmer tritt, bis an den Traualtar keine Minute aus den Augen ließe. Und käme in einem ganz vereinzelter Falle es zufällig zu unserer Kenntniß, daß wir hintergangen sind, wo bliebe die Gerechtigkeit, wenn wir nun in diesem seltenen Falle eine Kirchenzucht üben wollten, der hundert Andere entgegen? — Sodann soll der Fall im Gemeindefkirchenrath zum Gegenstande einer Be-



spredung gemacht werden, die aber unter unseren Verhältnissen zu einer bloßen Mittheilung der Sache Seitens des Geistlichen zusammenschrumpfen muß. Denn die Generalia unterliegen nicht der Beschlußfassung des Gemeindefkirchenrathes, die Specialia aber sind seinen Mitgliedern unbekannt. Wenigstens wäre es doch hier in Berlin wieder nur durch einen seltenen glücklichen Zufall möglich, wenn der Bräutigam und seine persönlichen Verhältnisse dem Gemeindefkirchenrath bekannt sein sollten. — Endlich soll die Bekanntmachung des Falles mit Hinzufügung jenes Votums von der Kanzel erfolgen, aber ohne Nennung des Namens. Hierbei ist besonders die Verschweigung des Namens — und das nicht allein für Berlin — bedenklich, nicht nur weil die Neugierde angeregt wird und die Frage, wer denn gemeint sei, die Wirkung der Ermahnung für die Gemeinde abschwächt, sondern auch weil nicht selten der Verdacht, namentlich in größeren Gemeinden, sich auf unschuldige Brautpaare lenken könnte, die dann ins öffentliche Gerede gebracht, mit Recht eine Reinigung von diesem Verdachte von derselben Stelle fordern dürften, von der aus sie verdächtigt worden sind. Jedenfalls fällt eine solche anonyme Mittheilung von der Kanzel kaum noch unter den Begriff der Zucht. Wenigstens ist diese neue Species derselben — die anonyme Kirchenzucht nicht unbedenklich. Will man wirksam Kirchenzucht üben, so muß man auch den Muth haben zu sagen, an wem sie geübt wird.

Dieselben und ähnliche Bedenken sind gegen die weiteren Prozeduren zu erheben, welche für den Fall angeordnet sind, daß der Bräutigam sich weigert, dem evangelischen Geistlichen die verlangte Erklärung abzugeben. Indes erhalten diese einzelnen Bedenken alle ihre volle Bedeutung erst im Lichte und Zusammenhange einiger allgemeinerer Gesichtspunkte, die noch in der Kürze hervorzuheben sind.

Die Frage nach der Zweckmäßigkeit und dem Erfolge der hier in Rede stehenden Mittel der Kirchenzucht ist nur zu beantworten, wenn man sich vergegenwärtigt, gegen wen denn diese Mittel angewandt werden sollen. Wir wollen hier nicht darauf zurückkommen, daß wir es Rom gegenüber mit einer Macht zu thun haben, welche Wege einzuschlagen und Ziele zu verfolgen vermag, da wir nicht folgen können, und welche auch Mittel in Anwendung bringen kann, von denen wir uns fern halten. Nur erinnern wollen wir nochmals an die Thatfache, um die es sich hier handelt, daß Rom nicht aus Gehorsam gegen Gott und sein heiliges Wort, sondern in der Consequenz seiner schriftwidrigen Lehre von der Kirche und von der Ehe nach seiner casuistischen Moral es für recht erachtet, evangelische Unterthanen evangelischer Fürsten zum Ungehorsam gegen ihre von Gott geordnete Obrigkeit zu verpflichten. Aber darauf müssen wir noch besonders hinweisen, daß Rom auf allen Gebieten, wo es imponirend seine Macht entfaltet, nur so mächtig ist durch seine Bundesgenossen. Und es weiß sie allenthalben zu finden in diesem, wie in vielen anderen Fällen auch innerhalb der evangelischen Kirche und vermehrt da auch die bösesten nicht.

Der erste derselben, den es in unserer Frage in seine Dienste nimmt, ist der Mammonismus unserer Tage. Soweit meine Wahrnehmungen reichen, ist es zumeist die Macht des Geldes, durch welche überwunden der evangel. Bräutigam sich den Forderungen der römischen Kirche unterwirft. Er sieht sich vor die Wahl gestellt, entweder jene Erklärung zu unterzeichnen, oder das Vermögen, welches er mit der Braut anheirathen will, mit ihr fahren zu lassen. Und oft ist es gar nicht die Braut, welche ihn zu dieser Unterwerfung nöthigt. Ihr würde es vielleicht gleichgültig sein, ob die Kinder evangelisch oder römisch-katholisch erzogen werden. Aber da sind es die Eltern oder Großeltern, hier ist es ein Goldonkel, dort eine alte reiche Tante, welche beredet und mit den vielen zu Gebote stehenden Mitteln bewogen werden, nur dann der Braut die in Aussicht stehende Erbschaft zuzuwenden, wenn ihr evangelischer Bräutigam gelobt, die Kinder der römischen Kirche zuzuführen. Opfer zu bringen ist aber nicht jedermanns Ding. Und welche Opfer Rom fordert, zeigen vielfache Beispiele. So konnte ein evangelischer Gutsbesitzer den evangelischen Bräutigam seiner röm.-katholischen Tochter von jenem Versprechen nur dadurch loskaufen, daß er der kleinen röm.-katholischen Gemeinde in einem mehrere Meilen entfernten Städtchen auf seine Kosten eine Kirche erbaute. Dergleichen kann und thut eben nicht ein jeder. Denn es ist doch so, daß heut zu Tage das Geld für unendlich viele, auch evangelische, Christen fast allein noch realen Werth hat, während die geistlichen und ewigen Güter der Kirche für sie ziemlich werthlos sind.

Und diese Gleichgültigkeit gegen unsere Kirche und diese Geringschätzung der Heilsgüter, welche sie verwaltet, ist der andere Bundesgenosse für Rom, der mit dem Materialismus Hand in Hand geht und von dem wir mit noch tieferer Beschämung reden müssen. Im Allgemeinen wird stets anzunehmen sein, daß Männer, die treu zu ihrer Kirche stehen, keine Mischehen eingehen. Wohl kommt es namentlich in den höheren Ständen nicht selten vor, daß Familienverwandtschaften zu gemischten Ehen Anlaß geben. Meist läßt sich aber aus dem Eingehen solcher Ehen schließen, daß das Band mit der Kirche gelockert ist, weil der lebendige Glaube fehlt, ja daß selbst Gefühl und Verstandniß dafür bereits verloren gegangen ist, wie sehr die Gemeinsamkeit des Glaubens, oder sagen wir auch nur der religiösen Anschauung die Grundlage für das Glück des Familienlebens und für den Frieden des Hauses ist. Wenn der wahrhaftige Glaube entschwunden ist an den lebendigen Gott, der da hilft und Gebet erhört in der Noth, der muß seine Hilfe suchen bei Menschen und in die Knechtschaft des Mammon versinken, dem dann als dem Moloch unserer Zeit die Kinder geopfert werden müssen. Das Pseudo-Evangelium unserer Tage, daß es auf den kirchlichen bekennnißmäßigen Glauben nicht ankomme, daß vielmehr jede religiöse Ueberzeugung berechtigt sei, wenn nur die Sittlichkeit des Lebens und Handelns sie als tüchtig erweise, dieses Pseudo-Evangelium löst das Band mit unserer Kirche und säet und pflegt gegen die

**Beilage.**



Glaubensschätze derselben eine Gleichgültigkeit, der es nicht schwer werden kann, die Kinder dieser Kirche zu entziehen, für die man selbst kein Herz mehr hat. Ein sittlicher Mann kann ja auch der Katholik sein. Die sittliche Tüchtigkeit und bürgerliche Rechtschaffenheit wird dadurch nicht beeinträchtigt, wenn die Kinder katholisch erzogen werden. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher der Bräutigam den veralteten Glauben der evangelischen Kirche abgeschüttelt, wird er doch auch seinen Kindern den Aberglauben austreiben können, den etwa die katholische Schule ihnen einimpfen möchte. Wie kann dem also zugemuthet werden Opfer zu bringen, um seine Kinder der evangelischen Kirche zu erhalten, für den diese Kirche selbst keinen Werth mehr hat.

Nun haben doch aber alle Mittel unserer Kirchenzucht, die in der Versagung des Sacramentes gipfelt, das zur Voraussetzung, daß denen, gegen die sie in Anwendung kommen, noch etwas gelegen ist an den Gnadengütern der Kirche. Wo diese Voraussetzung fehlt, da ist die Zucht wirkungslos; denn für wen die Gnadengüter der Kirche entwerthet sind, für den ist die Entziehung derselben kein Verlust. Solchen Kindern unserer Zeit gegenüber ist es natürlich wirksamer, wenn es heißt: du wirst nicht getraut, oder: du erhältst die Erbschaft nicht, als wenn wir bitten und ermahnen an Christi statt. Und könnte selbst durch die vorgeschlagenen Maßregeln noch ein wenig Scham geweckt und ein Bedenken im Gewissen angeregt werden, so würden hier in Berlin dem Gemaßregelten von der Tagespresse so viele Märtyrerkronen dargereicht und in den Kreisen seiner Gesinnungsgenossen so viel Weihrauch angezündet für seine Gesinnungstüchtigkeit und Standhaftigkeit, mit der er der Orthodoxie und dem Pharisäerthume Trotz geboten, daß der Erfolg dieser Maßnahmen keinen Augenblick zweifelhaft sein kann. Zucht aber soll ziehen. Thut sie das nicht, so hat sie nur die Bedeutung eines Zeugnisses. Zu diesem allerdings bleibt die Kirche jederzeit und allenthalben verpflichtet. Daß aber dafür die angeordneten Maßnahmen die rechte Form und daß sie hier in unseren Verhältnissen auch nur als Zeugniß angemessen sind, wird der nicht zu behaupten wagen, der Berlin ein wenig kennt.

Daher ist denn von einer Seite her auf andere Wege hingewiesen worden, auf denen uns Hülfe kommen soll. Die Beseitigung der besprochenen Uebelstände wird da zunächst erwartet von der gesetzlichen Einführung der Civilstandsregister und der obligatorischen Civilehe. — Es ist aber nicht einzusehen, wie die Einführung der Civilehe in dieser Sache irgend etwas ändern soll. Daß die römische Kirche eine durch richterlichen Act geschlossene Ehe, wenn nicht nach Vollzug desselben die kirchliche Trauung nachgesucht wird, bei ihrem sacramentalen Begriff der Ehe für ihre Glieder als ausreichend nicht anerkennen und zu ihr eine freundlichere Stellung nicht annehmen kann, als zur

Trauung der evangel. Kirche, bedarf doch wohl keines Beweises. Sie wird und muß also alle Hebel, die sie jetzt gegen uns in Bewegung setzt, auch gegen gemischte Paare anwenden, die sich etwa mit der gerichtlichen Schließung der Ehe begnügen wollten. Ja es ist leicht einzusehen, daß die Einführung der Civilehe das Uebel verdoppeln muß. Denn die evangelische Kirche besitzt keine Mittel, um gemischte Paare, nachdem sie die Civilehe abgeschlossen, zur kirchlichen Trauung zu nöthigen; kann also auch keinerlei Einwirkung auf die Erziehung der Kinder an einen kirchlichen Act mehr knüpfen. Dagegen kann die röm.-katholische Kirche, so lange der katholische Theil sich nicht entschließt, aus seiner Kirche auszuschneiden, allerdings die nachfolgende kirchliche Trauung erzwingen und daran die Bedingung der katholischen Kindererziehung knüpfen. Somit kann die Einführung der obligatorischen Civilehe nur den Erfolg haben, daß alle gemischten Paare in die Gewalt der römischen Kirche fallen und ihre Kinder derselben zugeführt werden. Daher ist denn auch in dem Gebiet der obligatorischen Civilehe der Kampf der evangelischen Kirche gegen die römische heftiger, als bei uns.

Sodann wird die Hülfe erhofft von einer auf wahrhaftiger Gemeindevertretung beruhenden Presbyterial- und Synodalverfassung. Die Möglichkeit einer solchen Fortentwicklung der kirchlichen Verfassung, durch welche das kirchliche Bewußtsein in der Gemeinde gestärkt und somit die Ausübung der Kirchenzucht erleichtert werden kann, wird nicht in Abrede zu stellen sein. Die Wahrscheinlichkeit aber ist, daß durch eine auf breiter Basis erbaute Verfassung die Kirche selbst und damit auch der letzte Rest von Kirchenzucht bei uns aufgelöst werden wird, bis sich dann aus den Trümmern die Kirche, und zwar nicht auf dem Flugande der Urwahl, sondern auf ihrem unvergänglichen Grunde neu erbaut. — Im Uebrigen erinnern die Schlagworte „Civilehe und Gemeindevertretung“ bereits lebhaft an die Anpreisung gewisser Universalmittel, welche unfehlbar für alle Krankheiten sichere Heilung bringen sollen.

Nur einige wenige Punkte sind zum Schluß noch nachzutragen. — Die bisherigen Ausführungen haben die wiederholte Hinweisung der Vorlage auf die seelsorgerische Einwirkung bisher übergangen. Wir alle wissen, daß bei unseren Berliner kirchlichen Gemeindeverhältnissen das Wort „seelsorgerische Einwirkung“ in vielen Fällen ein frommer Wunsch, wo nicht leidige Phrase ist. Gleichwohl wird sich immerhin etwas thun lassen, wenn die persönliche Anmeldung der gemischten Paare von dem Geistlichen zu einer eingehenden Unterredung benutzt wird. Eine Erinnerung der Behörde in dieser Richtung wird um so wünschenswerther sein, als diese Unterredung in den meisten Fällen die einzige Gelegenheit zu seelsorgerischer Einwirkung sein dürfte.

Ein Zweites ist die Rücksicht auf die Gemeinde. Sie



wird bei dem vorgeschriebenen Votum vermisst. Je weniger eine Wirkung desselben auf das betreffende Paar zu erwarten ist, desto mehr hat sich die Fürbitte auf die Bewahrung der übrigen Glieder der Gemeinde zu richten. Und wenn, wie schon angedeutet ist, was etwa in der Sache unter unseren Verhältnissen sich thun läßt, überwiegend den Charakter eines Zeugnisses annehmen wird, dann dürfte sich vielleicht als die geeignetste Stelle für eine solche Fürbitte und Ermahnung zur Treue die in vielen Kirchen übliche Mittheilung der kirchlichen Statistik von der Kanzel am Jahreschlusse empfehlen. Die Bekanntmachung der Zahlen der Getauften, Confirmirten, Getrauten, Gestorbenen, wie der Communicanten giebt Anlaß, im Gebet zu gedenken der Schäden in der Gemeinde, an welche uns diese Mittheilung erinnert. Da ist ein reicher Stoff: die unehelichen Geburten, die der Kirche sich entfremdenden Confirmirten, die gefallenen Brautpaare, die Verächter des Sacramentes, die aus der Kirche Ausgetretenen u. s. w. — ein reicher Stoff, in welchen sich eine ähnliche Fürbitte, wie das angeordnete Votum ganz natürlich einreicht.

Ein Drittes schließlich ist die Frage, ob nicht im Wege der Gesetzgebung in dieser Angelegenheit doch etwas erreicht werden könnte, da ja das Interesse für beide, die Kirche und den Staat, ein gemeinsames ist. Nach den bestehenden Bestimmungen sollen die Kinder aus gemischten Ehen ohne Unterschied des Geschlechtes in der Confession des Vaters erzogen werden. Es kommt also für uns darauf an, daß der evangelische Bräutigam dem Einfluß des kathol. Geistlichen möglichst entzogen wird. Da aber die Trauung dem Parochus der Braut zufällt, muß der evangel. Bräutigam vom kathol. Pfarrer getraut werden. Und gerade hierdurch ist der röm. Kirche zur Durchführung ihrer gesetzwidrigen Ansprüche der Hebel, der Drücker in die Hand gegeben. Die evangelische Kirche, welche den katholischen Bräutigam zu trauen hat, dessen Kinder der röm. Kirche zufallen, enthält sich der ungesetzlichen Uebergrieffe, welche der röm. Kirche als Ausübung einer heiligen Pflicht gegenüber dem Staate, gleichwie der evangel. Häresie erscheinen. In der Anordnung, daß sich die Confession der Kinder nach dem Bräutigam, dagegen die Berechtigung zur Trauung nach der Braut richtet, liegt also offenbar eine ergiebige Quelle der gegenwärtigen Uebelstände. Nichtete sich dagegen beides, die Berechtigung zur Trauung und die Confession der Kinder nach dem Bräutigam, wie ersteres in der reform. Kirche und der Militärgemeinde der Fall ist, so würde die evangelische Kirche, wenn Seitens des römischen Geistlichen Schwierigkeiten erhoben würden, von dem Aufgebote eines Paares, dessen Kinder evangelisch erzogen werden sollen, in der katholischen Kirche unter Genehmigung des königlichen Consistoriums Umgang nehmen und somit die Paare, deren Kinder der evangelischen Kirche zugehören, den römischen Bezeichnungen und Versuchungen entziehen können. Es ist dieser, wie es mir scheint, einfachste Weg zur Minderung der bestehenden Uebelstände bisher nicht beliebt worden. Jedenfalls dürfte er

dem gegenwärtig vorgeschlagenen Wege der Repressalie vorzuziehen sein.

Schließlich faßte das Referat die Hauptpunkte dieser Auslassungen in folgende Sätze zusammen, wobei namentlich berücksichtigt wurde, was nicht erst in ferner Zukunft in der Sache geschehen kann.

1. Um die Frage nach dem Bedürfniß der in Schlesien angeordneten Maßregeln zu beantworten, bedarf es einer statistischen Unterlage, welche gegenwärtig nicht zu beschaffen ist. Es empfiehlt sich, daß Seitens der kirchlichen Behörde zu genauen Aufzeichnungen (vielleicht in einer besonderen Rubrik des Traujournals) Anweisung erteilt werde.
2. Die vorgeschlagenen Mittel der Kirchenzucht sind in Anbetracht der hiesigen räumlichen Verhältnisse, wie der Seelenzahl unserer Gemeinden und bei der Entfremdung vieler ihrer Glieder von der Kirche, weder als wirksam, noch als heilsam zu erachten.
3. Die sich zum Aufgebot meldenden gemischten Paare werden in allen Fällen anzuhalten sein, sich persönlich bei dem Geistlichen zu melden, damit demselben eine seelsorgerische Einwirkung ermöglicht werde.
4. Es erscheint angemessen, eine Mittheilung der im Laufe des Jahres vorgekommenen Fälle unter Ermahnung der Gemeinde und Fürbitte den am Jahreschlusse üblichen Mittheilungen aus der kirchlichen Gemeindestatistik einzureihen.
5. Eine Aenderung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen dahin, daß künftig nicht nur die Confession der Kinder, sondern auch die Berechtigung zur Trauung sich nach dem Bräutigam zu richten habe, würde es wesentlich erleichtern, den röm.-katholischen Uebergrieffen wirksam zu begegnen.

Bei der über den Gegenstand eröffneten Debatte ging Pred. Müller auf die langjährigen Verhandlungen ein, welche namentlich auch durch Bunsen mit dem römischen Stuhl in dieser Sache geführt worden sind. Dieselben hätten bisher ein befriedigendes Resultat nicht ergeben, weil wir es Rom gegenüber mit einer Macht zu thun hätten, gegen welche alle bisher angewandten Mittel sich als unzureichend erwiesen. Die Einführung der obligatorischen Civilehe sei aber allerdings ein Mittel, welches auf das Verhalten Roms nicht ohne Eindruck bleiben werde. Es sei wenigstens zu hoffen, daß Rom sich dadurch genöthigt sehen werde, eine mildere Praxis gegen die gemischten Paare resp. gegen die evangel. Kirche einzuschlagen. Wenn das Referat aber stets von der Annahme ausgehe, daß das Verfahren der römischen Kirche gegen die gemischten Paare ohne Weiteres ein Ungehorsam gegen die bestehenden Gesetze sei, so sei dies insofern nicht zutreffend, als Rom eben diese gesetzlichen Bestimmungen bisher nie anerkannt habe, dieselben also für die Glieder der römischen Kirche nicht verbindlich wären.



In seiner Erwiderung bemerkte der Referent gegen diese letzte Bemerkung, daß sie dann zutreffend sein würde, wenn es sich um Glieder der römischen Kirche handle. Jenes Versprechen werde aber im Gegentheil in den hier in Betracht kommenden Fällen dem evangelischen Bräutigam abgefordert, welcher den Gesetzen des Staates zu Gehorsam verpflichtet sei. Es involvire also in jedem Falle einen Ungehorsam. Und gerade hierin zeige sich das Bedenkliche der römischen Moral, wie der gesammten Stellung der römischen Kirche gegen unseren Staat, daß von römischen Priestern unter dem Schutze des römischen Papstes evangelische Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihren evangelischen Fürsten verpflichtet werden.

Schließlich wurde die von der Behörde vorgelegte Frage, ob die hiesigen Verhältnisse die Einführung einer ähnlichen Maßregel (wie die in Schlesien angeordnete) rathsam machen? von der Synode verneint. (Fortsetzung folgt.)

## Die Kurhessische Kirchenfrage.

(Schluß.)

Weber von Seiten des königlichen Ministeriums, noch von einem anderen Vertreter der erstrebten Neuerungen in den kurhessischen Kirchen ist nun der Nachweis, daß die Ordnungen dieser Kirchen den Bekenntnissen derselben widersprächen oder einen denselben fremden Inhalt hätten, auch nur versucht worden. Er wird auch wohl nicht versucht, jeden Falls nicht erbracht werden. Noch viel weniger aber wird man nachweisen können oder auch nur nachweisen wollen, daß die proponirte Presbyterial- und Synodalverfassung und die damit und mit dem Gesamtconsistorium für die drei Kirchengemeinschaften proponirte Union von den Bekenntnissen derselben gefordert würden oder diese Bekenntnisse zur Voraussetzung hätten.

In den drei kurhessischen Kirchen kann also die Beseitigung der zu Recht bestehenden Kirchenordnungen und die Aufrichtung und Einführung neuer Kirchenordnungen durch die Mitwirkung der vorhandenen kirchlichen Organe ebensowenig rechtlich bewirkt werden, wie durch die bisherigen Maßnahmen.

Es giebt nur einen Weg, auf welchem ohne Verletzung geheiligten Rechtes die erstrebten Neuerungen auf kurhessischem Boden zur Ausführung gebracht werden können. Dieser Weg würde darin bestehen, daß zunächst ein neues Glaubensbekenntnis aufgerichtet würde, welches einen solchen Inhalt hätte, daß von ihm beides, sowohl die Presbyterial- und Synodalverfassung modernen Stils, als auch die Union gefordert würde. Diejenigen, welche ihre bisherigen Kirchen verließen und sich um dies neue Bekenntnis sammelten, würden entweder in Masse oder durch ihre Organe diese neuen Gestaltungen mit Freuden annehmen, und könnten dies auch, ohne irgend ein Recht zu verletzen.

Welchen concreten Inhalt das neue Bekenntnis haben müßte, das sich darzulegen überlassen wir jedoch dem Leser.

## Nachschrift der Redaction.

Wir haben die vorstehenden Ausführungen hier unverkürzt wiedergegeben, obschon wir mehrfach mit denselben nicht einverstanden sein können. Namentlich ist die letzte Alternative nicht richtig, daß es nur zwei Möglichkeiten gebe, entweder unbedingtes Festhalten am Alten ohne jede Aenderung, oder eine neue Verfassung etwa im Sinne des Protestantenvereins. Hier giebt es in der That ein Drittes. Wenn vom Jahre 1610 bis 1821 ein einheitliches Consistorium für die hessische Kirche erst in Marburg 14 Jahre lang, dann in Kassel nicht gegen die Kirchenordnung von 1566 war, so ist nicht einzusehen, weshalb jetzt die Wiederherstellung eines gemeinschaftlichen Consistoriums gegen die Kirchenordnung sein soll. Und wenn der von der Kirchen-Commission von 1832 bis 1833 (unter Anderen von Dr. Vilmar und Vickell) bearbeitete Entwurf einer synodalen Fortbildung der Kirchenverfassung für zulässig erachtet wurde, so ist nicht einzusehen, weshalb jetzt jede Fortbildung der Verfassung wider das Recht der hessischen Kirche sein soll. Es handelt sich also nur um die Modalitäten, unter denen ein gemeinsames Consistorium wieder hergestellt und die Verfassung fortgebildet werden kann, ohne das Recht, das Bekenntnis und die Kirchenordnung zu verletzen. Und diese Modalitäten klar und unzweideutig zu formuliren und rechtlich zu begründen, das erscheint uns jetzt als die bei weitem wichtigste Aufgabe aller derer in Hessen, denen die Zukunft ihrer Kirche am Herzen liegt. In den vorstehenden Ausführungen ist eben die erste Prämisse nicht richtig: daß jede Fortbildung auf kirchlichem Gebiete eine Beseitigung der bisherigen Kirchenordnungen, ein kirchlicher Selbstmord sein müsse. Daß aber der zuletzt eingeschlagene Weg aufgegeben werden muß, wird sich von selbst herausstellen, wenn der rechte Weg gezeigt wird.

## An die Mitglieder der Kreissynode und der Gemeinde-Kirchenräthe des Kirchenkreises Mügentalde.

Unter dem 24. Juni 1870 hat der Unterzeichnete in Gemeinschaft mit mehreren andern Gliedern der Kreissynode das auf angetragen,

die Synode wolle folgende Bitten an das Hochw. Consistorium zu Stettin richten:

1. daß der in §. 1 unseres Synodal-Statutes vom 25. November 1863 das Bekenntnis der Synode betreffende Satz:



„Wie das lutherische Bekenntniß die Grundlage der Pommerschen Kirche und das Princip ist und bleibt, welches die kirchlichen Lebensäußerungen zu richten und zu gestalten hat, und wie die Pommersche Kirchenordnung der Rechtsboden der Pommerschen Kirche ist und bleibt, so gilt dies auch für die Rügenwalder Kreissynode.“

von der hohen Behörde bestätigt und die Synode als eine lutherische anerkannt werde;

2. daß a) an diejenigen im Predigtamte stehenden Geistlichen der evangelischen Landeskirche, welche erklärtermaßen Freimaurer sind, sowie b) an diejenigen Geistlichen zc., welche erklärtermaßen Mitglieder des sogenannten Protestantenvereines sind, eine amtliche Aufforderung zum Austritt aus diesen Vereinen ergehe.

Diese Anträge sind auch in der am 30. Juni 1870 zu Rügenwalde abgehaltenen Kreissynodalversammlung zum Vortrage gekommen, und die beiden ersten unter 1. und 2. a ausgesprochenen Bitten wurden dann von der Synode nicht nur erwogen, sondern meines Wissens auch angenommen. So war die zc. Berathung bereits größtentheils beendet, da erhob sich ein Mitglied der Synode gegen die weitere Verhandlung der Sache, weil sie den Gemeinde-Kirchenräthen noch nicht mitgetheilt worden sei. — Dieser Einwand hätte nun zwar stattfinden dürfen, ehe die Synode in die Berathung der Sache eintrat, nachdem dies aber geschehen war, hatte Niemand mehr das Recht, diesen Einwand geltend zu machen, weil es gesetzlich nicht nothwendig ist, daß dergleichen Anträge den Gemeinde-Kirchenräthen vorgelegt werden, ehe sie in der Kreissynodalversammlung zur Berathung kommen. Indessen ist die Sache in Folge jenes Einwandes doch wirklich ohne Weiteres von dem Herrn Vorsitzenden vertagt worden, und es sollen nun die obigen Anträge vom 24. Juni 1870 der diesjährigen Kreissynodalversammlung aufs Neue zur Berathung vorgelegt werden.

Zu diesem Zweck hat ihnen der Unterzeichnete Vorstehendes ganz ergebenst mittheilen wollen, und bittet um die Erlaubniß, zur näheren Begründung der in Rede stehenden Anträge noch Folgendes hinzuzufügen zu dürfen:

1. Unsere lutherische Kirche besteht zwar bei uns in Pommern, Gott sei Dank, noch zu Recht, aber — in Gefahr ist dieses Recht, welches unsere Vorfahren mit sehr schweren Opfern erkämpft haben, und wir sind schuldig, darüber zu wachen, daß die in und mit der lutherischen Kirche uns anvertrauten höchsten Güter, Gottes reines Wort und Sacrament, auch unsern Nachkommen unverkürzt erhalten werden. Darum dürfen wir nicht dazu schweigen, daß der Rechtsbestand unserer Kirche öffentlich

bestritten ist, und müssen darauf dringen, daß derselbe von den hohen Behörden wieder anerkannt wird.

2. Ein wenig Sauerteig versäuert bekanntlich den ganzen Teig. — Es ist gefährlich für die Kirche, und will sich überall nicht schicken, wenn evangelische Prediger Vereinen angehören, welche ihrem Wesen nach im Gegensatz zum Christenthume stehen, wie dies bei der Freimaurerei und bei dem zc. Protestantenvereine der Fall ist, wenn auch einzelne Mitglieder derselben eine andere, bessere Stellung zum Christenthume haben. — Wir sind hier in einer günstigen Lage, da unter den Geistlichen unserer Synode weder ein Freimaurer noch ein Mitglied des Protestantenvereines sich befindet. Für solche Synoden, wo dies der Fall ist, muß es natürlich schwer sein, dergleichen Anträge zu stellen, und daß wir solchen Synoden durch unsern Antrag zu Hülfe kommen, erscheint um so rathsamer, da gewiß keine Synode vor solchen Aergernissen sicher ist, wenn sie auch nur in einer einzigen Synode geduldet werden.

Barzwick bei Carzin, den 11. Mai 1871.

Der Prediger Meinhof.

## Tagesordnung

der lutherischen Pastoral-Conferenz zu Köslin  
am 13. und 14. Juni c.

Dienstag, den 13. Juni, 2 Uhr: 1. Biblische Ansprache des Hrn. Pst. Lüdecke aus Neustettin. 2. Referat des Hrn. Prof. Böckler aus Greifswald über: „Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit.“ — Abends 7 Uhr: Bespergottesdienst in der Schloßkirche, Hr. Sup. Meinhold aus Cammin.

Mittwoch, den 14. Juni, früh 7 Uhr: 1. Biblischer Vortrag des Vorsitzenden Hrn. Sup. Quandt aus Persanitz. Joh. 17. 2. Verhandlung über die kirchliche Lage, Hr. Consist.-Rath Otto aus Glauchau, K. Sachsen, und Andere. 3. Referat des Hrn. Vorsteher G. Jahn aus Zülchow: „Die Seelsorge an den Knechten und Mägden.“

Wegen Nachtquartiers in befreundeten Familien resp. im Gasthause wolle man sich gefälligst an Schloßpfarrer Jahn in Köslin wenden.

Die Theilnahme kirchlich gesinnter Laien wird sehr willkommen sein.

Der Vorstand.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 24. Mai.

N<sup>o</sup> 41.

## Die Friedrichs-Werdersche Kreissynode.

(Fortsetzung.)

2.

Der zweite Gegenstand, welcher ein allgemeineres Interesse darbietet, ist der Kampf gegen den Protestantenverein, welcher auf der Friedrichs-Werderschen Synode nun schon so lange geführt wird, als überhaupt Kreissynoden bei uns bestehen. Einen Höhepunkt erreichte derselbe, als die Majorität am 29. April 1868 jene bekannte Erklärung zu den Synodal-Acten gab, welche in der Beilage zu Nr. 44 der Ev. R. Z. und dann in anderen Blättern veröffentlicht worden ist. Zwar wurde damals ein persönlicher Zwischenfall benutzt, dem Stöße jener Erklärung auszuweichen und durch eine geräuschvolle Agitation den guten Copernicus als Schutzpatron der modernen Weltanschauung auf den Schild zu heben, um unter seinen Auspicien das biblische Weltbild mit seinem Schöpfer und Erlöser, Gott Vater, Sohn und heiligem Geiste, in Stücken zu schlagen. Eine öffentliche Erklärung zweier Synodalmitglieder, welche nachwies, daß die 14 Tage vor der Synode unterzeichnete Erklärung der Majorität mit jenem während der Synodalverhandlungen vorgekommenen Zwischenfalle gar nichts gemein habe, machte es zwar den Gegnern unmöglich, die bisherigen Waffen gegen die Friedrichs-Werdersche Synode mit ehrlichem Gewissen weiter zu führen, konnte aber gleichwohl die Bewegung nicht aufhalten; dazu war dieselbe bereits viel zu sehr in den Schuß gekommen. Daher sah sich denn die Berliner Pastoral-Conferenz am 10. Juni, als die Wellen jener Agitation noch hochgingen, zu der in Nr. 52 der Ev. R. Z. 1868 mitgetheilten und dann viel verbreiteten Erklärung veranlaßt, welche den Kampf auf seinen eigentlichen Gegenstand zurückführte und dazu beitrug, daß die Bedeutung desselben in weiteren Kreisen erkannt wurde. Die nächste greifbare Frucht war freilich eine sehr unbedeutende. Es war „das Manifest des Deutschen Protestantenvereines“ (Heidelberg, den 23. Juli 1868), welches die Redaction der Kreuzzeitung, an die es überandt worden war, in Nr. 173, Jahrg. 1868, mit der lakonischen Bemerkung begleitete: „Worte, da nichts hinter ist.“ Indes hat doch der Verlauf des Streites seitdem eine Reihe von entgegengesetzten Rundgebungen in der Sache hervorgerufen, theils von Synoden, theils von kirchenregimentlichen Stellen,

welche gewiß nicht ohne Erfolg geblieben sein werden. Wir erinnern nur an die Aeußerungen der Westfälischen Provinzial-Synode vom 3. 1868, des Königl. Consistoriums der Provinz Sachsen v. 6. Jan. 1869, des Königl. Consistoriums der Provinz Brandenburg v. 12. Aug. 1869, u. a.

Wenn man die Reihe der gegen den Protestantenverein in jener Zeit veröffentlichten Schriftstücke überblickt, so kommen sie alle zu dem Resultate, daß der Inhalt der Irrlehren des Protestantenvereines unvereinbar sei nicht nur mit diesem oder jenem Artikel eines Sonderbekenntnisses, sondern mit dem apostolischen öökumenischen Glauben der gesammten Christenheit auf Erden, daß es sich hier also um grundstürzende Irrthümer, um eine Leugnung der unwandelbaren Grundlagen des Christenthums handelt. Sie gelangen dann fast alle zu dem Endurtheile, daß die Anschauungen des Protestantenvereines mit dem Amte eines evangelischen Geistlichen unvereinbar seien, daß also die Kanzeln unserer Kirche nicht zur Verbreitung dieser grundstürzenden Irrthümer hergegeben werden dürften. Und wenn sie dies nicht ohne eingehendere Motivirung als Ueberzeugung aussprechen, sondern sich auf den Nachweis der Berechtigung dieses Urtheiles einlassen, so führen sie denselben aus den dogmatischen Widersprüchen, in welche die Irrlehre des Protestantenvereines nach den öffentlichen Rundgebungen desselben sich gegen die Lehre der heil. Schrift und der Kirche gestellt hat. Und es ist wohl kaum anzunehmen, daß es im evangelischen Deutschland ein Kirchenregiment — wir reden nicht von einzelnen Mitgliedern desselben — geben sollte, welches diesem Sake nicht beipflichten müßte. Trotzdem ist Seitens des Kirchenregimentes bisher — wenn wir die Verweigerung der Kirchen in Berlin bei Gelegenheit des sogenannten Protestantentages im J. 1869 ausnehmen — nichts Wesentliches gegen denselben geschehen, obgleich ersteres wiederholt um ein entschiedenes Vorgehen angegangen worden ist. Dabei mag zugegeben werden, daß ein Einschreiten gegen die Mitglieder des Protestantenvereines erschwert ist durch die babylonische Sprachverwirrung, welche derselbe angerichtet hat und die es ermöglicht, unchristliche Gedanken in biblischen Ausdruck zu kleiden. Genug, das Kirchenregiment, und zwar nicht nur in Preußen, steht seit Jahren in einem einseitigen Waffenstillstand Gewehr beim Fuß, während der Protestantenverein unablässig geschäftig ist, immer mehr Terrain zu gewinnen und in immer weiteren Kreisen zu rekrutiren.

Zu dieser allgemeinen Thatsache kommt aber noch die Er-



fahrung, welche die Friedrichs-Werdersche Kreissynode im Besonderen gemacht hat. Als zum ersten Male aus ihrer Mitte diese Streitfrage an die Behörde gelangte, erfolgte der Bescheid, daß gerade die Kreissynode der Ort sei, an welchem solche Fragen durchgekämpft und zum Austrag gebracht werden müßten. Nun haben aber bekanntlich die Kreissynoden in ihren Statuten noch keine Bestimmungen, welche einen unbestreitbaren formalen Rechtstitel hergäben, um auf Grund desselben gegen die Mitglieder des Protestantenvereines als solche vorzugehen, etwa sie von der Synode auszuschließen, zumal die Geistlichen. Der Geistliche hat auf Grund seines geistlichen Amtes Sitz und Stimme in der Synode und steht mit seiner gesammten Amtsthätigkeit nur unter der Disciplin der vorgesetzten Behörde. So lange er also das kirchliche Amt bekleidet, kann niemand ihm seinen Sitz in der Kreissynode nehmen. Die Frage aber, ob ein Mitglied des Protestantenvereines im geistlichen Amte und im Dienste der Kirche bleiben dürfe, kann nun wohl in der Synode — und das ist in der Friedrichs-Werderschen wiederholt, z. B. in sehr lebhafter Weise bei einer Besprechung über die Bedeutung des Ordinationsgelübdes geschehen — zum Gegenstande eingehender Verhandlungen gemacht werden, allein die Entscheidung der Frage im concreten Falle steht doch nur der Behörde zu. An diese muß sich also die Synode doch immer wieder wenden. Das giebt denn ein Hin-und-Her von Anträgen der Synode und Antworten der Behörde, wobei immer ein Jahr wieder zwischen inne liegt. So ist es nun in der Friedrichs-Werderschen Synode seit Jahren gegangen. Es ist bald eine Erklärung abgegeben, bald ein Antrag eingereicht worden, und die Antwort, die darauf erging, war im Ausdruck anerkennend, in der Sache meist ablehnend.

Die Erfolglosigkeit des in jedem Jahre neu aufgenommenen Kampfes mußte zu wiederholter Prüfung des bisher eingeschlagenen Weges führen. Nun ist ja klar, daß die Schlussfolgerung, welche gewöhnlich gemacht wird, nicht zwingend ist; nämlich diese: da die Lehre des Protestantenvereines mit der Lehre der Kirche in unvereinbarem Widerspruche steht — und da ein Geistlicher durch seine Ordination verpflichtet ist, die Lehre der Kirche zu verkündigen: so kann ein Mitglied des Protestantenvereines nicht ein geistliches Amt in der Kirche bekleiden. Dieser Schluß ist nicht zwingend. Denn einmal bestreitet der Protestantenverein die Richtigkeit der ersten Prämisse. Er erklärt, daß er jede Glaubensüberzeugung in seiner Mitte als berechtigt anerkennt, auch eine schriftgemäße, dem Bekenntnisse der Kirche entsprechende. Wenn also auch die Mehrzahl seiner Mitglieder zu diesem biblischen und kirchlichen Glauben im Widerspruch steht, könnte doch in jedem einzelnen Falle, wenn auf Grund jener Schlussfolgerung ein Geistlicher veranlaßt werden sollte, wegen seiner Mitgliedschaft im Protestantenverein sein Amt aufzugeben, der Betreffende erklären, daß er nicht zu jener Mehrzahl der Mitglieder gehöre, welche mit dem Glauben der Kirche gebrochen hat. Es müßte also ihm insbesondere widerbiblische und widerkirchliche Lehre nachgewiesen werden. Hierin aber liegt die

Schwierigkeit der Procebur, wenn nicht, wie in dem neuesten Falle des Licent. Dr. Hanne in Colberg, authentische Zeugnisse vorliegen. Sodann aber, wenn selbst jene erste Prämisse als richtig angenommen würde, da wohl kein Geistlicher, der mit der Lehre der heil. Schrift und dem Glauben unserer Kirche sich von Herzen eins weiß, in den Protestantenverein treten wird; wenn also die Unvereinbarkeit des geistlichen Amtes mit der Theilnahme am Protestantenverein zugegeben würde, so wäre doch die obige Konklusion: also muß ein Geistlicher, welcher dem Protestantenverein angehört, das geistliche Amt in der Kirche aufgeben, nicht folgerichtig. Die richtige Konklusion besteht vielmehr in der Alternative: so muß er entweder aus dem geistlichen Amte oder aus dem Protestantenverein ausscheiden. Immerhin haftet aber auch dieser Schlussfolgerung für ihre praktische Anwendbarkeit der Mangel an, daß die Prämissen die Untersuchung und Feststellung des schriftwidrigen Lehrinhaltes nothwendig machen. Doch hierauf wollen wir später zurückkommen, um zuvörderst den weiteren Verlauf der Sache in der Friedrichs-Werderschen Kreissynode zu berichten.

Eben jene Alternative hatte bereits vor der Synodalversammlung des Jahres 1869 mehrfache Besprechungen veranlaßt, ob nicht die Behörde, umsomehr da sie bald nach der Entstehung des Protestantenvereines die Geistlichen vor der Betheiligung an demselben gewarnt hatte, anzugehen sei, denselben nunmehr diese Betheiligung zu untersagen bez. sie zum Austritt aus dem Verein aufzufordern. Indes wurde dazumal nur eine Erklärung abgegeben, ohne daß an dieselbe ein specieller Antrag geknüpft worden wäre. Dagegen wurde in der Synodalversammlung am 25. April 1870 ein dahin gehender Antrag vom Pastor Rnak (vergl. Ev. K. Z. 1870, Nr. 39, S. 464) eingebracht. Die vorausgeschickte Motivirung legte den Inhalt jener oben besprochenen Prämissen des Weiteren auseinander. Der Antrag selbst lautete: „Synode wolle beschließen, dem Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg folgende Bitte an den hohen Ev. Oberkirchenrath zu überreichen: Ein hohes Kirchenregiment wolle geneigtest anordnen, daß an diejenigen im Predigamt stehenden Geistlichen der evangel. Landeskirche, welche erklärter Maßen Mitglieder des sogen. Protestantenvereines sind, eine amtliche Aufforderung zum Austritt aus diesem Vereine ergehe.“ Dieser Antrag wurde damals von der Synode angenommen und somit der kirchlichen Behörde eingereicht.

Hierauf erfolgte ein vorläufiger Bescheid des Königl. Consistoriums, welcher den Mitgliedern der Synode dadurch bereits im November v. J. bekannt wurde, daß die Behörde ihn in ihren Generalbescheid auf die im J. 1870 in der Prov. Brandenburg abgehaltenen Kreissynoden von 18. Octbr. 1870 aufnahm und durch die Amtl. Mittheilungen (Nr. 16) publicirte. Nach der Mittheilung, daß das Königl. Consistorium dem Ev. Oberkirchenrathe über den Antrag Vortrag halten werde, heißt es in dem Bescheide dann weiter: „Wir können in Anbetracht des dormaligen Gesamtzustandes unserer evangel. Landeskirche den Antrag nicht befürworten. Zwar theilen wir die innerhalb



der Synodalversammlung, bei der betreffenden Besprechung geltend gemachte Ansicht, daß unsere Kirche einer Zeit ernster Entscheidung und gründlicher Auseinandersetzung entgegengeht. Doch würden wir es schwerlich verantworten können, wenn wir ohne eine durch unsere Amtsführung unmittelbar gebotene dringende Gewissenspflicht, die dadurch in Aussicht gestellten Kämpfe und Gefahren mit übereilter Gewaltthätigkeit beschleunigen und verschärfen wollten. Wir können daher die Geistlichen und Gemeinden nur auffordern, eingedenk zu sein der Geduld und Langmuth, womit Gott der Herr seine Kirche regiert und die einzelnen Mitglieder derselben trägt, und sie darauf hinweisen, daß wir uns unserer amtlichen Stellung den obwaltenden Gegenständen gegenüber sowie unsers Berufs auch in der Wahrung des Bekenntnißstandes, als der unerschütterlichen Grundlage unseres Kirchenwesens, vollkommen bewußt sind. Mögen sie uns vertrauen, daß wir die ernstesten Entschlüsse und oft schwierigen Maßnahmen, welche uns auf dem Wege unserer Pflichterfüllung entgegenreten, wie bisher, so auch fernerhin, vor Gott dem Herrn ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit gewissenhaft prüfen werden.“

Nach diesem Vorbescheide, auf dessen Inhalt wir später zurückkommen, mußte eine weitere Bescheidung des Evang. Oberkirchenrathes erwartet werden. Da indeß eine solche bis zu dem Termine, bis zu welchem etwaige Anträge der Synodalmithglieder für die auf den 26. April angesetzte Kreissynode dieses Jahres bei dem Vorstande eingereicht werden sollten, nicht erfolgte, so kündigte Pastor Knaak einen Antrag an, der dahin ging, daß die Synode den Evang. Oberkirchenrath um baldige Bescheidung auf den im vorigen Jahre eingereichten Antrag ersuchen möge. Indesß war der Vorsitzende am Tage der Synode bereits in der Lage, die kurz zuvor ihm zugegangene Antwort des Evang. Oberkirchenrathes v. 31. März 1871 mittheilen zu können. Dieselbe erklärte sich mit dem obigen Bescheide des Königl. Consistoriums in der Sache einverstanden, ohne — wenn wir beim Vorlesen derselben nichts überhört haben — sachlich etwas Neues hinzuzufügen. Als neu trat uns nur die beigegebene Motivirung entgegen, durch welche die oberste Kirchenbehörde dies Verfahren in der Sache begründete. Es war etwa folgende: die Sache, um die es sich handle, sei nach dem Verlauf der Zeit und nach den Einwirkungen der gewaltigen Ereignisse der letzten Monate bereits sehr in den Hintergrund getreten. Durch den Vorbescheid des Königl. Consistoriums sei der Bedeutung des Antrages Genüge geschehen. Eine besondere Bescheidung des Evang. Oberkirchenrathes würde wenig opportun sein, da sie der Sache neues Gewicht und neues Interesse verleihen würde.

Zu dem, wie schon bemerkt, durch die Amtl. Mitth. bereits bekannten Vorbescheide des Königl. Consistoriums wollte Dr. Heffter eine persönliche Verwahrung zu den Acten geben. Natürlich erhob sich dagegen der lebhafteste Widerspruch von Seiten der Vertreter des kirchlichen Liberalismus, welche erklärten, dann ihrerseits einen Gegenprotest ebenfalls zu den Acten

geben zu müssen, was von der anderen Seite bestens acceptirt wurde mit dem Bemerken, daß es ihr nur erwünscht sein könne, wenn die Gegner von ihrem Rechte Gebrauch machen und recht viele Proteste zu den Acten einreichen wollten.\*) Nach dieser etwas animirten Zwischenscene wurde dann die Verwahrung vorgelesen. Sie lautete:

„Das Königl. Consistorium hat in seinem Specialbescheide uns die Gründe kundgegeben, durch welche es sich verhindert sieht, den vorjährigen Synodalbeschuß in Sachen des sogen. „Protestantenvereins“ (Bitte um amtliche Aufforderung an die Geistlichen zum Austritt aus dem Verein) bei der Ueberreichung desselben an den Evangel. Oberkirchenrath mit einer Befürwortung seinerseits zu versehen. Diese Darlegung ist durch Aufnahme in den Generalbescheid sämmtlichen Kreissynoden der Provinz mitgetheilt und ihr damit zugleich eine größere Tragweite beigelegt worden. Es sei mir deshalb gestattet, in aller Ehrerbietung an eine Stelle jenes Vorbescheides eine verwahrende Bemerkung über meine Stellung zu dem Synodalbeschlusse anzuknüpfen und durch Beilegung zu den Synodalacten zur Kenntniß der Hochwürbigen Kirchenbehörde zu bringen.

Die Warnung vor übereilter Gewaltthätigkeit und die mahnende Erinnerung an die Geduld und Langmuth, mit welcher Gott der Herr seine Kirche regiert und deren einzelne Mitglieder trägt, könnte den Eindruck erwecken, als hätte die Synode bei Fassung ihres Beschlusses sich der Ungeduld und des Mangels an brüderlicher Liebe schuldig gemacht. Dem gegenüber sei der Hinweis gestattet, daß es sich in der ganzen Frage nicht um einzelne irrende Brüder oder um eine in diesem und jenem Punkte vom Bekenntniß abweichende Lehrrichtung handelt, sondern um einen principiell gegen jegliche Bekenntnißverpflichtung auftretenden Verein und um eine Agitation, welche für den Unglauben unserer Tage innerhalb der Kirche die volle Gleichberechtigung mit dem bekennnißmäßigen Christenglauben in Anspruch nimmt.

Das Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg selbst hat in seinem Erlaß vom 12. August 1869, durch welchen es die Einräumung von evangelischen Kirchen und Kanzeln in Berlin für den sogen. „Protestantentag“ untersagte, das Wesen jenes mannigfach schillernden und mit schönen, aber hohlen Worten prunkenden Vereins durchaus zutreffend dahin festgestellt, daß er: „auch solchen Bestrebungen und Auffassungen der Heilswahrheit volle Berechtigung zuerkennt, welche die wesentlichen Grundlagen des christlichen Glaubens verwerfen und daher mit der Lehre, dem Cultus und der Verfassung der evangelischen Kirche im offenen Widerspruche stehen.“ — Ganz in Uebereinstimmung hiermit stehen amtliche Kundgebungen anderer Organe des Kirchenregiments. Es unterliegt daher wohl keinem begründeten Zweifel, daß dasselbe in seiner Ge-

\*) So viel wir wissen, hat die Minorität nur zu Protocoll erklärt, daß sie protestire, ohne jedoch den Inhalt dieses Protestes darzulegen und zu motiviren.



sammtheit die Grundsätze des „Protestantenvereins“, welcher ein bestimmtes Bekenntniß als unerschütterliche Grundlage der Kirche überhaupt nicht anerkennt, als kirchenzerstörend ansieht und verurtheilt.

Angeichts dieser Thatfache und in der hierauf sich stützenden Ueberzeugung, daß die erklärte Theilnahme an einem derartigen Verein und seinen grundstürzenden Bestrebungen mit der Amtstellung und den Amtspflichten eines evangelischen Geistlichen nicht verträglich sein könne, hoffe ich weder in übereilte Gewaltthaten verfallen zu sein, noch gegen die Liebespflicht der Langmuth gefehlt zu haben, als ich dem Antrage Rnats zustimmte.

Ein hervorragendes Mitglied des „Protestantenvereins“, Dr. Baumgarten, hat vielmehr den Sinn des Antrages, nach meinem Dafürhalten, ganz richtig gekennzeichnet, wenn er in seiner Weise schreibt:

„... Diese Aufforderung (zum Austritt) nämlich läßt die Möglichkeit offen, daß, wenn auch die Gesamtrichtung des Vereins grundverderblich sei, doch innerhalb des Vereins auch „„bessere Elemente“, „„berechtigte und kirchliche Lehren““ einfließen noch Platz haben können. Durch jene Aufforderung wird nun den sogenannten besseren Mitgliedern Gelegenheit gegeben, sich von der massa perditionis zu scheiden; auch die Verführten werden durch diese Aufforderung genöthigt, sich noch einmal ernstlich zu besinnen, und können auf diesem Wege noch gerettet werden.“

So Dr. Baumgarten. In einer amtlichen Aufforderung an die Geistlichen, wie sie der Synodalbeschuß erbittet, sehe ich in der That zunächst nur eine ernste Mahnung, sich von einem Verein loszulösen, dessen Mitgliedschaft sie auf eine gefährliche, abschüssige Bahn versetzt hat und mit ihrer Amtspflicht als unverträglich erachtet wird.

Jede Gemeinschaft wird von dem sie treibenden Grundprincip und dessen Consequenzen beherrscht. So wird auch die in dem „Protestantenverein“ organisirte Negation sich trotz alles Sträubens immer mehr zu ihrem Endziele entwickeln müssen. Das Voranstellen des „geschichtlichen Christus“ in seiner so oder so ausgedrückten Einzigkeit und das Betonen des subjectiven Glaubens als des Kennzeichens für wahres Christenthum werden den Verein nicht davor schützen, daß er dem Gerichte des Wortes 1 Joh. 4, 3 verfällt: „Und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott.“ So wird er endlich zur erklärten und greifbaren Leugnung des auferstandenen Gottesohnes fortgedrängt werden. Die Hoffnung, daß dann von seinen Mitgliedern auch ohne amtliche Aufforderung noch mancher ausscheiden werde, möchte ich mir gern bewahren. Ob es aber für die Kirche gut sein wird, diesen Zeitpunkt abzuwarten, wo der glimmende Brand als offenes Feuer ausbricht,

ist mir zweifelhaft. Die Frage der Ueberwindung des „Protestantenvereins“, der die ökumenischen Bekenntnisse nicht minder, als die Augustana in ihrer Geltung bestreitet, ist eine Lebensfrage für die evangelische Kirche und insbesondere für die Landeskirche Preußens, die an ihr den Beweis zu erbringen hat, daß die in ihr zu Recht bestehende Union nicht bloß ein-, sondern auch ausschließt.“

Um zunächst den Bericht über den Verlauf der Verhandlungen zu Ende zu führen, soweit die Mittheilung derselben hierher gehört, müssen wir an dieser Stelle noch eines Vorganges gedenken, zu welchem es für die Leser der Ev. Kirchenzeitung der Hinzufügung weiterer Bemerkungen nicht bedürfen wird. Von dem Gemeindefkirchenrath der Jerusalem- und Neuen Kirche, welchem die Führer der Synodal-Minorität angehören, war nämlich der Antrag eingebracht worden, die Synode wolle das Königl. Consistorium ersuchen, die vielbesprochene, den Uebertritt zum Judenthum betreffende Verfügung vom 27. Dec. 1870 wieder aufzuheben. Der Vorsitzende, Propst Köllner, beantragte Uebergang zur einfachen Tagesordnung, welche aber die Zustimmung der Mehrheit nicht erhielt. Die an die Antragsteller gerichtete Aufforderung, sie möchten den Antrag einfach zurückziehen, wurde abgelehnt. Der Antrag, so wurde entgegnet, sei in dem vereinigten Gemeindefkirchenrath der Neuen und Jerusalemer Kirche von einem Mitgliede gestellt, welches zugleich Synodalmitglied sei, aber wegen dringender Geschäfte die Versammlung bereits habe verlassen müssen. Sie könnten daher den Antrag nicht zurückziehen. Nachdem sodann noch der Generalsuperintendent für Berlin, Propst Dr. Brückner, welcher den Verhandlungen beizwohnte, ein in dieser Angelegenheit an die Generalsuperintendenten gerichtetes Schreiben des Evang. Oberkirchenrathes (abgedruckt in Nr. 100 der Kreuzzeitung,) vorgelesen hatte, nahm die Synode mit Majorität folgenden Antrag des Dr. Heffter an: „Indem die Synode den Antrag auf Wiederaufhebung der die Uebertritte zum Judenthum betreffenden Verfügung vom 27. Dec. 1870 zurückweist, spricht sie zugleich der Kirchenbehörde ihren Dank aus für die ernste Warnung vor solchem Abfall vom Evangelium, so wie für das in jener Verfügung enthaltene Bekenntniß zu Christo, dem im Fleische erschienenen Sohne Gottes.“ Es erscheint nicht überflüssig auf die vorsichtige Fassung dieses Antrages aufmerksam zu machen, durch welche die Synode dem Inhalte jener Verfügung vom 27. Dec. 1870 beitrifft, ohne sich jeden einzelnen Ausdruck derselben anzueignen.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 27. Mai.

N<sup>o</sup> 42.

## Die Friedrichs-Werdersche Kreissynode.

(Schluß.)

Die Bedeutung der Sache lag indeß lediglich in der Bundesgenossenschaft zwischen dem Protestantenverein und dem modernen Judenthum, welche der Antrag documentirte. Daß sie mit demselben ein unsicheres Terrain betreten und sich in eine äußerst exponirte Stellung begeben hatten, schienen die Antragsteller selbst zu fühlen; wenigstens wäre es sonst nicht verständlich, weshalb sie denselben mit keinem Worte vertheidigten und somit eine Debatte vermieden, auf deren Verlauf man in der That gespannt sein durfte. Ihr Verhalten machte den Eindruck, als ob es ihnen selbst das Angenehmste wäre, wenn ihr Antrag ohne alles Geräusch zu Grabe getragen würde. Es mußte dies aber um so mehr befremden, wenn nicht als ein geschickter Rückzug erscheinen, da niemandem, der die literarische Entstehung der Agitation gegen die Verfügung vom 27. Dec. beobachtet hat, entgangen sein wird, welchen Antheil die Protestantische Kirchenzeitung daran genommen.

Durch die diesjährigen Verhandlungen bez. Verfügungen der kirchlichen Behörden, hat der alljährlich wieder aufgenommene Kampf in der Friedrichs-Werderschen Kreissynode gegen den Protestantenverein einen vorläufigen Abschluß gefunden, welcher zu einem Rückblicke aufforderte, und zu mancherlei ernstern Erwägungen Anlaß giebt. Zunächst die Motive, mit welchen der Evang. Oberkirchenrath den Erlaß einer besonderen Verfügung ablehnt, und die Synode auf die Vorbescheidung des Königl. Consistoriums verweist. In sachlicher Beziehung wird gesagt, durch den Bescheid des Königl. Consistoriums sei der Bedeutung des Antrages Genüge geschehen, der dahin ging, daß die Geistlichen, welche Mitglieder des Protestantenvereins seien, amtlich zum Austritt aus dem letzteren aufgefordert werden möchten. Wir haben oben die betreffende Consistorial-Verfügung mitgetheilt und könnten es daher füglich dem Urtheile der Leser anheim geben, ob durch dieselbe jenem Antrage völlig Genüge geschehen sei. In der Synode wird schwerlich die Ansicht vorherrschen, daß die Ermahnung zur Geduld und Langmuth und die Aufforderung zum Vertrauen gegen die Behörde hinreiche, um einer Sache von so eminenter Bedeutung gerecht zu werden. Sie ist wahrlich weit davon entfernt, der Behörde Schwierigkeiten bereiten und die Sorgen ihres in dieser Zeit in der That

forgenvollen Berufes mehren zu wollen. Sie hat davon wiederholte Beweise abgelegt und noch in der letzten Synodalversammlung wiederum durch ihre Haltung in der Frage nach den Uebertritten zum Judenthume. Aber sie ist sich auch völlig bewußt, daß sie keineswegs einen kleinlichen häuslichen Zwist von Jahr zu Jahr wieder neu anschürt in eigentwilliger oder gar eigensinniger Weise. Sie weiß es vielmehr, daß sie die heilige Pflicht hat, den Antheil an dem eigentlich entscheidenden Kampfe unserer Zeit willig zu übernehmen, der ihr vom Herrn durch die Verhältnisse, namentlich die Zusammensetzung dieser Synode überwiesen ist. Sie hat sich die Tragweite jenes Antrages, die über ihren kleinen Kreis weit hinausreicht, wohl klar gemacht, aber sie mußte sich auch zur Ermunterung sagen, daß es nicht zum Unsegen gereicht habe, als schon einmal die Bewegung aus ihrer Mitte ausgehend sich über weitere Kreise erstreckte.

Von den in dem Erlaß des Evang. Oberkirchenraths angegebenen Motiven, welche mehr formeller Art sind, konnten wir das erste, obschon es uns bei dieser Auffassung unverständlich war, nur so verstehen, daß die Sache in den Hintergrund getreten sei und an Bedeutung verloren habe, weil zwischen dem Beschluß der Synode und der Bescheidung bereits ein Jahr verfloßen sei. Allerdings hätte die Synode bei der großen Bedeutung der Sache eine Entscheidung auch wohl früher erhoffen dürfen. Wenn aber der Umstand, daß die erbetene Entscheidung erst nach Jahresfrist erfolgte, auf diese selbst von Einfluß gewesen ist, weil inzwischen die Sache an Bedeutung verloren, so darf wohl gehofft werden, daß diese Aeußerung kein Präcedenz für künftiges Verfahren bilden soll. Es wäre damit ein sehr ungünstiges Urtheil über unser ganzes Synodalwesen ausgesprochen, in dessen Einrichtung es doch liegt, daß eine Sache, die in der einen Synodalversammlung angeregt ist, immer erst in der nächsten, also nach Jahresfrist, wieder aufgenommen werden kann. Aber wie gesagt, nach den gehörten Worten der Verfügung vom 31. März konnten wir den Inhalt dieses Motivs nicht anders verstehen, obschon es uns bis jetzt unverständlich bleibt.

Schmerzlich aber hat uns die andere Aeußerung berührt, daß die Einwirkung der gewaltigen Ereignisse, welche wir in der letzten Zeit durchlebt, diese Sache, den Kampf gegen den Protestantenverein, habe in den Hintergrund treten lassen, so daß es nicht opportun sei, ihm neues Gewicht und Interesse zu verleihen. Es sind gewiß recht Viele, die mit uns gehofft hatten,



daß nach so großer Gnade, wie der Herr in dieser letzten Zeit unserm Volke und Vaterlande erwiesen, nun auch der Glaube und die Liebe zu ihm neu erwachen und erstarken und seine Kirche aus ihrer bisherigen Mattigkeit und Unentschiedenheit sich aufraffen werde zu neuer Erweisung des Geistes und der Kraft. Hat er den alten Erbfeind unseres Volkes, auch seines Glaubens und seiner Sitte, jenseits unserer Grenzen unter unsere Füße gethan, wie sollte das nicht ermuntern, nun auch den großen Kampf gegen den alten Erbfeind unseres Volkes innerhalb unserer Grenzen, gegen den Unglauben in allen seinen Gestalten mit neuer Freude und Rüstigkeit wieder aufzunehmen! Hatte doch der Protestantenverein, als der Krieg begann, seine Agitation mit dem Bemerkten eingestellt, daß die Zeit dieser großen Ereignisse für seine Thätigkeit nicht opportun sei, daß aber dann seine Stunde kommen werde. Und hat denn nicht der Geist der Feindschaft wider den Herrn sich auch während dieser großen Zeit genugsam kundgethan? War es denn nicht in jenen Tagen, da an den Wachtfeuern und auf den Verhandlungsplätzen aus so manchem tapferen Herzen unwillkürlich eine stille Beichte vor den Gnadenthron emporstieg, daß hier im Rücken unserer Heere die Pastorenhege ins Werk gesetzt wurde und die verletzte nationale Begeisterung ihre Entrüstung laut werden ließ, weil am Bettage auch von Buße geredet worden? Und kaum schwiegen die Waffen, da meinte auch der Protestantenverein, seine Stunde sei gekommen und begann sich zu regen allenthalben, in Schlesien, in Pommern, am Rhein. Man lese doch nur beispielsweise die Beschlüsse und die Ansprache der Generalversammlung des Nassauischen Zweigvereines vom 20. April d. J., der es unerhört findet, daß „bei der Taufe und der Confirmation das Apostolicum wörtlich gebraucht und von den sämtlichen Mitgliedern der evangelisch-christlichen Kirche des vormaligen Herzogthums Nassau nach seinem Wortlaute geglaubt werden soll.“ „Man steht auf uns in diesem Geisteskampf von Nah und Ferne. Lasset uns eintreten in denselben! ... Stehe denn jeder auf seinem Posten! Seid wachsam, seid männlich und seid stark!“ ... und wie sie weiter zum Streite aufrufen. So wird in gleicher Weise jetzt die Cösliner Angelegenheit zum Agitationsmittel gemacht, um nicht nur allenthalben in Pommern, in Bremen u. a. D. gegen ein Kirchenregiment, welches seine Pflicht erfüllt, die ungerechtesten Beschuldigungen zu erheben, sondern auch mit erneuter Heftigkeit den Kampf gegen die Kirche selbst aufzunehmen, welche derartige Diener von dem geistlichen Amte ausschließt. Und diese Bewegung zeigt — worauf wir noch besonders aufmerksam machen müssen, — mit welcher Solidarität der Protestantenverein durchs ganze Land für jedes einzelne seiner Mitglieder eintritt, gegen welches irgend wie eingeschritten wird. Und da hatten wir geglaubt, es sei auch unsere Pflicht auf dem Posten zu stehen, und nach den wunderbaren Siegen, die der allmächtige Gott unserem Heere verliehen, nun auch zu vertrauen, daß Er in Christo Jesu, dem Haupt und Siegesfürsten seiner Kirche, auch seiner Gemeinde Sieg verleihen könne über diese Feinde. Wir waren der Meinung, daß

eine der Wirkungen der großen Ereignisse der letzten Zeit auch die sein werde, daß sie manche müden Kniee aufgerichtet und manche laßen Hände gestärkt und manche wankenden Herzen festgemacht und alle, die bis dahin des Glaubens Schwert geführt, erfüllt haben würde mit neuer heiliger Gluth der Liebe und neuem Glaubensmuth und neuer Siegeszuversicht für den Kampf, der uns verordnet ist. Und da wird uns die Antwort: es würde nicht opportun sein nach den gewaltigen Ereignissen der letzten Zeit diesem Kampfe neues Interesse zu verleihen — und da ergeht an uns die Mahnung: stecke dein Schwert in die Scheide! — Diese Worte — wir leugnen es nicht — die sind uns schmerzlich gewesen. Dies Wort knickt manche frisch aufkeimende Hoffnung. Wir wissen ja auch, daß es Zeiten giebt im Reiche Gottes, da stillesein und warten das Rechte ist, weil unser Herr, wie Val. Herberger sagt, nicht immer ein Herr von Eilenburg, sondern oft auch ein Herr von Wartenberg ist. Wir wissen auch, daß es oft fleischliche Ungeduld ist, welche mit eigener Hand den Zeiger an der Uhr des Reiches Gottes rasch ein Stück vorwärts drehen möchte. Wir bescheiden uns auch, daß von dem höheren Standorte des Kirchenregimentes aus manches sich anders ausnehmen mag, als wenn man selbst unter den Streitenden steht. Und wahrlich, es kommt der Friedrichs-Werderschen Synode sehr sauer an, daß sie immerdar muß im Streite sein; sie sehnt sich darnach, im Frieden ihr Werk treiben zu können. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß es auch ein Verlangen nach Frieden giebt, welchem die Antwort wird: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Wir wollen dem Könige Hiskias, als Jesaias ihm das hereinbrechende Unheil angekündigt, das nicht absprechen, daß sein Wunsch sehr natürlich war: „Es sei mir Friede zu meinen Zeiten.“ Aber köstlicher ist es doch, wenn jetzt so mancher Greis im weißen Haar die Gnade Gottes pries, die ihn gewürdigt, diese wunderbaren Siege über unseren alten Erbfeind noch erleben zu dürfen. Wie, wenn wir ähnliche Siege über den noch älteren Erbfeind der Kirche Gottes zu erleben gewürdigt würden? — Aber freilich, kein Sieg mit Gewehr beim Fuß! —

Was nun den weiteren Inhalt des Vorbescheides des Königl. Consistoriums anlangt, so hat die oben mitgetheilte persönliche Verwahrung des Dr. Heffter die wesentlichen Bedenken bereits besprochen. Auch ist in derselben schon auf den Hauptpunkt hingewiesen, welchen auch die kirchliche Behörde selbst hervorgehoben hat, wir meinen das Verhältniß der Bekenntnislosigkeit des Protestantenvereines zur Bekenntnisgrundlage der Kirche, sammt den Folgerungen, die sich aus diesem Gegensatze ergeben. Eben diese aber sind es, die doch noch einer weiteren Besprechung bedürfen, mit welcher wir da wieder anknüpfen, wo wir oben unsere Entwicklung abbrachen.

Wir hatten oben nachgewiesen, daß die Schlussfolgerung: weil der Protestantenverein mit seinen „grundstürzenden“ Irrthümern in ausschließendem Gegensatze zu den fundamentalsten Glaubenssätzen der Kirche steht, so können Mitglieder desselben kein geistliches Amt in der Kirche bekleiden, deren Diener durch



ihr Gelübde verbunden sind, den bekenntnißmäßigen kirchlichen Glauben zu verkündigen — um deswillen nicht zwingend ist, weil der Protestantenverein auch Solche in seiner Mitte grund-sätzlich zu dulden erklärt, welche dem kirchlichen Glauben zugethan sind. So oft daher gegen einzelne Mitglieder des Protestantenvereins von Seiten einer kirchlichen Behörde eingeschritten wurde, geschah es nur, weil in dem einzelnen bestimmten Falle dem Betreffenden widerkirchliche Lehre nachgewiesen wurde, aber nicht weil derselbe Mitglied des Protestantenvereines war. In allen diesen Fällen hätte das Kirchenregiment sein Wächteramt auch dann ausüben müssen, wenn der Betreffende dem Protestantenverein nicht angehört hätte. Die Zugehörigkeit zu demselben war hierbei also irrelevant, obschon es ein Widerspruch ist, daß der Protestantenverein stets für jedes einzelne von seinen Mitgliedern solidarisch eintritt in allen seinen Organen von einem Ende Deutschlands bis zum anderen, während er jedes Vorgehen gegen ihn als einen einheitlichen Organismus stets mit der Forderung zurückweist, es müsse erst dem Einzelnen ein peccatum nachgewiesen werden, da er jeden religiösen Standpunkt als berechtigt anerkenne.

Anders stellte sich die Sache, wenn daraus, daß der Protestantenverein für „grundstürzende“ Irrthümer die Gleichberechtigung mit der Kirchenlehre in Anspruch nimmt, die Nothwendigkeit des Ausscheidens der Geistlichen aus demselben gefolgert wird. Denn es ist unmöglich, daß ein Lehrer und Diener der Kirche gleichzeitig einer Gemeinschaft angehören kann, welche es sich zur Aufgabe gestellt, einer dem Glauben der Kirche widersprechenden Lehre in der Kirche Berechtigung zu eringen. Und nun wird doch nicht in Abrede gestellt werden können, daß es in der Pflicht des kirchenregimentlichen Wächteramtes liegt, die Gemeinde vor solchen Hirten zu bewahren, die durch ihre Mitgliedschaft im Protestantenverein zum mindesten das documentiren, daß sie nicht gewillt sind, die Gemeinde vor den grundstürzenden Irrthümern desselben zu schützen. Insofern durfte wohl die Friedrichs-Werdersche Synode hoffen, daß ihr Gesuch um eine amtliche Aufforderung zum Austritt aus dem Protestantenverein an die betreffenden Geistlichen nicht ohne Erfolg sein werde. Gleichwohl ist der oben mitgetheilte ablehnende Bescheid ergangen.

In demselben hat die kirchliche Behörde gleichzeitig aber zu unserer Freude ausgesprochen, daß sie sich ihres Berufes „auch in Wahrung des Bekenntnißstandes, als der unerschütterlichen Grundlage unseres Kirchenwesens, vollkommen bewußt“ sei. Die Rechtsbeständigkeit des kirchlichen Bekenntnisses steht außer Zweifel nach wie vor der Einführung der Union. Zwar hat die letztere zwei Bekenntnissen, und wenn der nicht formulirte Consensus auch noch als ein solches gelten soll, da die im eigentlichen Sinne Unirten doch nicht bekenntnißlos sein wollen, sogar drei Bekenntnissen gleiche Berechtigung zuerkannt. Und damit hat allerdings die Union den Weg beschritten, den der Protestantenverein über ihr Ziel hinaus verfolgt, wenn er die Union für das Princip der Bekenntnisfreiheit er-

klärt. Sind drei Bekenntnisse in einer Landeskirche neben einander zulässig, warum nicht vier oder fünf? Und hat die Union nicht nöthig, den Consensus zu formuliren, warum soll das vierte und fünfte Bekenntniß nothwendig ein völlig formulirtes sein müssen? — Es wird Pflicht der Union sein, den Versuch zu machen, ob sie sich dieser Folgerung erwehren kann. Die Lutherischen sind in der glücklichen Lage, mit diesen bedenklichen Consequenzen unverworren zu sein. Denn in der lutherischen Kirche hat eben kein anderes Bekenntniß Berechtigung, als das lutherische. Jedes andere ist ausgeschlossen. Mögen nun immerhin die Aeußerungen des Protestantenvereins auch über seine Stellung zum Bekenntniß dehnbar und unklar sein, wie alle seine Kundgebungen, die Unwahrhaftigkeit trauen wir ihm doch nicht zu, daß er auf diesen Standpunkt treten und unter Umständen erklären könnte, auch er erkenne nur das lutherische Bekenntniß für berechtigt an. Mit dieser Erklärung würde er sein Princip aufgeben und aufhören zu existiren. Da nun die lutherische Kirche in ihrer Mitte kein anderes Bekenntniß für berechtigt anerkennt, als das ihrige; dagegen der Protestantenverein die alleinige Berechtigung des lutherischen Bekenntnisses nicht anerkennt: so können Geistliche der lutherischen Kirche nicht Mitglieder des Protestantenvereins sein. Diese Schlußfolgerung gestattet kein Ausweichen. Und wenn das Kirchenregiment in rein lutherischen Landeskirchen derselben keine praktische Folge giebt, so liegt es an etwas Anderem, als daran, daß diese Konfession etwa auf unerwiesenen Prämissen ruhe und nicht folgerichtig wäre oder Hinterthüren offen ließe. Jedenfalls haben diejenigen kein Recht auf die „bekenntnißlose“ Union zu schelten, welche von dem Bekenntniß ihrer lutherischen Kirche dem Protestantenverein gegenüber keinen Gebrauch machen. Im Bücherschrank steht das Concordienbuch auch bei anderen Leuten.

Aber auch eine Union, die nicht Glauben oder Unglauben, sondern die lutherische und reformirte Kirche einigen will, kann jene Schlußfolgerung theoretisch und praktisch wohl durchführen. Dazu würde schon die Erklärung des Protestantentages in Bremen v. J. 1868 genügen, welcher jede Anschauung über das Wesen der Offenbarung Gottes und die Entstehung der heiligen Schrift für berechtigt erklärt, die im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich wissenschaftlich herausgebildet habe und in der Ueberzeugung des christlichen Gewissens Boden finde. Sobald die Union damit Ernst macht, daß der Consensus zu dem Bekenntniß der lutherischen und reformirten Kirche nichts Fremdes hinzubringen darf, sondern aus dem Inhalt dieser beiden Bekenntnisse die Berechtigung jeder seiner Lehren zu erweisen hat, wird sie in der Lage sein, nicht nur baare Bekenntnißlosigkeit, sondern auch jede willkürliche Erweiterung oder Abschwächung des Bekenntniß-Inhaltes ausschließen und jedem anderen, gleichviel ob formulirten oder unformulirten Bekenntniß die Geltung versagen zu können. Erklärte sie dies für unmöglich, so gestünde sie damit die Berechtigung des Unglaubens in der unirten Kirche zu, d. h. sie acceptirte das Princip des Protestantenvereines und ginge in diesen über. Es darf allerdings nicht vergessen wer-



den, daß die Unklarheit und Unsicherheit im Punkte des Bekenntnisses nicht ohne Weiteres der Union zur Last zu legen ist. Vielmehr ist es der Rationalismus gewesen, welcher das Bekenntniß außer Kraft gesetzt hat. Der Stifter der Union meinte vielmehr durch sie gegen den Rationalismus, nicht aber gegen das kirchliche Bekenntniß zu wirken; freilich auch nicht für das letztere. Jemehr aber die Union sich außer Stande erweist, irgend etwas Entscheidendes gegen die öffentlich proclamirte Bekenntnißlosigkeit zu thun, desto mehr erinnert sie nicht nur an die Zeit ihrer Geburt, sondern zeigt auch, daß sie nicht berufen sein kann, eine Neugeburt unseres Volkes und unserer Kirche herbeizuführen, welche den zerlegenden Elementen unserer Zeit gegenüber nur auf der unwandelbaren Grundlage unseres evangelisch-lutherischen Bekenntnisses möglich ist.

Unsere kirchliche Behörde hat erklärt, sich ihres Berufes auch in der Wahrung des Bekenntnißstandes bewußt zu sein. Sie hat den Antrag nicht als unberechtigt, sondern nur als nicht zeitgemäß abgelehnt. In Anbetracht des dormaligen Gesamtzustandes der evangelischen Landeskirche kann sie den Antrag nicht befürworten. Ihm jetzt Folge zu geben, würde ihr als Uebereilung erscheinen. Hiermit ist der Friedrichs-Werderschen Synode ein Anknüpfungspunkt geboten, daß sie ihrer Pflicht auch ferner nachkommen kann. Der gegenwärtige Bescheid ist noch nicht ein letztes Wort in der Sache. Wenn aber an einem anderen Orte darauf hingewiesen worden ist, eine Synode, wie die Friedrichs-Werdersche habe vor anderen die Pflicht, gegen den Protestantenverein mit Entschiedenheit vorzugehen, womöglich die Mitglieder desselben, welche sie in ihrer Mitte hat, von der Synode auszuschließen, so fragen wir billig nach diesen unseren Mittheilungen, was sie Weiteres bisher hätte thun sollen oder welche anderen Wege außer der steten Wachsamkeit und Zeugnißbereitschaft ihr für die Zukunft offen stehen? Wir wissen nur noch einen, den nämlich, daß die bekennnistreuen Mitglieder der Synode erklären, an den Synodalversammlungen ferner nicht theilnehmen zu können. Dieser Schritt würde allerdings das Kirchenregiment vor die Frage stellen, gegen wen es einschreiten wolle, ob gegen die Freunde oder gegen die Feinde der Kirche? Das formelle Recht würden die Ersteren gegen sich haben. Sie würde die Anklage des Ungehorsams treffen, der allerdings in dem Gehorsam gegen Gott wurzeln kann. Indes werden auch ungeduldige Gegner des Protestantenvereines zugeben, daß gegen diesen Schritt „in Anbetracht des dormaligen Gesamtzustandes“ unserer Kirche der Vorwurf der Ungeduld und „über-eilter Gewaltthat“ nicht mit Unrecht erhoben werden würde. Zu einem solchen Kampfe gehört nicht nur Muth, sondern noch mehr Demuth, die auch die Gebrechen und Schwächen der Kirche mit trägt und zwar nicht als etwas ihr völlig Fremdes. Und nur soweit der Kampfesmuth aus der Treue geboren ist, die Hand in Hand geht mit der zarten Scheu, sich einer Verleugnung schuldig zu machen, und nur wenn er von allem eigenen Feuer und fleischlichen Unmuth rein ist, hat er gewisse Hoffnung des

Sieges. Wer aber hat des Herrn Sinn erkannt? — Könnte die Friedrichs-Werdersche Synode keine weiteren Erfolge erringen, so kommt die Reihe an Andere. Die Personalfrage zu beantworten, ist unserem Gott ein Kleines. Wollen oder können die Einen nicht thun, was nach seinem Willen in seinem Reiche gerade geschehen muß, so thut er es durch Andere. Aber es geschieht gewiß; daran ist kein Zweifel.

## „Aus eigener Kraft.“

(Fortsetzung und Schluß.)

Wohin aber die Literatur sich verirren kann, zeigt eine Scene, die widerlich, ja entsetzlich ist. Da steht die Leiche des armen, alten betrogenen Mannes und der Candidat und das ehebrecherische Weib gestehen sich an dem Sarge ihre Liebe. Des Weibes Buße ist, daß sie des Candidaten Knie umklammern will, seine Hände küssen, bis er ihr verziehen, und dann will sie sterben. Er aber, der Candidat, anstatt sie hinzuweisen auf einen, der auch seine Knie umklammern ließ von einer Sünderin und gestattete, daß sie mit Thränen seine Füße netzte und mit ihren Haaren die Thränen trocknete, und der sprechen konnte: „Gehe hin in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben“ — er, anstatt das zu thun, er küßt das Weib und spricht: „Du bist herabgestürzt aus Deiner Höhe; ich aber will bei Dir aushalten und Dich aufrichten, arme Zerschmetterte, denn — warum soll ich es nicht sagen? — wir können uns einander nach dem, was geschehen, nicht mehr angehören; ich aber kann nicht aufhören, Dich zu lieben. Nie, nie wird ein anderes Weib an dieser Brust ruhen, die meine untergehende Sonne geküßt. Und nie werden diese Lippen mehr einen andern Mund berühren, die jetzt den ersten und letzten Kuß auf die Stirn drücken.“

Und nun, es erscheint als eine Blasphemie und fast zu widerlich, um es abzuschreiben, nun heißt es von dieser ordinären Scene: „Er bog sich zu ihr nieder, und ihr war, als müßte dieser Kuß auf ihrer Stirn wie eine Driflamme emporlodern. „Tödtet mich“, sagte sie mit bebender Stimme, „tödtet mich!“ Wie kann ich leben nach dem Ende dieses Augenblicks.“

D dürft ich dich tödten und mich mit dir, seufzte Feldheim auf, und sein nerviger Arm preßte die süße Gestalt mit der ganzen Macht seines Schmerzes an sich — der Athem verging ihr und sie glaubte — sie hoffte — zu ersticken. Regungslos, lautlos hielt sie aus in der tödtlichen Umarmung, denn solch ein Ende war ja Seligkeit.“

Das steht in einem Roman, den das Publikum gleichsam verschlungen hat, denn die Redaktion der Gartenlaube konnte kaum das Drängen nach Fortsetzung beschwichtigen, als die Ver-



fasserin eine Zeitlang erkrankt war. Wie tief stecken wir im Franzosenthum!

Gernig mit dem saubern Candidaten. Er wird später Prediger auf den Gütern seines Bögling; wirkt natürlich in großem Segen und stirbt endlich als Feldprediger im dänischen Kriege, ein Held in seinem Beruf — alles aus eigener Kraft — mit der Liebe zu jener Rose im Herzen.

Von dem leichtfertigen Weibe ist nicht viel zu sagen. Nach jener schaurigen Scene an der Leiche ihres Mannes ist ihr erstes Werk der Buße, daß sie die Gefängnißbeamten besticht, um ihren Geliebten zu befreien, daß sie ihm, dem Johanniter, vorliegt, sein Orden sende ihm eine große Summe zur Befreiung, und daß sie ihm gesteht, wie sie eigentlich nicht ihn, sondern den Candidaten liebe, daß sie nie heirathen wolle. „Dir, unglücklicher Mann, schwöre ich bei allem, was heilig ist, ich werde ihm nicht angehören und wenn es mein Tod wird. Sieh', das ist die einzige Sühne, die ich Dir, die ich meinem geopfertem Gatten geben kann. Bist Du nun zufrieden?“

Mag jener leichtfertige Johanniter zufrieden sein oder nicht, hat denn das arme Weib nicht einen Gedanken, ob auch ihr Gott zufrieden sein kann. Sie ist wahrlich arm, auf ihrem Lebenswege erscheint keiner, der ihr von ewiger Versöhnung spricht. Sie ist krank, ihr Leib fliehet dahin: nichts erinnert sie an die Ewigkeit; kein Gedanke an ein Gericht Gottes kommt ihr — sie stirbt, als sie die Nachricht von dem Tode des Candidaten erhält.

Nun noch von dem Helden Einiges; denn die andern Personen, wie bedeutungsvoll sie sonst im Romane selbst noch sein mögen, sind doch nur nebensächlich. Der Schweizer Hösli und sein Weib sind ehrbare, tüchtige Menschen, aber bei allem, was sie thun und treiben, liest man das Wort heraus: „aus eigener Kraft.“ Auch die Ehe des schwarzen Dieners und einer sentimentalen Gouvernante ist überschwänglich französisch in Scene gesetzt. Der Neger redet, als ob er mehrere Jahre als Turko in der Armee des Volkes gedient, das an der Spitze der Civilisation einherschreitet; da das aber nicht der Fall war, soll die ganze Scene an das Wort erinnern:

„Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen, Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.“ —

Der Held wird, wie schon gesagt, Arzt und ein sehr berühmter. Er setzt Nasen an, heilt Cholera, unterstützt angebende Künstler und schreibt von seinem Berufe: „Jedem ward auf Erden sein Theil zugewiesen, mein Theil sind die Armen und Elenden. Für sie will ich leben und weder rechts noch links schauen.“ Wahrlich, das sind schöne und große Worte — aber aus welchem Beweggrunde entspringen sie? Weil er das Mädchen nicht heirathen kann, das er liebt. Er sagt: „Wie konnte ich mich so verkennen, mich in die Reihen derer stellen zu

wollen, welche Ansprüche auf Liebe und Liebesglück machen können! Doch es sollte so sein. Ich verstehe den Willen der Vorsehung! Wen sie einreihen will in die große Armee, die da kämpfen soll für Menschenwohl und Menschenrecht, dem brennt sie den Stempel des Unglücks in das Herz; denn nur wer selbst den Schmerz gefühlt, kann wahrhaft mitleidig sein. Wäre ich glücklich, — ich vergäße vielleicht derer, die es nicht sind, — so aber muß ich ihrer denken, denn ich habe nun nichts mehr als sie.“

Er beschließt also aus Schmerz um ein verlorenes Erdenglück, ein Wohlthäter der Unglücklichen zu werden. Er errichtet auf seinen Gütern eine Fabrik, um den Leuten Arbeit zu verschaffen. Als er die Schweiz verläßt, erhält er von Zürich das Bürgerrecht und scheidet von seiner schönen Heimath mit den Worten: „Zweierlei nehme ich mit: die Achtung vor dem allgemeinen Menschenrechte und die Liebe zur Arbeit.“ Der Herr von Salten tritt dann in die Armee als Arzt. Seine Verdienste erwirken ihm die Gunst, vor dem Könige zu erscheinen, und er tritt für die auf, welche auf ihre eigene Kraft angewiesen sind. Er spricht für die Vermehrung der Krankenpflege im Kriege, wirkt für die Genfer Convention und sucht den König dafür zu gewinnen. Dann tritt er im Nothjahre für die Provinz Preußen, in der seine Güter lagen, kräftig helfend auf. Er steuert dem Typhus, befördert Volksbildung, sucht den Branntwein, diese wahre Pest des Wohlstandes und Volkswohls, abzuschaffen — und gewinnt endlich seine geliebte Anna, das frische Schweizermädchen. Der Roman ist zu Ende, aber man möchte unwillkürlich fragen — nachdem Herr von Salten das Liebesglück gefunden, nachdem er glücklich ist — wie wird es da mit seinen civilisatorischen Ideen sein? Wir wollen die Fragen und Gedanken lassen: nur das Wort, der Schluß des Romans sei hinzugefügt: die Arena des Geistes ist aufgethan; jeder ist zum Kampfe zugelassen und jeder kann siegen aus eigener Kraft.

Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann. Das Christenthum lehrt: „die Arena des Glaubens ist aufgethan; jeder ist zum Kampfe zugelassen und jeder kann siegen durch Gottes Kraft.“

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Man sehe einmal nüchtern und ohne sich Illusionen zu machen, ins Leben der Menschen hinein. Man sollte doch meinen, es müsse erstaunlich viel Befriedigung und Zufriedenheit sein, da der Mensch „aus eigener Kraft“ im Kampfe des Lebens dasteht. Wohl hat der Mensch wie noch nie die Kräfte der Natur sich unterworfen; seiner Kraft müssen sie gehorchen; der Blitz wird unter seiner Hand zum Träger seiner Gedanken und der Dampf zum folg samen Hausthiere. Und doch wie selten einmal ein zufriede-



ner Mensch! Ueberall Klagen, Unzufriedenheit. Nichts ist recht und gut; jeder weiß zu tadeln und zu mäkeln. Woher? Die eigne Kraft befriedigt nicht; sie kann den Menschen eine Zeitlang anspornen, daß er rennt und läuft wie geheftes Wild; aber es überkommt ihn in allem Rennen und Jagen keine Befriedigung; die Welt, der er aus eigner Kraft dient, ist ein grausamer Tyrann; sie stillt den Durst nicht, sacht ihn nur an, und wenn der Mensch müde und matt den erworbenen Judaslohn der Welt hinwirft, hat sie auch kein Trostwort, sondern nur den höhnennden Spott: „da siehe du zu.“

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Wer im Kampfe des Lebens mit Gottes Kraft einhergeht, hat einen Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Wer aus eigner Kraft selig werden will, von dem gilt das Wort: „Wer dieses Wasser trinkt, den wird wieder dürsten“, wer aber in Gottes Kraft einhergeht, auf den hat das Wort Christi auch Bezug: „Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet.“ Wie aber Christus in dem Samaritanischen Weibe das Gefühl der Sündhaftigkeit wecket, so muß auch in unserer Zeit das Gefühl der Sündhaftigkeit hervorgerufen werden. Die Welt hat Alles gethan, um den Begriff der Sünde ganz wegzubringen.

Was auch deine Brust durchzucht,  
Was du dich selber magst bezüchten,  
Du bleibst doch ewig in Gott, du weißt  
Das Gute nur ist wirklich, ewig wahr —  
Das Böse nichts — ein Schlummer nur des Guten,

singt Sallet in seinem Laien = Evangelium. Das ist die frohe Botschaft, welche die Welt bringt. Und wenn der Dichter dem Herzen diese frohe Botschaft bringt, so kommt der Philosoph und bringt sie dem Verstande: „Jedes Individuum hat etwas Unadäquates gegen das Urbild, aber das Urbild findet in der Totalität der Gattung seine adäquate Verwirklichung.“

Hat die Welt das Wort „Sünde“ aus ihrem Kataloge gestrichen, so fällt damit auch Christenthum, Gott, Ewigkeit weg; dann haben wir wieder das nackte Heidenthum; dann laßt uns wieder Altäre der Minerva aufbauen, der Göttin der Weisheit. Sie wird schon von Vielen verehrt als die höchste Macht und ihre Diener schauen vornehm und mit Geringschätzung auf die, welche bekennen: „dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott.“ Dann laßt uns den Apollo sammt den Mufen feiern, und das Gotteshaus nur achten als ein Kunstwerk und in die Kirche nur gehen um der Musik willen, und die Geburtstage von Goethe, Schiller und Humboldt mit mehr Nührung begehen, als Weihnachten. Dann sollen dem Merkur unsere Lieder erklingen und vor dem Plutos wollen wir im Staube liegen. Er sei der höchste Gott. Die Venus besinge ein Heiße und Heine bis zu Prutz herab. Was soll uns dann noch der um unsere Sünden willen geborne und gestorbene Er-

löser, wir apotheosiren uns selbst und beten uns selbst an, indem wir uns aus eigner Kraft zu Herren machen.

Pascal sagt: „Die Größe des Menschen zeigt sich darin, daß er sein Elend kennt. Ein Baum fühlt sich nicht elend. Sich elend fühlen, ist zwar auch ein Elend; es liegt aber auch in dieser Kenntniß des Elends eine ungemeine Größe. Das Elend des Menschen beweist seine Größe, es ist ein vornehmes Elend, das Elend eines entthronten Königs.“ Im Goethe steht: „Wir sind elend! Wie wir's sind, und warum wir's sind, das kann uns sehr einerlei sein; wir sehnen uns nur nach dem Wege, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Mensch geworden, um uns das zu verschaffen, wonach wir uns sehnen. Darum, wer Jesum einen Herrn heißt, der sei uns willkommen! Können die andern auf ihre eigne Hand leben und sterben, wohl bekomm' es ihnen.“ Und der gute Vater Claudius schreibt: „Wir brauchen Jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen, und das kann Er überschwänglich, und wir wissen keinen, von dem wir es lieber hätten.“

Die Gotteskraft aber, durch welche der Mensch den Frieden hat und durch welche er die feindlichen Mächte überwinden kann, ist der Glaube. „Der Glaube ist eine feste Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, was man nicht siehet.“ Wer erkennen will, was der Glaube vermag, der lese das 11. Cap. des Hebräerbriefes. Alles kann der Mensch durch diese Gotteskraft, denn der Glaube beruht nicht auf kommenden und gehenden Gefühlen, sondern auf göttlichen Kräften und Realitäten. Er ist ein Werk Gottes in uns; wie das Blut vom Herzen entspringt und durch alle Theile des Körpers strömt und alles lebensfähig macht, so ist der Glaube, um mit Luther zu reden, „eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stirbe. Und solche Zuversicht und Erkenntniß göttlicher Gnaden machet fröhlich, trozig und lustig gegen Gott und alle Creaturen, welches der heilige Geist thut im Glauben, daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu thun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und Lobe, der ihm solche Gnade erzeigt hat.“ Den Christen aber, die in einer Zeit, in welcher das Wort „aus eigner Kraft“ eine bezaubernde und berückende Gewalt zeigt, gilt das Wort: „darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, laßet uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und laßet uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht, und ist geseßen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. Gedenket an den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Muth matt werdet und ablaßet.“

Eine Persönlichkeit schildert uns die heil. Schrift, an der



man den Kampf beider Principien „aus eigener Kraft“ und „aus Gottes Kraft“ deutlich schauen kann. Jakob hat den Grundsatz adoptirt: „aus eigener Kraft.“ Schon in seinem elterlichen Hause hat er, durch seine Mutter bestimmt, die göttlichen Verheissungen „aus eigener Kraft“ in Erfüllung setzen wollen, ohne geduldig auf Gottes Zeit zu warten. Auch in seinem spätern Leben bricht immer wieder das Streben hervor: „aus eigener Kraft“ das zu sein, was man nur durch Gottes Kraft sein kann. Wie aber ist sein Leben? Wie es nicht anders sein kann, wie es bei allen denen ist, die aus eigener Kraft einhergehen, ein Leben voll Ränke und Unwahrheit, voll List, Unglaube und Halbglaube, voll Trotz und Verzagen. In jenem Roman „aus eigener Kraft“ treffen wir keine ehrlichen, offenen Charaktere; mehr oder weniger tragen alle Masken; es kann das auch nicht anders sein; in einer Welt, in welcher jeder auf eigener Kraft dastehen will, kann nur List und Verstellung herrschen. Das ist ein wüster Maskenscherz; jeder will „aus eigener Kraft“ dastehen und muß, da er seine Schwäche fühlt, sich verstellen, muß stärker scheinen als er ist, muß des andern Stärke zu untergraben suchen; alles ist Schein und keine Wahrheit. Ein armseliger Mensch ist Jakob. Bei aller List wird er überlistet; bei allem Reichtum lebt er unglücklich; auf der Lauer muß er gegen seine nächsten Verwandten stehen, und welche Furcht und Verzagttheit überfällt ihn, als er plötzlich fühlt, „mit eigener Kraft ist nichts gethan.“ Aber es schlägt auch ihm die Stunde der Errettung. Ein bitterer, harter Kampf steht ihm freilich noch bevor. Er muß erst einsehen, daß der Anker „aus eigener Kraft“ gar zerbrechlich ist. So lange die Glückesonne scheint, mag's allenfalls mit dem Worte „aus eigener Kraft“ gehen; aber wenn die von Wolken bedeckt ist, dann heben die Stürme des Lebens den Anker gar bald auf, und das Lebensschiff treibt ohne Halt und Richtung auf dem Meere umher. Jakob ringt mit Gott, anfänglich auch noch aus eigener Kraft; aber als ihm das nicht hilft, legt er sich aufs Gebet und Flehen. Claudius sagt einmal, das Händefalten beim Gebet sei so schön, denn es drücke aus, als ob man's Gewehr fortgeworfen und sich auf Gnade und Ungnade ergebe, und in der That soll ja dasselbe nichts anderes ausdrücken, als das Aufgeben aller eignen Kräfte. Jakob weint und fleht und besiegt durch Flehen und Weinen Gott. Das muß der Mensch erst einsehen lernen, daß sein größter Widersacher Gott ist. Durch die Sünde hat er Gott beleidigt; Gott aber ist ein heiliger Gott. Mag gegen die Welt manchmal „eigne Kraft“ scheinbar helfen; mit welchen Kräften will der Mensch den heiligen Gott versöhnen. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst. Diesen Christum im Glauben ergreifen unter Bußthänen, in Gebet und Flehen, mit Aufgabe aller eignen Kräfte und alles eignen Verdienstes, das ist des Lebens höchste Aufgabe. Wenn jemand diesen Geisteskampf durchgerungen, wenn er gesprochen: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, dann bricht für ihn auch die Morgenröthe eines neuen Lebens an, dann durchströmen Segenskräfte, Himmelsmächte den Menschen und das Herz kann jubelnd

ausrufen: „Ich habe den Herrn von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.“ Aus einem Jakob ist dann ein Israel geworden; aus einem Weltkinde, schwach und hinfällig in eigener Kraft, ein Gotteskind, stark und unüberwindlich. „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ —

Der Roman „aus eigener Kraft“ berührt vielfach sociale Fragen. Die sociale Frage wird ja als eine Frage angesehen, die am schwierigsten zu lösen sei. Wer mit Ernst an die Frage herangeht und mit aufrichtiger Liebe zum Volke zur Lösung der Frage etwas beiträgt, den kann man hochachten, denn die Frage ist in der That sehr wichtig. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß leider viele nur aus selbstischen Interessen an der Lösung dieser Frage arbeiten, und daß die Literatur auch diese Frage zu einer ergiebigen und einträglichem Domäne gemacht hat. Leute, die Aulustern frühstücken und dazu Sekt trinken, schreiben über die Noth des armen Mannes, und wenn in jenem Roman „aus eigener Kraft“ steht, der Abel wisse nicht, wie das Volk fühle, wie es weine und lache, so gilt das weit mehr jenen Literaten, die, wie sie Kriegsberichte schreiben, ohne je ein Schlachtfeld gesehen zu haben, auch über das Elend der Menschen schreiben, ohne je ernstlich mit demselben in Berührung gekommen zu sein.

Die sociale Frage wird nicht „aus eigener Kraft“ gelöst und wird nie aus eigener Kraft gelöst werden. Wer will etwas sagen gegen Vorschuß- und Consumvereine und was sonst für Vereine — das ist alles gut und schön, und dankenswerth ist manche Einrichtung; aber kann ein Vorschußverein auch die Kraft vorschießen gegen die Sünde und das Laster? Sind es die Laster nicht, die das Elend perpetuiren, und ist die Sünde nicht mehr der Leute Verderben? So lange die Volksfreunde an der Lösung der socialen Frage arbeiten, ohne den Faktor „Sünde“ mitzurechnen, werden sie sich stets verrechnen. Es sind wahrlich sehr zu beherzigende Worte, welche im „Socialdemokraten“ stehen: „Wir dulden keine Halbheit und keine Vermittelung, wir wollen die volle Consequenz und die ganze Wahrheit. Ihr erbärmlichen Pharisäer aus den freien Gemeinden und dem liberalen Bürgerthum, die ihr dem Volke den Trost des frommen Glaubens entrissen habt und doch das eiserne Joch eurer eisernen Maschinen nicht von ihm nehmen wollt — wo ist eure Logik? Die Logik der Weltgeschichte ist strenger als die eure; mit dem Himmel ist es vorüber — das Volk ist berechtigt, die Erde zu reklamiren.“ Die Worte sind erschütternd, denn sie sind in mancher Hinsicht nur zu wahr. Jene erbärmlichen Pharisäer, die mit Liberalismus coquettiren, haben dem Volke den Glauben gestohlen und sich dabei den Märtyrerschein eines nicht verstandenen und verfolgten Volksfreundes gegeben. Da singt so ein verkommener Dichter, der seine Gotteskräfte verlündert hat:

Laß die alten Weiber sich  
Um den Himmel schelten,  
Aber freie Männer wir  
Lassen das nicht gelten.  
Gegen dich, o Vaterland,  
Sind uns nichts als eiser Tand  
Alle Sternennelten.



Weiß nicht, ob dich oder mich  
Dort der Teufel hole,  
Doch hier schaffen wir vereint  
Am gemeinen Wohle.

Wahrlich, das Wohl kann nur ordinairement sein, das solche freien Geister schaffen, und wer sie einst hole, dürfte ihnen selbst doch kaum unklar sein.

Mit dem Himmel ist's, Gottlob, noch nicht vorüber. Daß ein Gott im Himmel lebt, hat das Jahr 1870 gezeigt. Wer Augen hat zu sehen, der sehe. Daß ein heiliger Gott lebt, kann aus der Geschichte der Gegenwart auch das blödeste Auge schauen. Das Wort „aus eigener Kraft“ hat großartigen Bankrott gemacht. Napoleon sagt in der Proclamation an das französische Volk: „Thue jeder seine Pflicht, und der Himmel wird uns beistehen.“ Nicht französisch und chinesisch. Früher hieß es doch wenigstens noch: „Aide-toi, Dieu t'aidera“, jetzt muß der Himmel helfen. Als im Jahre 1848 ein katholischer Bischof das Frankfurter Parlament mit Gebet eröffnet wissen wollte, antwortete ihm für seinen Vorschlag wüßtes und rohes Gelächter und einer der Demokraten brüllte: „aide-toi, Dieu t'aidera“. Wo sind sie geblieben, jene Helden „aus eigener Kraft“, wie sind ihre stolzen Pläne verflogen! Unser demüthiger Heldenkönig sprach zu seinem Volke: „Gott wird mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war“ und Gott ist mit uns gewesen. Gottes Kraft, Gottes Macht, Gottes Segen hat uns begleitet und geführt, und was die Menschen aus eigener Kraft in Jahrhunderten nicht konnten, das hat Gottes Macht in wenigen Monden geschaffen.

Was hilft es jenem menschenfreundlichen Arzte in dem Roman „aus eigener Kraft“, daß er auf seinen Gütern Fabriken anlegt. Haben Fabriken das sociale Elend verhindert? Er will Arbeit verschaffen; aber wer nicht arbeiten will, was mit dem? Er will dem Trunke wehren, dieser scheußlichen Pest — aber wer sich nicht wehren läßt; er will Bildung befördern, als ob mechanische Bildung der Rohheit Einhalt thäte. Nein, er ist ein schwacher Mann mit all' seiner Kraft! Er hätte als Arzt die Schwäche der menschlichen Natur kennen müssen; ist ihm niemals unter dem Secirmesser der Gedanke gekommen:

Menschliches Wesen, was ist's?  
Gewesen. — In einer Stunde  
Geht es zu Grunde,  
Sobald das Vilslein des Todes drein bläst.

Die sociale Frage ist bereits gelöst. Jesus Christus hat sie gelöst. Er ist der wahrste, reinste Volksfreund gewesen. Er hat ein Herz zartesten Mitleids. Er weint über Jerusalem; aber er weint nicht bloß, er geht in die Stadt hinein, und ob er wußte, daß ihn der Tod erwartete in der bösen Stadt, hat er nicht gefragt, was angenehm wäre, sondern was noth war.

Wem aber die Lösung der socialen Frage am Herzen liegt, der lese Joh. 10, 1—11. Da steht einmal geschrieben: „Ich bin die Thür; so Jemand durch mich eingetretet, der wird selig werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ Und dann heißt es: „Ich bin die Thür zu den Schafen.“ „Wer nicht zur Thür hineingetretet in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder.“ Das giebt viel zu bedenken; das wirft ein seltsames Licht auf manche Bestrebungen.

Summa aber ist:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,  
Wir sind gar bald verloren,  
Es streit für uns der rechte Mann,  
Den Gott selbst hat erkoren.  
Fragst du, wer er ist?  
Er heißt Jesus Christ  
Der Herr Zebaoth,  
Und ist kein anderer Gott,  
Das Feld muß er behalten.

Sohn.

Gr.

## Tagesordnung

der Berliner Pastoral-Conferenz  
vom 6. bis 8. Juni 1871.

Dienstag den 6. Juni. Nachmittags 5 Uhr in der St. Jacobi-Kirche: Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden. Predigt: Missionar Schmidt aus Amalienstein in Südafrika. Bericht: Missions-inspector Krakenstein. Abordnung von zwei Missionscandidaten: Missionsdirector Dr. Wagemann.

Mittwoch den 7. Juni. Vormittags 8—1 Uhr: Pastoral-Conferenz im Saale des Evangelischen Vereins, Dranienstr. 106. 1. Eröffnung durch den Vorsitzenden Pastor Drth. 2. Aus dem kirchlichen Leben des Elsass: Pfarrer M. Reichard aus Straßburg. 3. Pastor Büchel aus Jährenwalde: Erfahrungen im Felde und Lazarethdienst. — Nachmittags 4 Uhr: im Vetsaal des Missionshauses, Sebastianstr. 25, General-Conferenz der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden. 1. Begrüßung: Präsident Dr. Göge. 2. Soll die Wirksamkeit des Berliner Hauptvereins für die evangelische Mission in China von der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden übernommen werden? Referent: Missionar Hanspach aus China. Correferent: Missionsdirector Dr. Wagemann. — Abends 8 Uhr: Gemeinschaftliches Mahl der Mitglieder der Pastoral-Conferenz, Arnims Hotel, Unter den Linden Nr. 44.

Donnerstag den 8. Juni. Vormittags 8—1 Uhr: Pastoral-Conferenz im Saale des Evangelischen Vereinshauses, Dranienstr. 106. 1. Ansprache: General-Superintendent Dr. theol. Brückner. 2. Kirchenzucht und Seelenpflege mit besonderer Rücksicht auf die der Kirche Entfremdeten: Pastor Dverbeck aus Jorndorf. — Nachmittags 5 Uhr in der Dreifaltigkeits-Kirche: Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Bericht: Pastor Witte. Predigt: General-Superintendent Dr. theol. Jaspis aus Stettin.

## Tagesordnung

der Pastoral-Conferenz zu Neu-Dietendorf  
am 21. und 22. Juni 1871.

1. Thesen und Verhandlung über: „Die deutsche Nationalkirche.“ P. Winkler in Wichterich.
2. Abendandacht. P. Röntjen in Neu-Dietendorf.  
Am zweiten Tage:
3. Ueber Altar und Opfer in unserer Kirche mit Rücksicht auf die Otto'sche Schrift. Consistorialrath Gerlach in Nieder-Sachswerfen.  
Ehle, P.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 31. Mai.

N<sup>o</sup> 43.

## Anzeige.

### Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart.

Ein Vortrag von Dr. L. Wiese. Berlin, Verlag von  
Wiegandt und Grieben. 1871.

Als im Jahre 1860 die zweite Auflage des am 9. Febr. 1857 von Dr. L. Wiese gehaltenen Vortrages über „die Bildung des Willens“ erschien, äußerte der Verfasser in der Vorrede: „Wenn die Schrift über den Kreis der Hörer hinaus Aufmerksamkeit gefunden hat, so bin ich geneigt, dies zum Theil dem Thema selbst zuzuschreiben, das im besten Sinne für zeitgemäß gelten kann. Es ist eine Zeit geistiger Unruhe und Spannung; eine Fülle von Kräften ist in ihr wirksam: aber ihr Antlitz trägt nicht den Ausdruck einer auf frohem Gesundheitsgefühl ruhenden Thatkraft, sondern vielmehr der unentschlossenen Reflexion und einer inneren Uneinigkeit, die der Sicherheit des Handelns Eintrag thut. Der Einzelne empfindet seinen Antheil an der Schuld und an den Leiden der Zeit, aber um zu ihren Hoffnungen Vertrauen fassen zu können, bedarf er der Zuversicht zu ihrem sittlichen Vermögen“ — und dann weiter: „Nur im Willen ist Rath.“ Es konnte wohl zur Charakterisirung der Situation, in welcher wir uns damals befanden, nichts Richtigeres gesagt werden. Und doch, wie ist jetzt, ein Decennium später, das Antlitz der Zeit ein so ganz anderes geworden. Im Willen war Rath. Ein energischer Wille hat den Bann, der auf dem deutschen Volke lag, gelöst, hat nach und nach eine reiche Fülle der schlummernden Volkskräfte entfaltet, hat sie zu einheitlichem Handeln vereinigt und Thaten vollbracht, deren Größe und Bedeutung die Gegenwart nur zu ahnen, nicht zu ermessen vermag. Der Jahrhunderte lang ersehnten Einheit Deutschlands ist die innere Uneinigkeit gewichen. Wohl nie hat ein Volk zugleich auf seinen Siegesbahnen und auf den Wegen der inneren Entwicklung so überraschend sichere Schritte gethan. Der Einzelne aber empfindet mit freudigem Bewußtsein seinen, wenn auch noch so geringen Antheil an dem Aufschwunge, an der Größe der Zeit. Es wäre undankbar, geringschätzen oder verkleinern zu wollen, was in alle dem die Barmherzigkeit des großen Gottes unserm Volke verliehen hat;

aber viel undankbarer und gefährdend wäre es, wollte sich jemand im Vertrauen auf das im Volke lebende sittliche Vermögen dem Gefühle der Sicherheit hingeben. Zahllose Erscheinungen auf den Gebieten des politischen und socialen, des öffentlichen und Familien-Lebens, der Kirche und Schule mahnen den tiefer Blickenden jetzt mehr als je an das Wort des Apostels: „schaue die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden.“

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der geistige und geistliche Aufschwung des Volkes, welcher historisch großen Zeiten eigen sein muß, verhältnißmäßig hinter den glänzenden Waffenthaten und den politischen Erfolgen bisher weit zurückgeblieben ist. Die Poesie ist als der unmittelbarste und lauterste Ausdruck des Volksbewußtseins zugleich der sicherste Maßstab der geistigen Höhe, auf welcher ein Volk steht. „Wenn auch seit dem vorigen Jahre die patriotischen Empfindungen der Deutschen reich und schön ihren poetischen Ausdruck gefunden haben“ (S. 42), so ist doch unbestreitbar gerade das Beste nicht Eigenthum des ganzen Volkes geworden. Die Flora lyrischer Lieder, welche das Jahr aufzuweisen hat, ist von allerlei schändlichen Ge-  
dichten wie von giftigem Unkraut durchwuchert; und wenn dem neuen deutschen Reiche und unseren vaterländischen Helden ein Pindar entsünde, auch pindarische Größe würde nach wie vor doch nach der Stärke politischer oder religiöser Parteifärbung bemessen werden. Zur Zeit der Freiheitskriege durchwehte das Volk ein anderer Geist. — Die Kirche hat ihre Bettage und Siegesgottesdienste gefeiert; die Betheiligung der Gemeinden ist in der Regel eine erfreuliche gewesen; aber ist ein Bedürfniß nach Gemeinschaft mit Gott, ein Suchen nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann, auch bis in die der Kirche entfremdeten Volksmassen gedrungen? Die Schule hat gewiß auch unter Psalmen und Lobgesängen theilgenommen an den Siegesfeiern; hat aber seitdem das Streben der Jugend einen idealen Aufschwung genommen? oder hat in dieser Hinsicht der wiederholte öffentliche Freudenrausch vielmehr den verwirrenden Einfluß des Krieges hervortreten lassen? — Leben wir im Morgenrothe der Zeit, welcher vor ungefähr zwanzig Jahren Philipp Wadernagel in seiner Tröstensamkeit hoffend entgegen-  
sah, da das deutsche Volk sich wiederfindet in allen seinen herrlichen Gaben, aus den Thälern wieder die Stimme der Freude



schallt und Stadt und Land wieder die schönen Lieder singen? oder wird auch in Zukunft das materielle Interesse alles beherrschen und der glorreiche Krieg für das geistige Leben des Volkes keine andere Folge haben, als daß er Trauer ansagte in viel tausend Herzen?

Solch zweifelnde Gedanken bewegten seit längerer Zeit das Gemüth des Berichterstatters, als ihm der Vortrag von Dr. L. Wiese „deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart“ vor Augen kam. Auch abgesehen von dem Namen des Verfassers, dessen größere und kleinere Schriften seit langer Zeit weit über den Kreis der Berufspädagogen hinaus die vollste Anerkennung gefunden haben und durch die Fülle und Kraft des in der mildesten und maßvollsten Sprache dargebotenen Gedankenreichtums für viele eine Quelle der Belehrung und Antrieb zu weiteren Untersuchungen geworden sind, — auch abgesehen von der Persönlichkeit des Verfassers, welchem in hervorragender Weise die Gabe und die Gelegenheit verliehen war, die verschiedenen Bildungselemente des classischen Alterthums, der germanischen Zeit und des Christenthums in sich selbst zu einem Mikrokosmos zu gestalten, und welcher in seiner gegenwärtigen Lebensstellung über das Getriebe der Gegenwart den weitesten Umblick hat —, das bloße Thema „deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart“ muß als ein im eminentesten Sinne zeitgemäßes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Jugend ist unsere Zukunft. Wer für die deutsche Jugend, wer für die Zukunft des Vaterlandes und für sich selbst ein Herz hat, kann nicht umhin, das Erscheinen einer Abhandlung, welche diesen wichtigen Gegenstand behandelt und unzweifelhaft zu viel Nachdenken und weiteren Erörterungen den Impuls geben wird, mit Dank und Freude zu begrüßen.

Man erwarte von der Evangelischen Kirchenzeitung keine Recension, auch keine gedrängte Inhaltsangabe des in Rede stehenden Vortrages. Die Massenhaftigkeit literarischer Erzeugnisse, mit denen die Schnellpressen und Dampfpresen, compilarische Geschicklichkeit der sog. Gelehrten und buchhändlerische Industrie unser Geschlecht überfluthen, bringt für viele die Gefahr mit sich, daß sie sich mit der Kenntnißnahme durch Recensionen begnügen und zufrieden sind, auch das Große und Schöne vorübergehend im Spiegelbilde kleiner Geister gesehen zu haben. Unser Büchlein, 53 Octavseiten umfassend, ist jedermann zugänglich und hat ein Recht darauf, selber gelesen und wieder gelesen zu werden. Auch trägt die Darstellung in demselben einen so gedrungenen Charakter, daß sich die einzelnen Gedanken wohl weiter ausführen, aber nicht in eine noch prägnantere Form zusammenfassen lassen. Es sei daher gestattet, nur durch Hervorhebung einiger Punkte den Zweck des Vortrages anzudeuten und hiebei den Verfasser möglichst selbst reden zu lassen.

Das „Eins ist Noth“ ist der Grundton der Erörterung von Anfang bis zu Ende. „Es ist ein Segen großer Heimsuchungen, daß sie zu ernster innerer Einkehr nöthigen. Wenn

nach den tiefen Erschütterungen, die wir erlebt haben, nach solchen Thaten, Siegen, Opfern keine heilsame Rückwirkung auf den deutschen Geist und das deutsche Volksthum, auf unser öffentliches und häusliches Leben, auf Kirche und Schule einträte, so wären wir gedankenlos und taub gewesen bei der aus allen den ungeahnten Erfolgen hervorklingenden Frage: Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leiten will? Aber, wir hoffen es, der Ruf wird nicht überhört.“ Nicht wenige der großen Aufgaben, welche die neue Zeit in ihrem Schoße trägt, liegen in dem Bereich dessen, was wir Bildung nennen. Zwar gelten die Deutschen für das unterrichtete Volk; an der Ueberlegenheit unseres Heeres hatte anerkanntermaßen die in demselben verbreitete Bildung wesentlichen Antheil; aber Ruhmredigkeit wäre um so mehr vom Uebel, als dem glänzenden Bilde auch ein recht dunkles gegenübergestellt werden kann. Wie gering ist doch heutzutage in der Nation das Einverständniß über die Ziele und Mittel der Bildung. Ueber den Werth der einzelnen Bildungsmittel, sowie über die Erziehungsprincipien der verschiedenen Unterrichtsanstalten wird heftiger Streit geführt. Kenntnisse sind gegen die frühere Zeit weit verbreitet, doch erschrecken müssen wir oft über die Oberflächlichkeit dieser modernen Durchschnittsbildung, die an Tiefe verloren, was sie an Breite gewonnen hat. Das schlimmste Gebrechen aber, an dem wir thatsächlich leiden, ist der innere Zwiespalt zwischen der weltlichen wissenschaftlichen Bildung und der Religion, und ebenso zwischen der Sittlichkeit und dem christlichen Glauben. Es giebt eine Auffassung der Zeit, welche solchen Wahrnehmungen gegenüber voll Resignation ist; weil wir alt geworden, sei auch der innere Zerfall naturgemäß und auf Einheit und Harmonie des Lebens nicht mehr zu rechnen. Aber das ist die Sprache des Unglaubens an die Unversieglichkeit der Lebenskräfte, die Gottes Gnade dem Menschengeschlecht zur Heilung und Verjüngung darbietet; und die wunderbare Wendung, welche die europäische Geschichte vor unsern Augen genommen hat, muß die Zuversicht erwecken, daß Gott noch etwas vorhat mit dem deutschen Volke. — In kurzen charakteristischen Zügen den historischen Bildungsgang der Menschheit erörternd zeigt der Verfasser nun weiter, wie an die Stelle der Einfachheit und glücklichen Beschränkung alter Zeiten eine vielseitige Mannichfaltigkeit getreten ist. Sie ist die Noth unserer Bildung von Jugend an, aber sie ist doch ein unerläßliches Erforderniß allgemeiner Bildung unter uns geworden, und Thorheit wäre es, über Unvermeidliches zu klagen. „Wie aller Reichthum nur dann ein Uebel ist, wenn man ihn nicht zu benutzen und zu beherrschen weiß, so wird es auch für unsere Zeit darauf ankommen, zu erkennen, welche Mittel es giebt, der Verderblichkeit des Vielen zu begegnen, um seiner dennoch froh zu werden.“

Wenn wir als den Grundton der Abhandlung das „Eins ist Noth“ bezeichneten (obwohl sich dieser Schriftsdruck in derselben nicht findet), so darf doch hienach dieses Wort nicht verstanden werden im Sinne eines weltflüchtigen Christenthums.



Denjenigen, welche mit immer wiederkehrender eintöniger Predigt des Einen, was noth thut, ihre Lehrpflicht in Kirche und Schule zu erfüllen glauben, tritt vielmehr die Mahnung entgegen: gar vieles ist Noth, nämlich neben dem, was der besondere Beruf an Kenntnissen und Uebung fordert, die Universalität des Wissens, ohne welche heutigen Tages der Mann unter dem Niveau der Zeitbildung steht, nicht daß in dem Vielen die Seele ihren Frieden finde, aber daß sie hindurchdringe und hindurchführen könne „in das Wesen aus dem Schein, aus der Lüge in die Wahrheit, aus dem Dunkel in die Klarheit“, wie Spitta singt. Der selige Hengstenberg beklagt es oft als einen tiefen Schaden der Zeit, daß die meisten jungen Theologen sich auf ihr Fachstudium beschränkten, wie es andrerseits ein großer Uebelstand ist, daß es beim Oberlehrer-Examen von den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen mit dem Erfordernisse der allgemeinen religiösen Bildung nur allzuleicht genommen wird.

Der Verfasser unserer Abhandlung knüpft seine weiteren Darlegungen an die Begriffe Analysis und Synthesis an in der Bedeutung, „daß die analytische Betrachtungsweise, weil sie auflöst und zerstückt, auch geneigt ist, negativ zu sein, zu isoliren und am Einzelnen zu haften, während die synthetische dagegen auf die Totalität, den lebendigen Zusammenhang und auf die Grundwahrheit der Sache gerichtet ist, worin die Theile erst nach ihrem eigentlichen Wesen erkannt werden.“ Er handelt also zunächst von der wissenschaftlichen Methode, auf die es ankommt. „Unsere Zeit steht unter der Herrschaft der Analysis, und die Synthesis gehört zu den tiefsten Bedürfnissen ihrer Bildung.“ Dieser gegenwärtige Zustand ist wesentlich hervorgerufen durch den falschen Protestantismus, der sich von den zusammenhaltenden objectiven Mächten abwandte und in allem die Selbstgerechtigkeit des einzelnen Subjects begünstigte. Dazu kommt noch die einseitige Verstandesbildung. „Die fortgesetzte Anfüllung mit vereinzeltem Lehrstoff wird bei manchem eine Entleerung nicht nur des Gemüthslebens, sondern auch des in jedem angelegten eigenen und ursprünglichen Vermögens, und die Elasticität der Seele erschlappt früh.“ „Eine Abhülfe in der Rückkehr zu der Einfachheit alter Zeiten zu suchen, wäre ein vergebliches Unternehmen. — Es muß jetzt mehr gelernt werden, als früher nöthig war, und die Bildung unserer Jugend kann nicht anders, als in vielen Dingen den Weg durch die Analysis nehmen; aber wehe, wenn er nicht zur Synthesis führt. — Das zusammenhangslose und der Wurzel in höheren Dingen entbehrende Wissen, wäre es auch noch so reich, verschüttet und versperrt den Weg zur Wahrheit.“ Wir müssen es uns hier versagen, genauer auf die höchst spannenden und lehrreichen Erörterungen der Wirkungen hinzuweisen, welche die unsere Zeit durchdringende analytische Richtung, der Geist subjectiver, organischen Verbindungen feindlicher Welt- und Lebens-Anschauung hervorgebracht hat. Es gehört hieher das wüste Geschrei nach Confessionslosigkeit, die einseitige Schätzung des Fachwissens auf den Universitäten, die Abnahme der Zahl

Theologie Studirender, die bei ihrer Weltconstruction des Gottesbegriffs entbehrende Naturwissenschaft, von welcher ganz besonders das Wort des Dichters gilt: „sie hat die Theile in ihrer Hand, aber es fehlt das geistige Band“ — „kann nicht erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“, während andererseits Philosophie und Poesie feiern. Für das praktische Leben erwächst daraus die Folge, „daß die Allgemeingültigkeit sittlicher Begriffe, die Summe von Wahrheiten, die allen zugehören, worin alle einig sind, sich immer mehr vermindert.“ Dies zeigt der Verfasser u. a. an den die jetzige Sprachverwirrung constatirenden Beispielen der Begriffe Recht, Freiheit, Gewissen, Protestantismus, sowie an dem Geiste der modernen Gesetzgebungsthätigkeit auf dem socialen und politischen Gebiete. — Das also ist nach alledem zu bedenken, „ob es jetzt nicht vor Allem Noth thut, zu sorgen, daß die Bildungsbestrebungen sich nicht in die Breite und Weite verlieren und zerstreuen, sondern sich vielmehr einschränken, und dabei auf klare Erkenntniß und Aneignung der leitenden, erleuchtenden, die Masse des Wissensstoffs beherrschenden Begriffe und Ideen, d. h. auf eine zusammenhangende und organische Auffassung richten.“ „Richte die zerstreuten Sinne aus der Vielheit in das Ein.“ Aber die Methode allein thut's nicht. Es ist „eine Grundbedingung der Wohlfahrt alles irdischen Lebens, daß der Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen festgehalten werde. — Die heilige Schrift, welche überall das Aeußere auf ein Inneres gründet und den Menschen außer dem Lebenszusammenhange mit Gott unwirksam, in sich uneinig und unselig zeigt, braucht davon das schöne Bild von der Rebe, die vertrocknet, sie bleibe denn am Weinstock. — Der christliche Glaube ist die tiefste, reinste, mächtigste Synthesis, die Himmel und Erde umfaßt, Göttliches und Menschliches verbindet.“

Der Verfasser hegt im Rückblicke auf die nächst vergangenen Jahre, vor allen das letzte, ein gutes Vertrauen zur Zukunft des deutschen Volkes. „Diese Selbstverleugnung in einer Zeit, die man im Egoismus versunken wähnte, ein solches Zusammenfassen aller Kräfte zu großem Entschluß und großen Opfern und Thaten für die Freiheit und Würde des nationalen Lebens enthält eine untrügliche Gewähr, daß es noch nicht dahin mit uns gekommen ist, daß wir nicht mit getroster Hoffnung auf neue Bewährung der edelsten Kräfte, welche unserem Volke ursprünglich eigen sind, der Zukunft entgegengehen sollten.“ Aber wäre diese Hoffnung auch trüglich, wäre eine Regeneration des deutschen Volksgeistes, ein allgemeines Pfingsten für uns nicht mehr vorhanden, gälte es ferner nur noch einzelne Seelen zu retten, auch das „ist, beim Himmel! nicht wenig! ist des Schweiges des Eblen werth!“

Zum Schlusse sei für den Pädagogen noch bemerkt: daß dem Vortrage eine Reihe specieller, auf Schulverhältnisse näher eingehender Anmerkungen beigelegt ist. Das Büchlein aber hat unstreitig in noch höherem Grade, als die früheren Vorträge des Verfassers, ein wohlbegründetes Recht darauf, in weiteren



Kreisen Eingang zu finden. Auch Schulze = Delitzsch (S. 50) und seine phantastischen Gesinnungsgegnossen könnten viel Gutes und Schönes daraus lernen und durch Beherzigung des Gelernten bei ihren gesetzgeberischen Bemühungen sich um die Volkswohlfahrt ein wahres Verdienst erwerben.

### Aus dem Weimarischen.

Die vorjährige Landtagsentscheidung sowohl, als der Krieg haben die Aufregung in den Gemeinden ziemlich schwinden lassen. Nur die drei Kirchenblätter, die bei uns herauskommen, beschäftigen sich noch unermüdlich mit dieser Frage, ohne das wir sagen könnten, es käme etwas heraus. Das Kirchen- und Schulblatt hat darüber keine officiële Bedeutung, die es früher angestrebt, lieber aufgegeben; und wir haben, um uns unter eine Fahne zu sammeln, lieber ein besonderes Blatt gegründet, das „die Stimme der Kirche“ vertreten will. Es führt diesen Namen und wird von den Pastoren Rieth und Kromeyer, freilich unter Dypfern, herausgegeben. Das dritte Blatt „Thüringische Kirchenzeitung“ ist zu vulgär, als daß man's erwähnen möchte. Unsere Gemeinden hatten während des Krieges eine tüchtige politische Führung an der Weimarischen Zeitung, deren treffliche Haltung unter Bojanowski und Böhlaus auch hier hervorzuheben wäre. Sie hat sicher zu der bedeutenden Liebesthätigkeit in Stadt und Land mitgewirkt, die alles Lobes werth ist. Unsere Soldaten haben sich, wie wir hören, den rühmlichen Beinamen des eisernen Regiments erworben. Deren Feldprediger, der Sohn des Kirchenhistorikers Hase, gleichfalls literarisch bekannt, ist mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Er predigte eine Zeitlang in Weimar das Kreuz Christi, und bedauern wir deshalb, daß er uns verläßt, um als Garnisonprediger nach Hannover zu gehen. Unserm Schwarz ist nun auch der jenaische Prof. Rückert im Tode nachgefolgt. Es darf hervorgehoben werden, daß ihn auch der sel. Stahl gern citirte. Mit seiner speculativen Begabung war er ganz der Mann dazu, einen Paulus zu begreifen, aber freilich — er gab ihm gewöhnlich nicht Recht. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wußte er sehr verständlich zu machen, daß die lutherische Abendmahlslehre genau bei Paulus zu finden sei; aber er ließ dann bezweifeln, ob das nun auch die Lehre Christi gewesen sei. Ich enthalte mich einer weitern Beurtheilung, um nicht als undankbarer Schüler gescholten zu werden. Auch war seine Liebesthätigkeit eine wahrhaft christliche. Ginge es nach der Lust, die jetzt bei uns weht, so müßte nun an seine Stelle der Hallische Beschlus berufen werden. Dessen Theologie ist wenigstens deutlich vorgetragen in einem Werke, das wir als für uns Epoche machend doch eingehender besprechen müssen.

Um unsern Volksschullehrer und Schulinspectoren zu helfen, daß sie nicht plan- und ziellos arbeiten, hat Oberschulrath Lauchhardt unternommen, ein „Magazin des gesammten Unterrichtsstoffes“ (Darmstadt bei Brill) herauszugeben. Für diesen gewiß löblichen Gedanken hat er eine Anzahl Mitarbeiter gewonnen. Den Religionsunterricht macht Kirchenrath D. Schmid in Buttstädt den Lehrern handlich. Da dieser ein Mitglied des Consistoriums ist und also für Pfarrer und Lehrer ein besondres Uebergewicht hat, so konnte man gespannt sein, welche Richtung nun bei uns dominirend werden würde. Denn die Herren, welche jene Synodalvorlage gemacht haben, nach der alles Dominiren einer Kirchenpartei für immer abgethan sein sollte, mögen sagen, was sie wollen: wer im Regimente sitzt, hat gut dominiren. Es wäre auch nach unserer Ansicht das Correcste, daß die in Thüringen sprichwörtlich gewordene Pietät gegen die Obern an ein Regiment geknüpft würde, welches die rechte Richtung hätte. Das uns vorliegende Werk zeigt nun, wie gesagt, die Beschlusche Richtung. Es ist, als spräche der Verfasser beständig, was der Apostel einigemal spricht: „Ich muß menschlich mit euch reden.“ Darin hat das ganze Buch etwas Bestehendes, Freundliches, zu Herzen sprechendes. Man kann dabei fast orthodox und ebenso gut recht rationalistisch sein. Aber man sagt sich beim längern Lesen: geht's wirklich so glatt ab? Kann man den „wahrhaftigen Gott, die Gewalt des Teufels u. a.“ aus dem Katechismus wirklich so leicht umgehen? Fast hätte man einmal im Hengstenberg nachgeschlagen, aber gleich das erste Wort, das einem da in die Augen fiel, das drastische Wort: „Wer Pech angreift, besudelt sich“, machte auch gleich dem Zweifel ein Ende. Der Verfasser widerlegt ganz gut die Baggischen Einwürfe gegen den Katechismus Luthers; man wundert sich, das Wort zu lesen: „Er ist ein Theil unserer symbolischen Bücher, und es entsteht die Frage, ob seine Abschaffung nicht als wesentliche Aenderung unseres Bekenntnisses angesehen werden müßte.“ Aber wozu muß nun eben dieser Katechismus dienen! Man passe auf, wie eine gemischte Landeskirche befriedigt wird: „Wie sehr Luther bemüht war, den Glauben der Christenheit vom starren Dogmenwesen zum lebendigen Schriftwort zurückzuführen, das geht auch daraus hervor, daß er in seinem Katechismus des dreieinigen Gottes nirgends erwähnt. So wollen wir dieses Dogma, obwohl ein lehrreiches Bild dessen, zu welchem Ende alle menschliche Speculation hinführen muß, auch nicht in die Volksschule einführen.“

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 3. Juni.

N<sup>o</sup> 44.

## Die persönliche Anmeldung zu Beichte und Abendmahl.

### I.

„Machet euch um Zion, leget Fleiß an ihre Mauern und erhöhet ihre Paläste!“ Ps. 48, 13—14. Eine Mauer um das Zion unserer Kirche ist die kirchliche Ordnung, nöthigenfalls Zucht. Obenan hierin steht die rechte Verwaltung des heiligen Abendmahles und rechte Ordnung der Beichte. Beichte, Absolution, Abendmahl, das sind „Paläste“ zu Zion, die soll man nicht niederreißen, sondern erhöhen und mit festen Mauern umgeben, damit Zion nicht mit Füßen zertreten werde. Oder es sind, um mit dem neuen Testament zu reden, Kleinodien, Perlen, Heiligthümer, die zu verwalten, der Kirche anvertraut ist. Ohne Zweifel hat die Kirche keinen höheren Schatz, als das Sakrament des wahren Leibes und Blutes unseres Herrn Jesu Christi, und darum singt sie mit Recht beim Empfang desselben: „Mein höchster Schatz, Herr Jesu Christ, ist dieses, was geflossen ist, aus Deines Leibes Wunden.“ So gilt denn von keinem Dinge mehr, als von ihm, das Wort des Herrn: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen.“ Wir wüßten in der That nicht, worauf dies Wort noch Anwendung finden könnte, wenn nicht auf das h. Abendmahl. Unter den „Hunden“ und „Säuen“ sind nach dem Worte 2 Petri 2, 22: „Der Hund frisset wieder, was er gespeiet hat, und die Sau wälzet sich nach der Schwemme wieder im Roth,“ nicht allgemein die Unreinen, sondern die Unflätigen, die offenbaren, lasterhaften, unbußfertigen, frechen, beharrlichen Sünder zu verstehen. „Diese“ sind, um mit der Apologie zu reden, des Teufels Anhang und Gliedmaßen und gehören nicht zur Kirche, welche der Leib Christi ist, (Apologie Art. IV) und darum gehört auch Kleinod und Perle der Kirche nicht für sie, und es kann kein Segen sein, wenn sie die Perle dennoch empfangen. Darum verkündigt der Apostel das „Gericht“, wenn in dieser Hinsicht nicht die Ordnung innegehalten wird, wenn das heil. Abendmahl an den „Unwürdigen“ kommt. Dies Gericht ist ein zwiefaches. Fürs erste trifft es den Einzelnen, der als ein Unwürdiger das Heilige empfängt; fürs zweite aber trifft es die ganze Gemeinschaft, welcher er angehört. Von dem Gericht über die Einzelnen zunächst gilt das Wort des Apostels: „Darum sind so viele Schwache und Kranke unter

euch, und ein gut Theil schlafen.“ Das zweite Gericht vollzieht sich alsdann schon nach dem Worte: „So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit,“ oder nach dem anderen: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig.“ Es vollzieht sich ohne Zweifel auch schon dann, wenn noch keine positive Verschuldung der Gemeinschaft vorliegt, d. h. wenn auch die Unwürdigkeit des Einzelnen der Gemeinschaft oder ihren Organen, dem Amte, den Verwaltern des Heiligthums verborgen geblieben ist ohne ihre Schuld; aber es wird in diesem Falle, so weit es eben die Gemeinschaft angeht, unter der Geduld und Gnade Gottes stehen, nicht minder, als die Schwachheits- und Unwissenheits-Sünden des Einzelnen. Offenbar aber muß das Gericht ein doppelt schweres werden, ja es muß den Zorn Gottes mehr als doppelt herausfordern, es muß schier Geduld und Gnade ausschließen, wenn die Unwürdigkeit offenbar gewesen oder doch nur durch positive Verschuldung der Gemeinschaft und des Amtes, d. i. durch Trägheit, Gleichgültigkeit, Mangel an Gewissenhaftigkeit verborgen geblieben ist. Da wird sich zweifelsohne das vom Herrn Matth. 7, 6 selbst angekündigte Gericht vollziehen: „Sie werden die Perlen zertreten und sich wenden und euch zerreißen.“

Es ist nicht zu verkennen, daß die Kirche, oder fähren wir zunächst vor der eigenen Thür, daß unsere evangelische Landeskirche und am meisten vielleicht der lutherische Theil die in Rede stehende Verschuldung in großem Maße trägt. So ist denn auch das Gericht offenbar geworden und wird täglich offener: Es haben ihn (den Weinberg) zerwühlet die wilden Säue und die wilden Thiere haben ihn verderbet. (Ps. 80, 14.) „Deine Widerwärtigen brüllen in Deinen Häusern und setzen ihre Götzen darein. Man siehet die Aelte oben her blinken, wie man in einen Wald hauet; und zerhauen alle seine Tafelwerke mit Beil und Barten. Sie sprechen in ihrem Herzen: Lasset uns sie plündern.“ (Ps. 74.) Bekennen wir unsere Verschuldung und legen wir Hand an, daß wir den Bann los werden, der unter uns ist, damit Gott mit uns sei und selber seine Sache führe. Sehen wir zu, was für jetzt das Nothwendige und Erreichbare ist.

### II.

Da ist es denn das erste, daß die Kirche das heil. Abendmahl nicht blindlings austheile, nicht unbedenkens Jedem, der, bekannt oder unbekannt, in Beichte und am Altare erscheint. Die Kirche soll, wenn sie ihre



Perlen austheilt, ihre Glieder darauf ansehen, ob sie würdig sind oder nicht. Um aber zu vermeiden, daß das Sakrament blindlings ausgetheilt werde, ist es nöthig, daß die Kirche die persönliche Anmeldung der Communicanten als unverbrüchliche Ordnung wieder einführe und aufrecht erhalte, und es ist dann die Aufgabe des einzelnen Geistlichen, diese Anmeldung zu benutzen, um, so viel an ihm ist, unwürdigen Genuß zu verhüten. Die feste Einführung dieser Ordnung, die die Kraft des einzelnen Pastors übersteigt, wenn er auch bitten und ermahnen kann, ist Aufgabe der ganzen Kirche, speciell des Kirchenregimentes, eine Aufgabe, der es sich nicht entziehen kann und darf, die es, Gott gebe, in Gemeinschaft mit der ersehnten Provinzialsynode lösen möge.

Bei der Schwierigkeit der Aufgabe entsteht die Frage, ob es nicht gerathen sei, fürs erste mit einer theilweisen Einführung dieser Ordnung zufrieden zu sein. Was die Einführung dieser Ordnung in den wenigen ganz großen Städten anlangt, so möchten wir die Beantwortung dieser Frage am liebsten denen überlassen, die, mit ihrem Amte mitten darin stehend, die Verhältnisse genauer kennen. Uns scheint einerseits vieles auch dort möglich, und nicht allzuschwierig zu sein, was auf den ersten Blick anders aussieht; andrerseits halten wir dafür, daß, wenn dort wirklich die Einführung dieser Ordnung unmöglich sein sollte, darum doch nicht auch die übrigen Gemeinden diese Ordnung zu unterlassen brauchten. Wir wollen hier aber nur an die ländlichen Gemeinden und an die der meisten Städte mit Ausnahme der „großen“ denken.

Unbedingt nothwendig ist hier ohne Zweifel die persönliche Anmeldung derjenigen Personen, die dem das Sakrament verwaltenden Geistlichen unbekannt sind. Hierher gehören zunächst alle fremden Personen, d. h. solche, die gar nicht zu der Gemeinde gehören, in welcher sie communiciren wollen, z. B. solche Glieder von Familien der Gemeinde, die zur Zeit auswärts ihren Wohnsitz haben, sei es als Diensthoten oder aus anderen Ursachen, und die namentlich an Festtagen plötzlich am Altare stehen und das Sakrament begehren. Sodann gehören hierher solche Gemeindeglieder, die ihren Wohnsitz gewechselt haben, aus anderen Gemeinden angezogen sind und zum ersten Male in der neuen Gemeinde communiciren, wie z. B. Diensthoten, Gefellen etc. Solche unbekannte Fremde und Neuangezogenen, können und mögen allerdings oft immerhin die würdigsten sein, aber können auch die unwürdigsten sein, Juden und Judengenossen, und die Kirche soll nicht, wenn sie das Heiligste mittheilt, Absolution und Abendmahl, im Dunkeln tappen. Es ist Thatsache, daß man auch für Juden das Recht der Pathenschaft in Anspruch genommen hat. Noch leichter könnten sie unerkannt zum heil. Abendmahl erscheinen. Schon ein Ministerial-Rescript an das Consistorium zu Magdeburg vom 9. Dec. 1816 ordnet an, daß Auswärtige nie ohne Dimissoriale ihres Parochus zum Abendmahl gelassen werden. Aber die Gemeinden kennen kaum oder gar nicht diese Ordnung, und Fremde erscheinen ohne weiteres am Altar zum Empfang des h. Abendmahles. Was die

neu angezogenen Gemeindeglieder anlangt, so bestimmen auch „die Grundzüge einer Gemeinde-Ordnung“ vom 29. Juni 1850 in §. 4, daß sie sich als der evangelischen Kirche angehörig ausweisen sollen, ehe sie als Gemeindeglieder anzusehen seien. Als Unbekannte also sollen sie auf keinen Fall zugelassen werden.

Dies also das unbedingt Gebotene, dessen Einführung die Kirche ihrem Herrn und sich selber schuldig ist. Daran schlosse sich dann als weiterer Schritt die Anmeldung aller Gemeindeglieder, auch der älteren und bekannten. Hier möchte man nun sagen, die Anmeldung auch der Bekannten sei nicht so unbedingt nothwendig und darum allenfalls nachzulassen. Der Pastor kenne ja die Einzelnen und ihr Leben; er könne also, wenn er in dem Leben Einzelner Bedenkliches finde, mit diesen bei Zeiten sich unterreden und sie warnen. Dies ist allerdings etwas, wenn auch nur ganz Nothdürftiges, und es wäre schon etwas mehr, wenn sich diese dem Pastor bekannten Personen wenigstens anmelden ließen. Man möchte sich allenfalls in der Hoffnung, daß der Weg zum Besserwerden beschritten sei, hiermit zunächst begnügen.

Aber man muß wohl fragen und zweifeln, ob, wenn die älteren eigentlichen Gemeindeglieder nicht gehalten sind, sich persönlich zu melden, dann noch die Fremden und Neuangekommenen Muth und Neigung dazu haben werden. Es muß ferner darauf hingewiesen werden, daß ja die persönliche Anmeldung selber erst die beste Gelegenheit ist, zumal für einen noch nicht lange in der Gemeinde arbeitenden Pfarrer, die von Person zwar bekannten Gemeindeglieder genauer kennen zu lernen. Schließlich aber müssen wir auch daran erinnern, daß die persönliche Anmeldung Aller so wesentlich zu einem gesunden kirchlichen Leben gehört, daß nur sie dem grundlegenden Bekenntniß unserer evangelisch-lutherischen Kirche entspricht, man möchte sagen, von ihm gefordert wird. Das Augsburger Glaubens-Bekenntniß sagt Artikel 25 ausdrücklich: „Diese Gewohnheit wird bei uns gehalten, das Sakrament nicht zu reichen denen, so nicht zuvor verhört und absolvirt sind.“ Damit kommt das Bekenntniß dem Befehle Christi nach, das Heiligthum vor Entheiligung zu bewahren. Es wird aber schwerlich Jemand behaupten wollen, viel weniger können, daß unsere sogenannte Beichte oder Vorbereitung das sei, was das Bekenntniß mit dem „verhören“ bezeichnet. Auch die an manchen Orten üblich gewordene Form, daß die Confitenten, sei es einzeln oder zu zweien, dreien, vierten an den Altar treten und die Absolution empfangen, hat doch nur den Schein einer wirklichen Privatabsolution. Eine eigentliche Absolution ist nicht statthalt, ja nicht denkbar ohne persönliches, privates Bekenntniß, Prüfung, „Verhör.“ Man muß doch eine wirkliche, eigentliche, „private Beichte hören“, und sich überzeugen, um absolviren zu dürfen. Schwerlich wird ein Gemeindeglied unsere Form der Beichte für ein „Verhören“ ansehen, viel weniger das für möglich halten, was doch als in dem Wesen eines Verhöres als möglich gegeben sein muß, nämlich gegebenen Falles die Vorenthaltung der Absolution und des Sacramentes, und zwar nicht bloß wegen der im A. Landrecht



aufgeführten äußerlichen Ursachen. Die allgemeine Form der Beichte oder Vorbereitung ist nur ein schwacher, unzulänglicher Nothbehelf und nur dann zulässig, wenn wenigstens durch persönliche Anmeldung Raum zu einem persönlichen, seelsorgerischen Gespräch geschaffen wird und somit die Zulassung zur Absolution und Communion dem Einzelnen schon zuvor gewährt, oder, wenn es sein muß, verweigert werden kann. Unsere heutige Beichte oder Vorbereitung stammt wohl aus der reformirten Kirche, die ja eine eigentliche Absolution nicht kennt, und ist Sitte geworden, nachdem die früher übliche Privatabsolution, sei es durch Schuld der Gemeinden oder der Geistlichen oder beider Theile, zu einer ganz äußerlichen, leeren, ziemlich oder ganz öffentlichen Form geworden war, bei der oft nur das Geld die bedeutendste Rolle spielte. Joh. Casp. Schade und die, wie er dachten, wollten damit vielleicht die Last von ihrem Gewissen auf das der Gemeinden, jedes einzelnen Communicanten wälzen. Man muß doch aber billig zweifeln, ob damit die Schuld uns Geistlichen abgenommen sei, die wir unsere Gemeinde ernstlicher und besser berathen sollen. Wir können und dürfen uns der Pflicht nicht entziehen, die nun einmal das Amt uns auferlegt. Die Vorbereitung und Absolution ohne persönliche Anmeldung und Zulassung entspricht also weder dem Worte Christi Matth. 7, 6 noch unserm Glaubensbekenntniß, noch auch der in diesem Bekenntniß bekundeten ursprünglichen kirchlichen Praxis, ja wohl gar aller kirchlichen Praxis seit der Apostel Zeit her; und den Kirchen, die sich rühmen, „evangelische“ zu sein, wäre es vorzuziehen gewesen, das heiligste Heiligthum des Evangelii zu profaniren, indem sie es blindlings austheilen, ohne sonderlich zu fragen, an wen. Die gegenwärtige Praxis, die, Gott Lob! freilich nicht ohne Ausnahme ist, schädigt das geistliche Leben auf das allerempfindlichste. Nur die persönliche Anmeldung und Zulassung ermöglicht dasjenige, was die Summe und der Kern aller Kirchenzucht ist, Abmahnung oder, wenn nöthig, zeitweiligen Ausschluß vom heil. Abendmahl, den sogenannten kleinen Bann, (Schmalk. Art. Th. III. Art. 9.) der so in der schonendsten Weise zu vollziehen wäre. So müssen wir also sagen: Die persönliche Anmeldung aller Confitenten ist nothwendig und zu erstreben, und es ist unabweisliche Pflicht der Kirche, sie einzuführen. Dies das erste.

### III.

Das zweite, ergänzende Stück ist die Abhaltung der Beichte nicht unmittelbar vor der Feier des h. Abendmahles oder des ihm vorangehenden Gottesdienstes, sondern am Tage zuvor. Nur so wäre eine eigenstünige und eigenwillige gewaltsame Durchbrechung der Ordnung Seitens mancher Gemeindeglieder doch so ziemlich zu verhüten, indem diejenigen Confitenten, die die Anmeldung unterlassen haben, hier offenbar würden und man sie nachträglich erinnern und mit ihnen sprechen könnte. Die Zahl der Communicanten der hier in Betracht kommenden Gemeinden wird schwerlich so groß sein, daß es unmöglich wäre, sie zu übersehen, wenigstens für ge-

wöhnlich. Freilich sollte das massenhafte Communiciren an wenigen Tagen des Jahres mehr und mehr durch häufige Feier des h. Abendmahles vermieden und die Zahl der Communicanten vertheilt werden.

Ohne Zweifel aber ist, auch abgesehen hiervon, die Abhaltung der Beichte am Tage vor der Communion, höchst wünschenswerth. Es sollte, namentlich insofern es sich nur um eine Vorbereitung handelte, den Confitenten Zeit gelassen werden, daß sie wirken könnten, was sie wirken soll. Sie soll doch nicht bloß überhaupt durch Vorhaltung des Evangelii vom Kreuz Christi zu Buße und Glauben reizen, sondern speziell eben „bereiten“ d. i. Unwürdige entweder würdig machen, also veranlassen, daß z. B. Feindselige sich versöhnen, ehe sie das Abendmahl genießen, die mit beschwertem Gewissen es zuvor erleichtern, Diebe das Gestohlene zurückgeben, denn ohne das ist keine rechte Buße da (Apologie Art. 6: „so lange er fremdes Gut inne hat, so lange ist er ein Dieb oder Räuber“), — oder sie soll solche Leute bestimmen, vom h. Abendmahl so lange zurückzubleiben, bis sie sich bereitet haben. Zu beidem brauchen sie Zeit, nicht bloß, um z. B. wiederzuerstatten, sich zu versöhnen, sondern auch, um zurückzubleiben oder den Entschluß dazu zu fassen. Es ist viel leichter, weil es eben unbemerkt geschieht, am Sonntag vom h. Abendmahl zurückzubleiben, wenn man Tags zuvor, als wenn man unmittelbar zuvor zur Beichte gewesen ist. Mancher möchte sich doch wohl besinnen und einen Segen haben. Und wozu muß man doch nach der Agenda am Schlusse jeder (Beichte) Vorbereitung die Confitenten auffordern, ein beschwertes Gemüth durch ein privates seelsorgerisches Gespräch zu erleichtern, wenn man ihnen dazu keine Zeit läßt? Ein Gespräch nach der Communion ist doch wohl eigentlich nicht beabsichtigt, sondern der Zweck doch jedenfalls die Stellung und Bereitung des Gemüthes zum Empfang des Sacramentes.

### IV.

Es liegt offen zu Tage, daß unsere kirchlichen Zustände in einem ganz ungeheueren Grade traurig sind, daß das Wort St. Pauli seine große Bedeutung für uns hat: „Es sind so viele Schwache und Kranke unter euch, und ein gut Theil schlafen.“ Warum gewinnen doch die Secten (Baptisten) an manchen Orten so viel Raum? Sie ziehen die ernstesten, angefaßten, ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern suchenden Seelen an sich und indem sie auf den Tod der Gemeinden hinweisen, rufen sie ihnen das auf diese Weise seinen Nachdruck erhaltende Wort 2 Cor. 6, 17 zu: „Gehet aus von ihnen, und sondert euch ab.“ Untersuchen wir weiter nicht den Hochmuth der Baptisten, dem wir dann wenigstens auch einen anderen vielleicht noch ärgeren gegenüberstellen müßten, der sich in unserer Kirche in anderen oder ähnlichen Formen offenbart, einen Hochmuth, der ein geistliches Leben, auf das er stolz sein könnte, nicht einmal aufzuweisen hat, der vielleicht nur darum ist, weil gerade ein geistliches Leben, ein Schaffen der Seligkeit mit Zittern nicht vorhanden ist (denn dessen würde man sich vielleicht schämen); wir



wollen nur dabei stehen bleiben, daß der Tod der Kirche factisch der fruchtbarste Boden der Secten ist, daß selbst die Behörden dort eine Erschlaffung des geistlichen Lebens, Veräumniss, Trägheit, Unfähigkeit des Amtes argwöhnen, wo Uebertritte zum Baptismus vorkommen. Hier hilft nicht Tadeln, Schelten, Streiten, Widerlegen, sondern allein Besserung der vorhandenen Schäden, und als einen Anfang dieser Besserung schlagen wir vor die besprochenen Ordnungen in Anmeldung und Beichte.

Es kommt wohl vor, daß Jemand, wenn ihm ein einzelner Schaden besonders nahe getreten ist und er längere Zeit seine Gedanken auf diesen einen Punkt concentrirt hat, leicht diesen Schaden zu hoch taxirt und alles nur erdenkliche oder wenigstens alles vorhandene Unglück grade von diesem einen Punkte ableitet. Befinden wir uns in gleicher Täuschung? Wir kennen allerdings noch andere Schäden; aber darum bleibt doch auch der in Rede stehende ein Schaden und die Abhülfe Pflicht. Wir müssen aber sagen, daß der hier besprochene Schaden bei Beichte und Abendmahl der größte ist. Die schärfste Waffe der Kirche, ja die einzige, um sich, so weit es überhaupt möglich ist, rein zu halten und fremder Sünden nicht theilhaftig zu machen, ist die Zucht bei Beichte und Abendmahl, resp. die Veragung der Absolution und des Sacramentes, und diese Waffe ist stumpf geworden durch den Wegfall persönlicher Anmeldung und Zulassung. Der Apostel sagt mit Beziehung auf Unordnung und Willkür bei den Liebesmahlen in Corinth: „Darum sind so viele Schwache und Kranke unter euch 2c.“ Wenn denn bei uns die noch größere Unordnung eingerissen ist, daß Unangemeldete, Unverhörte, Ungekannte, Auswärtige, Unwürdige herzubringen, Absolution und Sacrament so wohl empfangen, als entweihen, dann haben wir wohl ein Recht zu sagen: „Darum ist so viel Tod bei uns; darum sind so viele Schwache und Kranke da 2c.“ Muß nicht in der That das entheiligte Heiligthum auch entheiligen? Dann ist es ein Schwert, die Schafe zu tödten, in der Hand des Hirten, der sie weiden sollte. Hier ist Hülfe groß nöthig.

#### V.

Wie soll dem geholfen werden? Man könnte versuchen, durch Bitten von der Gemeinde zu erreichen, daß sie die nöthigen Ordnungen innehalte, und dies wäre, wenn die Abhülfe erreicht würde, der schönste Weg, und wir versuchen ihn schon längere Zeit. Allein diejenigen, für welche diese Ordnungen grade am nöthigsten sind, haben für Bitten kein Ohr. Sie sehen die persönliche Anmeldung als eine unnütze hierarchische Neuernung an und würden diese Ordnung dann gewiß nicht beobachten, wenn sie am nöthigsten wäre, d. h. wenn sie fürchten möchten, zurückgewiesen zu werden.

So sollte man denn eine allgemeinere Erweckung abwarten und erbitten, die die Unwilligen willig machte. Auch dieser Weg würde ohne Mißstimmung zum Ziele führen. Wir halten eine allgemeinere Erweckung nicht für unmöglich, für

wahrscheinlich nicht; aber darauf warten, das hieße doch, eine Ordnung erst dann einführen wollen, wenn sie eigentlich nicht mehr nöthig wäre.

Wir sehen somit keinen anderen Weg, als den der Apostel selbst eingeschlagen hat. Er straft die Corinthier wegen der Unordnung bei den Liebesmahlen und fordert deren Abstellung 1 Cor. 11; er befiehlt in einem andern, hier ganz besonders maßgebenden Falle, 1 Cor. 5, den Sauerteig auszufegen, er tadelt streng, daß er nicht bereits ausgefegt sei; er fegt ihn selbst kraft seines apostolischen Amtes, sagen wir, kraft seines Regieramtes durch sein Schreiben aus. Ist denn kein Amt mehr da, das berufen, berechtigt und verpflichtet wäre, das Regiment zu üben und Ordnungen zu schaffen? Ist mit dem bischöflichen Namen denn wirklich auch das bischöfliche Amt zu Grunde gegangen? Kennt denn auch die Augustana nicht mehr „bischöflich Amt nach göttlichem Recht“ mit der Macht, „Sünden zu behalten“ „Gottlose . . . auszuschließen?“ Wir kennen nur den Weg, daß das Amt, und zwar das Regiment an der Spitze, mahne, befehle, und die Ordnung durch Verordnung schaffe und daß das Regiment nicht etwa sich bloß gefallen lasse, daß das Pastorat diese Ordnung dann auch aufrecht erhalte, sondern es von ihm verlange. Zum Ziele führt allein kirchliche Gesetzgebung, die freilich leichter ist unter Beihülfe von Synoden, aber auch nicht unmöglich ohne sie. Möchte Gott diese Erleichterung durch das auch anderweit ersohnte Synodalleben verleihen! Allein die Hauptaufgabe hat doch immer das Amt und das Regiment. Es nöthigt ja zu so manchen Dingen, setzt sie mit bewunderungswürdiger Energie durch, schreibt vor Absetzungen nicht zurück; warum sollte es denn nicht zu solchen nöthigen können, die zu den nöthigsten gehören? Möge sich die Kirche doch nur ihrer Kraft erinnern. Hat sie sich des weltlichen Schwertes mit Fug und Recht begeben, möge sie sich doch des geistlichen nicht mit Unrecht begeben. „Mache dich auf, mache dich auf, Zion; ziehe deine Stärke an“ (Jes. 52, 1). Das ist die Antwort vom Himmel auf die mancherlei Seufzer, die schon hinaufgestiegen sind und die da lauten: „Wohlauf, wohlauf, ziehe Macht an, du Arm des Herrn! Wohlauf, wie vor Zeiten, von Alters her!“ Das Regiment macht wohl uns Geistliche verantwortlich für das Umsichgreifen des Baptismus; man argwöhnt Veräumnisse. Wohlan, wir rufen das Regiment der Kirche an, daß es uns stärke, uns beistehe, vorangehe in dem Kampf, der uns verordnet ist; daß es uns feste Ordnungen schaffe, die uns eine geistlichere Amtsführung erleichtern oder ermöglichen und den Erweckten die Kirche lieb und werth machen. Wir sehnen uns danach, daß die Posaune auch in diesem Stücke einen deutlichen Ton gebe, damit wir uns zum Streite rüsten. — Aber freilich, Streit wird es geben. Nun, der ist auch ohne dies da; und da bringt denn größere Tapferkeit nur schöneren Sieg. — Aber werden wir nicht Viele durch Verordnungen vom Sacrament zurücktreiben? Gewiß; aber sicher nur diejenigen,

**Weilage.**



denen es nichts oder nicht viel gilt, und zwar auf so lange, bis es ihnen viel wird geworden sein, auf daß auch sie also desto reicher werden. Uebrigens sollte es doch besser sein, daß Wenige es mit Segen empfangen, als Viele zum Schaden sich selbst und der Kirche. Möge doch die Kirche sich nicht selbst um lebendige Ordnungen bringen, gleichsam sich selber tödten, etwa um für diejenigen die todtten Ueberreste aufzusparen, die sie nicht mögen, so lange sie im Leben und in Kraft ist. Möge sie sich doch nicht von einem Baumgarten vorwerfen lassen, „daß das Salz der gegenseitigen Zucht dumm geworden“ sei; daß „die Missethäter theils durch Feigheit, theils durch die Gesinnungsähnlichkeit der Uebrigen in ihrer Schlechtigkeit bestärkt“ würden. (Ev. R.-Z. 1869, S. 418 unten.) „Machet euch um Zion und umfanget sie; leget Fleiß an ihre Mauern und erhöht ihre Paläste.“

## VI.

Wir haben es schließlich nur noch mit einigen Einwürfen zu thun, die theils erwartet werden können, theils bereits gemacht worden sind. Wir erwarten zunächst von einer gewissen Seite her den Vorwurf, daß der vorgeschlagene Weg nicht evangelisch, sondern gesetzlich und wohl gar hierarchisch, eine Repristinatio des überwundenen Katholicismus sei. Dem halten wir zuerst die gewiß nicht katholische oder hierarchische, sondern echt evangelische Augustana entgegen, nach welcher man in der evangelischen Kirche solche Ordnungen hielt. Wäre aber dieser Vorwurf begründet, so trüfe er auch St. Paulum, der, wie kein anderer Apostel, evangelisches Wesen gegen falsche Gesetzlichkeit vertheidigt hat und dennoch gebietet: „Feget den alten Sauerteig aus!“ Er trüfe selbst den Jünger der Liebe, der da schreibt: „So Jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ Das Recht des Selbstmordes hat auch die evangelische Kirche nicht; aber Zuchtlosigkeit ist Selbstmord der Kirche. Ja, wie möchte denn endlich vor denen, die diesen Vorwurf erheben, unser Heiland selbst bestehen, der dann wohl in höchst unevangelischer Weise seinen Tempel mit der Geißel gereinigt hat? „Der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr.“

Ein zweiter Vorwurf ist der, daß wir alles oder doch zu viel „machen“ wollten. Allein dieser Vorwurf ist nur dann angebracht, wenn es sich um Gottes Thaten handelt, denen gegenüber der Mensch harren, nicht pressiren soll. Bei Pharaos Untergang, bei Israel's Erlösung aus Babel war von Menschen nichts zu „machen“, auch bei der Ausbreitung des Evangelii mußten die Apostel harren, bis der Herr den Geist gab und Thüren aufthat; aber die offenbaren Sünden abstellen ist unsere Sache, Zucht üben ist Act der Kirche, da

ist allerdings viel zu thun und zu machen; es nicht thun ist Trägheit und Sünde.

Ein drittes Bedenken ist, daß man in dieser strengen Weise nicht Confitenten herbeizöge, was unsere Pflicht sei, sondern forttreibe. Allein, das Herbeiziehen darf nicht auf Kosten der Lauterkeit und Wahrheit geschehen und nicht durch ein profanirtes Sakrament, sondern durch die lebendige Predigt. Wer aber Ohren hat und nicht hören will, dem kann Niemand helfen. Der Herr hat Niemand mit Gewalt herbeigezogen.

Wenn viertens das Zeugniß der Augustana: „Bei uns wird diese Gewohnheit gehalten, das Sakrament nicht zu reichen denen, die nicht zuvor verhöret sind,“ ein Zeugniß, das wider uns ist, die wir auf die Augustana verpflichtet sind, wenn dieses Zeugniß durch die Bemerkung beseitigt werden soll, es sei das nur eine Notiz von einer längst abhanden gekommenen Praxis, so ist es doch eine nöthige Praxis und verlangt die Wiederaufrichtung.

Soll aber fünftens gesagt werden, es fehle sowohl den Pastoren, als auch den Gemeinden an Zeit zur persönlichen Anneldung oder zur Beichte am Wochentage, so erwidern wir erstens, daß zu vielen andern Dingen Zeit genug ist, die besser unterblieben, zu Bällen auch in Dörfern &c.; zweitens, daß vor dieser Zeit Zeit dazu war und in manchen Gemeinden, in Gemeinden, wie z. B. Hermannsburg, noch heute dazu ist.

Summa: Feget den alten Sauerteig aus!

## Die Darstellung der Himmelfahrt Christi in Enebulfs Christ.

Der Dichter preist zunächst die Schaar der Engel, welche Christum, den wahren Gott, fortwährend mit ihren Liedern rühmen dürfen. Unverdrossen singt diese thatscharfe Schaar, den Herrn umgebend, herrlich mit erhabener Stimme. Sie haben, wie der Dichter sagt, der Gefolgschaftsdienste köstlichsten beim König (folgoða eyst mid cynninge). Der Herr Christus hat es ihnen verliehen, daß sie ihn schauen dürfen mit Augen, weit und breit den Waltenben preisen, mit ihren Fittigen das Antlitz des allmächtigen Königs bedecken und um den Herrscherstuhl des ewigen Königs in Haufen eifrig dringen, wer von ihnen da am nächsten unserm Nothretter möge Flugspiel treiben in den Friedesfälen (fridgeardum). Heilig, singen sie, heilig bist du, heiliger Herr der Hochengel (hálíg eart thu hálíg heáhengla brego), wahrer Fürst des Siegs, Herr aller Herren (dryhtna dryhten), dein Hochruhm lebt, weithin gewürdigt, auf Erden immer und ewig: du bist der Weltvölker Gott, denn du erfüllst herrlich die Fluren und die Himmel, du aller Degen



Schirm, mit deiner Glorie, Helm aller Wesen! In den Höhen sei dir ewiges Heil und auch auf Erden Lob, hell bei den Helden. Gepriesen seist du, der du den hartbedrängten Helden kamest in des Herren Namen zur Hülfe, in der Höhen sei dir immer ohn Ende ewiglicher Preis!

Den Siegfürst zu loben, ihn hold zu verherrlichen (hørgen holdlice) an jedem Tage, das ist, wonach der wahre Mann zu thun am brünstigsten trachtet. Ein solcher wird in der edlen Heimath (in tham hāle) selig mit dem Heiland weilen durch alle Zeiten ohne Ende. Er betrachtet eifrig im Gemüthe, wie der Fürst voll Allmacht, der Edeling einst in Bethlehem geboren ward und wie er aufstieg gen Himmel. Dort waren Boten bereit, die es durch Hochgesang (thurh hleoðorevide) den Hirten meldeten, daß der machtweise Sohn Gottes auf diesem Mittelkreis (middangeard, die von Wasser umgebene Erde) in Bethlehem geboren sei, doch melden uns die Bücher nicht, daß sie in weißen Gewändern da erschienen, wie sie doch erschienen zu der Zeit, als der Geborene Gottes nach Bethania hin, der hehre Herr seine holden Mannen lud, die liebe Schaar (theóden thrymfäst his thegna gedryht gelaðade, leof voorud), die holden Mannen, die dem Rufe ihres Schatzespenders (hyra sinogifian) an jenem Bonnetage folgten.

Schnell waren sie bereit, die Helden mit ihrem Brotherrn (hlāford) zur heiligen Burg, wo ihnen das Wort der Glorie der Wunder viele enthüllte durch Sein Wort, bevor da aufstieg der eingeborene Sohn, ebenewig dem eigenen Vater. Vierzig Tage waren dahin, seit aus dem Feldgrab (sonst wurden die Helden der Angelsachsen oft an der See, an einer Holmklippe begraben, damit die Vorüberfahrenden ihrer gedächten, vgl. Beowulf) der treue Herr vom Tod erstanden war. Er hatte durch sein Leiden Alles erfüllt, was die Weissager von ihm verkündet hatten.

Seine Degen priesen und lobten lieblich des Lebens Eigner (lifes agend), den Herrn der Schöpfung: herrlich gab er den lieben Gefährten (leofum gesiðum) Lohn dafür. Dies war das Wort, das der Wart der Engel (valdend engla), der mächtige Fürst, fortbeeilt zu seines Vaters Reich, da sprach:

Freuet euch im Geiste, nie lehre ich von euch, sondern leiste euch immer meine Liebe, verleihe euch Macht und bleibe bei euch immerfort und ewig, daß euch niemals durch meine Gnade kommt an Gütern Mangel.

„Fahret aus nun über alle Erdengründe, über weite Wege! Den Weltvölkern verkündet den hehren Glauben und unter dem Firmamente taufst die Völkerschaaren und wendet sie hin zum Himmelreiche! Die Heibengötzen brechet, verfolgt und fället sie! Feindschaft (feondsoipe) löschet und säet Frieden (sibbe, denn der Friede der Sippe, der Verwandtschaft galt, als der unantastbarste, höchste irdische Friede) in den Sinn der Menschen! Ich will mit euch bleiben, will fort und fort euch trösten und euch in Frieden halten mit standfester Strenge an jeder Stätte!“

Nun ward mit einemmale von oben ein Geräusch gehört in der Höhe: in großer Zahl kamen der Himmelsengel Schaa-ren, glänzend-schöne Haufen, die Boten der Glorie.

Unser König (eyning āre) stieg denn über die Zinnen des Tempels, wo die zusahen, die mit den Augen folgten der Auf-fahrt des Geliebten an der Dingstätte (on tham thingstede, es ist die Gerichtsstätte, das öffentliche Gericht, vgl. das deutsche Maigericht Grimm Wb. 1, 502, R. A. 747).

Sie sahen ihren Herrn in die Höhe steigen, das Gottkind aus den Gründen (godbearn of grundum): ihr Geist war jammernd, heiß war in der Brust ihr Herz bekümmert (him vās geómor sefa, hāt āt heortan hyge murnende; hyge das im Agf. sehr oft mit und ohne Composition vorkommende Wort = animus, mens, altnordisch hugi = hugar, G. hugar, D. hug, A. pl. hugi, ebenso alts. hugi, goth. hugs Sinn, Verstand, mhd. hüge, der Sinn, der denkende Geist, die Freude), daß sie nicht länger durften den geliebten Herrn sehen unter dem Himmel.

Es war der Wart der Glorie mit Wolken drauf umfau-gen, Hochengel-König (thā vās vuldres veard volenum bi-fangen, heāhengla cyning) über des Himmels Höhen, der Helm der Heiligen. Hochjubil war erneut da in den Burgen durch des Burgwarts Anknst. (Also selbst der Himmel wird als burgenreich gedacht, der Herr Christus ist der reiche Herr dieser Burgen, und wenn Er sagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, so dachte man sich diese Wohnungen nach altgermanischer, durchweg kriegerischer Anschauung als Bur-gen). Zur rechten Seite setzte sich siegfrohlockend (sigeda rō-mig) der ewige Ehrenfürst dem Vater.

Drauf wandten nach Jerusalem sich jammermüthig die hoch-sinnigen Helden (hāleā hygerōfe, vgl. oben hyge, hugi), wie-derum zu der heiligen Burg zu gehen, nachdem sie Gott so eben mit ihren Augen sahen aufwärts steigen, ihren Wonnepender (hyra vilgisan; milde Freigebigkeit war nach deutschem Fürsten-ideal des Königs größte Ehre, daher heißt er Brotgeber, hlā-ford, Ringgeber, Baugenspende, Wonnepender, Goldgeber).

Wehlauten ertönten (vōpes hring, vōp, ist die tiefe Trauer-klage, mhd. wuof, lamentatio planetus fletus, vōp-dropa, die Thräne der Trauer); gar tief war betrübt die treue Liebe, heiß war in der Brust das Herz in Wallung, der Bruststun brannte.

Dort blieben harrend der Verheißungen des Herrn die starken Helden in der glänzenden Burg noch zehn Nächte, wie der Herr Selbst geboten, bevor er aufwärts stieg, der über Alles waltet, zu der Himmel Höhen.

Es kamen hellweiß die Engel entgegen da gegangen dem Gabenspende der Helden, in Haufen kamen sie gefahren aus den Himmeln, da der Feste größtes war geworden in Glorie. Wohl ziemte es sich, daß zu der hohen Freude kam in des Herren Burg die wonnigglänzende Schaar: sie sahen ja will-kommen in seinem Hochsitz den Himmelswalter, der Leute Le-



benpender (felca feorhgiefan), der da lichtvoll waltet über diesen Erdenkreis und über der Engel Schaaren.

Es hat der Heilige die Hölle beraubt, beraubt des Tributs, den sie in alten Zeiten durch Unrecht verschlang in ihren Abgrund. Der Heerbeuten größte hat Er der Haft entführt, des Volkes Unzahl aus der Feinde Burg.

Nun sucht der Seelen Heiland den Gabenstuhl der Geister, Gottes eignes Kind, nach dem Waffenkampfspiele (gā-plega ludus bellicus, pugna). Nun wißt ihr das sicher, was für ein Herr das ist, der diese Heerschaar leitet. Geht frisch und fröhlich den Freunden nur entgegen, empfängt sie freundlich, die Pforten öffnet! Zu euch will einziehen der über Alles waltet, der König in die Burg mit nicht kleiner Schaar; der Fürst der Schöpfung will dies Volk geleiten zum allertheuersten Jubel, das Er den Teufeln hat entrissen durch seinen eignen Sieg.

Es soll nun Friede den Engeln und den Menschen in Ewigkeit gemein auf ferne Zeiten sein: „es ist ein Friedensbund nun zwischen Gott und Menschen, geistheilige Treue (gäst-hälīg treov), Liebe, Lebens Hoffnung und alles Lichtes Freude.“

So stellt der Angelsächse Cynewulf in seinem Gedicht „Christ“ die Auffahrt des Herrn dar. Man sieht, wie der geistliche Herr (seit 992 Abt von Peterborough, abbas Burg-hensis, seit 1006 Bischof von Winchester) im edelsten Sinne des Wortes ein Mann des Volkes war. Mit reicher dichterischer Begabung ausgestattet, beschreibt er die Auffahrt Christi ebenso biblisch wie deutsch als den Siegeszug des Fürsten in die Heimath und führt dabei die edelsten Elemente des Volkslebens der Kirche zu. Diese edelsten nationalen Elemente treten nämlich unbestreitbar am deutlichsten hervor in dem Fürsten- und Königsideal, das im Herzen der germanischen Völker ruhte. Dies Fürsten- und Königsideal ist nun in unserm Herrn Christus, dem König der Könige, zur lebensvollen Wahrheit geworden. Das ist denn auch die Tendenz, ist die Seele des ganzen herrlichen Epos. Die Art und Weise der Durchführung, wie der Stoff selbst, macht das Gedicht zum wahren volksmäßigen christlichen Epos. Auch hier ist, wie im Heliand, ja noch glänzender, das himmlische Königthum unseres lieben Herrn und Heilands, das die Kirche bekennt, abgespiegelt in dem höchsten, auf sittlicher Basis ruhenden Glanze des irdischen Königthums, und es trifft hier in eminenter Weise das Wort des Dichters zu: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“, aber es ist ein Gleichniß, und darin, daß hier nicht nur zu einer christlichen Wahrheit, sondern zur vollen christlichen Lebens-, Volks- und Weltanschauung eine analoge menschliche, volksmäßige verkörpert worden ist, darin offenbart sich der wahrhafte und hochpoetische Blick, den der Sänger zugleich in die göttliche Glorie des Heilands und in das rein menschliche Leben seines Volks gethan hat. Das giebt dem Gedichte eine „Festigkeit, Gediegenheit und

Durchsichtigkeit, eine schmucklose, aber imposante Würde und eine einfache Erhabenheit, wie sie nur ein ächtes Epos besitzt.“ Diese Eigenschaften, die Bilmar einst an der altf. Evangelienharmonie rühmte, besitzt diese angelsächsische Dichtung mindestens in demselben Grade.

## Eine Stimme aus Bayern über den Religionsunterricht in der Schule.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichten wir in Nr. 16 d. J. einige Mittheilungen aus Bayern über den Religionsunterricht in den dortigen Schulen, welche das Königl. Consistorial-Sekretariat in Bayreuth veranlaßt haben, uns die folgenden Bemerkungen zugehen zu lassen:

Im Königreiche Bayern steht dem Königl. Oberconsistorium verfassungsgemäß die Aufsicht über die Ertheilung des Religionsunterrichts in den Schulen zu und die Consistorial-Ordnung vom 8. September 1809 legt ihm die Pflicht auf, für Erweiterung und Verbesserung des religiösen Jugendunterrichts Sorge zu tragen.

Dieser Pflicht ist die oberste Kirchenbehörde durch einen Erlaß vom 25. April 1835, zu welchem unterm 8. Juli 1836 erläuternde Entschließung erging, nachgekommen.

Den Königl. Consistorien haben diese Erlasse bei Beaufsichtigung des religiösen Unterrichts in den deutschen Schulen ausschließlich zur Norm zu dienen.

Auch der Königl. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg wurde, nachdem eine Lehr- und Disciplinar-Ordnung für die deutschen Schulen dieses Kreises dem Consistorium Bayreuth mitgetheilt worden war, die bestimmte Erklärung ausgesprochen, daß bezüglich der Ertheilung des Religionsunterrichts durch die Geistlichen und Lehrer die oben bezeichneten Oberconsistorial-Erlasse als alleinige Norm gelten.

Hiermit wurde das verfassungsmäßige Recht gewahrt und zugleich jeder Eingriff in die Competenz der Königl. Kreisregierung vermieden, welche durch eine spätere erläuternde Entschließung an die sämtlichen Schulbehörden des unterfränkischen Kreises der Erklärung des Consistoriums Rechnung getragen hat.

## Aus dem Weimarischen.

(Schluß.)

Der orthodoxe Mann sagt: „der Verfasser glaubt ja also doch selbst an den dreieinigen Gott?“ Der Rationalist sagt: „es ist ja also freigestellt, auch nicht an ihn zu glauben?“ Aehnlich will das Buch keineswegs, daß der Lehrer über den „wahr-



haftigen Gott" ohne Weiteres hinweggehe; aber es will auch keineswegs, daß man von zwei Naturen Christi spreche, (womit sich alles, wird geurtheilt, freilich sehr bequem abmachen lasse.) Wir müssen dazu sagen, ließe man doch lieber dem Lehrer diese „Bequemlichkeit“ des Kirchenausdruckes, denn die Verschlag'sche Aushilfe macht's ihm sehr sauer, vernünftig von dem lieben Herrn zu sprechen. Tausend gegen eins gesetzt, der Lehrer wird statt diesen Fündleins lieber des alten Nationalismus bleiben wollen. Der Lehrer soll glauben, um einen kurzen Auszug zu machen: „Christi Gottessohnschaft beruht auf seiner Sündenreinheit und Vollkommenheit. Der wahrhafte Mensch war von Anfang in Gott, als das Ziel seiner Schöpfung, als der Schluß seiner Offenbarung. Christus ist dieser wahre, vollkommene Mensch, daher ist auch sein Wesen wahrhaft göttlich.“ Der einfache Lehrerverstand wird sagen: Wie soll das zugehn? Hat Gott einen vollkommenen Menschen geschaffen und also, da er doch wohl ein Adamssohn ist, zur Vollkommenheit gezwungen, warum hat er mich nicht auch vollkommen geschaffen? warum kann er mich jetzt nicht wenigstens vollkommen machen? Und wenn der Lehrer gläubig ist, wird er sagen: Ich kann mir wohl denken, daß der wahrhaftige Gott selbst, um unser Vorbild und Erlöser zu werden, auch wahrhaftiger Mensch ward; aber ein Ideal, das sonst nie unter uns entstanden wäre, könnte ich nicht für meines Geschlechts halten, und was vermöchte mir das Ideal zu helfen? — Es läßt sich dieser Theologie nicht einmal dadurch beikommen, daß man etwa sagte: Die Möglichkeit dieses Wundermenschen liegt in dem andern Wunder, daß Christus ohne Erbsünde geboren ist und also auf den Plan Gottes eingehn konnte, der vollkommene Mensch zu werden. Dagegen sprechen die Herren selber. Dem Worte Erbsünde wird zwar wieder das Zugeständniß gemacht, daß es der theologischen Speculation angehörig sei, aber es wird gewarnt, das Wort ja nicht in die Schule einzuführen, wo es der Pietät nur schaden könne. Und wie ganz unsinnig macht sich dann die Veröhnungslehre, „das in der Menschheit noch übrige Gute habe sich Gott als schulbig dargestellt und also die Strafe der Sünde, den Tod auf sich genommen.“ Jeder gesunde Verstand wird darauf antworten: So hätte Gott im Gegentheil dieses noch übrige Gute, nämlich Christum, belohnen und nicht in den Tod schicken müssen. — Vielleicht fragt der Lehrer auch: Wenn Christus der vollkommene Prophet gewesen ist, warum sagte er nicht gerade heraus, daß es keinen Teufel gebe? Wir würden uns fragen lassen, aber nicht der moderne Theolog. Zwar spricht der Verfasser bei diesem Punkt gerade wieder so, daß er mehreren Herren dient. Er nennt es nur vernünftig, auch gefallne und in der Sünde beharrende Engel anzunehmen, und giebt sofort den Rath: „Der Lehrer spreche so wenig als möglich vom Teufel.“ Ferner: „Die

ewige Verdammniß muß wegen der menschlichen Freiheit als möglich gedacht werden, — jedoch wir können uns die Liebe Gottes nur so denken, daß sie nie aufhören wird, das Verlorene zu suchen.“ Aber welcher Fragende würde nun eigentlich Aufschluß bekommen? Besser wußte darüber ein Hildburghäuser Seminaradministrator mit seinen Schülern zu verhandeln. Er fragte, ob sie nicht lieber die Lehre vom Teufel auslassen wollten? und als sie bejahten, fuhr er fort: Wir wollen doch zusehn, ob dies nicht gerade dem Teufel recht sein wird. Man möchte in der That urtheilen, dem Teufel müßte die Zeit der Hexengerichte weniger recht gewesen sein, als unsre dem Kampfe mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, ausweichende Zeit. — Wenn ferner dem Lehrer die Himmelfahrt Christi zweifelhaft gemacht wird, weil in etlichen Handschriften bei Lucas die Worte fehlten: „fuhr auf gen Himmel,“ so werden ihm die Zweifel an seiner Auferstehung, die das Buch in einer Anmerkung widerlegt, auch nicht zu verdenken sein. Protestiren müssen wir nun vollends, wenn der Lehrer in einem Lesestück den Kindern mittheilen soll, daß ein weiser Mann, vielleicht unter König Salomo, die — Fabel (so wirds wenigstens wegen Einführung der Schlange an einer andern Stelle genannt) vom Sündenfall Adams geschrieben habe. Einen Grundstein der heiligen Schrift, auf welchen Paulus seine Theologie baut, auf welchen der Herr selbst mehrmals hindeutet, wird kein evangelischer Pfarrer für seine Schule so schädigen lassen. Das Buch leistet überhaupt im Spazierenfahren alttestamentlicher Schriften das Mögliche. Man könnte wirklich die Manipulationen mit der Kirchenlehre noch eher dulden; aber man nehme dem Volke wenigstens nicht den Glauben, daß die Bibel das richtige Wort Gottes ist. Ein Bauer, der einen Pastor predigen hörte, die 11 Apostel hätten mit der Wahl des zwölften warten sollen, bis Paulus gekommen wäre, sagte mir nachher sehr ärgerlich: Was soll man da nur noch glauben, wenn sie einem Gottes Wort nehmen? Ein anderer, dem ich die Sündfluth aus naturwissenschaftlichen Gründen glaubhaft machen wollte, schlug mich lächelnd mit dem Worte nieder: „Es steht ja in der Bibel, warum soll ich's nicht glauben?“ — So können wir uns denn nicht sehr des Buches, nach welchem die Lehrer ihre Pläne machen sollen, freuen. Und doch singt man bei uns an jedem Gustav-Adolphs-Fest: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan.“

R. S.

#### Be richt ig u n g.

In Nr. 42 S. 491 Z. 16 v. u. lies: Colberger Angelegenheit. Vergl. S. 484 oben.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 7. Juni.

N<sup>o</sup> 45.

## Noch ein Friedensfestlied.

Mel. Nun lob', mein' Seel', den Herren.

Gott Lob! nun ist gekommen  
Des goldnen Friedens Freudenzeit.  
Der Herr hat weggenommen  
All' Angst und Noth und Traurigkeit.  
Nun kehren heim die Krieger  
Aus fernem Feindesland,  
Als ruhmbekränzte Sieger  
Geführt von Gottes Hand.  
Nun gilt es laut zu singen  
Von Gottes großer Macht,  
Ihm Lob und Dank zu bringen,  
Der uns das Heil gebracht.

Da glaubend wir gesungen:  
Hier Schwert des Herrn und Gideon!  
So ist es uns gelungen.  
Die Hülfe kam vom Himmelsthron.  
Der Herr mit seiner Rechten  
Stand unsrem Volke bei,  
Er half den Sieg erfechten,  
Macht uns nun froh und frei.  
Der scharfe Klang vom Eisen  
Weicht nun dem Lobgetöse.  
Auf, Psalter! Ihn zu preisen!  
Auf, Harfen, klinget schön!

Nun kommt und laßt uns beugen  
Zuerst voll Demuth Haupt und Knie  
Und laut vor Gott bezeugen,  
Daß Er den großen Sieg verlieh.  
Wir wären unterlegen  
Des argen Feindes Macht,  
Wo nicht mit Gnadensegen  
Der Herr sein Volk bedacht.  
Den Großen wie den Kleinen  
Gab Er den rechten Muth  
Und ließ Sein Antlitz scheinen  
In Schlachtendampf und Gluth.

Die glühne Ehrenkrone  
Auf unsres theuren Königs Haupt,  
Sie zeugt, wie Gott belohne  
Den Mann, der auf Ihn hofft und glaubt.  
Daß wir die Friedensreiser  
Nun schwingen froh empor  
Und jubeln: Heil dem Kaiser,  
Den uns der Herr erkor!  
Das danket, Herr der Heere,  
Dir heut' das ganze Land  
Und jauchzet: Gott die Ehre  
Mit Herzen, Mund und Hand!

O Herr im Himmelsthrone,  
Sieh nun Dein Volk in Gnaden an;  
Daß es in Frieden wohne,  
Hast Du so viel an ihm gethan.  
Im ganzen deutschen Lande,  
Das deine Huld vereint,  
In jedem Ort und Stande,  
Wo deine Sonne scheint,  
Laß heilen alle Wunden  
Und lindre jeden Schmerz,  
Laß allermwärts gesunden  
Des ganzen Volkes Herz.

Wo Friedensfahnen wallen,  
Da bist Du ja, o Herr, nicht fern  
Und hörst mit Wohlgefallen  
Das Stammeln deiner Kinder gern.  
So höre, was wir singen,  
O Herr, Immanuel,  
Und nimm, was wir Dir bringen,  
Den Dank von Israel.  
Gieß' aus des Himmels Wolke  
Des Friedens Segen aus  
Und hilf dem deutschen Volke  
Zum Heil im Vaterhaus.

Genthin.

A....



## Das Consistorium in Stettin und Dr. Hanne.

Die Nationalzeitung schreibt in Nr. 192. — Deutschland. Berlin, den 23. April: „Daß unsere evangelische Orthodorie sich von den Lehrsätzen der Unfehlbarkeit des höchsten geistlichen Lehramts, welche jetzt in der katholischen Kirche eine so tiefgehende Bewegung hervorrufen, nur sehr wenig unterscheidet und daß sie demzufolge ganz dieselben Irrungen und Gewaltthätigkeiten auch innerhalb der evangelischen Gemeinden hervorruft und nährt, welche die christliche Kirche immer mehr dem Verfall entgegenführen, dafür hat das Consistorium der Provinz Pommern neuerdings einen so eklatanten Beweis geliefert, daß wir uns nicht versagen können, seiner an dieser Stelle zu gedenken. Die mittelalterlichen Glaubensgerichte, welche heute selbst von katholischen Schriftstellern als ein Flecken in der Geschichte der katholischen Kirche bezeichnet worden, sind danach in aller Form innerhalb unserer evangelischen Kirche aufgerichtet. Der Absetzung des Pfarrers Schröder zu Freirachdorf durch das Consistorium zu Wiesbaden gefolgt die Versagung der Bestätigung für einen gewählten Geistlichen durch das pommersche Consistorium aus Gründen, welche einen so unevangelischen Buchstabenglauben zum Maßstab der Uebnahme des Lehramts in der Kirche machen, daß nothwendig alle Denkenden, welche ihren Geist nicht ganz in Bann und Abhängigkeit von gewissen Formeln geben wollen, aus der Kirche herausgetrieben werden müssen. Denn es ist klar, daß von der Erklärung, gewisse Dinge dürfen in der Landeskirche nicht gelehrt werden, nur ein Schritt ist zu der andern, daß sie auch nicht innerhalb derselben geglaubt werden dürfen. Die Geistesfreiheit, welche man heute dem Lehramt versagt, muß man nothwendig morgen den Gemeindegliedern verbieten, und so arbeiten die kirchenregimentlichen Behörden in einer Zeit, welche die dringendste und ernsteste Mahnung an die gegenseitige Achtung und christliche Liebe aller Volksgenossen ertheilt, geslistentlich an Zwiespalt und Entfremdung zwischen denselben. Wir entnehmen der „N. Stett. Ztg.“ über die jüngste Kegerrichterei des Consistoriums in Stettin Folgendes.“

Nach diesen schon genugsam kennzeichnenden Worten wird der lange, ziemlich ausführliche Bericht der „N. Stett. Ztg.“ über die Kegerrichterei abgedruckt. Es ist nicht die Aufgabe der folgenden Zeilen, das Consistorium in Stettin zu rechtfertigen; die Kirchenbehörde verdient für ihre Entschiedenheit den vollen, ganzen Dank jedes aufrichtigen Christen. Aber es ist ein wohl zu beherzigendes Zeichen der Zeit, wenn eine so viel gelesene Zeitung so schreiben kann, und man könnte sich fast wundern, daß eine nicht ohne Geschick redigirte Zeitung sich den confusen Bericht der „N. Stett. Ztg.“ aneignet, wenn man nicht wüßte, daß die Nationalzeitung vielfach unter einem Einfluß steht, der von der christlichen Religion kein Verständniß haben kann!

Der arme Dr. Hanne! Er kann unbekümmert sein, das Kegerricht in Stettin wird ihm keinen Schaden bringen, seine Schriften werden reißender fortgehen, der Ruhm seiner Gelehr-

samkeit, Ueberzeugungstreue, Geistesfreiheit wird durch die Lanbe bringen, und wenn ihm auch die Minder Pfarre entgeht, mündet er vielleicht in ein weit besseres Pfarramt ein. Die Kegerrichter sind heute zu Tage durchaus ungefährlich; die Kegerrichter sind es allein, die Gefahr leiden, sie müssen durch die Flammen einer feurigen Kritik gehen, während die Gerichteten wie Phönixe aus der Asche zu unsterblichem Nachruhm aufsteigen.

Dem Dr. Hanne wird seine Schrift vorgelegt und er wird gefragt, ob er den „historischen und idealen Christus“ als sein Erzeugniß anerkenne. Dieser Doctor ist ein ganz anderer Mann als Luther. Als letzterer am 17. April 1521 vor dem Kaiser und den Fürsten zu Worms sich zu dem Inhalte seiner Schriften bekennen sollte, hat er sich noch einen Tag Bedenkzeit aus — er that es auf die Gefahr hin, seinen Feinden verächtlich und seinen Freunden schwach zu erscheinen. Er rang im Gebete, und als er sich des Verdienstes seines Heilandes gewiß war und wußte, daß seine Sache Jesu Sache sei, sprach er am 18. die ewig dankwürdigen Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ So konnte er sprechen, weil er Gottes Hülfe gewiß war und weil „sein Gewissen in Gottes Wort gefangen war.“ Einer fremden Hülfe bedarf Dr. Hanne nicht, denn die Hülfe, welche Gott uns durch Christum geben, mag er nicht: „Somit nützt uns nichts der Glaube an ein fremdes Verdienst, sondern alles nur die Hingabe an den lebendigen Christus.“

Also die Hingabe an den lebendigen Christus! Aber der ist ja todt, denn der gehört ja derselben Species an, als wir. Darum ist er sicherlich gestorben, wie wir armen Wesen dieser Species einst sterben werden. Freilich das Exemplar dieser Species, das man Christum nennt, ist ein Prachtexemplar, Christus ist der Idealmensch. Aber auch Idealmenschen sterben, sie sind nur vorüberziehende, schnell vorübereilende, flüchtige Exemplare der dem Tode verfallenden Species. Wie gütig Dr. Hanne gegen den Weisen von Nazareth ist, ihn einen Idealmenschen zu nennen; nach seiner Anschauung ist der Rabbi von Nazareth allerdings ein Ideal, aber von Selbstverblendung, Hochmuth und Eitelkeit. Worin sonst — weiß man in der That nicht. Wunder hat er nicht gethan, die hat man ihm angedichtet, und das Gesetz und die Propheten hat er auch nicht aufgelöst, sondern gar nichts anderes als Sittengesetz hingestellt, als das Wort: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott, und du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften, und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Mrc. 12, 29 — 31. Von diesen Geboten, welche Moses aufstellt, sagt er ausdrücklich: „es ist kein anderes größeres Gebot, denn diese.“ Worin also Ideal? Daß er stirbt für seine Ueberzeugung, für die Wahrheit. Das haben außer ihm viele gethan; auch für die Lüge haben Tausende ihr Leben dahingegeben. Der Weise von Nazareth ist nur in der Selbstverblendung ein Ideal. Wie kann er sagen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem



himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Wie kann er ausrufen: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ War es nicht seine Pflicht, als er fragte: Wer sagt denn ihr, daß ich sei, und Simon Petrus antwortete: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, dem Apostel zu sagen: „lieber Petrus, du irrst mit deinen Ansichten, die du aus irgend einem Propheten fälschlich gezogen hast, ich bin der Idealmensch.“ Freilich Petrus war kein Doctor der Philosophie, er hätte das nicht verstanden. Anstatt den Petrus aufzuklären, sagt der Weise von Nazareth: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Als der Idealmensch vor Kaiphas steht — und das ist doch eine ernste Stunde, die am Ende auch der Hohepriester nicht leicht genommen — wird er befragt: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seist Christus, der Sohn Gottes?“ Warum sagt da der Heiland nicht: „Siehe, Kaiphas, jetzt ist es meine Pflicht, dir zu sagen, daß ich von derselben Species bin wie du, nur bin ich idealer veranlagt wie du. Ich bin der Idealmensch.“ Es läßt sich bezweifeln, ob Kaiphas darüber seine Kleider zerrissen hätte, was er that, als der Herr sprach: „Du sagst es. Doch sage ich euch: Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“

Das ist alles nicht aus dem Evangelium Johannis genommen, denn dies Evangelium ist nach Dr. Hanne keine Quelle für das Leben Jesu. Wahrlich, wie bequem machen es sich die heutigen Gelehrten! Aus Hegel und Vulgärrationalismus, aus Mythenhypothesen mit ein wenig Materialismus und Pantheismus junghegelischer Art machen sie dem *νόστος* einen Idealmenschen zurecht, welcher der Menschheit nicht von oben geschenkt, sondern von ihr selbst als die oberste Blüthe producirt ist, um sich an diesem ihrem eignen Schopfe aus dem Sumpfe der Sünde herauszuziehen. Was für diesen Idealmenschen in der h. Schrift nicht paßt, ist kritisch verdächtig; es wird einfach gestrichen, und wer am besten die Scheere einer vermeinten wissenschaftlichen Critik zu führen versteht, hat die größte Ueberzeugungstreue und die edelste Geistesfreiheit. Wozu die Sache bemänteln; es gilt, wie wenigstens Strauß ehrlich genug anerkennt, nicht einen Kampf zwischen Christenthum und Christenthum, sondern einen Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum. Wem aber eine solche Behandlung christlicher Lehre noch als Wissenschaft gilt, der mag es hinnehmen; der Geschmack ist verschieden. Ansichten und Meinungen, die mit der Zeitströmung harmoniren, als Wissenschaft und strenge Forschung hingestellt zu sehen, ist schon längst gebräuchlich. Wer will sich darüber wundern! Habeant sibi, wem der Ruhm dieser Wissenschaftlichkeit behagt, kann ihn billig haben!

Aber eine tief ernste Seite hat diese Angelegenheit. Mag

man die Kegerrichter auch als Dunkelmänner hinstellen — sie werden's wohl können extragen — und Dr. Hanne als ein Licht, von der evangel. Orthodorie verkannt und nicht begriffen; aber daß man keine Scheu hat, dort Heuchelei zu insinuiren, wo man für die Wahrheit streitet, und daß man nicht vor so elenden Sophistereien erröthet, mit denen Dr. Hanne die Ordinationsgelübde zu halten vorgiebt, das ist geradezu furchtbar. Der Mann, der den Johannes nicht als Quelle des Lebens Jesu anerkennt, muß doch über Evangelien aus Johannes predigen; der Mann, welcher Christum als Idealmenschen hinstellt, will am Ostertage sagen: der Herr ist wahrhaftig auferstanden; der Mann, welcher kein Verdienst Christi anerkennt, muß sonntäglich sprechen: „um des Verdienstes deines lieben Sohnes, Jesu Christi, unseres Heilandes willen“; der Mann, der die Grundlehren des Christenthums negirt, will sonntäglich sprechen: laffet uns mit der gesammten christlichen Kirche unsern allerheiligsten Glauben bekennen. Graut denn dem Dr. Hanne davor nicht! Mag er persönlich glauben, was er kann; die redlichen Zweifler, welche den Glauben als ein Werk des h. Geistes ansehen, und welche nicht vergessen, „es muß erbeten sein“, diese ringenden, kämpfenden Zweifler sind nicht die schlechtesten Christen geworden; aber wie man Sakramente verwalten kann und Diener einer Kirche sein will, die als ihren edelsten Schatz die Seligkeit durch das Verdienst Christi hinstellt, das ist unbegreiflich. Dann haben unsere Väter um diesen Schatz, „die Rechtfertigung durch den Glauben“, thörigter Weise gekämpft, dann ist die Reformation ein Rückschritt und Luther ein Dunkelmann, da er von diesem Glauben sagen kann: „darauf steht alles, das wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben.“

Selig soll die Hingabe an den lebendigen Christus machen. Mit dieser Phrase sucht man sich zu decken. Christus ist doch nicht in einem anderen Sinne lebendig als Plato, als Aristoteles, als Confuzius und Buddha; warum soll denn diese Hingabe selig machen? Er hat kein Verdienst erworben; er starb, wie Plato starb und wie Socrates dahin ging. Und doch ist das Wort „Hingabe an den lebendigen Christus“ ein köstliches Wort. Auch Paulus sagt: „Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“, aber er setzt hinzu, „denn was ich noch lebe im Fleisch, das lebe ich nur im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich selbst für mich dahingegeben.“ Wir können uns Christo nur hingeben, weil er sich für uns dahingegeben. Um unserer Sünden willen gestorben, um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt! Wo Vergebung der Sünden durch das Blut Christi ist, da ist Leben und Seligkeit. Was soll ein Idealmensch? in der Hingabe an ihn möchte man die bittere Enttäuschung erfahren, daß er auch Flecken hat. Man kann vielleicht einen Idealmenschen menschlich lieben; man kann sich auch begeistern für die Herren von Kunst und Wissenschaft; unsere Zeit ist nicht arm an solcher Schwärmerei; aber die Enthusiasten unserer Tage rügen sich nicht einmal für ihre Götter die Haut, wie doch die Baaldienner thaten, sie schwärmen nur. Petrus, armer Petrus, wie konntest du sagen: „den Für-



sten des Lebens habt ihr getödtet. Den hat Gott auferwecket von den Todten, deß sind wir Zeugen. Und durch den Glauben an seinen Namen hat er an diesem, den ihr sehet und kennet, bestätigt seinen Namen; und der Glaube durch ihn hat diesem gegeben diese Gesundheit vor euren Augen." Schwärmer Stephanus, welchen Idealmenschen sahst du denn, als du aufriefest: „Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen." Paulus, du warst ein rechter Dunkelmann, als du vor Festus von der Vergebung der Sünden und der Auferstehung Jesu sprachst; was du sahest, als du nach Damaskus zogest, um wider Christum zu streiten, war der Idealmensch, der dir erschien, und du littest — das hat Menan glücklich und weise herausgefunden — risum teneatis! — gerade an einer Augenkrankheit. Du konntest nicht gut sehen! Wenn du nur ein klein wenig Philosophie studirt hättest, würdest du wahrlich nicht gesagt haben: Mein theurer Felix, ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte. Du würdest dann wissen, wo Wahrheit und Vernunft ist. Diese Güter sind allein im Besitze derer, welche einem Idealmenschen sich hingeben.

Doch genug! Die Nationalzeitung sagt, nachdem sie das Referat der N. Stett. Ztg. gebracht: „wir können uns nur in aller Weise aneignen, was die N. St. Ztg. über dieses Glaubensgericht sagt“, und diese Auslassung lautet: „In einer Zeit, wo das Gemeindeleben so krankt und dahinsiecht, wie in der unsrigen, wo sich die große Mehrzahl der Gebildeten von ihrer Kirche gleichgültig zurückzieht, oder ihr mit tieferer Empfindung den Rücken wendet — in dieser Zeit reißt man die weit klaffende Wunde noch weiter auf und schlägt denjenigen ins Gesicht, die ein neues christliches Leben entfalten könnten, weil sie dem allgemeinen christlichen Bewußtsein der Gemeinden näher stehen. Die Orthodogie hat Kanzeln und Lehrstühle in überwiegendem Besitze, sie wacht mit eifersüchtigen Blicken über die Kirchenlehre, sie arbeitet mit großer Rührigkeit zu Gunsten veralteter und unverstandener Dogmen und eine Reihe von Cultusministern unterstützt sie darin seit 30 Jahren — was sind die Folgen? Die Mühe ist verloren, der ehemals stolze Bau des Protestantismus zerbröckelt zusehends unter den Händen der Orthodoxen. Sie haben die Katheder besetzt, sie haben die Jugend in ihren Händen, aber sie haben nicht die Zukunft. Dasselbe Volk, welches mit ungeahnter Kraft sich erhoben und seine sittliche, von wahrhaft christlichem Geist erfüllte Kraft bewährt hat, will nichts wissen von ihren unfruchtbaren Streitsägen über die Naturen Christi, über die Rechtfertigungstheorie und andere theologische Haarspaltereien. Das Volk ist christlich gesinnt, aber die Kirche verkennt diesen Sinn und verliert immer mehr die Fähigkeit, ihn zu veredeln und zu vertiefen.“

Was soll das heißen? „Die Mehrzahl der Gebildeten zieht sich gleichgültig von der Kirche zurück.“ Wer ist gebildet? Hat

der Unglaube mit seinem Unglauben auch die Bildung gepachtet? „Diejenigen sollen ein neues christliches Leben entfalten, welche dem allgemeinen christlichen Bewußtsein der Gemeinden näher stehen.“ Was ist das allgemeine christliche Bewußtsein der Gemeinden? Etwa die Zeitungsjournalistik? Etwa der Klatsch in den Bierstuben? „Veraltete und unverstandene Dogmen werden von den Kultusministern unterstützt.“ Alt ist doch an sich nicht schlecht, man liest ja in den Schulen auch noch Aelteres, als das neue Testament und veraltet ist das Alte wohl nur, weil die „Gebildeten“ unserer Zeit nicht mehr die Lust haben, das Alte zu verstehen? „Was sind die Folgen?“ Die Folgen sind, daß unsere Kriegsminister den Kultusministern danken, daß sie ihnen nicht solch verlodderetes Pack liefern, wie es nicht gar fern zu suchen ist, und daß die von solchen Kultusministern und deren Organen erzogenen Menschen Thaten gethan, wie sie die Geschichte noch nicht aufgewiesen. Ist es nicht ganz gut, daß wir solche Kultusminister hatten, welche dem „allgemein christlichen Bewußtsein“ nicht hulbigten? Selbst Strauß — man wird ihn ja als Gewährsmann gelten lassen — sagt, es sei in dem Staate Friedrichs des Großen ein Ministerium Mühlner eine seltsame Ironie und pietistische Generale etwas kurioses, aber immerhin hätten alle es so trefflich gemacht, daß man es schwerlich besser verlangen könnte. — „Rechtfertigungstheorien sind Haarspaltereien.“ Freilich für manchen mögen sie nicht so interessant sein, als Börsenberichte, aber wer es für eine Haarspalterei hält, sich klar zu machen, wie er vor Gott gerecht wird — ist gebildet? — „Die Welt ist christlich gesinnt, aber die Kirche verkennt diesen Sinn und verliert immer mehr die Fähigkeit, ihn zu veredeln und zu vertiefen.“ Wenn man nun sagte: „das Volk ist christlich gesinnt, aber eine gewisse Zeitungsjournalistik verkennt diesen Sinn und giebt sich alle erdenkliche Mühe, denselben zu untergraben und zu verflachen.“ Würde die Presse nicht ein Zetergeschrei erheben über solche Beschuldigung?

Doch genug der Fragen. Die N. Stett. Ztg. giebt sich viel Mühe, am Schlusse ihres Artikels die vollständige Lehrfreiheit aus dem formalen Princip des Protestantismus herzuleiten. Sie vergißt, daß das formale Princip nicht ohne das materiale ist. Darin hat es seine Grenze und seinen Werth. Sie spricht es aus: „die Bibel erklärt sich durch sich selbst.“ Wohl — dann aber insinuirt sie dem Dr. Hanne, nicht wegzulassen, was ihm gefällt, sondern gebe ihm ernstlich auf, die Bibel durch die Bibel zu verstehen und nicht durch vorgefaßte Meinungen. Im Uebrigen braucht der historische Christus den idealen nicht zu fürchten! „Die Sonne ist Sonne und bleibt Sonne, wenn auch die Nachteulen versichern, daß sie nichts von ihr sehen.“

Schn.

Gr.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Samstag den 10. Juni.

N<sup>o</sup> 46.

## Pietismus und Patriotismus.

Unter dieser Aufschrift ist im Württemberg. Kirchen- und Schulblatt von H. D. Sch. in St. ein Aufsatz erschienen, welcher dem Einsender Veranlassung giebt, dieses praktische und zeitgemäße Thema auch in weiteren Kreisen und von anderem Gesichtspunkte aus zur Sprache zu bringen.

Derfelbe wirft die Frage auf: darf man den natürlichen Gottes-Ordnungen in der Welt einen positiven Werth für das Reich Gottes zuschreiben? und zwar erstens: haben die Nationen als solche eine bestimmte Bedeutung für das Reich Gottes? Die Behauptung: „ein positives, entschiedenes Interesse für das Ganze seines Volks, für das Gedeihen desselben und für die politische Gestaltung desselben kann ein Mensch, welcher am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachtet, doch erst gewinnen, wenn dies Volk einen bestimmten Werth für das Reich Gottes hat,“ dürfte denn doch als eine selbst pietistische zu beanstanden sein. Eine Analogie für die Beurtheilung bietet das Interesse, welches ein Christenmensch an der Natur nimmt. Für ihn bildet sie nach dem Vorgang des Herrn in oberster Beziehung eine Symbolik für die Geheimnisse des Himmelreichs, welche — eben kein Compliment für das „reine Denken,“ den Vernunftdünkel — für unsere Erkenntniß der geistlichen Dinge normativ ist. Nur ein Beispiel. Die Frage: was ist Wiedergeburt? verhält sich der Mensch dabei nur empfangend oder auch mitwirkend? ist sie momentan oder successiv? ist das Bewußtsein der Gotteskindschaft mit ihr gegeben oder nicht? Diese zwischen der Kirchenlehre und dem Pietismus streitige Frage läßt sich nicht ohne Zurückgehen auf die leibliche Geburt der Entscheidung zuführen. Diese geistliche Anschauung der Natur als einer Symbolik des Reiches Gottes, schließt aber für den Christen die natürliche Anschauung der Macht, Weisheit und Güte Gottes in der Schöpfung nicht aus. Röm. 1, 19. 20. Aehnlich verhält es sich mit der Nationalität, d. h. der von Gott verliehenen Eigenart eines Volks. Auch sie ist ein Gefäß, in welches Christus seine Gnade ausgießen will — es sei nur an Luther, den deutschen Gottesmann erinnert — wiewohl die Nationalität, ohne welche die Individualität nicht zu denken ist, erst im zukünftigen Reiche Gottes zu ihrer vollen Entfaltung kommen wird: aber auch die Nationalitäten repräsentiren an sich selbst einen Reichthum göttlicher Gaben. Sollte nun ein

Christ, welchem um Christi willen Gott Vater, Schöpfer Himmels und der Erde um so lieber und näher ist, nicht auch für sein Volk, abgesehen von dessen Bedeutung für das Reich Gottes, mehr als nur ein ästhetisches und humanes, ein gottinniges Interesse haben? Es sei auf die Rede des Apostels in Athen verwiesen, in welcher er sich für die vorchristliche Welt, Apgsch. 17, 24—29 ganz auf den nationalen Standpunkt stellt. Wenn ein methodistischer Pietismus die *κρίσις ἀνθρώπων* (1 Petr. 2, 15) sauer ansieht, so ist eine solche Ansicht eben nicht eine normal christliche, zum wenigsten eine unreife.

Wenn so dem Christen für das Volk und die Nationalität, auch abgesehen von dem Reiche Gottes ein Interesse beigelegt wird, so ist dagegen die andere Frage: hat der Staat als solcher eine bestimmte Beziehung zum Reiche Gottes, ist auch er eine vorläufige Realisirung desselben? zu verneinen. Wenn dies fremden sollte, so ist zunächst zu erwidern, daß der Staat, wie er sich in der Wirklichkeit vorfindet, eine menschliche, Volk und Nationalität dagegen eine göttliche Schöpfung ist. Die Gründe, warum nicht der Staat, sondern ausschließlich die Kirche die vorläufige Realisirung des Gottesreichs ist, sind folgende.

Man hat sich vorzusehen, durch das Wort „Reich Gottes“ nicht in eine Confusion hineinzugerathen, welche zwei wesentlich verschiedene Dinge und Begriffe unter einem Namen vermengt. Allerdings ist die Staatsordnung auch göttliche Ordnung, sofern Gott ein Gott der Ordnung ist, 1 Cor. 14, 33; die Obrigkeit von Gott verordnet, Röm. 13, 1, participirt am Reiche Gottes, aber dieses Reich Gottes fällt unter den ersten Artikel, es ist das, was man das Reich der allgemeinen Gewalt und Herrschaft nennt, ein Reich des Gesetzes und Zwangs. Es ist nicht das Reich Gottes im neuteamentlichen, christlichen Sinne, welches ein Reich des Geistes und der Gnade ist. Wäre außerhalb der Kirche, wäre der jetzige Staat auch Reich Gottes, so hätte Jesus nicht mit der Predigt auftreten können: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“, so doch der Staat, als „vorläufige Realisirung des Gottesreichs“ schon zuvor vorhanden war. Wenn Jesus das Himmelreich mit einem Sauerteige im Mehl vergleicht, so sind ihm Sauerteig und Mehl nicht ein, sondern zwei Dinge, jener die Kirche als Trägerin der Gnadenmittel und des Geistes, dieses der Staat u. Der Rothe'sche Schluß, daß Christus König ist, also die vollendete Realisirung des Gottesreichs nach dem Schema des Staats erfolgen soll, ist eben eine solche Confusion;



wie reimt es sich zu dem Worte Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt?“ Der irdische Staat ist niemals, was das zukünftige Reich Gottes oder Christi ist; er bleibt immer in der gesetzlichen Sphäre, und wird mit dem Weltwesen, dem Ehestande u. einfach abgethan 1 Cor. 15, 24, ist also kein Vorbild für jenes. Der Gedanke eines christlichen Staats ist wohl etwas Herrliches, schließt aber nicht mehr in sich als 1 Tim. 2, 2 gesagt ist. Die Könige sollen Säugammen, Schirmherrn und Hüter der Kirche sein, Knechte Christi, nicht selbst Christi, nicht einmal abbildlich. Gott bewahre uns vor dem Cäsaropapismus, vor fürstlichem Eingriff in den Glaubensgrund der Kirche und ihren Bestand. Das Gottesgnadenthum darf den Christen wohl begeistern, ist aber nur ein Abglanz jenes Reiches der allgemeinen Gewalt und Herrschaft, ist auch — seien wir damit herzlich zufrieden — in der Vorstellung des christlichen Volkes nie mehr gewesen, soll auch nicht mehr sein. Christus ist König, aber nach der Ordnung Melchisedeks Priesterkönig, was kein Erdenkönig ist. Die Rothesche Theorie vom Aufgehen der Kirche im Staat hätte einem Theologen nie über die Lippen kommen sollen. Soll das Edle im Unerhabenen, das Wesen im Schatten aufgehen? Es wäre unbegreiflich, wie N. sie aussprechen mochte als christlicher Erbkaiser, zumal in unserer Zeit, dazu in dem fortschrittlichen Versuchslande Baden, wenn wir nicht in ihm einen Stubengelehrten vor uns hätten, welchem die Studirstube die Welt war. Zu bedauern ist, daß, wie es scheint, seine Staatstheorie auch in den Köpfen gläubiger Schüler steckt. Ein großes Licht hat einen großen Fugen, und „ein Weiser begehrt nie eine kleine Thorheit.“

Man möchte einwenden, daß ja doch alle Gewalt Christo übergeben, folglich der Staat mit dem Staatsoberhaupt ein Abbild Christi und seines Reiches sind. Allein dieser Schluß geht zu weit. Es ist durchgängig schon die erste Schöpfung auf Christum präformirt, darin liegt die Bedeutung des Natürlichen für das Reich Gottes; aber ihre Anlage ist noch nicht in die Erscheinung getreten. Die Natur um uns ist, wie oben schon bemerkt, eine Symbolik der Reichsgeheimnisse Gottes, aber sie ist noch verhüllt für uns und der Eitelkeit unterworfen. Die eheliche Gemeinschaft ist ein Abbild Christi und seiner Gemeinde, Eph. 5, 32: aber sie wird für den Einzelnen zur christlichen Ehe erst, wenn sie als solches im Glauben erkannt und geführt wird, ohne das bleibt sie ein natürliches Ding. So ist auch der Staat nach dem Schema des Reiches Christi angelegt (nicht umgekehrt, wie Rothe das Urbild zum Abbild stempelt) oder passender gesagt, er ist ein Schemen des Gottesreiches; aber er muß gleich der sichtbaren Welt und der Ehe vergehen, damit Christi Reich aufkomme und Gott alles in allem sei, 1 Cor. 15, 24. 28; und das um so mehr, als der Staat und das Reich Gottes verschiedener Natur sind, Joh. 18, 36. Der Rath Rothes, die Kirche soll im Staat aufgehen, ist ein Mord für das Reich Gottes, wie für die Kirche; acceptirt ihn der Staat, so wird er mehr als zur magern Ruh Pharaos — zum antichristlichen Thier.

Damit, daß gegen die Rothesche Phantasie vom Staate als einer vorläufigen Realisirung des Reiches Gottes neben der in der Kirche entschieden protestirt wird und protestirt werden muß, wird jedoch der Sinn des Christen für den Staat nicht abgeschwächt. Wir kommen auf die frühere Bemerkung zurück, daß, wie die Gnade die Natur nicht aufhebt, so auch der Glaube des andern und dritten Hauptartikels den Sinn für den ersten Hauptartikel und die natürlichen Ordnungen Gottes nicht ertödtet. Im Gegentheil erweitert der Glaube an die Rechtfertigung durch Christum Herz und Auge für die Welt, er schaut sie voll Gottes. Wer hat mehr Liebe für die Natur, Volk und Staat in sich getragen, als Luther; aber er hat zwischen dem Reiche der Welt und dem Reiche Gottes, dem ersten und den beiden andern Artikeln, und wieder zwischen dem Reiche Christi in dieser Welt, der Kirche, und dem zukünftigen Reiche Gottes reinlich geschieden. Wer sich damit in Luthers System einlebt, dem werden sich die scheinbaren Widersprüche in seinen Schriften, z. B. in Betreff der Ehe lösen, er wird damit auch aufhören, von Lehrperioden Luthers zu reden.

Eine dritte Frage ist die: „Hat die Wirksamkeit des christlichen Geistes, auch wo derselbe eine volle Befehrung noch nicht hervorgebracht hat, einen positiven Werth? hat der Kreis der noch nicht völlig Befehrten eine positive Bedeutung für das Gottesreich? hat das „unbewusste Christenthum“, auch wo nicht mehr ganz genau chemisch das Vorhandensein des specifisch Christlichen nachgewiesen werden kann, eine Wahrheit?“ Die Antwort ist eine bejahende, und zwar nicht bloß weil „in einer gottesfürchtigen Sittlichkeit Annäherungen an das Gottesreich gefunden werden können“, sondern weil diese gottesfürchtige Sittlichkeit und die in Werken sich kundthunende Liebe gegen den Nächsten und gegen Brüder (Matth. 25, 37—40) selbst nichts anderes ist, als eine Wirkung des in der Taufe ausgegossenen, durch die Kirche thätigen Geistes Christi. Sie ist ein Gewächs der Religion. Es giebt aber innerhalb der Christenheit keine religiöse Macht als die christliche, mag auch ihr Zusammenhang mit letzterer nicht von Person zu Person nachgewiesen werden, wie denn überhaupt das Reich Gottes inwendig sich dem Blicke entzieht. Allein — eben weil sie aus dem Geiste Christi in der Kirche, aus der christlichen Predigt irgendwie erwachsen ist, kann sie nicht in ein feindseliges Verhältniß zur christlichen Kirche und zum christlichen Glauben treten, und es ist ein anderer Grundirrtum Rothes, dieses unbewusste Christenthum auch denen beizumessen, welche als offene Feinde die Kirche befehdet und unterminiren. Mögen sie später errettet werden, in ihrer Opposition gegen die bewusste christliche Wahrheit sind sie Welt. Den Entscheid über die vorliegende Frage hat der Herr in den Worten gegeben: Wer nicht wider uns ist, ist für uns, und: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Daß sich auch unter den Pietisten Patrioten finden in vollem Sinn, wird niemand schlechtthin bestreiten. Daß sie in der Pflicht des Gehorsams und der Fürbitte für die Obrigkeit, in der Hülfeleistung gegen die Elenden im Volke hinter keiner



Partei zurückbleiben, ist allbekannt, daß dagegen dem Pietismus als Richtung der Patriotismus d. h. der „Sinn für das Volk im Ganzen, für seine geschichtliche Aufgabe und Bedeutung, seine Gesamtgestaltung nach außen und innen, seine Wirksamkeit und eigenthümliche Stellung in der Welt“ abliegt, daß ihm „für die Kirche als Ganzes und noch mehr für staatliche und bürgerliche Ordnungen ein eingehendes Verständniß“ abgeht, daß er sich für sie nur soweit interessiert, als er sie für das Reich Gottes von Belang hält, ist nicht in Abrede zu stellen. Worin liegt der Grund dieser Erscheinung?

„Der Pietismus ist wie die Reformation aus dem wieder aufwachenden Interesse für die Frage: was muß ich thun, daß ich selig werde? entstanden. Wie die Reformation selbst stellte er das subjektive Seligkeitsinteresse in erste Linie, nur mit dem Unterschiede, daß (gegen die doch mehr eine theoretische Antwort auf die große Grundfrage darbietende Reformation des 16. Jahrh.) hier sich dieses Interesse bestimmter noch mit dem anderen (praktischen) verband, auch Anderen zur Seligkeit zu helfen.“ Warum nun beschränkte er wieder andererseits die Art und den Kreis seiner Wirksamkeit der Reformation gegenüber dadurch, daß er sich vor allem das Geschäft an den Einzelnen angelegen sein ließ? Die Antwort: „seine Schwäche der relativen Gleichgültigkeit gegen die großen Gemeinschaften (Kirche und Staat) und der Unterschätzung der ersten Schöpfung (des natürlich Guten) hängt mit seiner Stärke, dem Ernst des Seligkeitsinteresses und dem Eifer, die Gläubigen (in der Kirche in ein Kirchlein) zu sammeln, innig zusammen“ — diese Antwort ist zum wenigsten nicht genügend. Warum hat er in seinem Eifer die Regel des Herrn: das eine thun, das andere nicht lassen, nicht befolgt? warum über dem Einzelnen das Ganze liegen lassen? Diese Frage drängt sich um so mehr auf, als er mit der theoretischen Antwort auf die große Grundfrage nicht die Arbeit der Reformationszeit hatte, sondern sie ihm von letzterer als reife Frucht in den Schooß fiel; als ihn auch die andere Tiefenarbeit der Reformationszeit, die der Gründung, Verfassung und Ausbreitung der Kirche im Ganzen und Einzelnen, die des Schul- und Armenwesens nicht in Anspruch nahm. Weist dieser äußere Unterschied zwischen dem Pietismus und der Reformation nicht auf einen inneren hin?

Nachfolgende Beantwortung dieser Frage trifft der Vorwurf unbefugten Nichtens nicht. Schreiber gehört dem Pietismus, und zwar dem alten kirchlichen, von den Vätern her an; er ist in demselben aufgezogen und in den pietistischen Kreisen aufgewachsen; der Pietismus ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen; er hat ihn in sich selbst durchgelebt; und wenn er im Gange der Entwicklung, welche ja normaler Weise immer die vermittelte Rückkehr in den Ursprung ist, über den Pietismus hinaus zur kirchlichen Richtung sich gewandt hat, so verkehrt er doch noch in Liebe mit den Pietisten. Es ließe sich nun nicht mit Unrecht sagen: der Pietismus habe sich diese Beschränkung aus einer Art Verzweiflung auferlegt, aus Verzweiflung an der Welt, welche eine Besserung des Ganzen nicht hoffen lasse, aus

Verzagung an der eigenen Kraft, aus Verzweiflung an der Genugsamkeit der ordentlichen Mittel, der Predigt des Wortes und der Verwaltung der Sakramente, in welche ihn die todte Orthodorie hineingeführt. Allein auch diese Antwort ginge weder in die Tiefe, noch würde sie zur Erklärung des Ganzen und des Beharrens des Pietismus in seiner Beschränkung genügen. Der Unterschied zwischen der Reformation und dem Pietismus liegt vielmehr im beiderseitigen Verhältniß zum Glauben an die Rechtfertigung durch den Glauben. Das Reformationszeitalter lebte in diesem Glauben, und blickte im Frieden der Rechtfertigung frisch, fröhlich und frei in die Welt hinein, es hatte in solchem Glauben an das Heil Muth und Hoffnung für das Ganze, für Kirche und Staat. Nach der leidigen Weise der Welt erlahmte die evangel. Christenheit, hielt an der Rechtgläubigkeit fest, aber ohne Leben. Der Pietismus reagierte gegen die todte Orthodorie und drang auf Heiligung, zwar ohne den Grund der Rechtfertigung umzustoßen, aber auch ohne ihn tief und sicher in sich zu legen, das ist nach sattem Erfahrung der Fehler des Pietismus bis heute. Theoretisch hält er an der evangel. Lehre von der Rechtfertigung, wiewohl es auch an solchen Parteien nicht mangelt, welche Heiligung und Rechtfertigung vermengen; aber er sitzt im Artikel der Rechtfertigung nicht fest, weil er, anders denn der Apostel: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe 2c.“ schon mit ihm fertig zu sein meint, und es weder zur Uebung, noch auch nur zur Klarheit in demselben bringt. Ist das Bild erlaubt, so läuft und kucht der Pietismus, weil er ja das Reiten schon gelernt habe, in Heiligungsbemühungen neben dem Rosse her, um sich nach jeweiliger Ermüdung auf dasselbe zu schwingen. Das Gleichniß zu deuten, findet es der Pietismus in seinen Erbauungsstunden nicht nöthig, den Artikel von der Rechtfertigung zu treiben, weil der ja zu Grunde liege, kann es auch nicht, weil er nicht in der Uebung steht, sondern ergeht sich dafür leichter Weise in Reden über christliches Leben, Erfahrung und Heiligung, bis er am Ende im Gefühl der Ermüdung damit schließt, daß eben doch die Gnade Christi allein uns übrig bleibe. Alle Heiligung ohne festen Grund in der Rechtfertigung ist ein gesetliches Treiben, das Gesetz macht kleinmüthig und zaghaft. Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde: es richtet den Blick auf die Sünde, und unterscheidet selbst in äußeren Dingen zwischen rein und unrein, wie das levitische Gesetz.

Wer den Pietismus aus Erfahrung kennt, wird das Gesagte bestätigt finden. Er rühmt die Gnade und Liebe des Sünderheilandes; aber der Hochgesang der lutherischen Kirche, die Rechtfertigung, welche die Sünde gar vor Gott aufhebt, wird nicht oder nur matt und schwach gehört. Im Natürlichen tritt ihm vor allem das Sündliche, welches der Mensch ihm anhängt, zu Gesicht, der Rest ist für ihn ohne Bedeutung, eben weil er Natur und nicht Gnade, nicht Wiedergeburt ist; ein inniges Interesse vermag er ihm nicht abzugewinnen. Der Staat ist ihm eine nöthige Ordnung, der er aus Gehorsam gegen Gott und sein Wort unterthan ist, er betet für König



und Obrigkeit, theilhaftig sich auch an bürgerlichen und politischen Angelegenheiten, wo er es nothwendig erkennt; aber er ist ihm eben das Weltliche, welches ein Christ den Andern überläßt, um nach dem Reiche Gottes zu trachten. Das Volk ist ihm der große Haufen, mit dem er nur durch fleischliche, nicht durch geistliche Bande vereinigt ist, dessen Eigenart und Weltstellung ihm nicht ins Reich Gottes hineinhilft. Die Kirche steht ihm zwar mit dem Reiche Gottes in Zusammenhang, er hat für sie ein weiteres Interesse; aber auch in ihr als geschichtlicher Anstalt, als großer Gemeinschaft tritt ihm vor allem das Aeußerliche und der Tod vor Augen; er zieht durch die Hallen der „einen heiligen christlichen Kirche“ hindurch in die „Gemeinschaft der Heiligen,“ wo es ihm warm wird, er besucht die „Stunde“ wöchentlich drei, viermal, bis er die Kirche einmal besucht. Pietisten, wie der Vater des Verf., welcher zeitweise wohl die „Stunde,“ aber nicht die Kirche missen konnte, noch als Achtziger, da er den Weg zur nahen Kirche nur unter Ausruhen im Orte gehen konnte, die Wochengottesdienste besuchte, einmal über der Zumuthung, aus dem Gottesdienste eines grobübgerlichen Geistlichen lieber wegzubleiben, in Flammen gerieth, und eher zu Pontius und Pilatus ging, ehe er sich und der Gemeinde einen Theil der Gottesdienste verkümmern ließ, sind Ausnahmen im Aussterben. Wenn der Pietismus auch Kirche und Gemeinschaft der Heiligen verbindet, so hält er sie doch in der Weise auseinander, daß ihm jene der Vorhof, diese in seiner Beschränkung das Innere ist, der Meinung, letztere könne im Nothfall auch losgelöst von der geschichtlichen Kirche bestehen. Was die Kirche außer der ideellen Gemeinschaft der Heiligen ist, macht ihm keine Gedanken. Daß sie nach des Herrn Wort die von ihm selbst mittels des erwählten Zeugen auf das geoffenbarte (formulirte) Bekenntniß gegründete Gemeinde ist, Matth. 16, 16—18, daß der Schatz nicht ohne den Aker, das Himmelreich nicht ohne die Kirche zu erkaufen ist, Matth. 13, 44, ist ihm unbekannt. Auf allen Gebieten weht ihn kalte Luft an, vor welcher er sich in sein Kirchlein zurückzieht, und sich nur an die Rettung Einzelner wagt.

Aus dem Seligkeitsinteresse hervorgegangen, ist der Pietismus Leben und verdient als eine Geburt aus dem Geiste unsere Liebe; aber er ist nicht das Ziel, sondern nur Durchgangsstufe. Sollte es auch gelingen, ihn zur Erkenntniß der Schwäche seines Patriotismus zu bringen, so ist es ihm doch nicht gegeben, sich ihr zu entziehen, es sei denn, daß er über sich hinausgehe, und, wie er aus der Kirche hervorgegangen ist, sich mit der Fülle des Geistes und Glaubens der Reformationszeit taufen lasse. Ohne das wird der Pietismus, zumal bei zunehmendem Abfall vom Glauben, bei der fortschreitenden Entchristlichung des Staats und des Volkslebens in seiner bisherigen Haltung beharren und nur vorübergehend und auf besonderes Andringen aus ihr heraustreten.

D.

E.

## Ueber Missionsstunden.

Der Herr hat in dieser unserer Zeit seine Christenheit zu treuerer, fleißigerer Arbeit im Werke der Mission erweckt. Um so mehr ist es Pflicht eines jeden Einzelnen, namentlich jedes Pastors, bei den vielfachen Anregungen zu thätiger Betheiligung an dem Werke der Mission, die an ihn durch den die Kirche durchdringenden Missionsruf des Herrn ergehen, sein Ohr nicht dagegen zu verschließen, sondern mit Fleiß und Treue an diesem wichtigen, von dem Herrn in hervorragender Weise befohlenen Werke zu arbeiten, damit er nicht die Schuld wissentlichen Ungehorsams und absichtlicher Verstockung gegen das Gebot und Anklopfen des Herrn auf sich lade. Rechte Arbeit für die Mission, auf die der Herr seinen Segen legen kann, muß aber gelernt werden; man bedarf hiezu einer An- und Zurechtweisung, sonst wird man beim besten Willen nicht viel leisten, wenig Frucht schaffen, seine Gemeinde wenig für das Werk des Herrn erwärmen; ja es dürfte der für die Mission angeregte Wille bald erschaffen, wenn man sich nicht die rechten Wege zu einer segensreichen Thätigkeit weisen läßt. Eine solche vortreffliche, höchst lehrreiche, das ganze Herz für diese heilige Sache erfassende und erwärmende Anweisung giebt die Denkschrift über Aufgabe, Arbeit, Segen und Bedürfnisse der Berliner Missionsgesellschaft. (Preis 1 Sgr. — zu beziehen Berlin im Missionshause, Sebastianstr. 25.) Es giebt wohl kaum eine zweite Schrift, die so in aller Kürze in das Werk der Mission einführt, die große Aufgabe so klar vor Augen stellt, eine allgemeine Kenntniß und einen Ueberblick der ganzen Arbeit gewährt, und ebenso die Pflicht zur Missionsthätigkeit in Herz und Gewissen schiebt, als die rechten Wege dazu anweist. Wiewohl schon vor 2 Jahren bei seinem Erscheinen vielfach auf das Schriftchen hingewiesen wurde, so verdient dasselbe doch, daß man wieder von Neuem darauf aufmerksam macht, und nicht bloß zum Lesen desselben auffordert, sondern zur Herbeiführung einer so geordneten Arbeit für die Mission ermahnt, wie uns dieselbe hier vor Augen gestellt wird. Das Hauptmittel, dies herbeizuführen, ist das regelmäßige, monatliche Halten erwecklicher und erbaulicher Missionsstunden. Aber da hört man so vielfach die Klagen der Pastoren, die Missionsblätter bieten so Weniges, was man fruchtbar zu einer erbaulichen Missionsstunde verwenden könnte; es sei daher so äußerst schwer, anregende Missionsstunden zu halten. Es wird ferner darüber geklagt, daß die Missionsstunden so wenig besucht werden, und dies auch in Gemeinden, die nicht todt sind für dies Werk, in denen vielmehr nicht unbedeutende Gaben für die Mission zusammengebracht werden. Ja das Halten der monatlichen Missionsstunden kann zu einer schweren, drückenden Last für den Pastor werden. Schreiber dieses hat eine Zeitlang darunter geseufzt. Die Liebe für die Mission, das Bedürfniß, für dieselbe auch in der Gemeinde zu wirken, das Gewissen halten dazu an, die Missionsstunden nicht ausfallen zu lassen; und doch fühlt man's deut-

Beilage.



lich, daß es nicht in der rechten Weise getrieben wird, daß es vielfach ein schweres, mühsames Gesezeswerk ist. Welche Arbeit hat allein das Suchen nach einem passenden Stoff bereitet, und wie oft ist derselbe nicht so, wie man es wünschte, gefunden; wie wenig befriedigend ist solche Arbeit! Wie mancher Pastor hat das Halten der monatlichen Missionsstunden mit der Zeit ganz aufgegeben, weil ihm die Sache aus dem angeführten Grunde zu schwer wurde, und weil solche ohne rechte Freude und Befriedigung gehaltene Stunden nur wenige Theilnehmer herbeiziehen konnten. So geschieht es, daß in den Missionsstunden an vielen Orten, wo sie noch gehalten werden, kein rechtes Leben ist, und dieselben auch kein Leben, keine Liebe, keine rechte Thätigkeit für dies heilige Werk bewirken können. Da kann das Werk des Herrn nicht wachsen und zunehmen; es kann vor Allem nicht bewirkt werden, was als Ziel unserer Arbeit uns vor Augen stehen muß, die Mission wird und kann auf diese Weise niemals die gemeinsame Arbeit der ganzen Gemeinde werden, soweit dieselbe christlich angeregt ist (die völlig Ungläubigen werden natürlich von vornherein ausgenommen).

Soll das Werk der Mission in unsern Gemeinden gedeihen, so muß es mit dem Halten der monatlichen Missionsstunden besser werden. Aber wie kann dies geschehen, und wie kann den genannten Uebelständen abgeholfen werden? Auf die allereinfachste Weise dadurch, daß man sich eine genaue Kenntniß der ganzen Arbeit einer Missionsgesellschaft durch Durcharbeitung der geeigneten betreffenden Missionschriften, von denen ich weiter unten sogleich einige bezeichnen will, aneignet. Dies gewährt sogleich den Nutzen, daß das Lesen der betreffenden Missionschriften angenehm, interessant und fruchtbringend wird. Man hat für jede Missionsstation ein Interesse gewonnen, kennt die Entstehung derselben und die einzelnen Persönlichkeiten, von denen die Rede ist, weiß, wie lange der Missionar an dieser und jener Seele gearbeitet hat; welche Freude, wenn es nun heißt: „der Herr hat ihr das Herz aufgethan, daß sie darauf Acht hat!“ Wie fühlt man die Sorge und Mühe des Missionars so ganz anders mit und theilt seine Freude auch bei geringem Wachstum des Werkes Gottes, hat Interesse auch für kleines äußerliches Gedeihen der Station! Und damit erst ist man ein wirklicher Mitarbeiter bei dem Werke der Mission geworden; aus solcher Kenntniß und Theilnahme für das heilige Werk quillt das brünstige unablässige Gebet für die Mission wie frisches Wasser aus der nie versiegenden Quelle; dann ist man fähig und ausgerüstet, auch Andere für diese heilige Sache zu erwärmen in anregenden Missionsstunden. Dieselben werden nun mit einem andern Herzen gehalten, mit leichter Mühe und großer Freude. Da ist nicht mehr ein mühsames Suchen nach interessantem Stoff und erbaulichen Erzählungen aus diesem und jenem Gebiet der Mission; man hat vielmehr davon einen reichen Vor-

rath für viele Jahre; im Großen und Ganzen übersieht man den Stoff für die monatlichen Missionsstunden von mehr als einem Jahr und hat sich jedesmal nur in einen Theil der bekannten Missionsarbeit und in die Details derselben genauer zu versenken; vier Wochen hat man Zeit und Muße, sich auf gefällige anregende Erzählung der betreffenden Missionsgeschichten vorzubereiten. Welche Freude bereitet diese Missionsarbeit alsdann dem Pastor selbst. Wenn dann auch treulich das Gebet geübt wird, so wird es der Herr an Früchten nicht fehlen lassen.

Schreiber dieses hat sich mit der Arbeit der Berliner Missionsgesellschaft genau bekannt gemacht und den Vortheil und Segen davon für die Missionsstunden und für die Missionsthätigkeit der ganzen Gemeinde erfahren. Folgende Bücher sind dazu nöthig: Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika (2½ Sgr.); Maleo und Sekakuni (10 Sgr.); Wangemann's Reisejahr in Südafrika (2 Thlr.). Das letzte Buch ist zugleich als Grundlage für die monatlichen Missionsstunden in folgender Weise benützt: Erste Stunde: Nach einer Einleitung über die Berliner Missionsgesellschaft und Wangemann's Reise, wurde von den Anfängen der Mission in Südafrika erzählt, über Land und Leute — große Versündigung der Christen gegen die Heiden — der holländische Bauer und Mission (S. 41. 57. 102. 127. 128 u. a. St. m.) — Erzählung vom Birnbaum in Gnaden-thal (S. 32) — Segensreiche Thätigkeit der Brüdergemeinde daselbst (S. 29—37). Zweite Stunde: Wangemann's Besuch der Stationen der Rheinischen Missionsgesellschaft gab Gelegenheit, von der gesegneten Thätigkeit dieser in Süd-Afrika zu erzählen. Dritte Stunde: Wangemann in Amalienstein, Zoar und Lady-Smith. Es wurde zuerst nach der kleinen Missionsgeschichte die Gründung der Stationen erzählt; dann, wie W. es gefunden und wie anregend sein Besuch gewirkt hat. Schöne Früchte lebendigen Christenthums, an einzelnen Persönlichkeiten dargestellt, ebenso die Schwierigkeit der Arbeit, bei der nur mit viel Geduld und Mühe, sowie mit stetem ernstem Gebet die mächtigen Vollwerke Satans überwunden und die Sache des Herrn fortgeführt werden kann, läßt sich anschaulich und erwecklich an Geschichten aus dem Tagebuch vor Augen stellen. Man lese nur das Buch mit der Feder in der Hand und versäume nicht, erbauliche Geschichten sogleich zu notiren.

In dieser Weise ist in den Missionsstunden die Reise durch alle Missionsstationen in Südafrika behandelt. Die Berliner Missionsberichte von 1868 an geben die weitere Entwicklung einer jeden Missionsstation an. Ist man mit der Darstellung des ganzen Missionswerkes zu Ende gekommen, so kann man sogleich wieder von Anfang anfangen und nach den Berliner Missionsberichten von den Stationen erzählen, deren Entwicklung in der Zeit besonders vorgeschritten ist, und wo sich besonders wichtige Ereignisse zugetragen haben, oder neue Stationen ge-



gründet sind. Da geht der Stoff nie aus; denn dem Herrn sei Dank, das Werk steht nicht still; wir können rühmen: der Herr hat Großes unter den Heiden gethan durch unsere Glaubensboten bis in die letzte Zeit, wie auch aus den Berliner Missionsberichten dieses Jahres zu ersehen ist. Das Halten dieses Missionsblattes, das für 12 Sgr. bei jeder Poststation bestellt werden kann, sei hiermit bestens empfohlen. Möchten doch auch die oben genannten Bücher bald in jedes Pastorenhaus einkehren und von da aus einen Segen bringen über die ganze Gemeinde. Jeder Pastor müßte es für nöthig halten, zur Anschaffung von Missionschriften jährlich ein Paar Thaler zu verwenden.

Zum Schluß sei hier noch die Bücheranzeige aus Nr. 5 der Berliner Missionsberichte erwähnt: „Lebensbilder aus Südafrika von Dr. Wangemann. Erster Band 358 S. mit 12 Bildern in Pappband à 20 Sgr.“ In diesem Buche sind zwölf Lebensbilder aus der Mission also gezeichnet, daß jedes einzelne für eine oder zwei Missionsstunden zubereiteten Stoff darbietet. Die einzelnen Lebensbilder sind auf geringerem Papier auch als Traktate einzeln gedruckt, und es wird sicher eine lebendige Erweckung des Missionsinteresses in der Gemeinde bewirken, wenn, nachdem ein Lebensbild Gegenstand einer Missionsstunde gewesen ist, eben dasselbe in der Traktatform in möglichst vielen Exemplaren in der Gemeinde verbreitet wird. Jeder Traktat kostet bei einem Umfange von 1—2½ Bogen 1 bis 2 Sgr. alle 12 zusammen 12½ Sgr. Die Ueberschriften sind: 1. Jan Masabi, der todesmuthige Held. 2. Jakob Mantladi, der tiefe Denker. 3. Martinus Sewuschan, der muthige Bekenner. 4. Joseph Kathedi, der blinde Seher. 5. Die Menschenfresser im Vapedilande. 6. Bekehrte Menschenfresser auf Botshabelo. 7. Drei Königsöhne. 8. Drei Königsfrauen. 9. Jakob Makuetle, der kühne Flurschütz. 10. Die Flucht nach Leydenburg. 11. Die alte Großmutter und ihre Enkel. 12. Die Gläubigen im Gefängniß.

Anmerkung. Die genannten Bücher sind im Berliner Missionshause, Sebastianstraße No. 25 zu haben, und werden bei Bestellungen von wenigstens für 2 Thlr. portofrei zugesandt. Für Ost- und Westpreußen ist ein Depot sammtlicher Berliner Missionschriften bei Pfarrer Wendland in Liebwalde bei Christburg, welchem es eine Freude ist, den Brüdern mit Zusendung der Bücher und Schriften dienen zu können.

## Die lutherische Pastoral-Conferenz in Pr. = Eylau.

Die auch in der Evangelischen Kirchenzeitung angekündigte lutherische Konferenz hat am 9. und 10. Mai in Pr. = Eylau stattgefunden. Die Betheiligung war den Verhältnissen entsprechend, und zahlreiche Schreiben berechtigen uns zu der Hoffnung, daß künftige Konferenzen noch weit zahlreicher werden besucht werden.

Die einleitende, aus Gottes Wort tief geschöpfte Ansprache über die in der Einheit mit dem Herrn wurzelnde brüderliche Einheit wurde von dem Präses, Superint. a. D. Warschuszky gehalten und hob besonders das scharf hervor, wie nicht wir es seien, die Trennung anrichten und wollen, wie die lutherische Kirche die rechte Unionskirche sei, eben darum aber halten müsse, was sie hat. — Der Vortrag des Superint. a. D. Günther über Art. IV der Augustana gab in ausführlicher Darlegung eine gründliche Erklärung über diesen hohen Hauptartikel des lutherischen Bekenntnisses, die durch ihn ganz allein und voll dem dreieinigen Gott unsres Heils die Ehre gebe, der aus Gnaden in Christo die Erlösung vollbracht, aus Gnaden durch Wort und Sakrament den Glauben in uns wirkt, jeden Rationalismus und Pelagianismus also ausschließt. Die kurze, an den Vortrag sich anschließende Diskussion konnte keinen andern Inhalt haben, als die vollste Zustimmung zu dem Gegebenen zu bezeugen und es in einigen Beziehungen näher auszuführen. Sie betraf vor Allem die Stellung dieses Artikels zu den drei ersten der Augustana, von denen er nicht losgerissen, ohne deren gewissenhafte Behauptung er nicht als das Alles beherrschende Princip unsres Bekenntnisses anerkannt werden dürfe, weiter die bekannten Abweichungen des sel. Hengstenberg in Bezug auf diesen Artikel, und endlich das Verhältniß der materialen Seite des evangelischen Princips zur heiligen Schrift und zum Wort der Kirche.

Glauben und Liebe gehören untrennbar zusammen. Daran folgte nun ein Vortrag über die Liebesthätigkeit im Felde, von Pfarrer Lindner, einem eifrigen Freunde und Diener der innern Mission, auf Grund der fleißigsten Studien gegeben. Und daran schlossen sich als eine sehr willkommene Ergänzung Mittheilungen des Freiherrn von Albedyll, der selbst die ganze Kriegszeit hindurch als Johanniter in Ausführung der verschiedensten Aufträge, hier große Lazarethe einrichtend, dort als Krankenwärter die niedrigsten Dienste verrichtend, dann wieder den Transport von über 7000 Verwundeten durch Belgien leitend thätig gewesen, über die Arbeiten der Johanniter im Felde.

Der zweite Konferenztag wurde durch eine köstliche Ansprache des ehrwürdigen Superintendenten Krah über Joh. 18, 37. 38 eröffnet. Gottlob, daß wir einen allmächtigen König haben, dem doch die Zukunft gehört. Gottlob, daß wir einen barmherzigen König haben, der sein gefangenes Volk erlöst hat und in dessen Liebe sich gut ruht. Gottlob, daß er Allen, die aus der Wahrheit sind, seinen Geist gibt, der in alle Wahrheit leitet, sie aus Licht in Licht, sie zuletzt in das Reich führt, wo vollkommenes Licht ist. Das war die Antwort, die das Wort des am Ende einer langen gesegneten Laufbahn stehenden Greises in aller Herzen weckte. — Und nun wurde uns die reichste Gabe zu Theil, die die Konferenz uns brachte. Professor Grau hielt uns einen Vortrag oder nein, er legte vor uns ein begeistertes Zeugniß ab von Christo Jesu. Zum Loben und Preisen riß er uns in gewaltiger, aus der Tiefe eines nichts als Christum wissenden Herzens quellenden Rede fort, zum Loben und Preisen



gegen den Herrn, der uns die Gnade gegeben, daß wir in einer so großen Zeit leben, wo Gottes Wort wieder im Schwange geht, wo es an den 7000 nicht fehlt, wo es den Seinen auch an dem Hohn und Haß der Feinde und der Halben nicht fehlt, zum Zeichen, daß sie rechte Jünger des Kreuzträgers sind. Zum Loben und Preisen riß er uns fort gegen den Herrn, der uns die Gnade gegeben, daß die lutherische Kirche allein und voll die rechte Antwort habe auf die große Frage, die hinter allen politischen, theologischen und kirchlichen Fragen steht, an der jeder Einzelne und jede Confession gerichtet wird: wie dünket euch um Christo? Aber dann rief er uns auch zur Gewissensprüfung auf, ob denn unser Bekenntniß ein Aussprechen unsers Glaubens sei, ob auch unsere Theilnahme an diesen Conferenzen nicht in bloßem Conservatismus, nicht in Lust an theologischem Streit, nicht in Insubordination ihren Grund habe, sondern ob einzig und allein das Schauen auf diese eine Frage uns bewege. Und dann führte er uns ein in die Arbeit der heutigen Theologie, den falschen verzerrten Christusbildern unserer Zeit gegenüber, auch in den Gebildeten unter den Verächtern wieder Interesse an dieser Frage zu wecken und ihnen das Auge zu schärfen zur Erkenntniß seiner Herrlichkeit. Und indem er uns nun redete von dem Gewissen Jesu und auf Grund der Zeugnisse Jesu von sich selbst bei den Synoptikern ihn als den zeichnete, der bei der schärfsten und tiefsten Erkenntniß von dem was Sünde sei, doch von keiner Sünde gewußt, auch nicht in Gethsemane, auch nicht auf Golgatha, da gings gewiß allen Hörern wie mir, daß ich anbetend vor ihm mich neigte und des Apostels Wort nachsprach: einen solchen hohen Priester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher denn der Himmel ist!

Den Schluß des Programms bildete die Frage nach unserer Stellung zu der von der Kirchenbehörde intendirten Verfassung. Das Referat hatte Graf zu Dohna-Schlodien, das Correferat Pf. Lehmann übernommen. Beide waren einig in der Erkenntniß, daß diese Verfassung, in unionistischer Tendenz entworfen, die schwersten Gefahren in sich berge nicht nur für lutherisches Bekenntniß und lutherische Kirche, sondern auch, zumal bei etwaiger Aufhebung der bindenden Vorschlagsliste, recht geeignet sei, alles positiv Christliche je länger je mehr zu beseitigen. Beide waren völlig einig in der Erkenntniß, daß, wenn das Kirchenregiment nicht andere Bahnen einschlage, nicht unsere berechtigten Forderungen in Bezug auf die zu Recht bestehenden Bekenntnisse anerkenne, nicht offen und rückhaltslos die Union definire als die Conföderation der beiden zu Recht bestehenden protestantischen Kirchen, daß wir dann dem ernstesten Kampf uns nicht entziehen dürften, um unser zu Recht bestehendes Bekenntniß als ein Heiligthum unangetastet zu bewahren und den lutherischen Geist und Charakter unsrer Kirche zu erhalten. In diesem Kampfe müßten die Patrone sich noch entschlossener als bisher auf ihren Rechtsboden zu stellen und zu zeigen haben, daß die Pflichten des Patronats schwerer wiegen, als seine Rechte. In diesem Kampf müßten alle von Herzen Lutherischen, Geist-

liche wie Laien, jeden gesetzlichen Weg benutzen, in der Presse, in Petitionen, auf Synoden u. ihre Stimme laut erheben, um die Gefahren von der Kirche nach Kräften abzuwenden, die diese Verfassung ihr droht. Dabei verwahrt sich aber besonders der Correferent einmal gegen das Hineinziehen der des Verständnisses entbehrenden Gemeinden in den Streit, und gegen jeden Gedanken an Separation. Nichts liege uns ferner als diese; dafür zeuge unser Programm, dafür soll und werde unser Verhalten zeugen.

War die Conferenz, wie es scheint, einstimmig mit diesen Ausführungen überall einverstanden, so war dies weniger der Fall in Bezug auf den Wunsch der Referenten, das Kirchenregiment möchte die intendirte Verfassung noch einmal einer Synode vorlegen. Denn die Zusammenfügung der Synoden liege zu sehr in den Händen des Kirchenregiments, auch sei die bekannte Gefügigkeit gegen die Wünsche und das Drängen der Behörde zu fürchten. Nur dann könnten wir uns für diesen Vorschlag erklären, wenn es wahr sein sollte, was ein Mitglied der Conferenz behaupten zu dürfen glaubte, daß unser Kirchenregiment heute nicht mehr den Standpunkt einnehme, den es auf den Synoden so scharf behauptet, daß es wieder zu den früheren Anschauungen, zumal in Betreff der Vorschlagsliste, sich zurückgewendet habe, wofür doch keine sicheren Anzeichen vorlägen. — Und ebenso fand der Vorschlag, aus der Mitte der Conferenz gemacht, sich in einer Petition an Se. Majestät den König zu wenden, als noch nicht zeitgemäß, keine Zustimmung. Zunächst müßten wir, gerade in unserer Provinz, uns selbst recht fest gründen in der Erkenntniß dessen, was Noth thut, uns recht fest aneinander schließen, Andere, die von Herzen zu uns gehören, zu offenem Auftreten für uns gewinnen, in der Presse bezeugen, welches unser Standpunkt sei und wie berechtigt unser Standpunkt sei, vor Allem aber petitioniren bei dem obersten Herrn der Kirche, daß er sich ihrer erbarme und ihr helfe in ihren Gefahren.

Eine sehr interessante Besprechung erhob sich noch über die uns vielfach Schuld gegebenen separatistischen Gelüste. Ein jüngerer Geistlicher fühlte sich durch die Verdächtigung, es sei uns mit unserm Programm: mit Abweisung aller separatistischen Gelüste, nicht voller Ernst, in seinem Gewissen gedrungen, die Frage offen zu stellen, wie es sich damit verhalte. Er knüpfte dabei an den bekannten Aufsatz der Luthardtschen Kirchenzeitung: Aus Altpreußen, und fragte an, ob die Conferenz etwa den dort ausgesprochenen Gedanken zustimme und ob sie etwa auf die traurige Frage: was dann? mit der das Correferat schloß, die Antwort habe: Separation. Dem gegenüber aber konnte aus Vieles Mund constatirt werden, daß unser Standpunkt wahrlich nicht der des Verfassers jenes Aufsatzes, sondern der der gesammten lutherischen Vereine sei. Ganz zu geschweigen von den übertriebenen Vorwürfen jenes Aufsatzes gegen die Union, daß z. B. ihr der Verfall des kirchlichen Lebens in Berlin zuzuschreiben sei, wogegen es auf Männer wie Kögel, Hoffmann, Müllensiefen, die wahrlich das Evangelium von dem Gekreuzigten nicht



verkümmern, hinzuweisen genüge, so ist Separation ein Unglück und ein Unrecht, wie für die, von denen man sich separirt, so für die sich Separirenden. So sehr wir den Separirten danken müßten, daß durch ihr treues Zeugniß im Anfang dem Unionismus in seinem Siegeslauf ein Halt geboten sei, so könne die weitere Geschichte der Separation uns nur warnend zeigen, vor welchen Fehlern und Sünden wir uns zu hüten hätten. Und mache uns die Luthardt'sche Kirchenzeitung den Vorwurf der Halbheit und Unklarheit, so sei das wohl verständlich im Munde von solchen, die bisher von der schweren Lage, in der wir uns befänden, selbst noch nichts erfahren hätten; wir aber wüßten recht gut, was wir wollen und warum wir nur dies wollen, nur dies wollen dürfen, nämlich Vertheidigung der verbrühten, durch die Union mit Nichten aufgehobenen Rechte der lutherischen Kirche Preußens, von denen sie keins aufopfern darf, gegen den Unionismus, mit Abweisung aller separatistischen Gelüste.

War der zweite Conferenztage unbestritten noch reicher gesegnet als der erste, so möge dies ein gutes Vorzeichen sein für unsere Wünsche und Hoffnungen, daß die ferneren Zusammenkünfte noch größeren Segen uns bringen werden, als diese erste. —

### Die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Zeiten haben ihren verschiedenen Charakter, ihr verschiedenes Gepräge. Denn die Menschheit, welche als der eine Factor die Zeiten macht, ist in einer steten Entwicklung und Wandelung begriffen und gestaltet ihr inneres, wie äußeres Leben immer neu. Aber sie bewegt sich nicht immer in grader Linie aufwärts und vorwärts. Es giebt in der Geschichte jedes Volks, welches in dem großem Drama der Weltgeschichte mit agirt, und dem eine bestimmte Mission zugewiesen ist, Fortschritt und Rückschritt, Gewinn und Verlust, Blüthe und Verfall. Jedes Volk von welthistorischer Bedeutung hat seine Jugend, wo es rüstig und kräftig seine ihm verliehene Anlage entwickelt; es erreicht seinen Höhepunkt, es überschreitet diesen, es tritt auf die Reize, und sinkt, je länger desto mehr zur Schwäche des Alters herab, wo seine Kraft erlahmt. Alles ist eitel, sagt die heilige Schrift. Alle Herrlichkeit der Welt, auch alle Volksherrlichkeit, mit welchen Vorzügen sie auch geschmückt ist, ist doch wie des Grafes Blume. Wo immerhin eine bedeutende geschichtliche Persönlichkeit unter einem Volke auftrat, ein Held oder eine Reihe von Helden die im Volke ruhende Potenz zu entwickeln und zu zeitigen wußten, und es zum Mittelpunkt, zur Leuchte unter den Völkern setzten — das nachfolgende Geschlecht bewahrte selten tren das Erbe der Väter, vergrub das anvertraute Pfand im Schweigstuch, sank von seiner Höhe herab in Ohnmacht und wurde von einem Mächtigen als Raub davongetragen. Wo große Gesetzgeber, Künstler, Dichter, Denker einen edlen Samen in den Acker eines Volkes aussäeten, das verborgene Geistesleben zu bilden verstanden, ein Streben nach höheren idealen Zielen im Volke er-

weckten, und es zu großen, edlen Thaten begeisterten — die Söhne und Enkel entarteten alsbald, und verschleuderten die theuren Vermächtnisse ihrer Ahnen im schnöden Mißbrauch. Niemals hat sich ein Volk auf seiner idealen Höhe zu halten gewußt. Die ältesten Despotien des Orients, die republikanischen Staatsformen des jugendlich genialen Griechenvolkes, der eiserne Bau des römischen Weltreichs, sie alle wurden vom Strome der Zeit begraben und sanken dahin, als sie ihre Mission erfüllt hatten. Aber sie gruben sich selbst ihr Grab. Das Heidenthum trug den Charakter der Selbstentwicklung, aber auch den der Selbstvernichtung. In der Geschichte der Menschheit herrscht keine fatalistische Willkür, keine deterministische Nothwendigkeit. Die Geschichte ist kein Marionettenspiel, wo der Künstler die einzelnen Figuren beliebig auf den Plan stellt, um sie, wenn er sie gebraucht hat, willkürlich wieder fortzuwerfen. Vielmehr vollziehen sich in ihr sittliche Prozesse, und das Dahinsterben und der Untergang eines Volks ist dessen Schuld. Es giebt aber bestimmte Symptome, welche den Verfall eines Volks signalisiren, und es kund thun, daß es mit ihm auf die Reize geht. In dem Grade, als es sich von Gott, überhaupt von der übersinnlichen Welt löst, seine Interessen, Streben und Ziele im Diesseits hat, sich an das Irdische, Materielle, an die Creatur dahingiebt und verliert, sinkt es tiefer und tiefer. Religion ist die conservirende, gesund erhaltende Macht im Volksleben; denn sie ist die Summa heiliger Tugenden, des Glaubens und der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit und Wahrheit, welche das Gemeinschaftsleben constituiren, sittlich zusammenhalten, stärken, heben, heiligen. Das religiöse Gemeinschaftsleben innerhalb des Christenthums nennen wir Kirche. Das äußere Leben mit seinen Ordnungen, Gesetzen und Rechten, worin die Gesellschaft verfaßt ist, fassen wir in der Idee des Staats zusammen. Die Gesundheit des öffentlichen Lebens besteht darin, daß Staat und Kirche sich gegenseitig respectiren, helfen und fördern, unterstützen und tragen, ohne doch ihr Grenzgebiet zu überschreiten, ohne daß das eine Institut das andere zu absorbiren oder zu verdrängen sucht. Es hat der Kirche von jeher zum schweren Schaden gereicht, wenn sie sich in staatliche Händel verflocht und sich in das weltliche Gebiet der Politik verirrt. Tritt aber andererseits die Staatsidee ausschließlich in den Vordergrund des Bewußtseins, wird die Politik so sehr die Alles beherrschende und überwuchernde Macht des Lebens, daß die Religion, die Kirche und deren Interessen in eine Nebenstellung gedrängt, wo nicht gar verdrängt wird, — so ist nicht weniger die Existenz des Staats in Frage gestellt, und der Verfall eines Volks angezeigt. Denn an die Stelle sittlicher Mächte tritt dann die mechanische Gewalt, die es vergeblich versuchen wird, den Verfall aufzuhalten. Wie und wo stehen wir nun jetzt? Diese Frage möchte sich am ehesten lösen, wenn wir zunächst einige Blicke in die Vergangenheit thun, und darin der Gegenwart einen Spiegel vorhalten zur Selbstbeschaunung.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 14. Juni.

N<sup>o</sup> 47.

## Die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

I.

Als das Christenthum in die Welt eintrat, fand es die Menschheit als eine in Fäulniß und Verwesung begriffene Masse vor. Es führte aber dieser Masse heilende Kräfte, gesundmachende Lebenselemente zu und regenerirte sie. Der speculative Geist des Morgenlandes versenkte sich in die Tiefen des Christenthums, schuf die ersten grundlegenden Glaubensbekenntnisse, die ersten dogmatischen Lehrgebäude. Das Abendland, dessen Mittelpunkt Rom war, gab der Kirche den Ordnungssinn, die Zucht der Gemeinschaft und sammelte die zerstreuten kirchlichen Elemente unter eine äußerliche Einheit.

Freilich gingen auch manche Uebel und Schäden, an denen das frühere Heidenthum krankte, im Laufe der Zeit mit in die Kirche hinüber: im Morgenlande ein unruhiges, zersahrenes Wesen, welches von jeher eine Eigenthümlichkeit des griechischen Volkscharakters gewesen war, ein dialectischer Götzendienst, eine krankhafte Speculation, der je länger desto mehr die christlichen Realitäten in leere Abstractionen zerrannen, — im Abendlande ein äußerer Formengeist, ein scrupulöser Ceremoniendienst, ein Streben, das Freieste und Innerlichste in äußere mechanische Regeln zu bannen. — Allmählig wurde das Morgenland immer schweigsamer. Der dogmenbildende Trieb hatte sich gesätigt, das Geistesleben gerieth in Stagnation und versiel je länger desto mehr der Ruhe des Todes.

Weit lebenskräftiger blieb das Abendland. Hier wurde nämlich ein relativ unverdorbenes, frisches, kräftiges Volk der Kirche zugeführt, welches damals zuerst die Bühne der Weltgeschichte betrat: die große germanische Nation. Nirgends ist das providentielle Walten Gottes in der Geschichte sichtbarer, als in jener denkwürdigen Epoche, wo die germanischen Völker auf dem Schauplatz der Geschichte erschienen. Nicht jene abgelebten Völker, welche ihre Entwicklung hinter sich hatten, sollten fernerhin die Hauptträger des Christenthums sein, — sie waren nicht mehr die geeigneten Organe, — sondern ein frisches Naturvolk mit ursprünglicher Kraft und großer geistiger Begabung wurde von Gott mit dieser Mission betraut. Man kann auch hier sagen: „als die Zeit erfüllet war“ traten sie in die Welt-

geschichte ein, um den von Gott ihnen zugewiesenen Beruf zu übernehmen, und es wurde nunmehr das uralte Verheißungswort Wahrheit, daß Japhet in Sem's Hütten wohnen sollte.

Tacitus rühmt an den Germanen die Treue, Biederkeit, Wahrhaftigkeit, Keuschheit, überhaupt sittliche Reinheit. Sie besaßen eine zarte Empfänglichkeit für die Natur, einen innigen Familiensinn, Tiefe des Gemüths, und doch auch wieder einen kräftigen speculativen Drang, der sich schon in der ältesten Mythologie in die tiefsten göttlichen Geheimnisse versenkt, und die religiösen Gedanken und Ideen in einer großartigen Bildersprache zur Darstellung gebracht hatte. „Sie waren Heiden vom edelsten Stoff, von der tiefsten Geistesahnung, und in dem größten historischen Nachbilde haben sie die Wanderung der Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem wiederholt.“

Der Germane war ein ganzer Mensch. In ihm waren alle Seiten des menschlichen Wesens harmonisch und gleichmäßig vertreten. In dieser seiner Vielseitigkeit, welche durchaus auf einer sittlichen Basis beruhte und von einem religiösen Zuge durchdrungen war, war er im besondern Grade zum Christenthum prädisponirt. Er brauchte mit demselben nur irgendwie in Contact zu kommen, um für dasselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewonnen zu werden. Nirgends hat die Mission doch solche Triumphe gefeiert, als hier. Kostete die Befehrung auch Kämpfe, weil die Germanen eine kräftige und deshalb auch widerstandskräftige Volkspersönlichkeit waren, so machte das Evangelium, als sie einmal überwunden waren, alsbald reißende Fortschritte, und durchdrang und durchläuterte sie dergestalt, daß z. B. wenige Jahrzehnte nach Befehrung der Sachsen ein Helldengedicht, wie der Heliand entstehen konnte, welches Bilmar das einzige, wirklich christliche Epos nennt, das Trefflichste, Vollendetste, Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht hat.

In der Zeit des zehnten bis zwölften Jahrhunderts, dieser Periode des geistigen Schlafs, wo die productive Kraft des Volks ruhte, durchdrang das Christenthum die germanische Nation in verborgener Stille, so daß Leben und Blut des Volks davon gesättigt wurde.

Da kam die mächtige Bewegung der Kreuzzüge. Die Wunderwelt des Orients erschloß sich dem Abendlande. Die germanischen Völker wurden aus ihrer Isolirtheit herausgezogen und in eine Welt versetzt, die sie von jeher mit dem Zauber der



Romantik umgeben hatten. Dies hatte aber die Rückwirkung, daß ein Geistesfrühling erwachte, der auf allen Gebieten des Lebens, der Kunst und Wissenschaft eine nie geahnte Herrlichkeit entfaltete.

Der Boden aber, auf welchem die Geisteserschöpfungen jener Zeit erwuchsen, war das Christenthum, welches den ganzen Menschen mit seinen vollen frischen Sinnen erfasst hatte, und auf seine geistigen Productionen den mächtigsten und segensreichsten Einfluß ausübte. Damals entstanden jene unvergleichlichen Denkmäler der Kunst- und Volkspoesie, die ihren Stoff den alten Heldensagen entnahmen, aber denselben unter den Horizont des Christenthums rückte und ihn mit dem Geiste des Christenthums durchdrang. Damals erreichte die bildende Kunst eine großartige gedankenhafte Tiefe in ihren Darstellungen, indem sie überall die eine Grundidee des Erlösungswerkes in den Mittelpunkt stellte und von da aus das ganze Gewebe ihrer religiösen Anschauungen bis in die feinsten Nuancen hinein plastisch gestaltete. In der Architectur, dieser Königin unter den bildenden Künsten, deutet Alles auf die Sehnsucht und den Drang der Menschenseele nach oben, auf das Ringen nach dem Göttlichen. Hier hat jene Zeit das unbedingt Höchste geleistet, die höchsten Triumphe gefeiert, also daß Alles, was die spätere Zeit geschaffen hat und worin sie einen neuen Ton anschlagen wollte, als Rückschritt bezeichnet werden muß. Ein gothischer Dom ist auch ein christliches Epos im erhabensten Styl! „Mit welcher unerwarteten Empfindung“, schreibt Goethe, „überraschte mich der Anblick des Straßburger Münsters, als ich davor trat! Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisirenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen!“

Mag man, was die wissenschaftliche und speculative Kraft jener Zeit betrifft, die Scholastik immerhin der Unfreiheit und Unproductivität zeihen, weil auf dem kirchlichen Lehrgebiete das Auctoritätsbewußtsein der vorwiegende geistige Zug des Mittelalters war, so hat man sie doch mit Recht in ihrer Blüthe einen geistigen Dombau gothischen Styls, das Ritterthum der Theologie genannt; denn sie foht ihre geistigen Tourneire mit derselben Kampfbegier, mit demselben kühnen Schwung. Der Scholastik war das Christenthum vorzugsweise ein Gegenstand der Erkenntniß, ein Object für Verstandesoperationen. Das deutsche Gemüth in seiner Innerlichkeit konnte sich durch diese einseitige Verstandesrichtung nicht befriedigt fühlen, es reagierte dagegen, und trieb die zweite schöne Blüthe des Mittelalters aus sich hervor: die Mystik, die später geboren, als die Scholastik, diese aber auch um ein nicht Unbedeutendes überlebte.

Wollen wir das Mittelalter im Allgemeinen charakterisiren, so läßt es sich als die Jünglingsperiode der abendländischen Menschheit bezeichnen. Es ist mit allen den Eigenschaften behaftet, welche die Jugendjahre des einzelnen Menschen kennzeich-

nen. Es ist eine Zeit, wo das Leben in den schroffsten Gegensätzen auseinanderging. Es ist ein Gemisch von Licht und Schatten, von hellen und trüben Elementen: einerseits die volle jugendliche Empfänglichkeit für das Höchste und Schönste, ein lebendiger Schwung des Geistes über die Niederungen der Alltagswelt, eine edle Begeisterung für ideale Güter, ein genialer Flug der Phantasie, der sich auf dem Gebiete der Kunst zu Höhen erhebt, welche nachher nie wieder erreicht sind, eine Gluth der Andacht und Frömmigkeit, die sich in der Liebe und Sehnsucht zu Gott und dem Göttlichen ganz aufgibt und verzehrt; — aber auch andererseits ein maßloses, excentrisches Wesen, eine Sucht zum Abentheuerlichen, ein Uebersprudeln der Jugendkraft zu wilden Partaikämpfen, welche das öffentliche Leben oft Jahre lang in vollendete Anarchie stürzten, auch ein Gang zum sinnlichen Genuß, ja zu frivoler Ueppigkeit. Namentlich bietet das Ende des Mittelalters Erscheinungen dar einer furchtbaren sittlichen Versumpfung, frevelhafter Zerstörung aller göttlichen Ordnung und Sitte selbst im Heiligthum und auf der Höhe des kirchlichen Regiments, Erscheinungen brutaler Unwissenheit und wüsten Aberglaubens. — Immerhin ist es schwer, jene merkwürdige Zeit in ein Gesamtbild zusammenzufassen, da sich hier die heterogensten Elemente beisammen finden. Das Mittelalter trägt in seinen Ausgängen, von einzelnen Erscheinungen abgesehen, weniger den Charakter des nihilistischen Unglaubens, als des Aberglaubens, der gleich einer üppig wuchernden Schlingpflanze das ursprüngliche Christenthum bedeckte und unter dem es zuletzt so gut als verschwunden war. Aber welche Contraste! Mitten in der Zeit der äußersten Verderbung, im Taumel anarchischer Zustände (man denke nur an die wilden Partaikämpfe, die Italien vom 13. bis 15. Jahrhundert zerrissen) entfaltet der menschliche Geist seine höchsten und schönsten Blüthen in Kunst und Poesie. Denn in dieser Zeit stand, von andern zu geschweigen, ein Dante, Raphael und Michel Angelo, und das Morgenroth der aufgehenden Alterthumswissenschaften warf seine ersten Strahlen über die in mancher Beziehung trübe Zeit.

Das deutsche Gemüth mit seinem tiefen religiösen Bedürfnis reagierte endlich gegen welsche Verderbung, entlarvte die Caricaturen des Heiligen, in welche das Christenthum damals verzerrt war, erkämpfte sich in der Reformation die idealen Güter des Christenthums wieder und regenerierte sich aus der reinen Quelle der göttlichen Wahrheit.

Die Reformation ist das Verlassen des mechanischen Weges, das entschiedene Brechen mit allen jenen äußerlichen Mitteln, um zum Heile zu gelangen. Sie ist eine eminent sittliche und religiöse That des deutschen Geistes. Es handelt sich in ihr um das persönliche und unmittelbare Verhältniß der Menschenseele zu Gott, um persönliche Heilsgewißheit und -sicherheit. Es handelt sich darum, daß das im Evangelio dargebotene Heil die eigenste Herzensangelegenheit, die innerliche Gewissenssache des



Menschen wird. Luther ist der hervorragendste Repräsentant dieser Vertiefung des religiösen Geistes in sich, dieser Rückkehr aus dem äußerlichen Wesen zur innerlichen Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. „Er hat das Heil in Christo zu seiner eigenen, wie zu jedes evangelischen Christen Herzenssache gemacht, und damit, wie selbst ein Katholik, Joseph Görres, eingestanden hat, das Vollkommenste im Christenthum erstrebt.“

Uebrigens ist der große Erfolg, den das reformatorische Auftreten Luthers hatte, ein unwiderleglicher Beweis, daß selbst in der Zeit der äußersten Verderbung der Kirche der religiöse Kern im deutschen Volke noch intact geblieben war. Er war nur bedeckt mit unreinen Schladen, und als die Reformation den großen Reinigungs- und Läuterungsproceß vollzog, trat der Kern wieder hervor, und der deutsche Geist wurde wieder das offene Gefäß, welches mit dem Inhalt der reinen evangelischen Wahrheit erfüllt wurde. Wie sollte man sich sonst den schnellen Fortschritt und Sieg der Reformation in deutschen Landen erklären können, wenn nicht diese Disposition im Volke vorhanden gewesen wäre?

War die Reformation eine Regenerirung sowohl der christlichen Lehre als des christlichen Lebens, sehen wir in den Reformatoren und ihren Werken sich beide Momente organisch durchdringen, so fängt die weitere Entwicklung der lutherischen Kirche alsbald an, sich des einen Moments hauptsächlich zu bemächtigen und auf die reine Lehre je länger desto ausschließlicher den Schwerpunkt des Christenthums zu legen. Diese einseitige Richtung, die der Gefahr nicht entging, in eine dürre Begriffstheologie auszuarten, rief von selbst eine durchaus berechtigte Reaction hervor. Der Pietismus trat für die Rechte des praktischen Christenthums ein, legte den Hauptaccent auf das christliche Leben, verlor sich aber in seiner weitem Entwicklung auch zuletzt in ein falsches Extrem, wurde gegen die Lehre je länger desto indifferenter und lief endlich in den Rationalismus aus, der mit der christlichen Glaubenswahrheit so gut wie ganz ausräumte und das ganze Christenthum auf eine dürre Morallehre herunterbrachte. Es ist das gewöhnliche Geschick geschichtlicher Entwicklungen, daß sie, von einer richtigen Mitte ausgehend, fort und fort nach einer Seite strömen, sich in Einseitigkeiten verlieren und schließlich in Unwahrheit und Verkehrtheiten endigen. Die Wahrheit birgt immer in sich einen Reichtum verschiedener Momente, sie ist die richtige Temperatur und Vermittelung dieser verschiedenen Momente.

Von den Gegensätzen, die sich in der Kirche hart befehden, wurde das christliche Volk indeß weniger tangirt. Die Reformation war eine im eminenten Sinne volksthümliche Bewegung und ging hinein in alle Aern des deutschen Volkes. Die späteren Kämpfe, an denen das Zeitalter der Orthodogie überaus reich war, wurden mehr auf den Höhen der Wissenschaft geführt, und wenn maßlose Streittheologen und Zionswächter ihre zum Theil unfruchtbaren Controversen auf die Kanzeln brachten, oder später der Rationalismus in der Entlee-

rung des Christenthums von allem positiven Glaubensinhalte, ja in seinen abgeschmackten Trivialitäten das Aeußerste leistete, so war andererseits dafür gesorgt, daß das Volk sein religiöses Bedürfniß aus der frischen Lebensquelle des göttlichen Worts stillen konnte. Es hatte seine deutsche Bibel, seine Katechismen, seine Postillen und Kirchenlieder, aus denen es sich nährte. Auch ist zu berücksichtigen, daß keineswegs alle Theologen in jene Kämpfe und Fehden hineingezogen wurden, die besonders auf den Universitäten blühten, noch auch daß sie später in die Strömung rationalistischer Freigeisterei hineingerissen wurden! Immer gab es auf dem Lande und in den kleineren Städten eine Zahl frommer Geistlicher, die den Glauben des Volkes theilten und durch ihr Vorbild aufrecht erhielten. — „Das Christenthum war deshalb, im Ganzen und Großen betrachtet, die Substanz des geistigen Lebens unsers Volks. Es war sein unbezweifelnder Besitz, der Boden, auf dem es stand, die Luft, in der es athmete und die das sonderliche und öffentliche Leben durchdrang.“

Freilich wird man eine Masse von Thatfachen anführen können, die diese Behauptungen zu entkräften scheinen, und in der That, wir befinden uns nicht in der Lage, uns zu unbedingten Lobrednern des 16. bis 18. Jahrhunderts aufzuwerfen. Vergessen wir nie, daß der Strom der Geschichte zu allen Zeiten Gold und Edelsteine, aber auch Schlamm und Schmutz mit sich führt. Die Sittengemälde, welche uns unter andern Tholuf in seiner Schrift: Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts geliefert hat, geben den Beweis, daß Rohheit, Völlerei, wüstes Wesen, Trunksucht, Unmäßigkeit aller Art, auch grotesker Luxus in gewissen Schichten des Volks grassirten, wie denn die Zeiten in und nach dem dreißigjährigen Kriege zu den verwildertsten der deutschen Geschichte gehören. Wie merkwürdig aber, grade jene Zeiten, wo eine allgemeine Verwilderung eingegriffen, und damit unsägliche Noth und Elend über unser Vaterland hereingebrochen war, waren für die Entwicklung der geistlichen Dichtkunst überaus fruchtbar, „die nun einmal mehr auf dem thränenfeuchten Grunde der Trübsal, als auf dem üppigen Boden des Wohllebens gedeihen zu können scheint.“ Es sproßte und grünte überall in Deutschland, die geistliche Poesie trieb im Kirchenliede zahllose Blüthen, die zu den herrlichsten und köstlichsten Erzeugnissen deutscher Dichtkunst gehören. Hatte das nicht seine inneren Bedingungen? Weist uns das nicht darauf hin, daß damals in unserm Volksleben ein tiefer Fonds christlichen Glaubens und Lebens vorhanden gewesen sein muß, welches sich zwar einer oberflächlichen Betrachtung entzieht — denn das innere Leben ist verborgen mit Christo in Gott, — welches aber gleichwohl da war. Sie flossen, die tausend und abertausend lebensfrischen Bäche und Bächlein zwischen rauhem, zerrissenem Felsgestein. Sie blühten, die zahllosen, köstlichen Blumen mitten in Wüsteneien oder im Urwalde, den die Stürme zerschlagen hatten. Die Sünde war allerdings eine Macht, ja eine furchtbare Macht, aber der Glaube war nicht weniger eine Macht. Im Ganzen werden wir von jener Zeit doch urtheilen



müssen, daß der Schatz des Glaubens noch im Ader unsers Volks ruhte, daß das Christenthum die specifische geistige Lebensmacht im Volksleben war. Unzählige Symptome und Erscheinungen thun dies jedem Tieferblickenden kund, wenn man es auch andererseits anerkennen muß, daß auch jene Zeit an großen sittlichen Schäden krankte.

## II.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kommt allmählig in die geistige Atmosphäre der Völker des Abendlandes eine andere Stimmung. Im Bewußtsein der Menschen geht eine Wandlung vor sich, die immer größere Dimensionen annimmt. Hatte die Reformation die Auctorität der damals verderbten Kirche nie-dergebrochen und die Auctorität der Schrift und des ursprünglichen Christenthums an deren Stelle gesetzt, so fing der durch die Reformation wachgerufene Forschungstrieb allmählig an, auch diese letztere zu verlassen und seine eigenen selbsterwählten Wege zu gehen. Eine andere Lust wehte zuerst auf den Höhen der Wissenschaft, in specie der Philosophie. Schon im 17. Jahrhundert hatten Cartesius und Spinoza eine Weltanschauung proclamirt, welche (besonders die des letzteren) bis in ihre Grundprincipien hinein die entschiedenste Antithese der christlichen bildete. Auch Leibniz hatte in seiner Monadenlehre und in seiner damit zusammenhängenden Lehre von der prästabilierten Harmonie ein System neuer Gedanken und Ideen vorgetragen, von denen man schon damals die Ahnung hatte, daß sie sich mit dem Christenthum nicht deckten. Die englischen Freidenker, ein Herbert, Shaftesbury, Toland u. gingen weiter, räumten mit der christlichen Weltanschauung absolut auf und setzten an ihre Stelle eine bloße Vernunft- und Naturreligion. Die Franzosen blieben nicht zurück. Ihr Streben war von vornherein darauf gerichtet, die neue Weisheit zu popularisiren. Voltaire und die Encyclopädisten thaten dies mit kaustischem Witz, mit dem äußersten Aufwand von Frivolität. Nicht so die Deutschen! Der Rationalismus blieb im Ganzen ernst. Denn der kategorische Imperativ Kants, den man an die Stelle des Christenthums rückte und um den man sich sammelte, hatte eine gestrenge Miene und hielt Frivolitäten fern. — Wohin wir uns wenden, sehen wir die alte christliche Weltanschauung zusammenbrechen.

Unter den europäischen Völkern giebt es keins, welches einen so unbezähmbaren Trieb hat, Ideen und Gedanken in Thaten umzusetzen, als das französische. Die sanguinische, leicht erregte Natur reißt den Franzosen unwiderstehlich zum Handeln fort. Als im vorigen Jahrhundert christliche Religion und Sitte lange genug geistreich bekrittelt, frivol bespöttelt, ja mit mephistophelischem Ingrimm geschändet und geschmäht war, als das Gift

des Unglaubens aus den höhern Schichten der Gesellschaft bis in die untern gedrungen war und den ganzen Volkskörper sittlich ruinirt hatte, als die berühmte Voltairische Parole: *écrasez l'infame!* bereits innerlich im Bewußtsein der Menschen lebendig geworden war, — brach endlich das unter der Asche glühende Feuer in hellen Flammen hervor. Die Revolution ging zu grandiosen Unthaten über und zog wie ein verheerendes, Alles niederschmetterndes Ungewitter über Frankreich daher.

Wir behaupten, „daß mit diesem Factum der zweite große Act der neuern Geschichte beginnt.“ Reformation und Revolution sind zwar die äußersten Gegensätze nach ihrem sittlichen Gehalt — aber es faßt sich in ihnen der Charakter der beiden Hälften der neuern Geschichte wie in einer Spitze zusammen. In beiden reißt sich die Zeit von der Vergangenheit los. Sie bezeichnen absolute Wendepunkte in der Geschichte, sie leiten neue Entwicklungen ein und sind dem Borne vergleichbar, der schon den ganzen Strom wesentlich in sich enthält, der sich später daraus ergossen hat.

„Die Reformation pflanzte eine neue Kirche nach dem Vorbilde der apostolischen Urkirche, die Revolution setzte den modernen Staat in Scene.“ Unter furchtbaren Wehen und Zuckungen wird das Kind zur Welt geboren. Der moderne Staat, den die Revolution erzeugte, riß alles Alte, historisch Gewordene gewaltsam bis auf die Wurzel aus, sagte sich namentlich von jeglicher Religion radical los, durchschnitt das letzte Band zwischen sich und der Kirche, und setzte an die Stelle der sämmtlichen geschichtlichen Realitäten drei abstracte Begriffe: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — die eben reine Abstractionen waren, und wie eine bittere Ironie über der Wirklichkeit des Lebens schwebten. Denn hier herrschte die rohe Gewalt, welche sich mit dem Fallbeil bewaffnet hatte. Ganz Frankreich war in einen großen Kerker verwandelt und die Guillotine wurde eine Zeit lang die Repräsentantin des öffentlichen Rechts. Im Wesentlichen blieb die rohe mechanische Gewalt der Charakter des französischen Staatswesens auch in der Folgezeit, als Napoleon I. die Früchte der Revolution erntete. Napoleon hatte ebensovienig, als die Terroristen, eine Ahnung davon, daß der Staat eine sittliche Gemeinschaft ist, der auf der Basis des ewigen göttlichen Rechts steht. Ihm waren Menschen nur Schachfiguren, die er nach seiner despotischen Willkür schob und lenkte, der Staat eine große Zwangsanstalt zur Durchführung seiner welterobernden, weltumstürzenden Projecte.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 17. Juni.

N<sup>o</sup> 48.

**Die Mittel, welche die Christenheit gegenüber dem Volk Israel in seinem gegenwärtigen Zustande zu ergreifen hat, um es für das Reich Gottes zu gewinnen.**

Als Paulus und Barnabas zu Antiochien im Lande Pisidien mit der Predigt des Evangelii bei den Juden auf Widerspruch und Lästerung stoßen, sprechen sie: Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet und achtet euch selbst nicht werth des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden. Als aber die Juden daselbst eine Verfolgung über sie erwecken und sie aus den Grenzen der erwähnten Stadt hinausstoßen, schütteln sie über sie den Staub von den Füßen und ziehen von dannen. Wir haben in diesem Verfahren, das Paulus und Barnabas gegen die Juden eines bestimmten Orts beobachteten, das Bild der Stellung vor uns, die die Christenheit gegen das Christum verwerfende Israel nach dem Fleisch seit der apostolischen Zeit überhaupt eingenommen hat. Und die Christenheit that diesem Volke kein Unrecht, indem sie jene Stellung zu demselben einnahm. Viele Völker haben mit der Annahme des Evangelii gezögert und bei vielen findet es noch heutiges Tags keinen Eingang: das Volk Israel ist das einzige unter allen, das sich dem Heiland in förmlicher Feindschaft gegenüberstellte. Nur die Juden werden in der heiligen Schrift mit dem Namen der Feinde des Herrn belegt. Aber jene meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrsche, bringet sie her und erwürget sie vor mir, heißt es aus dem Munde des Herrn. Und das Volk Israel ist nicht bloß zum Beginn des neuen Testaments der Cain gewesen, der den gerechten Abel erschlug — eine That, für die es bis auf den heutigen Tag, fast das Cainszeichen an der Stirn, wie unstät und flüchtig auf Erden ist, — sondern der Geist der Christusfeindschaft ruht noch während der ganzen Zeit der christlichen Kirche auf ihm und ist bis heute nicht erstorben. Luther, der sich desselben im Beginn seines Auftretens mit größter Freundlichkeit annahm und der das in einem noch heute als richtig zu beurtheilenden Gefühl that, daß aus der Wurzel der Reformation auch die Frucht der Bekehrung Israels erwachsen werde, läßt es zuletzt wieder mit dem Ausspruch fahren: „die Juden zu bekehren ist ebenso möglich, als den Teufel zu bekehren.“ Ein jüdisch Herz ist

so stoß = stein = eisen = teufelhart, daß es mit keiner Weise zu bewegen ist. Summa, es sind junge Teufel, zur Hölle verdammt.“ Ein Verhalten so feindlicher Art auf Seiten des Volks Israel mußte es mit Nothwendigkeit nach sich ziehen, daß die Christenheit dasselbe fahren ließ, wohin es fahren wollte und mit ihrem Missionsinteresse lediglich den Heiden nachging, um Israel sich nicht kümmerte.

Indeß es ist zu erwarten, daß sich das Volk Israel zu seiner Zeit bekehren wird. Nach Römer 11 steht das unerschütterlich fest. Paulus sagt daselbst: Ich will euch nicht verhalten, lieben Brüder, dieses Geheimniß: Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: Es wird kommen aus Zion, der da erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob. Hengstenberg hat im Jahre 1859 diese zu erhoffende Bekehrung Israels in der Evangelischen Kirchenzeitung unter Hinzuziehung sämmtlicher davon handelnden Schriftstellen so behandelt, daß ein durch Luthers letzte Äußerungen in die Theologie hineingekommenes Schwanken über diesen Punkt für die Zukunft wohl als beseitigt betrachtet werden darf. Auch hat dieser große Kirchenlehrer — unsern Wissen vor allen zuerst — noch kurz vor seinem Ende in seiner Evangelischen Kirchenzeitung der Christenheit zur größeren Klarheit darüber geholfen, wie es zu fassen sei, wenn Paulus sage, daß seiner Zeit noch das ganze Israel werde selig werden. Indem er, wie uns scheint, mit Recht annimmt, daß jene Aussage Pauli von der allgemeineren Christi, daß viele be-rufen seien, aber wenige auserwählt, und der breite Weg immer mehr Wanderer habe als der schmale, beherrscht werde — ähnlich wie alle für die Erdenzeit den Frommen gegebenen Verheißungen, möchten wir hinzufügen, durch den Satz, daß wir durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen müssen, beherrscht werden, — kommt er zu dem Resultat, daß Israel eben nach der Art jedes andern Volkes, von dem bei seinem Eingang in das Reich Gottes auch nicht sämmtliche Glieder dem Herrn sich wirklich ergeben, sich zum Herrn wenden werde. — Ferner steht es desgleichen fest, daß, wenn Israel bekehrt werden soll, dies nicht ohne Zuthun der Christenheit vor sich gehen wird. Der Herr wird Israel bekehren, aber er wird es durch Menschen thun, und diese Menschen müssen eben die sein, die Christum schon kennen. Gott wirkt so gut in seinem Reiche durch Mittel, als



er in der Natur durch Mittel wirkt. Selbst bei den Wundern wird in der heiligen Schrift der Regel nach an das Vorhandene angeknüpft. Gerade wie auf Erden in seiner Entwicklung alles auf Mitthun der Menschen angewiesen ist, gerade so ist auch im Reich Gottes in seiner Entwicklung alles auf Mitthätigkeit der Theilhaber desselben angewiesen. Weber das Reich als Ganzes noch das einzelne Herz im Reich kommt, ohne die fleißige Hand des Menschen weiter. Die Faulen haben überall ein böses Jahr. — Und durch die Erinnerung an jene erst erwähnte über Israel eröffnete Hoffnung und diese zuletzt berührte allein in Aussicht zu nehmende Weise ihrer Verwirklichung, meinen wir, müsse die dieses Volk in seinem Unglauben und seine Verstocktheit dahingebende Stellung der Christenheit zu aller Zeit modificirt werden, und, auch ganz abgesehen von der zu aller Zeit möglichen Gewinnung einzelner Glieder desselben, die Christenheit fort und fort ihr Auge auf dasselbe gerichtet halten, um den geeigneten Moment zu ersehen, in dem sie mit dem Evangelium zu dessen Herzen Zugang gewinnen kann. — Machen wir es doch auch nicht anders mit jenem andern Volke, das, zahlreicher als Israel, bis auf den heutigen Tag an einem auf dasselbe gelegten Fluche zu leiden hat; machen wir es doch auch nicht anders mit den Nachkommen Hams, mit dem schwachsinigsten aller größeren Völker, dem Mohrenvolk in Afrika. Indem die Schrift sagt: Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott, fahren wir zu, wo immer wir mit dem Evangelio einen Eingang zu demselben gewinnen können. Und wenn nun auch zuzugestehen ist, daß die Ursache des Fluchs, der auf Israel liegt, ganz anderer Art ist, als die des auf die Mohren gelegten, unser Interesse für Israel darf darum, sobald sich dasselbe wieder für Wahrheit empfänglich zeigt, oder Aussicht bietet, daß es wieder dafür empfänglich zu machen sei, nicht minder erregt sein. —

Ist dies aber richtig, so scheint eben in dem gegenwärtigen Zustande des Volkes Israel sich etwas kund zu geben, das uns die Frage wohl nahe legen könnte, nicht, ob man hie und da einen Missionar bei jenem Volk herumziehen lassen solle, das würde doch wenig fruchten, aber ob nicht die Christenheit Ursache habe, in ihrer Gesamtheit auf Aenderung ihrer Stellung zu demselben Bedacht zu nehmen.

Wir verkennen zwar nicht, daß wir bei Israels Rabbinat uns noch fortwährend an die Phariseer und Schriftgelehrten des neuen Testaments erinnert fühlen müssen. Israels innerste Nationalität, sagt Hengstenberg, war im alten Testament die Religion, sein nationales Band ist jetzt der Christushaß, ein anderes nationales Band hat es nicht mehr. Dieser bösen Thatfache begegnen wir nach dem Zeugniß von Kennern noch durchgehends, wo wir es mit den geistlichen Leitern dieses Volkes zu thun bekommen. Nachdem seit den gesegneten Tagen der Reformation der Druck der Völker, der auf Israel lag, allmählich etwas nachgelassen, scheint aber bei der großen Masse der gewöhnlichen Juden die Feindschaft gegen Christum und sein Volk bedeutend von seiner Energie verloren zu haben. Wir glauben

fast jedermann auffordern zu dürfen, sich unter die Juden, die dem Rabbinat nicht angehören, zu begeben, um dies bestätigt zu finden. Sobald jemand freundlich und in bescheidenem, der Sachlage angemessenem Gedankenaustausch sich über Religion mit ihnen einläßt, wird ihm, auch wenn er durchaus seinen christlichen Standpunkt vertritt, weder persönlich mit Feindschaft begegnet werden, noch ihm, wie das früher die Regel war, das Antiochenische Lästern entgegentreten. Der Widerspruch ist noch da, das Lästern hat mehrentheils aufgehört. Und dieses Nachlassen der Feindschaft auf Israels Seite, das in der letzten Zeit bemerkbar wird, beruht nicht bloß auf dem Umstand, daß der Druck der Völker auf Israel nachgelassen hat. Was Israel wider den Herrn in Feindschaft hat entbrennen lassen, ist vorzugsweise der es beseelende pharisäische Geist. Und dieser pharisäische Geist ist in der letzten Zeit im Wanken. Nach der Zeichnung des pharisäischen Wesens, die das neue Testament bietet, und die uns namentlich der Herr selbst theils in der Bergpredigt, theils in seinem großen Wehe über die Phariseer und Schriftgelehrten giebt, ist dies aus dem doppelten Factor der Selbstgerechtigkeit und des Geizes oder allgemeiner des Mammonismus zusammengesetzt, ein Wesen, wie es noch heute sich in Israel kund giebt. Als einen eigentlich von Christo fernhaltenden Factor unter diesen beiden, giebt Paulus aber später nicht den letzteren, sondern den ersteren an. Die späteren Theile des neuen Testaments kommen auf Israels Mammonwesen nicht mehr zurück, sondern behandeln als dessen Schwäche direkt nur die Selbstgerechtigkeit. Bis auf den heutigen Tag, wenn Moses gelesen wird, hängt die Decke vor dem Herzen der Kinder Israel; wenn sie aber sich bekehrten zu dem Herrn, so würde die Decke abgethan — sagt Paulus in seinem zweiten Corinthherbrief. Und schon Chemnitz erklärt, die Decke, die vor dem Herzen der Kinder Israel hängt, ist die Meinung, sie könnten das Gesetz halten, weil Gott nicht dabei sage, sie könnten es nicht, und er es nicht vorschreiben würde, so sie es nicht halten könnten. Diese Decke der Selbstgerechtigkeit, die den am schwersten ins Gewicht fallenden Punkt des pharisäischen Wesens ausmacht, ist bei Israel aber ersichtlich im Fallen begriffen. Wie fest hat sich dasselbe in früheren Zeiten an das Gesetz in äußerer Beobachtung desselben geklammert. Zur Erklärung des dritten Gebots sagt Johann Gerhard, nach Meinung der Rabbinen sei es am Sabbath nicht erlaubt, einen Apfel zum Braten ans Feuer zu schieben, auf einen Baum zu steigen, auf einer Zither zu spielen, oder auch singend nur einen Ton von sich zu geben, womit man ein weinendes Kind beruhige. Derselbe erzählt nach dem Bericht des Matthäus von Paris aus dem Jahre 1260, wie an einem mit Namen genannten Orte ein Jude am Sabbath in eine Latrine gefallen und da er aus Schen vor dem Sabbath sich nicht an diesem, sondern erst Tags darauf habe herausziehen lassen, es mit dem Leben bezahlt habe. Wo ist unter dem Volk Israel jetzt dieses sich nicht genuthuende Hängen an dem Buchstaben des Gesetzes? Es ist schwer, den eigentlichen Zustand Israels genau zu beurtheilen. Die Scheidewand des verschiedenen Glau-



bens wird zur Wand, die auch den forschenden Blick hindert. Aber dreierlei, das Israels Erlahmen im alten Gesezesseifer bekundet, liegt offen vor Augen. Zum ersten, was mit dem Namen des Reformjudenthums bezeichnet wird, ist ein Judenthum, das jenes Erlahmen im pharisäischen Gesezesseifer nur verhüllt in sich trägt. Hiervon sagt Kalkar in seinem Ueberblick der Bekehrungen der Juden zum Christenthum: „In neuerer Zeit und namentlich in diesem Jahrhundert bildete sich unter den Juden diejenige Partei, welche ihre Gottesdienste und ihr religiöses Leben in christlicher Weise einzurichten suchte, Tempel erbaute und Prediger anstellte, welche vielen christlichen Predigern der Zeit ähnlich, ja gleich erschienen, in der Landessprache predigten und so viel es thunlich war, den jüdischen Cultus wie auch alle Mittel häuslicher Andacht christlichen Mustern nachbildeten. Diese Reformbestrebungen gingen weniger von einem religiösen Bedürfnisse aus und waren weniger eine Entwicklung des jüdischen Religionswesens, als dem Wunsch entsprungen, der christlichen Bevölkerung, namentlich ihrer gebildeten Klasse, ebenbürtig zu erscheinen. Man hat sie daher nicht mit Unrecht auch als „Concessionen“ bezeichnet, welche man in Folge der völlig veränderten allgemeinen Bildungsstufe berechtigt sei, von dem Judenthum zu verlangen. So wurde denn der ästhetische Gesichtspunkt über den religiösen gestellt. Dieser neue Lappen auf dem alten Kleide hat die tieferen und ernstern Gemüther aber natürlich nicht befriedigen können.“ Sodann liegt vor Augen das Abschweifen eines bemerkbaren, und namentlich des gebildeteren Theils der Judenwelt auf die öde Haide des Unglaubens und des Naturalismus. Der eben erwähnte Kalkar sagt: „Andere aus Israel, deren Sinn nicht religiös gestimmt und gerichtet war, fielen dem Naturalismus und Unglauben oder einer Gefühlsschwärmerei anheim, welche für das Glaubensleben keine Früchte trug. So fühlten sich viele der modern gebildeten Juden, sobald die Thür zur bürgerlichen Freiheit ihnen aufgethan war, gedrungen, für ihren regen und thätigen Geist die Nahrung, die sie nicht in der Religion und Gottseligkeit suchten, entweder auf dem politischen Gebiet oder in der ästhetischen Literatur zu suchen, oder sich auch durch wissenschaftliche Arbeiten jeder Art einen Namen zu erwerben.“ Es ist bekannt, daß die Juden dieser legeren Richtung jetzt die Presse beherrschen und ist die öffentliche Presse ein redendes Zeugniß, wie weit hinter diesen letzteren das Gesetz liegt, in dessen buchstäblicher Erfüllung Israel früher das Leben zu haben vermeinte. Endlich hat man im gewöhnlichen Leben überall die Erscheinung vor sich, daß sich Juden an ihre Speisegesetze nicht halten, und das Umstoßen der Speisegesetze muß doch mit der Zeit zu einem Umstoßen des ganzen pharisäischen Lehrgebäudes führen. Wo an diesem nur erst ein Stein fällt, da fallen die andern bald nach. Ja, selbst der den Juden sonst so heilige Sabbath wird von ihnen nicht überall mehr beobachtet. Und die Uebertretung des Sabbathgesetzes findet nicht etwa bloß heimlich statt und wo man sich mit dem Drange der Noth entschuldigen zu können meint, sondern in voller Oeffentlichkeit und unter alltäglichen

Umständen. Jüdische Kaufleute zum Exempel kündigen in öffentlichen Blättern an, daß sie auch am Sabbath verlaufen würden. Erscheinungen dieser letzteren Art sind freilich, soweit unsere Kenntniß reicht, noch mehr vereinzelte Ausnahmen. Eine Macht, wie sie das Sabbathgesetz über den Menschen hat, fällt so leicht nicht wie die Macht eines bloßen Speisegesetzes. Aber ein Zeichen, daß das Ansehen des Gesetzes unter den Juden im Wanken ist und so der Irrweg des Pharisäismus der Weg Israels nicht ferner bleiben kann, sind jene Erscheinungen doch immer.

Nicht allein aber, daß die Feindschaft Israels gegen Christum und sein Evangelium nachläßt, sondern es finden auch viel zahlreichere Uebertritte zum Christenthum unter den Juden des gegenwärtigen Jahrhunderts als unter denen der früheren Jahrhunderte statt. Kalkar führt dafür bemerkenswerthe Zeugnisse an. Der gründlichste Kenner der Mission in neuerer Zeit, der vor wenigen Jahren verstorbene Dr. Barth in Calw, behauptet nach seiner Angabe, daß die Anzahl der in unsern Tagen bekehrten Juden verhältnißmäßig weit größer sei, als die der neuerdings bekehrten Heiden. Man rechnet, daß allein von 1812—1831 in Preußen 2200 Juden und auf dem ganzen Festland 9000 getauft worden sind. Ja, ein mit den Verhältnissen vertrauter Mann erzählt, daß in den Jahren 1815—1853 allein in der Provinz Schlesien nicht weniger als 6000 Juden zum Christenthum übergegangen sind. In Berlin wohnen nach Kalkar 2500 getaufte Juden. Prediger Kunze, welcher während seiner dortigen Amtsführung bis zum Jahre 1853 deren 200 getauft hat, versichert, daß die meisten derselben, ja mit wenigen Ausnahmen alle als gläubige und redliche Leute anzusehen seien. Und in Betreff der schlesischen Proselyten heißt es ebenso. Erscheinungen, wie auf dem Gebiet der Kunst Mendelssohn-Bartholdy, der Verfasser des Paulus und des Elias, auf dem der Politik und Philosophie Dr. Stahl, auf dem der Theologie Neander sind zu bekannt, um bei diesen aus Israel Gewonnenen des längeren zu verweilen. Es ist hier nur noch zu bemerken, daß es freilich auch nicht selten vorkommt, daß Juden bloß der weltlichen Stellung wegen zum Christenthum übertreten. Allgemeiner bekannte Repräsentanten dieser Klasse möchten Heinrich Heine und Ludwig Börne sein.

Zu dieser veränderten Stellung, die Israel zu uns einzunehmen beginnt, kommt aber noch ein anderes Moment hinzu, das nicht minder als jene die Christenheit veranlassen dürfte, sich auf das einzuhalten richtige Verhalten gegen Israel zu besinnen. Wie keine der vorhergehenden Zeiten ist die unsere eine Zeit der Ausgleichung der Gegensätze und der Aufhebung aller Abgeschlossenheit. Trotz der neuerdings so sehr in den Vordergrund gebrängten Nationalitätenfrage ist die bisherige scharfe Scheidung der Nationen im Schwinden begriffen. Ein solches Uebergehen leitender Ideen von einer Nation auf die andere, wie es in unsern Tagen statt hat, war in früheren Zeiten unerhört. Es sieht fast aus, als ob der Herr nicht bloß durch die Kirche, sondern auch nach der rein natürlichen Seite die beim



Thurmbaum zu Babel herbeigeführte Zerstreuung der Völker nach und nach wieder rückgängig machen wollte. Auch unter der so viel Trübes enthaltenden kirchlichen Unionsidee liegt doch das als löblich zu erkennende gegenseitige sich Suchen der zertrennten Kirchentheile verborgen. Die vermehrten Communicationsmittel bringen unter den einzelnen Völkern alles in Fluß. Die einsamen zerstreuten Inseln der verschiedenen Gegenden in einem Lande thun sich wie zu einem Festlande zusammen. Die Wanderungen nach der neuen Welt lassen selbst die untersten Volksklassen an der allgemeinen Weltbewegung Theil nehmen. Diesem neuen, die Welt beherrschenden Geist, kann sich auch das Volk Israel nicht entziehen. Wenn es sich auch zunächst allein in der ihm eignen Art von demselben erfassen läßt: es kann nicht unberührt von ihm bleiben. Es hat dasselbe viel zu viel natürliche Receptivität, um sich ihm verschließen zu können. Und auch der Drang solcher rein natürlichen Verhältnisse führt die bis dahin sich Sperrenden dem Reich Gottes immer in etwas entgegen. Die Macht der Israel befehlenden Oppositionslust ist dadurch zum mindesten gebrochen. Wo sich alles wandelt, glaubt man sich eher auch seinerseits wandeln zu dürfen.

Wie es denn nun aber beginnen, um Israel für das Reich zu gewinnen?

Nachdem der Staat die bürgerliche Stellung der Juden bereits verbessert hat, muß zunächst dieser noch weiter voran. Nicht in der Richtung, in der es viele wollen, daß er den Juden auch die obrigkeitlichen Aemter überantwortet und die christliche Schule ihres christlichen Charakters entkleidet, damit jene sie mit zu leiten befähigt werden. Daß Forderungen dieser Art von den Juden gestellt werden, ist nicht zu verwundern. Sie sind es einmal gewohnt, ihre Eier in fremde Nester zu legen. Selber ohne eigenes Land, in dem sie wohnen könnten, sind sie genöthigt gewesen, sich an andere Nationen wie der Pilz an den Baum zu setzen und aus ihnen ihre Kraft zu saugen. Kein Wunder, daß sie von den Nationen, die ihnen Gastrecht gewährt haben, möglichst vieles in sich aufzusaugen suchen. Daß solche Forderungen aber auch von solchen befürwortet werden, die selber noch den christlichen Namen tragen, kann uns fast nur den Gedanken nahe bringen, daß der Geist des Julianus Apostata, der aus Haß gegen das Christenthum und zum Schaden desselben das Judenthum auf alle Weise zu fördern suchte, wieder unter uns aufgestanden sei. Den Juden den christlichen Staat und die christliche Schule auf dem bezeichneten Wege ausverantworten, hieße nach menschlichem Ermessen die Befehrung Israels zunächst wieder auf lange Zeit hinauschieben. Das christliche Volk, dem in seinem großen Ganzen dies unendlich zuwider sein würde, möchte in großen Zorn wider das Volk Israel gerathen, sobald es geschehen wäre und es selbst die Folgen davon zu schmecken bekäme, und dieser Zorn würde Israel nicht gewinnen. Der Zorn missionirt nicht. Aber es fehlt dem Gros der Juden an aller Bildung. Es herrscht die größte Unwissenheit unter demselben. Das größte Hinderniß der Annahme des Evange-

liums ist aber überall die Dummheit. Mit dem Widersinn ist wenig, mit der Dummheit ist gar nichts anzufangen. Und so würde der Staat sich zunächst der jüdischen Schulen mit demselben Nachdruck anzunehmen haben, mit dem er in den letzten Zeiten sich — wenigstens auf deutschem Boden — der christlichen Schulen angenommen, und unachtsamlich an die jüdischen Volksschulen dieselben Anforderungen stellen müssen, die er an die christlichen Volksschulen stellt, und um dem Staat dies zu erleichtern, würden wir nicht weiter anzustehen haben, in dem Streit um den Besiz der Schule unter der Bedingung der Bewahrung ihres christlichen Charakters dieselbe ruhig der staatlichen Verwaltung zu überlassen. Ist doch ohnehin nur das die unerläßliche Forderung der Kirche in Betreff der intellectuellen Bildung, daß sie da sei. Die Aufgabe, sie zu schaffen, hat die Kirche nur für den Fall, daß sich sonst niemand findet, der sich ihrer Lösung zu unterziehen bereit ist.

Die Hauptsache würde bei Gewinnung der Juden aber natürlich die Kirche zu leisten haben. Für das Reich Gottes gewinnt das Evangelium, nicht allgemein menschliche Bildung. Und hier kann es zu Israels Gewinnung nur einen Weg geben, den die Natur der Verhältnisse vorschreibt. Als neuerdings von den Arbeitern für innere Mission die Lösung ausgegeben wurde, die Massen des Volks seien dahin, es sei nur noch den einzelnen nachzugehen, nur die einzelnen werde man noch gewinnen, soll J. P. Lange irgendwo gesagt haben, er habe nirgends in der Schrift gelesen, daß der Herr seine Boten mit der Angel ausgesandt, wohl habe er gelesen, daß er sie mit dem Netz ausgesandt. Dies Ausziehen mit dem Netz ist nun ohne Zweifel für die heidnischen Völker das einzig gültige. Wir bescheiden uns, das Gebiet der Heidenmission vollkommen beurtheilen zu können; aber es will uns scheinen, als ob der Mangel an Erfolg bei derselben in etwas mit daran gelegen, daß man zu sehr mit der Angel auszog. Statt mit entsprechenden Mitteln, die in den meisten Fällen auch völlig fehlten, bei den einzelnen Völkern auf ihren nationalen Mittelpunkt loszugehen und so national auf das Ganze zu wirken, erschöpfte man sich in einer resultatlosen Wirksamkeit auf peripherischen Punkten. Die Missionsgesellschaften haben das erkannt, ohne bis dahin es ändern zu können. Bei dem Volk Israel ist das Ausziehen mit dem Netz von vornherein unmöglich gemacht. Israel hat keine nationale Einheit und keinen nationalen Mittelpunkt mehr. Israel besteht nur noch aus einzelnen Individuen. Israel ist nur noch ein durch die Nationen hin und her zerstreuter Haufen. Die Schicksale des einen Theils dieses Haufens haben wenig oder nichts mit denen eines andern Theils desselben zu thun. Was ein Theil desselben thut, wirkt nicht mit Nothwendigkeit auf das Thun des andern zurück. Auch hat Israel schwerlich den Beruf, noch jemals das Bild einer durch das Christenthum geheiligten Nationalität der Welt zu bieten. Seine gesonderten Aufgaben für die Welt und die Zeit der Welt scheinen erschöpft zu sein. Sie liegen in der Vergangenheit, nicht mehr in der Zukunft. Seine Aufgabe für



die Zukunft mag sein, für die Christenheit zu seiner Zeit noch ein besonderes Ferment abzugeben. Paulus erwartet Röm. 11, wenn Israel sich bekehrt, „Leben von den Todten.“ Dies mag uns gerade dann von Israel werden, wo dem sich mehrenden Abfall der jetzigen christlichen Völker gegenüber es eines die Kirche in ihrer Hoheit erhaltenden Gegengewichts bedarf. Ein Israel für sich wird auch nach Bekehrung der Juden schwerlich zur Erscheinung kommen. Hengstenberg hat nachgewiesen, daß die Schrift dies in keiner Weise in Aussicht stellt. Es würde das Besagte auch dem Gesetz, das über dem natürlichen Bestand und Verfall der Nationen herrscht, nicht entsprechen. Bei dem Volk Israel ist vielmehr statt mit dem Netz mit der Angel auszu ziehen. Bei ihm kann es sich überall nur um die Gewinnung der einzelnen handeln. Oder aber, wir haben bei dem Volk Israel lediglich den Spuren des Weges zu folgen, den zuletzt die Apostel gewandelt haben. Und von den Heiden heißt es zu deren Zeit zwar: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie; von den Juden aber sagt Paulus Röm. 11: Dieneil ich der Heiden Apostel bin, will ich mein Amt preisen, ob ich möchte die, so mein Fleisch sind, zu eifern reizen und ihrer etliche selig machen. Von den Juden also wird zu der Apostel Zeit nur noch der Gewinn etlicher, nur noch der Gewinn vereinzelter Seelen gehofft.

Um nun aber die Juden so zu sagen Mann für Mann zu Christo zu ziehen und auf diesem Wege dennoch nach dem apostolischen Ausdruck ganz Israel selig zu machen, ist der geeignete Weg wohl nicht die Ausendung besonderer Missionare an sie. Diese mag auch mit dazu gehören; aber auch wenn man dies anerkennt, so bezeugt schon der mehrerwähnte Kalkarrückichtlich ihrer bisherigen Erfolge: „In den meisten Fällen sind die Bekehrungen nicht durch die Arbeit der organisierten Mission unter Israel bewirkt, sondern erscheinen von deren Versuchen ganz unabhängig. Nicht wenige Proselyten hegen sogar eine gewisse Scheu vor der eigentlichen Mission und mögen nicht mit ihr in Verbindung treten.“ Der geeignete Weg scheint überhaupt nicht die directe Predigt des Evangeliums unter den Juden zu sein. In sehr vielen, ja wohl den meisten Fällen ist eine eigentliche völlige Unbekanntschaft mit diesem bei den Juden gar nicht vorhanden. Der geeignete Weg scheint ein anderer zu sein.

Die Christenheit hat in der Vergangenheit über das Volk Israel nicht bloß den Staub abgeschüttelt, sondern ihm auch weh gethan. Der durch die Kreuzzüge angeregte Fanatismus, sagt Meander, richtete sich oft zuerst gegen die Juden als die einheimischen Feinde des Kreuzes, und Hunderte, ja Tausende wurden Opfer dieser Wuth. In den Rheingegenden predigte der Mönch Adulf im 12ten Jahrhundert offen den Judenmord und Tau-

fende aus Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, welche zum Kreuzzuge sich versammelten, kehrten zuerst ihre Schwerter gegen die wehrlosen Juden, und es wurde viel Blut vergossen. Der ausgezeichnete Abt Peter von Clugny, der sich sonst durch seine von dem Geist christlicher Liebe beseelte Milde auszeichnet, hat für die Juden nur das Wort: Man soll sie wie den Brudermörder Cain zu desto größerer Schmach und Qual leben lassen. Tod oder Taufe, hieß es den Juden gegenüber zur Zeit der Kreuzzüge in Spanien. Als unter Ferdinand und Isabella nach Fall der letzten Feste der Mauren sämmtlichen Juden der Befehl ertheilt wurde, Spanien zu verlassen, und man mit hohen Summen die Zurücknahme dieses Befehls zu erwirken suchte, stürzte ein Torquemada, das Crucifix in der erhobenen Rechten, in des Königs Zimmer und rief aus: Judas verkaufte für dreißig Silberlinge seinen Herrn; Ew. Majestät will ihn für dreißig tausend verkaufen. Da ist er: verkauft ihn. An der Grenze eines jeden unserer früheren reichsfürstlichen Gebiete mußte der Jude seinen Leibzoll, eine persönliche Abgabe, zahlen und wurde dann in den Zollregistern mit dem importirten Vieh zusammengestellt. Man begnügt sich aber auch jetzt noch nicht damit, den Staub über das Volk Israel abzuschütteln, sondern fährt auch jetzt noch fort, ihm, wenn auch nicht mehr in der früheren groben Weise, weh zu thun. Das Volk Israel ist immer noch mit einer gewissen Verachtung aller Stände belastet. Und innerhalb gewisser Grenzen steht man auch fast nirgends an, diese Verachtung gegen dasselbe durchblicken zu lassen. Es fehlt sehr allgemein die Liebe dem Volk Israel gegenüber. Selbst da kommt sie nicht auf, wo sie doch naturgemäß aufkommen sollte: in Folge des Eintretens widerchristlicher Mächte des Zeitalters für die Juden und ihre Zwecke stellt sie sich selbst bei erleuchteten evangelischen Christen nicht ein. Die Päpste haben in ihrer Weise immer noch ein Herz für Israel gehabt: viele evangelische Christen halten sich berechtigt, für Israel kein Herz zu haben. — Dies ist nun schon an und für sich dem Evangelio nicht gemäß. Es ist das Israel, das den Herrn schon verworfen hat, das von dem Herrn schon abfällige Israel, ein Israel also, gerade wie es jetzt noch vor uns steht, dem der Herr die Thränen der Liebe Luc. 19 nachweint. Und ein Israel, gerade wie es jetzt noch vor uns steht, hat ein Stephanus vor sich, als er vor dem hohen Rath zu Jerusalem steht und dessen sämmtliche Glieder, wie Lucas sagt, mit einem Engelsangesicht, mit einem Angesicht also voll freundlichster suchender Liebe ansieht. Und ein Israel, gerade wie es jetzt noch vor uns steht, hat desgleichen Paulus vor sich, als er erklärt, er wünsche um seiner Brüder willen nach dem Fleisch, und um die zu gewinnen, wohl von dem Herrn verbannt zu sein. Es ist dies dem Volk Israel Wehthun aber jedenfalls mit das stärkste Hinderniß für dasselbe,



daß es dahin komme, daß es sich für das Evangelium gewinnen lasse. Selbst lebt es, wie irgend eine Volksgemeinschaft, in ganz besonders entwickelter brüderlicher Liebe. Familiensinn herrscht unter denselben wie irgendwo. Die Zuvorkommenheit, womit die Juden für jede ihnen erwiesene offene Freundlichkeit danken, zeigt, wie liebebedürftig sie sind. Treten aber Juden, die sich nicht schon durch Bildung, Reichthum, überhaupt den ganzen Stand und die ganze Stellung, die sie sonst einnehmen, einen Platz in der Welt zu erwerben wissen, zum Christenthum über, so kommen sie, so weit es sich um menschliche Gemeinschaft handelt, in einen fast völlig leeren Raum hinein. Ein ungetaufter Jude, dieser Name ist unter dem niederen Christenvolk immer noch das Gegentheil einer Empfehlung. — Und so würde, um das Volk Israel für das Evangelium zu gewinnen, der geeignete Weg zunächst und vor allem der sein, daß die Christenheit gesellschaftlich ihre Stellung zu den Juden änderte und mit Uebersetzung der zum Theil hauptsächlich durch die geschichtlichen Verhältnisse bei ihnen hervorgerufenen großen Fehler und Mängel anfangs, so weit thunlich ihnen eine gesellschaftliche Gleichberechtigung zuzugestehen und wo überall deren eigenes Verhalten das Staubabschütteln nicht wieder nothwendig machte, ihnen des Stephanus Engelsangesicht zu zeigen. Und hierin meinen wir, würde, weil es sich um eine Veränderung in der Haltung aller Volksklassen der Christenheit handelt, die immer noch eine neutrale Stellung behauptende Geistlichkeit voranzugehen haben. Und näher würde in dieser Art vor allem die deutsche Geistlichkeit voranzugehen haben. Von Israels Schattenseiten abgesehen, haben gerade israelitischer und deutscher Character die größte Aehnlichkeit mit einander. Es möchte nicht so unrecht sein, das deutsche Volk das Israel der Heiden zu nennen. Beide Völker zeichnen sich durch das lebhafteste Gefühl für Religion aus. Mit einem unbekannten Christen getraut man sich in unsern Tagen nicht so ohne weiteres ein Gespräch über Religion zu beginnen: mit jedem Juden darf man es in der Erwartung thun, daß eine verwandte Saite in ihm anklingen werde. Selbst der Reformjude im schlechteren Sinne vermag in solchem Fall seinen ursprünglichen Character nicht zu verläugnen. Beide Völker zeichnen sich ferner durch Sinn für Gelehrsamkeit aus. Unter Juden giebt Gelehrsamkeit ein größeres Ansehen als Reichthum. Beide Völker haben endlich ein gleich tiefes Gemüth, wenn die Gemüthsseite unter Israel durch dessen religiösen Verfall uns auch nur noch aus ihren Trümmern großartig anblickt, dazu meinen wir, daß Deutschland immer noch central genug in der Christenheit steht, um von ihm aus auch die übrige Christenheit in eine andere Stellung gegen das Volk Israel nach und nach hinzuziehen zu können.

Wäre aber auf die angedeutete Veränderung der Stellung der Christenheit zu den Juden der nächste Nachdruck zu legen, so würde daneben auch ein anderer Weg zu betreten sein, den zu gehen wir freilich nur die verpflichteten würden, welche ihn zu gehen die Macht in sich fühlten. Man hätte den einzelnen

Seelen in Israel auch mit dem Evangelio nachzugehen. Nur wäre hierbei jede aufdrängerische Weise zu meiden. Man muß den Leuten nicht erst die Befinnung nehmen, wenn man sie für das Evangelium gewinnen will: ihnen erst die Stimmung zu nehmen ist für diesen Zweck noch um vieles schädlicher. Und unbeschadet aller übrigen freiwilligen Thätigkeit würde auch hier das Pfarramt wieder voran müssen. Dies hätte die in seinem Kreis wohnenden Juden, so weit es Zeit und Kräfte erlaubten, ein wenig mit in seine Sorge zu nehmen. Und zwar weniger nach Art der Predigt als nach der der Seelsorge. Eine Einladung, doch auch mal zur Kirche zu kommen, um urtheilen zu lernen, wird selten schlecht aufgenommen werden. Im einmal angeknüpften Verkehr mit Israel auf Religion zu sprechen zu kommen, macht sich gewöhnlich ganz natürlich. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, sagt ein andeutungsvolles Sprichwort; es wird dies Sprichwort auch bei Israel seine Wahrheit bewahren. Und wir meinen, ein solches Vorgehen sei durchzuführen, auch wenn die Gefahr ein wenig nahe läge, sich bei denselben gelegentlich selbst vorwerfen zu müssen, man habe die volle Wahrheit nicht voll genug bekannt. Mit viel Schmerzen ist die tiefere Arbeit für das Reich Gottes überall verbunden: so muß man zuweilen auch den Schmerz tragen können, das Schwert nicht tapfer genug geführt zu haben. Wer besonders im allerschlimmsten Fall, der ihm bei den Juden begegnen kann, mit Stephanus nicht herauszufahren vermag: Ihr Unbeschnittene an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr, dem wir's der Herr nicht anrechnen, auch wenn er bloß schweigend und trauernd von dannen zieht. Es ist auch etwas, im Stande zu sein, sich für das Reich Gottes treten zu lassen.

Dies die Weise, in der wir glauben die Gewinnung Israels für das Reich Gottes zu seiner Zeit vermittelt zu sehen. Ob die unerschöpfliche Weisheit des Herrn sie noch durch besondere Wege, die er bereitet, unterstützen wird, diese Frage darf uns nicht abhalten, was wir für zweckentsprechend erkennen, mit eigener Hand ins Werk zu setzen. Möge dies denn mit dem Ernst geschehen, den die Ueberschrift an Christi Kreuz in uns zu erwecken geeignet ist. Denn als ob sie uns beständig der Juden erinnern sollte, lautet sie nicht: Jesus von Nazareth, der König von Israel, was ihn allein oder doch zunächst als den König des durch alle Zeiten gehenden wahren Israels darstellen würde; sondern sie lautet: Jesus von Nazareth, der Juden König. Auch nachdem sie ihn verworfen haben, werde Er es bald in besserer Weise, als in der er es jetzt ist, werde es bald dadurch, daß ihn die Juden im Glauben wieder annehmen.



## Die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Man muß von den furchtbaren Eruptionen absehen, unter denen das neue Staatsprincip zum Durchbruch kam, man muß den innern Geist und Charakter desselben zu erfassen suchen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß alle modernen Staatstheorien, die in unsern Verfassungsstaaten im 19. Jahrhundert in Wirklichkeit traten, wesentlich nur Wiederholungen der politischen Gedanken und Anschauungen sind, die 1789 zum ersten Male Leben und Realität gewannen. In Deutschland währte es noch über ein halbes Jahrhundert, ehe die neuen Ideen festen Fuß faßten; das Jahr 1848 brachte sie aber plötzlich zur Reife. — Die alte zerschliffene blutbefleckte Fahne, welche die Revolution von 1789 vor sich hertrug, mit der Aufschrift: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, — sie ist, säuberlich gewaschen und zugefugt, seit dem Jahre 48 das Panier, dem das moderne Leben in Theorie und Praxis folgt. Sie ist die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts: Freiheit im Allgemeinen, Freiheit im Besondern und Allerbesondersten, freie Forschung, Redefreiheit, Lehrfreiheit, Pressfreiheit, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, zuhöchst aber die alles historisch Gegebene, alles Feste und Feste je mehr und mehr fortschwemmende religiöse und kirchliche Freiheit!

Das Individuum stellt sich auf seine eigenen Füße. Das Individuum betrachtet sich als selbständigen, unabhängigen Punkt, womöglich als das Centrum des Ganzen, emancipirt sich von den menschlichen und göttlichen Auctoritäten, die über ihm stehen, und sucht die Bande zu lockern und abzustreifen, die den Einzelnen mit dem Ganzen verknüpfen. „Das Volk ist mündig geworden“, heißt die moderne Parole; die Wissenschaft, alle hervorragenden Organe des modernen Zeitgeistes haben es für mündig erklärt. Diesem Grundzuge des Lebens hat müssen die gesammte Gesetzgebung in Staat und Kirche nachgeben und sich modificiren. Der Arm der Gerechtigkeit kann unter Umständen das flagranteste Laster nicht mehr erreichen und treffen, denn die errungenen Freiheiten auf allen Gebieten wissen die Bösen meisterlich und klug für ihre Zwecke zu verwerthen, und der Staat muß das Böse in unzähligen Fällen gehen und geschehen lassen.

Zu der Volksmündigkeit gehört aber vor allen Dingen, daß man sich zur höchsten Auctorität, zu Gott in Position setzt und Stellung nimmt. Die moderne Freiheit duldet am wenigsten in religiöser Beziehung irgend welche Zucht und Schranke, und da das innerliche religiöse Leben durch äußere Gesetze nicht normirt, da der Glaube des Herzens nicht decretirt werden kann, so macht das moderne Zeitbewußtsein von der religiösen Freiheit den umfassendsten Gebrauch. — Unstreitig, „der

Tag des Heils, das angenehme Jahr des Herrn“, welches einst mit seinem Licht und Glanz über der abendländischen Menschheit leuchtete und tausende von Lebenskeimen und Blüthen unserer mitterlichen Erde entlockte, ist in die Herbstwende getreten und unzählige Erscheinungen kündigen den Winter an. — Es ist allerdings wahr und wir wollen es dankbar anerkennen: wir haben eine lebendige theologische Wissenschaft, durch die wahrlich ein anderer Geist weht, als vor 50 Jahren, die wieder in die Tiefen des Christenthums eingedrungen ist und besonders auf dem historischen Gebiete Ausgezeichnetes leistet. Ist sie auch etwas subjectiv geartet, theilt sie auch in dieser Beziehung den Charakter der Zeit, ja ist der Subjectivismus in einer gewissen Fraction in die dürre Negation ungeschlagen, die ihren Abfall von der Wahrheit hinter rhetorischen Floskeln und Phrasen nicht verbergen kann, — so wird man der gläubigen Richtung in der Theologie, die trotz ihren vielfachen Schattirungen doch auf den ewigen Fundamenten des Christenthums gemeinsam steht, eine große geistige Lebendigkeit und wissenschaftliche Kraft nicht absprechen können. Auf vielen Kanzeln stehen tüchtige Geistliche, denen ihr Beruf heiliger Ernst ist. Auch zeugen die kräftigen Bestrebungen der innern und äußern Mission davon, daß noch ein Salz in unserer Kirche vorhanden ist. — Aber wenn wir auf die Masse unsers Volks im Großen und Ganzen hinblicken, — welch einer winterlichen Debe begegnen wir da? Nicht daß der Herr nicht auch hier noch sein Volk hätte! Aber es ist uns gegnerischerseits nur zu häufig zugerufen, daß wir's nicht endlich glauben sollten, daß zwischen Christenthum und Cultur, christlicher Wahrheit und moderner Bildung, Geistlichen und Laien ein schneidender Dissensus bestünde, der keine Vermittelung hoffen lasse. Wir glauben dies aller Maßen. Protestantische Freiheit — in welcher ein Zerrbild ist sie doch verkehrt! Ja wohl, eine erschrecklich große Masse von Menschen hat es fertig gebracht, sich vom Christenthum völlig frei zu machen und ihm den vollendetsten Indifferentismus entgegenzusetzen. Man hält es für einen überwundenen Standpunkt, verachtet es und kokettirt mit dieser Verachtung. Aus Anstandsriksichten duldet man es noch, aber man ignorirt es und hält es sich persönlich vom Leibe. Nur dann verwandelt sich die Gleichgültigkeit und Geringschätzung in Haß, wenn der Glaube irgendwo einmal ein kräftiges Lebenszeichen von sich giebt. Ermannt sich aber einmal eine Regierung oder eine kirchliche Behörde zu einer größern Energie für christliche Interessen, so fängt es alsbald in der Tagespresse an zu rauschen, das Feuer wird geschürt, der Adressensturm in Scene gesetzt, der Minister interpellirt, mit Invektiven überhäuft, mit Mißtrauensvoten überschüttet — und gegen solche andringende Wogen, welche Macht könnte dagegen Stand halten! — Die alte renovirte Fahne von 1789 mit der Devise: protestantische Freiheit weht dann immer wieder hoch in den Lüften und ihr Rauschen ist so betäubend, daß „Barnunft Unsinn wird, Wohlthat Plage!“ —

Den allgemeinen Durchschnittsstandpunkt des gebildeten



deutschen Publikums in religiöser und kirchlicher Beziehung charakterisirt W. Menzel folgendermaßen: „Fast allgemein herrscht das Vorurtheil, man könne auch ohne Kirche mit bloßer Humanität und Moral auskommen. Im Namen der Bildung glaubt man das specifisch Christliche im Protestantismus perhorresciren zu müssen. . . Viele sind so verständig, einzusehen, der gemeine Mann bedürfe noch der Kirche, wenn er nicht gänzlich verwildern solle, und nur die gebildeten Klassen seien berechtigt, sich von allem Kirchlichen zu emancipiren. Andere aber wollen immer noch nicht die Hoffnung aufgeben, auch den gemeinen Mann durch Volksunterricht auf die Höhe des gebildeten Publikums schrauben zu können. Die Stimmung kommt den destructiven Tendenzen ungemein zu statten, und ist der Revolution bisher noch in jeder Ruheperiode förderlicher gewesen, als alles andere. Mit offener oder geheimer Zustimmung des gebildeten Publikums wird der Unglaube fort und fort in den tieferen Schichten der Gesellschaft verbreitet, durch die Presse, besonders durch die nichtswürdigsten Lokalblätter. Die Zahl derer, die nichts mehr glauben, wächst im Volke immer ungeheurer an. Entgegengesetzte Bestrebungen von Seiten der Gläubigen werden verdächtigt. Wirkt die Kirche allein ohne Zustimmung des Staats, so glaubt man, die fürchterlichste Hierarchie sei im Anzuge. Wird die Kirche vom Staate unterstützt, so schreit das ganze Philisterrum mit der Demokratie unisono über Reaction und Gewissenszwang. Das Philisterrum weiß nicht, was es thut; denn es will selber keine Revolution und arbeitet ihr doch in die Hände. Es gleicht der armenigen Grasmücke, die vor dem riesenhaften Ruckelkind in ihrem Neste beständig zittert und es doch in ihrer dummen Liebe groß und immer größer füttert. . . . Man wird sehen, wie man ohne Gott und ohne Kirche auskommt, wenn die Revolution ihre letzten plutonischen Hebungen unter den Füßen der selbstgerechten Philister beginnen wird.“ \*) —

Daß der moderne Zeitgeist, der dem Phantom abstracter Freiheit in religiöser und kirchlicher Beziehung huldigt und das Christenthum direct und indirect aus dem Leben zu verbannen sucht, auch auf die innere Gestaltung des Staats seinen Einfluß ausüben muß und ihm sein Gepräge aufdrücken wird, ist an und für sich klar. Trennung des Staats von der Kirche, Säuberung des „Rechtsstaats“ von demjenigen, was noch an die christliche Religion erinnert, Scheidung des Staatsrechts von dem ewigen göttlichen Recht, der öffentlichen Gesetzgebung von den Grundsätzen der christlichen Moral, dagegen entente cor-

diale des Staates mit der modernen Cultur, die in gar mancher Beziehung eine prononcirt feindliche Stellung zum Christenthum eingenommen hat, Unterstützung, Förderung und Pflege derselben — das sind die Grundsätze, die in unsern modernen Staaten sich je mehr und mehr Bahn brechen und zur Geltung kommen. Sie existiren nicht bloß als unschädliche Theorien in einigen Köpfen, sie sind die treibende Macht des Zeitgeistes, sie haben in manchen Verfassungen bereits Consistenz gewonnen und sind vielerwärts in die Praxis übergegangen.

Im Jahre 1848 wurde Deutschland mit den „Grundrechten“ überrascht. Ursprünglich ein amerikanisches Gewächs, dann auf französischen und endlich auf deutschen Boden verpflanzt, proclamirten die Grundrechte ohne weitere Umstände die Religionslosigkeit des Staats, die Trennung des Staats von der Kirche, erklärten die Schule für reine Staatsanstalten, die mit der Kirche nichts mehr gemein haben, streiften dem Eide den christlichen Charakter ab, damit auch der Jude ihn schwören könne, und setzten an die Stelle der kirchlichen Ehe die Civilehe. Glücklicher Weise hatte das Leben damals noch so viel zähe Widerstandskraft, daß es sich auf diese Experimente, die von einer ungeheuern Tragweite waren, nicht einließ. Die Grundrechte wurden damals nicht eingeführt, aber der Geist, aus dem sie geboren waren, war damit nicht verbannt, er erstarkte allmählig je mehr und mehr und brachte sie zur Geltung, — hier mehr, dort weniger. Hat doch unlängst das glückliche Baden, nachdem es die andern Errungenschaften schon früher errungen hatte, die Entchristlichung und Entkirchlichung der Schule mit Böllerschüssen, Flaggen und Freudenfeuern gefeiert, gleich als ob das Paradies nun herabgekommen wäre, seit man das Christenthum aus den Schulen losgeworden ist. Jene Grundsätze liegen in der Luft der Zeit; die Stimmung ist derartig, daß, wo sie noch nicht vollständig zum Durchbruch gekommen sind, dies alle Tage geschehen kann.

Es kommt noch hinzu, daß Deutschland in den letzten 25 Jahren sich in der Staatsidee förmlich berauscht hat, daß das Streben, Deutschland zur Großmacht ersten Ranges zu erheben, alle übrigen höheren Interessen zu beeinträchtigen droht, daß der Staat, um zu diesem Ziele zu gelangen oder um in seiner Machtstellung zu verharren, die Kraft des Volkes ungewöhnlich anspannt, für den Aufschwung des äußern Culturlebens, wodurch seine Macht wesentlich mit bedingt ist, eine ungewöhnliche Sorge trägt, während er gegen die Kirche und deren Interessen, überhaupt gegen die höhern idealen Güter sich merklich fremd und indifferent bezeigt.

(Schluß folgt.)

\*) (s. Wolfgang Menzels Kritik des modernen Zeitbewußtseins, S. 245 ff.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 21. Juni.

N<sup>o</sup> 49.

## Die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Es ist keine Frage: der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens neigt sich entschieden nach der Seite des Staats. Gegen das Ideal des glänzenden, mächtigen Staats müssen alle sonstigen Interessen schweigen und verstummen. Ihn groß und herrlich zu machen, ist kein Opfer zu schwer. Großes, Erstaunenswerthes ist von uns in dieser Beziehung in neuester Zeit geleistet. Wer sollte sich der neuesten Phase unserer deutschen Geschichte nicht freuen! Man kann sie in ihrer Berechtigung anerkennen, man kann darin nothwendige Entwicklungen sehen, die ein Culturvolk von innerer Kraft und Begabung durchzumachen hat, ohne sich doch zu verbergen, daß sich sofort daran ein dunkler Schatten hängt, wenn die Staatsidee, das Idol der politischen Weltmacht, das allein Dominirende in dem Bewußtsein der Menschen wird und alle übrigen Interessen so gut als verschlingt. — Die dritte Versuchung unsers Herrn giebt Einem in dieser Beziehung viel zu denken und ist nach allen Seiten hin sehr lehrreich! — „Du sollst Gott anbeten, deinen Herrn, und ihm allein dienen“ — dies Wort gilt sowohl den Einzelnen, wie den Völkern und Volkspersönlichkeiten, und giebt uns unter anderm Veranlassung zu folgender Erwägung.

Die rechte Anbetung Gottes, worunter wir hier zunächst im Allgemeinen die Richtung des Gemüths, den Zug der Seele auf Gott verstanden wissen wollen, vermittelt sich uns im Christenthum. Es liegt eben in der Idee des Christenthums, daß es die Alles bestimmende Lebensmacht sein will, daß kein Gebiet, sei es des öffentlichen oder privaten Lebens, von ihm ausgeschlossen sei, daß es wie ein Sauerteig alle Verhältnisse und Beziehungen des innern und äußern Lebens durchdringe. Es kündigt sich uns an als göttliche Offenbarung, es vindicirt sich göttlichen Ursprung und weist uns mit erhobenem Finger darauf hin, daß alles menschliche Recht im göttlichen Recht, alles menschliche Gesetz im göttlichen Gesetz seine Urquelle habe, die eben in ihm — im Christenthum — fließe. Schon das Heidenthum und die heidnischen Völker, je näher sie namentlich ihren Ursprüngen standen, hatten das feste, unerschütterliche Bewußtsein, daß die menschlichen Gesetze und Rechte himmlischen Ursprungs seien, so hochherhaben, unverbrüchlich und unveränderlich, daß die Götter selbst an sie gebunden er-

scheinen. \*) Besonders kräftig und substantiell lebte auch dieser Gedanke im christlichen Mittelalter. Papst und Kaiser, jener das geistliche, dieser das weltliche Schwert führend, waren nach der Anschauung des Mittelalters die Beauftragten, die Lehns-träger Gottes, und richteten im Namen und zu Ehren Gottes, den göttlichen Geboten gemäß.

Es handelt sich hier um die Ideen und geistigen Anschauungen, in denen das damalige Geistesleben wurzelte. Sonst wissen wir recht gut, daß die Wirklichkeit der Idee nicht immer entsprach, daß das Gottesgnadenthum in dem Grade zu einer leeren hohlen Formel wurde, als die Inhaber und Träger sowohl der weltlichen als geistlichen Macht ihren eigenen souverainen Willen an die Stelle des göttlichen setzten. Die Grundsätze galten aber, und wurden von der Reformation mit den nothwendigen Modificationen, die das Wort Gottes an die Hand gab, mit aller Entschiedenheit und Kraft geltend gemacht.

In der protestantischen Kirche wüßten wir keine Persönlichkeit, in der das innige Zusammensein von Politik und Religion so verkörpert erscheint, als in der des alten deutschen Staatsmanns Veit Ludwig von Seckendorf, geb. 1626, zuletzt Kanzler der Universität Halle, starb 1692. In seinem Fürstentum, dem er später seinen Christenstaat nachfolgen ließ, entwirft er eine treffliche Sittenlehre für die drei sogenannten Stände, den geistlichen, den weltlichen und den Hausstand. Er geht alle Gebiete des vielverzweigten öffentlichen und sonderlichen Lebens durch, und zeigt mit verständigem, für alle Verhältnisse aufgeschlossenem Sinn, daß die Obrigkeit nach den Hauptlehren des Christenthums und nicht nur nach weltlichen Sätzen ihr Amt zu führen habe, daß die christliche Moral im Regiment, in der Gesetzgebung, in der Politik und Justiz die entscheidende Norm und Regel sein solle.

Seckendorfs Anschauungen wurzeln also in dem Gedanken, daß das gesammte Recht, wodurch das menschliche Gemeinschaftsleben zusammengehalten und getragen wird, aus dem Christenthum hervorstamme, daß es, weil höhern Ursprungs, den Charakter einer göttlichen Dignität und Auctorität besitze, die von jedem Einzelnen anerkannt und respectirt wird. Sein innerstes

\*) cf. Soph. Oed. Tyr. 865 ff. νόμοι ὑπὸ ποδὲς οὐρανίου δὲ αἰθέρα τεκνωθέντες, ὃν Ὀλύμπιος πατὴρ μόνος, οὐδὲ νῦν θανάτῳ φύσις ἀνέρον ἐκτεν, οὐδὲ μὴν ποτε λάθῃ κατακοιμάσει — μέγας ἐν τοῦτοις θεός, οὐδὲ γρηάσκει.



Denken und Leben ist vom Christenthum und den christlichen Anschauungen so durchdrungen und gesättigt, daß er den Gedanken eines Naturrechts, welches sich als ein selbständiges neben das positive stellen will, gar nicht vollziehen kann. Es war aber nach dem Vorgange von Thomas Hobbes, „dem der Staat der Götze war, der Leviathan, der Alles verschlang“ — Samuel Puffendorf, geb. 1632, welcher zum ersten Male auf den Weg des selbständigen, von den positiven Grundlagen getrennten Naturrechts abbog, die erste selbständige Politik schrieb und darüber mit Sedendorf in eine weitläufige literarische Fehde verwickelt wurde.

Puffendorfs Richtung wurde in der Folgezeit, wo eine Zerlegung der geistigen Atmosphäre zunächst auf dem Gebiete der Wissenschaft sich vollzog, eine Abwendung des Bewußtseins vom Christenthum eintrat, von vielen Staatsrechtslehrern weiter verfolgt und ausgebildet. Diese Anschauungen sind aber nicht blos Gegenstände wissenschaftlicher Erwägungen geblieben, sondern sie sind von der Höhe der Wissenschaft ins Leben herabgestiegen und hier wirksam geworden. Der moderne Staat steht wesentlich auf dem Boden des Naturrechts, und die gegenwärtige Situation ist von der Art, daß er immer mehr dahin gedrängt und getrieben wird, nach dieser Seite die letzten Consequenzen zu ziehen.

Der Staat ist an und für sich religionslos, lautet die moderne Staatsweisheit. Er verhält sich völlig indifferent gegen die einzelnen Confectionen innerhalb der Kirche, ja er nimmt dieselbe Stellung ein zum Christenthum, wie zum Judenthum, und er muß folglich den ganzen Apparat seiner Gesetze und Rechte so formuliren, muß ihnen eine Tournüre geben, daß sie für alle Religionen und Confectionen passen. Die Quelle des Rechts sind demnach nicht mehr die ethischen Grundsätze des Christenthums, das Recht wird nicht mehr dieser höhern Auctorität unterworfen, sondern der ganze Complex von Rechten und Gesetzen, wodurch das öffentliche Leben normirt wird, ist eben nur der Ausdruck der Rechtsanschauungen, wie sie in einer bestimmten Zeit die herrschenden sind. Sie schwimmen zunächst formlos in der Luft, werden sodann auf die konstitutionelle Maschine, unter die Räder der drei legislatorischen Factoren, des monarchischen, aristokratischen und demokratischen gebracht, durch Kammerbeschlüsse zurecht gemacht und von zufälligen Majoritäten entschieden. Die Kammern gehen hervor aus periodischen Wahlen. Die Masse, die formlose Masse, in der alle organischen Gliederungen und Verbindungen in Stücke zerschlagen, gleichsam in Staubtheile zerrieben sind — sie wählt. Denn das ist gerade das Charakteristische des modernen Staatswesens, daß es die Menschheit atomisirt, daß es alle organischen Bildungen, das ständisch Begliederte und Corporative je mehr und mehr auflöst, es auflöst in eine undisciplinirte Masse, in der lediglich die Anzahl der Stimmen, aber nicht die Qualität der Stimmen das Entscheidende ist. Die Erfahrung lehrt es alle Tage, wie sehr auf diese unorganische Masse der wechselnde Wind der Tagesmeinungen, die zufälligen Zeitum-

stände, der Druck der Leidenschaften einwirken, wie die Masse in dem Wahne, frei zu sein und frei zu handeln, doch ganz in die Hände einiger weniger politischen Leithammel gegeben ist, denen sie blindlings folgt und die aus der Gedankenlosigkeit und Unwissenheit des großen Haufens Capital zu schlagen wissen für ihre Zwecke. Das Mittel, um die Massen in das richtige liberale Fahrwasser zu bringen, leisten die politischen Vereine und die Presse.\*)

Daß die ganze Gesetzgebung nun bei dieser Sachlage auf die Woge des reinen Zufalls gesetzt ist, wird keinem Tieferblickenden entgehen. Das Recht, nach moderner Anschauung ein rein menschliches Gemächt, wird entschieden von den meisten Stimmen, unangesehen, wie viel die Stimmen wiegen, von zufälligen Kammermajoritäten. Die Composition der Kammern, ihre jedesmalige Pphysiognomie richtet sich ganz nach dem politischen Barometer der Zeit. Deutet dieser auf Wind und Sturm, gehen die Wogen des politischen Lebens hoch einher, wird der ruhige Verlauf der Dinge durch heftige Eruptionen unterbrochen, so wühlen sich die schmutzigsten Elemente in die Höhe, und es gelingt dann den mittelmäßigsten Intelligenzen, wenn nicht gar den verworfensten Subjecten, sich ans Staatsruder zu drängen und die Gesellschaft zu terrorisiren, wie das jetzt einmal wieder in Frankreich der Fall ist. Tritt dagegen in der politischen Strömung wieder Ebbe ein, hat das Meer sich wieder geglättet, so tragen die Parlamente einen mehr zahmen Charakter. Aus

\*) Wir können uns nicht entbrechen, die sehr drastische, aber durchaus zutreffende Schilderung von Bogumil Wolz über den „Segen“ des politischen Vereinswesens in dessen Feigenblättern von 1864 hierherzusetzen: Vor Zeiten gab es nur für die Schafheerden sogenannte Leithammel, und heute überlassen sich die gebildetsten Honoratioren den Leithartikelschreibern, den publicistischen Leithammel, und fühlen sich in ihrer kastrirten Persönlichkeit so lustig und leicht, wie sich nie zuvor ein altmodischer Mensch mit dem Bewußtsein seiner vollen, auf sich selbst gestellten Manneskraft gefühlt hat. Ach, es geht nichts über die Erleichterung, sein altmodisches Eingeweide mit allem, was darum und daran baumelt, z. B. mit Glaube, Liebe, Romantik, Idealismus und Humor losgeworden zu sein. Was brauchte sonst ein Mann alles, um ein Mann und ein vollständiger Mensch, um eine Person, ein Charakter zu sein, und wie wohlfeil hat er es heute, sobald sein Geist gehämmelt, d. h. schematisirt, uniformirt, zur Vereinsmünze ausgeprägt, mit einem Worte: zum socialen Dummkopf gemacht ist. Es geht nichts in der Weltgeschichte über diesen geistigen Communismus, über diese Erfindung, über diese russische Uniformität der Seelen, über dieses auf die Geister in Anwendung gebrachte Exercierreglement. — Verglichen mit ihm ist die Soldatendisziplin, das Commisleben und die Commisbildung eine romantische freie Naturwucherung. Das Fühlen war schon lange abgeschafft, das Denken besorgt der Verein. Der Vereinsgestempelte hat nichts weiter zu thun, als zuzuhören, zu unterzeichnen, zu zahlen, zu turnen, zu singen, in Massen zu fahren, zu essen, zu trinken, zu tosten, die Parolen zu lernen, die vorgegeschriebenen Zeitungen zu lesen, und Alles in Gedanken anzuspüren, was nicht zum Verein gehört



diesen ewigen Fluctuationen entsteht dann jenes fortwährende Experimentiren in der Gesetzgebung, jene unablässige Abänderung der Gesetze und Rechte, jenes ungewisse Tacten, welches dem fahrenden Winde des Zeitgeistes nachgiebt und sich nicht selten von dem einen Gegensatz in den andern stürzt. Und was hat sich nun aus diesen Bewegungen, aus diesem Streit und Widerstreit herausgebildet? — Es ist dem modernen Parlamentarismus gelungen, die organischen Verbände und festen Formen unsers Volkslebens zu beseitigen, das Individuum zu emancipiren, die organisch verfaßte Gesellschaft aufzulösen in eine unterschiedlose Masse von Urwählern, Steuerzahlern und Rekruten, die bürgerlichen Genossenschaften, den conservativen Bauernstand (vom Adel und Clerus zu geschweigen) zu beeinträchtigen zu Gunsten der vagabundirenden und nomadirenden Volkselemente. „Verkümmerung“, sagt Mengel in dem erwähnten Buche S. 201, „des Gewinns von solider Arbeit durch Begünstigung des kaufmännischen und industriellen Schwindels, des Raubhauses und des raschesten Besitzwechsels, des Güterschachers, der Speculation mit fremder Arbeit, — das Exploiren fleißiger Christen durch abgefeimte Juden, die systematische Zurücksetzung der Altbürger gegen die Eindringlinge, der Dienstherrn gegen die Dienstboten, die Lockerung und Lösung des Familienlebens durch leichte Ehescheidungen und durch Einführung der Civilehe, die Erklärung der Schule für eine Domaine des religionslosen Staats, das Herabdrücken des Religionsunterrichts in den Schulen zu einem nebensächlichen Fachgegenstande, das Bestreben, die Religion aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen und an die Stelle der historischen Kirchen und Confessionen ein abstractes Ding von Nationalkirche zu setzen, unter deren Dache sich Christen und Juden, und wenn es sein muß, Türken und Heiden versammeln können — das sind einige der sehr zweifelhaften Früchte, womit die modernen Staats- und Kirchentheorien die alte bürgerliche Gesellschaft theils beschenkt haben, theils zu beschenken im Begriff sind.“

Kein Verständiger, der noch nicht zu der gedankenlosen Heerde der „Vereinsgestempelten“ gehört, wird verkennen, daß das moderne Leben sich auf einer abschüssigen Bahn befindet. — Wahrlich, es ist noch nicht genug, daß im politischen Leben nach außen große glänzende Erfolge erzielt sind, daß Deutschland aus der Zerrissenheit zur Einheit zurückgeführt ist und diejenige Machtstellung erreicht hat, die ihm unter den europäischen Völkern gebührt. Von einem geistvollen Historiker haben wir jüngst den Ausspruch gelesen: wenn zwei Völker im Kriege mit einander rängen, so sei immer das sieghafte in Gefahr, sein Wesen gegen das des Besiegten auszutauschen. Sollten wir das geistige Erbe Frankreichs antreten und die „große Nation“ spielen wollen mit Daranbringung unserer Eigenart und Verwelschung unsers deutschen Wesens? Hat sich des Fremdartigen nicht schon genug unter uns eingebürgert? Äußere Einheit — sie wird sich doch als hohle Form ausweisen ohne die Einheit im Geiste, ohne daß das Gesamtbewußtsein unsers Volks, das gesammte Geistesleben sich wieder stellt auf ein einheitliches Funda-

ment, sich im Höchsten und Heiligsten einigt, sich mit den ewigen Realitäten des Christenthums erfüllt. Wird es geschehen? Wird das Christenthum wieder die Lebenslust unsers Volks werden? — Das Innere kennet nur Gott, der Herr, und wie viel von höherm Leben in unserm Volke noch vorhanden ist, weiß allein der Herzensklünder. — Was in die Erscheinung tritt, der sich offenbarende Geist, der die Massen beherrscht, berechtigt zu keinen sanguinischen Hoffnungen. Zerbröcklung unserer Volksexistenz, sittliche Verschlimmerungen, todesfatter Indifferentismus oder energischer Christushaß — darauf deuten manche Zeichen der Zeit. Wird dieser Auflösungsproceß weiter und weiter um sich greifen, so bleibt nur Eins übrig, um die gelockerten Atome zusammenzuhalten und das rothe Gespenst fernzuhalten: der Militarismus, an dem die mächtigsten Culturstaaten doch schließlich zu Grunde gegangen sind. Es will uns scheinen, als ob die europäischen Staaten, die in der Geschichte der Gegenwart eine Rolle spielen, bereits in das Stadium des Militarismus getreten sind!

H.

...e.

### Singet dem Herrn.

Geistliche Dichtungen von Ludwig Grote. Hannover 1871. 350 S. 1½ Thlr.

In der Stille beten starke Herzen und in ihren Zellen singen sie Lieder, wie einst der gefangene Landgraf Philipp von Hessen in seinem Gefängnisse that. — Der vielfach angefochtene Verf., der im Jahr 1855 die Lieder von Freyhinghausen, sowie die von B. Schmold herausgab, veröffentlicht hier seine eigenen geistlichen Dichtungen, theils lyrischen, theils epischen Charakters. Man muß es ihnen nachrühmen, daß die Freude am Herrn, — der Quell unseres Kirchenliedes, auch der Quell der vorliegenden Dichtungen ist. Sie sind, was für gewisse Leser bemerkt sei, durchaus „unpolitischer“ Art, ein Zeugniß, daß die Freude am Herrn dem Verf. auch in seinem Zellengefängnisse geblieben ist. Aus einem verbitterten Herzen können solche Lieder nicht fließen. Man lese nur die „aus dem Gefängnisse“ S. 318 („O Herr, ich bin ja doch dein Kind“). Es hat sich der Verf. dazu auch im Gefängnisse das Auge offen gehalten für alles menschlich und irdisch Schöne, wie für die Leiden und Freuden Anderer, — bekanntlich das sicherste Zeichen eines nicht murrenden, gottgegebenen Herzens. So kann man nur mit hoher Freude das liebliche Frühlingslied S. 286 lesen:

Von Süden weht so warm der Wind,  
mit der Erde was hat er verhandelt?  
Er hat in ein lächelndes blühendes Kind  
die schlummernde Greisin verwandelt.

Es sei hier gleich bemerkt: die Grote'sche Dichtung ist, wie alle wahre Poesie, voll von Plastik, von Gestaltendarstellung. Das gilt zumal von den in ruhig epischem Ton gedichteten Liedern.

Es zeugt schon im Allgemeinen von echt dichterischem Tact, wenn sich der Verf. gegenüber den großen Thaten Gottes so durchaus episch verhält, wie es ja unser deutsches Kirchenlied bester Zeit durchweg thut. Inbessent hat der Verf. seine unbestreitbar dichterische Begabung nicht nur an dem großen Vorbilde dieses unsers unverwiltlichen Kirchenliedes, sondern auch



an dem des weltlichen Volksliedes ausgebildet und vertieft. Vgl. u. a. S. 234 ff. „Kaspar Aquila“; und Nr. 3: „Held Sickingen liegt sterbend in seiner Väter Burg, er schlägt in offener Beichte sich grad zum Himmel durch“ —, oder das im edelsten Sinne volksmäßige Lied S. 103, wo es heißt:

Denn außer dir ist nichts als Pein,  
in dir ist lauter Bounne,  
du bist der rechte Maienschein,  
die rechte Lenzessonne u. s. w.,

oder S. 52: „Biel hört ich singen und sagen, von einem Wunderkind“, oder S. 59: „Der Heiland ist erstanden.“

Dabei zeichnen sich die Gedichte Grote's durch eine, auf reichem Erfahrungsleben begründete dichterisch reale Lebensanschauung aus. Es sind frische Zeugnisse einer unmittelbar, durch keine Speculation vermittelten innigen Heilsaneignung. Sie werden, falls sie, was heut zu Tage freilich selten ist, mit stillem Herzen gelesen werden, von reichem Segen sein, und gar mancher wird bei einzelnen Gedichten sich sagen: „das habe ich auch erlebt“ und sie zu dem willkommenen Ausdruck des eigenen Herzensbekenntnisses machen. Er wird u. a. freudig einstimmen in die (im Ton: Nun lob, mein Seel, den Herrn, gedichtete) Danksgiving nach dem h. Abendmahl. Wir haben wohl selten eine so kurze, schöne, aus der Tiefe der Heilserfahrung geschöpfte, eine von dem „Du bist mein — und ich bin dein“ so freudig bewegte Danksgiving gelesen, wie die folgende,, die man nicht wieder vergessen kann:

Mein Heiland sei gepriesen, mein König sei gebenedeit,  
du hast auch mir erwiesen die Fülle deiner Freundlichkeit.  
Der du im Himmel wohnest, du allerhöchste Majestät,  
und auf dem Cherub thronest, hast meine Zelle nicht verschmäht.  
Ich kam zu dir mit Flehen, arm, elend, ein verlornen Sohn,  
du kamst, mich zu erheben bis an des ewigen Vaters Thron.  
Mühselig und beladen wandt ich mich deinem Altar zu:  
du heiltest meinen Schaden und schafftest meiner Seele Ruh.  
Du nahmst mir all das Meine: Fluch, Sünde, Missethat und Schuld,  
und schenkest mir das Deine: Kraft, Segen, Gnade, Heil und Huld.  
Der Bund ist neu geschlossen: du gehst voran im heißen Streit,  
ich folge ununterbrochen und geh dir nach durch Freud und Leid.

Es ist hier, wie in gar manchen andern Liedern Grote's, das Wunderwort der lutherischen Kirche, das uns auch im Kirchenlied so mächtig entgegentritt: „Reue und Leid und Schrecken haben über die Sünde, und dennoch glauben an das Evangelium.“

Einen Theil seiner Gedichte bezeichnet der Verf. mit der Ueberschrift: „Kleinigkeiten“. Es sollen diese Kleinigkeiten hier umföweniger unerwähnt bleiben, als unsere Zeit an solchen kurzen guten Sprüchen doch eigentlich nichts Erfreuliches producirt. Diese „Kleinigkeiten“ aber sind, und zwar mit vollem Recht, so zu sagen der Hausfreund der deutschen Familie. Man wird sich solche Sprüche, wie der S. 341, gern merken und am „Wochenbeschuß“ ihn sich wiederholen:

Wieder ist die Woche hin,  
älter bin ich sieben Tage;  
ob ich dir gefälliger bin,  
Herr, mein Gott, das ist die Frage.  
Möcht ich doch, so oft aufs neu  
sind entflohn der Tage sieben,  
siebenmal so heiß und treu  
als zuvor, o Herr, dich lieben!

Zum Theil liegen der Groteschen Spruchdichtung biblische Sprüche zu Grunde, jene Sprüche Salomonis, die für unser Volksleben noch bei weitem nicht das Salz geworden sind, das sie ihm hätten werden können. Es gehören diese Sprüche sammt denen aus dem „Prediger“, nur mit menschlich dichterischem und kritischem Maßstabe gemessen, zu den besten der Welt. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie zumeist ein kleines Bild in sich schließen und im besten Sinne plastisch, gestaltendarstellend sind. Es ist erfreulich, zu sehen, wie der Verf. auch hier sich an die besten Muster anlehnt, wie in dem trefflichen Spruche S. 345: „Haß und Liebe“:

Besser ein Krautgericht mit Liebe,  
als ein gemäßerter Dohse mit Haß;  
besser mit Friede vom Felde die Kühle,  
als mit Streit eine Ananas.

Wenn man die stofflich trivialen Schreibvorschriften der Schulen sieht, kann man es im Interesse der Jugend und des Volks nur sehr beklagen, daß dem Kinde nicht auch auf diese Weise kräftiges Brot gereicht und mit nach Hause gegeben wird. Wie trefflich könnte man das Kind zum Denken anleiten mit Sprüchen, wie dem von Grote unübertrefflich angewandten:

Mein Kind, verachte nicht die Zucht des Herrn  
und sei nicht ungeduldig ob der Strafe;  
der Hirte hat ja seine Herde gern  
und dennoch hegt den Hund er auf die Schafe.

Plastik, Gestaltendarstellung ist das unerläßliche Kennzeichen wahrer Dichtung. Je weniger wir diese in den meisten poetischen Versuchen unserer Zeit finden, umföwen mehr erscheinen die vorliegenden beachtenswerth, ganz abgesehen von der tiefen biblischen Gnosis, die sie enthalten und entfalten, dem kirchlichen Ton, den viele derselben hell und voll anschlagen, und dem Interesse, das man an sich schon an den Liedern eines Gefangenen zu nehmen geneigt ist. (Vergl. u. a. S. 191, Lied eines Gefangenen, nach Ps. 88 gedichtet.)

Alle die, welche diese Lieder recht lesen, werden ihm dafür dankbar sein, und falls ihnen auch das von den drei frommen Musicis S. 248 ff. begegnet, dem Verf. selbst auch für die Zukunft wünschen, was er von dieser kleinen Schaar singt:

Biel Gotteslieb und Lieberlust  
in treuer Musikantenbrust,  
so standen sie im Morgenglanz  
hoch oben auf des Thurmes Kranz  
und blickten fromm zu dem hinauf,  
der droben lenkt der Sterne Lauf.  
Fröhlich setzten sie und herzgesund  
jezt die Posaune an den Mund:  
„Wenn wir in höchsten Nöthen sein  
und wissen nicht, wo aus noch ein“ — —  
Doch kaum stieg mit dem letzten Ton  
ihr Amen auf zu Gottes Thron,  
da krachts und prasselts, und im Sturm  
zusammenbricht der ganze Thurm.  
Und die drei Männer? Was geschah?  
Sie stürzten mit hinab? — Nun ja,  
sie stürzten hoch vom Thurm hinab,  
doch nicht zum Tode, nicht ins Grab.  
O nein, sie standen unversehrt  
und kehrten heim an ihren Heerd  
und lobten noch viel Jahre lang  
den Herren laut mit Lieberklang.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 24. Juni.

N<sup>o</sup> 50.

## Erfahrungen eines Geistlichen im Felde.

Unter Soldaten und Officieren, unter Aerzten und Militair-Beamten findet man, wie überall, sehr verschiedene Elemente, solche, die Gottes Wort und das Haus des Herrn lieb haben, und auch solche, die damit renommiren, daß sie seit Jahren das Innere einer Kirche nicht gesehen und seit ihrer Einsegnung nicht zum Abendmahlstische gegangen sind. Es giebt unter ihnen sehr fein gebildete Leute und auch solche, bei denen das, was man Bildung nennt, eben auf der Oberfläche geblieben, nur ein Firniß oder eine Politur ist, die dem Sturm und Regen und nassen Bivouak nebst all den erwärmenden Elementen, die aus der Feldflasche fließen, nicht lange Widerstand leisten. — Zu ihnen wird der arme Landpastor, der zum Militair als Lazarethgeistlicher berufen ist von seinem stillen Dorfe, wo vielleicht noch gute alte Zucht und Sitte herrscht, hinausgewiesen ins Lagerleben. Daheim hat er Monate lang kein Fluchwort gehört, hier sieht er freilich manchen, dem jedes Mal ein Stich durchs Herz geht, wenn „gedonnerwettert“ wird, aber er hört fluchen und hört es gar zu oft. Wenn daheim sein Herz auch manches Mal von wohlbegründeten Klagen über Hurerei und Unzucht beschwert ist, vor seinen Ohren sind unzüchtige Worte etwas sehr Seltenes gewesen, und hier, wo mancher junge Mensch eine Art Bravour darin sucht, sich gehen zu lassen und auf den Schwarzrock möglichst wenig Rücksicht zu nehmen, muß der arme Pastor bald bitter fühlen, daß er eben aus seinen geordneten Gemeindeverhältnissen heraus ist, und socios habuisse malorum, ist nur ein schwacher Trost.

Kurz, der arme Pastor ist in ein fremdes Fahrwasser hineingeworfen, und wie wird Pastor sich nehmen? lieft er auf allen Gesichtern. Was ein Pastor zu thun und zu lassen hat, wie er sich benehmen und geriren soll, wissen die, mit denen er umzugehen hat, sehr wohl; sie wissen, daß er kein stummer Hund sein soll, der da schweigt zu so manchem Unrecht, das er sieht oder hört, und wissen ihn auch sehr deutlich zu erinnern an die Liebe und Geduld dessen, dem er dienen und nachfolgen soll. — Sie werden gewiß nicht vergessen, den neuen Herrn Pastor zur Partie Karte einzuladen, und nimmt er die Einladung an, spielt er mit, da kann er sicher sein, als vierter Mann, als Rückenbüßer behandelt zu werden. Sie werden gewiß nicht versäumen, höflichst Sorge zu tragen, daß der Pastor nicht vor einem leeren

Glas sitz, wenn ad pocula gegriffen wird, aber auf sein Thun sind aller Augen gerichtet, auf seine Worte achten aller Ohren, und die Zungen schonen nachher wahrlich nicht, wenn Pastor auch nur einen leisen Anstoß gegeben. Schwerlich wird der neue Pastor, wenn es zu Tische geht, oder wenn am Abend alles sich aufs dürftige Lagerstroh niederlegt, anders als mit einer gewissen Auszeichnung behandelt werden, während andere stehen bei Tisch, wird ihm wohl ein Fäßchen oder dergl. zum Sitzen angeboten, es wird auch wohl der beste Platz im Lagerstroh ihm zur Disposition gestellt, aber — wie der Mann solche Auszeichnung annimmt, ob als etwas seiner Person von selbst zustehendes, oder ob er Demuth und Bescheidenheit beweist im Ablehnen oder Annehmen derselben, darauf achten aller Augen. — Ordinirt fein und vom Feldprobst zur Armee einberufen sein, giebt wohl den Rang und Stand eines Feldpredigers, aber wie es dem Soldaten völlig überlassen ist, ob er ihn grüßen will oder nicht, so ist dem Feldprediger trotz seines Standes und Ranges sehr möglich, eine recht klägliche Stellung einzunehmen.

Ich hatte das Glück, an demselben Tage, an dem ich zu dem Personal des zweiten Garde-Feldlazareths, dem ich attachirt war, stieß, mit demselben vorzugehen auf das Schlachtfeld von Gravelotte und St. Privat. In den ersten 12 Stunden, die ich das Lazareth begleitete, gingen wir über das Schlachtfeld von Mars la Tour, auf dem ich schon Tags zuvor thätig gewesen, auf Metz zu. Wir marschirten zwischen den frischen Gräbern und den unbegrabenen Leichen von Mars la Tour hin, Verwundete von Metz her kamen uns entgegen, wir hielten miteinander auf einer Höhe und sahen der Schlacht zu, bis französische Granaten, die in unserer nächsten Nähe krepirten, den Chef des Lazareths nöthigten, den Ausbruch zu commandiren. Gleich darauf erhielt er den Befehl, in Habonville das Lazareth zu etabliren. Leicht und schwer Verwundete wurden in die Ferme, die mit ihrem Haus, Scheuer und Stallungen als Hospital dienen sollte, in solchen Massen von den Krankenträgern auf Bahren oder schnellen Sanitätswagen gebracht, daß das Gärtchen vor der Hausthür bald von mehr als 50 Verwundeten bedeckt war, und ehe sie ins Haus getragen und dort gelagert werden konnten, kamen immer neue Transporte, bis ihrer circa 300 waren. Ich sah die jungen Aerzte, die bis dahin mich, wie ich sie, mit ziemlich zweifelhaften Gefühlen betrachtet, arbeiten im Schweiß ihres Angesichts, sah wie sie die Nacht



hindurch aushielten und erst am folgenden Morgen sich ein wenig zu recreiren suchten und lernte sie von dieser Seite her achten, und sie sahen mich in voller Thätigkeit im Lazareth und auf dem vielleicht 5 Minuten entfernten Schlachtfelde meinem Amte nachgehen. Als der erste der Verwundeten nach dem Abendmahl verlangte und es an Wein gebracht, lief einer der jungen Aerzte, den letzten Rest seiner Feldflasche dazu herzugeben. Darauf standen wir an dem großen Grabe neben dem Lazareth, in dem 27 Leichen, Officiere und Gemeine, Franzosen und Deutsche neben einander ruhen. Der Schlachtdonner vom 18. August, der Jammer der Verwundeten, das Köcheln der Sterbenden und nun das große Grab schlugen ähnliche Seiten in unsern Herzen an und mit viel leichterem Herzen bin ich von Habonville wieder abmarschirt, als ich wenige Tage zuvor dort einzog. — Auf dem beschwerlichen Marsch von dort bis Sedan, beschwerlich deshalb, weil wir um die Truppen, die in der Zeit, da das Lazareth etablirt war, nördlich marschirt, einzuholen fast immer Doppelmärsche hatten, die um der Corps willen, die bei Beaumont dem Feind gegenüberstanden, fast allnächtlich im bivouak endeten, da der liebe Gott in jenen Tagen nicht anders als naß oder kalt oder naß und kalt uns bescheerte, fehlte es nicht an Gelegenheit, zu dienen und sich dienen zu lassen. Freundschaftlich und bereitwillig dienen, und dankbar fremde Dienste und Freundlichkeiten annehmen, das ist, was die Thüren aufthut und Menschenherzen gewinnt.

Man steife sich nicht auf besondere Würde und Vorrechte, die man von Amtswegen habe, sondern nehme das als ein besonderes Vorrecht in Anspruch, daß der Herr uns Pastoren auch, und uns vielleicht noch ein bißchen eindringlicher als andern, gesagt: Kommet Einer dem Andern mit Ehrerbietung zuvor! Kommen die, welche mit uns verkehren, zu der Ueberzeugung: „Pastor ist kein Heuchler“ wofür sie gern jeden Pastor halten, da fühlen sie auch, daß schmutzige Reden und Fluchen ihm wehe thun, und weil sie nicht die Absicht haben ihm wehe zu thun, nehmen sie sich in seiner Gegenwart in Acht. Da als ich gleich nach der Schlacht von Sedan vom Schlachtfelde nach Givonne hinabritt und in der Siegesfreude mit einem jungen Arzte von dem Loben und Danken sprach, das unserm Gott gebührt, bat er mich, ihm doch zu helfen, daß er sich das Fluchen, bei dem er sich nichts gedacht, und das doch so unrecht sei, abgewöhne. Ich versprach, ihn zu erinnern, und da er es nicht hört, kann ich es sagen, das Erinnern ist nicht vergeblich geblieben.

Je mehr Pastor sich in der Demuth hält, desto leichter wird es ihm werden, auch im Felde eine Stellung zu gewinnen, denn den Demüthigen läßt Gott es gelingen. Aber zwischen Demuth und Kriecherei ist ein großer Unterschied und gar leicht versteht der Hochmuth sich ins Kleid der Demuth zu hüllen, und wird damit nur desto widerlicher. Wenn Pastor sich nicht, ohne seine Hände zu falten, zu Tische setzt, kann er sicher sein, von Niemand darin gestört zu werden. Das Tischgebet laut zu halten, und damit wenigstens scheinbar andere zwingen wollen, daran Theil zu nehmen, hab ich für Unrecht gehalten; weil ich

an der Tafel des Lazareths nicht Hausvaterstelle zu vertreten hatte, standen mir, meinem Urtheil nach, auch keine Hausvaterrechte zu. Bei einem Garde-Divisionsstabe hielt Bruder Jordan täglich das Tischgebet und sagte mir, „Excellenz hält darauf.“

Ob ein Feldgeistlicher, um an Ansehen und Achtung zu gewinnen, mit in die Schlacht hineinreiten muß, halte ich für eine sehr müßige Frage. Thut er es, um damit seinen Muth, oder gar seine Liebe zum Herrn zu documentiren, so thut er gewißlich unrecht. Seine Stellung ist bei dem Divisionsstabe, wir haben keine Regimentsgeistlichen. Geht der Divisionsstab in die Gewehrfeuerlinie hinein, da folge er. Ich bin sehr gern den platzenden Granaten aus dem Wege gegangen, und als ich bei Habonville beim Auffuchen von Verwundeten den Chassepotkugeln so nahe kam, daß sie mir um die Ohren pfliffen, bin ich sehr gern gebückt einen Graben entlang gegangen, um ihnen zu entweichen, weiß aber auch, daß es unsern lieben Soldaten nicht schwer geworden ist, ihren Fahnen und Führern in den schlimmsten Kugelregen zu folgen, so oft es befohlen ward, und daß es nichts besonderes ist, 5 Monate lang in schweren Typhuslazarethten Tag für Tag sich der Ansteckung an den Krankenbetten auszusetzen, sagt mir die eigne Erfahrung. Um den Gehorsam ist's ein köstlich Ding. Im Gehorsam thun, was uns befohlen ist, bewahrt das Herz vor allen eignen Gedanken, mögen sie Furcht heißen oder Uebermuth.

Was will Pastor auch im heißen Gewehrfeuer? Daß er sich dem Granatfeuer exponiren muß, bestreite ich nicht, denn sonst möchte es ihm nach der Schlacht fast unmöglich werden, seine Division wieder finden, ihr dienen und folgen zu können. Aber was will er im Gewehrfeuer? Der Truppentheil, dem er zugetheilt ist, ist da in voller Arbeit und mag es manchem kühnen Reiter gelungen sein, mitten im Kugelregen sein Pferd so ruhig halten zu können, daß er von ihm herab oder neben ihm stehend zu Verwundeten reden konnte, Hand anlegen und ihnen helfen konnte er nicht, weil er eben sein Pferd halten mußte. Ob der Verwundete, so lange die Kugeln flogen, nicht noch fürchtet für das bißchen Leben in ihm? Daß sich ein Schwächer noch in der letzten Stunde befehlen kann, ist gewißlich wahr, daß solches sehr oft geschieht, ist mindestens zweifelhaft, und daß dazu gerade ein Geistlicher Hebeammen-Dienst zu leisten hat, ist gewiß nicht wahr. Adressen von den Sterbenden zu sammeln, um den Ihrigen die letzten Grüße zu übermitteln, ist nicht des Divisions-Predigers Beruf.

Wie der Soldat in seinem Beruf seinen Muth zu beweisen hat, so hat der Geistliche gerade in seinem besondern Beruf auch Gelegenheit genug, zu zeigen, ob er ein Mann ist oder nicht. Er trete nur mit aller Entschiedenheit dem im Heer verbreiteten Aberglauben, daß Soldatentod auch schöner Tod sei, entgegen. Da ist sein Feld, er schweige nicht zu offenbaren Sünden und Unrecht, und wisse da zu zeugen und zu strafen ohne Ansehn der Person. So vergesse er nicht zu sagen, wie das verbum requiro a verbo hat. requiro *νέλοφα* privé stehlen und conjugire es fleißig. Da fehlt es wahrlich nicht an Gelegenheit,



seinen Muth zu bekunden, und wenn anders die Liebe ihn drin-  
get, wird es nicht vergeblich sein.

## II.

Wenn der alte Mensch bei uns allen auch derselbe ist, so ist er doch bei den verschiedenen Einzelnen sehr verschieden gestaltet. Einem Proteus ähnlich weiß er bald diese bald jene Erscheinungsform anzunehmen, und Alter, Stand, Rang und äußere Lebensstellung drücken ihm leicht noch einen besondern Charakter auf. Daß gerade eine Militair-Gemeinde mir als Ideal einer Gemeinde vorschwebte, kann ich nicht sagen. Die Gemeinde, die ein Feldgeistlicher vorfindet, die ihm als Arbeitsfeld überwiesen wird, besteht zum überwiegend größten Theil aus jungen Leuten, und zwar aus solchen jungen Leuten, die den Einfluß der Schule ziemlich überwunden, und den harten stählenden Einfluß des Lebens noch nicht recht empfunden, entweder haben sie die Flegeljahre eben hinter sich, oder überlassen es noch der straffen Zucht des Heeres den Flegel in sich händigen zu lernen.

Gerade die Elemente der Gemeinden, an denen wir Landpastores unsere besondere Freude haben, die lieben Alten, die in den Stürmen des Lebens den Grund gefunden, der nun ihren Anker hält, und die liebe Jugend, die von Einsegnung und erstem Bekennen als Genuß her sich übt in der Treue vor ihrem Gott zu wandeln, werden uns durch die Aushebung nicht genommen.

Der Rekrut, der junge Mann, im vollen Gefühl seiner Kraft, bei dem Fleisch und Blut sich regt, geht aus dem Vaterhause mit seinem viel mehr als es oft aussieht, bewahrenden und beschirmenden Einfluß heraus, er kommt in die Garnison, die, wie es nicht anders möglich ist, viele neue besondere Versuchungen ihm entgegen bringt. Man sollte nicht so leicht hart urtheilen über Militair-Gemeinden, und der Beruf eines Militairgeistlichen ist, meine ich, so schwer, daß man es den meist jungen, oft sehr jugendlichen Militairpredigern nicht so übel nehmen darf, wenn sie sich auch einmal verfahren. Haben sie doch im Großen und Ganzen ein viel schwereres Arbeitsfeld als wir Landpfarrer. Freilich eines Schönfärbers Sohn, der seines Vaters Handwerk studirt, eignet sich zum Militairgeistlichen so wenig wie zum Dorfpfarrer. Wahrheit und Klarheit ist überall nöthig und vor Allem ist der Soldat an reelles derbes Commisbrod gewöhnt; und läßt sich durch Phrasen weder sättigen noch erwärmen. Und wenn ein engherziger Pietismus auf der Dorfpfarrre, Gott sei Lob und Dank, selten steht, daß die Leute sich zu ihm bekehren, und nach viel Ringen endlich dahin kommt, zu danken, daß sich einzelne zum Herrn bekehrt haben, so taugt solch ein Pietismus noch viel weniger für Militair-Gemeinden, ich meine, ihm dort auch nicht begegnet zu sein.

Die Militair-Gemeinde fordert und erwartet, wie die Jugend überall, eine geistige Frische, die zu spannen und zu fesseln versteht; und wenn man in der Kirche neben dem Evangelischen, der zum Gottesdienst kommandirt ist, auch so manchen Katholiken, der nicht kommandirt ist, sich in herzlichster Andacht mit dem heiligen Kreuz segnen sieht, und wenn so manches Mal

ein Alt-Lutheraner nach dem Gottesdienste zu mir herantrat, mich zu fragen, wo sein von ihm besonders geehrter und be-  
gehrter Pastor G. stehe und ob ich nichts von ihm wisse; da lasse man ja alle und jede Polemik gegen andere confessio-  
nes, die schon zu Hause vom Uebel, weil meist ein Kampf gegen  
Windmühlensflügel, die nicht da sind, und predige Jesum Chri-  
stum und Sein Kreuz, der Lutheraner einzig Heil, der Refor-  
mirten einigen Trost und der Katholiken alleinige Hoffnung. Ich  
habe gemeint, daß die Erinnerung ans Vaterhaus, an Vater  
und lieb Mutter, ans arme Weib und kleine Kindchen in der  
Wiege, an das Wärmchen, das in des Vaters Abwesenheit erst  
geboren oder noch geboren werden sollte, daß die Heimaths-  
Klänge so besonders geeignet sind, Augen und Herzen nach der  
Heimath da droben zu lenken, und man lasse die bekannten Züge  
aus der Jugendzeit und die bekannten Erfahrungen auf und an  
den Schlachtfeldern den Schlüssel sein zu der Herzens-Thür, da-  
mit Gottes Wort kann einziehen. Auf besondere Sünden in  
der Predigt viel einzugehen, habe ich im Felde gemieden, weil  
mir die Truppentheile, denen ich predigte, zu unbekannt waren,  
desto mehr aber habe ich zum fleißigen Gebrauch des Wortes  
und des Gebets ermahnt, habe aber unsern lieben Soldaten auch  
das Neue Testament in die Hände gegeben; daß ichs konnte,  
danke ich der englischen Bibelgesellschaft.

Ich hatte, was ich jedem Lazareth-Geistlichen recht herzlich  
ge gönnt habe, und was ihm von vornherein, nach meinem Ur-  
theil gegeben werden müßte, neben den Lazareth eine Gemeinde  
von Gesunden, eine Kolonne, der ich 5 Monate lang regelmäßig  
wöchentlich predigen durfte außerhalb der Lazareth-Luft und des  
Lazareth=Personals, das ebenso regelmäßig Gottesdienst gehabt.  
Der Lazareth-Geistliche gebraucht eine Anregung von Leuten,  
deren Ideenkreis nicht die Neigung hat, immer und immer wie-  
der auf Kranken-Stube und Krankenluft sich zu beschränken, und  
hat es nöthig, durch äußern Zwang aus dem Gedankenkreise des  
Lazareths herausgerissen zu werden. Einem Oberstabs-Arzte,  
der mir dazu verhalf, er nannte sich meinen commis voyageur,  
und auch dem Chef der Colonne bin ich noch heute von Herzen  
dankbar dafür, und weil jener Colonnen-Chef der Meinung war,  
daß die regelmäßigen Gottesdienste, die seinen Leuten gehalten  
wurden, die Ursache seien um derentwillen sie ihm so viel Grund  
zur Zufriedenheit gäben, war er auch mir freundlich zugethan,  
und es war mir jedes Mal eine Erholung, wenn ich in Chene-  
vières weilen durfte. Ja die Gottesdienste, die ich den Gesun-  
den gehalten in Mouffy le neuf und Mouffy le vieux, in Bemars,  
Villeron, Louvres, Thieux, Villiers le Bel, Ecouen, in Garges  
und Arnouville sind mir recht, manchmal herzlich sauer geworden,  
wenn ich in den kurzen Tagen bei oft großen Entfernungen von  
einer Kirche zur andern von der 4. Predigt und Abendmahl  
gegen 10 Uhr noch auf den Wagen stieg, um mein Nachtquar-  
tier zu suchen, aber mit Freude denke ich daran zurück, wie un-  
sere Soldaten mit so herzlicher Theilnahme zuhörten und mit so  
großer Andacht zum Sakrament traten, daß z. B. der kath.  
curé in Louvres, der ohne eine Silbe deutsch zu verstehen jedem



Gottesdienste, den ich in seiner Kirche hielt in seinem Lehnstuhl im Altar-Raume bewohnte, sich mehrmals verwundert über die Andacht und Gottesfurcht der Preussens äußerte und wie mir von einem Offizier erzählt wurde, in seiner Predigt vor seiner Gemeinde die Frömmigkeit der Preussens zu rühmen und daraus ihre Siege über Frankreich herzuleiten wußte.

Das Weihnachtsfest bildete auch im Felde einen besonderen Glanzpunkt. In fast jedem Quartier sah man ein Weihnachtsbäumchen stehen mit Cigarren, mit Erbswürst, ja auch mit Granaatsplitter behängt, an denen vielleicht so manche dankbare Freundenthäne flecte, und wenn ich dann in den Kirchen oder Krankenhäusern neben dem brennenden Baume stand und mich bemühte, den Baum mit seinen dunkeln Tannennadeln, mit den Aepfeln und den Lichtern darauf als eine große Frage hinzustellen vor mein und meiner lieben Kameraden Herz, ach da haben wir uns das Heimweh abgeschüttelt und haben mit fröhlichem Auge ausgesehen nach dem Vaterhause da oben. Und als dann zwischen dem 3. und 4. p. Epiph. der graue Kanonendonner plötzlich schwieg und dem ersten dunkeln geheimnißvollen Gerede von der Kapitulation des großen Babel nach und nach der harte Männergram und Groll zu weichen begann, da predigte das Sonntags-Evangelium: „Und er bedrohte Wind und Meer, und da ward es ganz stille.“ Wie es in Paris in den Tagen ausgesehen, das weiß ich nicht, aber ins deutsche Lager kehrte Freude ein, große Freude. Das Feldlager ward zur Friedensgarnison und der Soldat, der eben noch Felddienst genossen im schauerlichsten Ernst, stand vor den Trümmern von le Bourget und Pierrefitte und übte Felddienst vor den frischen Gräbern seiner Kameraden und exercirte die Rekruten.

### III.

Das Garde-Corps mit seinen circa 36,000 Mann hat 12 Feld-Lazarethe in seinem Train. Jedes Feld-Lazareth führt so viel Bedienungsmannschaften, so viel Strohsäcke und wollene Decken bei sich, daß es 200 Kranke oder Verwundete aufnehmen kann, doch diese Zahl wurde schon nach den ersten großen Schlachten weit überschritten, und als im October und November der Typhus schrecklich um sich griff, bot das reiche Frankreich Gelegenheit genug, den Bestand an Strohsäcken und Decken, wenn es nöthig war, durch Requisitionen zu verdoppeln, und die Mannschaften des Lazareths wurden auf gut preussisch zu doppelter Thätigkeit angespannt. Ende October zählte das 2. Garde-Feld-Lazareth in Ecouen, dem ich attachirt war, 385 Kranke, meist schwere Typhen, die 3 Lazarethe in Vellers le Bel zählten über 1000 Kranke, und von übrigen 8 Lazareth des Corps hatten vielleicht 2 oder 3 einen geringen Bestand. Für diese 12 Lazarethe war ein Lazareth-Geistlicher in Dienst gestellt. Die Divisions-Geistlichen des Corps ließen es nicht an ihrer Hilfe fehlen, aber trotz alledem ging es über unser Vermögen hinaus. Im Januar waren, wie mir der Feldprobst schrieb, 117 außer-etatsmäßige Feldgeistliche im Dienst, ich habe mich vergeblich ge-

seht, daß sich auch nur einer von ihnen zum Garde-Corps verirren möchte. Die sogenannten Reserve-Lazarethe sind wahrscheinlich reichlich mit Geistlichen versorgt gewesen und so sind sie denn den von uns heimwärts dirigirten Reconvalescenten zu Gute gekommen. Aber — ob es nicht gut gewesen wäre — sie mehr in erste Linie, wo wir so viel Gräber gegraben, zu rufen?

Als sich die Garde-Lazarethe nach den Schlachten vom 18. August und 1. September etablirten, war es für einen Geistlichen nicht möglich, mehr als zwei Lazarethe zu curiren. In Habonville waren ihrer zwei mit etwa sechshundert Verwundeten, und schon am vierten Tage nach der Schlacht kehrten wir dem Ort den Rücken und überließen die Verwundeten einem anderen Corps. Ebenso war es in Givonne bei Sedan. Außer einer großen französischen Ambulance lagen zwei Lazarethe im Ort und in den acht Tagen unseres Aufenthalts habe ich nur noch die Lazarethe in Sedan selbst auf einen Nachmittag besuchen können. Als dann das Lazareth 14 Tage bis 3 Wochen vor Paris in Mouffy le neuf unthätig lag, fuhr ich täglich zu den etablirten Garde-Lazareth in Thieur, Mouffy le vieux, Louvres oder Gonesse und als dann unser Lazareth in Ecouen ein Lazareth des vierten Corps ablöste, habe ich wöchentlich 4, 5, 6 auch 7 Lazarethe besucht; aber wenn man die Zeit berechnet, die zum Gehen, Fahren, Reiten verbraucht wird und bedenkt, wie die Tage kurz und die einzelnen Lazarethe überfüllt waren, wird man immer sagen müssen: Ein Lazarethgeistlicher für so viele! Zu dem hatte die Seelsorge in den überfüllten Lazareth noch ihre besondere Schwierigkeit.

Daheim in meinen Pfarrdörfern kenne ich die Kranken. Ihr Leben, das mir seit Jahren bekannt ist, bietet Anknüpfungspunkte genug, und die Hausgenossen und Nachbarn sind nicht farg damit, mir genauere Mittheilungen zu machen. Ich kann mich auf jeden einzelnen Krankenbesuch präpariren und habe wohl erfahren, wie heilsam, ja wie nöthig es ist, ehe man zu dem Kranken geht, erst mit ihm vor Gottes Angesicht zu treten. Auf der andern Seite unsere Kranken daheim finden in ihrem Pastor nicht einen Fremden sondern einen Bekannten, den sie auch wohl ein klein wenig lieb haben, dem sie sich gerne vertrauen. — Wie ganz anders ist's im Lazareth? Fremd und Fremd stehen sich gegenüber. Einen Fremden umfassen, einem Fremden sich offenbaren ist ein schweres Ding. Sodann fordert die specielle Seelsorge nothwendig auch die Möglichkeit des Geheimnisses, des Beichtgeheimnisses. Diese Möglichkeit fehlt im Lazareth. Ich hatte in Ecouen mehrere Säle mit je 50 Kranken, ja in einem andern Lazareth sah ich 64 Kranke in einem Raume liegen; solche Zimmer, in denen nur ein Kranker gelagert war gehörten zu den großen Ausnahmen. Hat nun ein Kranker nach mehrmaligen Besuchen zum Pastor ein Herz gefaßt, und will sich einmal aussprechen, da sieht er sich erst scheu um nach seinen Nachbarn rechts und links, ob sie munter sind, und solch ein Blick schließt ihm oft den Mund.



Von der Sorge so mancher Aerzte, daß der Geistliche den Kranken aufregen möchte, in der ja mancherlei Berechtigung liegen mag, will ich hier nicht reden, ich habe davon sehr wenig zu leiden gehabt, wie ich überhaupt bei den Herren Aerzten fast immer das freundlichste Entgegenkommen gefunden. Ich denke mehr an die Schwierigkeit in den Kranken selbst. In gewissen Stadien des Typhus trat die Unmöglichkeit mit dem Kranken zu reden sichtlich hervor, und ich bin in solchen Fällen sehr dankbar gewesen, wenn sich irgend ein Reconvalescent, der das Bett verlassen und wie immer, theilnehmend auf den Schwerkranken hinsah, sich bereit finden ließ, ihm ab und zu einen der Kern- und Trostsprüche aus den Evangelien zuzurufen.

Zwischen einem Verwundeten und einem innerlich Kranken ist ein großer Unterschied. Bei dem Verwundeten und ebenso dem Amputirten ist das Herz gesund, und selbst bei längerem Aufenthalt im Lazareth und der trüben Aussicht, das lange Leben hindurch ein Krüppel zu bleiben, bricht bei ihnen immer und immer wieder der natürliche frische Jugendmuth hervor, der viel tragen kann und oft nicht viel zu tragen hat. Anders der innerlich Kranke. Gastrische Fieber und Typhus, Lungenentzündungen und Tuberkulosen afficiren das Blut und üben deshalb einen Druck auf die ganze geistige Thätigkeit des Kranken. Als ich nach dem letzten größern Gefecht von le Bourget am 21. Dezember, am 24. Dezember die dort Verwundeten zum zweiten Mal besuchte und im Hotel Dieu zu Gonesse in einem der sauberen Krankensäle unter 15 Verwundeten zum Theil auch Amputirten eine größere Anzahl vom Elisabeth-Regiment fand und die armen Elisabether, die in ihrer Vorpostenstellung so besonders viel zu leiden gehabt, bedauerte, sagte einer der muntern Schlesier: „Wir Elisabether sind nicht besser als die andern Kameraden und wenn die Franzer uns nicht wären zu Hülfe gekommen, da wär' es noch viel schlimmer geworden.“ Ein Franzer im Zimmer richtete sich, auf seinen einzigen Arm gestützt, in die Höhe und meinte: „Wir Franzer habens auch nicht gemacht; wär die Artillerie nicht gekommen, da hätten die Franzosen auch uns doch noch abgeschnitten.“ Und ein Fußartillerist wieder lehnte auch für sein Theil die Ehre des Tages von sich ab und meinte, den reitenden Batterien wäre es gelungen, die Franzosen zurückzutreiben und die Brüder zu retten. Ich gedachte: Wie lieblich, wenn Brüder einträchtig mit einander verkehren und vor meine Seele trat ein Bild aus dem Typhus-Lazareth in Ecouen, wo zwei Nachbarn in gereizter Weise darüber handelten, welches Regiment nicht mehr gelitten, sondern mehr geleistet im Felde.

Unter den Verwundeten herrscht ein fröhlicher Ton, sie

rauchen ihre Pfeife und oft sprudelt der Humor. Bei den innerlich Kranken dagegen herrscht eine dumpfe Schwüle; und während hier und da ein Kranker in seinen Fieber-Phantasien spricht, schreit oder aufspringt, und Viele mit dem kalt Wasser-Umschlag oder der Eisblase auf dem Kopfe laut stöhnend athmen, sitzt auch der Reconvalescent, wenn er noch nicht so weit ist, daß er seine Kleider flücht oder gar die Knöpfe an seiner Uniform wieder puzt, was natürlich die Hauptleidenschaft der Reconvalescenten ist, stumm und still vor dem Ofen und flüstert höchstens ein wenig mit einem lieben Kameraden. In den Sälen der Reconvalescenten hebt sich die Stimmung natürlich, und die Hoffnung heimzukehren ins Vaterhaus, im lieben deutschen Lande, oder in das Vaterhaus, wo der Hauptmann Vater und der Feldwebel Mutter ist und oft mit Eltern-Liebe und Sorglichkeit ihrer Kinder gedenken, stimmt die Herzen wieder frischer und fröhlicher.

Der Verwundete, der Reconvalescent, der innerlich schwer Kranke erwarten natürlich, jeder nach seiner besondern Individualität noch besonders behandelt zu werden, wie es ja nicht möglich ist, Menschenherzen wie Kommissstiefeln über einen Leisten zu schlagen, aber trotz aller Verschiedenheit erwarten alle, daß der Pastor, der mit Gottes Wort ihnen nahen will, ihnen erst seine Liebe beweise.

Auf dem Schlachtfeld bei Gravelotte hat die große Flasche Abendmahlswein, die ich mit mir genommen, manchem Verwundeten den brennenden Durst gelöscht und die Zunge gelöst. Vor meiner Seele steht noch ein sterbender Gardist, dem ich dort die Augen zugeedrückt. Der Wein löschte wohl den Durst; aber den Brand im Herzen zu stillen, reichte er lange nicht hin. Nicht oft habe ich solch Beicht-Bekennniß gehört, solch Sehnen nach Gottes Gnade gesehen und so fröhlichen Herzens Absolution und Sakrament ertheilt. Als ich vom Schlußgebet aufstand suchte es noch einmal über sein blaßes Gesicht, und der Herr hatte ihn heimgesufen zu seinem Abendmahl da oben, einen Schächer, der Schächer Heil gefunden. Als dann in Givonne am 1. September von 4 Uhr Nachmittags bis in den späten Abend hinein an 300 Verwundete in unser Lazareth gebracht wurden, von denen 70 bis 80 im Garten auf dem Rasen liegen mußten, ehe die Lagerstätten alle bereit waren, bin ich mehrere Stunden lang mit einem Becher voll Wein mit Wasser verdünnt von einem Verwundeten zum andern gegangen, sie zu tränken. Diese Sprache verstanden auch die Turcos und die Zephyrs und der arme Brettone, der später so einsam und so verlassen auf seinem Lager war. Und ebenso in den Typhus-Lazarethen erwartet der Kranke ganz sicherlich, daß Pastor gern bereit ist, ihm einen neuen nassen Umschlag um die Stirn zu legen und ihn vorher



auch ordentlich auszudrücken, ihm sein Kopfkissen oder seine Decken zurecht zu zupfen und nimmt ohne Zögern seinen Arm oder Schulter zur Stütze, wenn er wankenden Schritts sein Bett auf Augenblicke verläßt. Und die Leute haben ein Recht solches von uns zu erwarten. Hat Pastor aber sich durch dienende Liebe bei ihnen als Diener des Herrn, der gekommen ist, nicht daß er Ihm dienen lasse, sondern daß Er diene, legitimirt, so hat er auch ein Recht, Gottes Wort ihnen zu bieten und sie achten solch Recht und hören darauf.

Aber wie nun zu den Kranken reden und was? Ich habe es sehr verschieden gemacht, je nach den Umständen, bald lang, bald sehr kurz, bald zu den Einzelnen der Reihe nach von Bett zu Bett, bald wieder zu Allen ins gesamt gesprochen. Was das Wichtigste ist, weiß ich nicht. Die Hauptsache ist, recht frisch und nicht langweilig. Die PANGeweile hat viel Leute aus den Kirchen getrieben. Im Lazareth müssen sie trotzdem wohl anhalten, aber heißt es bei unserm Eintritt: „Schon wieder ein Pastor!“ da werden wir schwerlich etwas bauen. Ich habe, wie ich es zu Hause öfters thue, gern Geschichten erzählt, und wenn sie gespannt aufmerkten, dann blieb von diesen Geschichten auch ein Körnchen hängen, das, so Gott Segen giebt, Früchte kann bringen in Geduld. Auf ihren Wunsch habe ich auch berichtet von dem, was in der Zeit, da sie krank lagen, draußen geschehen und es ließ sich ja so erzählen, daß Erzähler sich als Pastor documentirte. Mehrmahl knüpfte sich die Unterhaltung an einen Brief, den ein Kranker von seiner Mutter erhalten und mir mitgetheilt, und wenn ich solchen Brief dann vorlas, weil er mir so sehr gefiel, da redete die treue fromme Mutter des Einen zu ihnen Allen und es waren ihrer mehr, denen es ums Herz war, als ob ihre Mutter sie bat und ermahnte und ihrer Fürbitte sie versicherte. Oder die Leichen, die ich im Saal eben abgeschrieben fand, wie redeten sie so laut zu uns Allen, oder wenn ein Reconvalescent seinen Anzug hatte in Stand gesetzt, die Knöpfe geputzt, den Tornister gepackt, das Gewehr mit prüfenden Augen gemustert und nun mit leuchtendem Angesicht die Griffe machte, wie lag es da so nahe zu reden von den Waffen, von dem Kampfe gegen das eigene Fleisch und dem sichern Sieg, der solchem Kampfe verheißt ist.

Eine große Hilfe hatte ich an etwa 2000 N. Testamenten und 800 Exemplaren des Evangelii St. Johannis, die ich in den Lazarethen vertheilt. Unsere Kranken lesen fleißig darin, und „mein Wort soll nicht wieder leer zu mir kommen,“ spricht der Herr. Als einmal ein Kranker zu mir sagte: Ich habe nun das Evangelium Johannis sechs Mal durchgelesen, und ich weder ein ander Evangelium noch ein N. T. hatte, das ich ihm bieten konnte, — mein eigenes war oft verschenkt — da bat ich ihn, alle Sprüche, die er als Kind aus Johannes gelernt, zu wiederholen. Sein Nachbar erwiderte fest: „Das wird ihm auch nichts nützen.“ Ich wandte mich zu dem Manne, und

gleich haten mich vier andere: Sagen Sie ihm tüchtig Bescheid, denn er ist ein Spötter und ärgert uns alle damit. Ich setzte mich auf sein Bett, hatte einen sehr leichten Kampf gegen diesen spottenden Buchbindergefallen und später die Freude, daß er jedes Mal, so oft ich in seinen Saal kam, mich bat, auch zu ihm heran zu kommen und auf sein Bett mich zu setzen. Als seine Krankheit zunahm, wurde er ernster und blieb es auch, als Besserung eintrat. Als ich ihn das letzte Mal sah, bat er sich ein N. T. aus. Ob es ihm nützt? Wenn er fleißig liest, gewiß.

Und wie wurde Gottes Wort von den Gesunden aufgenommen? Große Erweckungen sind heut zu Tage selten und junge gesunde Leute in dem Alter unserer bei der Fahne stehenden Soldaten sind wohl der Kreis, wo wir die Erweckten am wenigsten zu suchen pflegen, doch daß Wort Gottes für unsere Feldsoldaten eine besondere Anziehungskraft gehabt, beweist meiner Meinung nach der überaus reiche Kirchenbesuch, auch wo Niemand zur Kirche commandirt war, und die Aufmerksamkeit und Andacht, mit der sie es hörten, vielleicht ebenso auch vor Verlangen, Gottes Wort in Händen zu haben, so daß ich z. B. in Garages und Arnouville an einem Sonntag Vormittag gegen 1500 N. T. an Gesunde vertheilt habe, und mehr noch beweist es, daß sie wirklich Gottes Wort lesen. In der Wachtstube in Pierrefitte dicht neben der berühmten Barrikade mit Musik (2 Pianinos waren in die Barrikade mit hineingebaut) traf ich wohl ihrer zwölf mit dem N. T. in der Hand und wie dankbar nahmen sie es an, als ich in ihrer Wachtstube ihnen aus Gottes Wort vorlas und es ihnen ans Herz zu legen mich bemühte. Auch solche sind mir im Felde öfter begegnet, die ernstlich um ihrer Seelen Seligkeit bemüht waren, sich beklagten, daß der Teufel das Wort ihnen vom Herzen nähme und sich geduldig strafen ließen wegen ihrer Feigheit und Trägheit zum Gebet.

Wenn der Herr auch das Seligmachen Ihm selber vorbehalten, so hat Er doch auch unserer Predigt eine Verheißung gegeben und gesprochen: Mein Wort soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern soll ihm gelingen, dazu ich's sende. Amen.



## Christliches Volksblatt

zur Erbauung und Belehrung; herausgegeben von Gustav Stuger, Pastor zu Erkerode bei Braunschweig. Verlag von G. Emil Barthel in Halle a. d. Saale. \*)

Die traurige Thatfache, daß die vom Unglauben vergiftete, zum großen Theil von Juden redigirte oder doch beeinflusste Presse von den Städten aus mehr und mehr auch in das christliche Landvolk eindringt, hat in der letzten Zeit häufiger, als sonst die Veranlassung gegeben, auf Pastoral-Conferenzen und Kreis-Synoden oder wo sonst Freunde des Reiches Gottes zu gemeinsamer Arbeit zusammen traten, die Frage in ernste Erwägung zu ziehen, mit welchen Mitteln und Waffen dem schädlichen, das Mark unseres deutschen Volkes zersessenden Einfluß der entchristlichten politischen Zeitungen und zahlreicher Unterhaltungsschriften entgegenzuarbeiten wäre. Das fast allgemeine Resultat solcher Besprechungen mußte sich in der Regel auf das *pium desiderium* beschränken, daß doch bald gesunde, volksthümliche, gut redigirte und besonders billige Blätter herausgegeben werden und den Weg unter das Volk finden möchten. Denn nur durch die Verbreitung und Beförderung guter Zeitschriften wird der schlechten Presse Terrain abgewonnen.

Indessen ist es bei diesen Wünschen in den meisten Fällen geblieben. Die in christlichen Kreisen noch immer herrschende Bequemlichkeit und Trägheit tragen — Gott sei es geklagt — die Hauptschuld daran, daß gute Tagesblätter entweder aus Mangel an Abonnenten nach kurzem Bestehen zu Grunde gehen oder wenigstens eine kümmerliche Existenz führen. Denn nicht immer trifft der Vorwurf der Unvollkommenheit, den man solchen Blättern macht, wirklich zu, und selten genügt er, das Gewissen zu salbiren. Ist doch die *vis inertiae* selbst bei vielen Geistlichen so groß, daß sie wohl Vorträge über die Gefahren der gott-entfremdeten Presse mit anhören, sich sogar an den darauf bezüglichen Discussionen mit Rath und Vorschlägen betheiligen und über das unaufhaltsame Vordringen dieser „papierenen Macht“ seufzen und klagen, trotzdem aber daheim ihre unchristliche Zeitung ungestört weiterlesen. Woher nehmen sie denn ein Recht, gegen die frivolen Angriffe der Tagesblätter auf alles Heilige im Himmel und auf Erden ihre Zeugenstimmen ertönen zu lassen? Kann ein Mensch, der in Christo seinen Versöhner gefunden hat, es wirklich ertragen, in solchen Zeitschriften, seien es politische, seien es Unterhaltungsblätter oder illustrierte Familien-Journale, täglich zu lesen, wie das für die Sünde der Welt blutende Herz des Erlösers immer aufs Neue durchstoßen, wie er immer wieder verspottet, seine Kirche verhöhnt und seine gläubige Gemeinde mit Schmutz beworfen wird? Klagen wider den überhandnehmenden

den Abfall vertragen sich schlecht mit der Hilfe, die man mit seinem eigenen Gelde den Förderern dieses Abfalls zukommen läßt; und wer selbst am fremden Joch mit den Ungläubigen zieht, darf sich nicht gegen die Propaganda des Unglaubens ereifern. Nicht nur die schlechten Blätter und ihre Redaktionen tragen die Verantwortung für das, was sie säen, sondern ebenso, und — wenn sie ein besseres Wissen haben, in noch höherem Grade die Leser derselben. „So Jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause“ (2. Ep. Joh. v. 10). Es scheint als ob die Feindschaft wider Gott und seinen Gesalbten erst noch zu nehmen und der Haß gegen alle Befenner Jesu Christi bis zur Verfolgung ausarten müßte, ehe man sich in solchen Kreisen des christlichen Lagers zu dem Maße von Wachsamkeit, Rührigkeit und Thatkraft aufrafft, wie dasselbe unsere Gegner längst besitzen und ohne Rast geltend machen. Dann wird es auch den Christen Gewissenssache sein, nicht blos den christusfeindlichen Erzeugnissen des Zeitgeistes den Eintritt in ihre Häuser zu verwehren, sondern auch das Fortkommen und die Verbreitung solcher Blätter, die dem Niederreißen Einhalt thun und den Wiederaufbau des Reiches Gottes fördern wollen, sich angelegen sein zu lassen.

Nef. hält es für seine Pflicht, das „Christliche Volksblatt“ namentlich den Geistlichen zur Verbreitung in den Gemeinden in Stadt und Land dringend zu empfehlen. Zu Ostern 1867 begründet, hat es anfangs als „Braunschweigisches Volksblatt“ seine Laufbahn begonnen, aber schon zu Neujahr 1868 den Namen, welchen es gegenwärtig führt, angenommen, da sich weit über die Grenzen des Braunschweigischen Landes hinaus ein Kreis von Lesern gesammelt hatte. Die Tüchtigkeit der Mitarbeiter, sowie die gewissenhafte Treue des Herausgebers in der Auswahl des Stoffes, verliehen dem Blatte in Kurzem eine Gediegenheit, welche im Frühjahr 1868 die Gnadener Pastoral-Conferenz veranlaßte, das „Christliche Volksblatt“ als „das in der Provinz Sachsen zu verbreitende Gemeinde-Erbauungsblatt“ anzuerkennen. Es will „den evangelisch-lutherischen Gemeinden als wirkliches Volksblatt in ungekünstelter Form und einfachster Sprache das bieten, was in der heilsamen Erkenntniß der einen ewigen Wahrheit fördern und befestigen, auch über die Bewegungen der Gegenwart das richtige Verständniß erleichtern kann.“ Der Gesichtspunkt, von dem aus der Herausgeber seine Aufgabe betrachtet, ist um so richtiger gewählt, je unzweifelhafter es ist, daß auch der gesundeste Mensch schließlich die Resistenzkraft verliert, wenn er sich unausgesetzt in verpesteter Luft bewegt. Wird das christliche Volk nicht im Sinne der Wahrheit orientirt über die wichtigen Ereignisse im politischen und kirchlichen Leben, so wie über die Angriffe gegen das Wort und gegen die Kirche, so muß es sich schließlich daran gewöhnen, die immer wiederkehrenden und so massenhaft auftretenden Versicherungen der irreligiösen Presse zu glauben, daß das größte Unheil in der Welt das Christenthum und die ärgsten Feinde des menschlichen Glückes und Wohlfins die „Frommen und

\*) Es erscheint wöchentlich ein Bogen 8vo von 16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt für's Quartal 7½ Sgr. Bestellungen werden bei allen Postanstalten und Buchhandlungen angenommen.



Pfaffen" seien. Zur Erreichung des angegebenen Zweckes will das Blatt seinen Lesern darbieten: „Erklärungen von Schriftstellen, Darlegung wichtiger Punkte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, Vertheidigung der göttlichen Wahrheit gegen allerlei Lüge, Erklärung des kleinen lutherischen Katechismus, Geschichtliches und Erläuterndes über das Kirchenlied, Mittheilungen über heilige Geschichte, Kirchen- und Missionsgeschichte, Lebensbeschreibungen hervorragender Männer und Frauen, Belehrendes über die Werke der christlichen Barmherzigkeit, Darstellung und Erläuterung kirchlicher Sitten und Gebräuche, Beiträge zum Verständniß heiliger Formen und Zeiten, Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen, besonders auch kirchliche Nachrichten und Besprechungen wichtiger kirchlicher Zeitfragen“ u. a. Ein Blick auf die vorliegenden Nummern dieses Jahrgangs genügt, um den Eindruck hervorzurufen, daß das Blatt hinter seiner Aufgabe nicht zurückgeblieben ist. Wenn für ein Volksblatt die größte Schwierigkeit und Gefahr darin liegt, die richtige Stellung zwischen den Gebildeten und den niederen Ständen des Volkes zu finden, ohne bald in die Schylla eines zu gelehrten, schulmäßigen Tones, bald in die Charybdis der Trivialität zu gerathen, so darf dem Herausgeber und seinen trefflichen Mitarbeitern die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie jene Klippen mit ganz geringen Ausnahmen auf das Glückliche vermieden haben. Eine, wenn auch nicht immer künstlerisch schöne, so doch edle und bei aller Volksthümlichkeit doch nicht formlose und manierirte Sprache wird dem Christlichen Volksblatte auch unter den Gebildeten unseres Volkes mehr und mehr Eingang verschaffen. Gerade dies ist um so erfreulicher, als ja dergleichen Zeitschriften in der Regel erst in den höheren Ständen Wurzel gefaßt und Interesse gewonnen haben müssen, bevor sie auch in die unteren Schichten des Volkes eindringen können. Was namentlich die dichterischen Beiträge des Volksblattes angeht, so dürfte kaum eine populäre Wochenschrift zu finden sein, welche ähnliche Leistungen aufzuweisen hätte. Neben Original-Beiträgen von Frau Meta Hauser-Schweizer, Luise von Plönnies, Eleonore Fürstin Reuß bemerken wir solche von Julius Sturm, August Schwarzkopff, Arthur Weber, G. Emil Barthel u. a. Letzterem, der zugleich der Verleger des Blattes ist, dürfte in Bezug auf die strenge Auswahl und den künstlerischen Gesamtcharakter des poetischen Theiles ein nicht geringes Verdienst zuzuschreiben sein. Dem Leser weht namentlich aus den im Volksblatt erschienenen Mittheilungen über einige „Verborgene“ aus der deutschen Literaturgeschichte, über den Maler Ph. D. Runge, über Honwald, Lebrecht Dreves u. a. der Geist der Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Neuzeit von Carl Barthel (8. Aufl. 1870), dem verewigten Bruder des Volksblatt-Verlegers entgegen. Sollte aber bei so ausgesuchtem Inhalt der Ton des Blattes nicht für das Durchschnittsmaß der Bildung

unseres deutschen Landvolkes zu hoch gegriffen sein? Ref. fürchtet es nicht; wenigstens lehrt die Erfahrung das Gegentheil; Gesellen, Dienstboten, Bauern lesen es mit großem Interesse. Ueberdies steht mit Recht besonders dem Herausgeber eines Volksblattes das alte Princip obenan: Gerade das Beste (auch in der Form) ist für das Volk gut genug. Eine auch für Handwerker, Arbeiter, Landleute und dergl. bestimmte Zeitschrift würde sich der in ihr liegenden Bildungselemente begeben, wollte sie über den geistigen Standpunkt jenes Theils ihrer Leser nicht wesentlich hinausgehen. In den Dörfern, wo die politischen Zeitungen und Unterhaltungsblätter Eingang gefunden haben, werden auch die Artikel des Christlichen Volksblattes Verständniß finden, ohne in eine sogenannte Popularität auszuarten, welche dem Ansehen des Blattes in gebildeteren Kreisen Abbruch thun könnte. Von dem anderweitigen reichen Inhalt erwähnen wir nur: die Katechismuslehre für Alt und Jung vom Superintendenten Dr. theol. Lührs, dessen „Lutherisches Schutz- und Trutzwort wider die Wiedertäufer“ als besonderer Abdruck aus dem vorigen Jahrgange des Volksblattes gegenwärtig erschienen ist (Halle a. d. S. Barthel); A. Fürer's Erzählung „aus einem vielbewegten Leben;“ eine Fahrt nach dem Kriegsschauplatz vom Herausgeber; Leben und Wirksamkeit Pascals von Scholz, Warned's Briefe über innere Mission an die Aufrichtigen unter ihren Gegnern; A. Zahn's Kriegs-Predigt über Psalm 93.

Wenn sich also das Christliche Volksblatt um der Gedeihenheit und Trefflichkeit seines Inhalts willen ebenso, wie wegen seines außerordentlich geringen Preises durchaus zur weitesten Verbreitung im Volke eignet, so kann es namentlich den Pastoren nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, dasselbe nicht bloß für ihr eigenes Haus zu halten, sondern auch für Volksbibliotheken anzuschaffen, ihren Gemeindegliedern zu empfehlen, kurz selbst rührig mit Hand anzulegen, daß diese gesunde Speise wirklich einmal unter das Volk komme und nicht im Kampfe um die bloße Existenz stecken bleibe. Wenn den Inhabern des Kruges oder der Schankwirtschaft im Dorfe ein Exemplar unentgeltlich geliefert würde, dürften gewiß wenige dieser Leute sich weigern, es für ihre Gäste auszulegen.

Sollte dies Blatt nicht in Nord-Deutschland eine Verbreitung finden, wie sie das „Sonntagsblatt“ des Pfarrer Held in Süd-Deutschland errungen hat? Referent ist gewiß, daß, wer das Blatt nur erst einige Wochen gelesen hat, es sicherlich als einen lieben Gast nicht mehr wird missen mögen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 28. Juni.

N<sup>o</sup> 51.

## Biblische Ansprache

gehalten auf der lutherischen Pastoral-Conferenz zu Eösklin,  
den 13. Juni.

Marci 9, 33 — 50.

Im Herrn geliebte Brüder! Die Worte, die ich unsern diesjährigen Verhandlungen an die Stirn schreiben möchte, ja die ich, so lange es dem Herrn gefällt, diese Konferenz zu gebrauchen, zu unserer Konferenzlösung erhoben wissen möchte, sind die letzten Worte des vorgelesenen Abschnitts: Habt Salz bei euch und habt Frieden untereinander. Diese Worte gehören einer Schlussmahnung an, die auf das Vorhergehende zurückweist. Die Jünger haben sich gestritten, wer unter ihnen der Größte wäre. Der Herr weist sie aufs Dienen hin, er stellt zu ihrer Beschämung ein Kind in ihre Mitte. Das Dienen in Kindeseinfalt ist der von Gott gewiesene Weg, um groß zu werden. Als dann Johannes, in welchem das Kindlichgroße vor Andern zur Erscheinung kommen sollte, weil er sich besonders getroffen fühlen mochte, zum Herrn sprach: Meister, wir sahen Einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte, und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgte, da antwortete der Herr: Ihr sollt es ihm nicht verbieten, denn es ist Niemand, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Hieran knüpft der Herr die Mahnung, nicht einen der Kleinen zu ärgern, die an ihn glauben. Um dazu tüchtig zu werden, sollen wir das Aergerniß aus dem eigenen Herzen hinausthun. Wir sollen die Hand, den Fuß, das Auge, die uns ärgern, von uns thun, denn es ist besser, ein Krüppel, lahm, blind in das Reich Gottes einzugehen, als mit gesunden Gliedern in das höllische Feuer geworfen zu werden. Zuletzt faßt der Herr Alles in die Schlussmahnung zusammen: Es muß ein Jeder mit Feuer gesalzen werden, und alles Opfer wird mit Salz gesalzen. Das Salz ist gut, so aber das Salz dumm wird, womit wird man es würzen? Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander. Wir sollen in den Worten, die der Herr an den Schluß stellt, nicht etwa nur eine gelegentliche Mahnung sehen, die den Jüngern nur zu einer vorübergehenden Anregung dienen sollte; hat doch der Herr, während hier das Wort vom Salz am Schlusse steht, das ähnliche Wort vom Salz, nachdem er zuvor die Friedenskinder selig gepriesen hat, die mit ihrem Himmelsfrieden

getrost auch durch die schwersten Erdennöthe hindurchgehen, in den Anfang der Bergpredigt gestellt; es ist dies ein Wort zum Schluß, aber auch ein Wort zum Anfange, ein Wort, mit dem angefangen, man zu einem gesegneten Schlusse kommen wird. Möge der Herr uns jetzt die Salzkraft dieses Wortes erfahren lassen. Was ist denn das Salz? Wenn wir darauf achten, daß der Herr vorher die irrenden Jünger nach verschiedenen Seiten belehrt und in die Wahrheit geführt hat, wenn wir darauf achten, daß der Herr das ähnliche Wort vom Salz in den Anfang der Bergpredigt gestellt hat, in welcher er anknüpft an den Schluß des Alten Bundes die geistliche Armuth, um dann vor den Jüngern, vor den Schriftgelehrten und dem Volke den Reichthum der neutestamentlichen Heilswahrheit auszubreiten, so werden wir das Rechte treffen, wenn wir sagen: Das Salz ist die christliche Heilswahrheit. Nur der hat Salz bei sich, welcher die Heilswahrheit hat, welcher von Herzen daran glaubt. Aber, warum nennt der Herr die Heilswahrheit ein Salz? Er sagt: Es muß ein Jeder mit Feuer gesalzen werden. Das Feuer brennt, so brennt auch das Salz, es beißt, es ist scharf, es greift an, es thut dem faulen Fleische weh. Die Heilswahrheit ist ein Salz, weil sie den alten Menschen angreift, ihm scharf zu Leibe geht, weil sie dem sündlichen Fleische wehe thut, weil hier das sündenschmutzige Herz in die scharfe Lauge der Heiligung durch und durch hinein muß. Wie weit es hierin kommen muß, das zeigt uns das folgende Wort: alles Opfer wird mit Salz gesalzen. Es muß bis zum Opfer kommen, bis zur gänzlichen Darangabe des alten Menschen, bis zur völligen Dahingabe mit Leib und Seele in den Gehorsam, in den Dienst Gottes. Wer dies Opfer bringt, dem ist das Wort aus der Seele gefleht: Trage Holz auf den Altar und verbrenn' mich ganz und gar; o du allerliebste Liebe, daß doch Nichts mehr von mir bliebe! Reiß mein Herz aus meinem Herzen, und wärs auch mit tausend Schmerzen! Ja, es kostet Schmerzen, wenn die Hand, die nicht recht handelt, wenn der Fuß, der nicht recht wandelt, wenn das Auge, das ein Schalk ist, abgethan werden soll, wenn das, was uns nahe steht, mit dem wir in jahrelanger Gewohnheit zusammengewachsen sind, was so zu unserer innersten Eigenart geworden ist, daß, wie das Auge keine Berührung verträgt, so die geringste Berührung uns aufs Tiefste verletzt, wenn das unter das scharfe Opfermesser der schneidigen Wahrheit von der gänzlichen Selbstverleugnung muß. Der Herr hat so eben von dem höllischen Feuer geredet und fährt dann sogleich fort: Es



muß ein Jeder mit Feuer gesalzen werden, als wollte er einen Funken von dem Feuer der Hölle in unsere Herzen hinüberfliegen lassen, um den alten Menschen in den Flammen der Reue und Buße zu verzehren. Ich meine, es ist eine durchaus heilsame persönliche Vorfrage, von deren Beantwortung für einen Jeden unter uns der Segen unsers Zusammenseins abhängen wird, die Frage: Bin ich denn wirklich schon ein gesalzener Mensch? Bin ich ein gesalzener Mensch in der Nachfolge des Apostels, der von sich sagt: Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, auf daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde? Bin ich ein gesalzener Mensch in der Nachfolge dessen, der sich für uns geopfert hat? Wenn man in die tiefen Jesuswunden blickt, in die Wunden dessen, welcher der ewige und unendliche Sohn Gottes war, bei dem ein jeder Schmerz in den Strom der Ewigkeit getaucht wurde, bei dem bei jedem Seufzer, bei jedem Leiden in die Saiten der Unendlichkeit gegriffen wurde, dann lernt man auch in die Tiefen der Sünde blicken und fühlt etwas von der schwerwiegenden Wahrheit: die Sünde ist unermesslich. Ich glaube nicht die Grenzen zu überschreiten, die mir hier gezogen sind, wenn ich auch das hinzufüge, mir selbst zur ernststen Mahnung: Nur keine halbe Buße! Mit halber Buße geht man auch verloren; halbe Buße ist doch ganz verloren! Die Heilswahrheit ist ein Feuersalz, das den alten Menschen verzehrt, das wehe thut, aber der Herr verwandelt das Wehethun in ein Wohlthun. Warum nennt der Herr die Heilswahrheit ein Salz? so fragen wir noch einmal. Das Salz wehrt der Fäulniß, es erhält, es macht frisch, es würzt. Wenn die Heilswahrheit ein verzehrendes Feuersalz geworden ist, dem wird sie auch eine segnende Lebenskraft; wo der Glaube an die Heilswahrheit ist, da ist auch die Versöhnung mit Gott; wo Salz ist, da ist auch Friede; ein wahrhaft gesalzener Mensch ist immer auch ein Kind des Friedens, ein Kind des Friedens, welcher höher ist als alle menschliche Vernunft. Den Friedensgedanken Gottes auszudenken, in Worte zu fassen, ist hier auf Erden unmöglich, das wird die selige Arbeit einer ganzen Ewigkeit sein. Wo Friede im Herzen ist, da ist auch Friede mit dem Nächsten. Habt Salz bei euch und habt Frieden untereinander. Salz und Friede zwei Erfordernisse eines gesegneten Jüngerwandels, aber auch zwei Erfordernisse einer gesegneten Jüngergemeinschaft.

Die Jünger streiten sich, wer unter ihnen der Größeste wäre? Der Hochmuth regt sich in ihnen. Der Herr versetzt ihnen den Hochmuth mit dem Wort: So Jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein von Allen und Aller Knecht. Wer der Erste im Reiche Gottes sein will, der muß vorher der Letzte gewesen sein, der muß sich von dem Letzten an heraufgearbeitet haben, in dem muß, wenn er ein Erster geworden ist, immer noch der Letzte stecken, er muß sich Allen in dienender Liebe unterzuordnen wissen. Christus ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele. Nachdem er uns den Heilandsdienst erwiesen hat, ist er der geworden, von dem alle Zungen bekennen müssen, daß er der Herr ist. Ein Diener Christi soll

durch Dienen herrschen, ein Diener Christi kann sich nur dann auf dem hohen Platze behaupten, auf den ihn der Herr gestellt hat, wenn er sich Allen in dienender Liebe unterzuordnen weiß. Der Herr stellt ein Kind in die Mitte der streitenden Jünger, sie sollen Demuth lernen und kindlichen Sinn; um zu dienen, muß man demüthig sein und Kindesefalt haben. So stiftet der Herr unter den streitenden Jüngern Frieden mit dem gesalzenen Wort vom demüthigen Dienen in Kindesefalt. Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander. Auf dem Gebiet der Kirche streiten sich jetzt verschiedene Richtungen um den Vorrang. Möchten sie doch den Streit ausmachen, indem sie sich in Liebe das Salz darreichen, was ihnen verliehen worden, das wäre ein gottgefälliger Ausgleich in Frieden. Die verschiedenen Kirchen liegen im Streit miteinander, sie streiten sich, wem die Katholicität gebühre. Die eine katholische Kirche ist in ihrer ungetheilten Einheit nicht mehr da. Die eine katholische Kirche ist nur in Bruchstücken vorhanden. Aber den einzelnen Kirchen kommen katholische Züge zu. Der Episkopat ist ein katholischer Zug der römischen Kirche; die Selbstthätigkeit der Gemeinde, die Verherrlichung der Majestät Gottes ist ein katholischer Zug der reformirten Kirche; die reine Lehre, dieser wichtigste und unentbehrlichste von allen, diese die ganze Kirche fundamentirende und von innen heraus gestaltende Macht ist der katholische Zug der lutherischen Kirche. Weil keiner Kirche die ganze, volle, ausschließliche Katholicität zukommt, weil sie alle Antheil haben an der Katholicität, darum sind sich die Kirchen bei allem berechtigten Kampf um die Wahrheit doch gegenseitig Anerkennung schuldig. Sie sollen in Liebe und Frieden sich gegenseitig das Salz darreichen, das ihnen verliehen worden, damit sie hineinwachsen in das Mannesalter Jesu Christi, damit der Leib Christi ein vollkommener Mann werde nach dem Maas des vollkommenen Alters Christi. Es ist viel sündlicher Streit zwischen den Kirchen gewesen; auch die luth. Kirche hat in mancher Hinsicht mit zu den streitenden Jüngern gehört, die der Herr strafen muß; aber sie soll nach dem Willen des Herrn vielmehr eine andere Stellung einnehmen. Der Herr stellt ein Kind in die Mitte der streitenden Jünger; er läßt sie anschauen zur kindlichen Größe. So hat der Herr die lutherische Kirche in die Mitte der andern gestellt, die lutherische Kirche, welcher das Kindlichgroße, das mit kindlicher Einfalt sich gläubig Versenken in die Tiefen der Schriftwahrheit vor Andern gegeben ist. Worin anders hat denn Luthers Größe bestanden als darin, daß er dem Götlichgroßen gegenüber kindlich klein zu werden verstand, daß er mit kindlicher Einfalt sich beugte unter das geschriebene Wort, sich still in seine Tiefen versenkend und gläubig zu seinen Höhen anschauend? Der Herr hat die lutherische Kirche in die Mitte der andern gestellt, die lutherische Kirche ist die Kirche der Mitte, gleichweit entfernt von der abstrakten Ueberschärfe der reformirten Kirche und von der grobsinnlichen Auffassung und Verdunkelung der Wahrheit in der römisch-katholischen Kirche; sie ist die Kirche der Mitte, aber nicht der flachen Mitte, der Mitte, welche auf der Oberfläche liegt, welche die Weltfinder als be-



queme goldene Mittelstraße anpreisen. Die Wahrheit liegt in der Mitte, aber auch zugleich in der Tiefe. Die lutherische Kirche ist die Kirche der tiefen Mitte. Es ist bekannt, daß das Salz welches auf der Oberfläche gewonnen wird, mit viel Wasser vermischt ist; in der Tiefe liegt es in seiner Reinheit, in der Tiefe liegen seine reichen Vorrathskammern. Wie verschiedene Richtungen, wenn sie nach der Tiefe sich wenden, zuletzt in einem Punkte zusammentreffen, so werden auch die verschiedenen Richtungen auf dem Gebiet der Kirche, je mehr man sich mit kindlicher Einfalt in die Schrift, in die Glaubenswahrheit vertieft, um so mehr ihrem Einigungspunkte nahe kommen. Auch die lutherische Kirchenlehre — so fest wir uns auf das lutherische Bekenntniß stellen, so müssen wir doch auch das bekennen — ist keine fertige, abgeschlossene, auch sie bedarf der Ergänzung und in einzelnen Stücken einer tieferen Begründung. Daran mitzuarbeiten, mehr Salz aus der Tiefe zu holen und dadurch uns selber immer mehr zu salzen, das soll die Aufgabe dieser Pastoral-Conferenz sein; dann werden wir auch dem Frieden dienen, dann werden wir der Union dienen, bei welcher man sich die Friedenshand reicht, ohne daß das Salz der Heilswahrheit verkümmert wird. Habt Salz bei euch und habt Frieden untereinander. Salz und Friede! Aber kein Friede ohne Salz! Der Herr spricht zu Johannes, welcher Einem, der im Namen Jesu Teufel austrieb, weil er Christo nicht nachfolgte, verboten hatte, es zu thun: Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Denn es ist Niemand, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Wo noch der Jesusname in Kraft steht, selbst wenn man in einer gewissen Unentschiedenheit und Glaubensunklarheit befangen ist, da ist doch Salz da, da soll man den schwachen Bruder tragen, so lange er sich tragen läßt. Aber wo der Jesusname nicht mehr in Kraft steht, wo der Jesusname nicht mehr der Name ist, der über alle Namen ist, wo man den Jesusnamen unter den menschlichen Gemeinnamen begreifen will, wo man die Gottheit Christi leugnet, wo man in dem historischen Christus nur den idealen Menschen bekennen will, da ist dann das Salz dumm geworden. Wer das Verdienst des Opfers Christi leugnet, der hat kein anderes Opfer mehr für seine Sünde. Wenn das Salz dumm wird, womit soll man es würzen? Es ist hinfort zu Nichts nütze, denn daß man es hinausgeschütte und lasse es die Leute zertreten. Die Behörde thut Recht, daß sie einen Verleugner der Kraft des Jesusnamens ausschließt von dem Verus, der Gemeinde des Jesusnamens zu verkündigen. Die Jesusarme sind weit, unermesslich weit, sie umschließen viele auch schwache Jünger, aber sie schließen doch auch zusammen und schließen damit alle diejenigen aus, die sich nicht wollen in die Gnade, in das Erbarmen miteinschließen lassen. Wenn das Salz dumm wird, womit soll man es würzen? Nimmt nicht die Verdummung des Salzes jetzt in der römisch-katholischen Kirche zu? Es treibt mich im Hinblick auf die letzten Ereignisse in der römisch-katholischen Kirche zu der Frage: Ist nicht die Unfehlbarkeit des Papstes grade selbst der größte

Fehler, den je ein Papst gemacht hat? Bis dahin konnte das Salz dumm werden; jetzt, wo die Wahrheit durch menschliche Autorität unfehlbar normirt wird, jetzt, wo der heilige Geist, der doch allein unfehlbar ist, sich beugen soll unter die Autorität eines fehlbaren Menschen, jetzt, wo die Wahrheit sich soll meistern lassen vom Irrthum, jetzt muß das Salz dumm werden! Und ist der Anfang dazu nicht schon gemacht, wenn katholische Bischöfe die vorher von ihnen bekannte, als richtig bekannte Wahrheit um des Friedens willen fahren lassen, Preis geben, nicht etwa, um eine verkannte Wahrheit auf Zeit in den Hintergrund treten zu lassen in der Hoffnung, daß sie in späterer Zeit zur Geltung kommen werde, sondern um — wir können nicht anders urtheilen — die vorher bekannte Wahrheit von jetzt ab auf immer als keizerischen Irrthum zu verdammen. Das ist Verdummung des Salzes! Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander. Salz und Friede! Aber kein Friede ohne Salz, kein Friede, wo nicht die Heilswahrheit offen und ehrlich bekannt wird, sondern Kampf, unerbittlichen Kampf, aber auch verheißungsreichen, siegesgewissen Kampf! Wer Salz bei sich hat, wer im Glauben an die Heilswahrheit steht, der wird dann selber ein Salz; der Herr aber sagt zu seinen Jüngern: Ihr seid das Salz der Erde. Die Kirche Jesu Christi hat den Beruf, der ganzen Welt ein reinigendes, der Fäulniß wehrendes, sie erhaltendes, zu neuem Leben erfrischendes Salz zu sein. Die Kirche Jesu Christi hat den Beruf, der ganzen Welt das neue Leben und das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Ob nicht mancher kleinmüthig vor den großen Aufgaben der Gegenwart steht? Ich frage: Hat etwa das Christenthum seine Salzkraft verloren? Hat es keine Erfolge aufzuweisen? Für mich ist nicht das das Größte, daß das Reich Gottes nach einander die Colosse heidnischer Weltreiche über den Haufen wirft; für mich offenbart sich noch viel herrlicher darin die Macht der Heilswahrheit, daß sie die Kraft in sich trägt, die viel gefährlicheren inneren Feinde, die mitten in der Kirche frei und frech ihr Haupt erhoben haben, aufs Haupt zu schlagen und in den Staub zu legen. Bei diesen inneren Feinden denke ich an den Rationalismus, an den Pantheismus, an den Materialismus, drei riesenhafte Gegner, einer gefährlicher, einer gewaltthätiger als der andere. Der Rationalismus ist überwunden. Das Wort von dem Blute Christi, das „allein aus Gnaden“ hat der Finger Gottes in hundertjährigem Kampfe mit großen Buchstaben unvergesslich für die kommenden Geschlechter in die Geschichte der Kirche hineingeschrieben. Der Protestantenverein sucht jetzt die alte verlegene Waare des Rationalismus wieder auf den Markt zu bringen; wird sie viele Abnehmer finden? Der Protestantenverein ist der gewandte, verschlagene Sohn eines aufrichtigeren Vaters; ihm thut nicht sowohl Widerlegung als Zurechtweisung und Zucht noth. Der Rationalismus ist überwunden. Die pantheistische Philosophie, deren Gedächtniß man jetzt wieder feiert, sie ist gewesen. Was ist sie gewesen? Der Hochmuthstaumel der Vernunft neben dem Abgrunde des hohlen Nichts. Die Schlange, die im Sonnen-



schein der Selbstgefälligkeit, der Selbstanbetung in wunderlichen Windungen spielte, sie hat sich in den eigenen Schwanz gebissen. Das Unendliche in sein System bannen wollen ohne den Glauben an den Unendlichen, das ist Schein, aber nicht Sein. Die fliegende Sonne der Heilswahrheit hat die grauen Nebel einer wuchernden Phantasie zu Boden geschlagen. Dem ewigen, wahrhaftigen Sein des großen Gottes gegenüber, dessen Philosophie die durch Nichts hinwegzudemonstrierende Position ist „Ich bin, der ich bin“, diese Position, vor der alles geschaffene Sein, vor der die Cherubim sich verneigen müssen, können solche Scheingebilde sich nicht halten. Jetzt nun hat der Materialismus sein Haupt erhoben. Er nimmt Alles unter seinen großen Hammer, um es zu vernichten. Der Rationalismus, wenn er auch den Glauben an Christum verleugnete und salzlos geworden, es sich gefallen lassen mußte, als Schutt bei Seite geschoben zu werden, um einer neuen Entwicklung Platz zu machen, er hatte doch noch einen dürftigen Rest von Glauben, er hatte doch noch den Gegenglauben an den Menschen, er glaubte doch noch an die sittliche Kraft des Menschen. Die pantheistische Philosophie glaubte doch noch an den Menscheng Geist. Der Materialismus — wer nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat, das ist Consequenz auch der Weltgeschichte — hat auch den letzten Rest von Glauben von sich geworfen, er hat nichts als die Atome, er kehrt den ganzen Weltlauf, den ganzen Lauf der Weltentwicklung zurück bis zu dem Anfange „es war wüste und leer“, er ist ein die ganze sittlich religiöse Weltentwicklung verschlingender Irrthum; das „wüste und leer“ — dafür steht jetzt Paris als Flammenzeichen da! — ist auch die letzte praktische Consequenz des Materialismus, er ist die finstere Seele in den socialistischen Bewegungen der Gegenwart; nur so weit es gelingen wird, diesen Geist zu bändigen, auszutreiben, nur so weit wird es auch gelingen, die sociale Frage zu lösen. Wir stehen hier vor einem der kräftigen Irrthümer der letzten Zeit, vor einem Irrthum, der seine Anhänger bei Gebildeten und Ungebildeten, der sie in allen Schichten des Volks, der sie bei den großen Massen hat. Das Salz der Heilswahrheit aus den Tiefen der Schrift in seiner ganzen Schärfe, in seiner ganzen Kräftigkeit, in seiner welterneuenden Macht wird auch diesen Feind überwinden, aber alle Hände sollen sich einigen in dem gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind. Wir haben die Pflicht, den materialistischen Irrthümern scharfer ins Auge zu sehen, als es vielfach geschieht; wir haben die Pflicht, mehr Fühlung nach dem gemeinsamen Fundamente zu suchen, auf dem wir diesem Feinde gegenüberstehen. Der Niesenhaftigkeit dieses allen Glauben vernichtenden Gegensatzes gegenüber nehmen die Unterschiede zwischen den einzelnen Confectionen unwillkürlich kleinere Dimensionen an; aber sie werden darum nicht gleichgültig, wir müssen sie um so mehr im Auge behalten. Wer wollte es verantworten, solchem Feinde gegenüber auch nur ein Körnlein Salz verloren gehen zu lassen! Es gilt vielmehr die

Heilswahrheit in ihrer ganzen unverfälschten Fülle als die die Welt besiegende Macht in den Kampf zu führen, und der Sieg wird nicht fehlen. Ja, der Sieg wird nicht fehlen. Der Herr sagt: Ihr seid das Salz der Erde; dies Wort legt der Kirche die Aufgabe auf, die Welt zu überwinden, aber es ist auch die Verheißung, daß die Kirche die Welt überwinden wird. Ihr seid das Salz der Erde, das schließt Kampf in sich, Kampf mit der ganzen Welt, unaufhörlichen Kampf, aber, — wo Salz ist, da ist auch Friede — es schließt auch Frieden in sich mitten in allem Kampf und als Lohn alles Kampfes endlich das Friedensreich auf der neuen Erde. Dann wird der Friede der Kinder Gottes sein wie ein Wasserstrom und ihre Gerechtigkeit wie Meereswellen. Wie jetzt die Salzfluth des Meeres das Erdreich bedeckt, so wird dann das aus dem Feuersalz der letzten Gerichte geborne Friedensreich die geheiligte Erde, die erneute Welt bedecken, Salz und Friede in ewiger Einigung das Segensmeer, aus dem die Seligen ohn' Ende schöpfen werden. Habt Salz bei euch und habt Frieden untereinander. Salz und Frieden! Amen.

R.

L . . . e.

### Aus dem Elsaß

wird uns über die Kapelle in Straßburg, in welcher früher der Dissenter-Prediger Major seine Gottesdienste gehalten hat, und deren in den „Mittheilungen über die religiösen und kirchlichen Zustände im Elsaß und Deutsch-Lothringen“ in Nr. 24 der Ev. K. Z. Beilage S. 286 oben Erwähnung geschieht, von einem Anverwandten der Erbauer derselben Näheres berichtet. Es waren zwei Brüder, einfache Bürger Straßburgs, der lutherischen Kirche angehörig, der eine ein Bäcker, der andere ein Kaufmann, welche das Bedürfnis fühlten, für die mannigfachen Bestrebungen zur Förderung des Reiches Gottes in ihrer Vaterstadt ein entsprechendes Lokal herzustellen. Daher erbauten sie im Hofe ihres eigenen Hauses und aus ihren eigenen Mitteln einen einfachen Vetsaal, welcher zu Bibelstunden in deutscher und französischer Sprache, zur Abhaltung der Sonntagschule, zu erbaulichen Vorträgen, zu den Versammlungen christlicher Vereine und sonstigen Bestrebungen christlicher Liebesthätigkeit bestimmt war. Diese Bibelstunden, Sonntagschule u. wurden in den Jahren 1834—1838 von dem damaligen Agenten der evangelischen Gesellschaft zu Paris, dem später in Halberstadt verstorbenen Universitätsprediger F. Major gehalten. Als derselbe in separatistische Tendenzen versiel, wollte er allerdings die beiden Erbauer und Eigenthümer der Kapelle mit in dieselben hineinziehen und, da ihm dies nicht gelang, mit englischem oder genauer mit schottischem Gelde Haus und Kapelle ihnen abkaufen. Allein die beiden Männer wollten weder ihrer lutherischen Kirche untreu werden, noch ihr Eigenthum zu separatistischen Zwecken hergeben. So kam es zwischen ihnen und Major zum Bruch und letzterer verließ darauf Straßburg. Die Kapelle aber diente nach wie vor zu den oben bezeichneten Bestrebungen zur Förderung des Reiches Gottes. Der Umstand, daß Major eine Zeitlang die Erbauungsstunden in dieser Kapelle gehalten hat, scheint zu der irrthümlichen Meinung Veranlassung gegeben zu haben, daß dieselbe mit englischem Gelde erbaut worden sei.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Begründet

von

**C. W. Sengstenberg,**

weil. Professor und Dr. der Theol. zu Berlin.



Herausgegeben

von

**L. H. Tauscher,**

Pastor an St. Lucas und Superintendent a. D. zu Berlin.

Neunundachtzigster Band.

Juli bis December 1871.

---

Berlin.

Crowisch & Sohn.







# I n h a l t.

## I. Aufsätze.

	Seite		Seite
Vorwort .....	1—71	Die lutherische Pastoral-Conferenz in Br. Eplau .....	547
Neu-Yorker Kirchenpiegel .....	71. 73	Die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts ... 551. 555. 573.	577
5. Die Presbyterianer .....	136. 163	Die Mittel, welche die Christenheit gegenüber dem Volk Israel in seinem gegenwärtigen Zustand zu ergreifen hat, um es für das Reich Gottes zu gewinnen .....	561
6. Die Bischöflichen (Episcopal Church) .....	289 353. 373	Erfahrungen eines Geistlichen im Felde .....	585
7. Die Methodisten .....	849	Biblische Ansprache, gehalten auf der lutherischen Pastoral-Con- ferenz zu Eßlin .....	601
8. Die Baptisten .....	954. 1009	Aus dem Elsaß .....	608
9. Die Katholiken .....	1149. 1161	Ueber Aeschylus .....	609. 641
10. Die Congregationalisten .....	80	Ueber die kirchlichen Grenzen der Lehrfreiheit .....	625. 633
Aus Ostpreußen .....	81	Der Mensch nach dem Bilde Gottes. Ein Beitrag zur Bildungs- frage der Zeit .....	649. 657
Das 14. Kap. des Evangelium Johannis .....	97. 105	Das Wort der Weissagung .....	682. 713
Volksthum und Volkslied .....	121. 129	Was haben wir von der Missionspraxis der mittelalterlichen Kirche für unsere Missionsarbeit zu lernen? .....	689
Zur Arbeit in der Gemeinde .....	142	Aus Hannover .....	721. 757
Aus der Provinz Preußen .....	145. 153	Die Gründung einer allgemeinen deutschen Bibelgesellschaft .....	741
Der Idealismus des Christenthums .....	169. 177	Die Bildung einer Abendmahlsgemeinde in der Gemeinde durch Freigebung der Confirmation .....	745. 753. 933
Die Parabel vom ungerechten Haushalter .....	182	Von der französisch-italienischen Grenze .....	765
Eine Stimme aus Bayern über den Religionsunterricht in der Schule (vgl. 526. 619. 863) .....	184	Der Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus .....	769. 777
Der Darmstädter Entwurf einer Kirchenverfassung .....	190. 381	Aus dem Großherzogthum Hessen .....	786
Ueber romanisirende Tendenzen .....	193. 217. 225	Der wahre Sinn der Worte: „unter Gestalt des Brods und Weins“ im Artikel X. der Augsburger Confession .....	801
Die gefährdete Lage der lutherischen Kirche in Preußen .....	209. 284	Die October-Versammlung zu Berlin .....	817. 825
Mittheilungen über die religiösen und kirchlichen Zustände des Elsaßes und Deutsch-Lothringens (vgl. 608) .....	237. 384. 864	Die thüringische Pastoral-Conferenz zu Neu-Deutenborn .....	838. 860
Das projectirte lutherische Emigrantenhaus in Neu-York .....	240	Geschichtliche Entwicklung und Darstellung des Social-Demokra- tismus — und die Aufgabe der Kirche 841. 1030. 1033. 1065. 1089	
Die Königin-Elisabeth-Stiftung .....	249. 288	Die lutherische Pastoral-Conferenz zu Eßlin .....	860. 885
Zum Friedensfeste .....	256	Aus Schleswig-Holstein .....	865. 897
Noch einmal: Pro aris et focis. Aus der Provinz Hessen .....	307	Die Belegung der Nachmittags-Gottesdienste in der evangelischen Kirche .....	873. 889
Die Uebertragung der Aufsicht über die Volksschulen in der Pro- vinz Hannover auf die Landdrosten .....	324. 350	Die lutherische Pastoral-Conferenz zu Cammin .....	896. 936
Entgegung darauf aus Hannover .....	665	Antworten aus Gottes Wort auf die Klage über Mangel an Frucht der Amtswirksamkeit .....	902
„ „ „ Pommern .....	313. 321. 337	Die Lage des römischen Kirchenstreits evangelisch erwogen 905. 929	975. 1105
Deutschland und Frankreich. Eine geschichtliche Parallele. 345. 361. 369. 385. 409	383	Evangelische Kirchen-Ornamentik .....	911
Aufruf und Bitte, betreffend Straßburg .....	393	Landeskirche und Freikirche .....	913. 921. 937. 945
Das Wesen des Wunders .....	408	Dr. J. Fr. Möller als Liebedichter .....	951
Erklärung der in Gnabau versammelten Pastoral-Conferenz .....	415	Aus der October-Versammlung in Berlin .....	993
Die Gofner'sche Mission .....	417	Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende .....	1057. 1081
Lutherische Gesamtkirche .....	430. 673. 681	Welche Theile der Naturwissenschaften sind den Theologen in unsern Tagen zum Studium zu empfehlen .....	1113. 1129
Kirchliche Nachrichten aus dem Elsaß .....	441	Die Straßburgische Kirchenordnung vom J. 1598 ... 1121. 1134. 1137	
Das Pfingstfest .....	448	Der Materialismus und die Geschichte .....	1169. 1185. 1216
Die Frühjahr's-Conferenz des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen .....	455. 477	Graf Stolberg über die Infallibilität .....	1176
Die kirchliche Kirchenfrage (vgl. 791) .....	465		
Die Friedr. Werdersche Kreisynode in Berlin .....	478		
An die Mitglieder der Kreisynode und der Gemeinde-Kirchenräthe des Kirchenkreises Mügenwalde .....	513		
Die persönliche Anmeldung zu Beichte und Abendmahl .....	522		
Die Darstellung der Himmelfahrt Christi in Cynebulfs Christ ...	529		
Noch ein Friedensfestlied .....	531		
Das Consistorium in Steintin und Dr. Hanne .....	537		
Pietismus und Patriotismus .....	544		
Ueber Missionsstundent .....	544		



Aus der Bezirksynode zu Ems in Ostfriesland ....	1195. 1219.	1241
Frankreich und Deutschland seit den letzten drei Jahrhunderten	1201	
	1209. 1225. 1233	

## II. Literarisches.

Bomhard. Aehren vom Felde der Betrachtung .....	93.	119
Paulus Cassel. Das Evangelium der Eöhne Zebeäi .....		117
Hasper. Pauli Brief an die Römer, für den Schulgebrauch erklärt		130
Schöberlein. Die Auferstehung des Herrn in zwei liturg. An-		
bachten .....		167
Geh. Christi Selbstzeugniß .....		201
Salzbrunn. Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen,		
Philosophen und Dichtern .....		216
Gefangbuch für evangelische Gemeinden (Magdeburg) 241. 250. 265.		273
Treibitz. Das Wesen der Kirche .....		297
Briefe über Berliner Erziehung .....		312
Kolbe. Die Einführung der Reformation in Marburg .....		433
"Aus eigener Kraft" .....		457
Wiefe. Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart .....		505
Ludw. Grote. Singet dem Herrn, geistliche Dichtungen .....		582
Christliches Volksblatt, herausg. v. Stuger .....		597
Die Vorträge im evang. Verein zu Hannover .....		622
Böckler. Die Augsburgische Confession (vgl. 801.) ..	697. 705.	729
Büker. Arbeit und Capital .....	841. 1030. 1033. 1065.	1089
Porst. Göttliche Führung der Seelen u. Wachstum der Gläubigen		861
Harnack, die freie lutherische Volkskirche		
Stählin, das landesherrliche Kirchenregiment) ..	913. 921. 937.	945
Disselhoff. Wegweiser zu Hamann .....	961. 969.	1002
Grau. Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums		985
Zwei Gebetsblätter von Julie v. Buddenbrock .....		1054
Taufzettel, erschienen bei Justus Naumann in Dresden .....		1084
J. C. Arndt, die Auferstehung der Todten, sieben Betrachtungen		1152
Steinmeyer. Die Auferstehungsgeschichte des Herrn in Bezug		
auf die neueste Kritik .....	1153.	1177
Hausbuch. Tägliche Andachten für die Hausgemeinde. 3. Aufl.		1183
Bunjen. Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch .....		1224
Am Bache. Lieder aus dem Tagebuche von Martin .....		1246
Die Vornamen sprachlich erklärt und die altdeutschen Personen-		
namen nach ihren Stammwörtern zusammengestellt .....		1247
Erbauliches. Evangelische Krankenblätter. Von Dieffenbach .....		1247

## III. Nachrichten.

Amerika. Vergl. Neu-Yorker Kirchenpiegel 71. 73. 136. 163.	289
353. 373. 849. 954. 1009. 1149.	1161
= das projectirte luth. Emigrantenhaus in Neu-	
York .....	237. 384.
Asien. Vergl. die Gossner'sche Mission .....	415
Baden .....	767
Bayern. Vergl. Eine Stimme aus Bayern über d. Religions-	
unterricht in der Schule .....	182. 526. 619.
683	
Elfaß-Lothringen.	
Vergl. Mittheilungen über die religiösen und kirchlichen	
Zustände des Elfaßes und Deutsch-Lothrin-	
gens .....	209. 284.
608	

Vergl. Aufruf und Bitte, betreffend Straßburg .....	383
= Kirchliche Nachrichten aus dem Elfaß 430. 673.	681
= Die Straßburgische Kirchenordnung vom J. 1598.	
1121. 1134. 1137.	
Frankreich. Von der französisch-italienischen Grenze .....	765
Vergl. Deutschland und Frankreich. Eine geschichtliche Pa-	
rallele 313. 321. 337. 345. 361. 369. 385.	409
= Frankreich und Deutschland seit den letzten drei	
Jahrhunderten .....	1201. 1209. 1225.
1233	
Hessen (Großherzogthum) .....	786. 1055.
1102	
Vergl. Der Darmstädter Entwurf einer Kirchenver-	
fassung .....	184
Oestreich. Die zweite Generalsynode A. u. E. C. in Wien ....	1047
Ein Hilferuf evangelischer Glaubensgenossen (aus	
Böhmen) .....	1128
Preußen:	
Brandenburg. Tagesordnung der Neumärktischen Pastoral-	
Conferenz zu Küstrin .....	863
Vergl. die Friedrichs-Werdersche Kreisynode	
in Berlin .....	465
Vergl. die October-Versammlung zu Berlin	
825. 993	
Cassel. Vergl. Noch einmal: Pro aris et focis .....	256
= Die Einführung der Reformation in Marburg	
433	
= Die kurheßische Kirchenfrage .....	455. 477.
791	
Elbherzogthümer .....	865. 897.
1242	
Hannover. Vergl. .....	721. 757
= Die Uebertragung der Aufsicht über die	
Volkschulen in der Provinz Hannover	
auf die Landdrosteien ..	307. 324. 350.
665	
= Die Vorträge im evang. Verein zu Hannover	
622	
= Aus der Bezirksynode zu Ems in Ost-	
friesland .....	1195. 1219
Pommern .....	647
Lutherische Pastoral-Conferenz zu Cöslin 480. 601.	625
633. 860. 885	
Samminer Pastoral-Conferenz .....	696. 896.
936	
Vergl. An die Mitglieder der Kreisynode und der	
Gemeinde-Kirchenräthe des Kirchenkreises Milgen-	
walbe .....	478
= Das Consistorium in Stettin und Dr. Panne	
531	
Posen .....	717
Preußen (Provinz) .....	80. 142
Lutherische Pastoral-Conferenz zu Br. Eylau .....	384. 547
Die lutherische Conferenz in Marienburg .....	912. 1098
Sachsen (Provinz). Die Frühjahrskonferenz des kirchlichen	
Centralvereins der Provinz Sachsen .....	408. 448
Gnadauer Herbstconferenz .....	872. 1041
Vergl. Magdeburger Gesangbuch für evangelische Ge-	
meinden .....	241. 250. 265.
273	
= Dr. Joh. Friedr. Möller als Lieberbichter .....	951
Westphalen. Die Wuppertthaler Festwoche .....	672
Die dreizehnte westphälische Provinzialsynode 982. 1008.	1017
1079. 1092	
Thüringen. Pastoral-Conferenz zu Neu-Dietendorf 504. 838.	860
Aus dem Weimari'schen .....	511. 526



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 1. Juli.

N<sup>o</sup> 52.

## Ueber Aeschylus.

Wie es auf einer Reise uns Freude gewährt, einen Ausländer kennen zu lernen, der, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen, doch in allgemeinen Lebensanschauungen mit uns übereinstimmt, so freuen wir uns auch bei unsern historischen Studien, wenn uns in früheren Zeitaltern der Geschichte Persönlichkeiten begegnen, die, wiewohl in einem uns fremdartigen Gedankenkreise sich bewegend, doch in Anlage und Richtung mit uns zusammentreffen. Wir erzählte einmal ein jüdischer Kaufmann, mit dem ich näher bekannt geworden war, daß er vor längerer Zeit mit mehreren seiner Glaubensgenossen zusammen zur Messe gefahren sei; in demselben Coupé habe sich auch der selige Generalsuperintendent Sartorius befunden; ein Theil der Judenthümlichkeit habe sich in frivoler Weise wider die strenge Sabbatfeier ausgesprochen, während er selbst sie vertheidigt habe; bald habe sich auch Sartorius in das Gespräch gemischt und ihm, dem Vertheidiger der Sabbatfeier, obwohl auf anderem Boden stehend, doch seine herzliche Zustimmung zu erkennen gegeben. Jahre waren darüber hingegangen, und noch gedachte er mit inniger Dankbarkeit und mit freudig strahlendem Auge des würdigen evangelischen Generalsuperintendenten. Ein gläubiger Christ kann sich zu einem gläubigen Juden wohl hingezogen fühlen, indeß er einem solchen, der über seine Religion sich spöttelnd hinwegsetzt, sich innerlich entfremdet weiß. Sollten wir nun in ähnlicher Weise nicht auch Sympathie empfinden mit einem Heiden, der, obwohl leider in einem irdigen Gottesdienst erzogen, doch dieser seiner Religion sein ganzes Herz und Gemüth zuwendet? Sollten wir um den Blick auf ein anderes, aber verwandtes Gebiet zu lenken, einen Politiker nicht würdigen können, der zwar in einer Republik geboren und daher republikanisch gesinnt ist, aber dabei nicht zu der umstürzenden Partei sich hält, sondern einer besonnenen conservativen Richtung huldigt?

So wird es hoffentlich auch den Lesern d. Bl. eine Freude sein, eingehendere Bekanntschaft mit einem Manne zu machen, der zu den größten Dichtern der alten Griechen zählt, und dem sie, dem Zeitalter und dem Volksstamm, der Religion und dem Staatswesen nach noch so weit von ihm geschieden, doch in Beziehung auf seine Denkart und sein Streben sich sympathisch fühlen werden. Ich meine den berühmten Tragödiendichter Aeschylus. Was diesem einen hochgefeierten Namen erworben hat, das ist

allerdings seine enorme poetische Begabung, und wenn wir seinen Dichtungen etwas näher treten, so werden wir ihm auch nach dieser Seite hin unsere Bewunderung nicht versagen können. Was uns aber unter den vielen hervorragenden Dichtern des Alterthums vorzugsweise zu ihm hinzieht und unser Herz ihm zuwendet, das ist besonders die erfreuliche Wahrnehmung, daß er der damals eben beginnenden negativen Zeitströmung gegenüber mit Bewußtsein, ja mit aner kennenswerther Entschiedenheit in Religion wie in Politik die positive Richtung vertritt. Wollen wir aber eine klare Einsicht in seine dichterische Bedeutung, in seine tiefreligiöse Gesinnung, in seine politischconservative Anschauung gewinnen, so müssen wir unsern Blick auch auf den Boden, woraus diese edlen Früchte erwachsen sind, auf seine Zeit und sein Leben werfen.

Wie das Volk Israel in geistlicher, so waren die Griechen in geistiger Beziehung unstreitig das von Gott am reichsten begabte Volk des Alterthums. Fast in allen Künsten und Wissenschaften haben sie nicht nur den Anfang gemacht, sondern in kurzer Zeit auch alle bis zu einer hohen Stufe der Vollendung geführt. Die Blüthezeit Griechenlands währte nur ein und ein halbes Jahrhundert, von den Perserkriegen bis auf Philipp von Macedonien, entfaltete aber in diesem kurz bemessenen Zeitraum eine Fülle und Schönheit von Geistesprodukten, die noch immer ihres Gleichen sucht, eine Blumenpracht, auf die ein italienischer Frühling neidisch werden könnte. Wie die Pflanzenwelt des hohen Nordens, die das Bewußtsein in sich zu tragen scheint, daß ihr zu ihrem Wachsthum nur eine Frist von wenigen Wochen gegeben ist, in schnellster Aufeinanderfolge Keime, Blätter, Blüten und Früchte zu Tage fördert, so das Volk der Griechen auf dem Gebiet des Geistes. Ihr ältester Epiker Homer ist der größte, den es überhaupt giebt, ihr erster namhafter Bildhauer Phidias galt wegen seines Zeus zu Olympia als unerreichtes Muster. Und Aehnliches sehen wir auf dem Felde des Dramas. Aeschylus ist der Schöpfer der Tragödie und bearbeitet sie gleich mit einer Genialität, daß er noch heut unser Staunen erregt. Und heut vielleicht mehr als zu seinen Lebzeiten. Als er einst in einem literarischen Wettkampf besiegt und eins seiner Dramen dem eines jüngeren Dichters nachgesetzt wurde, da soll er prophetisch geäußert haben: er widme seine Tragödien der Zeit. Jetzt ist die Zeit da, die solchen Dichter zu würdigen weiß. Ich möchte auch meinerseits hier einige Vorbeerblätter herbeitragen zu einem Kranz auf Aeschylus Haupt.



Ueber seine äußeren Lebensumstände sind wir nur dürftig benachrichtigt; in sein inneres Leben und Streben öffnen uns seine Werke einen tiefen Blick. Er wurde in der Zeit der Pisistratiden im J. 525, zwar nicht in Athen selbst, aber doch auf attischem Gebiet, nämlich in dem Städtchen Cleusis geboren. Es läßt sich wohl denken, daß der tägliche Anblick des Cleusinischen Tempels mit seinen mehr berühmt als bekannt gewordenen religiösen Mythen der Seele des Knaben den ersten Anstoß gegeben zu jenem Zuge nach oben, zu jener tiefen Religiosität, die fast in allen seinen Dramen uns so wohlthuend, so heimathlich anweht. Und diese war auch wohl der Grund, warum er sich grade für die dramatische Poesie entschied. Denn Schauspiele oder in früheren Zeiten Chorgefänge, aus denen nachmals die Schauspiele erwuchsen, waren bei den Griechen ein religiöser Akt, ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Gottesdienste. Aeschylus selbst pflegte zu erzählen, daß er einst als Jüngling im Weinberge seines Vaters eingeschlafen und ihm im Traume dort der Gott Dionysus erschienen sei und den ausdrücklichen Auftrag ihm gegeben habe, Tragödien zu schreiben. Dann sei er erwacht und habe gemeint, diesem Wink Folge leisten zu müssen. So ward er denn auf Geheiß der Gottheit Tragödiendichter. Er war erst 25 Jahre alt, als er sein erstes Drama zur Aufführung brachte. Es machte aber kein Glück. Erst mußte noch eine größere Zeit über sein Vaterland kommen, um den in ihm schlummernden Funken der Begeisterung zu einer hellodernden Flamme anzufachen. Er kämpfte im Alter von 35 Jahren in der Schlacht bei Marathon mit; er sah die Persische Uebermacht und den Persischen Uebermuth dem Heldenstimm der Griechen erliegen — und von da ab schuf er seine Meisterwerke. Es war im J. 484, als er zum ersten Mal den Preis erhielt. Im Ganzen hat er 13 solche literarische Siege errungen. Im J. 480 kämpfte er bei Salamis mit, und acht Jahre später stellte er dies ewig denkwürdige Ereigniß dramatisch dar in einer seiner vollendetsten Tragödien, den „Persern“. Sie fand, wie das nicht anders sein konnte, den ungeheuersten Beifall. Er gewann aber nicht immer den Preis. Im J. 468 trat der um 30 Jahre jüngere Sophokles mit seinem Erstlingsdrama als kühner Nebenbuhler des altbewährten Meisters auf. Nun wissen wir aber aus der Apostelgeschichte, daß die Athener alle auf nichts Anderes gerichtet waren, denn etwas Neues zu hören und zu sagen, daher auch stets geneigt, das Neue zu loben. Die Meinungen des Volks schwankten noch zwischen beiden Dichtern hin und her, und der Archon, der die Richter wählen sollte, befand sich in großer Verlegenheit. Da nun aber eben die Feldherren, die am Eurymedon gestlegt, heimgekehrt waren, so übertrug er ihnen die Preisbestimmung, und sie entschieden sich für den jüngeren Dichter. Dies Urtheil muß uns nun freilich wundern, und wir möchten wohl die Competenz der Richter ein wenig in Zweifel ziehen, da man offenbar hier zwei weit auseinanderliegende Dinge vermischte, militärische Begabung und ästhetisches Urtheil. Solche Vermischung war aber bei den freien Griechen nichts Seltenes. Als Sophokles späterhin seine „An-

tigone“ zur Aufführung gebracht hatte, belohnte man ihn damit, daß man ihm die Führung der gegen Samos ausgeschiedenen Flotte anvertraute, ein Auftrag, den er freilich nicht sehr rühmlich ausführte. In einer Republik kann so was schon vorkommen. Aeschylus, über jene unerwartete Zurücksetzung verstimmt, oder nach der Angabe Anderer gerufen von König Hiero, der vor Verlangen brannte, seine „Perser“ aufführen zu sehen, ließ nun Athen und begab sich nach Sicilien. Nach einiger Zeit kehrte er jedoch in sein geliebtes Vaterland zurück, und zwar bereichert mit einem neuen großen Schatz: er brachte aus der Fremde seine Trilogie über die Dreistesage mit. Diesmal täuschte ihn seine Hoffnung nicht; die Dichtung wurde gekrönt. Aber was er darin seinem Volk so warm ans Herz gelegt, der politische Rath, den er ihm gab, blieb leider unbeachtet. Aeschylus wollte die Lenkung des Staats in die Hand der Tüchtigsten gelegt wissen, und das Volk verlangte eine gleichmäßige Theiligung Aller. Die Athener verstanden ihn nicht mehr, er sie nicht. Es war eine neue Zeit hereingebrochen, wenn auch nicht eine bessere. Er verließ abermals sein Vaterland und ging nach Sicilien, doch diesmal ohne Wiederkehr. Er starb dort zu Gela im J. 456, nachdem er an 70 bis 80 Tragödien verfaßt, von denen uns noch sieben, und zwar die gerühmtesten und besten geblieben sind: „die Perser“, „die Schutzfliehenden“, „die Sieben gegen Theben“, „Prometheus“ und die drei über die Dreistesage: „Agamemnon“, „die Grabespenderinnen“ und „die Eumeniden.“

Was nun den Werth seiner Tragödien betrifft, so läßt sich darüber erst dann richtig urtheilen, wenn uns ein vergleichender Blick gegönnt wird in die Gestaltung der dramatischen Kunst, wie sie vor ihm war, und wie sie durch ihn und nach ihm wurde. Bei den Griechen, einem durchaus originellen Volk, nahm die Poesie, durch keinerlei fremden Einfluß abgelenkt, einen ganz naturgemäßen Verlauf, einen regelrechten Entwicklungsgang. Sie begannen, wie auch die Deutschen später, mit der objectiven Dichtungsweise oder der epischen Poesie. Darnach machte die Gefühlsdichtung ihr gutes Recht geltend, die subjektive oder lyrische Poesie, die ihre volksthümlichste Bedeutung in den Chorgefängen bei den griechischen Gottesdiensten fand, ihren Höhepunkt aber in Pindars Siegesliedern bei den nationalen Wettspielen erreichte. Die schönste Blüthe der Lyrik fällt nun schon mit dem ersten Anfang des Dramas in eins; Pindar und Aeschylus sind Zeitgenossen. Vom Drama hatte man bis dahin noch keine Ahnung. Nun öffnet uns aber die griechische Literaturgeschichte auf Veranlassung jener Chöre bei den Götterfesten einen ebenso klaren als interessanten Blick in die allmähliche Entstehung der dramatischen Poesie, die bekanntlich zur epischen und lyrischen als höhere dritte Gattung hinzutritt. Es war nämlich ein Dichter Namens Thespis um das J. 535, also zehn Jahre vor Aeschylus Geburt, auf den glücklichen Gedanken gekommen, diese wahrscheinlich etwas eintönigen Lobgefänge der Gottheit durch eingeschobene Erzählungen aus dem Munde des Chorführers zu unterbrechen, um entweder der Ermüdung der Sänger oder der



Langenweile der Zuhörer eine willkommene Erfrischung zu gewähren. Diese natürlich nicht gesungenen, sondern recitirten Erzählungen waren aus mythologischem Gebiet entnommen, und standen wohl in Beziehung zu der Gottheit, deren Fest gefeiert wurde. Dramen waren es noch keineswegs, es waren epische Stücke, die in die lyrische Dichtung hineingewoben waren. So auch noch bei Thespis nächsten Nachfolgern, Chörilus und Phrynichus, nur mit dem unwesentlichen Unterschiede, daß man statt des Chorführers einen besonderen Schauspieler oder richtiger Declamator einführte, dem jenes Recitativ übertragen wurde, daß dieser Schauspieler dann auch verschiedene Personen nach einander darstellte, in deren Namen er sprach, ja daß er zuletzt schon mit dem Chorführer in ein Wechselgespräch sich einließ. Man war also dem Drama ganz nahe, hatte es aber noch nicht gefunden. Es war immer nur noch ein Nebeneinander von lyrischen und epischen Elementen, nicht die höhere Einheit beider. Man war auf dem Punkt angekommen, wie Droysen in seiner Uebersetzung des Aeschylus sinnig bemerkt, wo das Genie eintreten muß, um herkömmlichen Formen Bedeutung, um kleinen Anfängen Entwicklung, um neuen Gedanken eine würdige Gestalt zu geben.

Und dies Genie fand sich in Aeschylus. Fassen wir die Sache äußerlich, so bestand sein Verfahren einfach darin, daß er zu dem einen Schauspieler einen zweiten hinzuthat und so einen wirklichen Dialog, eine dramatische Bewegung hervorbrachte. Aber sein Genius schuf noch viel Größeres. Er ließ eine frühere Handlung nicht bloß erzählen oder besprechen, wie seine Vorgänger gethan, sondern ließ durch seine beiden Schauspieler in verschiedenen Rollen, die sie übernahmen, diese Handlung vor den Augen der Zuschauer darstellen, so daß das Drama nun, wie Munk in seiner Geschichte der griechischen Literatur sagt, ein aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerücktes Epos wurde. Und nun machte es sich bei ihm wie von selbst (Sophokles sagt, Aeschylus dichte unbewußt), daß diese vor den Augen des Publikums sich entrollende Handlung nicht mehr wie bisher zu einer angenehmen Lückenausfüllung der Chorgesänge diente, sondern bald das Hauptinteresse des Zuschauers auf sich zog und die Ehre dagegen, in denen das Urtheil über jene Handlung sich aussprach, und die daher gleichsam das ideale Publikum darstellten, zu einem musikalischen Intermezzo des Dramas herabgedrückt wurden. \*) Sie nahmen aber bei Aeschylus in frischer Erinnerung ihres früheren Werths immer noch einen sehr großen Theil des Raumes in Anspruch, wurden bei seinen Nachfolgern allmählig immer kleiner und verschwanden zuletzt ganz. Selbstverständlich hat auch Schillers Versuch der Wiedereinführung in seiner „Braut von Messina“ das einmal erstorbene Leben ihnen nicht von neuem einhauchen können. Auch in andrer Beziehung haften den Dramen des Aeschylus die Spuren der Entstehung noch deutlich an. Neben dem noch sehr vorwiegenden lyrischen Element giebt nämlich der Dialog auch auf-

fallend viel Episches, viel Erzählung, besonders in den „Persern“ und im „Prometheus.“ Er erscheint bei ihm noch in seiner einfachsten Form als eine Verhandlung zwischen zwei Personen; erst in seinen letzten Dramen wagt er nach Sophokles kühnem Vorgange in einer und derselben Scene eine dritte mitredende Person hinzuzufügen. Und weiter ist das Wagniß des antiken Dramas überhaupt nicht gegangen. \*) Aber trotz dieser Einfachheit, vielleicht auch gerade wegen dieser Einfachheit liegt etwas Großes, etwas wahrhaft Imposantes in allen seinen Tragödien. Die Sprache ist ungesucht, aber kühn und kräftig, erhaben und oft erschütternd. Der Plan, der seinen Dramen zum Grunde liegt, ist überaus einfach, aber stets großartig, die Charakterzeichnung treffend und doch auch kühn. Er wagt die Götter vom Himmel zu rufen und sie den Griechen leibhaftig vorzuführen. Man kann sich denken, was das für einen erschütternden Eindruck machen mußte, zumal da man es ihm anfühlte, daß ihm die Religion kein leerer Ausputz, sondern ein voller Ernst, der Götterglaube ihm eine heilige Wahrheit, ja das liebste Besitztum seines Herzens sei. Vorberg in seinem „Hellas und Rom“ sagt von ihm: „Frömmigkeit war der Mittelpunkt seines ganzen Wesens; sein starker Geist verlor sich in der Anschauung einer göttlichen Weltordnung, die alle Widersprüche des irdischen Lebens in eine höhere Harmonie auflöst.“ Er brachte die Götter dem Volke näher, als ein epischer oder lyrischer Dichter es je vermag; er gab den Zuschauern den lebendigsten Eindruck einer höhern Welt, die hineinleuchtet in diese arme Menschenwelt, einen Eindruck, dessen Wirkung wir nicht hoch genug veranschlagen können, mochte er immerhin auf irrthümlichen Vorstellungen beruhen. Was die Griechen an aufrichtiger Gottesfurcht noch besaßen, daß hatten ihnen nicht ihre Altäre und nicht ihre Akademien, nicht ihre Priester und nicht ihre Philosophen, das hatte ihnen Aeschylus mit seinen himmelanstrebenden Dramen gegeben und erhalten. Wenn bei irgend einem Dichter des Alterthums, so wird es bei ihm uns klar, daß Gott auch den Heiden sich nicht unbezeugt gelassen (Apgsch. 14, 17), sondern durch seinen heiligen Geist bei ihnen eine Art vorbereitender Thätigkeit ausgeübt hat, wodurch er die Herzen allmählig für den Samen der Wahrheit urbar machte.

Was die weitere Ausbildung der Tragödie betrifft, so bleibt es unbestritten, daß sie ihren Gipfelpunkt erst mit Sophokles erreichte. An kunstvoller Anlage des Dramas, an geschickter Ausführung in Beziehung auf Verwicklung und Entwicklung, an Gewandtheit im Dialog, an Schönheit und Zierlichkeit im Ausdruck überragt er seinen Vorgänger um ein Bedeutendes. Dazu kommt, daß Sophokles in der Darstellung von Seelengemälden unübertrefflich ist; er ist, wie Otfried Müller sagt, unter allen Dichtern des Alterthums am tiefsten in das Innere des Menschen hinabgestiegen. Er nimmt also nicht nur in Hinsicht auf technisches Geschick, sondern auch auf psychologischem Gebiet den ersten Rang ein. Und doch muß ich behaupten, daß

\*) Vergl. die sinnreiche Auffassung bei Horaz, ars poet. 193—201.

\*) Horaz, ars poet. 192: Nec quarta loqui persona laboret.



Aeschylus ein weit größerer Dichtergenius ist als Sophokles. Denn die Gedankenwelt, in welcher er sich bewegt und von der seine Dramen getragen werden, ist eine unvergleichlich reichere und tiefere als bei diesem. Sophokles weiß ein mythologisches Thema mit Meisterhand durchzuführen, so daß die Aufgabe kaum befriedigender gelöst werden kann. Aber dabei bleibt er denn auch stehen, und mehr darf man bei ihm nie suchen. Dem Aeschylus dagegen ist seine Fabel wie ein zufälliger Fund, der ihm dazu dient, eine wahrhaft großartige Ideenperspektive vor unsern staunenden Augen zu eröffnen. Diese Gedanken kommen aber zu der bearbeiteten Sage nicht von außen und als etwas Fremdartiges hinzu, wie bei schlechten Tendenzstücken, sondern wachsen mit Natürlichkeit daraus hervor, so daß wir zuletzt uns ordentlich wundern, wie wir nicht längst von selbst darauf gekommen sind, in dieser Geschichte diesen tiefen und doch so nahe liegenden Sinn zu finden. Er weiß dem rohen Mythos irgend ein kulturhistorisches Interesse, einen allgemeinen Gedanken, eine Verwandtschaft mit der großen Familie Menschheit abzugewinnen. Das fehlt bei Sophokles gänzlich; der bleibt vielmehr stets bei dem einzelnen Faktum stehen, ohne uns selbst in eine Beziehung zu demselben zu setzen. Wir finden aber Aehnliches bei den Neueren wieder, besonders bei Schiller, z. B. in seinem „Spaziergang,“ in seinem „Lieb von der Glocke,“ diesen sinnigen Producten höherer Poesie, die eben auch weit mehr ausliefern, als ihre Ueberschrift verrathen läßt; wir finden unter neuen Tragödien Aehnliches in Goethe's „Faust,“ worin nicht jener sagenhafte Held allein, sondern mit ihm auch der Dichter selbst, mit ihm die Menschheit in ihrem Leben und Streben dargestellt ist.

Es wird das Gesagte deutlich werden, wenn wir nun auf die drei größten Tragödien unsers Dichters etwas näher eingehen, auf seine „Perser,“ seinen „Prometheus“ und seine „Cumeniden.“

Die „Perser“ sind die ältesten der genannten. Was diesem Stück von vornherein so sehr zu Gunsten kommt, das ist die höchst glückliche Wahl des Stoffes. Es ist eine historische Tragödie, also nicht aus dem fernliegenden mythologischen Gebiet entlehnt; und zwar schildert sie mit lebendigen Farben ein Ereigniß der vaterländischen Geschichte, ja ein Ereigniß der allerjüngsten Vergangenheit, die berühmte Schlacht bei Salamis, in der der Dichter selbst mitgekämpft, und zu deren Darstellung er daher ein warmes Herz mitbrachte, die auch die Zuhörer alle miterlebt hatten, und deren Aufführung sie daher mit gespanntester Aufmerksamkeit bewohnen mußten. Was hier vor ihren Augen noch einmal Gestalt und Leben gewann, war überdies ein Ereigniß von unberechenbarem Einfluß auf die Geschichte Griechenlands; es ward ja der Sieg des Hellenenthums über das Barbarenthum, der Sieg der Bildung über die Nothheit, der Sieg der Freiheit über die Sklaverei gefeiert. Und so hat Aeschylus es auch aufgefaßt. Der Tag von Salamis ist die schönste Zierde Griechenlands und besonders Athens, und der Dichter singt hier ein Loblied auf sein Vaterland, wie es ein herrlicheres nicht geben konnte. Aber aus welcher Tonart hat

er es angestimmt? Hätte ein kleiner Dichter den Ruhm des Tages von Salamis preisen wollen, so hätte er ohne Zweifel die siegreichen Kämpfer selbst uns vor Augen geführt und Griechenlands Lob aus dem Munde der Griechen erschallen lassen. Ganz anders Aeschylus. Er läßt keinen einzigen Griechen auftreten; er verlegt die Scene nach Persiens Hauptstadt, und aus den Jammertönen des einst so übermüthigen, nun aber schmachvoll besiegten Volks, aus dem Munde der Feinde hören wir das Lob der Griechen singen. Welch ein glücklicher, welch ein hochpoetischer Gedanke! Dieser Rückschluß von Persiens Sturz auf Griechenlands Verherrlichung ist ein viel echterer, ein viel klangvollerer Hymnus, als wenn die Scene nach Salamis oder Athen verlegt worden wäre. Zu dem Gesagten kommt nun noch die tief religiöse Anschauung, wodurch der Dichter uns den Werth seiner Tragödie um Vieles erhöht hat. Er hat die Helden, die den Sieg errungen, er hat die tapferen Griechen nicht zu Eitelkeit und Selbstüberhebung verleitet; Themistokles, der Oberanführer, wird nicht einmal genannt. Aeschylus dachte, wie der Psalmdichter gedacht: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre!“ Die Perser sind durch ihren Uebermuth gefallen; daß aber die Griechen gesiegt, das ist nicht sowohl ihr Verdienst als vielmehr Gnade von oben her. Der Huld der Götter gebührt der Ruhm des Tages.

Vor dem königlichen Palast zu Susa sehen wir die Großen des Persischen Reichs versammelt und hören sie von der unvergleichlichen Heeresmacht singen und reden, womit Xerxes gegen Griechenland gezogen. Sie wundern sich, daß noch keine Siegesnachrichten eingelaufen, und lassen schon eine gewisse Besorgniß durchblicken. Hierauf erscheint Atossa, die Mutter des Königs, und erzählt, daß sie seit ihres Sohnes Abwesenheit von ängstlichen Träumen geplagt werde; und ganz besonders sei der Traum der letzten Nacht schauerlich gewesen. Sie erkundigt sich dann näher nach den Verhältnissen Griechenlands und namentlich Athens. Die Edlen des Reichs geben ihr genügende Auskunft und streichen Athen gar herrlich heraus. Vorzüglich mußte bei der Aufführung wohl folgende Stelle gefallen:

„Wer gebet der Stadt und lenkt das Volk mit Oberherrlichkeit? —  
Keines Menschen Sklaven sind sie, keinem Herrscher unterthan. —  
Schafft die Freiheit ihnen Stärke, wenn ein Feind das Land bedroht? —

Solche, daß Darius großes, schönes Heer zerschmettert ward.“

Die Furcht der Königin wird durch diese Schilderung noch sehr erhöht und die Schreckensnachricht, die nun kommen soll, mit dramatischer Lebendigkeit vorbereitet, so daß die Zuhörer die Angst der darstellenden Personen unwillkürlich mitfühlen. Indes eilt auch schon der Bote herbei mit der Trauerkunde von der schmachvollen Niederlage der Perser, fügt aber auch gleich zu Anfang, um die Königin-Mutter nicht gänzlich niederzuschmettern, zartfühlender Weise den Trost hinzu:

„Der König Xerxes selber lebt und schaut das Licht.“



Nun giebt er die mit Recht viel bewunderte Beschreibung der Schlacht bei Salamis, woraus ich mich nicht enthalten kann wenigstens eine kleine Probe mitzutheilen.

„Indessen als mit weißem Rosigespinn der Tag  
Den ganzen Erdkreis strahlend hell erleuchtete,  
So scholl von Hellas fernem Meer frohlockender  
Gesang wie Sturmestosen, und das Echo trug  
Vom Felsenland tausendstimmigen Irbelhall  
Zurück; getäuscht in seinem Wahn erzitterte  
Das ganze Heer der Perser; denn erhoben klang  
Der Schlachtgesang der Griechen, keine Feindesfurcht  
Verrathend, sondern Männermuth zu heißem Streit.  
Durch's ganze Lager flammte drauf der Tuba Schall. —  
Da stand die ganze Flotte klar vor uns im An.  
Der rechte Flügel wohlgeordnet bildele  
Das Vorderreffen; hinter ihm aufrückend kam  
Der ganze Heerzug, und zugleich vernahm das Ohr  
Vielsachen Ruf: „Auf, Hellas Söhne, schlägt den Feind,  
Befreit, befreit das Vaterland und Weib und Kind,  
Befreit der heimischen Götter Sitz, befreit zugleich  
Der Ahnen Gräber; alles hängt an diesem Kampf.“  
Auch unsrerseits lief Persischer Zunge Schlachtenbraus  
Entgegen, und der wilde Streit entloderte,  
Schiff schlug in Schiff den erzeismückten Haken ein.“

Es wird hierauf der Untergang der Persischen Flotte, die Niederlage des Xerxes in ihrer ganzen bejammernswürdigen Größe geschildert. Auch wird hierbei erwähnt, was uns von religiösem Standpunkt aus wieder sehr erfreulich sein muß, daß die Noth gar Viele zum Gebet getrieben:

„Wohl Mancher, der  
Zuvor der Götter nimmer dachte, wehte jetzt  
Gellübbe, flehte brünstig Erd' und Himmel an.“

Und was wirkt dieser Bericht auf Atossa's Gemüth? Den Entschluß, diese schwere Leidenslast zu allernächst durch Gebet sich zu erleichtern. Welch ein lieblicher Blick in des Dichters Herz!

„Ich will zuerst den Göttern senden mein Gebet — —  
Zwar weiß ich: ändern kann ich nichts Vergangenes,  
Doch mag die Gabe frommen für das Künftige.“

Nachdem der Chor seinen Klagegesang angestimmt, theilt Atossa uns mit, daß sie ihrem verstorbenen Gemahl Darius ein frommes Todtenopfer bringen wolle. Unterstützt von dem mitführenden Chor ruft sie des Darius Schatten aus der Unterwelt empor. Er erscheint. Und wahrlich, wie die leidhaftigen Göttergestalten, die Aeschylus in anderen Tragödien auf die Bühne gebracht, in den Griechen den Gottesglauben befestigen mußten, so diente die feierliche Erscheinung eines Verstorbenen ohne Zweifel zur Belebung des Glaubens an Unsterblichkeit, zum handgreiflichen Beweis eines jenseitigen Lebens. Darius erkundigte sich nach dem Vorgefallenen und hörte mit schmerz-

licher Theilnahme von seines Sohnes Schmach; er sucht aber die Ursache in Xerxes frevelhaftem Uebermuth. Nach der Niederlage bei Marathon habe er ihn vor jedem zweiten Versuch wider die unsiegbaren Griechen gewarnt; er habe sich aber nun doch nicht warnen lassen. Weiter läßt uns dann der verklärte Geist durch den Schleier der Zukunft hindurch in das noch bevorstehende Leben hineinschauen. Er erzählt, daß im folgenden Jahre in Plataea's Ebene auch das Persische Landheer von den tapferen Griechen werde vernichtet werden. Nachdem des Darius Schatten verschwunden und der Chor eine neue Klage angestimmt, erscheint schließlich in kläglichster Gestalt der besiegte Xerxes, um das Bild des Elends zu vollenden. Jammerthöne ausstoßend und in zerrissenen Kleidern kehrt er heim; das Einzige, was er mitgebracht, ist sein leerer Köcher. So endigt diese welthistorische Tragödie, dieser klassische Triumphgesang auf Griechenlands Herrlichkeit. Auch nach diesem dürftigen Auszuge wird's Jedem erklärlich finden, daß sie bei der Aufführung einen glänzenden Sieg errang und fortan in allen Schulen auswendig gelernt wurde.

Das wunderbarste Schauspiel aber, das je auf einem Theater aufgeführt worden ist, ist des Aeschylus „Prometheus“, nach Vorberg die großartigste Tragödie des Alterthums, ein Stück, in welchem kein einziger Mensch mitspielt, sondern lauter höhere Wesen, das auch nicht auf der Erde fußt, sondern sozusagen in der Luft schwebt, nämlich an dem Felsen, an welchem Prometheus angekettet ward. Es gehört ein Genie dazu, um sich an solche unerhörte Aufgabe zu wagen, und noch mehr, sie auch so glücklich zu lösen, wie Aeschylus es gethan. Sein „Prometheus“ bestand eigentlich aus drei Tragödien, dem feuerbringenden, den gefesselten und dem befreiten Prometheus. Wir besitzen leider nur noch das mittlere Stück dieser Trilogie. Aus dem rohen Stoff der alten Prometheusfage hat Aeschylus' erfinderscher Genius ein wunderbar sinniges Gebilde gezaubert. Zeus hat die alte Götterwelt, Kronos mit den Titanen, gestürzt und ist Beherrscher eines neuen Götterreichs geworden. Was Kronos an seinem Vater Uranos gethan, das widerfuhr ihm somit durch seinen Sohn. Zu den Titanen gehörte auch Prometheus, d. h. der Verdankende; er war der Klügste unter allen. Er hatte ihnen bei den Kampf mit Zeus den Rath gegeben, zur List ihre Zuflucht zu nehmen. Der Rath war nicht angenommen worden; so mußten die Titanen denn fallen, indeß Prometheus selbst noch bei Zeiten zur Partei des Zeus überging. Seine Freundschaft mit diesem war aber nicht von Dauer, da er sich öfter verallt sah, der Willkürherrschaft des neuen Götterkönigs entgegenzutreten. Zeus gedachte nämlich auch das aus Kronos Zeit herflammende Menschengeschlecht mit zu vernichten. Dies verherrte Prometheus, der sich mitleidend und liebevoll dieser Schöpfung annahm und um ihrer Rettung willen den Zorn des



Zeus auf sich lud. Und er rettete sie nicht bloß, er vervollkommnete und verschönte auch ihr Dasein. Denn Aeschylus hängt nicht der im ganzen antiken Heidenthum verbreiteten trostlosen Vorstellung von einer allmählichen Verschlechterung der Menschen und aller menschlichen Zustände, von einem Herabsinken aus einem frühesten goldenen bis in ein letztes eisernes Zeitalter an. Hoch über seiner Zeit und der landüblichen Religion stehend hat Aeschylus die christliche Anschauung von einem Fortschritt der Menschheit aus rohen zu vollkommnen Zuständen. Ehedem führte sie ein traumartiges, gedankenloses, geistigarmes Leben, gleich den Ameisen in die Erde sich eingravend; Prometheus war es, der ihr allerlei Mittel zur Besserung ihrer Lage an die Hand gab. Er lehrte sie die Kenntniß der Gestirne, der Zahlen, der Buchstabenschrift, „Gedächtniskunst, die Mutter alles Musenwerks“, Unterjochung der Thiere, Schiffschrt, Arzneikunde, auch Gewinnung der Göttergunst durch Darbringung von Opfern; und zuletzt gab er ihr das für das irdische Leben so einflußreiche Feuer, eine Gabe des Himmels, die er aus der Schmiede des Hephästos stahl und im Mark eines Staudengewächses den Sterblichen einhändigte. Er wußte, durch seine Mutter Themis belehrt, daß diese That der Lieb sein Verderben sei, daß sie ihn der vollen Rache des Zeus aussetze; und doch vollbrachte er sie und litt geduldig das Furchtbarste aus Liebe gegen die Menschheit.

(Schluß folgt.)

## **Eine Stimme aus Bayern über den Religionsunterricht in der Schule.**

Unter dieser Ueberschrift haben Sie bereits zweimal (Nr. 16 und 44 d. Z.) eine brennende Frage berührt, welche aus anderweitig schon öffentliche Besprechung gefunden hat.

Es wird Ihnen vielleicht willkommen sein, einen eingehenden Bericht über den Verlauf der Sache zu erhalten, welche übrigens noch nicht, wie es nach Ihren letzten Mittheilungen scheinen könnte, zum Abschluß gebracht ist. Sie erlauben mir, daß ich von den Thatfachen das Wesentlichste wiederhole. Die Königl. Regierung von Unterfranken erließ unter dem 7. Nov. v. J. eine Lehr- und Disciplinarordnung für die bairischen Schulen, welche sich auch auf den Religionsunterricht erstreckt, obwohl dieser in Bayern verfassungsgemäß ausschließlich unter der Leitung und Aufsicht der Kirchenbehörden steht, während im übrigen die Schule lediglich den weltlichen Behörden untergeben ist. Die genannte Lehrordnung stellt mit Außerachtsehung der zu Recht bestehenden kirchlichen Verordnungen, welche den Religionsunterricht zwischen den Geistlichen und den Schullehrern theilen, den Grundsatz auf, „daß der Religionsunterricht in der Regel durch die Pfarrgeistlichkeit zu ertheilen sei.“ Eine Betheiligung des Lehrers am Religionsunterricht ist ausnahmsweise zugelassen, „wo die vollständige

Ertheilung desselben der Pfarrgeistlichkeit nicht möglich ist.“ Diese „Vertretung des Katecheten“ durch den Lehrer kann „auf gehörig motivirten pfarramtlichen Antrag nach Maßgabe des Bedürfnisses“ durch die weltlichen Schulbehörden angeordnet werden. — Nichts kann klarer sein, als daß durch diese Anordnung dem Lehrer der Religionsunterricht principiell abgenommen wird. Dieser Erlaß führt hiemit das Princip des vor mehr als Jahresfrist nach hartem Kampfe durch die Reichsrathskammer zu Fall gebrachten Schulgesetzes auf dem Verordnungswege in einem Theile Bayerns ein. Das Kirchenregiment hat zu diesem Versuche eine nichts weniger als klare Stellung eingenommen. Es hat sogar der unterfränkischen Geistlichkeit amtlich eröffnet, daß diese Lehrordnung genehmigt sei, und zu pünktlicher Beachtung derselben aufgefordert. Erst nach der Hand, da die Bedenken dagegen laut wurden, gab das Kirchenregiment der Geistlichkeit Kenntniß davon, daß es der Regierung gegenüber seine Verordnungen vom 25. April 1835 und 8. Juli 1836 aufrecht erhalten habe. Diese Verwahrung hat die Regierung ad acta genommen, und die Lehrordnung ist gleichwohl mit dem 1. Mai in Wirksamkeit getreten.

In den Ihnen vom „Königl. Consistorial-Sekretariat in Bayreuth“ zugegangenen Bemerkungen lesen wir nun: „Hiemit wurde das verfassungsmäßige Recht gewahrt und zugleich jeder Eingriff in die Competenz der königl. Kreisregierung vermieden.“ Diese Erklärung, von der wir nicht wissen, ob wir ihr officiellen Charakter zuschreiben dürfen, da das Sekretariat sonst nur in Rechnungsangelegenheiten selbständig Ausfertigungen ergehen läßt, ist nicht geeignet, die Bedenken zu heben, welche die ganze protest. Landesgeistlichkeit beunruhigen. Sie läßt die Principienfrage, welche hier offenbar vorliegt, ganz außer Betracht, und das ist es, was wir an allen in dieser Sache bis jetzt ergangenen Entschließungen des Kirchenregiments vermissen. Die fragliche Lehrordnung basirt bezüglich des Religionsunterrichtes auf dem Princip, daß die Ertheilung desselben nicht ein integrierender Bestandtheil der Berufsthätigkeit des Lehrers sei. Hierin aber liegt das Princip der Communalsschule. Ist das Princip einmal rechtsbeständig, so entfaltet es seine Triebkraft trotz allenfallsiger factischer Concessionen, womit seine Consequenzen z. B. noch verdeckt sind. Gegen dieses Princip mußte das Kirchenregiment auftreten auf Grund des bestehenden Rechtes.

Die Principienfrage ist eingehend dargelegt in einer um Ostern erschienenen Druckschrift.\* In derselben ist u. a. im Hinblick auf die Maßnahmen des Kirchenregimentes gesagt: „Die Frage, ob unsere Schulen principiell confessionelle bleiben werden, ist nicht gelöst mit einer Wahrung der bestehenden Verordnungen, die ad acta genommen wird, während die gegen-theilige Regierungsverordnung in Wirksamkeit tritt. Diese Frage

\*) Der Religionsunterricht in der Volksschule und die neue Lehrordnung für Unterfranken vom 7. Nov. 1870. Ein Bedenken, der prot. Landeskirche vorgelegt von einem unterfränkischen prot. Geistlichen. Nürnberg 1871. Verlag von Gottfr. Böhle.



wird vielmehr in klarer unzweideutiger Weise ausgetragen werden müssen.“ Es wäre schlimm, wenn das Kirchenregiment einen Protest gegen eine derartige halbverdeckte Einführung des Principes der Communalsschule vermeiden zu müssen glaubte als einen Eingriff in die Competenz der Kreisregierung. Was wir hätten wünschen müssen, ja zu erwarten berechtigt gewesen wären, ist vielmehr, daß das Kirchenregiment gegen den Competenzübergreif, den sich die königl. Regierung erlaubt hat, eine Verwahrung eingelegt hätte. Eine faktische Verletzung der verfassungsmäßigen Competenz der Kirche ist es, welche in den fraglichen Bestimmungen der unterfränkischen Lehrordnung vorliegt, denn nach §. 38 der II. Verf. = Verfassung des Königreichs Bayern ist „der religiöse Volksunterricht“, sowie „die Approbation der Kirchendiener“, wozu bisher unbestritten und verordnungsgemäß die Aufstellung und Verpflichtung sämtlicher Lehrer der Volksschule als Religionslehrer gehörte, als eine innere Angelegenheit der Kirche erklärt, für welche ausschließlich das Kirchenregiment die zuständige Behörde ist. Wenn nun die unterfränkische Regierung die Kirche in ihrem Lehrpersonal für den Religionsunterricht principiell auf den Stand der Geistlichen beschränkt, und den von der Kirche bisher unbestritten als Religionslehrer aufgestellten und verpflichteten Lehrern diesen Beruf als Regel abspricht und sich vorbehält, denselben auf gestellten kirchlichen Antrag den Religionsunterricht wieder als Nebenfunktion gegebenen Falls zuzuweisen: was ist das anders, als eine tiefgreifende Verletzung des Rechtes der Kirche?

Die Bemerkungen des „königl. Consistorial-Sekretariats“ schließen ab mit der beruhigenden Versicherung, „daß die königl. Kreisregierung durch eine spätere erläuternde Entschliebung an sämtliche Schulbehörden des unterfränkischen Kreises der Erklärung des Consistoriums Rechnung getragen hat.“ Wir bedauern auch hier, den Optimismus des königl. Consistorial-Sekretariats nicht theilen zu können. Diese erläuternde Entschliebung der Regierung vom 6. April d. J. geht auf die Rechts- und Principienfrage sowenig ein, wie alle bisher veröffentlichten amtlichen Aeußerungen. Sie hat den ausgesprochenen Zweck, „die in einem Theil der Tagespresse über die Bestimmungen der Lehrordnung bezüglich der Ertheilung des Religionsunterrichtes ausgesprochenen Befürchtungen“ zu beschwichtigen. Dazu macht sie den ganz mißlungenen Versuch, darzuthun, daß die Lehrordnung in ihren bezüglichen Bestimmungen ganz auf dem alten verordnungsmäßigen Standpunkte basire. Von den geltenden kirchlichen Verordnungen aber weiß sie nichts. Als Absicht der getroffenen Anordnungen wird die Normirung des Antheils des Lehrers am Religionsunterricht angegeben; wobei sich der Erlass sofort in Widersprüche verwickelt, indem er den Antheil des Lehrers als „Vertretung“ des Geistlichen, sonach als etwas außer seinem eigentlichen Berufskreise liegendes definiert und schließlich die Bestimmungen der Lehrordnung principiell aufrecht erhält. Die faktischen Concessionen über die ausschließliche Bethheiligung des Lehrers am Religionsunterrichte werden

in diesem Erlass noch etwas weiter ausgedehnt, so daß man zur Noth auch bisherige kirchliche Bestimmungen damit vereinigen kann. Man sieht, auf faktische Concessionen kommt es der Regierung z. B. nicht an, aber wohl auf das Princip. — Um so mehr ist es Pflicht der Kirche, ihren Rechtsboden und ihr Princip zu wahren.

Wenn es einmal so stünde, daß man die Aufrechthaltung des status quo mit principiellen Concessionen erkaufen müßte, so wäre das für den Rechtsbestand der lutherischen Landeskirche in Bayern der Anfang des Endes. Von diesen Erwägungen war auch die am 9. und 10. Mai d. J. in Erlangen versammelte II. allgemeine Pastoral-Conferenz unserer Landeskirche geleitet, als sie die unterfränkische Schulfrage in den Kreis ihrer Verhandlungen zog und sich zu folgenden Resolutionen vereinigte:

„1. Die allgemeine Pastoral-Conferenz erachtet den vorbereitenden Religionsunterricht in der Volksschule, wie die bestehenden Verordnungen der protest. Landeskirche vom 25. April 1835 und 8. Juli 1836 denselben als Antheil des Schullehrers am gesammten Religionsunterricht normiren, principiell für einen integrierenden Bestandtheil der Berufsthätigkeit des Schullehrers.

2. Insofern die neue Lehrordnung, welche die königl. Regierung von Unterfranken unter dem 7. Nov. 1870 für die ihr untergebenen Schulen erlassen hat, den gesammten Religionsunterricht an der Volksschule als Aufgabe der Pfarrgeistlichkeit bezeichnet und demgemäß eine Bethheiligung des Lehrers nur als eine immer erst speciell von der Schulbehörde auf pfarramtlichen, gehörig motivirten Antrag anzuordnende Vertretung statuirt, erkennt die Konferenz in dieser Abweichung von dem alten verordnungsmäßigen Standpunkte eine bedenkliche Neuerung, welche faktisch die Competenz der Kirche verletzt und principiell ihre Interessen gefährdet.

3. Die Konferenz ist daher der Ansicht, daß von den Betheiligten durch die berufenen Organe der Kirche der obersten Kirchenbehörde von den schweren Bedenken, welche sich gegen die erwähnte Regierungsverordnung erhoben haben, Kenntniß gegeben und dieselbe dringend um Abhülfe und Beseitigung derselben auf dem gesetzlichem Wege gebeten werde.“

## Die Vorträge im evangelischen Verein zu Hannover.

Der seit etwa sechs bis sieben Jahren in Hannover zusammengetretene evangelische Verein hat seit der Zeit seines Bestehens eine große Wirksamkeit und Nüchternheit entfaltet, theils auf dem Gebiete, welches man die innere Mission zu nennen pflegt, darin er bereits Vieles und Segensreiches geleistet hat, während Anderes noch in der Vorbereitung begriffen ist, theils durch die Winter-Vorträge, deren die Mehrzahl von den Mit-



gliedern des Vereins gehalten sind, während für etliche auswärtige Kräfte herangezogen wurden.

Wir haben es hier allein mit den gehaltenen Vorträgen zu thun, welche sämmtlich gedruckt und bei Carl Meyer in Hannover theils in ganzen Hefen, theils in einzelnen Broschüren, manche in zwei und drei Mal wiederholten Auflagen, erschienen sind. Sie sind theils historischer, theils dogmatischer, theils ethischer Natur und nehmen sämmtlich Rücksicht auf die vorliegenden Hauptfragen und Richtungen der Zeit, theils bauend, theils apologetisch vertheidigend und wachend. Es ist dadurch eine nicht unbedeutende populär-theologische Literatur erwachsen, und wenn auch der bleibende Werth und Inhalt der einzelnen Vorträge nothwendig ein verschiedener ist, so bürgen doch die Namen der Verfasser dafür, daß sie in ihrer Gesamtheit ein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen werden. Etliche derselben sind auch in weitem Gebieten der theologischen Welt bekannt. Wir nennen Niemann, Uhlhorn, Dülsterdied, Rocholl, Peip, Schöberlein, und wenn andere Namen eben nur in hannoverschen Kreisen genannt und gekannt sind, so treten ihre Vorträge darum keineswegs zurück, ja etliche derselben haben einen hervorragenden Werth.

Wenn wir da populär-theologische Vorträge genannt haben, so ist der Name freilich nach beiden Seiten nicht völlig zutreffend. Ein Vortrag über Dienstbotennoth und ihre Abhilfe wird schwerlich viel Theologie bringen, während andererseits einige der Vorträge so tief fassen und in einer so gelehrten Form sich bewegen, daß das Wort „populär“ kaum noch passen dürfte. Einen Vortrag haben wir auch gefunden, der so gedankenvoll überprüfend und so blizartig aufleuchtet und so abrupt und eigenthümlich dahersfährt, daß er uns an Hamann erinnert, und schwerlich wird von der Mehrzahl der versammelten Zuhörer recht verstanden sein, wenn er auch gern angehört ist. Der geistvolle Redner fordert selbst beim Lesen alle Aufmerksamkeit.

Wir bemerken noch, daß sämmtliche 36 Vorträge für 5 Thlr. im Buchhandel zu haben sind, während die einzelnen Broschüren und Hefte je nach ihrem Umfange von 2 bis 20 Groschen abgegeben werden.

Damit aber die Leser einigermaßen einen Ueberblick über das in diesen Vorträgen behandelte Material gewinnen, wollen wir auf einige Hauptsachen zurückweisen. Im J. 1866 beziehen sich die Vorträge auf die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Dem vier Vorträge von Uhlhorn behandeln: Renan, Schenkel, David Strauß, die Evangelien und die Wunder. Das Heft ist in dritter Auflage erschienen. Daran schließt sich in zweiter Auflage von Niemann: Jesu Sündlosigkeit und heilige Vollkommenheit.

Im J. 1868 begegnen wir sieben zusammenhängenden Vorträgen kirchengeschichtlicher Art: Von Uhlhorn: Luther und Rom.

Luther und die Schwärmer. Luther und die Schweizer. Daran schließt sich von Pastor Pöhm: Von Luther bis zur Concordienformel, und weiter drei Vorträge von Niemann: das siebzehnte Jahrhundert und die weitere Entwicklung des Pietismus umfassend, daran endlich in zwei Vorträgen vom Pastor Gudden das Jahrhundert der Aufklärung.

Im J. 1869 behandelt Uhlhorn in vier Vorträgen das römische Concil. Daneben finden wir Einzel-Vorträge z. B. von Rocholl: Johann Georg Hamann; von Schöberlein: die heilige Dreieinigkeit; von Peip: das Kreuz und die Weltweisheit; vom Seminardirektor Steinmez: das Haus und die Schule in dem Werke christlicher Erziehung; wieder von Uhlhorn: das Weihnachtsfest, seine Sitten und Bräuche u. s. w.

Von größerer Bedeutung sind sechs in dem letztverlaufenen Winter gehaltene Vorträge über den ersten Artikel des christlichen Glaubens, welche im Auftrage des Vorstandes des evangelischen Vereins in einem Hefte von beiläufig elf Bogen herausgegeben und für 20 Gr. zu haben sind. Sämmtliche Vorträge sind von sechs Mitgliedern des Vereins gehalten, den P. Freitag, D. Dülsterdied, D. Uhlhorn, P. Büttner, D. Niemann und P. Evers, und schließen sich strikt an den Inhalt des ersten Artikels, indem sie in der angegebenen Reihenfolge der Namen der Vortragenden zuerst vom Begriff und Wesen des Glaubens mit seinen Gegensätzen handeln, dann vom Gottesbegriffe (den Materialismus, Pantheismus, Deismus, Theismus, den alttestamentlichen und schließlich den neutestamentlichen Gottesbegriff erläuternd), dann folgt der Vortrag über die Schöpfung des Menschen nach dem Bilde Gottes. Schließlich die Lehre von der Sünde und die Lehre von der Vorsehung. Die drei letzten Vorträge haben uns ganz besonders angesprochen, wollen aber allerdings mit Aufmerksamkeit gehört und gelesen sein. Sie sind ebenso anziehend, als sie tiefgehen, die Gegensätze sind mit aller Schärfe hervorgehoben, die Schwierigkeiten sind keineswegs umgangen und das Ganze ist in berebter Sprache entwickelt.

Sämmtliche sechs Vorträge nehmen eingehend Rücksicht auf die modernen Negationen im Gebiete der pantheistischen und materialistischen Naturanschauungen und mögen allen Laien und Geistlichen empfohlen werden, welche auf diesem Gebiete sich ein wenig orientiren und rüsten wollen. Es sind geistvolle, aus den schweren Wehen der Zeit geborene Produkte. Die Verfasser haben es ernst gemeint mit einer ernsten Aufgabe.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 5. Juli.

N<sup>o</sup> 53.

## Ueber die kirchlichen Grenzen der Lehrfreiheit.

Vortrag, gehalten auf der ev.-luth. Pastoral-Conferenz zu  
Eßlin, d. 13. Juni 1871, von Prof. D. Böckler.

Die Lehrfreiheit, sowohl im Allgemeinen, wie speciell auf kirchlichem Gebiete, ist ein durchaus moderner Begriff. Sie ist dem Wesen wie dem Namen nach bedeutend jünger, als die Religions- oder evangelische Gewissensfreiheit, dieses Product der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts. Als die Evangelischen beim Reichstagsabschiede zu Speier, beim Augsburger und beim Westphälischen Religionsfrieden sich das kostbare Gut der Freiheit des Gewissens und des religiösen Bekenntnisses erstritten, waren sie weit entfernt davon, für ihre Kirchen, Schulen oder Universitäten das, was man jetzt Lehrfreiheit nennt, einführen zu wollen. Sie schufen vielmehr gesamtlich in ihren Symbolen neue Lehrnormen, auf welche ihre Diener verpflichtet und über deren Befolgung mit gesetzlicher Strenge gewacht wurde. Erst die während des vorigen Jahrhunderts allmählig (in den drei Stadien des Pietismus, des Rationalismus und der Revolution) vollzogene große Umwälzung auf dem Gesamtgebiete unseres geistigen Lebens ließ, zunächst für die außertheologischen Fakultäten der Hochschulen, dann auch für die theologischen Fakultäten, sowie für Gymnasien und Realschulen, den Zustand relativer Ungebundenheit der Lehrthätigkeit eintreten, welcher gegenwärtig, in protestantischen Ländern wenigstens, ziemlich allgemein herrscht. Erst den Freiheitsbewegungen der letzten 8—9 Jahrzehnte verdanken die modernen Staatsrechtstheorien und Gesetzgebungen ihre Paragraphen wie über Preß- und Redefreiheit, so über akademische und sonstige Lehrfreiheit. Erst auf Grund dieser jüngsten liberalen Ideen und Bestrebungen bestimmt die Verfassungsurkunde auch unseres Staats in ihrem 20. Artikel: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.“

Diesen Satz erläuterte aber schon im J. 1849, also um die Zeit, wo er Gesetzeskraft erhielt, der Unterrichtsminister v. Ladenberg durch die Bemerkung: „daß die Lehre und die Wissenschaft so weit frei seien, als sie nicht gegen die Zwecke des Staates verstoßen und Gesetze und Sitten nicht verletzen.“ Dieselbe Cautel wird theoretisch und praktisch in jedem geordneten Staatswesen unserer Zeit, sei es Republik, sei es Monarchie, in Anwendung gebracht; so daß es überall, wie

Preßgesetze, so gewisse gesetzliche Einschränkungen der öffentlichen Lehrthätigkeit gibt, mögen dieselben auch nur in dem Grundsatz, daß staatsgefährliche Lehren nicht verbreitet werden dürfen, bestehen. Schon die politische Gesetzgebung unseres liberalen Zeitalters kennt also keine absolut schrankenlose Freiheit der Lehre. Schon sie übt gegenüber communisticen Lehren, welche die Grundlagen ihrer Existenz zu unterminiren suchen, eine halb mehr, bald minder streng normirte Disciplin. Schon sie sucht von den Kreisen ihrer Rechts- und Gesetzeslehrer die notorischen Rechtsfälscher, die Apostel ultrarevolutionärer Doctrinen ganz ebenso fern zu halten, wie sie gegen den Mißbrauch medicinisch-chemischer Wissenschaft zu schädlicher Quacksalberei oder Giftmischerei einschreitet und wie sie Falschmünzerei, Banknotenfälschung u. nach wie vor zu schweren Verbrechen stempelt und als solche bestraft.

Sollte der Kirche nicht das Recht und die Pflicht zu einem ähnlichen Verhalten gegenüber schädlichen Neuerungen auf dem Gebiete ihrer Lehre zustehen? Sollte sie nicht gegenüber dem, was überhaupt die moderne Wissenschaft, auf theologischem wie außertheologischem Gebiete, wirklich oder angeblich Neues zu Tage fördert, eine gewisse Controle zu üben berechtigt sein? Sollte sie nicht Schranken errichten dürfen, wenn nicht überhaupt gegen die Production und Veröffentlichung solcher Lehren, durch welche sie sich in ihrer Existenz bedroht sieht, so doch gegen deren directe Anwendung zu ihrer Zerstörung, gegen die Verbreitung grundstürzender Irrlehren durch ihre eignen Diener und Beamten?

Es mag sein, daß man von der Kirche Christi, deren Waffen geistlich sein sollen und nicht fleischlich, eine andere Art des Disciplinarverfahrens zur Abwehr und Bestrafung schädlicher Lehren erwarten darf, als die vom Staate in analogen Fällen befolgte. Es kann und muß zugestanden werden, daß die Kirche der Vergangenheit auf dem Gebiete der Regerverfolgung sich arger Uebergriiffe schuldig gemacht und schwere Blutschulden auf sich geladen hat. Es wird von keinem evangelischen Theologen der Gegenwart geleugnet werden, daß die Art, wie die griechische und die römische Kirche noch jetzt gegen die Irrlehrer ihres Reichs zu Felde ziehen — jene durch Ausbietung des eisernen Arms der Staatsgewalt zur Erstückung auch der leisesten heterogenen Lebens- und Freiheitsregungen, diese durch Syllabus-Encyklika's, Infallibilitäts-Dogmatisirungen und Excommunicationen der Widerstrebenden — dem sanften Geiste Christi wider-



streitet und auch mit jenem apostolischen Canon: *Ἀρεσκὸν αὐτοῖς ὅπου μετὰ μίαν καὶ δευτέραν βουθεσίαν παραυτοῦ* (Tit. 3, 10) nur mittelst einer sehr gewalthätigen Exegese in Einklang gebracht werden könnte. — Aber diese verkehrten und mißbräuchlichen Arten der Ausübung kirchlicher Lehrsdisciplin als thatsächlich zugestanden und in ihrer Verwerflichkeit anerkannt: soll sich denn die Kirche des Rechts, ihre eigne Existenz zu schützen, ganz und gar begeben? Soll insbesondere unsere evangelische Kirche, unsere deutsche evangelisch-lutherische Kirche, deren Zustände und Lebensverhältnisse naturgemäß uns hier zunächst angehen und hauptsächlich beschäftigen, — soll sie, auf jeglichen Widerstand verzichtend, stumm und mit gebundenen Händen dem Zerstörungswerk zusehen, das der moderne Unglaube an ihren Heiligkeitern zu vollziehen sich anschickt? — Das vornehmste Heiligthum unserer Kirche ist ihre schriftgemäße reine Lehre; sie nimmt so unzweifelhaft die oberste Stelle in der Reihe der ihr anvertrauten geistlichen Güter und Gnaden ein, daß sich um ihretwillen unsere Kirche mit Recht von Alters her als „Kirche der reinen Lehre“ bezeichnet und damit sich weder hochmüthiger Selbstüberschätzung, noch verächtlichen Herabblättern auf Andersgläubige schuldig gemacht, sondern einfach ihrer dankbaren Würdigung der von Gott ihr verliehenen Gnade, die rechte evangelische Mitte zwischen den Extremen des Romanismus und des spiritualistischen Reformirtenthums einzuhalten, einen kurzen treffenden Ausdruck gegeben hat. Soll sie dieses ihr werthvollste geistige Besitzthum leichtsinnigerweise den Verwüsten alles Heiligen preisgeben? Soll sie — die in gewisser Hinsicht mit ihrer Lehre, mit ihrem Bekenntnisse eins ist, da ihr solche wohlorganisirte schützende Verfassungs-Institutionen, wie sowohl die römische, als großentheils die reformirten Kirchen sich ihrer rühmen, leider zur Zeit noch fehlen, — soll sie ihr Einziges und Bestes, was sie besitzt, um des faulen Friedens mit dieser Welt willen verkaufen, wie Esau seine Erstgeburt verkaufte? Soll sie ihr innerstes Wesen und Leben, ihr theuerstes zeitliches Erbtheil und Gnadengut, muthwillig den Hunden zum Zertreten und den Säuen zum Zerwühlen preisgeben?

Die Forderung wäre an und für sich so unsinnig, so himmelschreiend ungerecht, daß es schände Zeitvergeudung heißen müßte, wollte ich bei der Darlegung ihrer Absurdität länger verweilen. Auch kommt es den Feinden selbst kaum in den Sinn, uns eine solche Zumuthung, die auf Gestattung unbeschränktester Lehrfreiheit auf unseren Kanzeln und im Herzen unserer Kirchengemeinden lautete, zu machen. Principiell wenigstens und ausdrücklich wird dieser Antrag der Kirche von keinem ihrer besonneneren Gegner gestellt. Vielmehr respectirt man, wo nur irgend noch eine Funke von Rechtsbewußtsein und von Sinn für geschichtlich Gewordenes und Bestehendes glimmt, die Corporationsrechte der Kirche insoweit, daß man ihr das Recht zur Handhabung einer gewissen Lehrsdisciplin, d. h. zur thätigen Ueberwachung ihrer Lehrsagen innerhalb ihrer selbst und zur Abwehr fremder Lehren in thesi zugesieht, mag man immerhin vor concreten Fällen strengerer oder gelinderer Handhabung

dieses Rechts als vor einem Rückfalle auf die Stufe mittelalterlicher Kegerrichterei, seinen heftigen Abscheu kundgeben. Ich belege diese Thatsache, daß das abstracte Recht der Kirche zur Errichtung gewisser Schranken wider zügellose Lehrwillkür nicht bezweifelt werden kann und im Grunde auch nicht bezweifelt wird, mit einigen Aussprüchen, die ich absichtlich nicht den Schriften Luther's, der Reformatoren, der älteren orthodoxen Kirchenlehrer oder Kirchenrechtslehrer entnehme, sondern denjenigen neuerer Staats- und Kirchenrechtslehrer, sowie Theologen von mehr oder minder heterodoxer, jedenfalls nicht streng bekennnistreuer Richtung.

Geh. = Rath Bluntschli, einer der Mitbegründer und Hauptvorkämpfer des Protestantenvereins, läßt einen Vortrag über die „Geschichte des Rechts der religiösen Bekenntnisfreiheit“ (2. Auflage, Elberfeld, 1867), nachdem er den Aposteln der modernen Aufklärungsweisheit und philosophischen Toleranz, wie Locke, Pufendorf, Thomasius, Voltaire und dem „großen“ Lessing gehöriges Lob gesendet hat, dennoch in eine Reihe von ziemlich maassvoll gehaltenen Thesen auslaufen, von welchen eine geradezu erklärt: „Weder die kirchliche Erziehung, noch die Kirchenzucht über die Kirchengenossen widerspricht der Bekenntnisfreiheit; nur der äußere Zwang eines selbständigen Menschen zur Theilnahme an gottesdienstlichen Handlungen wider sein Gewissen ist unerlaubt.“ — Von namhafteren Kirchenrechtslehrern der Union erklärt Richter (S. 686 der 6. Aufl. seines „Lehrbuchs des kathol. und evangel. Kirchenrechts“, Leipz. 1867) sehr bestimmt: „Die Ansicht, daß jeder einzelne Prediger seinen besonderen Standpunkt den Bekenntnissen gegenüber geltend machen könne, ist mit der Idee einer Kirche als einer Gemeinschaft des Glaubens und folglich auch der öffentlichen Lehre schlechterdings nicht zu vereinigen. Die Kirche errichtet nicht die Aemter, damit in hundert Kirchen hunderterlei Lehre von gelehrten und ungelehrten Geistern gepredigt werde, sondern damit der Eine Geist evangelischen Glaubens kundwerde und in die Herzen sich einsetze. Somit erscheint jene specielle Verpflichtung (auf die Symbole) als eine besondere Mahnung an die Gewissen wohl gerechtfertigt.“ — Auf ähnlichem Standpunkte vertheidigt Jacobson (in Dove's „Zeitschr. f. Kirchenrecht“, II. Jahrg., 1862, S. 243 ff.) in ausführlicher gelehrter Abhandlung „das Disciplinarrecht der Consistorien in Preußen“; und wiederum auf bedeutend weiter nach links zu liegendem Standpunkte führt E. H. Vierling in seiner Schrift über „das Gesetzgebungsrecht evangelischer Landeskirchen im Gebiet der Kirchenlehre“ (Leipz. 1869) den unionistisch-gemeindeprincipiellen Satz aus, daß die Bestimmung darüber, was als Kirchenlehre zu gelten habe, folglich auch die Ueberwachung dieser Kirchenlehre, den Synoden der einzelnen Landeskirchen zukomme. — Von theologischen Systematikern der vermittlungstheologischen Richtung möge nur Nitzsch angeführt werden, der in Bd. I. seiner „Praktischen Theologie“ (S. 307 ff.) zwar derartige milde Grundsätze aufstellt, wie: „Heterodoxieen seien von grundstürzenden Lehren oder Häresieen wohl zu unterscheiden“; nur das Aergernisse des Vortrags sei



Gegenstand der disciplinarischen Reaction, und eine solche müsse den Vortrag von eigentlichen Häresien in der That betreffen, wiewohl die Beschränkung oder Entziehung der Lehrbefugnisse den Charakter nicht der Strafe, sondern nur des Selbsterhaltungsbestrebens der Kirche an sich tragen dürfe" etc. — der aber zugleich erklärt: „Eine geordnete, eine bestimmte muß die Freiheit der Lehre immerhin sein, so daß jede Verwendung des Lehramtes zu offenkundiger Entgründung der christlichen Lehre als Usurpation und Anarchie anzusehen und danach zu behandeln sein wird; das Recht der subjectiven Uebersetzung, die sittliche Würdigkeit der betreffenden Person, die gleiche Denkart oder Richtung Vieler ändern hierin nichts.“ — Endlich möge noch Rothe hierhergezogen werden, und zwar der spätere, der zum Protestantenverein übergegangene Rothe, dessen von H. Holzmann herausgegebene 2. Aufl. der „Theologischen Ethik“ (in S. 1170, S. 425 ff. des V. Bds) ein ausführliches und angelegentliches Plaidoyer zu Gunsten der kirchlichen Lehrfreiheit bringt, welches in mehrfacher Hinsicht fast an die leidenschaftlichen Expectorationen eines anderen Heiligen des Protestantenvereins, an Bunsen's Auslassungen über die Toleranz in seinen wider Stahl gerichteten „Zeichen der Zeit“ erinnert. Nichtsdestoweniger lesen wir hier a. a. O. S. 433 die auf solchem Standpunkte fast überraschenden Sätze: „Die Lehrfreiheit muß in unserer Kirche eine weite sein; dies kann freilich nicht heißen: eine unbegrenzte. Soll es überhaupt noch eine Kirche geben, so muß die Freiheit der Lehre in ihr eine geordnete und innerhalb bestimmter Schranken bemessene sein.“ Und etwas weiter unten: „Eine feststehende Kirchenlehre ist in der That ein unumgängliches Erforderniß jeder Kirche. Ohne irgend ein Symbol ist eine wirkliche Kirche gar nicht denkbar, und das Symbol ist gar kein Symbol, wenn es nicht für die Lehre in der Kirche normative Auctorität hat. Es liegt deshalb unmittelbar in der Sache selbst, daß die Aufnahme in den Klerikats durch die Ordination mit einer feierlichen Verpflichtung des Ordinanden auf die Symbole der Kirche verbunden sein muß, übrigens, wie sich von selbst versteht, unbeschadet seiner vollen Freiheit, auf der Basis der Symbole theologisch weiter zu arbeiten“, u. s. f. Man sieht, auch diejenigen dieser Vertreter des kirchlichen Liberalismus, welche der Kirche gerne möglichst bald das Ideal ihrer „apostolischen“ Zukunftskirche oder gar das ihres absoluten Staats substituirt fähig, denken nicht daran, ihr für die Zeit ihres dermaligen Bestandes das Recht zur Errichtung und Ueberwachung gewisser Lehrschranken abzusprechen.

Freilich beziehen sich die Streitigkeiten unserer Tage weit weniger darauf, ob die Kirche ihre Lehre mit solchen Schranken umgeben darf, als darauf, wie eng oder wie weit dieselben zu ziehen sind. Welche Bestandtheile der überlieferten kirchlichen Lehre sind so wesentlich und unveräußerlich, daß sie um jeden Preis aufrechterhalten werden müssen, welche dagegen dürfen und müssen fallen gelassen werden? Oder kürzer: was ist funda-

mental und was nicht fundamental am kirchlichen Dogma? worin besteht der ewig unveräußerliche biblische Kern des Christenthums und worin die nothwendig vergängliche spätere Zuthat? Um diese Alternative drehen sich die neuesten auf die kirchliche Lehrdisciplin bezüglichen Streitigkeiten sammt und sonders, von der Stahl-Bunsen'schen Controverse über die Toleranz und der Amtsenthebung Baumgartens an bis auf die jüngsten Händel in unserer Pommerschen, sowie in der Nassauer Provinzialkirche; oder außerhalb Deutschland: von den Oxford Essays und Reviews und dem Bischofe Colenso an bis zu den gegenwärtigen eifrigen Bemühungen der anglikanischen Broadchurch-Theologen um Verbannung des Athanasianischen Symbols aus dem kirchlichen Gebrauche ihrer Kirche.

Die Reformvorschläge, durch welche man die ältere strengere Praxis der Kirche auf diesem Gebiete zu mildern oder zu beseitigen sucht, lauten verschieden, je nach dem mehr oder minder radikalen Standpunkte ihrer Urheber. — Einfaches biblisches Christenthum ohne alle dogmatische Zuthat, ohne irgend welchen traditionellen Formelkram! So rufen die eigentlichen Gegner des positiven Kirchenthums, mit deren Widerlegung wir uns hier nicht näher befassen können, da ihr Standpunkt jener extreme ist, der über jede thatsächliche Ausübung des der Kirche in abstracto zugestandenen Rechtes zur Lehrdisciplin sogleich Zeter und Mordio schreit. In eine vernunftige Erörterung über die fragliche Angelegenheit lässt sich mit solchen kirchlichen Revolutionären nicht eingehen. Auflösung alles objectiven Kirchenwesens in bloße individuelle Lehrmeinungen oder religiöse Vorstellungen ist das Ziel, dem sie mehr oder minder bewußt zusteuern. Nicht bloß Zersplitterung der Kirche in eine endlose Menge von Secten, deren jede das „rein biblische Christenthum“ zu besitzen vorgeben würde, sondern völlige Entkirchlichung und Entchristlichung der Völker würde die Folge einer Verwirklichung ihrer Vorschläge in groerem Maſsstabe sein. — Aber es gibt eine Partei ruhiger, mit den Grundlagen des wirklichen biblischen Christenthums nicht in gleichem Grade zerfallener Reformfreunde, deren Anschauungen, weil sie wenigstens vom Geiste der Pietät gegen die vergangene kirchliche Entwicklung getragen sind, eine sorgfältigere Prüfung verdienen. Ihr Grundsatz bezüglich der vorliegenden Streitfrage ist der bekannte Vermittlungstheologische, dem Centrum und der rechten Seite der Schule Schleiermachers angehörige: kein Symbolzwang, aber doch ein relatives Gebundensein durch die kirchlichen Bekenntnisschriften, als mit besonderem Respect kritisch zu berücksichtigende Zeugnisse einer großen und ehrwürdigen kirchlichen Vergangenheit, sowie, was damit eng zusammenhängt: möglichste Auscheidung aller nicht wesentlichen, aller das religiöse Bewußtsein nur mittelbar berührenden Lehrsätze aus der obligatorischen kirchlichen Lehrsubstanz, möglichste Reduction der als verbindlich festzuhaltenen Glaubenswahrheiten auf ein bescheidenes Minimum! Die Fundamental- und Centrallehren von der Autorität der heil. Schrift, von der Sünde, vom Versöhner und von der Rechtfertigung durch den Glauben, und zwar sie in freier und zeitgemäßer spe-



culativer Reproduction, sollen allein als dieser nicht anzutastende Kern aus dem Feuer des kritischen Gerichtes hervorgehen. Mit der Vertheidigung solcher „Außenwerke“ des herkömmlichen kirchlichen Lehrsystems, wie die Sacramentslehre in ihrer altkirchlichen oder reformatorischen Fassung, oder wie die zwei Naturen in Christo, oder die Trinität, soll sich der kirchliche Theologe der Jetztzeit nicht allzu angelegentlich mehr befassen, wenigstens soll nicht allzuschroff auf Anerkennung dieser immerhin „nur peripherischen Wahrheiten“ gedrungen werden. Vollends von fernerer Aufrechterhaltung der Grundzüge der kirchlichen Angelologie, Satanologie oder Eschatologie soll nicht mehr die Rede sein dürfen. Und was das seitens der modernen materialistischen Naturforschung heftig angegriffene Lehrstück von der Erschaffung der Welt betrifft, so soll keinesfalls noch bei der kirchlich schlichten und unvollkommenen Darstellung des biblischen Schöpfungsberichtes beharrt werden. Selbst einer Umbildung des Schöpfungsbegriffs nach Maafgabe des durch die jüngsten geologischen und paläontologischen Forschungen über die Entwicklung der Urwelt und ihrer Organismen festgestellten soll der christliche Apologet der Gegenwart kein principielles Widerstreben entgegensetzen, da es sich ja sozusagen buchstäblich erfüllt habe, was Schleiermacher in seinem „Sendeschreiben an Lüde“ 1829 mit Bezug auf eben dieses Dogma geweissagt: „Wir ahndet, daß wir werden lernen müssen, uns ohne Vieles zu behelfen, was Viele noch gewohnt sind, als mit dem Wesen des Christenthums unzertrennlich verbunden zu denken. Ich will gar nicht vom Sechstagerwerke reden, aber der Schöpfungsbegriff . . . , wie lange wird er sich noch halten können gegen die Gewalt einer aus wissenschaftlichen Combinationen, denen sich Niemand entziehen kann, gebildeten Weltanschauung?“ 2c. 2c.

Also wirklich: es wäre nun an der Zeit, alle diese „Außenwerke“ dem Feinde zu überlassen und uns rein auf die Vertheidigung der Centrallehren von Schrift, Sünde, Erlösung und Rechtfertigung zu beschränken? — Als ob das nicht gleichbedeutend mit vollständiger Waffenstreckung wäre! Als ob nicht die Geschichte des jüngstverflossenen Krieges neben so vielem anderem Beherzigenswerthen uns auch das gelehrt hätte, daß die Auslieferung sämtlicher Außenforts einer großen Festung nichts Anderes als deren Uebergabe selbst bedeutet! Und was bliebe denn übrig, wenn man alle jene angeblich nicht fundamentalen Dogmen dem modernen Unglauben ohne Weiteres preisgäbe? Was ließe sich mit einer auf Darwin-Vogt'scher Basis errichteten Hamartigenie und Anthropologie, mit einer kein Wunder im biblischen Sinne mehr anerkennden Christologie und mit einer auf die Theorie der „sittlichen Selbstverantwortung“ reducirten Soteriologie oder Rechtfertigungslehre noch ausrichten, um auch nur den ethischen Gehalt des Christenthums zu retten, und die sittliche Haltung der christlichen Gesellschaft zu conserviren? — Wer Rathschläge, wie die hier an-

gedeuteten, weil sie vielleicht von wirklich wohlwollender Seite her ausgesprochen werden, annehmbar zu finden und ganz oder doch theilweise in Ausführung zu setzen versucht sein sollte, der sehe doch wohl zu, was er thut, der prüfe doch ernstlich, ob es auch haltbar sein würde, das Gebäude eines christlichen Offenbarungs- und Erlösungsglaubens auf modern-naturalistischer Grundlage, ob nicht der erste beste Windstoß der stets veränderlichen Zeitströmung es über den Haufen werfen und als ein aus lustigen Phrasen und phantastischen Speculationen aufgebautes Kartenhaus offenbar machen würde. Es steht auch ganz und gar nicht so, daß jene Dogmen gegenüber dem, was man „moderne Wissenschaft“ nennt, sich nicht mehr halten ließen. Nur der könnte dies behaupten, dem der Taumelgeist moderner „Wissenschaftlichkeit“ und Fortschrittswüthigkeit alle Sinne dermaßen verblendet hätte, daß er das rein Hypothetische, das Unreife und Unfertige der allermeisten sog. Ergebnisse der neueren Forschung, zumal der Naturforschung, einzusehen außer Stande wäre und demgemäß den Prätensionen der jeweiligen kacksten Vertreter und lautesten Schreier dieser glaubensfeindlichen Wissenschaft blindlings zustimmen müßte. Und doch lehrt eine unbefangene Würdigung des factischen Zustandes der Wissenschaft unsrer Tage, das gerade dasjenige an ihr, was mit der geoffenbarten Weltansicht streitet: die Scheu vor der Annahme irgendwelchen directen Eingreifens der Gottheit in den Gang der Natur und Menschheitsgeschichte, die Abneigung gegen alle teleologische Betrachtungsweise, die Liebhaberei, Alles von unten auf, durch blinde Naturkräfte und unpersönliche Principien werden zu lassen, — kurz daß der durch und durch pantheistische Grundzug der heutigen Wissenschaft etwas von ihren wirklichen Resultaten sehr wohl Ablösbares ist, und daß eine namhafte Zahl tüchtiger Träger und Förderer derselben in fortwährender Opposition gegen die von der Mehrzahl ihrer Fachgenossen erhobenen Einwürfe wider das Gebiet des Glaubens als gegen unberechtigte Uebergriiffe und Annahmen verharren. Es kann nicht oft genug hervorgehoben werden, daß diese ganze, augenblicklich vorherrschende Richtung der modernen Wissenschaft, die sich kurzweg als pantheistischer Naturalismus auf theologischem Gebiete bezeichnen läßt, alle Symptome einer chronischen Krankheit in sich trägt und gleich so manchen ähnlichen Verirrungen und Verkehrtheiten, an welchen die Wissenschaft oder einzelne Zweige derselben in früheren Zeitaltern gelitten haben, einer temporären Dauer, einem allmählichen Kommen und allmählichen Wiedererschwinden unterworfen sein wird.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 8. Juli.

N<sup>o</sup> 54.

## Ueber die kirchlichen Grenzen der Lehrfreiheit.

(Schluß.)

Es liegt kein Grund vor, die biblisch-kirchliche Weltansicht bezüglich der Schöpfung der Welt und der letzten Dinge, bezüglich des dreieinigen Gottes und des Gottmenschen, bezüglich der Kirche im Diesseits und Jenseits und ihrer Gnadenmittel mit den modern-naturalistischen Theorien zu vertauschen. Aber ebensowenig liegt ein Grund dazu vor, den traditionellen Erkenntnisquellen dieser kirchlichen Lehrwahrheit ihre bevorrechtete Stellung und ihren Einfluß zu entziehen. Diese traditionellen Quellen kirchlicher Erkenntnis, oder wie ihre Bedeutung genauer und erschöpfender zu bezeichnen sein dürfte: diese kirchlich functionirten und privilegierten Nährbrunnen oder Canäle, die uns das ewig klare, frische und lautere Quellwasser der heil. Schrift allein unverfälscht und ungetrübt nach seinem gesunden kirchlichen Verstande vorführen, sind die Symbole, die Bekenntnisschriften der alten wie der reformatorischen Kirche. Ich vermag keinen Grund einzusehen, weshalb wir auch nur eines dieser Glaubens- und Lehrzeugnisse unserer Väter in Christo als veraltet bei Seite zu setzen oder aus der Reihe der auch für unsere Zeit noch verbindlichen Lehrnormen zu streichen haben sollten. Man hat theilweise das vornehmste der drei altkirchlichen Symbole, das apostolische, als das jetzt allein noch als Lehrnorm festzuhaltende geltend zu machen versucht. In der That wer die Heftigkeit der protestantenvereinslicherseits neuerdings (z. B. vor wenigen Jahren in Hamburg) wider einzelne Aussagen dieses Bekenntnisses wie auch gegen seine Autorität im Ganzen gerichteten Angriffe bedenkt, könnte vielleicht der Ansicht geneigt werden, als enthalte gerade es alles Wesentliche, was zum positiven Kirchenglauben gehöre und dem modernen Unglauben gegenüber aufrechtzuerhalten sei, in knappster Fassung beisammen. Für das populäre Bedürfnis mag es in der That auch genügen; aber wie der wissenschaftliche Theologe der Gegenwart den Zusammenhang seines individuellen christlichen Bewußtseins mit dem ökumenischen Lehrzeugnisse der alten Kirche lediglich auf Grund dieser Einen Glaubensregel vermitteln will, läßt sich schlechterdings nicht einsehen. Was die altkatholische Christenheit bezüglich des Lehrstücks vom dreieinigen Gott und von der Person Christi in heißen Kämpfen mit den häretischen Parteien der fünf ersten Jahrhunderte erfahren und durcherlebt

hat, das eignet nur Derjenige sich an, der auch das Nicäno-constantinopolitanische und das sogenannte Athanasianische Symbolum von Herzen mitbekennt, — jenes als Ausdruck der Glaubens- und Bekenntnissgemeinschaft der gesammten abendländischen mit der morgenländischen Christenheit (die kein anderes Symbolum apostolicum oder trinitarisches Taufbekenntnis hat, als eben das Nicaenum), dieses als emphatischen dialektischen Lehrausdruck für das, was die abendländischen Kirchen im Punkte der Trinitätslehre von der orientalischen trennt, zugleich aber auch für das, was sie auf christologischem Gebiete, durch Zurückweisung des nestorianischen und des eutychianischen Irrthums, mit derselben verbindet. — Ganz ähnlich verhält es sich mit den specifisch evangelischen Symbolen, den Bekenntnisschriften der Reformationszeit, von welchen für uns zunächst nur die der lutherischen Kirche in Betracht kommen. Für den Laienbedarf weitester Kreise mag von ihnen der kleine Catechismus Luthers, für den der gebildeteren, kirchlich reiferen und geförderteren Kreise mag die Augsburgerische Confession als ausreichende Zusammenfassung dessen, was den römischen Irrthümern und Mißbräuchen gegenüber zu bekennen ist, angesehen oder gehandhabt werden. Den Theologen unserer Kirche können diese beiden Ur- und Grundformulirungen ihres Bekenntnisses für sich allein nicht genügen. Mögen sie immerhin die leuchtendsten Edelsteine im Diadem unserer Symbolliteratur sein: sie lassen sich weder künstlich von demselben loslösen, noch gewaltsam aus ihm herausbrechen. Für das vollere Verständniß und die fruchtbarere Ausföhrung und Anwendung des kleinen Lutherischen Catechismus sieht sich der praktische Theologe ebenso an den größeren gewiesen, wie ihm zum tieferen historischen und dogmatischen Verständnisse der Augustana die Commentare zu derselben unentbehrlich sind, welche uns in den späteren Bekenntnisschriften der lutherischen Reformation, der Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln und der Concordienformel, dargereicht werden. Von diesen Bekenntnissen zweiten Ranges darf keines vergleichsgiltig oder als veraltet abrogirt werden, auch nicht die Concordienformel, die neben ihren auf Verschärfung des Lehrgegensatzes nach römischer wie reformirter Seite hin ausgehenden Lehrbestimmungen so manchen unschätzbaren und bleibend werthvollen Beitrag zur Vertiefung des evangelischen Lehrbegriffs im Ganzen wie Einzelnen geliefert hat — man denke nur an die Bedeutung ihres sechsten Artikels: de tertio usu legis für die evangelische Ethik, oder an ihre principiellen Erörterungen über



Schrift und Symbole in der Praefatio. Selbst ein anscheinend so unwichtiges und nur temporär bedeutsames Zeugniß der streitenden Reformationskirche, wie der den Schmalkaldischen Artikeln angehängte Melancthon'sche Tractatus de potestate Papae, ist durch die jüngsten Vorgänge in der römischen Kirche in seiner bleibenden Bedeutung für unsere Kirche offenbar geworden und hat gegenüber dem infalliblen Papste eine erneute und erhöhte Wichtigkeit gewonnen.

Also keine Vergleichgiltigung irgendwelchen Symbols oder irgendwelchen dogmatischen Locus; denn wir bedürfen fortwährend ihrer Aller theils gegenüber dem pantheistisch-materialistischen Unglauben, theils zum Zeugnisse wider die kräftigen Irrthümer der Papstkirche! Innerhalb der Symbole freilich, wie innerhalb des kirchlichen Lehrgebäudes, gilt es zwischen Primärem und Secundärem, zwischen Fundamentalem und nicht Fundamentalem, zwischen Allerheiligstem, Heiligem und Vorhofe mit aller Sorgfalt zu scheiden. Man wird keinen Theologen darob verkehren dürfen, wenn er, abweichend von der Concordienformel (Art. IX), die Lehre von Christi Höllefahrt auf Grund nicht nur von Eph. 4, sondern auch von 1 Petr. 3, 18 f., 4, 6 entwickeln zu müssen glaubt, oder wenn er ihrem Lehtropus von der communicatio idiomatum die moderne Kenosislehre vorzieht (— das Richtigere dürfte freilich hier Einbildung und Einfügung der neueren Lehrweise in das Schema der älteren, nicht Verdrängung dieser durch jene sein!), oder wenn er überhaupt dieses oder jenes Lehrstück einer vertiefteren Fassung und correcteren exegetischen Begründung als die in den Symbolen enthaltene für fähig und bedürftig hält. So wird man bezüglich eigenthümlicher Lehrvorstellungen im Bereiche derjenigen Dogmen, die überhaupt nicht, oder doch nur nebensächlicher Weise zur Erörterung in unseren Symbolen gelangt sind, z. B. innerhalb der Lehre von der Schöpfung und Weltregierung oder in angelogischen und eschatologischen Speculationen, die Grenzen des Erlaubten möglichst weit ziehen dürfen, vorausgesetzt, daß nur nicht die analogia fidei verletzt, und entweder neologische Weisheit eingeschmuggelt, oder rein Problematisches als der Gewißheit einer neuen Offenbarung gleichkommend dargestellt werde. Hier gilt es — zumal hinsichtlich solcher Neubildungen und Versuche zur Erweiterung des Kreises unserer dogmatischen Erkenntnisse, welche auf vertiefte Erkenntniß Gottes aus der Natur und auf Vertheidigung der christlichen Weltanschauung gegen den modern-naturalistischen Unglauben abzielen — jene Nitsch'sche Unterscheidung zwischen „Heterodoxieen“ und „Häresen“ mit allem Ernste in Anwendung zu bringen. Es gilt einer auf Grund heiliger Schrift und frommer christlicher Herzenserfahrung sich ergebenden dogmatischen und apologetischen Speculation allen nur möglichen freien Spielraum zu lassen; denn es ist im eigenen Interesse der Kirche, den Kreis ihrer Lehrsätze in einer den riesigen Fortschritten der weltlichen Wissenschaften unserer Tage entsprechenden Weise zu erweitern, also das im Dienste der letzteren oder gar in dem des Unglaubens operirende Forschen und Denken nicht alle n große Eroberungszüge thun zu lassen. Die

„Elasticität“, welche Rothe (a. a. O.) für die Lehrschranken der Kirche erfordert, ist allerdings hier an ihrem Orte. Nur darf dieselbe nicht so verstanden und bemessen werden, daß man die kirchlichen Dogmen, zumal die fundamentalen, als wächserne Nasen, die sich beliebig so oder so drehen lassen, behandle und allem möglichen modernem Subjectivismus Thür und Thor aufthue.

Summa: Wer in den Lehrstücken von der Sünde, der Erlösung und der Rechtfertigung, ebenso aber auch in denen von der Trinität, der Schöpfung und Vorsehung, der Kirche, ihren Gnadenmitteln und ihrer einstigen Vollendung durch die Zukunft des Herrn, auf gesundem biblischem Grunde steht und in Folge davon auch den kirchlichen Symbolen aufrichtig, d. h. ohne Selbsttäuschung oder Heuchelei zustimmen kann, als secundären Normen christlicher Erkenntniß, deren Lehre überall mit der biblischen wesentlich einstimmig ist (quia concordant cum Ser. Sacra, nicht bloß quatenus): den lasse man immerhin in untergeordneten Einzelheiten heterodox denken und lehren. Er verdirbt nichts; er wird, vorausgesetzt, daß er eine sittlich tüchtige, vom Geiste Christi erfüllte und geleitete Persönlichkeit ist, nur zum Segen der Kirche wirken können. Wer aber in der Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Natur und Geschichte dem Standpunkte der „reinen Immanenz“ huldigt; wer wie die zoologisch-anthropologische Wissenschaft jüngsten Datums, den „Mutterchoß der höheren Thierarten“ für das Paradies hält, aus welchem die Entwicklung des Menschengeschlechts hervorgegangen sei; wer überhaupt dem biblisch-kirchlichen Begriffe der Schöpfung den einer spontanen Weltentwicklung substituirt; wer sich nicht unumwunden zur Gottheit Christi zu bekennen vermag, weil ihm das Johanneische Evangelium nicht ächte Geschichtsquelle, sondern lediglich ein idealisirender Tendenzroman ist; wer weder das „empfangen vom h. Geiste“, noch das „geboren aus Maria der Jungfrau“, noch das „aufgefahren gen Himmel“ des Taufsymbols freudigen Herzens in seinem schlichten biblischen Wortverstande mitbekennen mag; wer an die Stelle der urkirchlichen Hoffnung auf eine Auferstehung des Fleisches nur vage, ins Unbestimmte zerfließende, spiritualistische Unsterblichkeitsphantasien, oder gar Zweifel an der individuellen Fortexistenz und Vergeltung nach dem Tode zu setzen weiß: der möge sich doch nicht wundern, wenn ihm gegenüber Schranken der Lehrfreiheit seitens der Kirche errichtet werden; er möge es den Vertretern der Kirche nicht übel nehmen, wenn sie seine Qualification zum Geschäfte des Lehrens und Predigens innerhalb ihres Bereiches ernstlich beanstanden!

Es übrig noch, nachdem wir über die Fragen Auskunft gegeben: ob die Kirche ihre Lehre mit gesetzlichen Schranken umgeben dürfe und wie weit dieselben zu ziehen seien, daß wir uns die dritte Frage zur Beantwortung vorlegen: wie sollen diese Lehrschranken überwacht werden? Diese Frage spaltet sich von selbst in die drei untergeordneten: gegen wen, von wem, und mit welchen Mitteln sind die kirchlichen Lehrschranken zu überwachen? — Die Beantwortung wird deshalb eine verhältnißmäßig kurze sein können, weil sie zum Theil



aus dem bisher Dargelegten mit Nothwendigkeit folgt. Auch wird es mir gestattet sein, bezüglich einiger der in Betracht kommenden Punkte auf wohlbekannte Autoritäten zu verweisen, deren Competenz nicht wohl angezweifelt werden kann.

Gegenüber wem sollen die Lehrgrenzen der Kirche überwacht und verteidigt werden? Oder m. a. W.: an wem darf und soll die Kirche ihre Lehrdisciplin ausüben? — Ohne Zweifel zunächst und vor Allem an ihren eignen Dienern, den schon im Amte stehenden und noch mehr den zukünftigen; denn Mißbrauch der Kanzel oder überhaupt der pastoralen Wirksamkeit zur Verbreitung grundstürzender Irrlehren ist das schlimmste Uergerniß, das die Kirche schon um der Wahrung ihrer Würde willen nicht dulden darf. Den praktischen Geistlichen gegenüber ist es eine eigentliche Lehrzucht, was die Kirche in dieser Beziehung auszuüben verpflichtet ist, damit sie sich als eine rechte Mutter ihrer Kinder und als treue Haushälterin über das von Gott ihr Anvertraute erweise. Zu denjenigen christlichen Lehrern, über welche sie gleichfalls noch in ziemlich unmittelbarer Weise diese ihre mütterliche Erziehungspflicht und Strafgewalt erstrecken kann und soll, gehören die Religionslehrer an niederen wie höheren Schulen, von welchen zumal den letzteren ein möglichst sorgfältiges Augenmerk zu widmen sein dürfte. Welcher Segen von der Wirksamkeit kirchlich gesinnter Religionslehrer an oberen Gymnasialklassen ausgehen kann, und welchen Schaden kirchenfeindlich gesinnte Inhaber solcher Stellen stiften können, das weiß Niemand besser, als wir Universitätslehrer, zumal wir akademische Lehrer der Theologie, die wir unmittelbar und ausschließlich auf ihre Vorarbeit angewiesen und zum Weiterbauen auf dem von ihnen gelegten Grunde berufen sind. — Wie steht es aber mit uns akademischen Lehrern der Theologie selber? Dürfen wir uns des Einflusses kirchlicher Lehrzucht für entlebt erachten? Dürfen wir zu der Kirche sagen: forge du nur für tüchtige Religionslehrer in den Primas der Gymnasien, und du brauchst dann an uns keine weitere Controle zu üben, du kannst es unserem Ermessen dann überlassen, ob wir positive oder negative, orthodoxe oder heterodoxe Theologie vortragen wollen!? — Man verarge mir es nicht, man lege mir es nicht als Egoismus, auch nicht als Professorenstolz oder als falsche Emancipationsucht aus, wenn ich für uns akademischen Theologen ein klein wenig mehr freier Bewegung in Anspruch nehme, als für die übrigen, wenn ich die akademische Lehrfreiheit, wie sie unsere sämtlichen nichttheologischen Kollegen kraft der modernen Gesetzgebung genießen, als etwas, das principieller Weise und von Rechtswegen auch uns in vollem Maaße zu Gute kommen müsse, bezeichne. Es liegt schon im Begriffe der wissenschaftlichen Theologie, daß ihr für die Lösung ihrer Aufgabe, zwischen dem symbolischen Lehrbegriffe der kirchlichen Vergangenheit als der norma docendorum und zwischen der Schriftwahrheit als der ewig unverrückbaren norma credendorum die dem jeweiligen Stande des Gesamtgewissens entsprechende richtige Beziehung und harmonische Vermittelung herzustellen, der nöthige freie Spielraum gelassen werden muß;

daß ihre Vertreter, um mit der gehörigen Frische von Christo zeugen und um statt einer jesuitisch dressirenden eine evangelisch zeugende und bildende, zu freier Aneignung der geoffenbarten Wahrheit einladende Lehrthätigkeit ausüben zu können, nicht allzusehr eingeengt werden dürfen; daß man für sie die Grenze zwischen erlaubter Heterodoxie und Häresie nicht allzu haarscharf und peinlich genau zu ziehen, daß man auch auf ihre Lehr- und Forscherthätigkeit und deren mögliche Abwege oder Verirrungen mit freudigem Vertrauen das Wort Vaco's, des Gesetzgebers aller strengeren wissenschaftlichen Thätigkeit der neueren Zeit, anzuwenden habe: *Critius emergit veritas ex errore, quam ex confusione*. Oder glaubt man das Wohl unserer Universitäten insgesammt und unserer theologischen Fakultäten insbesondere gut zu berathen, wenn man Verwaltungsgrundsätze wie die bis vor Kurzem in Spanien und jetzt immer noch in Tyrol bezüglich der Glaubens- und Lehrreinheit gehandhabten, auf sie anzuwenden sucht? Meint man mit bischöflichen Interdicten (oder beichtväterlichen Verbotten, wie jetzt die römische Kirche gegen ihre Anti-Infallibilisten, so gegen einzelne häretische Universitäts-theologen oder auch gegen ganze Fakultäten zu Felde ziehen zu sollen? Ich glaube, unsere evangelische Kirche besitzt andere und würdigere Mittel, sich gegen schädliche Einwirkungen von solcher Seite her zu schützen. Sie mag kräftig und laut vor der Oeffentlichkeit zeugen, wenn sie, da wo eitel gute Saat ausgestreut werden sollte, Keime des Unglaubens oder Irrglaubens gepflanzt werden sieht! Sie mag, wenn sie ein- bis zweimal ohne Erfolg gezeugt und gemahnt, nach Tit. 3, 10 verfahren, d. h. ihre Söhne und Pflégbefohlenen vor den Verkündigern schädlicher Lehre warnen und die nachtheilige Einwirkung derselben durch energische, aber wahrhaft geistliche Gegenwirkung zu verhindern suchen. Aber sie hüte sich, anders als im äußersten Nothfall die Hilfe des Staats anzurufen, weil dieser sonst nur allzuleicht Gegenleistungen der unangenehmsten und bedenklichsten Art von kirchlicher Seite zu fordern geneigt werden möchte, und weil überhaupt die Erhaltung ihrer reinen Lehre eine Angelegenheit ist, welche die Kirche vor Allem ihrem himmlischen Herrn und König anzuvertrauen und zum Schutze zu befehlen hat. Oder ist sie ohnmächtig und ohne Erfolg geblieben, jene rein geistliche, wesentlich nur im Gebete der gottgetreuen Siebentausend bestehende Gegenwirkung, auf welche unsere Kirche noch vor wenigen Jahrzehnten gegenüber einer ganzen Schaar vom rechten Glauben abgefallener Theologen auf fast sämtlichen akademischen Lehrkanzeln des protestantischen Deutschlands sich beschränkt sah? Lehrt nicht die Entwidlung mehrerer kleinerer Landeskirchen, die bis herab zur Gegenwart mit großentheils oder durchaus rationalistisch gerichteten Theologenfakultäten beglückt waren, daß der Herr sich trotz der von denselben ausgehenden Einflüsse eine ansehnliche Schaar wackerer Streiter innerhalb dieser Kirchen zu sammeln gewußt, daß also hier christliches Familienleben, treue geistliche Amtswirksamkeit und vor Allem die Kraft des Gebetes der im lebendigen Glauben stehenden Gemeindeglieder sich mächtiger als alle Gegenwirkung



erwiesen hat? — Es versteht sich von selbst, daß solche akademische Theologen, welche im Gehorsam der Kirche zu wirken beflissen sind, sich auch gern und willig unter deren Lehrzucht zu fügen suchen werden und daß sich von denselben, falls sie ernstlicheren, der kirchlichen Correctur bedürftigen Irrthümern anheimfallen sollten, die willige Hinnahme einer *novotestis* in jenem apostolischen Sinne, oder doch eine gewissenhafte Prüfung ihrer selbst vor Gott, ob sie eine solche verdient, erwarten ließe. Wo sich ein absolutes und grundsätzliches Widerstreben gegen irgendwelches willige Hören auf die Stimme der Kirche zeigt, da dürfte, soweit akademische und überhaupt der kirchlichen Jurisdiction nicht direct unterworfenen Lehrer in Betracht kommen, im Allgemeinen kein Verfahren richtiger sein, als jenes von Luther und Melancthon gelegentlich der kursächsischen Kirchenvisitation eingehaltene, wo die unverbesserlichen Anhänger des Alten und Schlechten „Gott befohlen,“ d. h. ihrem Treiben, nach möglichster Isolirung und Unschädlichmachung desselben, bis auf Weiteres überlassen wurden.

Ich habe schon im Vorstehenden nebensächlichweise auch von den kirchlicherseits behufs Ueberwachung der Lehrschranken anzuwendenden Mitteln und Maßregeln handeln müssen. Soll ich hierüber noch ein Wort sagen, so kann dies nur in einer Erinnerung daran bestehen, daß die kirchenrechtliche Tradition unserer Kirche seit der Reformation einmal, und gewiß mit vollem Rechte, auf eidliche Verpflichtung ihrer Diener auf die Symbole als erste Grundlage der Sicherstellung ihrer Lehre bringt, und daß sie andererseits mit nicht geringerem Rechte Entfernung schädlicher Irrlehrer von ihren Posten vorschreibt, früher meist in der schrofferen Form der Verbannung, der Außerlandesverweisung, in jüngster Zeit in der milderen der Dienstentlassung oder Suspension. Ich brauche bezüglich des letzteren Punktes weder jene Aussprüche Luthers zu citiren, an welche schon Stahl gegenüber Bunsen's falscher humanistisch-sentimentaler Toleranzlehre erinnerte („Wider Bunsen“, S. 80 ff.), noch habe ich nöthig, die bezüglichlichen Vorschriften der älteren wie jüngeren Kirchenordnungen, insbesondere auch die unserer Pommerschen, auf die erst vor Kurzem verschiedentlich hingewiesen worden, in Erinnerung zu bringen. Abwehr des Uebels, Verhinderung des Umsichgreifens häretischer Lehren, Fernhaltung oder eventuell Entfernung ihrer Verbreiter, aber ohne Anwendung äußerer Gewaltmaßregeln, ohne körperliche oder Freiheitsstrafen, und ohne andere Ehrenstrafen, als die allerdings sehr consequent gegen Häretiker angewandte Ausschließung vom heil. Abendmahl (vgl. Balthasar, Pomm. R.-D. S. 81. 558): — das ist der gemeinsame Grundgedanke der bald milderen, bald strengeren Rathschläge und Erlasse, die hier als geschichtliche Norm für die Gesetzgebung der kirchlichen Zukunft in Betracht kommen. Man vergleiche die immer noch beherzigenswerthen Worte, welche Bugenhagen in seiner Denkschrift „Von dem christlichen Glauben und den rechten guten Werken“ 1526 an „die ehrenreiche Stadt Hamburg“ schrieb (bei Vogt, Bugen-

hagen, S. 250): „Erlangt man nichts mit solchem Bitten und Vermahnen (der falschen Prediger), so soll man's Gott klagen und bitten, daß es besser möge werden, Gewalt aber soll Niemand gebrauchen, der Christ sein will; dazu soll man falsche Hirten, die sich durch die gottlose Obrigkeit eindringen und weiden allein sich selbst, vermeiden als rechte Wölfe, Diebe und Mörder, wie Christus sagt Joh. 10.“ u.

Von wem soll die kirchliche Lehrzucht ausgeübt werden? d. h. durch welche Organe hat die Kirche ihre Lehrbestimmungen gegenüber häretischer Entstellung zu vertheidigen? — Ohne Zweifel durch ihre jeweilige rechtmäßige öffentliche Vertretung, durch das Kirchenregiment, — das aber freilich, um über der Reinerhaltung der Kirchenlehre wachen zu können, selbst auf dem Grund derselben stehen und sich als Diener des der Kirche anvertrauten Heiligthums der christlichen Wahrheit wissen muß, nicht im modern-kritischen Sinn als sein Meister oder vielmehr Meisterer! Sofern Synoden, wie zu anderen Zweigen der kirchenregimentlichen Thätigkeit, so auch zu dieser Ueberwachung der Lehre mit herangezogen werden sollen, müssen auch sie sich entschieden unter, nicht über die historischen Bekenntnisse und die gesammte Lehrordnung der Kirche stellen. Wobei es übrigens selbstverständlich ist, daß nur solche gröbere Lehrirrtümer von ihnen mit abgeurtheilt werden könnten, welche gegen die auch dem Laienverstande vollkommen zugänglichen Symbole primären Ansehens, wie Apostolikum, Augustana oder kleiner Katechismus verstoßen, während alle innerhalb des Bereichs der wissenschaftlich-theologischen Discussion sich bewegenden Lehrfragen naturgemäß vor dem Forum des Kirchenregiments im engeren Sinne zu verhandeln und zu entscheiden sind. Alles hier in Betracht kommende hat vor Kurzem durch Luthardt, in der gegen den schon genannten Kirchenrechtsschriftsteller Bierling gerichteten Broschüre: „Die Synoden und die Kirchenlehre“ (Leipzig, 1871), eine ebenso umsichtige als treffende Erörterung erfahren, auf welche hier einfach zu verweisen ist. Mit vollem Rechte wird am Schlusse dieses Schriftchens die Competenz der Synoden in Bezug auf unseren Gegenstand dahin abgegrenzt: „Lehre zu machen oder Lehre zu ändern oder über Lehre zu entscheiden ist nicht ihres Berufes. Aber das Haus der Kirche, in dem wir wohnen, weiter auszubauen, so daß die Schätze der Kirche und ihre Verwaltung — und die vordersten und heiligsten Schätze sind Wort und Sacrament — gesichert sind und ihr seliges Werk ungehemmt treiben können, das ist ihres Berufes; denn der Verwaltung der Gnadenmittel zu dienen, das ist die schönste Aufgabe und die höchste Ehre aller kirchlichen Thätigkeit.“

Gott der Herr schenke uns Synoden, die statt ein Lehrgesetzgebungsrecht zu beanspruchen, oder auf eine neue Symbolbildung, oder auf irgendwelche anmaßliche Lehrneuerungen auszugehen, in der hier angedeuteten Weise nur die Sicherstellung und den inneren Ausbau der heiligen Besitzthümer der Kirche sich als ihre Aufgabe angelegen sein lassen. Er gebe, nach seiner



ewigen Weisheit, daß unsere Kirche, sei es durch eine derartige, sei es durch eine andersartige Fortentwicklung ihrer Verfassung in Stand gesetzt werde, angesichts der Stürme, die ohne Zweifel noch kommen werden, jederzeit mit Freudigkeit und festem Vertrauen auf die göttliche Erhörung zu beten:

„In dieser schweren, betäubten Zeit  
verleihs uns, Herr, Beständigkeit,  
daß wir dein Wort und Sacrament,  
rein halten bis an unser End.“

Amen.

## Ueber Aeschylus.

(Schluß.)

Es scheint mir ein Mißverständniß unseres Dramas zu sein, wenn Munk der Meinung ist, jenes rohe und frevelhafte Geschlecht hätte mit Recht vertilgt werden müssen, damit ein besseres geschaffen würde, und Prometheus Mitleid sei daher thöricht gewesen. Prometheus ist es ja eben, der die Menschen zu edleren und gestitteteren Zuständen führt. Auch genügt es mir keineswegs, mit Otfried Müller in ihm nur den „Repräsentanten des vordenkenden hinausstrebenden Menschenverstandes zu sehen, der die Lage des menschlichen Daseins auf alle Weise zu bessern sucht.“ Es ist nicht Sache des Verstandes, für Andere liebend das Leben zu lassen. Wenn Prometheus erklärt:

„Der Menschen Helfer, bin ich selbst in Noth gestürzt“,

so liegt weit mehr in ihm. In Aeschylus tief angelegter Seele dämmerte ein Ahnung von einem Größeren, als der war, den die alte Sage ihm zeigte, die Ahnung von einem Gottessohn, der aus Liebe zur leidenden Menschheit stellvertretend sein Blut vergießt. Es ist doch viel Wahres in der Bemerkung, daß Aeschylus unbewußt dichte. Wir glaubten hier einen heidnischen Poeten anzutreffen und finden, was wir nicht gesucht, einen Propheten des Christenthums. Nur muß man freilich in dem tyrannischen Zeus nicht den Vater der Liebe suchen, den wir kennen; den kannte der arme Heide nicht. Sein Erlöser handelt nicht im Einverständniß und nach dem Rathschluß, sondern wider Willen und unter Gegenwirkung des allmächtigen Gottes. Das ist die verzerrte Form, die das der ganzen Menschheit, auch den Heiden gegebene Protevangelium auf dem Boden der „wildwachsenden Religion“ angenommen hat. Zur Strafe für sein tadelles Wagniß läßt Zeus den Prometheus durch seine Dienerinnen Kraft und Gewalt festnehmen, an das Ende der Erde schleppen und dort durch Hephästos an eine hohe Felswand anschnieden.

Mit dieser Entsetzen erregenden Scene hebt nun unsere

Tragödie an. Die beiden erbarmungslosen Häscherinnen schleppen den Sträfling herbei und geben Hephästos den Befehl:

„Schmiede diesen hier

An steile Felsenwände, diesen Bösewicht,  
Mit unzerreißbar festen Demantketten an;  
Er stahl und gab den Menschen deinen schönsten Schmuck,  
Das schöpferische Feuer.“

Hephästos beklagt das Loos des Unglücklichen und sagt bedauernd:

„Das ist der Lohn, der deiner Menschenliebe ward.“

Er muß indessen dem Befehl seines Gebieters Folge leisten. Prometheus spricht in dieser Scene kein Wort, sondern unterdrückt sein Schmerzgefühl, um sich vor seinen Quälern nicht weich und klein zu zeigen. Aber sobald sie sich entfernt, bricht er in bittere Klagen aus:

„O heiliger Lustkreis, und ihr Winde schnell bewegt!

Und dich, der Sonn' allsehend Auge, ruf' ich an:

Schant, was ich Gott von Göttern jezo dulden muß — —

Weil ich Götliches

Den Menschen gab, umringt dieser Jammer mich.“

Durch den Schall des von Hephästos geschwungenen Hammers aufgeschreckt, kommen nun Nymphen des Meeres herbeigeflogen, die Oceaniden, die den Chor der Tragödie bilden. Staunend sehen sie das Schreckliche, was hier geschehen, und sprechen ihr innigstes Mitleid aus. Auf ihre theilnehmende Frage erzählt ihnen Prometheus die Ursache seiner Strafe, seine oben bereits genannten Verdienste um die leidende Menschheit, wird aber in seiner Erzählung unterbrochen. Es kommt nämlich auf beflügeltem Meerroß Oceanos angeritten, der Vater der Oceaniden, beklagt Prometheus' Schicksal, giebt ihm aber auch den wohlgemeinten Rath, von seinem Trotz nachzulassen und sich dem Willen des Zeus zu beugen. Vergeblich. Er bietet ihm dann liebevoll seinen Beistand an, verspricht, zu Zeus zu eilen und für ihn Fürbitte einzulegen; aber Prometheus verbittet es sich ernstlich, weil es nicht nur erfolglos, sondern sogar gefährlich sein würde. Darauf entfernt sich Oceanos, und wir hören neue Klagesänge aus dem Munde seiner Töchter, denen Prometheus dann noch die weiteren Segnungen beschreibt, die er den Menschen gebracht. Hierauf eine eigenthümliche Epifobe. Auf ihrem Angstlauf durch die Welt begriffen, erscheint die in eine Kuh verwandelte und durch den Zorn der eifersüchtigen Here hart verfolgte Io und schaut den am Felsen hangenden Prometheus. Sie erzählt ihm von den schweren Leiden, die sie dulde, und bittet den Seher, die ihr noch bevorstehenden Schicksale ihr mitzutheilen. Prometheus offenbart ihr, daß sie noch viel Schwereres werden leiden müssen, daß sie aber endlich an den Ufern des Nil Ruhe finden werde. Mit ihrem Schicksal sei aber auch das seinige verflochten; denn ihr dreizehnter Nach-



komme, Herkules, werde einst sein Befreier werden. Von neuen Schmerzen verfolgt eilt so weiter, und nach abermaligem Gefange der Oceaniden spricht Prometheus seinen ganzen Haß gegen die Tyrannei des Zeus aus, verkündigt aber auch drohend, daß seine Herrschaft ein Ende nehmen werde:

„Nichts helfen seine Waffen ihm; er muß dereinst  
Hinfallen schmerzvoll unerträglich harten Fall.  
Er schalt' und waltete diese kurze Zeit hindurch,  
Wie's ihm gefällt; nicht lange wird sein Reich bestehn.“

In der That eine merkwürdige Prophezeiung in eines heidnischen Dichters Mund; er sagt mit dürren Worten den Untergang der heidnischen Götterwelt voraus, wenn er auch das Bessere, das an deren Stelle treten soll, uns nicht beschreiben kann. Aeschylus dichtet ja unbewußt. Zeus Sturz ist aber noch, das dürfen wir nicht übersehen, an eine Bedingung geknüpft, an ein Geheimniß, das Prometheus nicht verrathen will, weil es einst den Löschschlüssel hergeben soll, der ihn aus seinem Elend rettet. Seine trotzigen Drohungen und die Andeutung dieses Geheimnisses sind aber zu Zeus Ohren gedungen, und er sendet schleunigst seinen Boten Hermes ab, um wo möglich das Geheimniß ihm zu entlocken oder seinen Trotz zu strafen. Der Bote erhält die Antwort:

„Nichts von dem allen, was du fragst, eröffn' ich dir.  
Durch keine Marter, keine List, die je erdacht,  
Soll Zeus mich zwingen, dieses offen kundzutun.“

Prometheus will lieber sein unseliges Loos tragen, als ein so niedriger Gottesknecht wie Hermes sein, will lieber in Flammenglut begraben werden, als dem Zeus gestehen, wodurch er seinen Herrscherthron verlieren muß. Hermes droht ihm nun ein noch viel fürchterlicheres Loos, droht ihm, unter Donnergetöse in den Abgrund ihn zu versenken, wenn er in seinem Trotz verharre, und ermahnt die Oceaniden, diesen Ort zu fliehen, damit sie nicht mit verderben. Aber weber will Prometheus nachgeben, noch wollen die Oceaniden von ihm weichen. Und so versinkt denn unter furchtbarem Erdbeben Prometheus mit seinem Felsen in den Tartarus. So endigt diese kolossale, diese schaurige Tragödie.

Wir würden hier nun vielleicht alle geneigt sein, den Dichter mit dem Vorwurf zu bestürmen, daß er mit diesem Drama nicht wie mit den übrigen die Gottesfurcht gefördert, sondern im Gegentheil Haß und Verachtung wider das Regiment des Himmelskönigs erweckt habe, da die Herzen der Zuhörer gewiß mit Prometheus mitleiden, folglich mit Zeus hadern. Allein der Vorwurf wäre ungerecht. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Schluß uns fehlt, daß auf diese mittlere Tragödie, die den Konflikt aufs höchste spannt, noch eine dritte folgte, die eine Ausöhnung zwischen Zeus und Prometheus brachte und alle herben Dissonanzen in schönen Wohlklang auflöste. Die Erkenntniß des allein wahren Gottes dürfen wir freilich bei einem heidnischen Dichter überhaupt nicht erwarten; wir sehen aber doch zu unserer Freude, daß Aeschylus Auge über diese falsche

Götterwelt hinaus in eine lichtere, wenn auch ihm noch verschlossene Zukunft blickt.

Es ist uns von ihm nur eine Trilogie vollständig erhalten, die über Orestes, nach Diefried Müller nächst Homers Werken der größte Schatz der griechischen Poesie. Den dritten Theil dieser Dichtung, die „Eumeniden“, wollen wir eingehender behandeln; sie ist unseres Dichters letzte Schöpfung. In dem ersten Stück „Agamemnon“ war dieses Heldenkönigs Rückkehr gefeiert worden, die große Freude erregt hatte bei allem Volk; aber seine ungetreue Gattin Klytemnestra, die unterdeß mit Aegistheus sich vermählt, hatte ihn mit erheuchelter Liebe empfangen. Der siegreiche Oberanführer der Griechen, der Stolz des Vaterlandes, ward am heimischen Herde ermordet von seiner ruchlosen Gattin und ihrem Buhlen. Konnte solche That ungestraft bleiben? In dem zweiten Stück „den Grabespenden“ war Antwort gegeben worden auf diese Frage.

„Für blutigen Mord sei blutiger Mord!  
Wer that, muß leiden — so heißt das Gesetz  
In den heiligen Sprüchen der Väter.“

Orestes, der Sohn Agamemnons, in der Fremde erzogen und nun zum Manne herangereift, hatte nach der Heimkehr in seine Vaterstadt auf Apollons Geheiß und im Einverständniß mit der Schwester den Vater gerächt, also den Stiefvater und die Mutter ermordet. Wir müssen hier Orestes, um nicht ungerecht zu werden, aus seiner und nicht aus unserer Zeit heraus beurtheilen, müssen unsere christlichen Vorstellungen bei Seite lassen und uns in die Anschauung des Heidenthums versetzen, das die Rache für einen Verwandtenmord als eine heilige That pries. Also der Sohn ermordet die Mutter. Aber die Mutter? das ist ja ganz entsetzlich, das mußte auch den Heiden als schwerer Frevel erscheinen. Wie kann der Mensch je von der Pflicht der kindlichen Liebe entbunden werden? „Man erkennt, daß die Rachethat des Orestes ein zu tiefer Riß in die Ordnung der Natur ist, als daß sie für sich einen Schluß gewähren könnte“ (Munk). Verfällt der Muttermörder nicht unbedingt dem Strafanit der Rachegöttinnen? Diese Frage wird in dem dritten Stück, den „Eumeniden“, verhandelt. Wir ahnen schon: es ist eine meisterhaft angelegte Trilogie; jede Tragödie ein Ganzes für sich, und doch alle auch innerlich untrennbar zusammenhängend.

Orestes sieht sich von den Eumeniden verfolgt, und um Befreiung zu finden von dieser Dual, eilt er nach Delphi zu dem berühmten Orakel des Gottes, der ihm den Rath ins Herz gegeben, den Vater zu rächen und demnach die Mutter zu tödten. Er findet dort durch dargebrachte Opfer zwar Sühne, d. h. Reinigung von dem Makel, der ihm anhaftet, aber um deswillen noch nicht Befreiung von Strafe. Hat Aeschylus schon eine Ahnung von dem, was in der Epistel an die Hebräer geschrieben steht, daß das Blut der Thiere nur ein Gedächtniß der Sünden schafft, daß es ihm aber unmöglich ist, die Sünde thatächlich hinwegzunehmen? Auch in den Tempel des Apollo



verfolgen die Eumeniden den Muttermörder, werden aber dort in Schlaf versenkt.

Indem die Tragödie sich eröffnet, sieht die Priesterin Apollos die schlafenden Nachgöttinnen und erschrickt vor diesem graufigen Anblick. Sie weiß in dem schwierigen Handel des Drestes keinen Rath, meint aber, daß Apollo solchen wissen werde:

„Denn Zeichendeuter ist er, Arzt sowie Prophet  
Und kann die Welt enttindigen.“

Also ein Erlöser von allen Sünden, der Hoherpriester und zugleich Prophet ist, schwebt unserm Dichter vor, wenn er auch in der Person sich arg vergriffen hat. Wir nehmen wenigstens Notiz davon. Apollo gebietet dem Drestes aus Delphi zu entweichen und gen Athen zu fliehen, wo er Hilfe finden werde. Unterdeß erwachen die Eumeniden, aufgeschreckt durch Klytemnestra's Schatten, und beklagen es sehr, daß das von ihnen verfolgte Wild mittlerweile entwischt ist. Apollo kommt, um die Unholbinnen aus dem Tempel zu verjagen, weil sie mit ihm, dem Sündentilger, nicht zusammen haufen können. Sie klagen ihn an, daß er Drestes zum Muttermord angereizt habe; er dagegen beweist ihnen die Nothwendigkeit, daß der Vatermord keine Strafe finden müsse, erinnert an den namenlosen Frevel, den die treulose Klytemnestra an ihrem edlen Gatten begangen. Die Eumeniden fliehen und jagen der Spur des Wildes nach. Die Scene wird nun nach Athen verlegt. Für den in Argos begangenen Mord hat Delphi zwar Sühne schaffen können; aber die Lösung der schwierigen Rechtsfrage, die engültige Gesetzesentscheidung ist nur in Athen, dem Sitz der Weisheit, zu erwarten. Drestes umschlingt flehend die Bildsäule Athene's, der Schutzgöttin dieser Stadt; da dringen nach einander die Eumeniden herein. Auf Drestes Bitte erscheint nun Athene selbst und läßt sich erst erklären, wer diese häßlichen Gestalten seien. Es ist freilich zu verwundern, daß sie dieselben nicht kennt. Sie erhält die Antwort:

„Wir sind der Urmacht grausenvolle Töchtersehaar,  
Fluchgeister nennt man wohnend uns im Erdenchooß.  
Die Menschenmörder jagen wir die Welt entlang.“

Darauf muß Drestes seinen Fall erzählen und schließt mit der Bitte:

„Entscheide nun, ob schlecht ich oder recht gethan;  
Mein ganzes Handeln stell' ich deinem Spruch anheim.“

worauf Athene erwidert:

„Ein allzuwichtiger Handel, als daß ihn ein Mensch  
Im Stand zu richten; auch ich selber wage nicht  
Den Spruch zu fällen über jähzornvollen Mord.“

Also nicht der Mensch allein, auch nicht die Gottheit allein hat die höchste Entscheidung des Rechts. Beide werden sich einigen müssen; und hat das Heidenthum ihre Einigung nicht in einer gottmenschlichen Person erkannt, so kennt er doch ihre Einigung in einem gottmenschlichen Institut. Athene beschließt den Areopag einzusetzen, diesen höchsten Gerichtshof zu Athen, dieses

geheiligte Schwurgericht, das somit seine Sanction von oben empfängt.

„Ich hole meiner Bürger auserlesenste,  
Damit sie schlichten diesen Streit gewissenhaft,  
Durch Schwur verbindlich, nimmer falschen Spruch zu thun.“

Sie setzt diesen unbestechlichen Rath von Männern ein zu Wäch' und Hut des Landes, und die Bürger sollen ihn scheuen:

„Denn welcher Mensch bleibt, wenn er nichts mehr scheut, gerecht?“

Angehts der zwölf Areopagiten beginnt ein neues Verhör der streitenden Parteien. Die Richter geben ihre Stimmen ab; aber es finden sich der belastenden und der entlastenden gleich viel. Da thut Athene auch ihre Stimme noch hinzu und zwar zu Gunsten des Angeklagten. Also das letzte entscheidende Wort der Gerechtigkeit kommt doch aus der Gottheit Mund. Schließlich werden auch die über dies Urtheil ergrimmtten Eumeniden noch zufrieden gestellt:

„Beschwichtigt eures Zornes dunklen Wogensturz;  
In hohen Ehren sollt ihr wohnen neben mir.“

Sie sollen in Athen, aber unter der Erde, ihren Sitz haben, um die Freveler desto schneller auszurotten, sollen beim Volk hohe Verehrung genießen, weil die heilige Scheu vor der Strafbarkeit des Bösen den Menschen auf guter Bahn erhält. Die Eumeniden werden dann in festlichem Zuge in den Schooß der Erde geleitet, indem sie über Athen ihre Segenswünsche aussprechen.

Mußte dieser würdige Schluß nicht lebhaften Beifall bei allen Athenern finden? Athen, der Sitz der Gerechtigkeit; sein uralter Gerichtshof, von der Gottheit eingesetzt, ein hochhehrwürdiges Institut. Das Gedicht fand auch wirklich viel Lob und Ehre. Aber der Rath, den der Dichter hier dem Volk gab, wurde leider nicht befolgt. Die Zeit der Marathonischen Sieger, jener Männer von echtem Schrot und Korn, war unwiederbringlich vorüber; unter Perikles Leitung brach ein neues Geschlecht sich Bahn und vernichtete die würdigen Einrichtungen der Väter, die dem Dichter lieb waren wie sein Leben. Er hatte wohl die stille Hoffnung gehegt, mit dem Gewicht seines dichterischen Ansehns den Untergang des Areopags noch aufhalten und sein Vaterland vor drohender Gefahr schützen zu können. Aber nein! er sah Alt-Athen mit dem Gericht der Auserlesenen zusammenstürzen, und auf seinen Trümmern ein Neu-Athen entstehen, worin die Gerechtigkeitspflege in die Hand der urtheillosen, leichterregten Menge kam. Seine politische Ansicht ist einfach diese:

„Die Bürger mögen weder Zügellosigkeit  
In ihren Mauern dulden, noch Tyrannendruck.“

Vor beiderlei Extremen warnt er, und zwar in den „Persern“ und im „Prometheus“ vor Tyrannendruck, in den „Eumeniden“ vor Zügellosigkeit. Von Tyrannen war ja in dieser Zeit nicht mehr die Rede; was jetzt allein zu befürchten stand, das war die ungezügelte Pöbelherrschaft. Er freute sich sein Gedicht gekrönt zu



sehen; aber daß sein Rath in den Wind geredet war, das brach ihm das Herz. Er hat nach den „Eumeniden“ kein Drama mehr geschrieben. Für den Schöpfer der Tragödie nahm auch das eigene Leben zuletzt eine tragische Wendung. Die getäuschte Hoffnung, die Verzweiflung an des Vaterlandes Heil trieb ihn in die Fremde hinaus.

Wir aber wollen ihn und seine großartigen Dramen in Ehren halten: den „Prometheus“, worin er die Cultur der Menschheit preist und den göttlichen Duldner, der mit selbstverleugnender Liebe für sie sich opfert, die „Perser“, worin er das Lob Griechenlands feiert und den Sieg der Bildung über die Barbarei, die „Eumeniden“, worin er Athens Herrlichkeit besingt und den Richterstand auf Erden als ein Institut der Gottheit. Neben dem hohen ästhetischen Werth seiner Dichtungen ist uns aber auch die Gediegenheit seiner Gesinnung interessant geworden, die nicht bloß, wie bei andern edlen Griechen, in sittlichen, sondern auch in tiefreligiösen Anschauungen beruht, wenn er auch in Beziehung auf das Object der Religion sich noch in großem Irrthum befand. Es sollte mir erfreulich sein, wenn in Folge dieser Zeilen der Eine oder der Andere sich veranlaßt sähe, diesen leider so wenig bekannten Dichterheros einer näheren Kenntnisknahme zu würdigen. R. in E.

### Aus Pommern.

Herr Dr. Hanne zu Greifswald hat abermals ein Schriftchen unter dem Titel: „Warum bleiben wir Christen?“ in die Welt gesandt, in welchem er die ihm erstandenen Gegner abzufertigen sucht. Das Abwehrschriftchen: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“\*), welches vom Rector Guballe in Colberg verfaßt wurde, um die Gemeindeglieder der Mindergemeinde auf den Glaubensstand des Herrn Dr. Hanne aufmerksam zu machen und das durch die Aufklärungen, welche es über den Hanne'schen idealen Christus brachte, auch in der That in der Gemeinde einen Protest gegen die Wahl von Dr. Hanne hervorrief, fertigt letzterer mit der Verbächtigung ab, daß das Schriftchen aus einem Drange entstanden sei, die zum Besten gegebene Weisheit nicht mehr länger bei sich behalten zu können, gegen welche Behauptung leicht thatsächliche Beweise zu erbringen wären.

Gegen den offenen Brief von Sandvoß zieht die Hanne'sche Schrift dagegen in längeren, aber nur höchst selten zutreffenden Auseinandersetzungen zu Felde.

Obgleich nun ein Artikel der neuen evangelischen Kirchenzeitung die Art der Hanne'schen Entgegnung auf die Broschüre des Rector Guballe, und wohl nicht mit Unrecht, für eine Un-

gezogenheit erklärt, so ließe sich wohl sachlich dieser Umstand des nur sehr kurzen Eingehens auf die Guballe'sche Abwehrschrift zugleich daraus erklären, daß Herr Hanne, wenn seine Entgegnung auch nur den Schein einer wirklichen Widerlegung hätte bewahren wollen, gar nicht umhin gekonnt hätte, nachzuweisen, daß die beiden Cardinallehren von der persönlichen Präexistenz Christi, gleiches Wesens mit dem Vater, und die Vergebung der Sünden durch Christi Blut und Tod allein, — nicht in der Schrift enthalten seien, — was natürlich einem Publikum gegenüber, das sich nur noch ein letztes Restchen von Wahrheitsfönn gerettet, unmöglich. Mußte er aber die Schriftmäßigkeit der beiden bezeichneten Lehren constataren, dann war es aus mit seinem eigenen Opus von dem idealen Christus, nämlich mit den Behauptungen, daß Christus specifisch von uns anderen Menschen nicht verschieden sei und daß die Sünden uns um unserer einstigen Vollkommenheit willen vergeben werden. Denn das ist wohl nachgerade dem einfachsten Kinderverstande einleuchtend, daß nicht beide ganz entgegengesetzte Lehren zugleich das Zugeständniß, auf dem Boden derselben heiligen Schrift zu stehen, beanspruchen können. Christus kann nicht zugleich lebendig in dem Sinne wie wir zur species homo gehören und doch auch wesentlicher Weise Gott von Gott geboren sein, so wenig es zugleich wahr sein kann, daß die Sünde allein um Christi Blutes willen und daß sie um unserer einstigen Vollkommenheit willen vergeben werde. Offenbar kann nur eine dieser beiden sich diametral und central widersprechenden Lehren auf dem Boden ein und derselben Schrift erwachsen sein. Da aber gleichwohl Dr. Hanne durchaus bei der dreifachen Behauptung, — freilich ohne jede Spur von Nachweis, — stehen bleiben will, daß seine, — den größten Theil der Schrift in ihrem Wortlaute und die ganze heil. Schrift im Principe — negirenden Lehren dennoch mitten auf dem Boden der Schrift ständen (freilich steht man zugleich auch auf dem, was man eben mit Füßen tritt), so mußte er es natürlich für das Gerathenste halten, die Guballe'sche Schrift mit einer kurzen Ungezogenheit abzufertigen, da durch ein Eingehen auf dieselbe, wenn solches Eingehen Anspruch auf ein Widerlegen machen wollte, die Widersinnigkeit und Schriftwidrigkeit seiner eigenen Lehren auch vor dem urtheilsschwächsten Verstande ans Licht treten mußte. Es lag eben zu klar am Tage, daß, wenn Herr Hanne nicht die Schriftmäßigkeit der in der Guballe'schen Abwehrschrift behandelten Lehren in Abrede zu stellen vermochte, damit zugleich auch die Schriftwidrigkeit seiner eigenen Lehren ausgesprochen war. Um so gewisser bleibt aber auch seine Behauptung vor dem Consistorio zu Stettin sowohl, wie in der Neuen Stettiner Zeitung, daß seine Lehre auf dem Boden der heiligen Schrift stehe, eine vage Behauptung, deren Nachweis im Entferntesten auch nur antreten zu wollen, er aufs sorgsamste vermeiden muß. Und das nennt man die tiefe Wissenschaftlichkeit des Protestantenvereins.

\*) Obiges Schriftchen: Jesus Christus u. s. w. S. 74 wird gegen Einsendung von 5 Silbergroschenmarken von dem Verfasser franco zugesendet.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 12. Juli.

N<sup>o</sup> 55.

## Der Mensch nach dem Bilde Gottes.

Ein Beitrag zur Bildungsfrage der Zeit.

„Es ist eine Grundbedingung der Wohlfahrt alles irdischen Lebens, daß der Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen festgehalten werde“, sagt Dr. L. Wiese am Schlusse des in Nr. 43 der Ev. K. Z. besprochenen Vortrages über „Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart“, und gelangt zu dem Resultate, daß wahre Bildung im christlichen Glauben wurzele; denn dieser ist „die tiefste, reinste, mächtigste Synthese, die Himmel und Erde umfaßt, Göttliches und Menschliches verbindet.“ Eine Ausführung dieses Gedankens wollen die nachfolgenden Zeilen versuchen.

Um über Bildungsfragen sich zu verständigen, ist es nothwendig, eine acceptable Definition des Begriffs Bildung zu Grunde zu legen. Das Wort freilich ist so gäng und gebe, daß es von manchem als eine Thorheit belächelt werden mag, wenn man noch fragt, was Bildung sei. Gehört es doch zu den charakteristischen Merkmalen unserer fortgeschrittenen Zeit, daß erstaunlich viele das befriedigende Bewußtsein in sich tragen, auf der Höhe der Zeitbildung zu stehen. Aber sollte nicht gerade diese Thatsache dazu nöthigen, alles Ernstes die Frage aufzuwerfen, was Bildung sei? Ein kurzer Rückblick auf den geistigen Entwicklungsgang unseres Volkes zeigt, wie verschieden dieselbe zu verschiedenen Zeiten beantwortet wurde. Denn seit das alte Deutschland vergangen ist und die unsäglichsten Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, Herbststürmen gleich, den Baum unseres nationalen Lebens entblätterten, hat es kaum zwei Generationen gegeben, welche nicht verschiedenen Bildungsidealen nachgegangen wären. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine Zeit geistiger Erstarrung, in theologischer Hinsicht als das Zeitalter der todten Orthodoxie bezeichnet, ließ als einen gebildeten Mann nur denjenigen gelten, welcher ein ciceronianisches Latein zu sprechen und auch die nüchternste Prosa des alltäglichen Lebens mit virgilischen Phrasen zu besingen vermochte. Darnach kam, durch die tiefste Erniedrigung Deutschlands unter das Joch der Fremdherrschaft und insonderheit die Uebermacht Ludwig's XIV. herbeigeführt, ein Zeitgeist auf, welcher mit beispiellosem Servilismus dem französischen Wesen huldigte. Daß alles à la mode sei, war der alleinige Canon der Zeit, und wer nur galant und chevaleresk die Sclavenketten zu tragen verstand und

an Frivolität die welschen Muster wo möglich noch zu überbieten wußte, der war in Deutschland ein gebildeter Mann. Durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Gr. auf politischem, durch Klopstock, Lessing u. a. auf geistigem Gebiete wachgerufen, kehrte das Nationalbewußtsein dem deutschen Geiste wieder, und es begann ein neues geistiges Ringen. Aber weil die Wirklichkeit des Lebens keine Befriedigung bot, wandte man sich ganz dem Reiche der Dichtung zu, und das Bildungsideal der Zeit wurde bald in krankhafter Weise ein ausschließlich ästhetisches. Wir erkennen jetzt diese Verirrungen; aber wenn zwei Jahrhunderte hindurch so viele Generationen einseitigen und unvollkommenen Bildungsidealen nachjagten, so muß doch wohl die Frage, was Bildung sei, als eine wohlberechtigte und zeitgemäße erscheinen, zumal es nicht schwer halten würde, aus der Gegenwart unserer Tage die differirendsten Ansichten hierüber beizubringen, von der vulgären Anschauung an, welcher der reiche Mann zugleich auch der gebildete Mann ist, bis zu dem feineren, aber irakten Irrthume, den schon die Schlange ins Paradies einführte, welcher im Besitze einiger oder möglichst vieler Kenntniffe den Schatz wahrer Bildung zu haben glaubt, dem eritis sicut deus, als wäre der Wissende an und für sich zugleich auch der Gebildete. — Jedenfalls steht das fest, daß Bildung etwas den ganzen Menschen Umfassendes und den innersten Kern der menschlichen Persönlichkeit Berührendes sein muß. Wie die Schönheit eines Kunstwerkes auf der harmonischen Uebereinstimmung und Einheit aller seiner Theile beruht, so verlangt auch die Bildung im wahren Sinne des Wortes beides, eine gleichmäßige Entwicklung aller dem Menschen verliehenen Fähigkeiten und in dieser Mannichfaltigkeit eine das Ganze beherrschende und gestaltende Einheit (das ist ein Grundgedanke nicht nur des oben erwähnten, sondern auch früherer Vorträge des Dr. L. Wiese). Es erscheint uns demnach als eine vorläufig genügende und nicht nur für den positiv christlichen, sondern auch den allgemein theistischen Standpunkt annehmbare Definition des Begriffs „Bildung“, wenn wir sagen: Bildung ist die Ausgestaltung der menschlichen Individualität nach dem Bilde (der Aehnlichkeit) Gottes.

Der Ausdruck ist unstreitig schriftgemäß. Dreimal nach einander, also mit besonderer Emphase, giebt ihn uns der mosaische Schöpfungsbericht: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Aber nicht nur in de ihm



ursprünglich anerschaffenen Unschuld, auch nach dem Sündenfalle trägt der Mensch in mehr oder minder getrübler Gestalt das Bild Gottes an sich. „Wenig unter göttlichen Stand erniedrigt du ihn, krönst ihn mit Ehre und Herrlichkeit“, singt David im 8ten Psalm ohne jede directe messianische Beziehung, welche in diese Stelle hineinzulegen offenbar nur die ungenane lutherische Uebersetzung Veranlassung gegeben hat. Und wenn auch Psalm 82 B. 6 die Worte: „Ich habe gesagt, ihr seid Götter“, zunächst von der Obrigkeit und speciell dem Richteramte gelten, so geht doch Christus selbst Joh. 10 B. 35 über diese Beschränkung hinaus, indem er dort den Namen „Götter“ den Juden überhaupt zuertheilt. Von einer Stellvertretung Gottes auf Erden, von göttlicher Autorität im Verhältnisse der Menschen unter einander könnte überhaupt nicht die Rede sein, wenn nicht der Mensch als solcher mehr denn Naturwesen, wenn er nicht im innersten Kerne seiner Persönlichkeit göttlicher Art wäre. Der Apostel Paulus acceptirt in der Rede, die er zu Athen hält, das Wort des cilicischen Dichters Aratus: wir sind seines, nämlich göttlichen Geschlechts. Es ist ein Fundamentalsatz für die biblische und insonderheit christliche Weltanschauung, daß der Mensch nicht nur wie die übrige Creatur von Gott geschaffen, d. h. durch einen bloßen göttlichen Willensact ins Dasein gerufen, sondern daß er durch eine wesentliche Selbstmittheilung, den „lebendigen Odem“ Gottes, zu dem geworden sei, was er ist. Die positive Offenbarung hat diese Wahrheit ins Licht gestellt, eine Ahnung derselben hat aber im Bewußtsein aller Völker gelegen, die den Ursprung der Welt von einem persönlichen Gott ableiteten, d. h. aller, die überhaupt Religion hatten, wie das ihre Sage und Poesie, ihr Mythos und ihre Philosophie überall zeigt. Gleichwohl ist dem Schreiber dieser Zeilen noch keine hinlänglich umfassende Antwort auf die Frage zu theil geworden, was das Göttliche im Menschen sei, oder was das Wort bedeute: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Auch die nachfolgende Erörterung prätendirt nicht, eine wissenschaftlich befriedigende Lösung des Problems darzubieten; ihr Ziel ist ein praktisches; in ihrer wissenschaftlichen Argumentation muß sie sich mit der Andeutung gewonnener Resultate begnügen.

Nun läßt sich aber die Frage, was das Göttliche im Menschen sei, unmöglich behandeln ohne eine vorausgehende Feststellung der Wesensbestimmungen des Gottesbegriffs selbst. Gott ist das vollkommenste Wesen, welches causa sui ist, d. h. den Grund seiner Existenz in sich selbst hat und demgemäß auch der letzte Grund alles Seienden ist. Hinsichtlich dieser abstracten Bestimmung des Gottesbegriffs herrscht keine Meinungsverschiedenheit; sie ist nicht ein Satz des religiösen Glaubens, sondern des allgemeinen Denkens. Wollen wir aber weiter von dieser Abstraction ausgehend dem Gottesbegriffe einen concreten Inhalt verleihen, so befinden wir uns gegenwärtig in der glücklichen Lage, daß es trotz alles praktischen Deismus, Pantheismus und der weiteren Alinzen des entschwindenden Gottesbewußtseins doch im Bereiche des wissenschaftlichen Denkens nur noch zwei

Gegensätze giebt, den Theismus, d. i. die Annahme eines persönlichen Gottes, welcher die Welt als ein noch nicht Bestehendes ins Dasein rief, und den Materialismus, welchem eine unterschiedslose Materie das Ewige, der Urgrund alles Existirenden, also zugleich Gott ist; und zwar ist es hierbei principiell ganz gleichgültig, ob man sich diesen Urstoff nach antiker Weise als Chaos oder der gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Anschauung gemäß als die ursprünglich todte Masse der sog. Atome vorstellt. Vom Standpunkte des Materialismus aus die Gottesidee oder überhaupt noch die Annahme einer geistigen Existenz beibehalten zu wollen, ist schlechthin ein logischer Widerspruch. Denn Gott und Welt, Geist und Materie sind correlate Begriffe. Hebe ich in meinem Denken den Gegensatz auf, auf dem sie beruhen, so muß ich auch einen der beiden Begriffe fallen lassen, wie, wenn ich das Vorhandensein des Lichtes in Abrede stelle, nur Finsterniß bleibt, und umgekehrt. Auch macht ja der consequente und ehrliche Materialismus kein Hehl daraus, daß er Gott und mit ihm den persönlichen Geist leugnet. Diejenigen aber, welche aus einer dem Pantheismus entnommenen verworrenen Anschauungsweise heraus sagen, Gott gelange zu seiner Darstellung oder zum Selbstbewußtsein im Menschengenisse, suchen vergebens durch inhaltsleere Worte das logisch Unmögliche in die Form eines Gedankens einzukleiden. Vom Principe des Materialismus aus giebt es weder Gott noch Geist; der Materialismus ist vielmehr die vollendete Gottlosigkeit und Geistlosigkeit. — Sagen wir aber, es giebt einen Gott — und das sagen wir, weil die Gottesidee dem Menschen angeboren ist als unter allen Axiomen das gewisseste — so müssen wir bei richtigem Denken auch fortfahren: Gott ist Geist, das Wort Geist zunächst im weitesten Sinne gefaßt als Gegensatz gegen die Materie. Nehmen wir nun aber jene erste Prämisse, von der wir ausgingen, hinzu, so ergiebt sich die nähere Bestimmung: Gott ist dasjenige geistige Wesen, welches der Grund seines eigenen Daseins und somit auch der Grund alles Seienden ist, das geistige Lebensprincip alles Existirenden. Da nun aber das vollkommene Leben und überhaupt, was wir im eigentlichen Sinne des Wortes Leben nennen, persönliches Leben ist, so muß Gott, das vollkommenste Wesen, welches der Grund jeder menschlichen Persönlichkeit ist und als causa sui, als Grund seiner selbst, ein noch unendlich reicheres Leben in sich schließt, als diese, nothwendig auch als persönlicher Geist gedacht werden. Der Gottesbegriff, welcher das Merkmal der Persönlichkeit ausschließt, enthält in sich selbst einen Widerspruch. Gott ist der absolut persönliche, dessen Geistesfülle eine unendliche ist. Die Faktoren der Persönlichkeit sind das bis zum Selbstbewußtsein gesteigerte Erkennen und der zur Freiheit entwickelte Wille. Nach seinem absoluten Wissen ist Gott allwissend; sofern sich aber das Wissen im göttlichen Selbstbewußtsein zur Einheit zusammenschließt, ist er die Wahrheit; nach seinem absoluten Willen ist er allmächtig; sofern aber dieser sein Wille ein freier ist, ist er die Liebe. Leben, Geist, und zwar persönlicher Geist, Wahrheit, Liebe, das sind die Grundbestimmungen, welche den Gottesbe-



griff ausmachen (Co. Joh. 5 B. 26, 4 B. 24, 14 B. 6, 1 Joh. 4 B. 16), von denen auch nicht eine fehlen kann, wenn wir nicht den Gottesbegriff überhaupt aufgeben wollen. Und zwar ist das alles nicht eine Sache des Glaubens, sondern — wie uns scheint — eine logische Nothwendigkeit.

Freilich ist hiebei eine höchst wichtige Frage unberührt geblieben. Ist Gott seinem Wesen nach persönlicher Geist, wie setzt Gott, da er doch der alleinige Grund alles Existirenden sein muß, aus sich selbst heraus die Materie? Wenn wir diese Frage beantworten könnten, würden wir der materialistischen Weltanschauung mit zwingender Gewalt entgegentreten. Aber wie, fragen wir umgekehrt vom Standpunkte des Materialismus aus, wie d. h. durch welche Aneinanderlagerung von Atomen setzt die Materie aus sich selbst heraus den persönlichen Geist, wenn auch nur den endlichen? So lange diese Frage unbeantwortet bleibt, wird der Materialismus consequenter Weise, wie schon oben bemerkt ist, überhaupt die Persönlichkeit leugnen und wird es in Abrede stellen müssen, daß irgendwo in der Welt ein Ich, ein Selbstbewußtsein und ein freier Wille existire. Und gleichwohl haben wir nicht nur diese Gegenfrage. Wenn wir auch das Wie der Sache niemals ergründen können, weil wir selbst endliche Geister sind, umschränkt im Wissen und im Wollen, so liegt es doch im Begriffe der absoluten Persönlichkeit, insonderheit des absoluten Willens, daß er im Stande sein muß, etwas außer ihm zu setzen, was nicht er selbst und was ein noch nicht Vorhandenes ist, also daß er ein schöpferischer Wille sei. Ein Gott, der nicht zugleich Welterschöpfer ist, wäre wiederum ein logischer Widerspruch.

Gott ist der Absolute, wir sind endliche Wesen. Was ist nun in diesem Weltatome, das wir Mensch nennen, in diesem stets wandelbaren, hinfälligen und vergänglichen Gebilde, das wie eine Blume blüht, die bald welk wird, was ist im Menschen das Göttliche? Wir haben es auch hier zunächst nicht mit einer biblisch dogmatischen, sondern mit einer psychologischen Frage zu thun und abstrahiren daher vorläufig auch von der Unterscheidung des status integritatis und status corruptionis, fassen vielmehr den Menschen auf, wie er thatsächlich beschaffen ist. Die dogmatische Antwort, wie sie gewöhnlich lautet, würde sein: das Göttliche im Menschen ist, daß er Gottesbewußtsein und Gewissen hat. Die vulgäre Anschauung würde sagen: das Göttliche im Menschen liegt darin, daß er ein mit Intelligenz begabtes Wesen ist. Jenes ist eine zu enge, dieses eine zu oberflächliche Fassung des Begriffs. Nach der oben gegebenen Deduction liegt die Gottähnlichkeit des Menschen vielmehr darin, daß er Persönlichkeit ist, begabt mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, mit freier Erkenntniß und freiem Willen; und es liegt ferner die Gottähnlichkeit des Menschen darin, daß nicht die Naturseite seines Daseins, die Körperlichkeit der Grund seiner geistigen Existenz ist, sondern daß umgekehrt der Geist als das prius sich mit der materiellen Hülle bekleide, wie Gott, der absolute Geist, durch die unendliche Welt seiner Offenbarungen in die Erscheinung tritt, daß hier wie dort „der Geist das Erste

und Höchste und Letzte ist — vor aller Materie und über ihr und ihr Ziel.“

Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung sind die Factoren der Persönlichkeit. Auch das Gefühl participirt an der Freiheit des Denkens und Wollens, nimmt aber seiner Natur nach eine abhängige Stellung ein. In dieser Freiheit des Denkens und Wollens liegt zunächst der wesentliche Unterschied zwischen dem Menschen und der unvernünftigen Creatur. Er liegt nicht in der bloßen Intelligenz. Auch das Thier ist unstreitig ein erkennendes Wesen, und die verschiedenen Thiergattungen besitzen in verschiedenem Grade das Erkenntnißvermögen. Sie haben mit dem Menschen die sinnliche Anschauung gemein, die ja nach Aristoteles der Ausgangspunkt aller Erkenntniß ist, ja sie haben theilweise ungleich schärfere Sinne, eine viel durchdringendere und auch umfassendere Wahrnehmung, als der Mensch. Die zweite Stufe unseres Erkennens ist nach Aristoteles die Vorstellung, welche aus wiederholter Sinneswahrnehmung resultirt. Auch diese Stufe ist unzweifelhaft den Thieren, insonderheit den gelehrtigen Thieren mit dem Menschen gemein: es bleiben ohne diese Annahme unendlich viele Erscheinungen im Leben der Thierwelt ganz unerklärlich. Oder wollte Jemand sein Denken über diesen Gegenstand mit der Phrase abschließen, daß das Thier mit Instinkt begabt sei, so würden wir mit gleichem Rechte hinzufügen können: der Mensch besitze einen potenzierten Instinkt, wären aber dadurch der Sache um nichts näher gekommen. Der Mensch steigt vielmehr in seinem Erkennen noch eine Stufe höher; er bildet sich, die Vorstellung rectificirend, das Wesentliche der einzelnen Erscheinungen von dem Unwesentlichen unterscheidend, nach dem Zusammenhange der einzelnen Dinge fragend, Begriffe. Aber ist es das begriffliche Erkennen, welches den Menschen über die Sphäre des thierischen Daseins erhebt? Wie vieles erkennen wir denn vermittelt klar durchdachter und scharf definirter Begriffe? Das ist die Form des wissenschaftlichen Denkens; wie groß aber ist verhältnißmäßig die Zahl derer, deren Erkenntnißvermögen bis zur Kraft begrifflichen Denkens erstarkt ist, oder die Zahl der wissenschaftlich Gebildeten? Leben nicht die meisten Individuen und Völker lediglich im Bereiche der Anschauung und Vorstellung? Das begriffliche Denken ist es sicherlich nicht, das den Menschen zum Menschen macht, wohl aber ist es das Selbstbewußtsein. Das Selbstbewußtsein verleiht dem menschlichen Erkennen auf allen Stufen desselben seine innere Einheit. Die Beziehung der zerstreuten Wahrnehmungen auf das Ich und andererseits die Selbstunterscheidung des Ich von der Außenwelt läßt ihn in sich einen Schatz von Kenntnissen und Erkenntnissen sammeln, verleiht ihm als Ausdruck derselben vor aller anderen Creatur das göttliche Vorrecht der Sprache, befähigt ihn, das Einzelne aus dem Zusammenhange des Ganzen, nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folge zu erkennen, schafft ihm eine kleine Gedankenwelt, die er beherrscht, und macht so sein Denken frei. Die Natur träumt, der persönliche Geist denkt. — Aehnlich verhält es sich mit dem Willen. Kraft des Erkennens nehmen wir die Außenwelt in



unser Inneres auf, kraft des Willens streben wir nach außen und prägen der uns umgebenden Welt die Spuren unseres Geistes auf. Auch das Thier hat einen Willen, der mehr ist als nothwendiger Naturtrieb; in den edleren Thieren steigert sich die Willensanlage bis zum Gehorsam unter den höheren menschlichen Willen auch gegen den natürlichen Trieb. Aber weil das Thier kein Ich ist, sondern nur ein Theil des allgemeinen Naturlebens, weil es in Ermangelung des Selbstbewußtseins nicht fähig ist, über sich und sein Thun zu reflectiren, darum ist sein Wille ein nur von außen bestimmbarer, kein freier Wille. Nur der persönliche Geist vermag sich selbst zu bestimmen und schafft sich in Freiheit seinen Mikrokosmos, seine eigene Welt.

Aber mit allem Bisherigen sind wir dem Gegenstande unserer Betrachtung nur von der einen Seite her näher getreten. Hat Gott dem Menschen im Selbstbewußtsein das Vermögen gegeben, sich als Person zu unterscheiden von allem, was nicht Ich ist, so bezieht sich nothwendiger Weise das Selbstbewußtsein nicht nur auf die sinnliche, sondern auch auf die übersinnliche Welt, insonderheit auf Gott selbst, so schöpft der Menscheng Geist seine Erkenntniß nicht nur aus dem, was die leiblichen Sinne schauen, sondern giebt es auch ein inneres Schauen des Uebersinnlichen, aus welchem ja der tiefste Denker des Alterthums, Plato, alle ideale Erkenntniß herleitete, giebt es Ideen, welche nicht der formale Verstand aus dem Sinnlichen abstrahirt, sondern welche dem menschlichen Geiste als einem Hauche aus Gott anerschaffen sind und ihm noch immer aus der Sphäre eines höheren Geisteslebens zufließen, man nenne sie nun angeborene oder Vernunftideen. Auch die neuere Philosophie, soweit sie nicht Tendenzphilosophie ist und der materialistisch gerichtete Wille der Anerkennung derselben durchaus widerstrebt, kann ihrer nicht entbehren. Ausgehend von der sinnlichen Wahrnehmung können wir durch bloße Verstandesabstraction z. B. zur Idee des Guten niemals gelangen; wohl können wir vermittelt gewisser Denkkategorien, wie Ursache und Wirkung, Grund und Folge, zu der Vorstellung kommen, daß etwas zweckdienlich, nützlich oder schädlich sei, niemals aber zu der des sittlich Guten; denn ob etwas moralisch gut oder verwerflich sei, dafür giebt es schlechterdings kein äußeres Kriterium. Die höchste aber und zugleich die alles beherrschende unter diesen dem menschlichen Bewußtsein immanenten Ideen ist die Gottesidee selbst. Wie einerseits das Selbstbewußtsein und zwar nur dieses dem Menschen sagt, daß es eine Welt giebt (denn ohne das Selbstbewußtsein gingen wir vielmehr unterscheidungslos auf in der Welt), so sagt es uns auch andrerseits, daß es einen Gott giebt. Das Selbstbewußtsein schließt beides in gleicher Weise in sich, das Welt- und das Gottesbewußtsein. Und zwar ist das Wissen, welches dem menschlichen Geiste vom Uebersinnlichen inne wohnt, das allgewisseste; denn es ist ein unmittelbares, während die Erkenntniß der sinnlichen Welt nur mittelbar durch eine oft unzulängliche, oft falsche sinnliche Wahrnehmung und durch eine oft irrende Reflexion des

Verstandes gewonnen wird. Also nicht die bloße Intelligenz, wie man oberflächlich zu sagen pflegt, nicht die formale Denkkraft, sondern das Ich mitten inne zwischen Gott und Welt, das Ich, welches sich in gleicher Weise seines Verhältnisses zu Gott, wie seines Verhältnisses zur Welt bewußt ist, das ist nach Seiten des Erkennens das Göttliche im Menschen. — In gleicher Weise ist aber auch der Wille nicht ein bloß formales Vermögen, sondern hat seine ursprüngliche positive Bestimmtheit; und zwar liegt diese in dem Gefühle der Abhängigkeit des Menschen von Gott. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge; *cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te*. Faßt man den Willen auf als das bloß formale Vermögen der Selbstentscheidung, welches erst durch das Verhältniß des Menschen zur Welt, sei es mittelst des Erkenntnißvermögens oder ohne dasselbe bestimmt wird, so hebt man damit die Willensfreiheit auf und macht den menschlichen Willen als einen von außen her bestimmten specifisch dem thierischen gleich. Als eine selbständig wollende, sich selbständig ihre eigene Welt gestaltende, tritt die menschliche Persönlichkeit der Welt gegenüber, ja so selbständig, daß die Erkenntniß immer nur in Abhängigkeit und im Dienste des Willens steht. Der Mensch weiß sich nicht nur, sondern fühlt sich auch als ein Ich, und im Willen giebt er diesem Selbstgeföhle seine Richtung nach außen. Aber der Mensch ist nicht absolut, nicht Gott. Er hat den Grund und somit auch den Zweck seines Daseins nicht in sich selbst; er weiß und fühlt sich abhängig. Der Materialismus macht den Menschen zu einem willenlosen Gebilde stofflicher Elemente, der Pantheismus zu einer sich vorübergehend als Persönlichkeit gestaltenden Erscheinungsform der allgemeinen Naturkraft oder der Weltseele, wie die Woge des Meeres sich eine Zeitlang schäumend über die große Fläche erhebt, um wieder in die Tiefe zu versinken. Der Theismus allein erkennt im Menschen die freie Persönlichkeit, frei und doch abhängig von dem persönlichen Gott. Das ist kein Widerspruch. Sagen wir nicht, die Erde wandle frei ihre Bahnen durch den unendlichen Weltraum, nicht getragen oder geschoben von einer uns unsichtbaren starken Hand? Aber setzen wir den Fall, sie verlasse ihre eigenthümliche Bahn, sie würde alsbald gewaltigen Hindernissen begegnen, und ihre Freiheit würde ein Ende haben. So wandelt der Mensch, ein jeder in seiner Sphäre, frei, nicht durch eine von außen wirkende Macht gezwungen; aber seine Freiheit hört auf, und er stößt auf unüberwindliche Hindernisse, sobald er die seinem Wesen entsprechende Bahn verläßt, d. h. sobald sein persönlicher Wille im Widerspruch tritt gegen den göttlichen Willen. Ich sagte, der Wille sei nicht ein bloß formales Vermögen, sondern habe seine ursprüngliche Bestimmtheit, und diese liegt in der Einigung des menschlichen Willens mit dem des persönlichen Gottes, oder was dasselbe ist, in der Liebe zu Gott.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Samstag den 15. Juli.

N<sup>o</sup> 56.

## Der Mensch nach dem Bilde Gottes.

Ein Beitrag zur Bildungsfrage der Zeit.

(Schluß.)

Die Resultate, welche wir ausgehend von dem Begriffe der Persönlichkeit gewonnen haben, stimmen überein mit der Schrift, zunächst mit dem mosaischen Schöpfungsberichte. Dort heißt es von Allem, was auf Erden außer dem Menschen erschaffen wird: „Gott sprach, die Erde bringe hervor.“ Die Pflanzenwelt und die Thierwelt ist zwar ein Product des göttlichen Willens, aber ins Dasein getreten mittelst der der Natur verliehenen und ihr innewohnenden Lebenskräfte. Vom Menschen heißt es nicht: die Erde bringe ihn hervor, sondern: „Gott sprach, laffet uns Menschen machen.“ Er ist nicht ein bloßes Gebilde elementarer Stoffe, wie der Materialismus will, sondern das Product eines neuen göttlichen Willensactes, ein besonderer Gottesgedanke. Und Gott bildete ihn dem Leibe nach aus Erde, darum ist er Naturwesen, aber sein eigenthümliches Wesen erhielt er durch den Odem Gottes, d. h. dadurch, daß Gott ihm Geist einhauchte von seinem Geiste, persönlichen Geist. Als persönlicher Geist in leiblicher Hülle — denn der endliche Geist ist undenkbar ohne Körperlichkeit oder, was dasselbe ist, ohne das Gebundensein an die Schranken des Raumes und der Zeit — aber als persönlicher Geist berufen und befähigt, die Leiblichkeit zu durchdringen, zu gestalten und zu verklären, als persönlicher Geist göttlichen Geschlechtes und darum unsterblich, so ging der Mensch hervor aus der Schöpferhand Gottes. Auch hinsichtlich seiner Genesis ist der erste Adam ein Bild des zweiten, von dem wir bekennen, daß er empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria.

Aber es kam der Sündenfall, eine Thatsache, welche sich als solche allerdings nicht philosophisch construiren läßt, und die Entwicklung des Menschen, welche Gott gewollt und zu welcher er ihn veranlagt hatte, wurde hiedurch nicht nur gestört, sondern in eine gegenheilige verwandelt. Das Wesen der Sünde ist, daß der Mensch seinen persönlichen Willen in Widerspruch setzt gegen den göttlichen Willen und somit sich losagt von Gott. Er bleibt auch nach dem Falle Persönlichkeit, begabt mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, aber er hat aufgehört, eine im wahren Sinne des Wortes freie Persönlichkeit zu sein; an

die Stelle der realen Freiheit, welche darauf beruht, daß das göttliche *πνεῦμα* als das herrschende Lebensprinzip in ihm waltet, ist die formale des bloßen Vermögens der Selbstentscheidung getreten, sein Wille ist innerlich geknechtet unter die Herrschaft des Fleisches; „sie sind Fleisch“ 1 Mose 6 V. 3. Auf dieser Verrückung des Schwerpunktes der menschlichen Persönlichkeit nach der Gott abgewandten und der Erde zugekehrten Seite hin beruht es, daß auch der Apostel Johannes den natürlichen Menschen schlechthin als *σὰρξ*, Fleisch bezeichnet (Joh. 3 V. 6 u. a. D.), Paulus aber als *σαρκινός* (1 Cor. 3 V. 3 u. a. D.). Gott ist nur Geist und als solcher die absolute Persönlichkeit. — Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Wesensbestimmungen, welche den Gottesbegriff ausmachen, und der entsprechenden Ebenbildlichkeit des Menschen. Die Sünde ist in jeder Hinsicht das Widergöttliche. Gott ist das Leben; der Mensch hat nicht nur sein Leben von Gott, sondern das wahre Leben desselben beruht constant auf seiner Gemeinschaft mit Gott. Indem die Sünde diese Gemeinschaft löst, führt sie zum Tode. Der Tod ist die Scheidung des Menschen von Gott, der Quelle seines Lebens. Der leibliche Tod ist nur ein Stadium des verkehrten Entwicklungsganges und muß eintreten, weil das *πνεῦμα*, der lebendige Odem Gottes, in Folge des Falles die Leiblichkeit nicht mehr zu durchdringen und zu gestalten vermag; er ist die Rehrseite des Verklärungsprozesses, welcher vom Geiste ausgehend ohne den Sündenfall das Loos des seligen Menschen gewesen wäre. — Gott ist die Liebe; das Prinzip des Bösen ist die Selbstsucht. Wahrhaftige menschliche Liebe ist die Hingabe an Gott, die Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen Willen und die dieser Einigung entsprechende Bethätigung desselben. Was der sündige Mensch Liebe nennt, ist nichts anderes als das Gewährenlassen der Selbstsucht, das Gewährenlassen der Selbstsucht anderer im Interesse des eigenen Egoismus. Sein Liebesbegriff correspondirt seinem Freiheitsbegriffe, „daß ich, von keinerlei Autorität abhängig, thun kann, was mir beliebt, und meine Willkür für das Maß des Rechts und Erlaubten halte,“ wie Biese sagt l. c. St. 46. — Gott ist die Wahrheit; die Sünde ist Irrthum, *ἀμαρτία*, und ihre Erscheinungsform die Lüge. „Ihr werdet sein, wie Gott, und wissen, was gut und böse ist,“ sprach der Verführer und deconvrirte damit aufs deutlichste den Unterschied zwischen der verschiedenen Art und Weise, wie der gefallene Mensch und wie der Mensch nach dem Bilde Gottes sich seine Begriffe gestaltet. Jener that



den Fortschritt zur Erkenntniß des Guten und Bösen durch persönliche Erfahrung des letzteren, und auf diese Empirie grünet sich all sein weiteres Denken in der sittlichen Sphäre; dieser hätte ihn gethan und thut ihn jetzt als der vom Geist geberne (Joh. 3 B. 6) durch persönliche Erfahrung des Guten. Daher die gegenwärtige babylonische Verwirrung nicht der Sprachen, aber der Begriffe, von welcher Wiese l. c. St. 44 ff. einige charakteristische Proben abgiebt. — Die Ursache der intellectuellen Verfinsternung ist der Abfall des Herzens von Gott. „Sie haben ihn nicht gepriesen als einen Gott noch gedanket“ Röm. 1. Vermahloßt entschwindet das Gottesbewußtsein und mit ihm das Gewissen mehr und mehr; „sie sind in ihrem Dichten eitel geworden und ihr unverständiges Herz ist verfinstert;“ verfinstert bis zur Thorheit des Götzendienstes, die da verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere, aber doch sittlich und intellectuell noch höher steht, als die in der abtrünnigen Christenheit jetzt zu Tage tretende Gottlosigkeit des vollendeten Materialismus, über welche nur das Schlußwort des Apostels ein Licht verbreitet: „Gott hat sie dahingegeben“ u. s. w. — Auch der Entwicklungsgang aller Völker, welche die Geschichte kennt, geht vom Theismus zum Materialismus, von einer auf theistischer Grundlage ruhenden Weltanschauung und Lebensordnung zu einer Gestaltung der Verhältnisse nach materialistischen Principien, sei es daß diese ihren wissenschaftlichen Ausdruck gefunden oder daß sie sich nur in der Praxis geltend gemacht haben. Das Gottesbewußtsein und das Abhängigkeitsgefühl von Gott schwinden mehr und mehr; aus dem Theismus wird zuerst der Deismus, die Weltanschauung, welche wohl noch einen persönlichen Gott als Welturheber annimmt, aber ihn nicht mehr fühlt als einen nahen, energisch in der Welt wirkenden, sondern ihn als einen nur überweltlichen ansieht, die Religion, deren Gott der „liebe Himmel“ ist, während wir Menschen unser Reich für uns auf Erden haben. Es ist nur consequent, daß ein so jämmerlicher Gott bald ganz über Bord geworfen wird. Was eben noch Aufklärung, Bildung und höchste Weisheit war, wird nun Aberglaube und Ammenmärchen. Es giebt überhaupt keinen persönlichen Gott; die Naturseele, das All ist Gott; zur Persönlichkeit wird er nur im Menschengeste. So entsteht aus dem Deismus der Pantheismus. Aber die Todten reiten schnell. Es giebt ja keine exacten Wissensresultate außerhalb unserer sinnlichen Wahrnehmung. Nicht ein göttliches *πνεῦμα*, „Mikroskop und Retorte sind unsere Vernunft.“ Geist und Seele existiren nicht, sind nur Ueberbleibsel einer veralteten Weltanschauung. Die Materie allein ist das wahrhaft Existirende, alle Erscheinungen sind zufällige Aneinanderlagerung der ewigen Atome. — Es ist keine Kunst, über den Irrthum, wenn er in seinen äußersten Consequenzen klar zu Tage tritt, den Stab zu brechen; aber das kommt wenig; principiis obsta.

Ziehen wir nun zum Ausgangspunkte zurückkehrend einige der wichtigsten Resultate aus unserer freilich nur andeutenden

Erörterung, so glauben wir zunächst den Beweis dafür geliefert zu haben, daß wahre Bildung nur möglich ist durch das Christenthum. Der Entwicklungsgang des natürlichen Menschen führt, wie oben gezeigt, nicht nur zur Trennung von Gott, sondern zum inneren Zerfall und der Verflümmern der menschlichen Persönlichkeit selbst. Einander widerstreitende Gefühle bemächtigen sich der Seele, Wissen und Wollen treten zu einander und mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie nicht der ursprünglichen Bestimmung des Menschen gemäß im *πνεῦμα*, dem Geiste aus Gott, ihre höhere Einheit, ihre Harmonie, ihre gemeinsame Richtung finden. Aber eine neue, die Herrschaft des *πνεῦμα* wiederherstellende Selbstmittheilung Gottes, eine *παλιγγενεσία* des gesunkenen Menschen hat nicht theoretisch — denn die Theorie allein würde nichts helfen — sondern thatsächlich nur das Christenthum, und hierauf beruht die Macht seiner „Synthesis.“ Die praktische Erfahrung mancher Seelsorger bestätigt unwiderleglich den bildenden Einfluß, welchen das lebendige Christenthum oder bestimmter die Wiedergeburt aus dem Geiste Gottes auf den Menschen ausübt, wenn sich ihre Kraft wie bei Paulus und Augustinus in schneller Entwicklung geltend macht; alle Rohheit schwindet, das Gefühl wird veredelt; der Egoismus ist gebrochen, die Leidenschaften schweigen, Demuth und Liebe sind fortan die Kennzeichen des geläuterten Willens; selbst eine überraschend klare Einsicht, ein sicheres Urtheil gewinnt der zuvor als ganz ungebildet erscheinende Mensch nach dem Worte des Apostels: *ὁ πνευματικὸς ἀνακρίνει πάντα*, 1 Cor. 2 B. 15; denn er ist nun wieder ein Mensch nach dem Bilde Gottes geworden. Darum wird auch die christliche Kirche zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Trägerin wahrer Bildung bleiben, unter den Confessionen aber und selbst unter den theologischen Richtungen innerhalb derselben diejenige die Krone ererben, welche am reichsten ist nicht an äußerlich guten Werken, sondern an solchen Beweisen des Geistes und der Kraft. Mit Recht beklagt Dr. L. Wiese in seinem genannten Vortrage den jetzt herrschenden Mangel an Einverständnis über die Ziele und Mittel der Bildung, den Werth der einzelnen Bildungsmittel, die verschiedenen Erziehungsprincipien und vor allem den inneren Zwiespalt zwischen der weltlichen wissenschaftlichen Bildung und der Religion. Der Grund dieser Zersplittertheit liegt nicht auf dem Gebiete wissenschaftlicher Methodik, nicht in der Mannichfaltigkeit und großen Fülle des für unsere Zeit nothwendigen Wissensstoffes, überhaupt nicht in äußeren Verhältnissen; der Grund ist die innere Analyse der menschlichen Persönlichkeit selbst, der geistige Auflösungs- und Zerstückerungs-Proceß, welcher nothwendig eintreten muß, wenn nicht der Geist Gottes die verschiedenen Seelenkräfte unter einer höheren Einheit zusammenfaßt und dem Denken, Fühlen und Wollen eine übereinstimmende Richtung giebt. Erziehung und Unterricht können auf einzelne jugendliche Gemüther einen fördernden Einfluß üben; aber im Großen und Ganzen ist gegen die das Volksleben und alle seine Organismen zerstörende Macht des Subjectivismus kein Heilmittel vorhanden außer in einer allgemeinen Wiedergeburt des



Vollsgewisses selbst, welche nur die Barmherzigkeit Gottes, nicht Menschenkraft und Menschenweisheit herbeizuführen vermag.

Andererseits sind wir weit davon entfernt, der Kunst und Wissenschaft ihren bildenden Einfluß abspreiben oder denselben auch nur verkleinern zu wollen. Lascive Kunst verdirbt, wahre Kunst veredelt das Gefühl und richtet den Sinn auf das Ideale; ja in den Werken seiner Kunst offenbart sich am augenscheinlichsten der Mensch nach dem Bilde Gottes. So wenig widerstreiten Kunst und Religion einander, daß lebendige Religiosität vielmehr stets auch nach einer künstlerischen Darstellung der Ideen strebt, von welchen sie befeelt ist, daß die Kunst bei allen Völkern ihren Höhepunkt dann erreichte, wenn sie im Dienste der Religion stand, während ihr Sinken jederzeit durch das Ueberhandnehmen des Materialismus herbeigeführt wurde. Es gilt das nicht nur von den alten Religionen, sondern auch vom christlichen Glauben. Das beweisen die herrlichen Denkmäler gothischer Baukunst, beweisen auf dem Gebiete der Malerei vor vielen anderen ein Raphael und Correggio, im Bereiche der Poesie ein Dante und Tasso, Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach; ja jede neue Epoche unserer deutschen Poesie schöpfte ihre Kräfte wesentlich aus der stets verjüngenden Quelle der christlichen Offenbarung. Auch jetzt gehört es zu den erquickendsten Erscheinungen der Zeit, daß wenigstens auf einigen Gebieten der Kunst die Meisterschaft unstreitig denen zuerkannt werden muß, welche religiöse Gegenstände zum Vorwurf nehmen. Die Poesie freilich schweigt noch. Das gute, was die letzten Jahre hervorgebracht haben, erstreckt sich doch meist nur auf lyrische Ergüsse einer edlen und frommen subjectiven Empfindung; der nationale Aufschwung, den wir jetzt erlebt zu haben glauben, besaß bisher nicht die Kraft, ein größeres Epos hervorzurufen, weil ja ein solches innere Einheit des Volksgewisses, Gemeinsamkeit der Lebensanschauung, allgemeine Befriedigung durch die Verhältnisse der Gegenwart zur Voraussetzung hat; auch den dramatischen Helden, der ohne die Zuthat der Bühnensprache begeistert wirkte, hat die Zeit noch nicht gefunden; denn der wahre Dichter will von einer allgemeinen ebenso mächtigen als edlen geistigen Strömung getragen sein, und diese kann dem deutschen Volke nur durch eine Regeneration aus dem Geiste Gottes erwachsen.

Hinsichtlich des Selbstbewußtseins sagten wir in unserer grundlegenden Erörterung, daß es beides in gleicher Weise umfassen müsse, das Welt- und das Gottesbewußtsein. Hieraus ergibt sich die Aufgabe der weltlichen Wissenschaft für den Zweck der Bildung. Wahre Wissenschaft erweitert und rectificirt das Weltbewußtsein; insofern aber die Reiche der Natur, der Geschichte und des inneren Geisteslebens Gottesoffenbarungen sind, muß die wahre Wissenschaft durch sich selbst nothwendig auch das Gottesbewußtsein stärken; der Mangel dieses Erfolges ist ein sicheres Kriterium des Irrthums. Die gottfeindliche Wissenschaft vermag wohl einzelne Wissensresultate an den Tag zu bringen; insofern sie sich aber als Wissenschaft zum Systeme gestaltet, übt sie auf die menschliche Persönlichkeit nicht nur keinen

bildenden, sondern einen zerstörenden Einfluß aus. Der Feind unserer Bildung ist dieses hochmüthige, sich selbst überhebende Wissen, nicht die gehäufte Fülle des für unsere Zeit nothwendigen Wissensstoffes. Wir können überhaupt die Vielwisserei so hoch nicht schätzen. Hält man es doch nicht für ein Erforderniß der Bildung, daß jedermann selbst ein Künstler sei, sondern verlangt, der Individualität Rechnung tragend, Empfänglichkeit für die Eindrücke der Kunst, einen offenen Sinn für das Schöne, Geschmack, aber nicht Kunstfertigkeit. Sollte hinsichtlich des Wissens eine andere Maxime gelten? Nicht das Wissen an sich ist das Bildende, sondern die Wahrheit, welche das ausschließliche Ziel all unseres Denkens und Erkennens sein soll, damit sie das Selbstbewußtsein kläre und den inneren Menschen frei mache. Darum ist es kein nothwendiges Erforderniß der Bildung, daß jedermann auf vielen Wissensgebieten, in vielen Literaturen bewandert sei; das bleibe den Talenten, den Meistern der Wissenschaft überlassen. Wohl aber ist es unerläßlich, daß er einen offenen Sinn für die Wahrheit habe, ein reges Interesse für diejenigen Resultate wissenschaftlicher Forschung, welche die Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge fördern, die Fähigkeit richtigen Denkens und die Spannkraft des Geistes, eitlen Prunk von Gebiegenheit, die Phrase von der Wahrheit zu unterscheiden. Der Umfang des Wissens kann nicht zum Kriterium allgemeiner Bildung gemacht werden, ihn bestimmt die Individualität, wohl aber ist es ein Erforderniß derselben, daß der Mensch in der Verwaltung des ihm anvertrauten Pfundes treu erfunden werde. Für bestimmte Berufsarten ist freilich ein objectives Wissensquantum festzustellen; von den Fachwissenschaften aber ist hier nicht die Rede. Es ist ferner ein Erforderniß wahrer Bildung, daß der Mensch, was er weiß, auch recht wisse, daß es sein innerstes Eigenthum geworden sei. Andernfalls verdunkelt das Wissen sein geistiges Auge. Ueberdies steht auch der wissenschaftliche Chignon dem Menschen übel an. In der Pädagogik des höheren Schulwesens hat sich schon seit Jahren und, so viel uns bekannt, wesentlich unter dem Einflusse des Dr. L. Wiese, die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß eine Vereinfachung des Lehrstoffs und Concentration des Unterrichts zur Erreichung des Zieles wahrer Geistesbildung nothwendig sei, und daß dies Ziel nicht in der Fülle des Wissens, sondern im Können, in der Ausgestaltung der geistigen Fähigkeiten liege. Wir beanspruchen denselben Canon auch für die allgemeine Bildung. Als ein drittes Erforderniß erscheint uns die innere Harmonie des Wissens, insonderheit die Aufhebung des Zwiespalts zwischen der weltlichen wissenschaftlichen Bildung und der Religion. Hätte dieser Zwiespalt eine objective Grundlage, ständen wirklich unumstößliche Resultate wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche mit dem Inhalte des christlichen Glaubens, so könnte principiell von einer Versöhnung nicht die Rede sein. Indessen zeigt uns eine achtzehnhundertjährige Geschichte, daß dasjenige, was auf wissenschaftlichem Wege als Wahrheit erkannt worden ist, sich auch stets als wohl vereinbar mit der Schrift erwiesen hat; denn der Widerspruch traf in diesem Falle nie die Schrift selbst, sondern die naive Auffassung der-



selben, wie das bekannte Beispiel vom Sonnenstillstande, Jos. 10, beweist. Die Schrift erzeigt sich nach dem Ausspruche Augustins noch immer als ein Wasser, in welchem ein Lamm waten und ein Elephant schwimmen kann. Der Zwiespalt ist vielmehr ein subjectiver, er liegt stets in der menschlichen Persönlichkeit selbst, in der verkehrten Richtung des Willens oder der Mangelhaftigkeit der Erkenntniß oder in beiden zugleich. Wer z. B. auf die Resultate Voigt'scher Naturforschung die Annahme eines Zwiespalt's zwischen Wissenschaft und Glauben gründen wollte, der würde sich in sittlicher und intellectueller Hinsicht gleichmäßig compromittiren, in sittlicher, weil diese materialistische Naturwissenschaft alle Moral aufhebt, in intellectueller, weil sie nicht nur der Religion, sondern auch den begründetsten Resultaten anderer Wissenschaften direkt widerspricht. Oder wäre es wohl möglich, daß z. B. die Psychologie oder die Geschichtsbetrachtung das Denken eines gesunden Kopfes ebenfalls auf den bewußten Ursprung des Menschengeschlechts hinleitete? Solche Resultate wissenschaftlicher Forschung sind die Frucht der einseitigsten Analysis, welche auch die elementarsten Regeln der Synthesis außer Acht läßt. Freilich ist der Irrthum nicht immer so handgreiflich, wie in diesem Falle. Aber auch die glänzendsten Hypothesen dürfen nicht ohne weiteres als objective Wahrheit hingenommen werden. Es ist in der That sehr selten, daß die wissenschaftliche Forschung zu einem endgültigen Resultate, einem definitiven Abschluß gelangt, und doch kann nur unter dieser Voraussetzung von einem wirklichen Zwiespalte zwischen dem Wissen und der Religion die Rede sein. Das Mittel zur Ausgleichung des Widerspruchs zwischen der weltlichen Wissenschaft und der Religion liegt einzig und allein in der sittlichen und intellectuellen Vertiefung, welche nach unserem Verständniß Dr. L. Wiese in seiner Schrift als Synthesis bezeichnet. Aber eben dieser Vertiefung widerstrebt der Zeitgeist. Das beweist die allgemein herrschende Neigung, in allen Fällen, welche vom Manne eine Entscheidung fordern, den goldenen Mittelweg einzuschlagen, ob die Gegensätze, um die es sich handelt, conträre und als solche vereinbare oder contradictorische sind, die doch nur ein Ja oder Nein zulassen. Voll stolzen Selbstbewußtseins schreitet die Mittelmäßigkeit auch zwischen contradictorischen Gegensätzen hindurch und bleibt von der Wissenschaft und vom Glauben gleichweit entfernt. Beweis ist ferner das Streben, an die Stelle des positiven Christenthums das sog. religiöse Zeitbewußtsein zu setzen, ohne zu bedenken, daß man consequenter Weise alle objective Wahrheit sowohl auf religiösem, wie auf wissenschaftlichem Gebiete leugnen muß, wenn man die jeweilige Stufe der Volksbildung als Norm derselben ansieht. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns wohl einen continuirlichen Fortschritt der menschlichen Erkenntniß, aber sie zeigt nicht, daß die Majoritäten die continuirlichen Träger derselben gewesen wären, vielmehr das Gegentheil. „Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach der Wahrheit richten.“ Beweis ist auch die selbst unter Wohlmeinun-

den verbreitete Anschauung, als sei die Religion ausschließlich eine Sache des Gefühls und als habe sie demgemäß ihr besonderes Gebiet für sich und in demselben ihre volle subjective Berechtigung, dürfe aber auf das Gebiet des Wissens nicht hinübergreifen wollen. Auch dies ist eine mehr als wissenschaftliche, nämlich eine die Persönlichkeit selbst und das gesunde Leben derselben zersetzende Analysis. Kinder freilich sind beherrscht von der Unmittelbarkeit des Gefühls, aber dem Manne muß eine klare Erkenntniß das Correctiv seiner Gefühle sein. Nur Vertiefung kann den Zwiespalt lösen zwischen der weltlichen Wissenschaft und der Religion, aber Vertiefung nach beiden Seiten hin. Und in der That, in demselben Maße, in dem sich unsere Zeit des Wissens rühmt, zeigt sie sich unwissend auf dem Gebiete der Religion. Wie viele Zeitungsartikel über kirchliche und religiöse Zeitfragen werden nicht von solchen Leuten geschrieben und veröffentlicht, welche nie im Leben den Inhalt der christlichen Offenbarung kennen gelernt, geschweige denn sich in wissenschaftlicher Weise mit demselben beschäftigt haben, welche sich wohl bewußt sind, daß sie auf der Höhe der Zeitbildung stehen, und sich bei einiger Selbsterkenntniß und Selbstbeobachtung doch leicht sagen könnten, daß ihnen das Gebiet christlicher Religionserkenntniß stets terra incognita geblieben ist. Und von solchen lassen sich die Majoritäten leiten und belehren, läßt das christlich deutsche Volk seine eigene große Vergangenheit schmähern und sich das von den Vätern ererbte Kleinod seines allertheuersten Glaubens rauben! Wie viele Reden, um nur noch dies eine wohlbekannte Beispiel anzuführen, wie viele Reden über die vielbesprochenen Regulative wären im preussischen Abgeordnetenhaus ungehalten geblieben, wenn der sonst hochgebildete Redner an christlich religiöser Erkenntniß auch nur den Standpunkt eingenommen hätte, welchen die Regulative selbst in Elementarschulen wirklich erzielen. Nicht der Fortschritt unserer wissenschaftlichen Bildung ist die Ursache des in Rede stehenden Zwiespalt's, sondern der Rückschritt der religiösen Erkenntniß. Nur Vertiefung kann hier versöhnen, wissenschaftliche Vertiefung, vor allem aber Vertiefung in die Wahrheiten des Christenthums selbst und den alle philosophische Synthese überragenden Organismus der christlichen Weltanschauung. Gott stärke die Hüter und Wächter deutscher Bildung, Stand zu halten auch gegen die hochgehenden Wogen des irrenden religiösen Zeitbewußtseins.

Aber die Vertiefung muß beides, eine intellectuelle und eine moralische sein; denn Wissen und Wollen, Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung constituiren beide gleichmäßig die Persönlichkeit und das eine beeinflusst das andere. Darum hat wahre Bildung eine umfassende geistige Erneuerung zur Voraussetzung. Ist die Persönlichkeit gestaltet nach dem Bilde Gottes, ist der Geist Gottes wieder in ihr das oberste und alles beherrschende Lebensprinzip geworden, so löst sich der Zwiespalt von selbst und löst sich ohne jegliche Gefährdung des wissenschaftlichen Forschens, verleiht demselben vielmehr nur um so intensivere Kraft. Darum können wir auch für Deutschland nur Heil erwarten aus einer

**Beilage.**



von Gott selbst gewirkten Regeneration des Volksgeistes. Daß sie bevorstehe, dafür bieten die glänzenden Waffenthaten unserer Tage und die auf ihnen beruhende nationale Einigung keine Gewähr. Sie offenbaren ja wohl eine im Volke lebende Fülle sittlicher Kraft, sie offenbaren eine Bethätigung derselben nach außen gegenüber einem sittlich tief gesunkenen Feinde. Wird sich dieselbe bei hohen und niederen Ständen auch in der Richtung nach innen bewähren? Wo nicht, so beweist die Geschichte vieler Völker, daß die höchste nationale Machtentfaltung nur der Vorbote des nahenden Endes war.

## Ueber die Uebertragung der Aufsicht der Volksschulen in der Provinz Hannover auf nichtkirchliche Behörden.

Eine Stimme aus Pommern.

Der Herr Consistorialrath Bied hatte auf dem Landtage den Antrag eingebracht: „Die Aufsicht über die Volksschulen möge auch in der Provinz Hannover nichtkirchlichen Behörden übertragen werden.“ Derselbe war am 30. Mai 1869 im Abgeordnetenhaus mit großer Majorität angenommen, wurde aber im Herrenhause abgelehnt. Ebenso erging es dem entsprechenden Gesetz-Entwurf, welchen nachher der Herr Kultusminister einbrachte. Der Hr. C.-R. Bied sucht nun in der Ev. K. Z. (Beilage Nr. 26 von 1871) sein Vorgehen zu rechtfertigen und die Besorgnisse, welche jener Antrag und jenes Gesetz in Hannover erregt hat, zu widerlegen. Darauf ist ihm in derselben K. Z. (vom 8. April Nr. 28) bereits eine Antwort und gründliche Widerlegung aus Hannover zu Theil geworden. Da seine Beweisführung hauptsächlich darauf hinausläuft, daß er die betreffenden Zustände in den altpreussischen Provinzen als durchaus normal darzustellen und von da aus die Besorgnisse zu heben sucht; so wird es wohl nicht unwillkommen sein, auch aus den alten Provinzen hierüber eine Stimme zu vernehmen. Solche Stimmen sind freilich schon auf dem Landtage, namentlich die gewichtige Stimme des Hrn. v. Kleist-Nezow, laut geworden. Aber auch die Stimme eines praktischen Geistlichen, welcher über 27 Jahre die Aufsicht über Volksschulen führt und früher selbst Schulmann gewesen ist, wird wohl nicht ungern gehört werden. Derselbe muß hiermit zuerst bekennen, daß er höchst verwundert gewesen ist, wie gerade der Hr. C.-R. Bied dazu komme, einen solchen Antrag einzubringen, da er sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, als siehe dies mit dem früheren Verhalten desselben bei den Verhandlungen über die Schulen im Widerspruch. Man fragte sich, welche gewichtigen Gründe muß der Mann zu solchem Vorgehen haben? Er giebt

sie in dem angeführten Rechtfertigungs-Artikel in den wiederabgedruckten Motiven an. In §. 1 führt er als Hauptgrund an: was in ganz Preußen gilt, muß auch in Hannover gelten. Und dafür macht er geltend: wie jetzt die Sachen stehen, gewinnt es den Anschein, als wenn das Schulwesen in den altpreussischen Provinzen sich nicht in dem Zustande befinde, der die Zwecke der Schule erreichen lasse, und daß das Recht und das Interesse der Kirche durch die staatliche Leitung der Schulen in Preußen geschädigt werde. Als zweiten Grund führt er an, daß die Besorgnisse in Hannover vor Gefährdung der lutherischen Kirche durch die Union am besten durch Einführung der altpreussischen Schulordnung widerlegt würden. Dadurch werde es den Gemeinden vor Augen gestellt, daß die Kirche auch bei dieser ihr Recht behält und der confessionelle Stand der Gemeinden ungefährdet bleibt. In §. 2 hält er die fragliche Uebertragung gerade um der lutherischen Kirche willen für nothwendig. Und warum das? Weil dann die Consistorien nicht mehr, wie jetzt durch die Schulaufsicht, staatliche Behörden seien, sondern lediglich mit kirchlichen Sachen zu thun haben und so am besten ihren confessionellen Charakter bewahren und die lutherische Kirche erhalten würden. Durch die Schulaufsicht griffen sie ins staatliche Gebiet über und kämen grade in Gefahr, daß über sie komme, was sie gern am meisten gemieden sehen möchten. — Prüfen wir diese Gründe. Der erste allgemeine und einzige positive Grund in §. 1 ist mit Einem Wort die Nothwendigkeit der Uniformität. Ja, man hat Preußen wohl das Land der Uniformen genannt, weil es vorwiegend ein Militärstaat ist, dessen Natur sich auf allen Gebieten geltend macht, und zwar, wie nicht in Abrede gestellt werden soll, von seiner wohlthätigen Seite in der straffen Haltung und guten Mannszucht in allen Zweigen der Verwaltung. Aber die Uniform allein thut nicht, selbst beim Kriegsheer. Das haben wir im J. 1806 erfahren. Da hatten wir noch die Uniform und den Pops aus Friedrichs des Großen Zeiten her, aber der Geist war daraus gewichen und das Vaterland hat es schwer büßen müssen. Noch viel weniger kanns die Uniform auf dem Gebiet der Schule und Kirche thun. Hier wird sie zu einer geistigen Fessel, die alles individuelle Leben erdrückt und doch die negativen Geister nicht zu bannen vermag, wie das Treiben der Protestantenvereine beweist. Gegen diese Uniformirung ist schon das Königswort geltend gemacht worden, daß alle berechtigten Eigenthümlichkeiten sollten geschont werden. Und was ist der eigentliche Zweck dieser Uniformirung der Kirche und Schule? Es ist schwer einen andern zu finden, als die Bequemlichkeit der Verwaltung, und diese ist der erste Grundsatz der Bureaucratie. Diese weiß es nicht anders, als daß das Volk um der Beamten willen, nicht aber die Beamten um des Volkes willen da sind. In Oestreich ist man noch naiv genug, das offen auszusprechen,



wie ein Superintendent einem Missionar, der um die Erlaubniß bat, einen Missions-Gottesdienst zu halten, erwiderte: lassen wir das, das regt nur auf, das Volk läßt sich ohne solche Aufregungen besser regieren. Aus demselben Grunde waren auch bei uns früher Missions- und Bibelstunden, Conventikel u. dgl. hart verpönt und wurde jede freie Bewegung in der Kirche unterdrückt. Ist nun darin auch durch die hochherzige Auffassung des kirchlichen Lebens von Seiten des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms IV. eine wesentliche Besserung eingetreten, so ist doch der Grundcharakter des Beamtenthums in seinem Verhalten gegen das kirchliche Leben noch derselbe geblieben und ihm kommt nun noch der doctrinäre Liberalismus in den städtischen Behörden und auf dem Lande zu Hülfe. Dessen Grundzug ist es ja, alles Leben nach abstrakten Schablonen zurechtzustutzen. Es ist daher unbegreiflich, wie kirchlich und politisch conservative Männer nicht erkennen können, daß sie durch solches Drängen auf Uniformität der liberalistischen Gleichmacherei und dem Umsturz alles Bestehenden in die Hände arbeiten. Wenn die Hannoveraner darin eine Gefährdung durch die Union fürchten, so dürfte das so grundlos nicht sein. Denn das unablässige Dringen auf Union ist doch im Grunde nichts anderes, als die bürocratische Einschränkung alles Lebens in eine Uniform zum Zweck einer bequemen Verwaltung, und diesem Zweck müssen die Gewissen sich beugen. Der Liberalismus aber findet dabei seine Rechnung in seiner Feindschaft wider die Kirche und alles positiv Christliche. Daher seine Begeisterung für die Union. Diese wird ja bereits als Deckmantel für das Gemeindepincip in der Kirchenverfassung, für die confessionslose Schule u. dgl. gebraucht, denn man versteht auf dieser Seite die Union nur als thatsächlich vollbrachte Abschaffung des kirchlichen Bekenntnisses, und nicht ohne einen Schein des Rechtes. Denn wenn zwei verschiedene Bekenntnisse in Einer Kirche gleichberechtigt sein sollen, so hebt eins das andere auf. Und das ist es, warum das herrschende unionistische Treiben — nicht eine wohlverstandene berechnete Union, die aber noch erst gefunden werden soll — alle treu an dem Glauben ihrer Kirche festhaltenden Gemüther mit schmerzlicher Besorgniß erfüllen muß. Da liegt die Gefahr, dem Liberalismus die Kirche und Schule in die Hände zu liefern, viel näher als bei der Ablehnung jenes Antrags und Gesetzes, von welcher der Hr. C.-R. Bieck fürchtet, der Liberalismus werde das ausbeuten und sagen, da sehe man es, daß die conservative Partei mit den Ultramontanen die Schule wieder ganz in die Gewalt der Kirche bringen wolle. Das ist vielfach eine Verläumdung, der man doch nicht entgeht, man mag so oder so entscheiden, und gegen die doch das Wort des Herrn gilt: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lägen (Matth. 5). Ueberbies wird man die Liberalen niemals durch Zugeständnisse von ihrer abschüssigen Bahn abbringen; sie nehmen jedes Zugeständniß nur als Abschlagszahlung, durch die ihre Begehrlichkeit nur desto größer wird. Auf dem staatlichen Gebiete befördert man bereits die Selbstverwal-

tung der Provinzen als das Bessere im Vergleich zur Centralisation; warum denn auf dem Gebiete der Kirche Alles uniformiren und centralisiren? denn beides läuft ja auf Eins hinaus. Man wird erwidern: da geschieht es ja auch durch Einführung der Synodal-Verfassung. Aber das ist doch nur scheinbar, denn dieselbe ist ja für alle Provinzen in Eine Form gegossen, und bei ihrer Einführung wird keine Rücksicht auf berechnete Eigenthümlichkeiten genommen. Was haben denn die Provinzialkirchen selbst zu verwalten? Irdische Güter in der Regel nicht; ihr Bekenntniß und ihre ihnen lieb gewordenen bewährten kirchlichen Ordnungen, das sind ihre Schätze, die sie mit aller Treue verwalten und festhalten sollen.

Wie steht es mit dem zweiten Grunde, mit welchem Hr. C.-R. Bieck den ersten zu stützen sucht? Er läuft im Wesentlichen darauf hinaus, daß das Fortbestehen der bisherigen Schulverhältnisse in Hannover einen Makel auf die altpreussischen werfe. Aber diese Behauptung wäre doch nur dann berechtigt, wenn die Hannoveraner darauf drängen, daß die altpreussischen Verhältnisse nach den ihrigen sollten umgeformt werden, oder behaupteten, daß überhaupt anders geformte Schulverhältnisse, als die ihrigen, überall vom Uebel seien. Aber das kommt ihnen gewiß nicht in den Sinn. Ihre Meinung ist doch nur die: Eure Schulverhältnisse mögen für Euch die passenden und zweckdienlichsten sein; für uns sind es die unsrigen, es sind unsere berechtigten Eigenthümlichkeiten. Wollten wir darin einen Makel für uns finden; so mögen wir uns doch ja versehen, daß wir nicht in den Fall des bösen Gewissens kommen, in dem der Gottlose sich befindet, der das Dasein des Gottesfürchtigen als einen Vorwurf, eine Schmach für sich ansieht und darum spricht: hinweg mit ihm! — Der dritte Grund des Hrn. C.-R. Bieck dürfte nicht stichthaltiger sein, daß die Besorgnisse der Hannoveraner am besten durch die Einführung der preussischen Schulordnung wieder beseitigt werden, sie würden dann die Erfahrung machen, daß die Kirche dabei keine Gefahr laufe. Da richtet man eine starke Zumuthung an sie, sie sollen erst die Probe machen mit dem, wovor sie sich fürchten. Aber ihre Besorgnisse werden ihnen sagen: wie? wenn die Probe unsere Befürchtungen bestätigt, wird man uns dann gestatten, das Eingeführte und Nichtbewährte wieder rückgängig zu machen? Es ist ja leichter das Gefährliche von vornherein abzuwehren, als, wenn man einmal darin verstrickt ist, davon wieder loszukommen. Der Hr. C.-R. Bieck führt zunächst zum Beweise der Ungefährlichkeit dieser Maaßnahmen die Autorität des Hrn. Cultus-Ministers und des Hrn. Oberpräsidenten von Hannover an; denen könne man doch vertrauen, daß sie für etwas die Kirche Gefährdendes nicht so entschieden auftreten würden, wie sie es gethan haben. Wir erkennen gern die wohlwollende kirchliche Gesinnung der beiden hochgeachteten Männer an. Aber die Frage drängt sich doch auf, ob nicht auch auf sie, wenn schon unbewußt, der Grundzug der Bureaukratie nach Uniformität und die die Zeit beherrschende liberalistische Strömung einen Einfluß ausübe. Mancherlei Maaßnahmen auf dem Gebiete der Kirche, die doch nicht ohne Wissen



des Herr Ministers geschehen können, sprechen dafür, daß derselbe in Gefahr ist, dem Liberalismus zuviel einzuräumen, wie die Vorlage auf den Provinzial-Synoden zur Abschaffung der Vorschlagsliste, das Vorgehen in der Provinz Hessen zur Einführung einer neuen Kirchenverfassung und dabei die Maafregelung der bekennnistreuen Geistlichen (vgl. die Allg. Evang.-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 42 von 1870 S. 775). Der Hr. E.-R. Biedt führt ferner die Erfahrung in den alten Provinzen ins Feld. Er sagt: „Wer mit dem Volksschulwesen in den alten Provinzen vertraut ist, wer es weiß, mit welcher Zartheit die kirchlichen Seiten durch die staatliche Aufsicht gepflegt, wie der Confessionsstand der einzelnen Gemeinden durch die Staatsbehörden geachtet und in den Schulen geradezu geschützt wird, wer den Einfluß kennt, welchen die Kirche durch Superintenden ten, Dekane und Geistliche auf die Schule ausübt, der kann unmöglich bei der Behauptung bleiben, die staatliche Aufsicht habe die Entkirchlichung, wohl gar die Entchristlichung der Schule im Gefolge. Darauf dürfte doch die von ihm zum Zweck der Widerlegung angeführte Antwort des Hrn. v. Kleist-Regow wohl die richtige sein: So lange wir Cultusminister wie Hr. v. Mühler haben, hat es mit der Stellung der Schule zur Kirche keine Gefahr; wenn aber ein Mann entgegengesetzter Richtung diese Stelle einnehmen sollte, wie dann? Der Schreiber dieses will der Wahrheit die Ehre geben und nach seiner vieljährigen Erfahrung bekennen, daß es bei uns in Pommern hiernit gut steht und schon lange gut gestanden hat, so wie vorhin angegeben wurde; daß ihm doch aber aus anderen Provinzen Klagen über das Verfahren der staatlichen Behörden, freilich schon vor dem Ministerium v. Mühler, zu Ohren gekommen sind. Daß es aber bei uns gut steht, beruht trotz der gegentheiligen Behauptung des Hrn. E.-R. Biedt doch nur auf subjectiver Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse, nicht aber im Wesen — soll doch wohl heißen: in den Principien — des preussischen Staates. Diese sind doch durch die neue Verfassung des Staates wesentlich geändert. Was wir noch haben, wird der Constitutionalismus veraltete Ueberreste nennen, die je eher je lieber beseitigt werden müssen. Unsere Regierungs-Abtheilung für Kirchen- und Schulwesen folgt ihrer Tradition, und wird darin, das ist wahr, vom Minister bekräftigt, — aus einer Zeit, wo sie noch die inneren Angelegenheiten der Kirche in ihrer Verwaltung hatte und zum Theil dieselben Männer in ihr und im Consistorium saßen; Männer, welche, wie einer derselben sich auszudrücken pflegte, die Sachen spirituell behandelten. Aber principie ll begründet ist das Verhalten nicht. Die Schule ist durch die neue Verfassung principie ll von der Kirche geschieden, die Schullehrer sind Staatsdiener und müssen den Eid der Staatsdiener leisten. Ebenso verhält es sich mit der Aufsicht der Superintenden ten und Geistlichen; sie sind principie ll Schulaufsichter nicht als Diener der Kirche, sondern des Staates, und man überläßt ihnen dies Gebiet aus Zweckmäßigkeitsgründen und als Nothbehelf. Daß unsere Schulaufsicht nur als Staatsdienst gilt, dafür nur dies eine Beispiel aus eigener Erfahrung. Es wurden mir bei

Mobilmachungen wiederholt meine Pferde abgenommen, wodurch ich unverhältnißmäßig großen Schaden erlitt. In Folge einer Beschwerde, die wahrscheinlich nach mehreren Seiten einging, erfolgte (zur Zeit v. Raumer) ein Ministerial-Rescript des Inhalts, daß Geistliche, welche die Aufsicht über Schulen führten und Filiale hätten, zu den Beamten zu zählen seien, welche ihre Pferde zu den Reisen im Dienste des Staates brauchten und daher von der Aushebung befreit sein müßten. Daß man uns Geistlichen aber dies Gebiet noch überläßt, geschieht einmal, weil man dadurch dem Staate einen bedeutenden Kostenaufwand erspart, da wir dafür keine Besoldung, nicht einmal eine Vergütung für die Pferde beziehen, die doch Beamten gewährt werden müßte, wenn vom Staate eigene Beamte zur Schulaufsicht, namentlich für größere Bezirke bestellt würden, und zweitens geschieht es als Nothbehelf, weil man auf dem Lande und in kleinen Städten außer den Geistlichen unmöglich sachverständige Männer für die Schulaufsicht finden kann. Durch diese Rücksichten ist uns allerdings die Schulaufsicht gesichert, aber principie ll steht uns als Dienern der Kirche kein Recht zu, und der Liberalismus klimmert sich um keine thatsächlichen Verhältnisse, wo es gilt, seine Doctrinen durchzusetzen. Er würde schon Mittel und Wege finden, uns zu entfernen, wenn es ihm gelänge, zur Herrschaft zu gelangen. Bei seinen abstracten Doctrinen macht es ihm keine Sorge, ob daraus unberechenbarer Schade für den Staat und nun gar für die Kirche entsteht. Vielmehr geht sein ganzes Bestreben dahin, die Kirche zu beseitigen, die seinem Unglauben überall ein Dorn im Auge ist. Darum kann man es den Hannoveranern nicht verargen, wenn sie sich zur Regel machen: principii obsta! So lange sie das Recht in Händen haben, sind sie doch jedenfalls gesicherter, als wenn ihnen aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten etwas zugestanden oder belassen wird. An deren Stelle können leicht andere Rücksichten treten, und wir, in den alten Provinzen, müßten es uns ruhig gefallen lassen, wenn uns einmal über Nacht die Aufsicht über die Schulen abgenommen würde. Sturmmanläufe sind ja dazu schon gemacht worden in dem Berliner Sonnenstillstandsstreite und auf dem Landtage in den Angriffen auf „das System v. Mühler“, wobei man die Gegner u. A. mit der Versicherung zu beruhigen suchte, daß nicht alle Seminar-Directoren Geistliche seien!

Die bisher besprochenen Gründe des Hrn. E.-R. Biedt sind im Wesentlichen nur negativer Art, doch er führt in §. 2 seiner Motive auch positive an: die Consistorien in Hannover würden, wenn sie von der Schulaufsicht befreit würden, als reine kirchliche Behörden für das Wohl der Kirche besser sorgen können, während sie jetzt in das staatliche Gebiet eingreifen und gerade dadurch der Gefahr ausgesetzt sind, daß über sie komme, was sie am meisten vermeiden möchten. Aber dabei geht er von einer Voraussetzung aus, die er erst beweisen müßte. Die Consistorien sind hier wie dort, ganz abgesehen von der Schule, von jeher nicht rein kirchliche, sondern zugleich mit staatliche Behörden gewesen und sind es zum Theil noch: der Staat ist in ihnen mitvertreten, wie schon daraus erhellt, daß der Präsi-



dent des Consistoriums immer ein Nichtgeistlicher ist. Eine Aenderung der Stellung zur Schule kann daher keine Aenderung in der ganzen Stellung des Consistoriums zum Staate zur Folge haben. Die andere Voraussetzung ist, daß die Schule ein rein staatliches Gebiet sei. Das werden ihm die Hannoveraner noch weniger zugeben. Bei uns sagt freilich das Allgem. Landrecht: die Schule ist eine Veranstaltung des Staates, und Hr. Oeneist hat daraus zu beweisen gesucht, daß die Kirche kein Recht an die Schule habe, wodurch nur bestätigt wird, was vorhin über die Stellung der Geistlichen zur Schule gesagt wurde. Man gesteht bei uns der Kirche nur so lange und so weit ein Recht der Mitaufsicht zu, als Religions-Unterricht in der Schule erteilt wird, und den sucht man ja auch bereits durch Errichtung von confessionlosen Schulen zu beseitigen. In Hannover gilt das Allgem. Landrecht nicht und da scheint die Sache eher im umgekehrten Verhältniß zu stehen. Nach dem bei ihnen geltenden Rechte ist die Schule wo nicht mehr, doch ebenso sehr ein kirchliches als ein staatliches Gebiet und sie streiten ja eben dagegen, daß die Schule durch die Uebertragung der Aufsicht an nichtkirchliche Behörden rein staatliches Gebiet werden soll. Die Consistorien kämpfen da also für ihren eignen Heerd und sind sich bewußt, daß sie durch die Schulaufsicht nicht in ein fremdes Gebiet eingreifen. Daß sie aber durch Festhalten an ihrem Rechte den confessionellen Charakter der Schule und den Bestand der ganzen lutherischen Kirche am besten zu schützen überzeugt sind, darin dürften sie auch so unrecht nicht haben. Hr. E.-R. Bied führt zwar aus, daß der Confessionsstand der einzelnen Gemeinden geachtet und in den Schulen geradezu geschützt werde. Aber das kann man nach tatsächlichen Erfahrungen nur theilweise zugeben. Was unsern Schulen ihren Confessionsstand schützt, ist Luthers Katechismus und lutherisches Gesangbuch, die sich die Gemeinden nicht würden nehmen lassen. Im Allgemeinen ist doch die Tendenz der Behörden vorwiegend, die Gemeinden wo irgend möglich als unirte anzusehen und zu behandeln. Oder was hatte es für einen Zweck, daß uns in Pommern nicht gestattet wurde, daß die Kreissynoden in ihren Synodalsatuten ihre Gemeinden als lutherische, was sie in der That sind, bezeichnen durften, obwohl die Allerhöchsten Erlasse aufs bestimmteste zusichern, daß durch die Einführung der Synodal-Ordnung keine Aenderung in der Stellung der Gemeinden zur Confession und zur Union stattfinden solle. Und aus welchem Grunde und zu welchem Zweck sind sogar reformirte Geistliche an lutherischen Gemeinden angestellt worden? Auf der Berliner Provinzial-Synode ist ja das von einem hochgestellten Geistlichen als ein großer Vorzug der Union gepriesen worden. Zu welcher Verirrung der Gemüther und Zerrüttung der Gemeinden das führt, wie das der Separation in die Hände arbeitet, davon haben wir in Pommern Beispiele. Und wenn auch den einzelnen Gemeinden der Name lutherisch noch zugestanden wird, von der lutherischen Kirche soll doch nach dem Sinne der Behörden eigentlich nicht

mehr die Rede sein. Aber das Leben ist auch hier mächtiger als die Theorie. Die lutherische Kirche ist noch da, ja sie ist zu neuem Leben erwacht. — Das ist aber nicht das Verdienst derer, denen es Hr. E.-R. Bied zuschreiben möchte. Daß auch hier die subjective Auffassung der Behörden oft das Entscheidende ist, dafür brauchte man nur die Geschichte des wechselnden Verfahrens in der Zulassung der lutherischen Spendeformel beim heil. Abendmahl zu erzählen. In der Kirche wie in der Schule heißt es: nicht weil, sondern trotz alledem! Ja, wir spüren und erfahren es, daß Der noch im Regimente seiner Kirche sitzt, welcher dem deutschen Volke die reine Lehre des Evangeliums in der deutschen Reformation als sein National-Eigenthum wiedergegeben hat. Er allein kann und wird uns die Kirche und Schule erhalten. Das ist unser Schutz und Trost. Wie wir aber in dieser Zuversicht festhalten, was wir noch haben, und davon nicht wanken noch weichen, so können wir auch die nicht schelten, welche noch mehr haben und das festhalten wollen. Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke! (Ephes. 6, 10.)

3.

M.

### Die Wuppertthaler Festwoche

wird, so Gott will, in diesem Jahre vom 13. bis 20. August gefeiert werden. Die Reihenfolge der Feste wird folgende sein:

Sonntag, den 13. August: Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes.

Montag, den 14. August: Nachmittags: Jahresfest der Bergischen Bibelgesellschaft.

Dienstag, den 15. August: Vormittags: Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Vereins für Israel. Nachmittags: Jahresfest der Evangelischen Gesellschaft. Abends: Begrüßung der Festgäste.

Mittwoch, den 16. August: Vormittags: Jahresfest der Rheinischen Missions-Gesellschaft. Festprediger Hr. Pfr. Blumhardt aus Bad Boll. Ordination und Abordnung mehrerer Missionare. Nachmittags: Defensitische Missions-Conferenz. Berichterstatter: Hr. Inspector Dr. Fabri. Darnach Ansprachen von Missionaren und auswärtigen Festgästen.

Donnerstag, den 17. August: Vormittags: Allgemeine kirchliche Konferenz. Thema der Verhandlung: Die geistigen Zeitmächte im Lichte der neuesten Ereignisse. Referent: Hr. Pfarrer Fr. Reiff von Basel. Nachmittags: Freie Versammlung mit Ansprachen auswärtiger Festgäste.

Freitag, den 18. August: Vormittags: Pastoral-Conferenz. Einleitende biblische Ansprache. Thema der Verhandlung: Die Predigt im Blick der eigenthümlichen Bedürfnisse der Gegenwart. Referent: Hr. Pastor Th. Weber von Barmen-Wuppertal. Nachmittags: Jahresfest der Wuppertthaler Traktat-Gesellschaft.

Sonntag, den 20. August: Nachmittags: Jahresfest des Barmen-Gustav-Adolfs-Vereins und des Comité's für die protestantischen Deutschen in Südbraasilien.

Am Mittwoch und Donnerstag werden in verschiedenen Kirchen des Thales von auswärtigen Geistlichen Abendpredigten gehalten werden. Am Mittwoch Abend findet eine Lehrer-Conferenz statt. Ein genaueres Programm der Festwoche wird noch veröffentlicht werden. — Auswärtige Freunde, die ein Logis bei Gastfreunden wünschen, sind gebeten, sich spätestens bis zum 7. August brieflich im Missionshause anzumelden.

Barmen und Elberfeld, Ende Juni 1871.

Das Fest-Comité.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 19. Juli.

N<sup>o</sup> 57.

## Aus dem kirchlichen Leben des Elsaß.

### II.

Als in Frankreich die Revolution von 1789 ausbrach, bestanden in unserm Elsaß die beiden evangelischen Kirchen in der Weise wie sich durch die mancherlei Schicksale ihrer Geschichte hindurch, ihre Existenz nun schon geraume Zeit gleichsam stabilirt hatte. Bei weitem die bedeutendste Stellung nahm die lutherische Kirche ein, die das ganze Nieder-Elsaß, Deutsch-Lothringen und die Württembergische Herrschaft Mümpelgard umfaßte. Die reformirte Kirche zählte nur einzelne Gemeinden im Nieder-Rhein, hatte sich dagegen aber, durch die Beziehungen mit der Schweiz bedingt, im Oberrhein mehr ausgebreitet, als die lutherische.

Von einer einheitlichen Organisation unserer luth. Kirche konnte damals im Elsaß nicht die Rede sein. Bestanden doch bis zum 4. August 1789, wo alle Herrschaften und Grafschaften aufgelöst wurden, und auch die Städte sich ihrer besondern Vorrechte entäußerten, um Alles auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen, eine große Zahl von kleinern und größern reichsunmittelbaren Herrschaften im Lande, in welchen sich das kirchliche Leben gar mannigfaltig gestaltet hatte, wenn auch auf dem Einen Grund, der von Straßburg ausgehenden Reformation.

Die bedeutendsten Gruppen der lutherischen Kirche in Elsaß-Lothringen waren die sechs folgenden:

In Deutsch-Lothringen die Nassauische und die Lügelseiner, im Elsaß selbst die Straßburger, die Hanauer und die Colmarer, und endlich die Mümpelgarder Gemeinden.

Mit dem französischen Staate bestand bis dahin so gut wie kein Verhältniß. Von den Herrschaften, welche die Reformation eingeführt hatten, war den einzelnen Consistorien auch ein entsprechendes Kirchenvermögen gesichert worden, aus welchem die Pfarrer und Schullehrer besoldet, und die Kirchen unterhalten wurden, außerdem waren viele Stellen auf dem Lande Patronats-Pfarreien gewesen, und in den größern Städten, wie z. B. in Straßburg, war es der Magistrat, der für die Kirchen sorgte, wo dieselben nicht an sich Vermögen hatten. In ihrer Verfassung waren sie alle untereinander verschieden, je nach der geschichtlichen Bildung. Zum Theil waren die Gemeinden in consistorialer Weise gegliedert, zum Theil landesherrlich organisirt.

In Straßburg selbst verbanden sich in schönster Weise die Rechte der Diener des Amtes mit denjenigen der Gemeinde, in

einem Kirchenconvent, der die zu ernennenden Geistlichen der Gemeinde vorschlug und durch Letztere wählen ließ. In der Lehre war aber durch das ganze Land hindurch eine Einhelligkeit verbreitet, die das Gemeinschaftsband unter den mannigfaltigsten äußern Schicksalen und Wandlungen fest geschlossen hielt. Nach einander hatten die verschiedenen Kirchenordnungen das Gesamt-bekenntniß der lutherischen Kirche angenommen, und wurden überall die Lehrer und Diener der Kirche darauf verpflichtet. Zugleich hatte sich aber, bei allem Festhalten an der lutherischen Lehre, doch im Gottesdienst nicht der sächsische, sondern der süddeutsche Typus festgesetzt, ähnlich wie im Württembergischen, so daß dem äußern Auge nach zwischen dem reformirten und dem lutherischen Cultus kein Unterschied bestand.

Von Responsorien, von einer gottesdienstlichen Liturgie überhaupt war keine Rede, und bis auf diesen Tag hat unser Volk im Großen und Ganzen, selbst da wo es mit aller Entschiedenheit an seiner Lehre festhält, von einem reichern Cultus, von liturgischer Handlung neben der Predigt nicht viel wissen wollen.

In diese friedlichen Zustände, in denen ja wohl auch menschliches Elend und Sündhaftigkeit genug sich offenbarten, die aber doch segensreich über hundert Jahre seit der französischen Occupation sich erhalten hatten, brach nun mit Einem Male das Ungewitter der großen Revolution herein. Durch eine besondere Gnade Gottes entgingen die Kirchengüter der lutherischen Kirche dem Loos, das ihnen drohte, vom Staat eingezogen zu werden; allein die Auflösung aller bisherigen Verhältnisse, die Mediatisirung der reichsunmittelbaren Ritterschaft im Land, die Entziehung aller Hoheitsrechte, die den freien Städten bisher gelassen waren, wirkten schon lähmend auf die kirchlichen Verhältnisse, und zu solchem Allem kamen nun beinahe drei Jahre lang die Gräuel der Schreckensherrschaft, die nur allzutief auch in unser kirchliches Leben eingriffen.

Der Gottesdienst verstummte in Stadt und Land, die Kirchen wurden in Magazine umgewandelt; nur mit Drangsetzung des eignen Lebens, im verborgenen Kämmerlein, konnte ein Geistlicher es wagen, ein Kind zu taufen, eine Ehe einzusegnen; viele treue Diener der Kirche, Pfarrer und Professoren, wurden gefänglich eingezogen und mußten mit den Edelsten des Landes alle Schrecken der Todesgefahr durchleben, bis endlich die Macht des Terreur in ihren eignen Vertretern gebrochen wurde, und äußerlich doch wenigstens wieder Ruhe im Lande einkehrte.

Allein welche Ruhe! Es hatte sich durch die Tage der



Schreckensregierung wie eine verwüstende Lava über das ganze Land ergossen; nicht äußerlich bloß, innerlich auch, war ein Band mit der Vergangenheit gelöst; nicht im Kalender allein und auf dem Papier, in den Herzen hatte das Volk vielfach seinen Gott, seinen Sonntag, seine christlichen Traditionen verläugnet und verbannt.

Es dauerte lange, bis überall wieder die Kirchen geöffnet und die Gottesdienste besucht wurden, und an vielen Orten war es wie ein neues, aus der Revolution gebornes Geschlecht, das in dieselben zog und das Regiment an sich riß.

Es hatten sich leider auch unter den Geistlichen Leute gefunden, die in den Theorien der Jakobiner das wahre Evangelium begrüßten und der Göttin Vernunft ihren Weihrauch spendeten; und die rohe Zügellosigkeit der Schreckenszeit hatte alles außer Rand und Band gebracht, das Volk vom Gottesdienst entwöhnt und dem völligen Nihilismus Bahn gebrochen. Viele von den Alten waren inzwischen gestorben, Manche hatten jeden Muth verloren, und wenn man sich beim Wiedererwachen des unglücklichen Landes aus dem wilsten, beinahe zehnjährigen Traum auf die Art und Weise besann, wie der evangelischen Gemeinde zu helfen wäre, so lag eine unwiederbringlich vergangene Zeit hinter dem aufwachsenden Geschlecht, und kaum hie und da waren Ansätze vorhanden zu einer neuen Organisation der Kirche in einigen Männern, die zu thun versuchten, was sie konnten, aber leider nicht mit dem reformatorischen Geist erfüllt waren, den eine solche Arbeit erheischt hätte.

Erst mit dem Jahr 1800 (26. Juli), wo die Feier der revolutionären Decadi's, die den christlichen Sonntag ersetzt hatten, nur noch für die öffentlichen Beamten als zwingend erklärt wurde, trat die Möglichkeit ein, Hand anzulegen an die Wiederherstellung des Gottesdienstes und die Reorganisation der Kirche. Die bunteste Unordnung war überall eingerissen. Wo Gemeinden es gewagt hatten, Geistliche zu behalten oder einzusetzen, hatten sie dieselben auf ein paar Monate oder ein Jahr gebündelt; besoldet wurden die Pfarrer ganz nach Gutdünken der Leute, und Manche mußten mit bitterer Noth kämpfen. Von einem Zusammengehen konnte in kirchlicher Beziehung nicht die Rede sein, und eine Oberleitung der kirchlichen Angelegenheiten entstand erst, als die Consular-Regierung Bonaparte's an die bedeutendsten Pfarrer und Magistratsglieder Straßburgs das Ansuchen stellte, ihr einen allgemeinen Plan zur Organisation der lutherischen Kirche in Frankreich vorzulegen. Projekte waren nach dieser Seite hin schon seit Jahren auf dem Papier gebildet und in Conferenzen, namentlich in der monatlich sich versammelnden Straßburger Prediger-Conferenz besprochen worden. So waren es auch besonders die durch ihren Muth während der Schreckenszeit bewährten Männer, wie die Theologen Bleszig und Haffner, die Juristen Koch, Pfeffel, Herrmann und Andre, die mit der Ausarbeitung der Vorlagen betraut wurden.

Das organische Gesetz vom 18. Germinal anno X. (8. April 1802), das 50 Jahr lang unsere Kirche regierte, war das Ergebniß dieser Berathungen, und gab zuerst der lutherischen Kirche

unfres Landes die äußere Einheit, die ihr allerdings bisher ganz gefehlt hatte. Die Grundzüge dieser Verfassung waren folgende:

1. Je 6000 Seelen bildeten einen Consistorialverband oder ein Consistorium, gleichviel welche Zahl von Pfarreien dasselbe umfaßte. Die Einzelgemeinde verschwand so zu sagen ganz, nur hatte ihr Pfarrer Sitz im Consistorium, und außer dem Pfarrer 6 bis 12 Laien aus der Zahl der Meistbesteuerten genommen, durch Cooptation sich selbst ergänzend.

2. Je 5 bis 6 Consistorien bildeten eine Inspection, an deren Spitze ein geistlicher Inspector stand, von der Inspectionsversammlung gewählt, in welcher außer den Geistlichen je ein Laie aus jeder Pfarrei saß.

3. Ueber den Inspectionen standen drei General-Consistorien, die ihren Sitz in Straßburg, in Mainz und in Köln hatten — später natürlich nur noch ein Generalconsistorium in Straßburg, für die Elßassisch-Mülpelgarder-Pariser-Kirche. Es bestand aus einem von der Regierung ernannten Präsidenten (der ein Laie sein mußte), zwei ebenso bezeichneten geistlichen Inspectoren, und je Einem auf Lebenszeit erwählten Laienbelegirten aus jeder Inspection. Das General-Consistorium durfte sich nur mit Erlaubniß des Ministers und in Gegenwart des Präfecten, nie länger als auf 6 Tage versammeln und mit ausdrücklicher, vorläufiger Genehmigung seiner Tagesordnung durch den Minister. Die Vereinigungen dieser Behörde wurden immer seltener im Lauf der Zeit.

4. Die Executivbehörde, zur Ausführung der Geschäfte von einer Session zur Andern, war ein Directorium, bestehend aus dem Präsidenten des General-Consistoriums, dem Ältesten der beiden geistlichen Inspectoren, und aus drei Laien, davon Einer als Regierungs-Commissar vom Staat ernannt war, die beiden Andern aus dem General-Consistorium lebenslänglich erwählt waren.

Es ist leicht aus diesem Ueberblick zu ersehen, wie so ganz nach dem Muster napoleonischer Grundidee im Staat hier auch die Kirche organisiert wurde. Die Einzelgemeinde tritt ganz in den Hintergrund; die Regierung behält in allen Dingen, ächt centralisirend, die Oberhand, und theilt ihr Regiment höchstens mit den Meistbesteuerten. (les plus imposés au rôle des contributions directes [!]). Doch wurde den Local-Consistorien noch ein wichtiges Recht gelassen, die Ernennung des Pfarrers, von Anfang an in unbefränkter Weise, später auf eine Vorschlagsliste von 4 Candidaten, die das Directorium bezeichnete.

Wie sehr aber diese ganze Verfassung nach und nach in eine aristokratische Oligarchie auslaufen mußte, in welcher Nepotismus, Parteisucht und Eifersüchteleien, bei ohnehin kleinlichen Verhältnissen, in einem beschränkten Kreise auf die fatalste Weise herrschten, braucht nicht bewiesen zu werden.

Von grundlegenden Principien, von einem Wort über Glauben und Bekenntniß, über Lehre und Leben muß man in diesen äußerlichen Schablonen nichts zu finden hoffen. Ein großes Glück nur, daß zu Anfang der Verfassung geschrieben stand, es handle sich um die Kirche Augsburgischer Confession einerseits, um die



reformirte Kirche andererseits, und daß kein Vehrſatz, keine „Confession“ eingeführt werden dürfe ohne Erlaubniß der Regierung, und daß im Schluß-Artikel gesagt wurde, die Befugnisse des General-Conſistoriums und des Directoriums würden fortfahren durch die Gebräuche und Ordnungen der Kirche N. E. regiert zu werden wie bisher, sofern dieselben nicht durch das organische Gesetz abgeſchafft worden wären.

So, aber nur so, war doch die historische Continuität mit den frühern Kirchenordnungen gewahrt, mit der sonst so gerne der moderne Unglaube in seinen Kirchenverfassungsplänen stets wieder tabula rasa gemacht hätte, und es auch oft als Grundsatz ausgesprochen hat: mit dem Jahr 1802 sei eigentlich eine ganz neue Zeit angebrochen, in welcher von der Gültigkeit und dem Recht unsrer Bekenntnisse nicht mehr die Rede sein könne.

In mehr oder weniger ruhiger Weise, je nach den politischen Bewegungen, die das Land periodisch durchzuckten, wurden die Wohlthaten und die Uebelstände dieser Verfassung durch das Kirchenvolf und die Pastorenwelt hingenommen.

Lag ja doch lange Zeit die Hauptſorge des Lebens auf ganz andern Gebieten, hatte man doch die 13 Jahre der napoleonischen Herrschaft hindurch, an ganz andre Dinge zu denken als an Kirche und Schule, an Conſistorien und Inspectionen, wenn die bulletins de la grande armée von Woche zu Woche neue Siege verkündigten, und die Söhne des Vaterlandes die Grenzpfähle des neuen Weltreiches in stets größere Entfernungen trugen, das Zelt spannend von Spanien bis Rußland, von der Ostsee bis nach Sicilien! Außerdem lag auf dem ganzen evangelischen Volk im Lande doch noch von der Revolution her ein gewisser Schrecken vor Neuerungen und Aenderungen, und war man bei dem weit und breit herrschenden religiösen Indifferentismus zufrieden, in kirchlicher Hinsicht Ruhe zu haben und die Leitung des Schiffes getrost einigen Männern zu überlassen, über die nun einmal mit mehr oder weniger Recht das Urtheil verbreitet war, sie verstünden die Sache am Besten und sorgten für die Andern.

Erst in den letzten Jahren der Regierung Ludwig Philipps gewann die Unzufriedenheit mit der Verfassung der Kirche von verschiedenen Seiten her einen bestimmteren Ausdruck, und traten Ausstellungen hervor, die erwarten ließen, daß bei der nächsten politischen Bewegung das bereits morsch gewordene Gebäude dieser oligarchischen Regierung, die immer mehr in Nepotismus und Parteisucht hineingerathen war, zusammenbrechen würde.

In wüster, revolutionärer Weise brach der Februar-Sturm 1848, wie über dem Staat, so bei uns zu Land auch über der Kirche aus. Leute aller Art, ohne Beruf und kirchlichen Charakter, warfen die kirchliche Behörde über Bord und setzten an deren Stelle eine aus einer Volksversammlung hervorgegangene Directorial-Kommission ein, welche nach dem Gesetz, das alle derartigen Bewegungen regiert, den schlichtern und verblüfften ruhigen Leuten im Lande durch die Art ihrer Entstehung Furcht einzuflößen wußte, von Vielen auch wieder als eine Erlösung vom alten Uebel begrüßt wurde, besseres, herrliches versprach und es

so dahin brachte, sich über zwei Jahre lang am Ruder zu erhalten, bis die Regierung des Präsidenten Louis Napoleon ein neues Directorium einsetzte. (December 1850.) Die Commission hatte im September 1848 eine Versammlung von Delegirten aus den verschiedenen Conſistorien berufen, die einerseits ihr das usurpirte Regierungsrecht bestätigen, andererseits an die Ausarbeitung einer Verfassung schreiten sollte. — Aus den langen Neben und den mancherlei Vorschlägen zur Aufbesserung der kirchlichen Lage ging aber nichts lebensfähiges hervor; das einzige charakteristische, das verdient erwähnt zu werden, ist, daß von ganz indifferenter Seite aus ein Unions-Projekt zwischen den beiden evangelischen Kirchen ans Licht gebracht wurde, das aber bei der Versammlung selbst keinen Anklang fand, und sowohl bei den lutherischen wie bei den reformirten Gemeinden in ganz Frankreich auf den entschiedensten Widerstand gestoßen wäre.

Mit der Neubesetzung der obersten Kirchenbehörde und mit der nach langen Jahren zuerst wieder erfolgten Berufung des General-Conſistoriums im December 1850 zeigte die Staatsregierung Louis Napoleons, die ihre politischen Zwecke zu jener Zeit schon bestimmt zu verfolgen begann, daß sie auch in den kirchlichen Angelegenheiten ein ähnliches Ziel ins Auge faßte. Immer deutlicher mehrten sich die Anzeichen, daß der Kirche von oben herab ihre Verfassung gegeben, und von einem Eingehen auf die mehr demokratischen Wünsche der Delegirtenversammlung nicht die Rede sein würde, — bis am 26. März 1852, also kurz nach dem Staatsstreich, ein Décret-loi, vom Präsidenten der Republik unterzeichnet, mit Einem Schlag die ganze Organisation der Kirche regelte. — Man hat nie genau erfahren können bisher, wer der eigentliche Urheber dieses Gesetzes war, welches alle bisherigen aufhob und kraft der dictatorischen Gewalt, die damals Louis Napoleon besaß, organisches Gesetz wurde; der Wahrheit gemäß muß aber bezeugt werden, daß dasselbe in seltener Weise die Eigenschaft besessen hat, Niemand zu befriedigen und von Anfang an bis auf den heutigen Tag, den unausgesetzten Angriffen aller Parteien, zuerst schüchtern, zuletzt in stürmischster Weise preisgegeben zu sein.

Es brachte aber auch dies Gesetz Bestimmungen, von denen sich begreifen läßt, daß sie den Unwillen vieler erregten, da sie die ganze kirchliche Lebenssphäre in noch viel raffinirter Weise, als es die Loi de Germinal gethan, in die Schablone neunapoleonischer Ideen hineinzwängten.

Nach unten hin wurde das Schwergewicht nicht mehr in die „Meistbesteuerten“ des Conſistoriums gelegt, sondern in den Kirchengemeinderath der Einzelgemeinde, der aus dem Suffrage universel aller dreißigjährigen Männer hervorging. Aus diesen Presbyterialräthen wurde wieder, durch Delegation, durch allgemeine Abstimmung und durch besondere Bevorzugung des Kirchenrathes des Hauptortes in höchst complicirter Weise das Conſistorium gebildet, welches selbst zur Inspectionsversammlung die sämmtlichen Pfarrer und mit Jedem Einen Laien abordnete. Diese Versammlung durfte die geistlichen Inspectoren nicht mehr, wie früher, erwählen — dieselben werden lebenslänglich, auf



Vorschlag des Directoriums, von der Staatsregierung ernannt, und sind damit eigentliche Träger der Centralgewalt, die im Directorium ihren Sitz hat. — Von den Inspektionsversammlungen wurden die Laienvertreter derselben ins Ober=Consistorium gewählt, und zwar je zwei, von drei zu drei Jahren wieder zu erneuern. Das frühere General= jetzt Ober=Consistorium bestand demnach aus den geistlichen Inspectoren, 8 an der Zahl, den 16 Laienvertretern, dem von der Regierung ernannten Präsidenten und Staatscommissar und einem Abgeordneten der theol. Facultät. Es sollte sich jedes Jahr versammeln, doch stets nur in Gegenwart des Präfecten, mit vorhergehender Genehmigung der Tagesordnung von Seiten des Ministers.

Der Präsident, der Regierungsscommissar und der älteste der Straßburger geistlichen Inspectoren bildeten mit zwei Laiendelegirten des Ober=Consistoriums (auf drei Jahre erwählt) das Directorium, das sich nun nicht bloß mehr als eine interimistische Verwaltungsbehörde ansah, sondern dem die unberechenbare Gewalt der absolut freien Ernennung des Pfarrers und des Vorschlags der Inspectoren, sowie der Professoren an der theol. Facultät zugestanden wurde.

Es ist leicht ersichtlich, wie ächt napoleonisch, mit dem Schein großer Concessionen an die Gemeinde, die Regierung sich aller Gewalt in der Kirche bemächtigt hatte. Im Directorium, der eigentlichen Executivbehörde, besaß sie drei Vertreter — und in höchst unerquicklicher Weise war daselbst eine quasi=Halbirung der Executiv= und Legislativgewalt dargestellt; im Ober=Consistorium saßen wohl 16 Laien, die auch oft wacker den Uebergriffen des Directoriums gegenüber in Lehr= und Lebensfragen zum Recht und Bekenntniß gestanden haben; die 8 Inspectoren aber, die doch ihrer ganzen Bildung und ihrem Amte nach die eigentliche Seele der höchsten kirchlichen Behörde sein konnten, die in Lehrfragen namentlich allein mit genügender Sachkenntniß zeugen und wirken sollten, waren vom Directorium ernannt oder wenigstens vorgeschlagen, also von vorn herein in ihrer Unabhängigkeit beeinträchtigt. Gott sei Dank, es hat unter ihnen Männer gegeben, die trotz dieses Radicalsfehlers in der Verfassung, zum großen Segen der Kirche in den jährlichen Versammlungen aufgetreten und mit den unabhängigen Laien mehr wie einmal zu heilsamen Protesten oder zu fruchtbringenden Beschlüssen geschritten sind.

Den größten Widerspruch erregte von Anfang an der Artikel im Gesetz, der die Ernennung der Pfarrer ganz in die Hand des Directoriums legte. Waren auch alle verständigen Männer darin Eins, daß der frühere Wahlmodus durch die Lokal=Consistorien zu schrecklichen Mißbräuchen geführt, allem Nepotismus, aller Parteileidenchaft Thür und Thor geöffnet hatte, so fand man es doch entsetzlich, wenn man in einer evang. Kirchenverfassung, fünf Männern, die kein Gelöbniß irgend einer Art auf das Bekenntniß der Kirche abgelegt hatten, die mög=

licherweise im völligen Unglauben stehen konnten, eine solche Gewalt anvertraut sah, von der das Heil vieler Tausende abhängen konnte. Stand ja doch noch ausdrücklich im Gesetz, daß die Gemeinde auf keine Weise auch nur einen Wunsch ausdrücken dürfe bei Besetzung der Pfarrei, weder durch Petition noch durch ihre Vertreter, und wurde oft genug bedeutet, daß gerade der lebhaft ausgesprochene Wunsch, einen Pfarrer zu besitzen, den Aussichten desselben auf Ernennung nur schädlich sein könnte. Im Lauf der Jahre gelang es dem Ober=Consistorium in diese so absoluten Bestimmungen einige mildernde Umstände einzugliedern; so wurde die Consultation des Inspectors, von Seiten des Directoriums, bei Pfarrenernennungen obligatorisch — was aber auf's Neue ein Zugeständniß war, das eigentlich bei der abhängigen Stellung des Inspectors nichts bedeutete. Auf den Wunsch der Gemeinde ging die Oberbehörde auch öfters ein als zu Anfang — besonders aber, wenn der Wunsch und der Gewünschte der immer mehr sich offenbarenden rationalistischen Richtung des Directoriums entsprach — für gegentheilige Wünsche und Candidaten wußte man flugs aus dem Gesetz die alte Waffe hervorblitzen zu lassen und sich in das eiserne Gewand der strengen Legalität zu hüllen.

Die religiösen und kirchlichen Bedingungen, die an das zum ersten Mal principiell anerkannte allgemeine Stimmrecht geknüpft sind, bieten zur Wahl in die Kirchenvorstände eigentlich so gut wie keine Bürgschaften. Es beschränkt sich, was das Gesetz verlangt, auf folgende Punkte: Beweis, daß man in die Kirche aufgenommen worden ist nach den bestehenden Ordnungen, Theilnahme an den Uebungen und Verpflichtungen des Gottesdienstes (?), und wenn man verheirathet ist, Einsegnung der Ehe durch einen protestantischen Geistlichen. — Mit der Erfüllung dieser drei ganz unbestimmt gelassenen Bedingungen hat jeder dreißigjährige Mann das Recht zu wählen, oder auch durch eine Wahl Mitglied des Kirchenvorstandes, des Consistoriums, des Ober=Consistoriums zu werden. Von einer engeren Verpflichtung, wir sagen nicht der Wähler, aber der zu Wählenden, insonderheit der Männer, die über die wichtigsten Fragen der Lehre, der Liturgie, der kirchlichen Bücher, des Kirchenregimentes, ja der Pfarrenernennung zu beschließen haben, ist nirgends die Rede. Kein Wunder also, wenn es hat vorkommen können, daß völlig unkirchliche Männer, die mit dem Glauben der Kirche ganz zerfallen waren, sich in Lokal=Consistorien haben wählen lassen, oder selbst zur Wahl in die oberste Kirchenbehörde gemeldet haben.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 22. Juli.

N<sup>o</sup> 58.

## Aus dem kirchlichen Leben des Elsaß.

### II.

(Schluß.)

In dieser Weise, scharf cäsaristisch nach oben, breit demokratisch nach unten, genau nach dem Musterbild der idealen Decemberverfassung auf der Basis des allgemeinen Stimmrechts eine kaiserlich-napoleonische Pyramide zuspitzend, stieg in vollendeter Form diese Kirchenorganisation aus dem Haupte irgend eines kirchenrechtlichen Jupiters und überraschte das staunende Kirchenvolk mit ihrer wunderlichen, so wohl berechneten Gliederung. Angenommen wurde sie, wie es selbstverständlich war; und daß wir's gleich hinzufügen, verwaltet wurde sie in ihren Grenzen nach bestmöglicher Erkenntniß und Gewissen von dem Mannenamentlich, der mit ihr so zu sagen auf den Präsidentenstuhl stieg und der mit dem Sturz des napoleonischen Kaiserthrones auch seinen Stuhl verlassen hat, Herrn Dr. Th. Braun, dem bekannten und verdienstvollen Uebersetzer Schiller's.

Es waren aber, ähnlich wie im Jahr 1848, nach und nach wieder die Angriffe gegen die bestehende Verfassung auf eine Höhe gestiegen, die Jedermann fühlen ließ, es werde nächstens zu irgend einem Bruch kommen, als der Sturm ausbrach, der noch ganz anders als damals ins innerste Leben unsers Volkes eingriff, und durch die welkerschütternden Ereignisse des vorigen Jahres unserer ganzen kirchlichen Existenzfrage eine Wendung gab, die kein Mensch vor einem Jahre noch geahnt hätte. — Kirchen- und staatsrechtlich ist unsere oberste Behörde aufgelöst; drei von der französischen Regierung ernannte Mitglieder sind durch die Auflösung des Elsaß von Frankreich selbstverständlich ausgeschieden; der Eine Laie saß im Directorium, nur weil er im Schooß des Ober-Consistoriums Vertreter der nun von uns staatlich getrennten Mumpelgarder Inspektion war; so existirt eigentlich rechtlich nur noch Ein Glied im Directorium. Im Ober-Consistorium selbst fehlen wesentliche Faktoren, der Präsident und der Regierungscommissar: die Stellung der Inspectoren möchte auch eine nicht unantastbare sein. — Der deutschen kaiserlichen Regierung ist es nun vorbehalten, zunächst die Lücken auszufüllen kraft des Souveränitätsrechtes, das sie von der französischen übernommen hat, und daß sie von solchem Recht in einem, dem Bekenntniß der Kirche entsprechenden Sinne Gebrauch machen werde, dafür bürgt uns des Kaisers und des Reichskanzlers Gesinnung. — Von der neu

constituirten Oberbehörde erwartet dann freilich das gesammte Kirchenvolk eine Reihe von Vorlagen an die organischen Vertreter der Gemeinde, insonderheit an das zu berufende Ober-Consistorium, welche, die alten Fesseln der napoleonischen Verfassung sprengend, nach unten wie nach oben hin eine neue Organisation ins Leben rufen, darin Freiheit und Autorität, Gemeinde und Regierung, Laienelement und Geistlichkeit, jedes an seiner Stelle zu seinem Rechte komme, zur bestmöglichen Entfaltung der Lebenskräfte, die Gott der Herr in unserem evangelischen Volke des Elsaß niedergelegt hat.

## Das Wort der Weissagung.

Jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben, welche ihr von Gott gestellt werden, und welche sie nicht ungestraft vernachlässigen darf. So ist es auf dem Gebiete des Staats und gleicherweise auf dem der Kirche. Die Aufgabe, welche die Kirche in den ersten Jahrhunderten hatte, um sich gegen Judenthum und Heidenthum festzusetzen auf Erden, war eine andere, als die sie zur Reformationszeit hatte, wo es galt, die vergrabenen Heiligthümer aus der Verborgenheit wieder ans Licht zu ziehen und gegen die hierarchischen Machthaber zu vertheidigen. Die Kirche der Gegenwart hat wieder eine andere Aufgabe inmitten des großen Abfalls von Jesu Christo, der sie wie eine Wasserfluth zu überschweben und von der Erde hinwegzuspülen droht. Es ist dies nicht so zu verstehen, als ob die verschiedenen Zeiten das Wesen der Kirche zu ändern vermöchten, oder als ob die alten Aufgaben vollkommen gelöst wären. Die Kirche bleibt immer, was sie von jeher gewesen ist, der heilige Leib des Herrn, sie hat zu allen Zeiten an ihrer Selbstbesserung zu arbeiten und auf dem ewigen Grunde, der gelegt ist, sich weiter zu erbauen zu einer Behausung Gottes im Geist. Diemeil sie aber ihren äußeren Bestand in der Welt hat, wird sie auf die mannigfaltigste Weise in die Bewegungen der Völker hineingezogen, und es ist klar, daß sie auf die verschiedenen Bedürfnisse, die im Laufe der Zeit in den Vordergrund treten, Rücksicht nehmen muß; sonst suchen diese auf falschen Wegen ihre Befriedigung, und die Kirche bringt sich selbst um ihren Credit in der Welt.

Die Zeit, in der wir leben, ist für die Kirche Gottes eine schwere und bedrängte Zeit. Darin sind Alle einig, die mit



Luther singen: „Sie ist mir lieb, die werthe Magd, und kann ihr'r nicht vergessen“; und nur die absonderlichen Kirchenfreunde des Protestantenvereines sind entgegengesetzter Meinung, indem sie in der fortschreitenden Weltcultur nur Heil und Segen für die Kirche erblicken. Die Kirche steht in einem Kampfe ohne Gleichen: sie hat gegen ihre eigenen abtrünnigen Kinder zu kämpfen. Das giebt dem Kampfe eine ganz andere Bedeutung, als wenn sie gegen Judenthum und Heidenthum zu Felde zieht; denn ihre gegenwärtigen Feinde tragen alle mehr oder weniger einen Stachel von der Wahrheit des Evangeliums in sich, gegen den sie zu löcken suchen. In unserer Zeit werden nicht blos einzelne kirchliche Lehren angezweifelt; sondern das Ganze der christlichen Wahrheit überhaupt, deren Bewahrerin die Kirche ist, ist den Menschen ein Stein des Anstoßes geworden. Selbst die Elemente alles Glaubens, an denen sonst Niemand zweifelte, werden ihnen fraglich, und die Apostel des Unglaubens haben nichts Eeringeres im Sinne, als die Kirche, diese unbequeme Zeugin der Wahrheit, ganz aus dem Mittel zu thun und ihre Religion des Fleisches aufzurichten für das goldene Zeitalter, von dem sie träumen; und man muß sagen: sie verstehen sich auf ihr Handwerk. Die alte Christenheit steht aufs Tiefste erschüttert da, sie ist in der Mehrzahl ihrer Glieder irre geworden an dem Glauben, welcher die Welt überwindet. Die Ordnungen und Institutionen, welche das Christenthum unter den Völkern schuf, um das häusliche und staatliche Leben zu befruchten und dem Reiche Gottes dienstbar zu machen, werden eine nach der andern als unerträgliche Lasten abgeworfen, die Entwicklung der Staaten entzieht sich mehr und mehr der Zucht des Geistes Gottes und stützt sich auf Majoritäten, und es wird ein neues Judenthum groß gezogen, viel gefährlicher als das alte, denn es kehrt seine Spitze gegen den lebendigen Gott der Offenbarung und muß nach dem ihm einwohnenden Princip fortschreiten zu jenem Fanatismus des Fleisches, welcher nach dem Blut der Heiligen Gottes schreit. Die französische Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts und das neueste Communisten-Regime in Paris zeigen, was wir zu erwarten haben, wenn die Herrschaft des Fleisches, die Emancipation von allen göttlichen Ordnungen, proclamirt wird. Wenn man die Wuthausbrüche der Revolutionshelden in den verschiedensten Ländern der Christenheit liest, Wuthausbrüche gegen Alles, was den Menschen bis dahin als heilig, edel und schön gegolten hat, und wenn man den Widerhall hört, den sie bereits in ganzen Klassen der Gesellschaft gefunden haben: ist es nicht, als wenn höllische Geister losgelassen wären, die Menschen zu verführen? Da erklärt sich nicht blos, warum die Reichen anfangen, für ihren Mammon zu zittern, sondern es erklärt sich auch, wie ernstere Gemüther rathlos fragen: was wird aus der Kirche werden? Wird sie das Feld behaupten gegen ihre Kinder, die ihr bereits den Sarg zimmern wollen? Und wird sie noch im Stande sein, ihre Mission in der Welt zu erfüllen und einem ewigen Königreich Gottes Bahn zu machen?

Es ist wohl heilsam, solchem Kleinglauben die Verheißung

des Herrn Matth. 16, 18 entgegen zu halten: auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen; denn in diesem Worte des Sohnes Gottes ist der Kirche ihr endlicher Sieg über alle Macht der Finsterniß sicher verbürgt. Aber diese Verheißung von dem schließlichen Siege genügt dem Bedürfniß nicht, welches die Gläubigen in ihrer Schwachheit mitten in der Kampfesheize und unter den Trübsalen der Welt haben. Sie möchten auch gern etwas Näheres wissen von den Wegen, auf denen der Herr allmählig diesen Sieg herbeiführen wird, damit sie „durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.“ Und dieses Bedürfniß hat der Herr längst vorausgesehen und ist ihm von jeher in seinem Worte entgegengekommen. Nicht daß er seine Gläubigen in alle Geheimnisse seines Regiments eingeweiht hätte, aber doch so, daß er ihnen in großen Zügen den Gang seines Reiches auf Erden zuvor angedeutet hat, damit sie nie ohne Trost wären. Wie hat er durch seine Propheten die großen Wendepunkte in der Reichsgeschichte des A. B. dem Volke Israel vorher kund thun lassen: die assyrische Gefangenschaft, die siebenzig Jahre in Babel, die siebenzig Jahrwochen bis zur Erscheinung des Messias! Was enthält insbesondere das Buch Daniel an detaillirten Weissagungen über die traurigste Zeit der alttestamentlichen Reichsgeschichte während der letzten Jahrhunderte vor Christo! Man lese nur das 11. und 12. Capitel; und man kann sich vorstellen, wie die Frommen in jenen Glanzzeiten an den Weissagungen ihren Glauben immer wieder aufgerichtet haben. So sehen wir denn auch, wie der Heiland selbst sich nicht damit begnügt hat, in allgemeinen Worten den endlichen Sieg seines Reiches zu verbürgen, sondern in seinen letzten Reden zeigt er den Jüngern in perspectivischer Fernsicht ein Gemälde der zukünftigen Entwicklung seines Reiches bis zum letzten Tage des Weltgerichts, ein Gemälde, in welchem sich unterschiedene Zeiten und Wendepunkte sehr wohl erkennen lassen. Die Apostel folgen ihrem Meister, und je nach dem Maße ihrer prophetischen Gabe finden sich in ihren Schriften mehr oder weniger eingestreute Weissagungen über den Gang des Reiches Christi auf Erden, besonders über die Kämpfe desselben in der letzten Zeit. St. Paulus redet im Römerbriefe (C. 9—11) über das Geheimniß der Verwerfung und einstigen Wiederannahme des Volkes Israel, im zweiten Briefe an die Thessalonicher (C. 2) von dem Reifwerden der Bosheit, von dem Menschen der Sünde, dem Antichristen, in den Pastoralbriefen von den Spöttern und Lasterern der letzten Zeiten; ebenso schreiben St. Petrus im zweiten Brief und St. Judas über diesen letzten Punkt. Vornehmlich aber ist St. Johannes gewürdigt worden, der Kirche das Wort der Weissagung nahe zu bringen durch seine Offenbarung, welche, wie kein andres prophetisches Buch der Schrift sich mit der kampfesreichen und siegesgewissen Entwicklung des Reiches Gottes in seinen großen Epochen beschäftigt. Und der Zweck eben dieser Offenbarungen? Kein anderer, als dem Volke Gottes Trost und Hoffnung zu geben in den Drangsalen dieser Welt, es im Glauben an den



Ewig-Treuen zu befestigen, dessen Worte alle Ja und Amen sind und von der nachfolgenden Geschichte aufs Glänzendste gerechtfertigt werden. Sollte es nicht auch zu den gegenwärtigen Aufgaben der Kirche gehören, mitten in dem Abfall ohne Gleichen das Licht des prophetischen Wortes in die oft so verzagten Herzen der Gläubigen hineinleuchten zu lassen, mehr als es bisher geschehen ist? Sollte es nicht im Interesse der Kirche liegen, diejenigen, welche um sie trauern, einigermaßen zu orientiren über die Zeichen der Zeit, auf welche der Herr zu achten uns geboten hat, über die Tageszeit im Reiche Gottes, welche über den Mittag längst hinausgerückt ist und bereits ihre abendlichen Schatten wirft, über die Macht der Bosheit, welche mit Gottes Erlaubniß bis zu einer nie erreichten Höhe anwachsen darf, über die Aussichten und Hoffnungen, welche die Kirche selbst in dem dermaligen Stadium ihrer Entwickelung hegen und pflegen darf? Wir glauben, daß es wirklich Zeit wird, das Wort der Weissagung auf den Leuchter zu stellen, und daß die Kirche sich einer schweren Versäumniß schuldig macht, wenn sie es nicht thut.

Die Bibel der meisten Bibelleser scheint aber sehr unvollständig zu sein. Wenigstens das, was sie lesen und womit sie sich beschäftigen, sind eigentlich nur wenige Bücher. Manche thun, als ob das alte Testament gar nicht zur Bibel gehörte, Andere lesen vielleicht noch die geschichtlichen Bücher und die Psalmen, aber an den Schriften der Propheten gehen sie vorüber. Manchem ist auch das Neue Testament noch zu viel. Was nicht unmittelbar und geradezu Buße und Glauben und Heiligung predigt, das lassen sie bei Seite liegen. Von den Weissagungen in der Schrift sagen sie: das sind schwer verständliche Sachen, und von einem Buche wie St. Johannis Offenbarung heißt es: das ist ein dunkles Buch. Damit glaubt man sich abgefunden; den Versuch, sich ernstlich damit zu beschäftigen und zuzusehen, ob das Dunkle sich nicht möchte erhellen lassen, machen sehr Wenige. Zu verwundern ist diese Anschauung nicht. Die Kirche hat ihren Gliedern seit langen Zeiten wenig Anleitung zum Verständniß der Weissagungen gegeben. Ob sie wirklich immer nöthigere Dinge zu treiben hatte und getrieben hat, das mag dahin gestellt bleiben. Die geistlose Zeit der Aufklärung und des Rationalismus wenigstens läßt diese Entschuldigung nicht zu. Jahrhunderte hindurch, in denen die Kirche allerdings mit näherliegenden Aufgaben zu thun hatte, hat sie in der Wissenschaft sowohl als in der öffentlichen Verkündigung des Wortes die Weissagungen der Schrift kaum einer oberflächlichen Berücksichtigung gewürdigt, und wo in dem Christenvolle Bedürfnisse dieser Art auftauchten, hatte sie häufig statt Rath und Anleitung nur den Vorwurf der Häresie und Sectirerei, zu der die übelberathenen Seelen allerdings von Zeit zu Zeit getrieben wurden. Die apokalyptischen Forschungen und Schriften des großen Theologen Abr. Venguel u. A. im vorigen Jahrhundert stehen sehr vereinzelt da. Erst in diesem Jahrhundert ist das entschiedene Vorgehen der Secten, in erster Linie des Irvingianismus, hier und da in der

Kirche wie ein Hahenschrei des erwachenden Gewissens vernommen worden und hat bei Manchen die Erkenntniß zu Wege gebracht, daß die ignorirende oder spiritualisirende Weise, mit welcher die Kirche so lange das Wort der Weissagung behandelt hat, ihren Gegnern eine verwundbare Stelle darbietet und ihr selbst nicht ungefährlich zu werden droht. Daher sehen wir besonders in den letzten Decennien eine förmliche apokalyptische Literatur sich bilden, die mit jedem Jahre reicher wird, und es sind nicht die schlechtesten Namen, die uns hier begegnen; außer dem sel. Begründer der Evang. Kirchenzeitung nennen wir nur die Namen eines Auberlen, Ebrard, Christiani, Luthardt, denen sich andere weniger bekannte anreihen. Aber wie Wenige sind es dennoch, die sich ernstlich mit dem Wort der Weissagungen beschäftigen! Wie wenige Geistliche, die ihre privaten Studien auf die Weissagungen der Propheten, auf die Offenbarung St. Johannis ausdehnen und nur den Versuch machen, ihren Gemeinden in geistlich gesunder Weise — man braucht dabei kein Schwarmgeist zu werden — Etwas davon zukommen zu lassen! Ist es wirklich recht zu sagen: wir haben nöthigere und wichtigere Dinge zu thun? Sind wir nicht zu Haushaltern über Gottes Geheimnisse gesetzt, die aus ihrem Schatze Altes und Neues hervorgeben sollen? Wollen wir die Meinung aufkommen lassen, daß ganze Abschnitte und Bücher der h. Schrift unnütze und unnöthige Dinge enthalten, die zum Heile der Seelen nicht dienen? Oder hat nicht vielmehr jeder Christ, zumal ein Diener am Worte, die Pflicht, auf alle Worte zu achten, die ihm sein Meister und König im Himmel zu sagen hat, ihnen nachzudenken und sie zu Herzen zu nehmen, ob er vielleicht seiner eignen Seele und Anderen, die ihm befohlen sind, dadurch irgendwie zum Licht und zur Klarheit, zur Stärkung und zum Wachsthum des inneren Lebens könne? Es sieht fast so aus, als fürchtete man sich, ein Gebiet zu betreten, das für die Meisten eine terra incognita ist, in welchem sie sich verirren könnten, wie es ja auch am Tage liegt, daß manche Seele sich hier verirrt hat. Aber wo könnte man sich nicht verirren in dem weiten Felde christlicher Glaubenserkenntniß? Wenn das Fleisch sich hier auf Entdeckungsreisen begiebt, dann kommt der Mensch immer bald im Sumpfe oder in der Wüste an; es giebt darum kaum ein Stück des apostolischen Glaubensbekenntnisses, mit dem nicht geistlose Menschen oder solche, die sich selbst für klug hielten, Mißbrauch in Lehre und Praxis getrieben hätten. Gerade weil das Gebiet der Weissagung, welche von den kommenden Dingen redet, noch so wenig erforscht ist, und weil so viele unberufene Geister sich damit befaßt und ihre eigenen Phantasien hineingetragen haben, gerade darum ist es nöthig, daß die Kirche, welche den unzweifelhaften Beruf hat, das Wort Gottes auszulegen, sich der Sache annehme, daß insonderheit diejenigen, welche mit dem Lehramt in der Kirche betraut sind und die nöthigen Gaben von dem Herrn empfangen haben, es nicht Anderen überlassen, auf diesem Gebiete Wege und Bahnen zu zeigen. Eben darum ist es aber auch nöthig, daß die Knechte Gottes nicht, wie es oft geschehen



ist, im Interesse geistlicher Neugier oder geistlichen Hochmuths sich mit den Geheimnissen der Schrift beschäftigen, sondern daß sie zuvor ihre Schuhe ausziehen, wenn sie diesen geheiligten Boden betreten. Wer hier Gewinn haben und Frucht schaffen will, der muß Etwas empfinden von dem heiligen Schmerz und Mitleid des Herrn Jesu, als er das verschmachtete und zerstreute Volk ansah, und muß sich rüsten mit vielem Gebet und Flehen um den heiligen Geist. Der heilige Geist hat die Weissagungen so gut wie die andern Wahrheiten der Schrift geoffenbart. Er ist es auch allein, der sie deuten hilft. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn die, die im Ernst um den heiligen Geist bitten, immer so unverständig und rathlos diesem ganzen Gebiet göttlicher Offenbarung gegenüber bleiben sollten. Es ist schon oft so gegangen, daß das, wovon man einst sich fürchtete, später, wenn man es im Ernst angriff, dem Herzen lieb und unentbehrlich geworden ist; so würde es Vielen auch hier gehen. Sie würden zu ihrem Erstaunen sehen, welch ein Schatz an Buß- und Trost- und Heiligungsgedanken hier verborgen liegt; es würde ihnen Vieles von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge im Reiche Gottes klar werden, was bis jetzt wie ein großes Fragezeichen vor ihnen steht, und sie würden zu gewissen Erscheinungen und Projekten auf kirchlichem Gebiete eine klarere und entschiedene Stellung einnehmen.

Es ist keineswegs die Absicht, hier detaillirte Resultate der Forschung im Bereich der Weissagung darzubieten, die bei manchen Lesern vielleicht nur den Widerspruch hervorrufen würden; es liegt uns nicht daran, wissenschaftliche Streitfragen zu wecken, sondern einzuladen und zu bitten: forschet und sehet! Doch sei es erlaubt, einen Hauptpunkt zu berühren, der von eminent praktischer Bedeutung ist. Wie die Geschichte der Kirche lehrt, geht die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden oder — was dasselbe ist — die Ueberwindung der Welt durch die Macht des Evangeliums nicht so vor sich, daß sie auf geradem, ungehemmtem Wege zu ihrem herrlichen Ziele käme, welches der Herr die Wiebergeburt der Dinge nennt (Matth. 19, 28). Das Wachsthum des Reiches Gottes hat an der menschlichen Freiheit eine Schranke, die zwar nicht hindern kann, daß es zu dem Ziele kommt, welches der Herr sich vorgenommen hat, die es aber auf seinem Laufe durch die Welt gewaltig zu hemmen und einzuengen im Stande ist. Es hat Wüstenzeiten gegeben, wo der Strom göttlichen Lebens in der Welt kümmerlich und langsam, wie die afrikanischen Flüsse im Wüstensande, sich vorwärtsbewegten, und wo die, welche noch Leben von oben in sich hatten, verborgen vor der Welt bleiben mußten, um ihren Schatz zu bewahren und für künftige Zeiten hindurchzuretten. Nach den Weissagungen der h. Schrift wird aber in der letzten Zeit des gegenwärtigen Weltlaufs dieser göttliche Lebensstrom die meisten Hindernisse zu überwinden haben. Mit andern Worten: je näher die Kirche Gottes ihrem Ziele kommt, je bewußter der Glaube an die weltüberwindende Macht des Evangeliums durch die Kraft des heiligen Geistes sich in den Herzen

der Kinder Gottes entfaltet, desto mehr wird das Geheimniß der Bosheit offenbar. Satan weiß, daß er nur noch wenig Zeit hat, und daß die vollständige Execution des auf Golgatha über ihn ergangenen Urtheils immer näher kommt. Darum setzt er Alles in Bewegung, die wenige Zeit für sich zu benutzen und dem Reiche Gottes auf alle Weise Abbruch zu thun. Die „kräftigen Irrthümer“ treten auf den Plan, daß, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten verführt werden. Der Pügnier von Anbeginn sucht die erstorbene Welt des Christenthums mit seinem Pügnergeist mehr und mehr zu erfüllen, er hält den Menschen ein Ideal vor — das Gegentheil von dem, welches das Evangelium aufrichtet — ein Idol, welches in dem Loswerden von dem lebendigen Gott und seinen Ordnungen, in der Selbstanbetung und Kreaturvergötterung, in irdischer Macht und Welt Herrlichkeit, in thierischem Sinnengenuß hinter dem Firniß feinerer Humanität und Civilisation besteht und, um zur Herrschaft zu gelangen, mit Nothwendigkeit zu fanatischem Hass treibt gegen den *αρχον* in der Welt (2 Thess. 2, 6. 7), zum radicalen Umsturz alles dessen, was das Siegel Gottes an der Stirn trägt. Von dem Willen und Vorsatz bis zur Ausführung ist freilich oft ein langer Weg, es bleibt häufig bei dem bloßen Willen und bei ohnmächtigen Versuchen: „beschließet einen Rath, und es werde Nichts daraus.“ Wird denn dem Teufel sein Plan gelingen? Freilich die wahre Kirche Gottes, die Gemeinde der Gläubigen, kann er nicht ausrotten; es kann nie eine Zeit kommen, wo kein heiliger Same von Gotteskindern mehr in der Welt wäre. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Kirche in ihrer äußeren geschichtlich gewordenen Gestalt und Erscheinung, in ihrer dermaligen Weltstellung, in ihrer öffentlich anerkannten Geltung und Berechtigung, in ihrem Schutz, den sie Seitens der Staaten genießt, unüberwindlich wäre. Im Gegentheil: das Wort der Weissagung lehrt aufs Deutlichste, daß die Ueberwindung der Kirche in ihrer geschichtlichen Gestalt — wenn auch nur vorübergehend — erfolgen wird nach dem Grundsatz göttlichen Regiments: „wo ein Aas ist, da sammeln sich die Abler.“ Hat die Kirche durch ihre Verbindung mit dem Staate (welche ja in anderer Hinsicht, z. B. für ihre Ausbreitung in der Welt, ihr sehr nützlich gewesen ist) sich in die weltlichen Interessen desselben allmählich tief verflechten lassen, ist sie ihm auf seinen Irrwegen oft genug gefolgt, und wird sie hierdurch immer mehr eine Weltkirche, so darf sie sich auch nicht wundern, wenn sie damit gestraft wird, womit sie gesündigt hat, d. h. wenn die weltliche Macht sich schließlich gegen sie kehrt, wenn ihr alle die äußeren irdischen Stützen, auf die sie sich verlassen, und mit denen sie oft genug Götzenbild getrieben hat, geraubt werden, und wenn sie in ihrer ganzen Knechtsgehalt offenbar werden muß. Das Gericht muß anfangen am Hause Gottes, aber es ist ein gnädiges Gericht. Erst wenn die Kirche Niemanden auf Erden hat, bei dem sie um Hilfe betteln kann in ihrer großen Noth und Drangsal, wenn sie eine Passionsgemeinde im wahren Sinne des Wortes geworden ist, der bloß noch der Blick nach



oben offen bleibt, dann wird sie wieder eine Betgemeinde, eine Gemeinde der Heiligen, werden, und die heißen Gebete der Heiligen werden dem Herzen ihres Heilandes Gewalt anthun, daß er sich selber zu ihrer Errettung aufmacht, ihre Feinde vernichtet und sie vollendet zu dem Königreiche Gottes, auf welches alle Frommen je und je gewartet haben.

(Schluß folgt.)

## Was haben wir von der Missionspraxis der mittelalterlichen Kirche für unsre Missionsarbeit zu lernen?

Die Mission hat sich bei ihrer Arbeit vor zwei Abwegen zu hüten: der eine ist der, die Erfahrung früherer Zeiten zu ignoriren, der zweite der, die Methode der Vorgänger zu copiren. Um mit der zweiten Gefahr zu beginnen, so ist die in Betreff der Erfahrungen der mittelalterlichen Kirche bei uns bisher sehr gering gewesen, man sah die mittelalterliche Missionspraxis zwar als ein Beispiel, aber als ein abschreckendes an; man lernte von ihr nur, wie man es nicht machen müsse. Man sah an ihr nur das Römische, nicht das Katholische im guten Sinne, erblickte überall das eiserne, nirgends das geistige Schwert und wenn man die Anschauungen mancher Leute von der Bekehrung unseres Volkes vernimmt, so muß es fast als ein Wunder erscheinen, daß aus einer so verkehrten Missionspraxis doch noch ein leidlich christliches Volk hervorgegangen ist. Diese Anschauungen sind ja jetzt allerbing im Verschwinden begriffen, wenngleich noch keineswegs ganz aufgegeben. Man kommt zu der Einsicht, daß man mit solcher einseitigen Auffassung nicht bloß gegen die römische Kirche, sondern auch gegen das Fleisch und Blut des eignen Volkes wilthet. Je mehr man die Geschichte der mittelaltigen Mission studirt, um so mehr erkennt man, daß neben großen Schattenseiten doch auch Vorzüge in ihr vorhanden sind, wovon wir noch heut lernen können, und daß in dem Katholischen doch auch ein gut Stück Evangelisches stecke. Freilich selbst diese Vorzüge darf man nicht copiren wollen; ein mechanisches Uebertragen einer Praxis aus einer Zeit mit ganz anderen Verhältnissen auf die Missionsaufgaben unserer Tage würde sich bitter rächen. Und wenn geistige Arbeit überhaupt nie ein Copiren zuläßt, so die Reichsarbeit der Mission am allerwenigsten. Aber es würde sich nicht minder strafen, wollte man den Gewinn unbeachtet liegen lassen, den man aus den Erfahrungen früherer Jahrhunderte ziehen kann.

Die Missionsarbeit gehört in das Gebiet der streitenden

Kirche, sie ist ihre kriegerische Thätigkeit; denn sie will besiegen, erobern, einverleiben, was meist weder besiegt, noch erobert, noch einverleibt sein will. Wie zu einem streitenden Heer gehören dann auch zur Mission: umsichtige Offiziere, ein tüchtiger Generalstab und ein opferwilliges und recrutenstellendes Volk.

1. Beginnen wir mit dem letzteren. Im Mittelalter war es Irland und England, aus deren Schooß die Glaubensboten Deutschlands hervorgingen, ein Bonifacius für Thüringen, ein Willibrord für Friesland, die Erwalde für Sachsen. Und als die Sachsen durch das Schwert Karls des Großen besiegt waren, da stellte sein längst christliches Reich nach dem Kriege die Friedensboten des Evangeliums. Aus dem Frankenlande und Friesland kamen Ludger nach Sachsen, Ansgar nach Corvei und von da nach Dänemark und Schweden. Und als es sich um Bekehrung und Verdeutschung des wendischen Volkes handelte, da war es das sächsische Volk von der Elbe bis nach Westfalen hin, welches es an Geistlichen nie fehlen ließ. Es ist eine Opferfreudigkeit vorhanden, welche Hohe und Niedrige ergreift. Gunther, eines Markgrafen Sohn, zieht unter die Wenden, um ihnen das Evangelium zu bringen. Graf Otto von Reveningen legt sein gesamtes Erbe in die Hände des Erzbischofs Norbert, um ein Missionskloster an der Grenze des Wendenlandes damit gründen zu lassen. Die Markgräfin Richardis von Stade übergiebt mit ihrem einzigen noch lebenden Sohn Berichow und Zubehör zur Anlage eines Klosters an diesem Orte her, der damals noch von Wenden umwohnt war. Markgraf Otto I. von Brandenburg ruft aus, da man ihm rath, bei Lehnin eine Burg zu gründen: ja eine Burg werde ich gründen, aber eine solche, von der aus die feindlichen heidnischen Mächte durch die Gebete geistlicher Männer weit weggeschucht werden, und so entsteht Kloster Lehnin für Cistercienser-Mönche, die er aus Sittichenbach bei Sangerhausen kommen läßt. Der Edelherr Bernhard von der Lippe zieht nach einem vielbewegten Leben noch im Alter nach Livland und wird dort Missionsbischof. Im Jahre 1219 zieht der Missionsbischof Christian von Preußen in Ostsachsen umher, um für die Kirche in Preußen zu sammeln, „die Schwester, die noch klein ist und keine Brüste hat, um die Neubekehrten mit der Milch der Lehre zu nähren.“ Fürsten gaben Besitzungen als feste Dotation für die Mission oder laufende jährliche Beiträge, der Adel nimmt das Kreuz, um die Neubekehrten gegen die Einfälle der Heiden zu schützen, und einmal wenigstens im Jahre wird in ganz Sachsen in allen Kirchen für die Preußenmission nach des Papstes Anordnung eine Collecte eingesammelt. Denn, so schreibt er an die Bischöfe, kein Almosen ist Gott angenehmer als das, welches man ihm darbringt, um Seelen zu gewinnen. In Lübeck sehen wir um 1289, wie ein Bürger in seinem Testament 10 Mark für einen Pilger, der nach Preußen, und 10 für



einen solchen, der nach Livland zieht, aussetzt. Die Missionsstation Dinamünde wird mit 5, die Kirchen in Riga ebenfalls mit 5 Mark bedacht\*). Im Sprengel von Merseburg ermahnt der Bischof in gleicher Weise zu Legaten, zur Theilnahme am Kreuzzug nach Preußen oder zur Beisteuer, falls man selbst nicht mitziehen könne. Die angeführten Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, daß man, was Opferwilligkeit betrifft, auch von dem „finstern“ Mittelalter lernen kann.

Im Mittelalter nahmen sich die Fürsten der Mission an; es war für sie eine Ehrensache, so bald wie möglich keine heidnischen Unterthanen, ja selbst keine heidnischen Nachbarn mehr zu haben. Wir wissen sehr wohl, daß sie die bedeutenden Opfer nicht bloß immer aus Eifer für den christlichen Glauben gebracht haben; nein, meist hing ihres Landes Sicherheit und Wohlfahrt mit der Begründung der christlichen Kirche auf das engste zusammen. Vielfach wollten sie die Gaben, die sie brachten, mit Zinsen aus den Händen der christlichen Kirche zurückempfangen und in der That, sie haben ihr Kapital in diesen Händen sehr sicher und sehr vortheilhaft angelegt. Aber schon diese Erkenntniß der Fürsten war eine Missionsthat und es will uns scheinen, als ob die englische Regierung in Indien Vieles zu ihrem Vortheil von diesen mittelalterlichen Fürsten hätte lernen können. Und in Anbetracht, daß erst die Mission die weiten Ländergebiete von hier an bis zum Memel zu christlichen und deutschen Provinzen gemacht hat, wäre es für eine Volksvertretung, die auf einem erst durch die Mission deutsch gewordenen Boden tagte, gewiß keine Schande gewesen, die Zusicherung eines Königs zu respectiren, der für die Kirche das rechte Herz und für die Erfahrung der Geschichte den richtigen Blick hatte. Aber keineswegs sind die Fürsten des Mittelalters ausschließlich durch den eignen Vortheil in ihrem Eifer für die christliche Mission bestimmt worden. Karl der Große zog ja das Schwert wider die Sachsen um der Sicherheit seines Landes willen; aber wer wollte ihm das Herz absprechen, das sich der Aussicht freute, die störrigen Sachsen auch vor dem Heiland der Welt demüthig die Knie beugen zu sehen? Und welche Vorthelle hatte Ludwig der Fromme, als er mit innerem Jubel die Gelegenheit ergriff, den fernen Bewohnern Dänemarks und Scandinaviens einen Glaubensboten senden zu können?

Die Mission des Mittelalters hatte durch die Unterstützung der Fürsten über viel bedeutendere Mittel zu verfügen, als die unserer Tage. Was äußerlich sie stützen und fördern konnte, das wurde ihr in den meisten Fällen gewährt. Und doch, wie viele Schwierigkeiten hat auch da die Mission gefunden und wie langsam ist es trotzdem gegangen. Wir verlieren wohl leicht die Geduld, wenn nicht in einigen Jahrzehnten jetzt ein Volk bekehrt ist und es will uns scheinen, als ob die Resultate der Mission im Vergleich zu früher winzig klein seien. Wahr ist es, daß die Mission des Mittelalters ihr Netz um ganze Völker spannte

und diese auch gewann; aber an harten Geduldsproben hat es auch da nicht gefehlt. Als Otto der Große seine siegreichen Waffen über das Wendenland erklingen ließ und christliche Bisthümer einrichtete, da drang die christliche Kirche mit Riesenschritten vor. Adam von Bremen kann da schreiben: „das ganze Wendenvolk ist getauft, Kirchen sind gebaut, Klöster gegründet. Von den zwanzig Gauen des Wendenlandes sind alle bis auf drei christlich.“ Und hundert Jahre später ist von dem Allen keine Spur mehr vorhanden: die Bischöfe weilen fern von ihren Bisthumsstößen, die Kirchen sind zerstört und das Volk dient nach wie vor seinen Götzen. Im zwölften Jahrhundert mußte man von vorn anfangen. Der Ringkampf der deutschen Ritter mit den heidnischen Preußen dauerte über 50 Jahre und zu einer Zeit, in welcher die Mission schon an der Weichsel stand, finden wir in der Altmark bei Diesdorf immer noch einen kleinen Rest heidnischer Wenden. Geduld und Ausdauer hat die Mission stets erfordert; für Sanguiniker war sie allezeit ein undankbares Feld, selbst im Mittelalter, wo man ja nach der Ansicht mancher Leute vor lauter dicker Finsterniß weder die Erfolge noch die Mißerfolge wahrnehmen konnte.

2. Bei der Einheit in der Leitung der katholischen Kirche sollte man meinen, daß auch Plan und Ausführung von Rom ausgegangen sei. Indeß davon finden wir im Mittelalter keine Spur; die Propaganda in Rom ist erst neueren Datums. Um die mittelalterliche deutsche Mission hat das Papstthum fast gar keine Verdienste. Die ausziehenden Glaubensboten holten wohl die Vollmacht von Rom ein, sie brachten ihre Klagen bei Hindernissen durch kirchliche Würdenträger vor den Papst und berichteten vielfach dorthin, aber der Anstoß zur deutschen Mission kam von dorthen niemals. Es kann daher auch nicht von einem Plan geredet werden, den Rom entwarf; es sorgte nur dafür, daß ihm die katholische Unterordnung seitens der zu bekehrenden oder bekehrten Völker nicht entging. Dennoch war klarer Plan in der deutschen Mission. Man kann sagen, daß im achten Jahrhundert ganz England und Irland, so weit es seines christlichen Glaubens sich bewußt war, auf eine planvolle Befehung der deutschen Volksstämme lossteuerte. Es ist der Nation, so schreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller, fast zur andern Natur geworden, übers Meer zu ziehen. Alle vereitelten Versuche schreckten nicht ab, immer wieder wurde eingesetzt, bis Allemen, Thüringer und Friesen überwunden waren. Als Karl der Große die Sachsen überwunden hatte, und schon während des Kampfes ging er planmäßig vor, alles Land kirchlich einzugliedern; von acht Bisthumsstößen aus sollte nun die geistliche Eroberung beginnen. Noch ehe Sachsen innerlich gewonnen war, errichtete Ludwig der Fromme das Erzbisthum Hamburg, um von da aus die Eingliederung der nordischen Reiche zu vollziehen. Und als das Sachsenvolk den Deutschen sein glorreichstes Kaisergeschlecht gab, da ordnete Otto der Große ein Netz von Bisthümern, das von Magdeburg abhängig bis nach Polen hinein die Wendenländer umspannte. Und als endlich im zwölften Jahrhundert die Sachsenfürsten es

\*) Leberkus, Urkundenbuch von Lübeck I. 1. 431. 433.



unternehmen, deutsche Colonien in das Wendenland einzuführen, da wird wiederum planmäßig, indem man sicher von West nach Ost vorschreitet, eine Grenzlinie nach der andern besetzt, bis im 13. Jahrhundert tief nach Polen hinein die Grenzlinie des deutschen Elements gezogen ist. Die neuere Mission, glaube ich, kann von dem planmäßigen Vorgehen der alten Kirche viel lernen.

Mit dieser Planmäßigkeit hing die Concentration der Kräfte zusammen. Man kann es genau verfolgen, wie zu einer bestimmten Zeit alle Kräfte der Mission auf einen Stamm sich richten. Fällt ein Missionar als Märtyrer, so stehen schon andere bereit, um seine Arbeit an derselben Stelle aufzunehmen. Als Bonifacius unter den Streichen gefallen war, übernahm es sein Schüler Gregor, später Bischof von Utrecht, diese Mission fortzusetzen und Friesland fiel dem Evangelium zum Opfer. Die Missionare Thüringens und Frieslands wirkten nahe an der sächsischen Grenze, aber eingedenk der Concentration der Kräfte überschritten sie dieselbe nicht. Einer spätern Zeit war es vorbehalten, ihre Missionskräfte auf Sachsen zu concentriren. Im dreizehnten Jahrhundert ist Livland und Preußen das Missionsgebiet; das so nahe gelegene heidnische Litthauen wird bis dahin unberücksichtigt gelassen, wo die Arbeit in den Vorlanden beendigt ist. Dieser Concentration hat man ohne Zweifel die großartigen Erfolge zu verdanken, wodurch ganze Völker in den Rahmen der christlichen Kirche eingefügt wurden. Unsere neuere Zeit, wie sie an einer gewissen Hast leidet, Alles zu einer Zeit thun zu wollen, verfällt auch leicht der Versuchung, die Missionskräfte zu zersplittern. Man kann nicht mit einem Male allen Völkern das Evangelium predigen. Und das Gebot des Herrn: gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur, ist zwar in seinem ganzen Umfange für die Kirche unverbrüchlich, schließt aber nicht etwa die Verpflichtung für eine bestimmte Zeit in sich. Ganz gewiß würde es der Mission nicht schaden, wenn jede Missionsgesellschaft auf ein Gebiet alle ihre Kräfte concentrirte.

Damit würde sich auch eine reinliche Sonderung der neben einander Arbeitenden ergeben. Nichts ist widerwärtiger und störender, als wenn zwei Missionsgesellschaften ihre Stationen in einander schieben, oder wohl gar eine der anderen die Seelen zu entziehen sucht. Darin war ja die mittelalterliche Mission viel besser daran. Da die Kircheneinheit vorhanden war, so waren dadurch die Berührungen sehr viel ferner gerückt. Allein gefehlt haben feindliche Zusammenstöße keineswegs. Bekannt ist der Kampf des Bonifacius mit der Culdeer-Mission. In Preußen gerieth der Bischof Christian aus dem Cistercienser-Orden mit den deutschen Rittern in einen so erbitterten Kampf, daß diese sich freuten, als er in die Gefangenschaft der heidnischen Preußen kam. Allein das verstand man im Mittelalter gut, dann einen Theil zu entfernen. Dem Bonifacius mußten die Culdeer-Priester, dem deutschen Orden der Bischof Christian weichen.

Abgesehen von diesem fest vorgezeichneten Plan hatte jeder Missionar volle Freiheit des Wirkens; eine Beaufsichtigung von außen her fand nicht statt, nur daß von vornherein das Missionsgebiet in die bischöflichen Sprengel der Kirche eingegliedert wurde. War noch kein Missionsbischof ernannt, so wurden die Missionare an einen benachbarten Bischof gewiesen; sehr bald aber pflanzte der hervorragendste unter ihnen mit der bischöflichen Würde besetzt zu werden. Dieser war dann der selbstständige Leiter der Mission, der freilich in seiner Thätigkeit kaum anderes als ein einfacher Priester für gewöhnlich zu thun hatte. Der Papst griff nur ein, wenn Zwiespalt zu schlichten und Mißstände zu beseitigen waren. Die Missionsthätigkeit ist die freieste aller geistlichen Thätigkeiten und sie muß es ihrer Natur nach sein; sie verträgt bürokratische Schablonen am allerwenigsten. Für gänzlich unbekannte oder nur halb bekannte Zustände heidnischer Völker gehören Persönlichkeiten, welche schnell und sicher die Lage erfassen, den Punkt zu finden wissen, wo man einsetzen muß, um das Heidenthum eines Volkes aus den Angeln zu heben und endlich, gestützt auf Erfahrung mit Ausdauer und Selbstständigkeit, das Begonnene zu Ende zu führen verstehen. Wenn man nicht weiß, wo der Feind steht und in welcher Stärke, so schickt man einen erfahrenen General aus mit dem Befehl, ihn zu besiegen; wie? das ist die Sache des Angreifenden.

3. Nach diesem eben ausgesprochenen Grundsatz scheint es nun freilich, als ob es völlig überflüssig wäre, unser Thema auch in Bezug auf die Praxis der Missionare zu behandeln, oder mit andern Worten, ihnen gute Rathschläge aus einer längst vergangenen Zeit hergenommen zu geben und zu verlangen, daß sie diese auf völlig anders geartete Verhältnisse anwenden sollen. Ich verkenne die Schwierigkeit nicht, welche darin liegt, aus der Ferne das Wirken der Missionare unter Völkern zu beurtheilen, die völlig verschiedenes Gepräge haben von dem, was uns im eignen Volke oder unter den Nachbarvölkern entgegentritt. Indes schaden kann es ja der heutigen Praxis ganz gewiß nicht, wenn sie ihren Blick auch einmal auf die alte Praxis lenkt.

Völlig verschieden von unserer Missionspraxis war die Taufpraxis der Kirche des Mittelalters. Es ist bekannt, wie man damals ohne Unterricht sofort zur Taufe schritt, ja wie man mit der Macht des Schwertes die Heiden zur Taufe trieb. Nicht bloß, daß man der Taufe eine magisch umwandelnde Kraft zuschrieb, man glaubte vor allen Dingen dadurch sich ein Recht auf die Heiden zu sichern und meinte, wenn man die Seelen in Parochien eingeordnet habe, könne man in der Seelsorge nachholen, was man vorher versäumt habe. Es kam der Mission des Mittelalters in erster Linie darauf an, ein Volk in geordnete Pfarrsysteme zu bringen. Auf welchen Täuschungen diese Missionspraxis beruhte, welche Gefahren sie mit sich brachte, welche Rückschlüsse sie erfuhr und erfahren mußte, das ist zur Genüge bekannt. Dessen ungeachtet können wir auch davon etwas lernen. Wir verfallen in unserer Praxis leicht in das Gegenheil. Besonders die vergangenen Zeiten wollten erst bewußt



erweckte Taufcandidaten haben, ehe man das Sacrament spendete. Man verfuhr fast, als ob auf den Unterricht Alles, auf das Sacrament nichts ankäme. So kann man wohl einzelne Seelen gewinnen, zu Volkskirchen wird man es aber so nicht bringen. Es gilt hier, die richtige Mitte halten. Ein nach Menschen-Ermessen aufrichtiges und freiwilliges Verlangen nach der Taufe, verbunden mit den elementarsten Kenntnissen des christlichen Glaubens, muß nach der Apostel Vorgang zum Empfang der Taufe genügen.

So äußerlich ferner die Einsparung von halb oder ganz heidnischen Elementen in ein Kirchspiel war, ein richtiger Gedanke liegt auch dem zu Grunde, und dieser ist der, daß jede Gemeinde so bald als möglich daran gewöhnt werden muß, ihre Parochiallasten zu tragen. Man wollte die Gemeinden so bald wie möglich aus der Liste der Missionsposten in die geordneten Pfarrsprengel übertragen. Leider ist es nicht möglich, diesen Gedanken bei uns so leicht zu verwirklichen. Zieht eine Missionsgesellschaft ihre Hand von einer Gemeinde ab, so warten andere schon, um sie in ihre Pflege zu nehmen und die katholische Kirche ist ja heut zu Tage bekanntlich darin Meisterin, da zu ernten, wo sie nicht gesät hat.

Bekannt ist ferner die Anschmiegung der mittelalterlichen Mission an die heidnischen Gebräuche und Vorstellungen, eine Anschmiegung, welche später bei den Jesuiten die schmächtigsten Caricaturen hervorgebracht hat. Die Mönche von Corvei brachten der Insel Rügen anstatt des Svantevit den Sanct Vitus und Bischof Berno von Schwerin machte aus Godehard mit einer Cultusstätte ein Dorf des h. Godehard. So bedenkliche Seiten auch diese Accommodation hat, so ist sie an sich nicht zu verwerfen. Die rechte Accommodation ist ein Nahkommen, ein Entgegenkommen auf halbem Wege, ohne doch von dem Wesentlichen seines Ziels auch nur ein Jota zu opfern. Die christlichen Formen müssen schmiegsam und biegsam sein, um dem Inhalt des Evangeliums Eingang zu verschaffen. Nüht sich doch ein Paulus, Allen Alles geworden zu sein, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. Althergebrachte Formen werden den Heiden ganz ebenso liebgewordene Gewohnheiten wie uns sein und solche mit christlichem Gehalt zu erfüllen, scheint uns rechte Missionsweisheit zu sein. Durch unsere ganze deutsche Missionsgeschichte geht das Streben hindurch, an den Stätten des Götzendienstes christliche Kirchen oder Klöster zu errichten. Es beruht dies auf einer richtigen Einsicht in das Wesen der Volksreligion. Die Religion eines Naturvolkes ist nichts anderes als die Ueberlieferung, die Sitte seiner Väter und seine Religiosität, sein Glaube nichts anders als das Festhalten an dieser Sitte. Dazu gehören nun vorzugsweise die heiligen Stätten eines Volkes. Dort findet ein Volk auch in den schrecklichsten Auswüchsen des Götzendienstes immer seine religiöse Heimath.

Es ist sehr wenig damit gethan, wenn man ihm diese Heimath vernichtet; man muß ihm ebendort eine neue geben.

Ein eigenthümlicher Zug der mittelalterlichen Mission war ferner das Einführen ganzer christlicher Colonien in die noch ganz oder halb heidnischen Länder. Ich will nicht reden von jener großartigen Colonisation des Wendenslandes, welche in anderthalbhundert Jahren diesem Lande ein völlig deutsches Gepräge gegeben und mit dem Wendenthum auch das Heidenthum auf das gründlichste beseitigt hat. Solch ein Proceß kann nur an einem Nachbarlande vollzogen werden. Aber auch in dem ursprünglichen Deutschland, wo die Nationalität unangetastet blieb, waren die Klöster Colonien von altchristlichen Leuten, eine Gemeinde, welche den Heiden das Christenthum vorlebte, christliche Sitten einführte, Ackerbau und Cultur zum ersten Male in ein völlig culturloses Land brachte. Ich weiß sehr wohl, daß die „Civilisation der Heiden“ bei den Missionsfreunden in geringem Ansehen steht und mit Recht. Aber das ist nur die Civilisation ohne Christenthum. Mit diesem hat sie ein volles Recht einzuziehen. Christliche Cultur-Colonien sind meines Erachtens von der größten Wichtigkeit. Alle Missionsstationen sind ja im Kleinen solche Colonien, aber nicht hinreichend. Missionare können als Prediger nicht Muster dafür sein, wie ein Kaffer oder Hottentott sein sociales Leben einzurichten hat. Christliche Bauern- und Handwerker-Colonien stehen den Heiden für das sociale Leben viel näher. Was das Wort des Geistlichen verlangt, ein christliches Leben in Gottesdienst, in der Berufsarbeit, in der Ehe, in der Kindererziehung, das würde eine christliche Colonie thatsächlich vor die Augen führen und dazu noch die Früchte christlichen Fleißes und christlicher Gesittung. Und um wie vieles würden evangelische Colonien die Klöster der römischen Kirche überragen! Die Versuche von Hermannsburg scheinen nach dieser Seite alle Beachtung zu verdienen. Die Erfahrungen, die man dort macht, werden ja herausstellen, ob eine solche Beigabe von Colonisten für die andern Missionen thunlich und zweckentsprechend ist.

## Anzeige.

Die Camminer Pastoral-Conferenz wird in gewohnter Weise am 6. und 7. September d. J. Statt finden. Gegenstände der Besprechung sind: 1) Die Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften vom Kirchenregiment. 2) Die deutsche Nationalkirche, Traum und Wirklichkeit.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 26. Juli.

N<sup>o</sup> 59.

## Die Augsburgerische Confession

als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche historisch und exegetisch untersucht von D. Bäckler, Dr. der Philos. u. Theol., ordentl. Prof. der Theologie zu Greifswald. Frankfurt a. M. Heyder u. Zimmer. 1870. VIII. u. 334. S. 8. Pr. 1 Thlr. 20 Sgr.

Wie der Heidelberger Katechismus, dieses „gefeierte Hauptbekenntniß und Lehrbuch der deutschen Reformirten“, seit der Feier seines dreihundertjährigen Jubiläums seitens reformirter Theologen (z. B. Krummachers, Sudhoffs, Daltons) sich wiederholter Bearbeitungen zu erfreuen gehabt hat; so bekunden zahlreiche literarische Erscheinungen, daß auch die lutherische Kirche nach einer Periode trauriger Gleichgültigkeit ihrem ehrwürdigen Haupt- und Grundsymbol die volle gebührende Theilnahme wiederum zugewendet hat, daß ihr die Augustana wieder die „augustissima“ geworden ist. Daher seit 1830 wieder Predigten über die „köstliche“ A. C., wie von Schleiermacher, Claus Harms, Tholuck, Jaspis: daher Aufnahme dieses Bekenntnisses oder wenigstens seiner 21 Lehr-Artikel in die Hilfsbücher für den Religions-Unterricht in den obersten Klassen unserer Gymnasien, z. B. von Schmieder, Thomaßius, Petri, Hollenberg; daher zahlreiche Einleitungs- und Erläuterungsschriften zu jenem evang. Grundsymbol, theils populären theils wissenschaftlichen Charakters. Von letzterer Art sind allein aus den letzten vier Jahren drei bedeutende Werke zu registriren: die zweibändige „Einleitung in die Augustana“ von G. Plitt (Erlangen 1867—68), zwar weder dogmatisch-apologetische noch exegetisch-kritische Auslegung, wohl aber eine gründliche dogmengeschichtliche Erläuterung der einzelnen Artikel der Augustana nach eigenhümlicher Ordnung; Bilmars Erklärung der A. C. (NB. ohne Text), nach dessen Tod herausgegeben von Dr. Piderit (Gütersloh 1870), ein ziemlich aphoristisch gehaltener Grundriß für akademische Vorlesungen, und das in der Ueberschrift verzeichnete Werk Dr. Bäcklers (Frankfurt a. M. 1870), eines pietätsvollen Schülers Bilmars, der jedoch seinen Meister durch Umfang, Tiefe und Gründlichkeit seiner historischen und exegetischen Untersuchungen übertroffen hat. Dieses verdienstvolle Buch Bäcklers, welchem von der Kritik bereits vielfach ehrende Anerkennung zu Theil geworden ist, soll jetzt auch hier einer nähern Besprechung unterzogen werden.

Beachten wir zunächst Bau und Anlage des Buches. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen von sehr ungleichem Umfange. In der I. Abtheilung (S. 1—84) giebt der gelehrte Verfasser in 10 Paragraphen auf verhältnißmäßig engem Raum eine umfassende „historische Untersuchung“ über die Entstehung und Uebergabe der A. C., namentlich auch über Luthers und Melancthons Vorarbeiten für die A. C.: die Marburg=Schwabacher und die Torgauer Artikel, über die ältesten Druckausgaben und die Apologie, die Entstehung der Variata und die Stellung beider Confessionen zu der kirchlichen Entwicklung bis zum westfälischen Friedensschluß, endlich eine genaue Textgeschichte und Geschichte der kirchlichen Geltung der A. C. vom westfälischen Frieden bis auf die Gegenwart. In der II. Abtheilung der „exegetischen“ Untersuchung“ (S. 85—314), welche gleich der I. Abtheilung mit reichlicher Literatur-Nachweisung ausgestattet und wohl als Haupttheil des gesamten Werkes zu betrachten ist, theilt der Verf. die Resultate seiner gründlichen exegetischen Untersuchung mit, welche zu einer „wahrhaften Apologie der Confession in moderner Fassung, aber in echt lutherischem Geiste“ ausgesponnen ist. Hier begegnet man zunächst einer geradezu meisterhaft zu nennenden Einleitung über Inhalt und Gliederung der A. C., mit gebührender Hervorhebung des beherrschenden 4. Artikels und unter gruppirender Zusammenfassung der 17 ersten Artikel, als der organisch zusammenhängenden Hauptmasse, ergänzt durch die an betr. Stelle eingeschalteten bezw. zur Erläuterung und weitem Ausführung herangezogenen 11 folgenden Artikel. Ausdrücklich wird (neben Luthers kl. Kat. als dem „katechetischen Normalbuch“) die Augustana als „das dogmatische Normalbuch der protestantischen Bekenntniß-Literatur“ anerkannt, welches in jeder Beziehung wohlgeeignet sei, als Grundlage und Leitfaden für eine wesentlich praktische und apologetisch=polemische Darstellung der ev. Glaubenswahrheiten zu dienen. S. 103—313 folgt ein kritisch gesichteter Text (links in lateinischer, rechts in deutscher Sprache, unten beiderseits die wichtigsten Varianten\*), begleitet von einem Commentar, welcher in streng geschichtlicher Untersuchung den Inhalt

\*) Dieser doppelte Textabdruck ist nichts Ueberflüssiges. Denn richtig hat schon Bilmars (Erlf. der A. C. S. 103) zu Art. 10 bemerkt: „Wie in sämtlichen Artikeln, so ist auch in diesem der lat. Text nicht von dem deutschen, der deutsche nicht von dem lat. zu trennen; beide ergänzen und bestimmen sich gegenseitig“.



der einzelnen Artikel dem Verständniß aufschließt, — so jedoch, daß jene historische Exegese stets in die Darlegung der dem 19. Jahrhundert wie dem 16. gleich nothwendigen Glaubenswahrheit übergeht und die dogmatische Entwicklung der Neuzeit gebührend berücksichtigt. — Die III. Abtheilung endlich (S. 315 bis 333) bringt auf nur 18 Seiten praktisch-kirchenpolitische „Schlußbetrachtungen“, deren Hauptinhalt, in 12 Thesen zusammengefaßt, die Erhebung der Augustana nicht zum Unions-, sondern zum Conföderations-Symbol der gesammten deutschen evangelischen Christenheit befürwortet.

Indem wir diesen III. Haupttheil, welcher durch die Einsprache des Landes- und confessionskirchlichen Particularismus bereits zu einem σημειον ἀντιλεγόμενον geworden ist, vorläufig außer Betracht lassen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den beiden ersten Theilen zu und begleiten dieselben mit einigen kritischen Bemerkungen, welche der verehrte Verfasser als Zeichen warmer Theilnahme und aufmerksamen Studiums, die ein reformirter Bruder ihm entgegenbringt, freundlich aufnehmen wolle.

Die Ausdrucksweise des Verfassers, durchweht von dem warmen Hauche einer heiligen Begeisterung für den behandelten Gegenstand, ist im Ganzen edel, klar und durchsichtig, bedarf jedoch der Reinigung von vielen entbehrlichen Fremdwörtern. Wir schließen uns in dieser Hinsicht dem von Dr. Kolbe a. a. D. S. 152 Bemerkten an.\*)

Da der Verf. offenbar eine relative Vollständigkeit in der Aufführung der werthvollern, auf die Augustana bezüglichen sowohl ältern als neuern Literatur angestrebt hat, so erlauben wir uns für die neue Auflage einige Ergänzungen in Vorschlag zu

\*) Obgleich S. 334 eine stattliche Reihe von Druckfehlern aufgeführt ist und Dr. Kolbe in Behrends luth. Monatschrift S. 152 ff. einen Nachtrag geliefert hat, so bleibt doch immer noch eine erhebliche Nachlese übrig. In bestimmter Erwartung einer baldigen neuen Auflage dieses einem so vielseitigen Bedürfniß begegnenden Buches stellen wir wenigstens die weitem stänentstellenden Druckfehler hier zusammen: S. 3 Z. 12 v. o. steht *Vorarbeiter* statt: *Verarbeiter*, S. 26 Z. 13 v. o. *erfaßt* st. *verfaßt*, S. 30. Z. 3. v. o. „*daß* ich mich nicht *versehe*“ st. *deß* zc., S. 37 Z. 19 v. o. *de votii* st. *de votis*, S. 87 Z. 13 v. o. *pertracta* st. *pertractata*, Z. 16 v. o. *seriam* st. *seriem*, S. 93 Z. 7 v. o. Art. 25 st. Art. 20, S. 119 Z. 8 v. o. *Just.* st. *Iust.*, Z. 17 v. o. *Physicus* st. *Physices*, S. 153 Z. 9 v. u. *culpa* st. *culpam*, S. 160 Z. 4—16 v. o. (Art. III.) fehlt die Angabe der Paragraphen an der Seite des Textes, S. 157 Z. 13 v. u. *hic* st. *hoc*, S. 209 Z. 8 v. u. *Act. Sm.* st. *Art. Sm.*, S. 211 Z. 1 v. u. „*dadurch es*“ st. *da es durch* zc., S. 214 Z. 2 v. o. Art. IV. st. Art. IX., S. 272 Z. 2 v. o. 18—26 st. 18—28, S. 329 Z. 7 v. o. *stictiori* st. *strictiori*. Dabei sind harmlose Geßellen, wie „*episkopalistischer*“ (S. 2 Z. 20 v. o.), „*Arb. Megius*“ st. *Megius* (S. 18), „*macchiavallistischer*“ (S. 21) u. s. w. noch nicht einmal mit in Anschlag gebracht. Möge also bei der demnächstigen 2. Auflage desto sorgsamere Correctur geübt werden!

bringen: z. B. zu Seite 20 die lehrreiche Festrede Dr. Henke's: „Das Verhältniß Luthers und Melancthons zu einander“ (Marb. 1860), gehalten am Gedächtnistage des Letzteren; zu S. 23 über den Eindruck, welchen die Vorlesung des Bekenntnisses zu Augsburg hervorbrachte, Andr. Möller, A. C. vere augusta s. Orat. de effectu primam A. C. promulgationem consequente. Friberg. 1631 und C. Gfr. Müller Admirabilis A. C. in animis hostium efficacia. Jen. 1737; S. 67 ff., wo die Streitschriften der Jesuiten wider die A. C. verzeichnet stehen, hätte auch die Verfälschung derselben durch die Jesuiten erwähnt werden mögen: Ant. de Sandoval Ep. ad Papam Alexandrum VI; in Andr. Caroli Memorab. ecclesiast. Sec. XVII. T. II. p. 251 (vgl. J. T. L. Danz, Die A. C. nach ihrer Geschichte, ihrem Inhalte und ihrer Bedeutung. Jena 1829 S. 41); S. 74 ff. bei der Textgeschichte hätte auch die Repetitio Aug. Confessionis, bestimmt zur Ueberantwortung auf dem Concil zu Trient 1551, (Lips. 1553. Deutsch:Wittenberg 1555) Erwähnung verdient. Ueberhaupt dürfte die I. Abtheilung des vorliegenden Buches eine der hohen Wichtigkeit der A. C. durchaus entsprechende Vervollständigung erfahren durch Aufnahme eines weitem Paragraphen: „Verbreitung der A. C. durch Uebersetzungen in die verschiedenen Landessprachen“. Nach Coelestinus Hist. Comit. Aug. II, 190b. hat schon Kaiser Karl, und zwar auf Veranlassung des päpstlichen Legaten Campegius, durch seine Secetaire Alph. Waldestus und Alex. Schwißius die Confession ins Spanische und Italienische übertragen lassen. Desgleichen hatten die Gesandten einiger auswärtigen Potentaten die wichtige Urkunde alsbald in jeglicher „in suae gentis idioma“ übersetzen lassen, um sie ihren Gebietern zuzusenden. „Atque hac ratione, sagt Coelestinus, Confessio Saxonica fere per totum orbem terrarum fuit disseminata.“ Bald erschienen auch gedruckte Uebersetzungen: 1533 ins Dänische von Jör-gen Jenssen, nachher auch von Andern; 1543 ins Holländische, 1559 ins Griechische v. Paul Dolscius; 1561 ins Englische, Französische und Polnische; 1562 ins Italienische v. Bergerius und in das Slavonische v. Primus Truber; 1576 ins Böhmisches, 1581 in Schwedische, 1628 ins Ungarische, 1651 ins Finnische, 1661 ins Spanische durch Auton de Sandoval, 1742 ins Isländische, 1732 sogar ins Jüdisch-Deutsche für das Callenbergische Institut in Halle. Im Jahre 1830 veranstaltete die theologische Facultät zu Dorpat unter Sartorius Dekanat eine Polyglotten-Ausgabe der Augustana in deutscher, lateinischer, lettischer und esthnischer Sprache, während von dem Consistorium zu Königsberg ein neuer Abdruck in litauischer und polnischer Sprache besorgt wurde.

Für die II. Abtheilung des Bökler'schen Werkes tragen wir nach zu S. 88: Hupfeld, Die Lehrartikel der A. C. nach der 1. Ausg. Melancthons nebst einer einleitenden Erinnerung und Luthers Vorrede zum Römerbrief.



Marb. 1840; und (Märkel) Die ungeänderte A. C. Mit Erläuterung und Schriftgründen versehen zum Gebrauch in Schule und Haus. Heidelberg 1852, später wiederholt aufgelegt; zu S. 88 ff. „Inhalt und Oekonomie der A. C.: Leonh. Hutter Analysis methodica articulorum [XXI.] Conf. Aug. *ὑπονομία* ac proprie sic appellatae. Witeb. 1598; zu S. 94, als muthmaßliche nächste Quelle der, aus Köllner's Symbolik herübergenommenen, versificirten Analyse der Augustana, Danz a. a. O. S. 50, woselbst Liebknecht Epithemata (Giess. 1730) und Lobeck Dispp. theol. (Vitemb. 1610) als ältere Quellen angeführt sind; zu S. 112—159 Erklärung des 1. u. 2. Artikels der A. C.) die vortreffliche Schrift von Sartorius: Beiträge zur Apologie der A. C. gegen alte und neue Gegner. 2. Aufl. Hamb. u. Gotha 1853 (190 S. 8); zu S. 160 ff. Art. III. Sartorius „Die Lehre von Christi Person u. Werk in popul. Vorlesungen. 1. A. 1831. 6. Aufl. Hamburg 1853. (180 S. 8). Mehrere andere Artikel hat derselbe Theolog gegen katholische Angriffe verteidigt durch eine Reihe von Abhandlungen, welche in der Ev. R.-Z. von 1834—1836 wider die Möhler'sche Symbolik erschienen sind. — Zu S. 169 ff., wo Art. XXI. „Vom Dienste der Heiligen“ besprochen wird, empfehlen wir zur Berücksichtigung die prächtige kleine Schrift des seligen Mallet: Ueber den Heiligen- und Bilderdienst in der römischen Kirche (Bremen 1842), welche sogar ins Holländische übersetzt worden ist, weil der Verfasser den Nagel so wacker auf den Kopf getroffen hat.

Wir kehren nun zum I. Theil, der „historischen Untersuchung“, und zwar zu § 1 zurück, welcher „die Augustana als gemeinsamen Ausgangspunkt für die beiden Hauptströmungen der deutschen Reformation, die lutherische und die melanchthonische“, betrachtet. Schon wegen dieser Ueberschrift hat der Verfasser mehrfache Anfechtung seitens lutherischer Beurtheiler erfahren. Man hat es ihm als *πρότον ψεύδος* angerechnet, daß hier eine eigene melanchthonische Richtung der deutschen Reformation aufgeführt werde, welche vielmehr als „Abfall“ Melanchthons von der deutschen Reformation unter „ausländischem“ Einfluß vom Verf. hätte „streng geahndet“ werden sollen; denn so sehr Dr. Zöckler als treuer Sohn der lutherischen Kirche die Heppe'schen Tendenzen zurückweise, so scheine es doch, daß er als „ein milder Melanchthon unserer Zeit“ sich gleichwohl darin habe fangen lassen. Diese Kritiker scheinen jedoch dreierlei übersehen zu haben: 1) daß Straßburg und die Schweiz, von denen jene Einwirkung ausging, damals noch zum deutschen Reiche gehörten; 2) daß der correct lutherische Professor Hengstenberg bereits 1844 in der Ev. R.-Z. S. 23—24, also schon geraume Zeit vor Heppe, von der „deutsch-reformirten“ Kirche als der „mildern melanchthonischen Richtung“ fast mit denselben Worten, wie der Marburger Professor, geredet hat; 3) daß namentlich die hessische resp. niederhessische Kirche als „eine Kirche Augsb. Conf. mit reformirter Auffassung der Abend-

mahllehre im Art. 10“\*) ihr dogmatisches Gepräge vorzugsweise jener „melanchthonischen Strömung“ verdankt, wie denn auch die reformirten Hessen den unzweifelhaft deutschen Charakter ihres Kirchenwesens ebenso entschieden betonen als die Lutheraner. Hieran möge sich gleich die Bemerkung (mit Beziehung auf § 7) anreihen, daß die Variata oder vielmehr Locupletata, welche sich auf die Wittenberger Concorbie von 1536 in ihrem oberdeutschen Verstande stützte (Amtl. Gutachten der Marb. th. Facult. S. 53. Richter, Gutachten, S. 13 ff. Gutachten der hess. Theol. 1561 bei Lange, 2, 539 ff.), im Sinne der deutsch-reformirten, zumal der hessischen Kirche unzweifelhaft den Charakter einer declaratorischen Lehrschrift besitzt, als verbesserter Ausdruck des Art. 10, nach welchem Bpgr. Philipp bereits zu Augsburg erfolglos gestrebt hatte. Es hätte daher S. 19, wo des Landgrafen Verhalten gegenüber den zwinglianisch Gesinnten zu Augsburg besprochen wird, dessen unverbundene Mißbilligung der ursprünglichen Fassung des gedachten Artikels nicht sollen unerwähnt bleiben. (Vgl. Büßf, Kirch. Kirchenr. § 29). Für Hessen wenigstens ist die Bezeichnung der Variata als „eines im Dienste des Kryptocalvinismus gebrauchten furtigen Nebenschlüssels“ und die Voraussetzung einer „dabei factisch und unvermeidlich stattfindenden Mentalreservation“ (Zöckler, S. 52 u. 74) als durchaus unzutreffend zurückzuweisen.

Der bedeutende mittelbare Einfluß, den Luther auf die Abfassung der A. C., sowie nachher als eigentlicher „gubernator actionis“ auf deren Aufrechterhaltung geübt hat, ist wohl noch nirgends so klar und bündig auseinandergelegt worden, als dies hier in § 2—4 geschehen ist. Wir setzen aus Luth. Ep. ad Melanchth. d. d. 27. Juni (b. de Wette Nr. 1234) als Ergänzung noch folgendes Kraftwort hierher, wodurch Luther den damals verzagten Freund zu erimuthigen sucht: „Obsecro te, qui in omnibus aliis pugnavis, luctare etiam contra te ipsum, maximum hostem tuum, qui Satanae tantum armorum contra te ipsum ministras.“ Wenn jedoch Dr. Zöckler (S. 15) sagt: „Die Verarbeitung der Schwabacher und der Torgauer Artikel zu dem in der Augustana jetzt vorliegenden organischen Ganzen vollzog ausschließlich Melanchthon“ — so scheint uns dies, zusammengehalten mit dessen eignen Aussagen über die bei der Abfassung, bezw. Redaction befolgten Grundsätze, etwas zu viel behauptet. Denn Melanchthon (Consil. II, 392) sagt ausdrücklich: Nihil mihi sumsi. und Epp. ad Camerar. p. 138: Ego mutabam et refingebam pleraque quotidie, plura etiam mutaturus, si nostri *συμφοράδμορες* permisissent. Er legte also auf das Urtheil seiner *συμφοράδμορες*, zumal Luthers, größeres Gewicht als auf sein eigenes. Noch bemerken wir, daß nach S. 17 die dem Ganzen als Einleitung vorangestellte Ansprache an den Kaiser sammt dem cor-

\*) Vgl. Büßf, Kirch. Kirchenrecht, § 33.



relativen Epilog, deren schwerfällige, von dem sonstigen stilistischen Tenor des Bekenntnisses ziemlich stark abweichende Periodologie wohl den meisten Lesern aufgefallen sein dürfte, nicht von Melanchthon, sondern von dem im diplomatischen Kanzleistil besser bewanderten sächsischen Kanzler Dr. Brück verfaßt ist.

§ 5 handelt von den ältesten Druckausgaben der Confession, von der Confutation und der Apologie. Hier wäre es wohl passend gewesen, die mit der Entstehung gleichzeitigen und die später üblichen Benennungen der A. C. vollständig aufzuführen, als: Apologie (wegen ihrer apologetisch-irenischen Tendenz) in Luthers und Melanchthons Briefen, ein Name, welcher mit dem Erscheinen der eigentlichen Apologie von Melanchthon außer Gebrauch kommen mußte; Sächsischer Rathschlag (Feuerlin Bibl. symbol. N. 375. Not.), Saxonici fidei christianae articuli (Schwarz, Progr. de Norimberg. p. 6) Confession (ohne jeden Zusatz) in den Br. Mel. an Luther und bei Camerarius Vit. Mel. § 37), später Augspurgische Confession, Sächsische Confession (Sleidan I, 406) und Evangelischer Augapfel (Vergl. Seelen Comment. de A. C. nomine Pupillae e Proverb. VII, 2 insignita. Lubec. 1730). — Treffend bezeichnet Dr. J. die s. g. Confutation, diese „Ilias Sophistarum“, als „ein mühsam aus fünf successiven Recensionen hervorgegangenes, in kleinlich scholastischem Geiste gehaltenes, auch bei den Führern der römischen Partei nur geringen Eindruck hervorbringendes Nachwerk“, dem wir indessen, weil man es auf ev. Seite nicht ignoriren durfte, die Entstehung der meisterhaften Apologie Melanchthons verdanken, des „ersten umfassenderen Commentars“, „der ältesten und authentischsten, weil vom Autor selbst herrührenden Interpretation des wichtigsten aller reformatorischen Bekenntnisse“. Wie sehr jene „Confutatio valde pueriliter scripta“ und die von keinem guten Gewissen zeugende Verweigerung einer Abschrift den Spott der Reformatoren herausforderte, zeigt besonders das Urtheil des sonst so milden Melanchthon (Ep. ad Luth. d. d. 6. Aug. ap. Coelestin. III, 25): Nullus Fabri liber exstat tam ineptus, quo non sit ineptior haec confutatio. Noch weit derber spricht sich Luther darüber aus in der „Warnung an seine lieben Deutschen“ und in den „Glossen auf das vermeynte kaiserl. Edict“ bei Walch XVI, 1975 ff. u. 2020. Von der herrlichen Augustana dagegen schreibt Camerarius l. c. § 41 aus tiefster Ueberzeugung und unter dem ungetheilten Beifall aller Evangelischen: Manebit profecto hujus scripti divinum opus, donec in terris colligetur coetus christianus, quod usque ad extremum diem mundi futurum esse, religiosa pietas novit.

§ 6—9 handeln von der Variata und Invariata vom Jahr 1540 an bis zum westfälischen Friedensschluß. S. 42 ff., wo die angeblichen dicta *ἀγγρα* Luthers in Betreff der Variata aus den letzten Jahren vor seinem Tode besprochen wer-

den, wird das in Pland's Gesch. des protest. Lehrbegr. IV. S. 26, Anm. angeführte angebliche Geständniß Luthers, welches derselbe kurz vor seinem Ende gegen Melanchthon abgelegt haben soll: „Lieber Philipp, ich bekenne es, daß der Sache vom Sacrament zu viel gethan worden ist“ — als wenig glaubwürdig bezeichnet. Freilich steht nur so viel mit völliger Sicherheit fest, daß die gedruckten Schriften Luthers keines von Beiden enthalten, weder eine bestimmte Verwerfung, noch auch eine indirecte Anerkennung und Inschugnahme des in der Variata zum Ausdruck gelangten Melanchthonismus als eines zwischen lutherischer und reformirter Sacramentslehre vermittelnden Lehtropus.“ Erwägt man jedoch, daß Luther in dem officiellen Schreiben an die Schweizer Cantone v. 1. Decemb. 1537 nach Abschluß der Wittenb. Concordie (Walch XVII. S. 2597) gesagt hatte: „wir lassen's göttlicher Allmacht befohlen sein, wie sein Leib und Blut im Abendmahle uns gegeben wer“, wo man aus seinem Befehle zusammen kommt und seine Einsetzung gehalten wird“, daß aber dessenungeachtet der greise Reformator, nachdem Zwingli und Dekolampadius schon 11 Jahre im Frieden des Grabes geruht hatten, und die erhigten Gemüther durch einen achtjährigen vermittelst der Wittenb. Concordie v. 1536 befestigten Stillstand nach und nach versöhnt waren, ohne eigentliche Veranlassung das Feuer des traurigen Streites zum zweitenmal anzünden und noch 2 Jahre vor seinem Tode (1544 im Kurzen Bekenntn. v. h. Abendm. XX. S. 2203) mit unverminderter Bitterkeit wider seine Glaubensbrüder als „Seelfresser und Seelmörder, eingeteufelte, durchgeteufelte, überteteufelte, lästerliche Herzen und Lügenmäuler“ losziehen und Zwingli für einen „in großen und vielen Sünden und Gotteslästerung“ Gestorbenen erklären konnte; während Calvin, ein Mann, „den die Natur gewiß nicht aus weicherem Stoffe als Luther geformt hatte“, in einem Briefe an Bullinger v. J. 1544 mit echt christlicher Milde und Großmuth die Züricher Theologen ermahnt, in der Beantwortung der Invectiven Luthers nur ja nicht den Werth und die Verdienste des großen Mannes zu vergessen, mit dem für seine persönliche Herzensstellung so charakteristischen Zusatz: „Saepe dicere solitus sum: etiamsi me diabolus vocaret (Lutherus), me tamen hoc illi honoris habiturum, ut insignem Dei servum agnoscere“, — erwägt man dieses alles, so wird man es psychologisch gar nicht unwahrscheinlich finden, daß ein Mann, der so in der täglichen Buße stand, wie wir dies von unserm Luther wissen, vor seinem Ende sich zu jener Aeußerung gegen Melanchthon mag gedrungen gefühlt haben.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonntag den 29. Juli.

N<sup>o</sup> 60.

## Die Augsburgische Confession

als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche historisch und exegetisch untersucht von D. Zöckler, Dr. der Philos. u. Theol., ordentl. Prof. der Theologie zu Greifswald. Frankf. a. M. Heyder u. Zimmer. 1870. VIII. u. 334. S. 8. Pr. 1 Thlr. 20 Sgr.

(Fortsetzung.)

Aber auch einen nicht geringen Grad von äußerer Wahrscheinlichkeit gewinnt obiger Bericht durch ein Zeugniß, welches wir, obgleich es das älteste ist, in der reichen Controvers-Literatur (S. 43 Anm.) nicht mit aufgeführt finden und darum hier nachtragen, nämlich durch eine handschriftliche Glosse des Philologen Theod. Pulmann, eines Zeitgenossen Luthers und Melanchthons, in einem Exemplar von Sedulii opus iuxta seriem Evang. metrice congestum Antv. 1538 (also noch 12 Jahre vor Hardenbergs Bericht veröffentlicht): „Lutherus Melanchthonem accessit, confitens se aperte cruciari de sententia sua de sacramento; cui Melanchthon, suadens retractationem, auditus non est, sed rogavit Lutherus, ut Melanchthon post mortem suam veritatem proderet. Idem Lutherus moriens Paulo Ebero manum premens dixit, ut Melanchthonem admoneret, ut id quod monuerat exsequeretur“ (Vgl. Clausen, Katholicism. u. Protest. Neustadt a. D. II. S. 536). Jedessfalls könnte man um Luthers willen nur wünschen, daß obiger Bericht auf Wahrheit beruhen möge.

§. 63 ff. wird von der Anerkennung gehandelt, welche die A. C. auch seitens der Reformirten gefunden, wie denn auch bekanntlich — abweichend vom Augsb. Religionsfrieden — die Wohlthaten des westfälischen Friedens durch das Instrumentum Pacis Osnabr. Art. VII., § 1 ausdrücklich auch denjenigen A. C.-Verwandten zugesichert werden, „qui inter illos Reformati vocantur“. Hier scheint nun insbesondere die Stellung, welche Kurbrandenburg, seit dem Sturze des calvinistischen kurpfälzischen Hauses die „eigentliche Schutzmacht und der Vorort des deutschen Reformirthums“ (Z. S. 7), beim westfälischen Friedensschluß zur A. C. eingenommen hat, besondere Beachtung zu erheischen, weil danach die Einsprache gewürdigt werden muß, welche sowohl die Immediatengabe der Partei Bismar vom 13. Aug. 1869 als auch die Laien-Adresse vom 8. Sept. desselben Jahres auf Grund von Art. VII. des

westfälischen Friedensinstrumentes gegen die königliche Verordnung vom 9. August, betr. die Umgestaltung der hessischen Kirchenverfassung, glaubten erheben zu sollen. Wir müssen uns zu diesem Behuf eine kleine, durch die Zeitlage gerechtfertigte Digression gestatten.

In vorgedachter Immediatengabe kirchentreuer Laien (abgedruckt bei Martin, Kurzer Bericht zc., S. 43—46) lesen wir unter andern: „Es gehört ohne Zweifel zu den schmerzlichsten Formen der Knechtsgehalt, welche die ev. Kirchen der deutschen Lande an sich tragen, daß sie den Veränderungen der Territorialherrschaft, wie sie Kriege und Eroberungen mit sich führen, willenlos mit unterworfen werden, und mit dem jedesmaligen Wechsel der Dynastien auch ein neues Kirchenregiment über sich erkennen sollen. Es wird keines Beweises bedürfen, daß aus diesem Verhältniß für die königliche Regierung Rücksichten besonderer Schonung gerade unsers Kirchenbestandes erwachsen mußten: wie denn, auch abgesehen hiervon, Ew. Königl. Majestät dem Bekenntniß keiner einzigen unsrer hessischen Kirchengemeinschaften — einschließlich selbst der zwar „reformirt“ genannten, aber auf durchaus eigenthümlichen Bekenntnißgrundlagen ruhenden niederhessischen — angehören, ein Fall, für welchen schon der Art. VII. des westfäl. Friedensinstrumentes die unverbrüchliche Erhaltung unsrer kirchlichen Ordnung uns feierlich gewährleistet hat.“ . . Diese Rechtsanschauung vertritt natürlich auch D. A. K. Martin, der Concipient der Adresse, bezieht sich jedoch (Kurzer Bericht, S. 31), ohne sich auf nähere Erörterung dieses Punktes einzulassen, auf die Broschüre: „Ein Laienwort zur Synodalfrage in Kurhessen von A. C.“ Leipzig, 1869 — lt. öffentlicher Nachrichten v. A. Schimmelpfeng, dem Cabinetsrath des Kurfürsten. Wir theilen das Wesentliche seiner Argumentation hier in gedrängter Kürze mit. Er untersucht 1) ob die Bestimmung des Art. VII. des T. P. D. anwendbar ist auf König Wilhelm, und 2) welche Folge dies im Bejahungsfall auf die gegenwärtige Sachlage in Kurhessen ausübt. Sie ist anwendbar, sagt er, weil das Haus Hohenzollern seit Johann Sigismund, welcher 1613 zur reformirten Kirche übertrat, einer andern Kirche angehört, als welche die in Hessen herrschende ist, und zwar in allen ihren Denominationen. Es bedarf nur (S. 38), „das entscheidende Merkmal des westfälischen Friedens bei Unterscheidung der protestantischen Religionsparteien klar zu stellen, weil sich daraus die Frage sehr einfach beantwortet. Dieses entscheidende Merk-



mal ist in größter Bestimmtheit das Bekenntniß zur A. C. von 1530 (resp. 1540!), dergestalt, daß die Protestanten, deren Verhältniß zum Reich und unter einander der westfälische Friede regulirt, rechtlich unterschieden wurden in die Augsb. Confessions-Verwandten (*Augustanae Confessionis addicti*) und die Reformirten (*ii, qui Reformati vocantur*).“ Hier müssen wir jedoch constataren, daß Hr. A. C. die zwei wichtigen Wörtlein *inter illos* ausgelassen hat, welche deutlich bekunden, daß im Sinne der Paciscenten die Deutsch-Reformirten mit unter den Begriff der Augsb. Confessions-Verwandten, wenigstens im weitern Sinne, zu subsumiren sind. — Während nun Hessen-Kassel, fährt S. fort, obwohl dasselbe in Gemeinschaft mit den Reformirten handelte, doch niemals aufgehört hatte, zur A. C. sich zu bekennen, war es auf Seiten des Kurfürsten von Brandenburg eine natürliche Folge des von seinem Vater vollzogenen ausdrücklichen Uebertritts zur reformirten Kirche, daß er sich über die Verhandlungen beschwerte, welche ihm die Unannehmlichkeit bereiteten, „bei seinen mehrentheils der lutherischen Religion zugehörigen Unterthanen den Namen zu haben, daß er sich gleichsam in ein neues Jus einbetteln müsse,“ und daß seinen Versuch, sich deshalb als ein Augsb. Confessions-Verwandter zu geriren, noch bei schließlicher Festsetzung des Art. VII. die bestimmte Erklärung entgegengesetzt wurde: „man könne in Ihro Kurfürstl. Durchlauchten Anmuthen, sie pro socio Aug. Confessionis zu erkennen, *vi legis Regiae et Regni* nicht gehorchen, zumalen sie und Andere sich der Contestation zuwider bezeugten“ (von Meyern, Westfäl. Friedensverhandlungen S. 275—280.)

Das Verhältniß ist nun nach Schimmelpfeng einfach dieses: die hessische Kirche bekennt sich noch heute zur A. C., und zwar — setzen wir mit Büß, Kirchenr. § 33 u. 34 hinzu — in ihrer lutherischen Denomination zur Invariata, in der reformirten zur Variata\*); der in den Besitz des Landes gelangte Fürst König Wilhelm aber nicht (?). „Genug, nach dem Erwähnten kann nicht in Abrede gestellt werden, daß, soweit die hessische Kirche berechtigt ist, sich als eine der A. C. verwandte zu betrachten, König Wilhelm als ein Landesherr anderer Confession auch ihr gegenüber in Betracht kommt. Daß sich dieses Verhältniß nur verstärkt, wenn man den Unionsstandpunkt des preussischen Königshauses betont, begreift sich leicht. Angesichts einer rechtlichen Bestimmung, deren Zweck es ist, den bestehenden Confessionen in Rücksicht ihrer durch den Dissensus zwischen den Reformirten und Lutheranern begründeten Eigenarten Schutz zu gewähren, ist selbstverständlich ein Standpunkt, welcher gerade die Verwischung dieses Dissensus will, der principiell entgegengesetzte.“ . . . Wie sich nach den

\*) Wir fügen weiter hinzu, daß nach Bidell auch in der unierten Kirche der ehemaligen Provinz Hanau, und zwar in den ehemals reformirten Kirchen der Grafschaft Hanau nach der Ercheinigung von 1610 und dem Hauptreß von 1670, in den lutherischen Kirchen derselben Grafschaft nach der Kirchenordnung von 1659, die Augsb. Confession ebenfalls die eigentliche Lehrgrundlage bildet.

bisherigen Ausführungen erwarten läßt, gelangt Schimmelpfeng zu dem Resultat: „Ein Gesamtact des preussischen Königs gegenüber den hessischen Kirchen muß sich unter das Maß der Befugnisse bescheiden, welche nach Art. VII. des westfälischen Friedens den andersgläubigen Landesherrn concedirt werden. Die beabsichtigte Einführung der Presb.- und Synodalverfassung ist ein solcher Gesamtact; sie ist ferner — und damit beantwortet sich die zweite Frage — ein solcher Act, welcher unter diejenigen Maßnahmen gehört, deren Vornahme dem andersgläubigen Regenten durch die genannte Rechtsbestimmung verwehrt ist.“ . . .

Gewiß, wenn die Prämissen des Hrn. Schimmelpfeng richtig sind, so wird sich gegen die daraus abgeleiteten Folgerungen kaum etwas Erhebliches einwenden lassen. Wie steht es aber mit der Zuverlässigkeit der Prämissen? Wir lesen bei Dr. Zöckler (S. 7 u. 73) „Kurbrandenburg hat beim westfälischen Friedensschlusse sich ausdrücklich zur unveränderten A. C. bekannt und eben damit seine Ansprüche auf sein fortwährendes Antheilhaben an diesem gemeinsamen Grundbekenntniß der gesammten deutschen Reformationskirche laut und deutlich genug kundgegeben. . . . Und wenn (obgleich es damals des förmlichen Bekenntnisses zur Augustana nicht mehr bedurfte, um am Religionsfrieden theilzuhaben) Kurfürst Fr. Wilhelm der Große, als Schirmherr und Vertreter der deutschen Reformirten, in deren Namen ein ausdrückliches und bestimmtes Bekenntniß zur A. C. von 1530, also zur Invariata („*Profitentur dicti Reformati Augustanam Confessionem augustissimo Imp. Carolo V. anno 1530 exhibitam corde et ore*“) in die Beilagen zur Friedenssentenz aufnehmen ließ, so war dies im Grunde etwas Ueberflüssiges. Aber gegen die rechtliche Zulässigkeit einer solchen Erklärung wurde damals von keiner Seite her irgendwelcher Protest laut.“ Mag nun auch diese letztere Behauptung, welche mit jener von Schimmelpfeng beigebrachten Angabe von Meyern's in unauf lösslichem Widerspruch zu stehen scheint, noch weiterer Erörterung unterliegen, so zeigt doch das ausdrückliche Bekenntniß des großen Kurfürsten zur Augustana, daß das — nach Schimmelpfeng — „entscheidende Merkmal“ seiner Zugehörigkeit zu den Augsb. Confessions-Verwandten unzweifelhaft vorhanden war, resp. für das mitbekennende Haus Hohenzollern auch jetzt vorhanden ist. Hiernach dürften die aus Art. VII. des J. P. D. entnommenen Einwendungen gegen die Ausübung des Hohenzollernschen Kirchenregimentes in Kurhessen hinfällig werden, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß der später hinzugekommene „Unionsstandpunkt“ des preussischen Königshauses im Sinne der königlichen Cabinetordre vom 28. Febr. 1834 zu verstehen ist. Wenn gleich wir nun die aus dem westfälischen Friedensinstrument entlehnten Waffen zur Vertheidigung der hessischen Kirchenverfassung wider die in der königlichen Verordnung vom 9. Aug. 1869 liegende Gefährdung derselben nicht für brauchbar zu erkennen vermögen, so verwahren wir uns doch ausdrücklich gegen die Unterstellung, als ob wir hiermit der „monströsen“ Behauptung des Dr. Bähr in der Sitzung des



Abg.-Hauses vom 7. Febr. d. J. beipflichteten, daß nach der heftigen Verf.-Urk. v. 1831 „das Recht zur Aenderung der Kirchenverfassung unzweifelhaft allein dem Landesherren zustehe“. Wir sind im Gegentheil vollkommen überzeugt, daß nach § 132 der Verf.-Urkunde und nach Büff's Kirchenrecht, S. 282 ff. der Landesherr das Recht der kirchlichen Gesetzgebung nicht anders denn in kirchenverfassungsmäßiger Weise ausüben kann. Vgl. was darüber in der Kreuzzeitung 1. Beilage zu Nr. 73 und 1. Beil. zu Nr. 95 gesagt ist.

Ehe wir von der I. Abtheilung des Zöckerschen Buches scheiden, können wir nicht umhin, unserm Bedauern Ausdruck zu geben, daß der verehrte Verf. S. 70 nicht bloß der „wichtigen Gelehrsamkeit“, sondern auch der „frischen Glaubensplerophorie“ des Dresdener Hofpredigers Hoe von Hoënegg so besondere Anerkennung gezollt hat, da dieser Diener der ev. Kirche — wie längst archivalisch erwiesen ist — nicht verschmäht hat, sich für österreichischen Sold im Interesse des Katholicismus gebrauchen zu lassen. Vgl. Heppe, Ursprung und Geschichte der Bezeichnungen „reformirte“ und „lutherische“ Kirche. Gotha 1859. S. 67 und daselbst die Citate aus Mailath und Fr. von Hurten.

Uebergend zur II. Hauptabtheilung, der „exegetischen Untersuchung“, erklären wir uns im Wesentlichen mit dem von Dr. Kolbe a. a. O. S. 153—158 Bemerkten einverstanden und beschränken uns, bei überwiegender Zustimmung zu der Auslegung im Ganzen, auf folgende Bemerkungen im Einzelnen.

Der Verf. sagt, unter Bezugnahme auf § 8 der Praefatio: „offerimus in hac religionis causa nostrorum Concionatorum et nostram Confessionem, ejusmodi doctrinam ex Scripturis Sacris et puro verbo Dei haecenus illi in nostris terris tradiderint“, auf S. 111: „Es ist in der That bedeutungsvoll, daß das Schriftprinzip, das formale Princip der Reformation, gleich Eingangs unseres Bekenntnisses mit solcher Schärfe und Entschiedenheit zum Ausdruck gelangt.“ Auch darf dabei nicht unbeachtet bleiben, daß das ganze Bekenntniß, obwohl es der kirchlichen Ueberlieferung im weitesten Sinne des Wortes ein nicht geringes Gewicht beilegt, seine Wahrheit in erster Instanz aus der h. Schrift zu erweisen bemüht ist. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in der A. C. das Formalprinzip des Protestantismus keineswegs „mit solcher Schärfe und Entschiedenheit“ wie das Materialprinzip (Art. IV.) zum Ausdruck gelangt, sondern vielmehr nur beiläufig und voraussetzungsweise ausgesprochen ist. Dieser scheinbare Mangel wird jedoch ersetzt durch das am Schluß der Präfation feierlich erklärte Festhalten an der Speyerer Appellation und Protestation (§ 22 u. 23: „cui appellationi ad V. C. M. et Concilium adhuc adhaeremus . . ., de quo hic solenniter et publice protestamur“). Denn hierin liegt implicite das wiederholte Bekenntniß zum Schriftprinzip, welches in der berühmten Protestation fast mit derselben Schärfe, wie später in der Concordienformel, ausgesprochen ist. Dieses meist übersehene,

aber schon von Johannsen in seiner „Entwicklung des protest. Geistes bis zu seiner völligen Darlegung auf dem Reichstag zu Speyer 1529“ (Copenh. 1830) angedeutete Ergänzungsverhältniß der Speyerer Protestation zur Augsb. Confession hätte u. E. wohl verdient, bei Behandlung der Präfatio der letztern ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Zu Art. XIII. „Gebrauch (und Zahl) der Sacramente“ lesen wir S. 240 ff. (in wesentlicher Uebereinstimmung mit Vilmar, von dem der Verf. übrigens eine anerkenntswerthe Unabhängigkeit des Urtheils zeigt) die überraschende und doch fast von allen bisherigen Beurtheilern ignorirte Bemerkung: „Es leidet keinen Zweifel (?), daß die Beichte und Absolution als drittes Sacrament neben Taufe und Abendmahl gestellt ist.“ Dafür soll neben Melancthons Erklärung in der Apologie entschieden sprechen Luthers wiederholte Zusammenstellung von baptismus, absolutio und coena Domini als dreier gleichwerthiger Sacramente. Gleichwohl muß es als feststehend angenommen werden, daß die Reformatoren nach einigem Schwanken nur Taufe und Abendmahl als Sacramente gelten ließen, weil sie richtig eingesehen hatten, daß jeder Sprachgebrauch, der über die bestimmten Worte der Schrift hinausginge, schwankend und willkürlich sein würde, und so ist die protestantische Kirche ihrem evangelischen Charakter treu geblieben, indem sie nur die beiden Sacramente behalten hat, deren Einsetzung von Christo uns mit unzweideutigen Worten berichtet ist. Bekanntlich handeln Luthers Katechismen nur jene zwei Sacramente ab, ohne die übrigen alle ausdrücklich aus der Zahl der Sacramente auszuschließen. Nur die Buße als besonderes Sacrament wird Cat. major 549 verworfen: vides, baptismum aequae et virtute et significatione sua tertium quoque sacramentum comprehendere, quod poenitentiam appellare consueverunt, quae proprie nihil aliud est, quam baptismus aut ejus exercitium. Melancthons Zugeständniß aber (Apol. p. 167): Absolutio proprie dici potest sacramentum poenitentiae hat nach Winers treffender Bemerkung keinen Einfluß auf die protestant. Lehre und Kirchenpraxis gehabt. Ueberdies würde die Einführung eines dritten Sacramentes, des „Beichtsacramentes“ (S. 234), in die lutherische Kirche die von Dr. Z. angestrebte Conföderation mit der reformirten Kirche sicherlich nicht erleichtern. Bleiben wir also bei der alten schriftgemäßen Praxis.

Das gegenseitige Verhältniß der Gnadenmittel zu einander ist bekanntlich in den Symbolen der protest. Kirche nicht näher bestimmt. Gegenüber jedoch dem von lutherischer Seite, insbesondere von Dr. Stahl in seinem Buche „Die lutherische Kirche und die Union“ wiederholt erhobenen Vorwurf, daß der reformirte Lehrbegriff in einseitiger Ueberschätzung des Wortes das Sacrament bis zur Bedeutungslosigkeit herabdrücke, ja eigentlich vernichte\*), erinnern wir einerseits daran, daß gerade die

\*) Siehe die Belegstellen bei Sack, Die ev. Kirche und die Union. Eine theologisch-praktische Prüfung des betr. Werkes von Dr. Stahl. Bremen 1861. S. 52.



reformirte Kirche mit Vorliebe die Augustin'sche Bezeichnung des Sacramentes als *visibile verbum* — offenbar zur Andeutung der Gleichstellung desselben mit dem Worte — sich angeeignet hat. Andererseits constatiren wir, was der unbefangene Ausleger Dr. Zöckler zu Art. 5 (Vom Predigtamt) auf Seite 191 über das Wort und die Sacramente als Mittelursachen (instrumenta) der Rechtfertigungsgnade bemerkt: . . . „Schon die zweimalige Voranstellung des Wortes deutet ihre (der Sacramente) untergeordnete Bedeutung im Verhältnisse zu diesem Hauptgnadenmittel an; und noch bestimmter ergiebt sich dieselbe daraus, daß bei einer dritten und vierten Hinweisung auf die göttliche Verursachung des Glaubens das Wort allein genannt wird.“ . . . Hierzu vergleiche man das als „richtig“ bezeichnete Citat aus Feuerlin: „*Evangelium esse praecipuum instrumentum gratiae vel inde cognoscimus, quia sacramentis omnem ferme efficaciam tribuit, atque haec nonnisi applicationes illius ad singulos sunt.*“ Uebrigens scheint in anderer Beziehung selbst Dr. Zöckler der reformirten Kirche und ihren geistlichen Vätern nicht immer völlig gerecht geworden zu sein. So z. B. wenn er S. 243, um dem lutherischen Sacramentsbegriff „die richtige schriftgemäße Mitte“ zwischen römisch-katholischer „Objectivität“ und reformirter „Subjectivität“ vindiciren zu können, den Reformirten die Behauptung zuschreibt, die Sacramente seien „mera signa“ der Gnade, während diese nur anfänglich von den Zürichern aufgestellte Ansicht schon seit 1549 im Consensus Tigurinus auch von diesen officiell aufgegeben ist\*); oder wenn auf derselben Pagina der reformirten Anschauung, „auch in der gemilderten, vorsichtig limitirten Gestalt, die Calvin (Inst. IV., 17) ihr ertheilt hat“, „die volle Objectivität der durch die sichtbaren Zeichen der Sacramente vermittelten Gnadenwirksamkeit“ unbedingt abgesprochen wird. Vgl. gegen dieses Mißverständniß und wider sonstige landläufige Verdächtigungen der reformirten Abendmahlslehre die treffliche Apologie von Kandler, weil. Pfarrer der ref. Gemeinde in Nürnberg: „Das Abendmahl der ref. Kirche in seiner Beziehung zu dem der luth. Kirche, in Thesen dargestellt. Theol. Stud. u. Krit. 1853, IV. und E. W. Krummachers Vertheidigung der ref. Abendmahlsl. wider Sartorius' Angriffe“ Ebendasselbst, Jahrg. 1856. Heft IV. Wenn aber der Verf., indem er (S. 226) unter den Bestimmungsgründen für unverrücktes Festhalten an Luthers Abendmahlslehre u. a. auch die Rücksicht auf den Zweck des Sacramentes aufführt, die an Vilmar's „Theologie der Thatfachen“ 3. Aufl. S. 71 erinnernde Behauptung aufstellt: „Dieser Zweck kann vernünftigerweise

nur (?) darin bestehen, auch dem leiblichen Leben der Christen (als *πάρεσσαν ἀθανάσιας*) Antheil an dem Erlösungswerke zu gewähren“, so vermissen wir einerseits die Begründung des von uns beanstandeten „nur“ aus den lutherischen Symbolen\*), und bemerken andererseits zur Sache, daß der Verf. — trotz der eingeflochtenen Polemik gegen Calvins „bloße *vivificatio spiritus*“ — keineswegs eine specifisch lutherische Doctrin ausgesprochen hat. Denn Conf. Scot. art. 21 sagt unter anderm: *Sic, quod fideles in recto usu coenae Dom. ita edere corpus et bibere sanguinem J. Chr. confitemur, et certo credimus, quod ipse in illis et illi in ipso manent, imo ita fiunt caro de carne et os de ossibus ejus, quod sicut aeterna deitas carni J. Chr. vitam et immortalitatem tribuit, ita etiam caro et sanguis ejus, dum a nobis editur et bibitur, easdem nobis praerogativas confert.*

(Fortsetzung folgt.)

\*) Anm. Allerdings scheint Luther in seinem Buche „Daß die Worte: das ist mein Leib, noch feststehen“ vom Jahr 1527 dem h. Abendmahl auch die Auferstehung des Leibes als eigenthümliche Wirkung beizulegen. Auch finden sich Spuren dieser Auffassung des h. Abendmahls in dem Marburger Gespräch mit Zwingli und Desolampadius, wo Luther, wie Collin in Hospinians histor. sacrament. B. 2, Fol. 75 erzählt, gesagt hat: „*Corpus (Christi) cibatur hominis corpus aeternaliter. Os cum accipit corpus, immortalitatem quandam acquirit.*“ Indessen ist Luther selbst in seinen spätern Schriften vom h. Abendmahl dieser Ansicht nicht weiter gefolgt. Auch die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche haben sie nicht aufgenommen (was Thomasius an der Concordienformel tabeln und entzweihigen zu müssen geglaubt hat). Vielmehr kommt diese Auffassung des Zweckes des h. Abendmahls erst in den Sächsischen Visitations-Artikeln vom Jahr 1592 zum Vorschein, wo von dem Leibe und dem Blute Christi gesagt wird, daß sie zum Unterpfand und zur Vergewisserung der Auferstehung unserer Leiber von den Todten empfangen werden. Luther in seinem spätern Entwicklungsstadium bezieht den Endzweck und die Frucht des h. Abendmahls, wenn nicht ganz, so doch hauptsächlich auf die Vergebung der Sünden, welche im seligmachenden Glauben als dem festen Ergreifen der göttlichen Gnade anzueignen ist. Diese Fassung des Zweckes kommt in Luthers Schriften und Predigten liberaus häufig vor; hier genügt es an die bekannten Worte des kleinen Katechismus zu erinnern: „Was nützt denn solch' Essen und Trinken? Das zeigen uns diese Worte: für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden; nämlich daß uns im Sacrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit durch solche Worte gegeben wird; denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.“ (Vgl. Dr. Julius Müller, Dogmatische Abhandlungen. Bremen, 1870. S. 411—419). Hiernach dürfte das Wörtlein „nur“ bei Zöckler schwerlich zu rechtfertigen sein.

\*) Mit Recht sagt Clausen a. a. O. II. S. 493: „Wenn die lutherische Kirche, um die Kraft des Sacraments zu bezeichnen, den Ausdruck „*exhibere gratiam*“ uringt, wo die reformirte sich des Wortes „*obsignare*“ bedient, so ist dadurch kein reeller Unterschied angedeutet, indem die letztere . . . weit davon entfernt ist, die Sacramente für „*signa mere significantia*“ zu erklären.“



## Das Wort der Weissagung.

(Schluß.)

Es müßte nachgerade wohl auch dem blödesten Auge klar werden, daß die Entwicklung der Zeiten mit Macht auf den bezeichneten Weg und zu dem ange deuteten Ende hinbrängt. Die wirksamen Principien, welche dahin auslaufen müssen, zunächst auf dem Gebiete der Staaten, sind bereits in die Geschichte eingeführt; man sieht es, wie sie wirken, das Werk der Zerstörung, an dem sie arbeiten, geht unaufhaltsam vorwärts. Sie sind stärker als die Personen, die sich ihnen entgegenwerfen, stärker als die ältesten entgegengesetzten Traditionen, und sie müssen und werden sich auswirken in ihrer höllischen Energie. Diese Entwicklung geht nicht überall und immer in gleicher Schnelligkeit vor sich, es giebt auch auf diesem Wege Hebungen und Senkungen; es kann eine Zeit lang ein Stillstand in der äußeren Erscheinung eintreten, es kann an einzelnen Stellen scheinen, als wenn es mit dem kirchlichen Leben unter den Völkern wieder aufwärts ginge; aber dies ändert an der Entwicklung des Ganzen wenig, die immer wieder zu dem Bekenntniß nöthigt, daß es abwärts geht, und die nicht eher zur Ruhe kommen wird, als bis der Punkt in der Tiefe erreicht ist, nach welchem sie hinstrebt; dann erst wird es mit der Kirche Gottes wieder aufwärts gehen, himmelwärts, und Niemand wird sie auf ihrem Wege aufhalten können.

Welch ein Pessimismus! wird Mancher bei sich denken, dessen Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft einen ganz andern Flug nehmen, dem die nächste Zukunft der Kirche vielleicht im Schein der Morgenröthe erglänzt. Mag man unsere Auffassung nun pessimistisch oder wie sonst nennen, darauf kommt wenig an; wir sind überzeugt, daß es die Anschauung der Schrift ist, das Wort der Weissagung indicirt sie. Sie kann uns wohl mit tiefer Traurigkeit erfüllen und soll es auch, wenn es nur die göttliche Traurigkeit der Buße ist, die zur Seligkeit wirkt, und und sie könnte uns wohl den Muth zum Kampfe nehmen, wenn wir nicht wüßten, daß der Herr die Seinen auch in der Trübsal wohl zu bewahren weiß, und wenn wir nicht hinter allen dunklen Wetter, die über das Zion Gottes ergehen müssen, den Regenbogen der Gnade ausgespannt, und hinter allem welterschütternden Kampf und Streit den Sieg sähen, den das Volk des Höchsten feiert über alle seine Feinde.

Es ist freilich wahr: ein solches Zukunftsbild zerstört viele Phantasien und Illusionen, mit denen man sich in unsern Tagen so gerne trägt. So giebt es unter den Freunden des Reiches Gottes Viele, die eine bessere Zeit für die Kirche immer noch von der Hilfe der Staatsgewalt erwarten, und wenn sie auch nicht leugnen können, daß die Staaten mehr und mehr in ihren

Institutionen sich entchristlicht haben, so suchen sie ihre besorgten Gemüther dennoch mit der Hoffnung zu trösten, daß eine ganze oder theilweise Umkehr der Staaten im Interesse der Kirche erfolgen werde. Sie stellen sich auf das gute Recht, welches die Kirche habe, und suchen es geltend zu machen gegen diejenigen, die das Recht so gern im Munde führen, aber die Kirche gleichsam als eine rechtlose Institution im Volksleben zu behandeln sich nicht entblöden. Und wer wollte leugnen, daß es die heilige Pflicht der Kirche ist, ihre wohlverordneten und verbrieften Rechte auch vor Menschen geltend zu machen? Sind sie ihr doch im Laufe der Geschichte als eine Gabe Gottes zugefallen, die sie nicht leichtfertig darangeben darf. Es gilt auch hier das Wort: verdirb es nicht, denn es ist ein Segen darin, und es gehört mit zu der Treue, welche der Herr an seinen Haushaltern sucht, daß sie halten, was sie durch seine Gnade empfangen haben. Es wird ja auch gewiß nicht umsonst sein, den Staat an seine Schuld zu erinnern und ihm immer aufs Neue vorzuhalten, daß, was er der Kirche nimmt, ihm nimmermehr zum Segen reichen könne. Die Geschichte lehrt es ja vielfach, daß solch ein treuer und muthiger Kampf um das gute Recht der Kirche auf den Schutz der Staaten manches Unheil im Einzelnen von ihr abwenden oder aufhalten kann. Aber daß wir auf diesem Wege wieder zu einer Kirche kommen sollten, welche eine heilige Macht im Volksleben wäre und die abgefallenen Massen aufs Neue mit dem Sauerteig des Evangeliums durchdringen würde, das ist nach der Weissagung der Schrift eine Illusion, vor der man sich nicht genug hüten kann, zu der auch der bisherige Gang der Geschichte keine Berechtigung giebt. Haben alle alten Rechte in Gesetzes- und Verfassungsparagraphen die Kirche vor dem Verfall und vor der Ohnmacht nicht schützen können, so werden sie es auch ins Künftige nicht können; und je mehr die gottwidrigen Principien im Staate sich ausgestalten, desto mehr wird die Kirche rechtlos gemacht werden, über ihre Proteste wird man zur Tagesordnung übergehen, wie es in einzelnen Fällen schon oft genug geschehen ist. Trotz dieser Voraussicht würde es eine gewaltige Verantwortung auf sich laden heißen, wenn man gewaltsam und voreilig, ehe Gottes Zeit und Stunde gekommen ist, auf die Trennung von Staat und Kirche bringen wollte, und wer es mit der letzteren wohl meint, wird jede Hilfe von Seiten des ersteren dankbar anerkennen; aber um dieser selbstigen Voraussicht willen darf sich die Kirche auch nicht wundern, wenn ihr die Trennung endlich aufoctroyirt wird, und darf sich nicht fürchten, nöthigenfalls selber sich von der bisherigen Gemeinschaft loszusagen, wenn sie unerträglich würde. Sie kann auch ohne die Hilfe des Staates leben. Sie hat es in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens gekonnt, sie wird es auch künftig wieder lernen müssen. Wenn sie vor die Alternative gestellt würde, entweder unter dem Schutze eines gottentfremdeten Staats



in Macht und Ehren zu sitzen, dabei aber ihren Beruf als Zeugin der ewigen Wahrheit zu verleugnen, oder los vom Staate und verfolgt von ihm diesen ihren Beruf weiter zu erfüllen, dann kann für sie keine Frage sein, daß sie den letzteren Weg zu erwählen hat, wenn es auch ein saurer Passionsweg ist. Durch das Kreuz allein geht es zur Krone. Und diesen Weg zu gehen, darauf soll sie bei Zeiten sich rüsten: das ist der Zweck, den das Wort der Weissagung hat.

Woran die Einen mit Furcht und Besorgniß denken, das ist Anderen das gewünschte Ideal der Zukunft. Freie Kirche im freien Staat — so heißt bei Vielen die Loosung, unter der sie kämpfen. Unter einer freien Kirche denken sie sich eine solche, die sich auf friedlichem Wege mit dem Staate auseinandergesetzt hat und, mit allen nöthigen äußeren Mitteln von ihm ausgestattet, sich eine ihrem Wesen und ihren Bedürfnissen entsprechende Verfassung giebt und ungehindert vom Staate, ihn selbst ebenso wenig hindernd, durch die Macht des Wortes Gottes die Herzen wieder erobert und die Völker unter das sanfte Joch Christi zwingt. Die stille Hoffnung dabei ist, daß, wenn erst der Staat Nichts mehr bei der Entwicklung der Kirche mitzureden hat, das Interesse an kirchlichen Dingen bei Vielen erwachen werde, und daß ungeahnte, bis dahin niedergehaltene Lebenskräfte in der Kirche sich zeigen werden, mit deren Hilfe eine gründliche Regeneration derselben zu Stande kommen müsse. Worauf alle diese Erwartungen sich gründen, und was für heilverheißende Anzeichen dafür vorliegen, ist nicht recht ersichtlich. Es hat schon manche stille Hoffnung getrogen, diese wird auch trügen. Bisher zeigt die Erfahrung nur, daß, wo die Anfänge zu der gewünschten Freiheit der Kirche gemacht sind mit constituirenden Kirchenversammlungen und Synoden aller Art, sehr bald die conservativen Elemente von den radicalen überholt werden. Die neuen wirksamen Factoren in der Entwicklung der Kirche werden die Wahlen — nach immer neuem Modus, weil keiner noch frei genug war — und Partei-Agitationen, darauf ausgehend, die Kirche zum dienstbaren Werkzeuge der ungläubigen Menge zu machen. Diejenigen, welche zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten berufen sind und vielleicht selbst einst für die freie Kirche schwärmten, werden entweder mit auf die abschüssige Bahn gedrängt, oder sie bekennen verzweifelt: die ich rief, die Geister, werb' ich nun nicht los, und was wirklich den Herrn lieb hat und der Kirche Bestes wünscht, wendet sich mit Ueberdruß von einem solchen Kirchen-Ideal ab und sucht im Stillen wenigstens die eigene Seele zu retten. Wie könnte es auch anders sein? Wie sollte ein äußerer Verfassungs-Mechanismus, der sich Freiheit und Selbstregierung der Kirche nennt, Leben in die Todtengebeine bringen? Wenn dies dem lebendigen Worte der Zeugen Gottes nicht gelingt, und die Menschen sich den Geist Gottes nicht wollen strafen lassen, dann wird die „freie Kirche“ mit ihrem Verfassungsapparat wahrlich auch kein Zauberstab sein, der Wunder wirkt; sie wird nur das bewirken, daß die Kirche als sichtbare Institution der Welt überantwortet wird und vor lauter freiheitlicher Verfassung aus Rand und

Band kommt. Wer mag es schließlich in solcher Kirche, welche die Freiheit zum Deckel der Bosheit nehmen und zur Tyrannei über die Gewissen der Gläubigen werden würde, noch aushalten? Die „freie Kirche“ bedeutet in ihrer letzten Consequenz die Selbstauflösung der Kirche als einer rechtlichen Institution und die Preisgebung der treuen Befenner Jesu an die fanatisirte Menge, die in der gottfeindlichen Weltmacht ihren Götzen hat, dem sie dient. Es scheint, als wenn insonderheit die evangelische Kirche diesen Weg der Zukunft gehen sollte. Muß sie ihn gehen, dann gehe sie ihn, so lange es ohne Verleugnung ihres Glaubens an das geoffenbarte Wort Gottes und ohne Verläugnung ihres Bekenntnisses möglich ist; aber sie lerne bei Zeiten allen Illusionen entsagen und halte sich gegenwärtig, daß sie nach der Weissagung der Schrift auf diesem Wege zu ihrem eigenen Kreuze geht, und rüste sich darauf mit der „Geduld und dem Glauben der Heiligen“, wodurch man allein im letzten Kampfe bestehen und zum Siege hindurchbringen wird.

Man sieht, es ist kein theoretisches oder wissenschaftliches Interesse, welches die Kirche an dem Worte der Weissagung hat, sondern ein im höchsten Grade praktisches Interesse. Es ist negativ die Bewahrung der Gemüther vor allen selbstgeschaffenen, darum fleischlichen Phantasieen über die Entwicklung des Reiches Gottes, durch welche man verführt wird eines Theils zur Sicherheit und zum geistlichen Schlafe, andern Theils zu einem falschen Idealismus, der nicht mit realen Verhältnissen rechnet, der die Zeichen der Zeit in einem trügerischen Lichte ansieht, gewissen Thatfachen in der Geschichte der Völker eine Bedeutung beilegt, die sie für das Reich Gottes keineswegs haben, und nachher rathlos und thatlos dasteht, wenn die Entwicklung der Dinge einen andern Gang nimmt, als er sich's geträumt hat. Und es ist positiv die Zurüstung der Gemeinde Gottes zu dem entscheidenden Kampfe der letzten Zeit. Indem sie bei Zeiten sich mit dem Gedanken vertraut macht, daß sie ihrem Gethemane und Golgatha entgegengeht, soll sie sich antreiben lassen zur rechtschaffenen, gründlichen Buße und zum gewissen Glauben an ihren Friedefürsten Jesus, zur unausgesetzten Heiligung in der Kreuzigung des Fleisches, in der Verleugnung der Welt, in großer Geduld, unter viel Wachen und Beten, zur treuen und fleißigen Arbeit an den Seelen, die sich aus dem drohenden Verderben noch wollen retten lassen, aber auch stark werden in der fröhlichen Hoffnung, daß endlich ihr Ostern kommen wird, wo sie über dem Grabe der Welt ihre Siegesfahne schwingen wird. Die Helden der Zukunft im Reiche Gottes werden nicht die klugen Politiker in Staat und Kirche sein, auch nicht die großen Redner in Landtagen, Synoden und auf den Kanzeln, auch nicht die vielgeschäftigten „Freunde des Volks“, die für jeden innern Schaden ein besonderes Rezept haben; sondern es werden sein diejenigen, die ihr Leben verborgen mit Christo in Gott führen, die treuen Zeugen und Befenner Christi, die sich vor Menschen nicht fürchten, aber desto mehr vor Gott, die sanftmüthigen Kreuzträger und Dulder, die für ihre Feinde noch bitten können, die Märtyrer der Wahrheit, die ihr Leben nicht lieb haben bis



in den Tod. Zu solchen Helden möchte die Stimme der Weissagung Alle machen, die sie hören.

„Selig ist, der da liest und die da hören die Worte der Weissagung, und behalten, was darinnen geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe“. Offenb. Joh. 1, 3. — F.

### Aus der Provinz Posen.

Ueber die letzte Pastoral-Conferenz in Posen gehen durch die Zeitungen mancherlei sonderbare Gerüchte und die Presse schleudert Verläumdungen aller Art auf die Geistlichen dieser Provinz. Posen wird für die landeskirchliche Orthodorie das gelobte Land genannt und man entblödet sich nicht, über die Geistlichen folgendes zu schreiben: „die Pfarrstellen in der Provinz sind nicht glänzend dotirt und werden deshalb nicht stark umworben, gewähren aber den jungen Orthodoxen und Strebern den ersten festen Fuß in der Anstellungskassell, welche die geistlichen Oberen für ihre eifrigsten Jünger construiert haben. Alle Augenblicke finden Versetzungen in Ministerialstellen, in Superintendenturen und fettere Stellen anderer Provinzen statt und die leeren Posten werden schleunigst wieder mit Teufelsgläubigen und Antiprotestanten-Bereinigern besetzt. Man bemerkt daher hier auf der Pastoral-Conferenz meistens sehr jugendliche Gestalten, meist begleitet von der Mutter und der vor Jahresfrist heimgeführten Gattin, aber doch schon mit allen äußeren Attributen, welche die moderne evangelische Zucht und Sitte von dem wahren Diener des Herrn verlangen. Die Gesichter zeigen alle den angelernten strengen Zug der Mundwinkel nach unten, welcher nur noch den Jesuiten eigen ist und der gleichzeitig zwei tiefe Falten neben den Nasenflügeln bedingt, wie wir sie bei allen Charakterdarstellern finden. Die Stirn zeigt fast meist ebenfalls eine Denkerfalte, an deren Ende der spärliche Backenbart beginnt. Die Haarfrisur ist vollständig gleichartig, hoch, wenn nicht in der Mitte gescheitelt, langes, glattes Haar, das zuweilen noch ein Lösschen nach vorn nach Art eines bei den jüdischen Orthodoxen üblichen Gebrauchs aufweist“. Letzteres zeigt ziemlich deutlich, von wem der Artikel herrührt; der Efel Fuß schaut aus der Löwenhaut hervor; der Verfasser hätte von dem jüdischen Lösschen schweigen sollen, welches er in seinem Bekanntenkreise oft gesehen und was ihm mit Orthodorie so verbunden erscheint, daß er es auch auf der Stirn der evangelischen Orthodoxen zu sehen glaubt. Man könnte auf gemeine Angriffe schweigen; aber wenn die Geistlichen einer ganzen Provinz verdächtigt werden, ist es wohl sogar eine Pflicht, über die Posener Pastoral-Conferenz etwas mitzutheilen.

Wenn auf der Pastoral-Conferenz meist junge Geistliche erscheinen, so ist das selbstverständlich, da bekanntlich jüngere Geistliche eher reifen mögen und können, als ältere. Aber daß auch ältere Geistliche nicht gefehlt haben, davon konnte sich Jeder überzeugen, der die Konferenz besuchte. Nur „die Mutter und die vor Jahresfrist heimgeführte Gattin“ fehlten gänzlich. Soll

das bloß Redefigur sein, oder eine Zeile, die mit einigen wenigen Pfennigen honorirt wird — als Spott ist es doch beinahe zu albern.

Die Pastoral-Conferenzen tragen auch in ihren freien Zusammenkünften das Gepräge großer Gemüthlichkeit und als wir am Abende mit dem Friedensgruße begrüßt wurden, klang das Wort des Friedens und der Geist des Friedens auch durch das gesellige Zusammenleben hindurch. Ist es doch ein besonderer Vorzug der Posener Pastoral-Conferenzen, daß die einzelnen Besucher sich näher kennen, und sich kennen lernen, daß auch die Mitglieder der Kirchenbehörde ihren Pfarrern näher treten können, als in andern Provinzen, in denen die große Zahl der Geistlichen die Annäherung fast zur Unmöglichkeit macht. Ein hochgeehrtes und vielgeliebtes Mitglied des Consistoriums, welches einem Ruf in eine andere Provinz gefolgt ist, hatte gerade dies bei einem der Konferenz zugesandten Gruße und Abschiedswort hervorgehoben. Verstand es doch jener uns unvergeßliche Mann immer anzuregen, das Herz zu wärmen und die Hand zu stärken in dem heilig ernstern Berufe, den wir treiben.

Das Steife in dem geselligen Verkehr anderer Pastoral-Conferenzen fällt also fort und wenn auch Gott sei Dank „der joviale evangelische Priester, dem Herzensgüte aus den Augen leuchtet, und der Luthers bekannten Wahrspruch neben seiner Pflicht verehrt“, allmählich ausstirbt, die „fanatischen, strenggläubigen Jünger einer neuen Zeit“ verkehren recht harmlos mit einander, um auch im trauten Gespräch die Freuden und Leiden des Antes gegenseitig sich mitzutheilen und für manche Seufzer und Sorgen Trost zu geben und zu empfangen. Dazu bieten auch die Feste der Diakonissen-Anstalt, der Gustav-Adolf-Stiftung, der Mission viel Anregendes durch Festpredigten und Berichte.

Was die Konferenz selbst betrifft, so wurde dieselbe durch eine höchst inhaltreiche Ansprache eines Mitgliedes des Consistoriums eröffnet und folgte nun das Referat über folgendes Thema: „Die Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche in der katholischen und die untrügliche Autorität der heil. Schrift in der protestantischen Kirche“. An die aufgestellten Thesen knüpften sich eine sehr lebhafteste Debatte. Wenn der Schmähartikel sagt: „Ein junger Geistlicher unserer Diocese hat auf dem jüngsten Pastorencongreß hieselbst unter allgemeinem Beifall auseinander-gesetzt, daß die Unfehlbarkeit des Papstes berechtigt und die Opposition der freisinnigen Katholiken unhaltbar sei“, so ist das vollständig unrichtig. Es bedarf das eigentlich keiner Widerlegung. Es war in einer These gesagt worden, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes die Consequenz des katholischen Lehrbegriffs von der Kirche sei. Diese Ansicht fand im Allgemeinen Beifall, obwohl ihr auch von mancher Seite widersprochen wurde. Der Konferenz kam es ferner gar nicht darauf an gegen Döllinger und Genossen aufzutreten und etwa mit der katholischen Kirche gemeinsame Sache gegen die Leugner der päpstlichen Unfehlbarkeit zu machen. Es schien freilich durchaus selbstverständlich, daß Döllinger und Genossen sich auf einer schiefen Ebene befänden, auf der sie sich nicht halten könnten. Wenn



Döllinger die katholische Lehre von der Kirche festhalten will, wie kann er gegen die Beschlüsse eines rite convocirten und rite gehaltenen Concils eifern? Hier ist nur ein Zweifaches möglich: entweder die katholische Lehre von der Kirche aufgeben, oder sich einem Dogma unterwerfen, welches legal zu Stande gekommen ist. Wenn Döllinger und Genossen durch eine liberale Presse gepriesen werden, so sollten die Kämpfer gegen die Unfehlbarkeit auf diesen Ruhm nicht großes Gewicht legen. Von der liberalen Presse gepriesen zu werden, hat seine höchst gefährliche Seite. Das Bild des alten liberalen Pio nono war ehemals in vielen jüdischen Häusern zu sehen, und wie wird der alte, unglückliche, viel heimgesuchte Mann jetzt von der Presse und dem Liberalismus behandelt. Sie transit gloria mundi. Die Döllinger'sche Angelegenheit wird auch zu Ende gehen; wahrscheinlich ganz spurlos; hier handelt es sich nicht um die Noth geängsteter Herzen und nach der Seligkeit und dem Frieden ringender Gemüther, sondern um wissenschaftliche Ansichten. Ueber solche wissenschaftliche Ansichten ist die katholische Kirche stets ruhig hinweggegangen; sie ist dadurch nicht erschüttert worden. Die Mittheilung aber, daß die Pastoral-Conferenz unter allgemeinem Beifall auseinandergelegt, die Unfehlbarkeit des Papstes sei berechtigt, ist wieder ein Zeichen von dem tiefen Verfall der Presse. Die Zeitungs-Correspondenten wollen alles verstehen und Schopenhauer hat wohl mit seiner Schilderung derselben nicht Unrecht.

Am zweiten Tage fesselte ein höchst interessanter Vortrag: „Ueber die Militairfürsorge im Felde“ die Zuhörer. Er entrollte vor uns ein ernstes, oft schaurig ergreifendes Bild von der Zeit des Krieges, in der gewissermaßen alle göttlichen Gebote suspendirt sind und doch waren der erhabenen und lieblichen Züge so manche wieder in diesem Bilde. Die Mittheilung, daß wohl selten Offiziere und Soldaten in eine Schlacht gegangen seien, ohne den Blick zu Gott empor zu richten, ohne zu beten, war ein schönes, wohl das schönste Lob für die Armee. Sie hätte ja auch das nicht leisten können, was sie geleistet, wenn sie nicht verstanden hätte, die Augen zu den Bergen empor zu heben, von dannen die Hilfe kommt. Hierher stammt auch das strenge Pflichtgefühl, das die schönste Zierde des preussischen Heeres ist. Dieses Pflichtgefühl ist nichts angelerntes, sondern es beruht auf der Liebe zu König und Vaterland und empfängt seine Weihe durch Frömmigkeit. Wenn die Kugel dem Fahnenträger im hochberühmten Garderegiment durch die Brust geht und dabei ein Blatt durchbohrt, auf dem von Mutterhand geschrieben: Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür, wenn mir am allerhängsten wird um das Herz sein, so reiß mich aus den Angsten, kraft deiner Angst und Pein — so sehen wir daraus, daß wir Gottlob noch ein Familienleben haben, wo die Frömmigkeit etwas gilt und daß, wenn der Tod eine reiche Crute gehalten hat, auch viele zum ewigen Frieden heimgegangen sind. Gott erhalte uns eine so pflichtgetreue Armee; sie lerne nicht bloß mit den Waffen umzugehen, um gegen den äußern Feind gerüstet zu sein, sondern sie halte auch von sich den Unglauben fern und stehe sich in den Waffen der Gerechtigkeit und des Lichtes. Ein kürzlich in der evang. Kirchen-Zeitung enthaltener Artikel „die Signatur des neunzehnten Jahrhundert“ schließt mit den ernstesten Worten: „Was in die Erscheinung tritt, der sich offenbarende Geist, der die Massen beherrscht, berechtigt zu keinen sanguinischen Hoffnungen. Zerbröcklung unsrer Volksexistenz, sittliche Verschlimmerungen, todesfater Indifferentismus oder energischer Christushaß — darauf deuten manche Zeichen der Zeit. Wird

dieser Auflösungsprozeß weiter und weiter um sich greifen, so bleibt nur eins übrig, um die gelockerten Atome zusammenzuhalten und das rothe Gespinnst fernzuhalten: der Militarismus, an dem die mächtigsten Culturstaaten doch schließlich zu Grunde gegangen sind.“ So ernst und richtig diese Worte auch sind, muß man doch sagen, daß der Militarismus Preußens ein anderer ist, als der anderer Staaten. An dem Militarismus wird Preußen nicht zu Grunde gehen, es sei denn, daß man von den Principien abweiche und ein Heer von Söldlingen schaffe. So lange in Preußen und Deutschland ein Jeder verpflichtet ist, des Königs und Kaisers Noth zu tragen, wird Deutschland nie aggressiv gegen andere Staaten auftreten, und der Militarismus wird im Innern eine Stütze der Ordnung und der Zucht sein.

Es wurde noch ein Vortrag gehalten: „Eregetische Besprechung von Röm. 11 mit besonderer Beziehung auf die Wiederbringung Israels.“ Am ersten Abend hatte ein Gast aus Berlin die Sache der Diakonissen-Anstalt durch eine tief zu Herzen gehende Predigt den Geistlichen und der Gemeinde ans Herz gelegt. Für die Provinz Posen ist die Weiterbildung der Diakonissen-Anstalt von großer Wichtigkeit. Eine feste Position hat die innere Mission gerade in diesem Werke gewonnen, welches sichtbar unter Gottes Segen wächst. Es wird in der nächsten Zeit der Bau eines Diakonissen-Kranken-Hauses nothwendig, und er wird im Vertrauen auf Gottes Hilfe unternommen werden. Der treue Herr wird helfen. Sein Wort wirkt ja auch heute, und ist ein Segen: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht.“ Der Festredner gab den Trost: „Das Geld zum Bau ist da, aber es ist noch nicht hier.“ Auch über die Grenzen der Provinz sei auf die evang. Diakonissen-Kranken-Anstalt in Posen hingewiesen. „Das Geld ist da, aber noch nicht hier.“ Gott gebe, daß manche Herzen willig werden, auch ein Scherflein von dem Gelde, welches da ist, nach Posen zu senden, um mitzubauen an einem Werke, das gerade mitten in der katholischen Bevölkerung ein Zeugniß von der dienenden Liebe evangelischer Christen ablegen soll.

Am zweiten Abend wurde das Fest der Gustav-Adolf-Stiftung durch eine Predigt und einen Bericht gefeiert. Die Ungunst der Zeit hat auch auf die Einnahmen des Gustav-Adolf-Vereins gewirkt. Seine Einnahme war im letzten Jahr um 300 Thlr. geringer, als im vorletzten. Die Evangelischen der Provinz wären wahrscheinlich manchen Bedrängnissen entgegengegangen, wenn die Würfel des Krieges anders gefallen wären, als sie gefallen sind. Das fordert zu einem Dankopfer auf, weil der Herr uns geholfen und hoffentlich werden reichlichere Gaben für den gerade in dieser Provinz so segensreich wirkenden Verein ein Zeugniß von diesem Dankopfer ablegen.

Erfrischt und angeregt sind die Besucher der Pastoral-Conferenz heimgekehrt. Es läßt sich gerade bei der Eigenthümlichkeit der Posener Pfarrstellen, die „nicht glänzend dotirt“ — übrigens das einzig wahre an dem Schmähartikel — sagen, daß die Pfarrer im letzten Jahre manche und große Sorgen in materieller Beziehung gehabt haben. Als wir am 9. Juni heimkehrten war die Lösung: der Herr ist meine Macht und mein Psalm und mein Heil.

In ihm will ich nun  
Zuversichtlich ruhn,  
So wird mich kein Leid mehr quälen,  
So wird mir kein Gutes fehlen.

Schn.

Gr.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 2. August.

N<sup>o</sup> 61.

## Aus Hannover.

Am 7. und 8. Juni fand die jährliche Pfingst-Conferenz in Hannover statt, welche im Unterschiede von der kleineren Versammlung, die auf Stadt Hannover und Umgegend sich beschränkt, Theilnehmer aus allen Gegenden des ehemaligen Königreiches herbeizieht. Aus dem von Dr. Petri und einigen andern vor etlichen Jahrzehnten gesäeten Senfkorn ist unter des HErrn Segen ein stattlicher Baum erwachsen. Die Conferenz hat von Jahr zu Jahr an Anziehungskraft gewonnen; dies Mal war wieder eine nicht unansehnliche Zahl von Pfarrern in der ehemaligen Residenzstadt versammelt. Nach meiner Schätzung mochten ungefähr 250 Geistliche sich zusammengefunden haben. Laien schienen nicht sehr stark vertreten zu sein; von hervorragenden Männern wurden der Vorsitzende des Landes-Consistoriums Lichtenberg und der Regierungsrath a. D. Brühl, sowie der frühere Consistorial-Assessor, jetzige Regierungs-Assessor Lohmann, welcher eine Sammlung von Kirchengesetzen der evang.-lutherischen Kirche des vormaligen Königreichs Hannover herauszugeben begonnen hat, und einige Andere bemerkt. Wie in Leipzig pflegt auch in Hannover der Pfingst-Conferenz die Feier eines Missionsfestes vorherzugehen. Das war auch diesmal wieder der Fall. Obwohl die Missionsfeste in den größeren Städten dem Gemüthe nicht die Befriedigung zu gewähren pflegen, welche die auf dem Lande oder auch in kleineren Städten gefeierten den Gästen aus der Ferne bieten, hatte ich mich doch bewegen lassen, mit einigen Freunden schon am Montag Abend in Hannover einzutreffen, um am Dienstag Morgen mit der Missionsgemeinde an der alle verlorenen Adamskinder umfassenden Liebe des erhöhten Menschensohnes mich zu erquicken. Für den Pfarrer, der das ganze Jahr hindurch Anderen das Brot des Lebens zu brechen hat, ohne von einem andern öffentlichen Zeugen Bußmahnung und Glaubensstärkung zu empfangen, bleibt es nicht ohne Segen für sein Herz und für seinen Beruf, wenn er die Gelegenheit, die ihm so selten geboten wird, alles Ernstes betend benutzt, unter die Zahl der Hörer sich zu mischen und das Geben mit dem Empfangen zu vertauschen.

Im Gotteshause wird man auf die Höhe gestellt, auf welche Conferenzen nur selten zu erheben vermögen. Ich möchte das Missionsfest in Hannover als eine wesentliche Ergänzung der Conferenz bezeichnen, und kann für die Zukunft den Amts-

brüthern, welche aus der Ferne zu der Conferenz reisen, nicht dringend genug rathen, wo möglich es so einzurichten, daß sie mit der Missionsgemeinde um den HErrn der Kirche sich sammeln. Diesmal riefen die Glocken um 10 Uhr in die alte schöne Kreuzkirche. Trogdem, daß der Regen in Strömen vom Himmel sich ergoß, fand sich eine ansehnliche Zahl von andächtigen Hörern in dem geräumigen Gotteshause ein. Freilich wer beobachte, daß er die Kirche einer Stadt betreten hatte, welche ungefähr 90,000 Einwohner zählt, dessen Herz mußte bluten, wenn er sah, daß kaum alle Plätze besetzt waren, geschweige daß die Gänge gefüllt gewesen wären. Doch soll die Theilnahme diesmal größer gewesen sein, als in frühern Jahren — ein Zeichen, daß, wenn unser Volk im Ganzen und Großen auch immer mehr den Felsen verleugnet, aus welchem es gehauen ist, das Evangelium an einzelnen sich nach wie vor als die Gotteskraft erweist, selig zu machen alle, die daran glauben. Und wenn nicht die Neugier oder die Wißbegier oder noch Schlimmeres, die Lust am Splitterrichten, sondern das Bedürfniß und das heftende Verlangen, mit dem Brot und Wasser des Lebens gesättigt und erquickt zu werden, in das stille Heiligthum gezogen hat, für den ist der Tisch reichlich gedeckt gewesen. Pastor Becker aus Horneburg predigte über Psalm 50, 23 und zeigte, daß die „Mission das Dankopfer der erlöseten Gemeinde“ sei. Nur als Dank ist die Mission das rechte Opfer; nur dem Dank, aber ihm auch unzweifelhaft wird überschwänglicher Segen zu Theil. Die Nachfeier sollte wie in frühern Jahren auf der Burg im Freien stattfinden; um des Regens willen mußte sie aber am Nachmittag in der neuen herrlichen Christuskirche gehalten werden. Pastor coll. Kayser aus Linden ließ uns auf Grund von 1 Thess. 1, 1. 2. 3. einen Blick in das Glaubens- und Liebesleben der apostolischen Gemeinde thun und Pastor Wecken aus Linden rief uns die Verheißung ins Gedächtniß zurück, welche der HErr in Jes. 55, 10. 11. Seinem Wort ein für alle Mal gegeben.

Am folgenden Tage Morgens 10 Uhr zogen wir in den Victoria-Garten. Nachdem wir mit dem kräftigen Lutherlied „Nun bitten wir den heiligen Geist“ den Segen aus der Höhe uns erlehnt hatten, lenkte Superintendent Sievers aus Metzingen unsere Andacht auf das Trinitatis-Evangelium zurück; aus Ev. St. Joh. 3, 11—15 zeigte er uns, was es mit unserm Zeugenberufe auf sich habe und wie wir desselben warten müssen, wenn wir als treue Haushalter der göttlichen Geheimnisse wollen er-



funden werden\*). — Nach dieser erbaulichen Ansprache wurde das Präsidium wie in früheren Jahren dem Consistorialrath und Superintendenten Mülmeyer übertragen. Zur Besprechung lag zunächst vor als Gegenstand „die kirchliche Leitung der Volksschule“. Pastor Steinmetz aus Loccum leitete die Verhandlungen durch ein ausführliches Referat ein. Da der Vortrag auf Wunsch der Conferenz veröffentlicht werden wird, mag hier eine kurze Inhaltsangabe genügen. Die Frage nach der kirchlichen Leitung der Volksschule ist in dieser Conferenz schon einmal ernstlich erwogen und besprochen worden. 1850 hat Pastor Ernst seine Stimme für das Recht der Kirche an die Volksschule erhoben, nachdem er in Ev. St. Matth. 28, 19. 20 das Mandat der Kirche nachgewiesen. Damals ist in Folge des Zeugnisses der Conferenz die drohende Gefahr unter Gottes Segen abgewendet worden. Nach 21 Jahren stehen wir vor derselben Frage; aber jetzt ist sie in viel ernsterem Maße an uns herangetreten. Wir haben es mit keiner nova res zu thun; es handelt sich nicht um politische Antipathien. Mit unsern politischen Ansichten hat die Frage nichts zu thun. Wir haben sie nicht erfunden, das Jahr 1866 hat sie uns gebracht. Auch ist es nicht so, wie vielfach behauptet wird, als handle es sich dabei um die Ehre der Geistlichkeit. — Der Vortrag ging dann dazu über: 1) die innere Entwicklung der Volksschule darzulegen, 2) die gegenwärtige Krisis zu schildern, und 3) unsere Stellung zu der letzteren in Erwägung zu ziehen. — Die Volksschule ist nur aus der Geschichte zu verstehen; sie ist nicht gemacht, gewachsen ist sie, eine Frucht der kirchlichen Reformation. Sie datirt nicht erst von 1800 an, als ob sie bis dahin nur ein embryonisches Dasein gefristet hätte. Das behaupten, wäre ebenso thöricht als behaupten vor dem Gase hätte es keine Beleuchtung gegeben. Die Liberalen wollen die Volksschule jünger machen, die katholische Kirche älter. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte. Luther brach mit seiner Schrift vom Jahre 1524 die Bahn. Nicht bloß lateinische, gelehrte Schüler hat er im Auge gehabt; denn er redet von Unterweisung aller Jugend. Das Evangelium sollte als Sauerteig in das gesammte menschliche Wissen und Können hineindringen. Die Katholiken erheben gegen die Reformation den Vorwurf, als hätte sie die Schule an den Staat ausgeliefert und die Liberalen beuten diesen Vorwurf für ihre kirchenfeindlichen Pläne aus. Wenn Luther von der Kirche redet, meint er nicht bloß die Geistlichkeit. Der Kirche gehört die Schule, nicht einem einzelnen Stande. Der magistratus, den Luther für die Schule anruft, ist in ecclesia, nicht extra ecclesiam. Wie Mose zu Hobab, so spricht in Luther

die Kirche zum Staat: „komm mit uns, so wollen wir das Beste bei dir thun.“ Die Reformation aber forderte nicht bloß Volksschulen, sie gab auch die Fundamente: Bibel, Kirchenlied, Katechismus. Das sind die heiligen Wurzeln der Volksschule. Von größter Bedeutung aber ist der Katechismus; dadurch ist ein Katechumenat der Kirche geschaffen. 1538 konnte Luther schon die lieblichen Früchte in seiner Schrift an den Churfürsten rühmen, so daß man den Katechumenat den Schöpfer der Volksschule nennen kann. Diese ist ein kirchliches Gewächs. — Langsam hat sie sich entwickelt. Der 30jährige Krieg hat auch der Volksschule schwere Verwüstung gebracht; aber allmählig ist sie im alten Geist wieder gebaut. An Luthers Katechismus schlossen sich nach und nach größere, zuerst der Walthersche, Schule und Katechismus sind stets Hand in Hand gegangen. Ist das der Schule schädlich gewesen? Bei allen Mängeln trug sie die drei goldenen Ueberschriften: „ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig“; „es ist Alles euer“ und „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes.“ Schlimmere Verheerungen als der 30jährige Krieg hat der Nationalismus in der Volksschule angerichtet, da er aus derselben eine Industriemaschine machen wollte. Das war die Zeit, wo der Staat die Schule für seine Provinz erklärte. Eine neue Gefahr erwuchs durch das Auftreten des sonst so verdienstvollen Pestalozzi durch die blendenden Schlagwörter: Methode, lückenloses Fortschreiten, Ausfüllung aller Geisteskräfte. Die Pflanze suchte neue Wurzeln in Pädagogik und Didaktik. Aber jene ist abhängig von der Ethik und diese vom Glauben. Deshalb muß die Methode nach dem Stoff sich richten. Menschen erlösen heißt Menschen erziehen. Auf diesem Grund stehen die vielfach angefochtenen preussischen Schulregulative. Bis jetzt ist die Volksschule keine andere geworden, als müßte die Schale gesprengt werden. Sie ist nur gesund, soweit sie auf der rechten Wurzel steht. Ihren Abschluß findet sie in der kirchlichen Mündigkeit, in der Confirmation. Schule halten ist ein geistlich Amt. So lange der Schwerpunkt in ihr das Wort Gottes ist, muß sie der Kirche zunächst stehen. Hier kann allein die Frage nach Christenthum und Bildung ihre Lösung finden. Das Christenthum ist allein bildend; ohne Christum ist alles nur leere Schale, auch die Bildung. Die Volksschule ist keine Berufsschule. Weiter zeigt die Entwicklung, daß die Schule unter der Leitung der Kirche allen billigen Forderungen des Staates stets gerecht geworden ist. Wir dürfen uns dafür auf unser Hannover berufen. Jetzt will der Staat allein Herr im Hause sein. Daher 2) die gegenwärtige Krisis. Durch § 23 der Grundrechte von 1848 ist sie angebahnt. Damals siegten noch die kirchlichen Bedenken. In Hannover wurde der Conflict dadurch beseitigt, daß der Staat eine direkte Einwirkung auf die Volksschule behielt, ein schulkundiger Referent im Kultusministerium angestellt wurde. Aber die Kirche blieb Leiterin. Seitdem ist hier vieles für die Volksschule geschehen. Mit 1866 trat aber leider eine schlimme Wendung ein. 1867 wurden die Schullehrerseminare der Kirche entzogen; 1868 fiel in einer Disziplinaruntersuchung die Entscheidung: „die Lehrer haben alle

\*) Anm. der Red. — Der Herr Referent möge entschuldigen, daß wir seine eingehenden Mittheilungen über den Inhalt der Predigten und erbaulichen Ansprachen auslassen müssen. Seitdem die Zahl der Pastoral-Conferenzen in so erfreulicher Weise gestiegen ist, kann die Ev. R.-Ztg. Berichte über dieselben nur in gedrängtester Kürze veröffentlichen, um von möglichst vielen derselben den Lesern Nachricht zu geben.



Rechte und Pflichten der Staatsdiener.“ In Preußen ist die Entwicklung der Volksschule eine ganz andre gewesen als bei uns. Schon das Landrecht nahm die Schule für den Staat in Anspruch. Weil die kirchlichen Behörden geistlich todt waren, das Ober-Consistorium nicht das Evangelium, sondern allgemeine Religionswahrheiten, wie man sie nannte, gelehrt wissen wollte, konnte die göttliche Strafe nicht ausbleiben. 1808 wurde das Ober-Consistorium aufgehoben. 1815 wurde es wohl wieder hergestellt, und ausgesprochen, daß die Schule der Kirche zurückgegeben werden sollte; aber es kam nicht dazu. Die Aufsicht über die Schule blieb bei dem Staat. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß seit 1817 das Cultusministerium segensreich für die Volksschule gewirkt hat. Aber der Bruch mit der Geschichte rächte sich. Schon 1798 wurde ein allgemeiner Erziehungsplan in Aussicht genommen; 1817 ein neuer Versuch gemacht; 1848 ein Unterrichtsgesetz gefordert. Und noch immer hat Preußen diese schwerste Probe noch nicht bestanden, ob nämlich die Volksschule auf christlichem Grunde zu halten sei. Auf Verwaltungswege ist viel Gutes geleistet; aber das entscheidende Wort „die Leitung der Volksschule gehört der Kirche“ ist noch nicht gesprochen. Was soll daraus werden, wenn man den Damm niederreißt? warum muß denn die Kirche die Leitung der Schule an den Staat abgeben? Alles was man uns darauf antwortet, gipfelt in dem Einen: „so fordert es unser Princip. Herr im Hause kann nur einer, nur der Staat sein.“ Dieses Princip kann und darf nicht das unsre sein; es macht die Kirche rechtlos. Der Staat bedarf der Kirche; die Volksschule nährt sich von den Kräften der Kirche. Die Rechte der Kirche sind die Grundlagen des Staates und bilden die schützenden Schranken gegen die liberale Doctrin. Dazu kommt, daß die Confession bei der beabsichtigten Aenderung gefährdet ist. Man erklärt das für Vorurtheil. Aber die Berathungen der Stände über die Volksschule rechtfertigen leider allzu sehr dieses Vorurtheil. Sind doch auch schon die Schullasten für Communallasten erklärt; dadurch ist die Confession förmlich beseitigt. Was ist da nun zu thun? Das ist der dritte und letzte Punkt. Zunächst gilt es eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen die Männer, welche das Recht der Kirche in Berlin kräftig vertreten haben. Ist ihnen die Schmach dafür doch reichlich zu Theil geworden. Wenn Juristen ihren Mund für die Kirche aufthun, liegt es am Tage, daß es sich hier nicht um Standesinteressen der Geistlichkeit handelt. Auch unserer Kirchenbehörde gebührt Dank für das, was sie gethan, und nicht minder will es zur Ehre des Herrn laut anerkannt sein, daß die Lehrer gegenwärtig vielfach anders stehen, als 1848. Viele wollen lieber unter kirchlicher Leitung bleiben, denn sie fühlen, die Entkirchlichung würde ihren Stand entnerven. Das sind gute Zeichen, die zur Beruhigung dienen können. Aber wir dürfen nicht unthätig sein. Agitiren ist nicht unsre Stärke; doch dürfen wir nicht schweigen; reden müssen wir zu unsern Gemeinden, die zunächst dabei betheiligt sind. Sie müssen wissen, daß ein ganz neues Princip eingeführt werden soll. Man sagt, die Pfarrer

bleiben Inspektoren; aber *principiis obsta!* Wir wollen die Kanzel nicht mißbrauchen. Gelegenheit zur Belehrung bieten die Versammlungen der Schulvorstände und die Synoden. Aber vor allem haben wir der Schule selber uns anzunehmen, die Lehrer als *praeceptiva membra* der Kirche anzusehen, in Bezug auf sie des Apostels Mahnung „einer trage des andern Last“ zu üben. Die Lehrer haben auch von unsern Pastorenünden zu leiden. Wir müssen uns derer, welche Lehrer werden wollen, annehmen, damit wir künftig Mitarbeiter haben, die von vornherein wissen, daß wir ein Herz für sie haben. Die Schulaufsicht muß uns als ein Stück unseres Hirtenamtes gelten; denn die Schulen sind *seminaria ecclesiae et rei publicae*. — Die Ergebnisse seiner Darlegungen faßte der Referent schließlich in folgende Sätze zusammen:

„1) Unsere Volksschule ist eine von Haus aus kirchliche Institution, unterrichten und erziehen zu helfen für christlichen Glauben und christliches Leben.

2) Die Unterrichtsgegenstände, welche dem Gebiete der verständig nützlichen und materialen Bezeichnungen angehören und in den Bereich menschlicher Cultur, mithin des Staates fallen, sind nach Ausweis der Geschichte *accessorische*.

3) Dem Bestreben dieselben je nach Bedürfniß der Zeit stärker zu betonen, ist die kirchliche Leitung nicht hinderlich gewesen.

4) Wo der Staat die kirchliche Leitung (wie bei uns 1851) aufs neue anerkannt, hat er damit unzweideutig erklärt, wo der Schwerpunkt der Schule liegen, und daß das Christenthum fernerweit als Träger und wesentlicher Gehalt der Volksschule angesehen werden soll. Des Staates Einfluß auf die Schule ist auch bei kirchlicher Leitung vollkommen gesichert gewesen.

5) Wird hingegen die Schule schlechtthin für Staatsanstalt erklärt, wozu weder der Charakter noch die Geschichte unserer Volksschule ausreichenden Grund giebt, so wird der Einfluß der Kirche auf dieselbe völlig unsicher, dem jeweiligen Belieben politischer Organe überlassen.

6) Die Kirche hat aber auch geistige Kräfte, die die Schule nicht entbehren kann, reale Güter und historische Rechte, welche es dem Staat wehren, von der Schule zu sagen: Herr im Hause bin ich allein.

7) Der Kirche wird ihr Recht nicht, wenn die Schulleitung den Landdrosteien übertragen und letzteren lediglich aufgegeben wird, sich in Betreff des Religionsunterrichtes mit den kirchl. Obern in Einvernehmen zu setzen.

8) Wie wir die bereits geschehene Uebertragung der Seminarleitung von den Consistorien auf das Prov.-Schul-Collegium nach wie vor als einen schweren Schaden für die Interessen der Kirche und der Volksschule beklagen, so müssen wir bei neuer Organisation des Volksschulwesens die Mitwirkung der Kirche in ihrer synodalen Vertretung und, wenn kirchliche Rechte abgetreten werden sollen, nicht bloß ihre Mitwirkung, sondern ihre Zustimmung für erforderlich halten.

9) Inzwischen lassen wir uns die Volksschule als die Pflanzstätte und den Volksschullehrerstand als *membrum praeceptivum*



unsrer Gemeinden und unserer Schulaufsicht als wesentliches, gegenwärtig viel forderndes Stück unseres Hirtenamtes zu neuer Liebe und Pflege befohlen sein.“

Der Präsident sprach im Namen der Conferenz dem Referenten den Dank für seine Arbeit aus und forderte auf, die Besprechung an die drei besonders hervorgehobenen Theile anzuknüpfen. Zu dem ersten Theil fügte Pastor Frerichs aus Embden ergänzend hinzu, daß es in Ostfriesland schon vor der Reformation Volksschulen gegeben, gegründet durch die Vorläufer der Reformation, durch die Brüder des gemeinsamen Lebens, da es in einem Schriftstück von 1529 in Bezug auf Einrichtung von Volksschulen heiße „nach alter Gewohnheit“. Auch die vorreformatorischen Schulen sind Pflanzungen der Kirche; das beweist auch die Thatsache, daß zweite Pfarrstellen in Schulen verwandelt wurden. Wenn die Reformation die Obrigkeit für die Schule in Anspruch genommen hat, so war es die christliche Obrigkeit in ihrem Sinn, nicht die Staatsobrigkeit, wie sie jetzt die liberale Doktrin versteht. Mit Willkür berufen sich die Motive zu dem eingebrachten, vom Herrenhause abgelehnten Gesetz auf die Geschichte der Volksschule in Ostfriesland. In Bezug auf die gegenwärtige Krisis glaubte P. Lohmann aus Münden nicht wenig Gewicht darauf legen zu müssen, daß mit der Aufhebung der kirchlichen Leitung der Volksschule auch die Consistorien beseitigt werden sollen. Es finde sich darüber freilich nur eine beiläufige Aeußerung in den Motiven; aber dieselbe lasse nicht erkennen, ob auch das Landes=Consistorium fallen solle. Dieser Punkt sei wohl ins Auge zu fassen. Befremdend sei es, daß jener Plan gefaßt worden, während unsere kirchlichen Organe nichts davon erfahren. Da die Consistorien nach den Synoden eingerichtet seien, so könne die Veränderung derselben nicht ohne die Zustimmung der letzteren erfolgen. Freilich ist nicht bei jeder Veränderung die Synode zu befragen; aber alles habe seine Grenze. Durch die Zusammenziehung der Consistorien würde auch das Auricher Consistorium in die gemeinsame Oberbehörde und damit zugleich ein reformirter Generalsuperintendent eintreten. Dann sei die Union fertig. Darauf müsse gehalten werden, daß ohne Mitwirkung der kirchlichen Organe keine Veränderung mit der Volksschule vorgenommen werde. Es sei freilich das vieldeutige Wort gefallen: „wir können keine Concordate mehr schließen“; hier handle es sich aber um bestehende Rechte der Kirche; diese ist Mit-eigenthümerin der Schule. „Es ist Rechtsbruch, wenn der Kirche Rechte ohne ihre Zustimmung genommen werden.“

Consist. Münchmeyer wies darauf hin, daß zur Zeit der Reformation an Trennung von Staat und Kirche im modernen Sinne nicht gedacht worden, man konnte nicht sagen: Dies thut der Staat, dies die Kirche. Erst später machte der Unterschied sich geltend und es mußte bestimmt anerkannt werden, daß beiden ein Recht auf die Schule zustehe. Ist Kirche und Schule ge-

trennt, so kann der Staat fordern, daß die Schule Staatsbürger erziehe; aber auch die Kirche kann dann ein gleiches für sich verlangen. Es ist Unrecht, daß jetzt der Staat allein Herr im Hause sein will und verlangt, die Kirche solle annehmen, was ihm beliebt. Dazu kann die Kirche sich nicht verstehen. Will der Staat nun einmal ändern, so müßte er die Kirche hören und ein Compromiß eingehen. Will er das nicht, so muß Staat und Kirche sich trennen. Wird ein Schulgesetz erlassen, ohne daß die Kirche befragt worden, so müssen wir darüber als über ein schweres Unrecht klagen. Vorläufig ist durch den Beschluß des Herrenhauses die drohende Gefahr abgewendet, wenigstens vertagt und wir können uns dabei beruhigen. Dagegen meinte Oberschulinspektor a. D. Cammann, daß leider nur zu viel Grund zu Besorgnissen vorhanden sei. Die abschüssige Bahn sei einmal betreten und man werde auf ihr nicht stille stehen, bis man sie ganz ausgemessen habe. „Ich glaube gern, daß bei der Regierung die Neigung vorhanden ist, die Kirche zu berücksichtigen; aber damit ist keine Garantie für unsere luth. Kirche gegeben. Werden doch die Seminar=Direktoren berufen, ohne daß das Landes=Consistorium befragt wird. Stellt man auch solche Männer an, welche lutherisch sind, so ist das etwas flüßiges; darin liegt keine Bürgschaft, daß wir mit der Union verschont bleiben. Sehr bedenklich ist der jetzige Zustand; denn wer die Lehrer bildet, dessen Einfluß beherrscht die Schule. Die vorhandenen Traditionen mögen sich eine Zeitlang halten; früher oder später gewinnt der neue Geist die Oberhand. Ein verhängnißvoller Wendepunkt ist schon eingetreten. Früher wurde das schulkundige Mitglied eidlich verpflichtet, auf Lehre und Ordnung unsrer luth. Kirche zu halten; einen solchen konnte man nicht als einen Staatsdiener ansehen. Es muß darauf gedrungen werden, daß die Lehrer auf Lehre und Ordnung unsrer Kirche verpflichtet werden. Außerdem ist den Gemeinden das Auge über die obschwebende Frage zu öffnen. Man sucht jene mit der Hinweisung zu beruhigen, daß der Pastor Inspektor bleibe. Das ist aber ein gewöhnliches Mittel, durch Personen Fehler in der Sache zu decken — ein sehr bedenkliches Mittel. Denn die Hauptsache ist die, welche rechtliche Stellung die Personen haben. Das persönliche Christenthum ist nicht verlässlich. —

Consist. Münchmeyer: ich leugne nicht, daß der jetzige Zustand seine großen Bedenken mit sich führt, aber man hatte sich hinein gelebt. Wenn gesagt wird, die Schule in Preußen sei gut, und wir könnten zufrieden sein, wenn es bei uns so stände, so wollen wir loben, was zu loben ist. Aber der Grundsatz: „Der Staat ist allein Herr!“ ist entseßlich. —

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 5. August.

N<sup>o</sup> 62.

## Die Augsburgische Confession

als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche historisch und exegetisch untersucht von D. Zöckler, Dr. der Philos. u. Theol., ordentl. Prof. der Theologie zu Greifswald. Frankfurt a. M. Heyder u. Zimmer. 1870. VIII. u. 334.

Gr. 8. Pr. 1 Thlr. 20 Sgr.

(Fortsetzung.)

Aber auch Calvin bezieht die Gemeinschaft mit Christo, deren er uns im h. Abendmahl theilhaftig macht, offenbar auch auf die Auferstehung des Leibes, wenn er in seiner Institutio chr. fid. lib. IV. c. 17, § 32 sagt: „De carnis etiam nostrae immortalitate securos nos reddit, siquidem ab immortalis ejus carne jam vivificatur et quodammodo ejus immortalitati communicat.“ Auch ließe sich wohl über den oft übertrieben dargestellten „Radicalismus“ Zwingli's (S. 256) manches mildernde und berichtigende Wort sagen, z. B. daß er keineswegs in Zürich den Gemeindegang — es gab keinen solchen — sondern, wie auch Luther, den lateinischen Horengesang abgeschafft hat. Selbst das (S. 157) aus Zwingli's Commentar. de vera et falsa religione zur Erhärtung von dessen „schroffen Prädestinarianismus“ mitgetheilte, allerdings bedenkliche Dictum: „Non illi (Deo) turpe est, quod nobis; quae enim nobis turpia sunt, ex eo provenit, quod lex nobis imposita est“, läßt sich in einem erträglichen Sinn auffassen, wenn wir es mit dem bekannten Ausspruch Vilmar's zusammenstellen: „Es ist Gottes Privilegium, Sünde durch Sünde zu strafen.“ Uebrigens mögen wir unser Bedauern nicht zurückhalten, daß der „cultische Radicalismus“ Zwingli's und der meisten übrigen Reformirten, nicht zufriedengestellt durch die Beseitigung der Heiligenbilder, auch alle Christusbilder und Crucifixe aus den Gotteshäusern und von den Altären entfernt hat.

In Betreff des Heiligendienstes (Art. XXI.) spricht sich Dr. Zöckler (S. 170 ff.) weit schärfer und entschiedener als Vilmar aus; und doch hätte, im Hinblick auf die vom zeitigen Papst so übereifrig geförderte Mariolatrie, des Guten in dieser Hinsicht noch etwas mehr geschehen können und sollen, um die römisch-katholische Creaturvergötterung auch für das blödeste Auge ins volle Licht zu stellen. Vilmar (Erklärung der A. C.

S. 168 ff.) sagt: „Was die Invocation selbst betrifft, muß vorerst jedes Mißverständniß, als enthalte die Invocation ein Gebet, gänzlich beseitigt werden. . . Die invocatio Sanctorum ist nicht anders aufzufassen, auch in der ältesten Zeit nicht anders aufgefaßt worden, denn als Ansprechen um Fürbitte, ganz ebenso wie ich den lebenden Frommen nach dem Vorbilde und der Anweisung der Apostel um Fürbitte anzusprechen habe bezw. wie ich die erbetene Fürbitte zu leisten schuldig bin.“ Nun ist es ja richtig, daß die Kirche (gemäß den Beschlüssen der 2. Kirchenversammlung in Nicäa im J. 787) cultus (*latreia*) und invocatio (*deologia*) unterscheidet und mit Rücksicht auf diese Distinction bei der Anrufung Gottes die Formel: „miserere nobis (nostrum)! audi nos!“ — bei der Anrufung der Heiligen hingegen die Formel: „orate pro nobis!“ festgesetzt hat. Aber abgesehen von der diesen Unterschied völlig ignorirenden Volkspraxis, beobachten nicht einmal die canonischen Bücher selbst diese Unterscheidung, sondern gebrauchen vielmehr die oben angeführten Ausdrücke promiscue, z. B. Cat. Rom. pag. 361: „Sancti colendi et invocandi sunt,“ und pag. 488: licet etiam alia quadam ratione petere a Sanctis ipsis, ut nostri misereantur, sunt enim maxime misericordes.“ Und was insbesondere die der Jungfrau Maria von der Kirche zugesprochene *hyperdoulia* (Verehrung in höherer Potenz) anlangt, so mag zunächst daran erinnert werden, daß ein Rosenkranz neben 15 Vater-Usfern 150 Ave-Maria enthält. Doch giebt auch einer der ausgezeichnetsten Polemiker der römischen Kirche selbst zu, daß Maria angebetet wird; nur unterscheidet er dabei zwischen göttlicher und nicht-göttlicher (!) Anbetung. Kann man es aber anders als Abgötterei nennen, wenn in den Gebeten zu ihr es heißt: O tu es nobis omnia, nos tua pascas gratia: Si sit multum quod peccamus, tui sumus et speramus per te salvi fieri; oder wenn die heilige Jungfrau im Missale ecclesiae Rom. folgendermaßen angeredet wird: O felix puerpera, Nostra pians scelera, Mediatrix hominum, Ablatrixque criminum, Consolatrix omnium, Peccatorum venia etc., oder wenn in dem berühmten Marien-Psalter des (NB. unter die Heiligen versetzten!) Bonaventura die Psalmen Davids so verändert sind, daß überall statt des Namens Gottes der Name Maria gesetzt ist? (Vgl. Mal-let's oben angeführte Schrift: „Ueber den Heiligen- und Bilderdienst in der römischen Kirche.“) Mit Recht straft Dr. Zöck-



ter (S. 174) auch schon „jene halbrömischen Extravaganzen der Marienverehrung“, deren sich z. B. W. D. Dietlein in seinem „Evangelischen Ave Maria“ (Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau. Halle, 1863) und jüngst auch Dr. Pusey in der englischen Hochkirche schuldig gemacht haben.

Bei der Erörterung des 17. Art. (Die Wiederkunft Christi und das Gericht) hätte neben den S. 271 aufgeführten Vertretern des Chiliasmus subtilior oder subtilissimus der Neuzeit der tiefe, geistvolle Menken nicht sollen mit Stillschweigen übergegangen werden. — Am Schluß der „exegetischen Untersuchung“ vermißt man eine zusammenfassende Uebersicht der Artikel a. gegen welche seitens der papistischen Gegner kein Widerspruch erhoben worden ist, b. welche gänzlich verworfen sind, und c. welche theilweise beanstandet wurden.

Ungeachtet dieser kleinen Ausstellungen im Einzelnen, die wir dem verehrten Verfasser zu gefälliger Erwägung für die 2. Auflage anheingeben, bezeichnen wir, im Wesentlichen übereinstimmend mit dem Rec. im Allg. Lit. Anzeiger, das Ganze insbesondere für Theologie-Studirende, Candidaten und Geistliche, für Religionslehrer an Gymnasien, welche die A. E. zu erklären haben\*), wie auch für kirchlich-gebildete Laien, als die bis dahin conciseste, den Stoff nahezu vollständig erschöpfende und beherrschende, sowie denselben unter einem großen Gesichtspunkt kirchenpolitisch beleuchtende Ausgabe der Augsb. Confession. Und eben auf diesen III. Haupttheil des trefflichen Buches, die kirchen-politischen Schlußbetrachtungen, müssen wir nun auch noch mit einigen Worten eingehen, zumal da der Verf. (Vorwort, S. VII.) auf dieselben besonders großes Gewicht legt.

Wir werfen zunächst einen kurzen Rückblick auf vorgängige verwandte Bestrebungen seit 1848. Im Februar 1849 schrieb Dr. R. Hase, zunächst veranlaßt durch die „deutschen Grundrechte“, seine kirchenrechtliche Denkschrift: Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reichs (Leipzig, 1849). „Es gehört nicht die Gabe der Weissagung dazu, sagt der berühmte Kirchenhistoriker in der Einleitung S. 5, um einzusehen, daß die deutsche Revolution von 1848, welches auch ihr Ausgang sei, nachdem sie das staatliche Leben des Volks in seinen Tiefen und Abgründen aufgewühlt hat, an der Kirche nicht spurlos vorübergehen werde.“ Dann, S. 107 ff. auf das zu berufende „Nationalconcilium“ kommend, fährt er fort: „Wir haben bisher nur die Landeskirche ins Auge gefaßt, aber jede evang.-deutsche Landeskirche. Hiermit sind diese Landesgränzen bereits

\*) Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, Hrn. Dr. Hollenberg aufzufordern, bei Veranstaltung der nächsten Auflage seines „Hilfsbuches“ auch die 7 letzten Artikel der Augustana, welche eine unentbehrliche Ergänzung der 21 Lehr-Artikel bilden und zugleich die wichtigsten protestantischen Grundsätze aussprechen, mit abdrucken zu lassen. Theurer darf freilich das Buch nicht werden; aber der nöthige Raum läßt sich wohl anderweitig ersparen.

überschritten. . . . Daher wie nach langer schmerzlicher Zerrissenheit sich das deutsche Volk wieder zur Einheit des Reichs zusammenzufassen ringt, auch die ev. Kirche unseres Volkes, von der bisher trennenden Gewalt der Einzelstaaten losgesprochen und vom großen Volksgefühl ergriffen, nur einem langgefühlten naturgemäßen Streben nach ihrer Einigung sich hingiebt. In dieser Einigung ist sie entstanden, auf und neben den Reichstagen deutscher Nation vertreten, und hat als die deutsche protestirende Kirche um ihre Existenz siegreich gekämpft. Nur vereinigt wird sie der einigen Macht des Katholicismus mächtig und friedlich gegenüberstehen . . . und erst innerhalb der naturgemäßen Grenzen eines großen Volkes auch ein großartiges Kirchenleben entwickeln. Ein evangelisches Nationalconcilium ist die nothwendige Form dieser Einigung, zwar nie vordem versammelt, doch seit ihrem Entstehen unserer Kirche vorschwebend, und der Schlußstein des Synodaleswesens der deutschen Landeskirchen.“ . . .

„Für eine Einigung der ganzen ev. Kirche deutscher Nation, fährt Dr. Hase S. 121 ff. fort, sind bereits zwei antediluvianische Versuche gemacht worden“: die ev. Conferenz zu Berlin im Winter 1846, welche wenigstens „das Verdienst hat, den Gedanken einer kirchenrechtlichen Gemeinsamkeit aller deutschen Protestanten zuerst wieder nach dem Untergange des altersschwachen und nie lebenskräftigen Corpus Evangelicorum geltend gemacht zu haben“, und der Gustav-Adolfs-Verein, welcher bei seinem beschränkten Zweck Geld zu sammeln für die kirchlichen Bedürfnisse bedrängter ev. Glaubensgenossen zu jener sich verhält, wie etwa auf weltlichem Gebiete der Zollverein zum Bundestage.“ Von dem in Folge der Märzereignisse entstandenen Entwurf einer neuen deutschen Kirchenordnung seitens der Frühlingsversammlung „protestantischer Freunde“ in Rötten sagt er, daß derselbe „auch mit seiner ausschließlichen Betonung der Freiheit ein lebensfähiger (?) Anfang der Verhandlung werden könnte;“ dagegen von dem Programm der Herbstversammlung in der Schloßkirche zu Wittenberg, welches nicht auf eine deutsch-evang. Nationalkirche lautet, sondern auf einen evangel. Kirchenbund selbstständiger Kirchengemeinschaften, sei's Landeskirchen sei's Confessionskirchen, für bestimmte äußere Zwecke, urtheilt er (S. 129): „Dieser (Kirchenbund) würde eine Nothkirche sein, mit der man vorlieb nehmen müßte, wenn eine große evangelische Volkskirche nicht zu erreichen ist; es wäre wie im Vaterlande ein Staatenbund und Bundestag statt eines Bundesstaates und Reichs.“ Dr. Hase scheint sich damals die Ausführung seiner eigenen, viel weiter gehenden Vorschläge\*)

\*) Auf welcher breiter Grundlage sich diese bewegen, zeigt u. a. Seite 65, wo von der Wahl des Kirchen-Vorstandes die Rede ist: „Wahlberechtigt jeder bürgerlich Unbescholtene und Mündige nach Landesitte, der selbstständig im bescheidensten



ziemlich leicht und naheliegend gedacht zu haben; er sagt S. 114: „Die feste Wiedervereinigung dieser großen Volkskirche hat nicht die Schwierigkeiten, mit denen die politische Einigung unseres Volkes noch ringt; keine Antipathien deutscher Volksstämme, keine fürstlichen Familieninteressen werden ihr groß entgegen treten; . . . ihr Hinderniß liegt in der theologischen und kirchlichen Parteiung, ein großes doch nicht unüberwindliches Hinderniß.“ . . . Nun die politische Einigung des deutschen Volkes — Dank der weisen Selbstbeschränkung und rechtzeitigen Energie unseres großen Staatsmannes — ist unter Gottes gnädigem Beistande glücklich erreicht, während wir von der kirchlichen Einigung, selbst in der bescheidenen Form der Conföderation, noch ziemlich weit entfernt zu sein scheinen. Indessen obgleich die Geschichte über Dr. Hase's allzu wenig positives Programm längst zur Tagesordnung übergegangen ist und obwohl — wie man sicher annehmen kann — der geistvolle Kirchenhistoriker seine Ansichten in manchen Punkten inzwischen wesentlich modificirt haben dürfte, darin hat er sicherlich das Richtige gesehen und ausgesprochen, „daß die Umgestaltungen des Staates auch die Kirche ergreifend, ihr mindestens ein Anlaß werden mögen, dasjenige zu vollziehen, was sich vielleicht lange still in ihr vorbereitet hat“ (Einleitung, S. 4).

Daher kann es — zumal nach der erhebenden Bekenntnißthat des Berliner Kirchentags v. J. 1853, wo 1400 Geistliche aus allen Kirchengauen Deutschlands, unbeschadet ihrer verschiedenen Stellung zu Art. X., sich über der Augustana freudig die Hände reichten — nicht überraschen, wenn nach den großen politischen Ereignissen von 1866 oder gar von 1870/71 ähnliche Versuche und Bestrebungen sich erneuerten. Hierher gehört das Projekt des Generalsup. Dr. W. Hoffmann (Deutschland Einst und Jetzt, S. 476 ff. und S. 512 ff.), welcher als Voraussetzung seiner „Nationalkirche“ die Union auf Grund der Invariata und Variata betrachtet, woneben die resp. besondern bisherigen Bekenntnisse auch ferner in Geltung bleiben und die Verschiedenheit der Cultusformen innerhalb eines gewissen Rahmens bestehen bleiben sollten. Dr. Schenkel (Allg. K. Zeitschr. 1869, S. 11) fand in diesem Vorschlag, die A. C. aufs neue als das Gesamtbekenntniß der deutsch-protest. Kirche zu proclamiren, einen „großen restaurativen Bekenntnißact“, einen „wohlüberlegten Schlag gegen die Reformirten“, vor allem einen „Act der Verdammung gerichtet gegen die freie Theologie“ und

Sinne oder Familienvater ist; ob die Wahlfähigkeit zu bedingen sei durch eine von fleißigem Kirchenbesuche und jährlichem Genuße des Abendmahls bezeugte kirchliche Gesinnung, mag als offene Frage (1) nur innerhalb jeder Gemeinde selbst entschieden werden.“ Andernseits fehlt es auch nicht an gesunden und conservativen Anschauungen in der Schrift, z. B. in dem was S. 94 ff. über „die Volkswahl der Geistlichen“ gesagt und eingehend begründet wird: „das der Idee nach Schöne wird selten so weit abliegen wie hier von der Wirklichkeit.“

einen „entscheidenden weitem Schritt gegen die Union“ — während doch derselbe Schenkel auf dem Berliner Kirchentag sich mit zur Augustana bekannt und für deren Aufrechterhaltung in ganz Deutschland im Interesse der Union geeifert hatte. Wenn nun trotz dieses dem Hoffmann'schen Gedanken seitens der negativen Theologie ausgestellten Empfehlungsbriefes Dr. Luthardt in seiner Allg. luth. K.-Ztg. den „aus dem Heerlager der Union“ gemachten Hoffmann'schen Vorschlag, daß die ev. Kirche Deutschlands sich einmüthig zur A. C. bekennen möge, als einen „Act der Verzweiflung“ bezeichnet, so bedarf es zur erfolgreichen Zurückweisung dieses unzweifelhaften Hohnwortes nur der Hinweisung auf die Aeußerung des sel. Hengstenberg (Ev. K.-Z. 1866, S. 1179): „Ein gemeinsames Band des Bekenntnisses für die unirte Landeskirche konnte durch die Verpflichtung auf die A. C. von 1530 gewonnen werden, für die Nichtlutheraner unter Freigebung des 10. Artikels an die confessorielle Auslegung.“

Anders verhielt es sich mit dem — zunächst nur auf die preussische Landeskirche bezüglichen — Antrag des Consistorialraths Leop. Schulze auf der Berliner Pastoral-Conferenz vom 15. Oct. 1868, daß die Invariata von 1530 als Unions-Symbol der ev. Landeskirche Preußens sowohl von lutherischen wie von reformirten Gemeinden anerkannt werden möge. Denn dieser Vorschlag, obwohl von richtigen Prämissen ausgehend, lief befremdlicher Weise auf das gerade Gegentheil von Union, auf Lutheranisirung der reformirten Gemeinden Preußens hinaus, denen man sehr naiv zumuthete, dasjenige Symbol zu unterschreiben, dessen „improbant secus docentes“ im J. 1530 gerade gegen sie gerichtet war und sogar ihre Ausschließung vom Religionsfrieden von 1555—1648 zur Folge hatte. Die Reformirte K.-Z., welche 1853 „aus vollem Herzen“ über die fast einstimmige Bekenntnißthat des Berliner Kirchentags ihre Freude ausgesprochen hatte, fragte jetzt mit berechtigtem Unwillen: „Womit haben die Reformirten der preussischen Landeskirche eine solche Geringschätzung verdient?“ Und Dr. th. E. Krummacher hatte schon im Novemberheft der Ref. K.-Z. eine geharnischte Antwort ertheilt auf die Frage: „Warum die ref. Kirche zu einer sie absorbirenden Union die Hand nicht bieten kann.“ Aber auch Hengstenberg's Gerechtigkeitsgefühl reagirte (Ev. K.-Ztg., Vorwort S. 49 f.) gegen dies Schulze'sche Projekt als „nur seiner Schale nach aufbauend, seinem Kerne nach zerstörend.“ „Die Reformirten, sagt er, können gar wohl die A. C. als Conföderations-Symbol (wie auf dem Berliner Kirchentag) sich gefallen lassen; sie würden aber einen Selbstmord begehen, wenn sie die A. C. (von 1530) an die Stelle ihrer Bekenntnisse, namentlich des Heidelb. Catechismus setzten.“ Dagegen ist die Ref. K.-Ztg. ohne allen Zweifel zu weit gegangen, falls ihre von Dr. Böckler (S. 332 Anm. 1) angeführten Bemerkungen wirklich auf vollständige Lossagung der Deutschreformirten von der Augustana dringen sollen. Wir sagen vielmehr mit dem reformirten Referenten des Berliner



Kirchentags (S. Leop. Schülke, die A. E. als Gesamt-Bekenntniß unserer ev. Landeskirche. Bremen 1869, S. 36): „Es ist eine Thatsache, daß die reformirte Kirche Deutschlands nie darauf verzichtet hat, nach innerem wie nach äußerem Recht der A. E. anzugehören“; und wir sind überzeugt, daß sie auch nie darauf verzichten wird.

So kommen wir nunmehr zu den kirchenpolitischen Vorschlägen Dr. Zöckler's, welche bei aller Entschiedenheit des lutherischen Standpunktes ihres Urhebers so irenisch und vorsichtig formulirt sind, daß sie die Klippen, woran frühere geistesverwandte Versuche gescheitert sind, glücklich vermeiden und jedenfalls eine aufmerksame und unbefangene Erwägung seitens aller evangelischen Denominationen beanspruchen dürfen. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß der Verfasser, hervorgegangen aus lutherischem Kirchengebiete und Familienkreise, dann aber willig und ohne Bedenken einem Rufe in die preussische unirte Landeskirche gefolgt, einen Beitrag dazu leisten wollte, zunächst „den Vertretern der letzteren das Segensvolle einer festen, klaren, wohlgeordneten Bekenntnißgrundlage, und zwar gerade derjenigen Bekenntnißgrundlage darzuthun, auf welche die ev. Kirche Preußens vor Allem hingewiesen ist.“ Und in der That, es ist n. u. g. D. dem Verfasser wohl gelungen, die Bedenken, welche man der Idee einer „solemn Erhebung der Augustana zum Hauptsymbol dieser Kirche“ entgegengehalten hat, für unbefangene Gemüther zu entkräften und eben damit das Angemessene und Heilsame einer Fortbildung sowohl ihrer Lehrbasis als auch ihrer Verfassungsverhältnisse in conföderativem Sinne nachzuweisen, zumal da die protestantenvereinigliche und freireligiöse Agitation auf der einen Seite, und die Maßlosigkeiten des Ultramontanismus auf der andern als mächtige und drängende Verbündete für den Gedanken einer evangelischen „Conföderation“ erscheinen müssen, d. h. „einer ebenso positiv normirten als weit-herzig und frei angelegten Verbrüderung der Evangelischen Deutschlands auf Grund des Ur- und Hauptsymbols der deutschen Reformation.“ Was aber unsre aufmerksame Theilnahme für dieses Buch noch steigern muß, ist der merkwürdige Umstand, daß laut Vorwortes die vorliegende Schrift schon „vor dem Kriege verfaßt und größtentheils auch vor demselben gedruckt ist, und Modificationen ihres Inhalts, soweit er die praktische Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse des ev. Deutschlands betrifft, nicht vorgenommen worden sind.“ Dr. Zöckler hätte (wie er S. VII. mit Recht sagt) seine Schrift vielleicht noch passender durch die einfache Ueberschrift „Geschichte und Erklärung der A. E.“ bezeichnen mögen. Daß er es aber vorgezogen hat, den Grundgedanken seiner praktisch-kirchenpolitischen Schlußbetrachtungen gleich auf dem Titelblatt mit anzudeuten, ja daß er sein nicht bloß aus dem Kopf sondern mehr noch aus dem tiefsten Herzen hervorgegangenes Werk „Dem einigen und siegreichen deutschen Volke als Friedensgruß und liebevolle Mahnung an wichtige kirchliche Aufgaben“ ausdrücklich

gewidmet hat, erklärt sich lebiglich daraus, daß der patriotische Verfasser „diesen Grundgedanken, in welchen sich der Kern seiner historischen und exegetischen Untersuchungsergebnisse zusammen-drängt, für viel zu wichtig und zeitgemäß halten mußte, als daß er ihn nicht schon von vorn herein hätte ankündigen sollen.“ Und Ref. macht kein Fehl daraus, daß er zunächst durch diese Widmung zu dem — allerdings in jeder Hinsicht reich belohnenden — Studium des interessanten Buches hingezogen worden ist. So stimmt er denn nun auch von seinem reformirten Standpunkte aus in den Wunsch des lutherischen Bruders von Herzen ein: „Möchte diese Schrift eine Anregung und Beisteuer werden zu dem Bau der deutschen evangelischen Nationalkirche, deren Begründung das große, der jüngsten glorreichen Vorgänge auf politischem Gebiete einzig würdige Ziel für die kirchliche Weiterentwicklung unserer Zeit bildet!“

Mag immerhin dieser Plan Dr. Zöckler's, trotz der sorgsamsten Formulirung der zwölf Schluß-Thesen, bis jetzt „fester Umrisse und klarer Linien“ noch entbehren, so soll uns das in dem Glauben an dessen Lebensfähigkeit nicht irre machen. Wie wenige Wochen und Monate sind erst seitdem verflossen, da die Einigung Süddeutschlands mit dem norddeutschen Bunde selbst den erleuchteten Patrioten nur in nebelhaften Umrissen vor der Seele schwebte, und heute ist sie eine vollendete Thatsache. Und wie Gottes überwältigende Thaten in diesem Kriege, die sich unabhängig von den Ideen und Wünschen der Menschen vollzogen haben, so zu sagen, über Nacht ein entgegenkommendes Verständniß für seine Wege rücksichtlich unserer nationalen Entwicklung aufgeschlossen haben, so wird der gewaltige Einfluß dieser Gottesthaten sich auch nicht verleugnen in der Förderung unserer kirchlichen Einigung. Nicht als ob wir, uneingedenk der Warnung, welche Dr. Büchsel in seinem Hirtenbrief von 1869 ausgesprochen hat, „die gewohnten Vorstellungen des politischen Wesens und die Einrichtungen staatlicher Parlamente ohne Weiteres auf die Kirche übertragen“ dürften; aber „größere Einheit, sagt der Hirtenbrief selbst, ist auch für die Kirche dringendes Bedürfnis.“ In demselben Sinne hat sich auch das diesjährige Vorwort der Ev. K.-Ztg. unumwunden ausgesprochen (S. 29 ff.): „Die Wiederherstellung des deutschen Reiches hat das Verlangen nach kirchlicher Einigung in weiten Kreisen lebhaft angeregt“, und dieser „Trieb nach Einigung in der Kirche“ wird ausdrücklich als „aus ihrem innersten Wesen erwachsen“, mithin als vollberechtigt anerkannt.

Und nicht minder kennzeichnend für die Signatur der gegenwärtigen Zeit ist es, daß derselbe Einigungstrieb und dasselbe kirchlich-conföderirende Streben, welches den kirchenpolitischen Thesen Zöckler's zu Grunde liegt, auch auf einem nahverwandten, nur enger begrenzten Gebiete, und zwar unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Deutschlands politische Einigung, nach Verwirklichung ringt. In dem „Aufruf zur Gründung einer allgemeinen deutschen Bibelgesellschaft“, wel-

**Beilage.**



cher im Februar 1871 von der Hamburgisch-Altonaischen Bibelgesellschaft ausgegangen ist, unterzeichnet von Geistlichen und Laien der lutherischen wie der reformirten Kirche und der Brüdergemeinde, lesen wir gleich zu Anfang die charakteristischen Worte: „Die großen Siege, welche die deutschen Waffen unter Gottes gnädigem Beistand errungen und die zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches geführt haben, sind ein mächtiger Mahnruf an unser Volk auch auf religiösem Gebiet seine versplitterte Kraft zu sammeln. Und wodurch könnte dies Einigungswerk besser eingeleitet werden, als durch Gründung einer großen „Deutschen Bibelgesellschaft“? . . . „Sollten daher die deutschen Bibelgesellschaften sich nicht in dieser Zeit, wo gemeinsame Liebe zum Vaterlande und Dank für den göttlichen Beistand in dem großen Kampfe alle deutschen Herzen bewegt, eng aneinander schließen, um durch eine einheitliche Organisation dem Ziele nachzustreben, die Bibel zum täglichen Brod des deutschen Volkes in der Heimath wie außerhalb derselben zu machen? Es gilt nicht die bestehenden Gesellschaften aufzulösen oder in der Freiheit ihrer Bewegung zu hemmen, sondern sie zu einem festen Bunde zu vereinigen, ihrer gesammten Wirksamkeit einen Mittelpunkt zu geben, ein Organ für die gleichmäßige Verfolgung gemeinsamer Ziele zu gewinnen“. . . Also auch hier der Gedanke einer die Individualitäten schonenden conservativen Union oder Conföderation.

Wie haben nun die verschiedenen Pressorgane den wohlmotivierten, durchaus zeitgemäßen und in jeder Beziehung maßvollen Vorschlag Dr. Zöckler's, betreffend die hochnothige einheitliche Regelung unserer evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten in dem neuen deutschen Reiche, aufgenommen? Die politischen Zeitungen, auch die conservativen, scheinen bis jetzt noch keine Mühe gefunden zu haben, um von diesem bedeutenden, „dem deutschen Volke gewidmeten“ Buche Notiz zu nehmen; hoffentlich werden sie nunmehr, nachdem der Definitiv-Friede geschlossen und ratificirt ist, das Versäumte bald nachholen. Auch die „Reformirte Kirchenzeitung“ hat sich u. W. bis jetzt noch nicht ausgesprochen; doch glauben wir zu ihr das Vertrauen hegen zu dürfen, daß sie — in Uebereinstimmung mit ihrer zur Bekenntnißthat des Berliner Kirchentags (1853) eingenommenen Stellung — eine „Conföderation“ oder „conservative Union“ mit derselben Entschiedenheit unterstützen wird, womit sie die „absorptive“ Union jederzeit bekämpft hat. Als Organ dieser letztern Unionsphase gilt bekanntlich die Neue Evangelische Kirchenzeitung; und leider müssen wir constatiren, daß selbige 1870 Nr. 53 — während sie das Schulze'sche Projekt v. 1868 freudig begrüßt hatte — den Zöckler'schen Vorschlag als „Zersprengung der realen (?) Union zu Gunsten einer Schein-Conföderation“ ziemlich kühl abfertigt. Indessen abgesehen

davon, daß diese „reale“ Union dem Rechte nach (vgl. die Cabinetsordre v. 28. Febr. 1834) sich auf eine kirchenregimentliche Union mit itio in partes und gegenseitiger Zulassung zum h. Abendmahl reducirt, so sollte nach den in reicher Fülle vorliegenden Erfahrungen der letzten Jahre auch der wärmste Freund der Consensus-Union sich der Erkenntniß nicht mehr verschließen, „daß der Weg zur kirchlichen Einigung Deutschlands derselbe sein muß, auf dem Deutschland zur politischen Einigung gelangt ist“, also in schonender Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse — „nicht (absorptive) Union auf dem Wege der Centralisation, sondern Conföderation auf dem Wege der Decentralisation“. Wir müssen uns daher mit der für jetzt allein erreichbaren „Nothkirche“ so lange begnügen, bis es Gott gefallen wird, die Köpfe und Herzen einer engeren Union geneigt zu machen. — Die Allg. Ev.-Lutherische Kirchenzeitung (1870. Nr. 51), die Behrend'sche (früher Wangemann'sche) Monatschr. für die evang.-luth. Kirche Preußens (1871, S. 145 ff.) und das Hessische Kirchenblatt (red. v. Dr. Groß in Marburg, 1871, Nr. 8) vertreten bei aller Anerkennung, die sie den beiden ersten Abtheilungen des Werkes zollen, den gemäßigt lutherischen Gegensatz zur dritten (kirchenpolitischen) Abtheilung: überall blickt das Mißtrauen gegen den „preußischen Unionismus“ durch. Schroff lutherisch, das Zöckler'sche Projekt geradezu verwerfend als „gefährlich und nach Berliner Hoffkirchentum schmeckend“ hat sich dem Vernehmen nach nur die Erlanger Zeitschr. für Protest. u. Kirche (im Januarheft 1871) ausgesprochen. Solchen Gnesio-lutheranern, denen Hengstenbergs Orthodorie nicht einmal genügt, darf man wohl mit Leop. Schulze (a. a. O. S. 22 ff.) zurufen: „wahrlich, es müßte diesen Männern das Gewissen schlagen, oder sie müßten wie jene Auguren einander zulächeln, wenn sie durch Lehrdifferenzen, die im Vergleich zu ihren eignen Abweichungen von der dogmatischen Linie der Bekenntnisse harmlos sind, die Trennung beider Kirchen noch ferner begründen und verewigen wollten. . . Man stelle Klostoker und Erlanger Lutherthum neben einander, ob diese beiden wirklich congenuiner sind, als es die Züricher und die Wittenberger einst gewesen?“ — Im Wesentlichen zustimmend hat außer dem Allg. Lit. Anzeiger (1871, Märzheft) ein in Altona erscheinendes gemäßigt lutherisches Kirchenblatt, die „Kirchlichen Blätter“ von Edg. Bauer, sich ausgesprochen.

Als wesentlich zustimmend, wie sich schon aus dem oben Beigebrachten ergibt, muß auch die Evangelische Kirchenzeitung betrachtet werden; denn Dr. Zöckler vertritt ja eben den Standpunkt der conföderativen und conservativen Union, welchen der selige Hengstenberg wiederholt versucht hat zur Geltung zu bringen, und den auch das diesjährige Vor-



wort sowie neuerdings der Aufsatz: „Die gefährdete Lage der Lutherischen Kirche in Preußen“ (S. 220 ff.) nach allen Seiten hin so nachdrücklich verteidigt hat. Fürwahr die Ev. K.-Ztg. kann sich nur freuen, in Dr. Zöckler einen so wackern Bundesgenossen und Mitstreiter erhalten zu haben. Doch wollen wir auch noch an einige andere, in diesem Sinne lautgewordene hochachtbare Stimmen aus neuerer und neuester Zeit erinnern. Wer weiß nicht, mit welcher Freude der selige Mallet, dieser treue Sohn der reformirten Kirche, ein Gottesmensch, der nach Pauli Vorbild auf der weiten freien Höhe des königlichen Wortes stand: „Alles ist euer!“ — sich wiederholt im conföderativen Sinne zur A. E. bekannt hat? Und welcher hyperorthodoxe Zionswächter dürfte es wagen, ein solches auserwähltes Rüstzeug Gottes der „Bekenntnißschwäche“ zu zeihen, wohin „die mildere, weitere Fassung von Bekenntnißfragen“ nach der Meinung des hochkirchlichen Confessionalismus fast mit Nothwendigkeit auslaufen soll? Aber auch von gnesiolutherischer Seite, und zwar aus dem Munde eines allverehrten kirchlichen Oberhirten, dem es nie an Kampfesfeuer und streitbarer Rüstigkeit gefehlt hat, wenn er glaubte pro aris et focis eintreten zu müssen, erscholl schon zu Anfang der fünfziger Jahre eine Friedensstimme, die fast ganz dasselbe befürwortet, oder vielmehr für unabwiesliche Voraussetzung erklärt, was Dr. Zöckler erstrebt. Der sel. General-Superintendent von Ost- und Westpreußen Dr. E. Sartorius schreibt im März 1853 im Vorwort zu seinen oben angeführten „Beiträgen zur Apologie der A. E.“ S. VIII. ff. u. a. Folgendes: „Das Augsburg. Bekenntniß, das principale und maßgebende für alle aus der Reformation hervorgegangene und älter auch als das Tridentinische, ist keineswegs nur ein Unterscheidungs-, sondern auch ein „Einigungs-Symbol,“ und zwar einigt es seine Bekenner nicht bloß unter sich, sondern auch mit der altchristlich-katholischen Kirche und selbst noch mit der neueren (Art. 21), soweit sie mit ihr auf der Anerkennung der ökumenischen Symbole ruht. . . Insonderheit ist sie sammt ihrer Apologie von Melancthon's Meisterhand, als das älteste evangelisch-kirchliche Bekenntniß, worauf der geschichtliche Rechtsbestand der ev. Kirche in Deutschland sich begründet hat, auch die anerkannte Formula consensus mit denjenigen evangelisch-reformirten Christen deutscher Nation, welche in der durch innere Zwistigkeiten nothwendig gewordenen weiteren Declaration der A. E. mit den Lutheranern nicht bis zur Formula concordiae fortgegangen sind, sondern ihre Eigenthümlichkeit, sei es im Heidelb. Catechismus, sei es in der Confessio Marchica, fixirt haben, ohne jedoch darum die gemeinsame Basis der Augustana aufzugeben. . . In Folge dieser durch den westfäl. Frieden sanctionirten gemeinsamen Basis hat zwischen den beiderseitigen Confessions-Verwandten stets eine weit nähere Verbindung als mit den katholischen Ständen stattgefunden. Sie bildeten gemeinschaftlich das Corpus Evangelicorum, und wenn sie nach wiederholten Unionsversuchen in neuerer Zeit bis zu einer Gemeinschaft des Kirchenregiments verbunden worden sind, so hat

diese die gemeinsame Bekenntniß-Grundlage der A. E. als normirte Formula consensus um so mehr zu einer unabwieslichen Voraussetzung, je haltungsloser und unzuverlässiger ein unbestimmter, unnormirter Consensus ist. Nur auf diesem geschichtlichen und rechtlichen Grunde kann es eine conservative Union geben, welche — unabhängig von individuellen Neigungen und Neuerungen — das Uebereinstimmende in gesicherter Bestimmtheit festhält, ohne darum das Unterscheidende zu absorbiren oder confundiren.“ . . .

Endlich — und hiermit schließen wir unsre lange, hoffentlich für die Geduld des Lesers nicht allzulange Besprechung eines der wichtigsten theologischen Bücher der Neuzeit — endlich citiren wir zu Gunsten des von demselben verfolgten Zieles auch noch das Zeugniß und Mahnwort eines im Feuer der Unsechtung bewährt erfundenen lutherischen Oberhirten der Gegenwart, des Oberconsistorialraths Dr. E. Niemann, Generalsuperintendenten in Hannover. Derselbe sagt am Schlusse seines am 10. Februar 1871 in Bremen gehaltenen lehrreichen Vortrags: „Ueber Toleranz“ (Bremen, Verlag v. E. C. Müller) S. 48 ff.:

„Liebe ist der innerste Trieb der Toleranz und hat mit ihr ein Ziel: Einigung in der Wahrheit, aber auch nur in der erkannten Wahrheit. Die wahre Toleranz geht auch im Protestantismus auf Katholizität der Kirche. Sind wir von ihr beseelt, so werden wir auch über die confessionellen Trennungen Schmerz fühlen und uns über sie nicht etwa mit dem Gedanken hinwegsetzen, daß in ihnen ein Entwicklungsgefeß der Kirche sich vollziehe; ein Gedanke, der ebenso unrichtig ist, wie der, daß die Sünde, aus welcher diese Trennungen ihrem letzten Grunde nach stammen, ein nothwendiger Durchgangspunkt zum Guten sei. Haben wir nicht nur ein scharfes Auge für das, was die verschiedenen Kirchen trennt, sondern auch für das, was sie verbindet, ein offenes Auge und ein offenes Herz! Jeder Beeinträchtigung confessionellen Rechts und dem Unionmachen durchaus abhold, dagegen auf Einigung von innen heraus gerichtet; einestheils alle Glaubensmengerei, die sich wohl Milde nennt, und jede Geringschätzung des Dogmas als solchen, andertheils alle confessionelle Ueberspannung und alle zu gänzlicher Abgeschlossenheit neigende Exklusivität verwerfend, sollen wir immer tiefer in die Gnadenschätze der kirchlichen Gemeinschaft, welcher wir angehören, uns versenken und durch treuen Gebrauch sie immer höher verwerthen, aber zugleich des Eigenthümlichen uns freuen, welches von Gaben und Segnungen der Herr der Kirche den andern Confessionen verliehen hat, damit wir von einander lernen und einander Handreichung thun.

Es ist ein und derselbe heilige Geist, welcher überall be-  
ruft, sammelt, heiligt und erleuchtet die christlichen Gemeinen auf dem ganzen Erdbreis. Wachen wir, daß wir ihn nicht betrüben und sein Wirken nicht hindern. Wir sollen uns nicht vermessen, mit unsern Wünschen und Plänen Gottes Gedanken vorzugreifen; aber wir sollen auch nicht versäumen, auf seine Wege zu mer-



ken und ihnen nachzugehen. Gestützt auf die Verheißung der Einen Herde unter Einem Hirten dürfen wir nicht quietistisch sprechen: Die Erfüllung ist lediglich Gottes, sondern unser Hoffen muß auch unser Beten und unser Beten muß auch unser Streben sein.“

Verfümen wir also, wie das diesjährige Vorwort der Ev. R.-Ztg. uns warnend zuruft, „verfümen wir nicht die gute Stunde, damit der Most nicht verschüttet werde, wenn die Schläuche zerreißen“; denn gleichermaßen wie von der Einigung der Kirche wenn nicht die Existenz, so doch der Friede und die Wohlfahrt des deutschen Reiches zum guten Theile abhängt, so kann die Frage nach ihrer Einigung für die evangel. Kirche in kritischer Zeit geradezu zur Existenzfrage werden. Darum „rühme sich Niemand eines Menschen, es sei Paulus oder Apollos, es sei Aephas, (es sei Luther oder Calvin) oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige; Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ M.

## Die Gründung einer allgemeinen deutschen Bibelgesellschaft.

An die Hamburgisch-Altonaische Bibelgesellschaft z. S. des Schriftführers Herrn Pastor Diltch zu Hamburg ist auf den Antrag derselben, eine allgem. deutsche Bibelgesellschaft zu gründen, von dem Vorstande der preussischen Hauptbibelgesellschaft die nachfolgende Antwort ergangen:

Die Hamburgisch-Altonaische Bibelgesellschaft hat einen Aufruf zur Gründung einer allgemeinen deutschen Bibelgesellschaft erlassen und uns aufgefordert, an einer Besprechung des Vorschlags in einer allgemeinen Versammlung Theil zu nehmen. Wir haben uns verpflichtet halten müssen, den unter dem Eindruck der großen Ereignisse der Gegenwart und der politischen Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes aufgefaßten Gedanken einer innigeren Vereinigung der deutschen Bibelgesellschaften in ernste Erwägung zu ziehen und sind bemüht gewesen, die Formen und Wege uns klar zu machen, durch welche derselbe zur Ausführung zu bringen sein möchte. Der Wunsch, die gemeinnützigen Thätigkeiten der evangelischen Kirchen und Gemeinden Deutschlands durch eine organische Verbindung zu beleben und zu kräftigen, ist gewiß in seiner allgemeinen Tendenz durchaus zeitgemäß; es wird aber seine Erfüllung auf dem hier in Rede stehenden speciellen Gebiet von dem praktischen Bedürfnisse abhängig sein. Es kann sich dabei nicht bloß um den Ausdruck einer patriotischen Stimmung oder um die äußerliche Repräsentation einer geistigen Gemeinschaft handeln; sondern es kommt auf die Bezeichnung und Begründung einer sich fruchtbar entfaltenden Thätigkeit auf einem bestimmten Arbeitsfelde an.

Wenn wir hiernach die in dem Aufruf gegebenen Andeu-

tungen ins Auge fassen, um für die Wirksamkeit der allgemeinen deutschen Bibelgesellschaft einen Anhalt zu gewinnen, so scheint uns darin eine ausreichende Grundlage nicht nachgewiesen zu sein. Es wird zuerst das Verhältniß der deutschen Bibelgesellschaften zu der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London hervorgehoben und in demselben ein hauptsächlich Grund der geringeren Theilnahme in Deutschland für die Bibelverbreitung gefunden. So sehr wir von herzlichem Danke für die im Eifer für das Reich Gottes betriebene großartige und gesegnete Wirksamkeit der Britischen Gesellschaft in unserem Vaterlande erfüllt sind, so hegen wir doch auch den Wunsch, daß ihre Arbeit und ihre Opfer in Deutschland durch die eigene Thätigkeit der deutschen Gesellschaften überflüssig gemacht werden möchten.

Dieser Wunsch wird aber von der Britischen Gesellschaft selbst getheilt und sie läßt es an eindringlichen Anregungen dazu nicht fehlen. Obwohl sie an ihren eigenthümlichen und in Deutschland nicht recipirten Auffassungen bei den Bibelausgaben festhält, vermeidet sie doch mit sorgfamer Vorsicht jede Polemik und jede Störung der Thätigkeit der deutschen Gesellschaften, und indem wir uns ein gleiches Verhalten zur gewissenhaften Pflicht machen müssen, können wir es nur als unsere Aufgabe betrachten, in angestrengtem Wettstreit das Bedürfniß der Bibelverbreitung in Deutschland in dem Maaße zu befriedigen, daß einer ausländischen Gesellschaft hier kein Raum mehr für eine ergänzende Thätigkeit frei gelassen wird.

Ob aber dazu die Bildung einer neuen großen und allgemeinen deutschen Bibelgesellschaft der geeignete Weg sein werde, das ist die vorliegende und an sich ohne Rücksicht auf die Britische Gesellschaft zu beantwortende Frage.

Es wird in erster Linie als eine wichtige Aufgabe dieser Gesellschaft bezeichnet, auf die Verbreitung des mit kirchenregimentlicher Sanction revidirten Textes der Lutherischen Bibelübersetzung hinzuwirken. Diese Wirksamkeit kann aber über allgemeine Grundsätze und Beschlüsse, über Belehrungen und Empfehlungen nicht hinausgehen; sie liefert keinen Stoff zu einer organisirten fortlaufenden Thätigkeit. Wir haben auch dem aus einem unlängbaren Bedürfnisse unserer evangelischen Kirche hervorgegangenen schwierigen Werk der Revision des deutschen Bibeltextes von Anfang an unsere volle Theilnahme gewidmet und sind bemüht gewesen, sowohl zu einem richtigen Verständnisse derselben in weiteren Kreisen beizutragen und ihr dadurch eine vorurtheilsfreie und vertrauensvolle Aufnahme in den Gemeinden zu bereiten, als auch die Herstellung der ersten Ausgabe des revidirten neuen Testaments durch unsere Unterstützung zu erleichtern. Wir werden ebenso das Unternehmen in seinem weiteren Fortgang nach unserem Vermögen zu befördern suchen; es kann aber von einer eigentlichen Verbreitung des revidirten Bibeltextes in den deutschen Gemeinden doch erst nach Vollendung des ganzen Revisionswerkes die Rede sein, und dieselbe wird immer nur ohne jeglichen Zwang und ganz allmählig erfolgen können durch den stetigen Zufluß neuer Bibeln zu dem



im deutschen Volke bereits vorhandenen massenhaften Bibelvor-rath. Es erscheint dabei in hohem Grade rathsam, nicht durch eine geräuschvolle Anregung zu der Verbreitung der revidirten Bibelausgaben die Bedeutung der gewiß sehr wichtigen, aber doch immerhin eng begrenzten und den wesentlichen Inhalt der heiligen Schrift nicht berührenden Textrevision zu übertreiben und dadurch die irrige und beunruhigende Meinung in den Ge-meinden zu erwecken, als ob ihnen jetzt eine wesentlich neue heilige Schrift zugeführt werden soll und sie bisher in ihren alten Bibeln nicht das lautere Wort Gottes besessen hätten. — Das geehrte Ansprechen wünscht ferner der Gesellschaft die Be-stimmung zu geben, daß sie den Missionsgesellschaften die Hand reichen und deren Zwecke durch Lieferung von Bibeln auch in neuen Uebersetzungen fördern möchte. Es wird hiermit auf ein unermessliches Arbeitsgebiet in allen Welttheilen und unter allen Völkern der Erde hingewiesen; wir können uns aber der Ueber-zeugung nicht verschließen, daß den deutschen Bibelgesellschaften nicht die Kenntnisse und Hilfskräfte, die Mittel und Wege so-wohl für die Herstellung der Bibeln in fremden Sprachen, als für deren Verbreitung zu Gebot stehen, um eine geordnete und vielseitige Thätigkeit in dieser Richtung zu entwickeln. Die Eng-länder und Amerikaner haben durch ihre Stellung und ihre Ver-bindungen im Weltverkehr auch vorzugeweise den großartigen Beruf empfangen, die heilige Schrift den Menschen in allen Weltgegenden zuzuführen, und es ist bekannt, daß die Britische Gesellschaft die Bibel in mehr als 180 Sprachen verbreitet. Die deutschen Bibelgesellschaften würden daher nur etwa in den einzelnen Fällen, wo die Britische Gesellschaft den deutschen Missio-nen unter den Heiden ihre Hilfe versagte, ergänzend hinzutreten haben. — Wir würden uns dagegen dem anderen beschränk-teren Vorschlage anzuschließen geneigt sein, daß von Deutschland sowohl in Verbindung mit der Gustav=Adolf=Stiftung die Deutschen in der europäischen Diaspora, als die deutschen Aus-wanderer in den außereuropäischen Ländern mit dem Worte Gottes in ihrer deutschen Muttersprache versorgt werden möchten. Es ist dies schon seither gelegentlich geschehen, kann aber gewiß noch in viel ausgedehnterem Maße betrieben werden. Der prak-tische Weg eine solche Thätigkeit in Angriff zu nehmen, dürfte aber nicht in der weitläufigen Organisation einer allgemeinen deutschen Gesellschaft gefunden werden, sondern sie kann, wie in der Regel jede neue Vereinsthätigkeit, welche nachhaltigen Erfolg haben soll, nur von wenigen einzelnen Männern ausgehen, welche dazu Zeit, Kraft, Geschick und Kenntniß besitzen, und sich an dem geeigneten Orte im engeren Kreise zu einem derartigen Berufe vereinigen. Sie werden, soweit auch ihre Umschau reichen und sie ihre Ziele setzen mögen, doch zunächst im Kleinen und an bestimmten Punkten anzufangen haben, und wenn sie dann durch die That beweisen, daß sie das Werk im rechten Sinne und fruchtbringend betreiben, so wird auch in weiteren

Kreisen die Theilnahme erweckt werden und kann aus dem Senf-korn ein vielverzweigter mächtiger Baum erwachsen, an welchen dann auch andere bis dahin für sich gepflegte Pflanzungen zur Bildung einer größeren Gemeinschaft sich anschließen mögen. Es würde sehr erfreulich sein, wenn in den deutschen Hanse-städten, welche einerseits vorzugeweise die deutsche Auswanderung nach den überseeischen Ländern vermitteln, andererseits mit den deutschen Kolonisten und Handeltreibenden in allen Welttheilen im Verkehr stehen, die Bibelverbreitung in dieser Richtung kräf-tig in die Hand genommen würde, und wir sind überzeugt, daß sobald ein praktischer Anfang mit gutem Erfolge gemacht wor-den, auch in ganz Deutschland eine ergiebige Unterstützung hier-bei nicht fehlen werde.

Nach Vorstehendem glauben wir das Bedürfniß und die Zweckmäßigkeit der Bildung einer allgemeinen deutschen Bibel-gesellschaft zur Zeit bezweifeln zu müssen, und halten es um so weniger für angemessen, dem Vorschlage jetzt weitere Folge zu geben, als keineswegs anzunehmen ist, daß die deutschen Bibel-gesellschaften, welche in der großen Mehrzahl auf dem Boden der historischen Landeskirchen erwachsen sind und mit diesen innig zusammenhängen, gegenwärtig in ausreichendem Maße geneigt sein werden, sich durch ein Statut einem allgemeinen deutschen Centralorgan unterzuordnen. Dagegen werden wir mit Freuden bereit sein, uns jedem Ausdruck und jeder zweckmäßigen Gestal-tung der im Glauben und Wirken der deutschen evangelischen Kirchen und ihrer Bibelgesellschaften trotz aller Differenzen doch in der That vorhandenen lebenskräftigen Gemeinschaft anzu-schließen, sobald sich dies, ohne neuen Zwiespalt zu erzeugen, er-reichen läßt, und wir erkennen es mit herzlichem Danke an, daß die Hamburgisch=Altonaische Bibelgesellschaft diesem berechtigten Bestreben eine erneuerte Anregung gegeben hat. Es dürfte sich aber empfehlen, hierbei an das bereits Bestehende anzuknüpfen und dasselbe fortzubilden. Die meisten deutschen Bibelgesell-schaften unterhalten schon gegenwärtig einen gegenseitigen Aus-tausch ihrer Erfahrungen und Berichte, und bei jeder Versamm-lung des deutschen evangelischen Kirchentages und des damit verbundenen Congresses für innere Mission wird eine besondere Conferenz von Abgeordneten derselben gehalten, um sich über die Grundsätze ihrer Thätigkeit zu verständigen. Es dürfte auch ferner dieser Vereinigungspunkt festzuhalten, und eine lebendige allseitige Betheiligung an demselben zu befördern sein. Hier werden alle Anträge, welche auf eine Pflege und Ausbildung der Gemeinschaft der deutschen evangelischen Kirchen gerichtet sind, die geeignete Stelle und eine entgegenkommende Aufnahme fin-den. Wir erlauben uns daher der Hamburgisch=Altonaischen Bibelgesellschaft anheimzugeben, statt eine besondere Versammlung zur Gründung einer neuen Central=Gesellschaft zu veranstalten, die bezüglichlichen Vorschläge nach weiterer Erwägung auf dem nächsten deutschen evangelischen Kirchentage zur Verathung zu bringen.

Die Direktion  
der Preussischen Haupt=Bibelgesellschaft.  
Fegel.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 9. August.

N<sup>o</sup> 63.

## Die Bildung einer Abendmahlsgemeinde in der Gemeinde durch Freiegebung der Con- firmation.

Der von Dr. Wichern auf dem 15. deutschen evangelischen Kirchentage gehaltene Vortrag über die Aufgabe der evangelischen Kirche, die ihr entfremdeten Angehörigen wiederzugewinnen, enthält gegen das Ende hin (S. 115—120 der Verhandlungen, Stuttg. 1869) Vorschläge, wie die bisherige evangelisch-kirchliche Praxis der Confirmation zu ändern sei, damit sie durch die reichere Darstellung christlicher Wahrheit und Freiheit noch mehrere der Entfremdeten heranziehen, sonderlich einen neuen reformatorischen Weg zur Bildung einer Abendmahlsgemeinde in der Gemeinde anbahnen helfe.

Folgen wir Dr. W.'s Ausführungen. Sein Gedankengang ist folgender:

Durch die bisherige enge Verbindung der Kirche mit dem Staate ist nicht bloß viel Unwahrheit, sondern auch ein polizeiliches und moralisches Zwangsverfahren in unsre kirchlichen Verhältnisse eingedrungen, wodurch eine gewisse Reaction, welche mehr Wahrheit und Freiheit erstrebt, berechtigt erscheint. Die sich immer mehr anbahnende und bereits vielfach verwirklichende Freistellung der Kirche ist eine providentielle Gabe, deren Inhalt von der Kirche verwerthet werden soll. Wir wollen das an der in unsrer deutschen evangelischen Kirche überall bestehenden Confirmation, oder vielmehr Praxis der Confirmation erörtern.

Vergegenwärtigen wir uns den Lebensweg eines Christenkindes von der Taufe bis zur Confirmation, wie er in normaler Weise sich gestalten kann. In der Gemeinschaft eines gottesfürchtigen Hauses, also unter den Einflüssen christlicher Erziehung, entwickelt sich das Leben des Kindes. Der Schluß der Erziehung ist die Entlassung aus dem Hause und aus der Schule und mit derselben verbunden: der Eintritt in das bürgerliche Leben, oder jedenfalls in die größern gesellschaftlichen Kreise. Dem aber geht die Unterweisung und öffentliche Prüfung durch den Geistlichen und die kirchliche Einsegnung des Kindes voran, mit der die Confirmation und der erste Genuß des h. Abendmahls und die damit verbundene kirchliche Mündigkeit, mit allen daran sich schließenden Rechten, also die Zuweisung eines großen geistigen und geistlichen Gebiets, die nur auf wesentlichen Voraus-

setzungen beruhen kann, zusammenfällt. Diese Voraussetzungen gründen sich auf das von den Confirmanden geforderte Gelübde vor der christlichen Gemeinde. Wenn dies alles sich in dem Geiste Christi vollzieht, so ist die Confirmation der wichtigste Zeitabschnitt im innern und äußern Leben des jungen Christen. Und auf diesem Wege entsteht jedenfalls, von Jahr zu Jahr, der neue Zuwachs der Abendmahlsgemeinde in unsrer Kirche. Einen gesunden und allgemeineren, ununterbrochenen Aufbau und Weiterbau der Gemeinde kann es, wie es scheint, nicht geben.

Aber dem widerspricht das wirkliche Leben. Die ganze Welt der der Kirche Entfremdeten ist nichts andres als die Masse der Confirmirten. Eine erschreckende Thatsache, aber das ganz naturgemäße Ergebniß einer großen allgemeinen, sich alljährlich neuvollziehenden Kirchenaction. Die Kirche arbeitet auf diesem Wege an ihrem eignen Untergang.

Der oben als normal bezeichnete Weg des Kindes von der Taufe bis zur Confirmation, d. h. bis zum ersten Abendmahls- genuss, ist unter den Verhältnissen von Volkskirchen, wie die unsern es sind, immer nur eine, und im Allgemeinen die seltenste Ausnahme; Regel bleibt das Gegentheil. Zum Beweis dient die religiöse Verwahrlosung der meisten Elternhäuser, die in ihnen heimische Geringschätzung der Taufe und Abendmahlsfeier, der die allgemein verbreitete Vorstellung von der Confirmation kennzeichnende Volksausdruck: Aus der Schule kommen. Confirmirt werden heißt frei werden, heißt entlassen werden für die mit Eile zu lösende Aufgabe, baldigst Geld zu verdienen und das Leben zu genießen. Der Junge kann die Stunde nicht erwarten, wo er mit der Cigarre im Munde als Herr sich fühlen und darstellen kann, während die angehenden Mägde von der Stunde an das Recht in Anspruch nehmen, sich zu putzen und als Fräulein zu erscheinen. Der Jugend aus den höhern Ständen, und vollends der weiblichen, eröffnet sich von diesem Zeitpunkt an die große Gesellschaft. Kinder werden plötzlich Damen; das Theater, das eitle Treiben der Bälle, das inhaltslose Gesellschafts- leben sucht unter ihnen seine Opfer.

Wenn die angegebenen Ziele bei der Confirmation den Gesichtspunkt so vieler Confirmanden bilden und die nach diesem Maße gemessene Confirmation, statt zur wahren Erbauung der Gemeinde zu dienen, der Entfremdung von der Kirche Vorschub leistet, so sind das Thatsachen, die unweigerlich zur Revision der herkömmlichen Kirchenpraxis auffordern.



Mit der Zulassung zur Confirmation in einem höheren Alter, etwa dem 18. Jahr, ist nichts gethan. Die Würdigkeit zu einem Act, wie das Gelübde in der Confirmation, kann nicht aus einem Lebensalter resultiren, und von der christlichen Gemeinde deswegen auch nicht an eine Altersstufe geknüpft werden. Sie kann auch nie anerzogen werden; sie muß vielmehr in der Freiheit und Selbstständigkeit der Gesinnung, in der vollen Wahrheit des mit Christo geeinigten Lebens beruhen. Ist dies aber der Fall, so bedarf es zur Normirung des Confirmationsactes viel durchgreifenderer Maßregeln und zwar so wesentlicher Art, daß eine der Natur der Sache entsprechende Reformation der Confirmationspraxis zugleich das wesentlichste Element zu der Reformation der ganzen Volkskirche in sich schließen wird.

Das Richtige scheint Dr. W. im Folgenden zu bestehen.

Um zur Wahrheit des Lebens zu gelangen, muß eine Unterscheidung unter den jetzt in dieser Handlung combinirten Elementen gemacht, und jedes derselben dem Gemeindeleben an der ihm zukommenden Stelle einverleibt werden. In dem jetzigen Confirmationsacte liegen aber 2 Theile: 1) die Einsegnung und 2) das Gelübde.

1. Die Einsegnung. Die bisherige Unterweisung der Jugend durch das Pfarramt muß verbleiben, und werde womöglich durch seelsorgerische Einwirkung auf die Einzusegnenden noch intensiv verstärkt, damit die Jugend des wesentlichen Zusammenhangs zwischen Leben und Lehre inne werde. Dies kirchliche Verfahren wäre der Abschluß der Erziehung im elterlichen Hause und in der christlichen Schule, und zugleich der kirchlichen Vorbereitung auf den bürgerlichen Beruf. Ihr Ende läge in der öffentlichen Prüfung vor der gottesdienstlich versammelten Gemeinde, als in welcher die Jugend ihre Kenntniß der christlichen Heilswahrheit zu constatiren hätte, woran sich das Wort der Ermahnung, das Gebet, die Fürbitte und die Einsegnung der Jugend schließen müßte. Unter diesem Gebet und Segen der Kirche würde dann die christliche Jugend in die neue bürgerliche Berufsstellung eintreten.

2. Das Glaubensbekenntniß und das dazu gehörige Gelübde der Treue gegen den Herrn, woran sich die Gestattung des Zutritts zum Sacrament des Abendmahls schließt, finde bei jener Einsegnung nicht statt, sondern sei ein neuer kirchlicher Act von hoher und höchster Bedeutung für den Gelobenden und für die Gemeinde. Es bleibe die Zeit, in der dieser Act eintreten soll, für jeden gänzlich frei, und finde erst dann statt, wenn der Einzelne das Verlangen hat und den Willen ausspricht, als Abendmahlsgenosse volles Glied der Gemeinde zu werden. Die Gemeinde wird dann durch ihre Organe über die Zulassung zu entscheiden haben; diese Zulassung setzt zwar jene kirchliche Unterweisung voraus; der Zugelassene aber mag jünger oder älter sein, er mag früh oder spät, er wird vielleicht gar nicht kommen: es ist aber besser, gar nicht, als unwürdig am Tische des Herrn zu erscheinen. Das Resultat

würde die Bildung einer Abendmahls-gemeinde sein, welche die Kirche jetzt gar nicht oder nur zufällig hat.

Die weitere Folge aber würde die richtige Stellung der Taufe und der volle Eintritt derselben in die ihr zukommende sacramentliche Dignität sein. Die Taufe tritt durch die gegenwärtige Praxis der Confirmation gegen diese letztere zurück und erscheint immermehr nur als Johannes-, also als Wassertaufe, während die Confirmation als ihre Ergänzung, als Geistes-taufe dargestellt wird. Die evang. Kirche geräth auf diese Weise in die Gefahr, ihre Lehre von nur zwei, von Christo eingesetzten Sacramenten einzubüßen und ein drittes, ein römisches, hinzubringen. Mit der bisherigen Praxis wird deswegen sowohl dem Baptismus, als der römischen Kirche in die Hände gearbeitet. Nicht minder gewinnt mit der hier vertretenen Reform die Bedeutung des Abendmahls und seines würdigen Genusses, sowie die Bedeutung der Gemeinde, die ihnen gebührende Anerkennung — aber ebenso auch die Predigt, welche in der Volkskirche wesentlich auch als Missionspredigt gefaßt, behandelt und zur Anerkennung gebracht werden muß.

Alles zusammengekommen, würde durch solches Verfahren das Gewissen vieler von dem Nebel der Unwahrheit und des Wahnes, der sie bis jetzt umschleiert, befreit und der frischen Gotteslust der Wahrheit entgegengeführt werden.

Dies wären im Zusammenhange dargelegt die Grundsätze und Gedanken Dr. W.'s, welche ihn bei der Erörterung der Confirmationsfrage geleitet haben. Wenn wir dieselben jetzt prüfen wollen, so liegt wohl nichts näher, als mit den Voraussetzungen anzufangen, unter denen Dr. W. mit der herkömmlichen kirchlichen Praxis der Confirmation brechen und einer gründlichen Umgestaltung derselben das Wort reden zu müssen geglaubt hat.

Harte Vorwürfe, schwere Anklagen hören wir ihn dieserhalb gegen die evang. Kirche erheben. Ob diese Anschuldigungen die kirchliche Confirmation treffen, ist erst dann entschieden, wenn sie mit Nothwendigkeit sich aus dem Wesen der Confirmation selbst ergeben. Daß durch die Verbindung der Kirche mit dem Staate ebensoviel Unklarheit und Unwahrheit, als polizeiliches und moralisches Zwangsverfahren in unsere kirchlichen Verhältnisse sich eingeschlichen hat, unterliegt keinem Zweifel. Daß aber gerade die kirchliche Einrichtung der Confirmation durch polizeiliche Maßregeln bedingt gewesen sei, daß sie der Verbindung der Kirche mit dem Staate ihren Ursprung verdanke und daß sich's in ihr um den Besitz leiblicher und irdischer Vortheile und den Antheil an bürgerlichen Verheißungen handle, möchte sich schwerlich aus ihrem in die ältesten Zeiten der christlichen Kirche hineinreichenden Ursprunge und ihrem im reformatorischen Zeitalter behaupteten und auch nach den Tagen des Rationalismus und der sentimental-spießbürgerlichen Aufklärung in der evang. Kirche wiederhergestellten rein geistlichen Charakter geschichtlich nachweisen lassen. Was die Confirmation sei und wozu sie nütze sei, erklärt die Pommersche Kirchenagende im Einklang mit andern evangel. Kirchenordnungen durch folgende Worte: „Die



christliche Confirmation wird in der Kirche gehalten, um des Katechismi und um des Gebets willen, auf daß die liebe Jugend in ihrem Christenthum unterrichtet, im Katechismo verhört, und nicht mit Gefahr und Aergerniß, ohne Verstand, zu den hochwürdigen Sacramenten zugelassen werde, sondern, wenn sie den Katechismus gelernt haben, daß man über sie mit der ganzen Gemeinde bete, Gott über sie anrufe, mit Auflegung der Hände und den Segen über sie spreche, dadurch sie also in ihrem Christenthum bestätigt werden, Zeugniß ihrer h. Taufe empfangen, auf daß sie sich ihrer Taufe wissen zu trösten wider den Teufel und sich erinnern, daß sie vor Gott im rechten Glauben, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Gott gefällt ist, leben sollen.“ Wie Martin Chemnitz lehrt (ex. conc. Trid. II., 113), sollen die „Evangelischen nach Beseitigung unnützer, abergläubischer und mit der Schrift streitender Ueberlieferungen die Confirmationsfeier andächtig und zur Erbauung der Gemeinde abhalten und zwar also, daß die in der Kindheit Getauften, wenn sie zu den Jahren der Unterscheidung gelangt sind, fleißigen Unterricht in der Kirchenlehre empfangen und sobald sie die Anfangsgründe mäßig begriffen haben, darauf dem Bischof und der Gemeinde dargestellt werden. Hierbei sollte das getaufte Christenkind 1) kurz und einfältig an seine Taufe erinnert werden, 2) selbst vor der Gemeinde sich öffentlich feierlich zur Lehre und zum Glauben bekennen, 3) über die Hauptstücke der christlichen Religion gefragt werden, 4) nach nochmaliger Erinnerung durch sein Bekenntniß zeigen, daß es allen heidnischen Meinungen abhold sei, 5) möchte eine ernste Vermahnung folgen, und 6) unter Handauslegung öffentliches Gebet mit Fürbitte für den Confirmanden geschehen. Solch Fürbittengebet sei nicht vergeblich, denn es gründe sich auf die Verheißungen von der Gabe der Standhaftigkeit (*donum perseverantiae*) und der Gnade der Bestätigung (*gratia confirmationis*).“

Im Geiste dieser reformatorischen Verordnungen hat sich die Confirmationspraxis der evang.-luth. Kirche, soweit sie ihrem Glauben sonst nicht untreu geworden ist, allenthalben gehalten und selbst formell die angegebenen liturgischen Momente in die kirchliche Feier aufgenommen. Man müßte Geschichte und Wesen der kirchlichen Confirmations-Praxis von Grund aus entstellen, um in ihr eine Handleitung zum Erwerb irdischer Vortheile und eine Vermittlerin des Antheils an bürgerlichen Verheißungen finden oder sie zu einem Schooßkind und Pflögling des kirchlichen Polizeistaates herabsetzen zu können. Daß die Confirmation mit den Jahren zusammenfällt, in welchen die jungen Christen an manchen bürgerlichen Rechten theilnehmen und sehr viele derselben schon in das irdische Berufsleben einzutreten und auf zeitlichen Erwerb auszugehen anfangen, — dieses zufällige Zusammentreffen kann doch unmöglich der h. Handlung selbst ihre christlich geistliche Bestimmung nehmen\*): und die mütterliche

Aufsicht und Treue, welche die Kirche an ihren Kindern übt, indem sie dieselben dem Heiland als Gäste an seinem Gnaden-tisch zuführt, wird Niemand mit der Uebergabe an einen Polizeizwangsamt oder der Stellung unter polizeiliche Aufsicht verwechseln dürfen. Confirmationszwang übrigens findet weder von Seiten des Geistlichen, noch der Eltern und des Kindes statt. Jenen zwingt keiner, wider sein Gewissen ein Kind zu confirmiren; diese dürfen mit der Confirmation so lange warten, als sie es für heilsam halten. „Aber die ganze Welt der der Kirche Entfremdeten ist ja nichts andres als die Masse der Confirmirten.“ Und Dr. W. scheint dieses „bedenkliche Resultat einer großen allgemeinen sich jährlich neu vollziehenden Kirchenaction so wenig verwunderlich, daß es sich vielmehr als ein ganz naturgemäßes ergibt.“ Natürlich. Denn in einer Volkskirche, in einem Lande, wo eben nur Getaufte und Confirmirte leben, wirbt und hält der Unglaube und Abfall seine Heere allein unter diesen, und da eine gewisse Reife des Verstandes und der Jahre zur systematischen Betreibung des Sündengewerbes, der Gottlosigkeit, erforderlich ist, vorzugsweise unter den Erwachsenen, also unter den Confirmirten. Doch ist an dieser Thatsache die Confirmations-Praxis ebenso wenig schuld, als die Kindertaufe an gewissen Jugendsünden: und es ist mehr als gewagt zu behaupten: „die Kirche arbeitet auf diesem Wege an ihrem eigenen Untergang.“ Mit treffenden Worten hat Dr. W. den normalen Lebensweg des Christenkindes von der Taufe bis zur Confirmation, d. h. bis zum ersten Abendmahlsgenuß beschrieben. Wäre derselbe unter unsern kirchlichen Verhältnissen, wie Dr. W. versichert, „nur eine, und im Allgemeinen die seltenste Ausnahme“, so müßten wir Geistlichen am Amt und Wort zweifeln. Daß unsre zweijährige Arbeit an den jugendlichen Seelen sich ganz wirkungslos gezeigt hätte, wäre noch der kleinere Schaden gegen die niederschmetternde Erfahrung, daß der Befehl und die Verheißung des Herrn: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes, in ihrer Ohnmacht offenbar geworden. Das abschreckende Bild, welches der Kirchentagsreferent von der religiösen Zerrüttung im Hauswesen und Familienleben, besonders von der Unfähigkeit oder Abneigung der meisten Eltern, ihre Kinder für Christum zu erziehen, vor unsern Augen aufrollt, hat sicherlich unsre Volkszustände getroffen. Soll aber sein Anblick, anstatt ein Verwerfungsurtheil über die bisherige kirchliche Praxis der Confirmation hervorzurufen, uns nicht vielmehr zu um so größerer Treue und herzlicherer Sorge um die Kleinen reizen, damit sie an den Erziehungsmitteln in der christlichen Schule und Kirche einen Ersatz für das ihnen in dem entchristlichten und widerchristlichen Hause verlorengegangene Vater- und Mutteramt finden? — „Was das Volk im Allgemeinen von der Confirmation erwarte, fährt Dr. W. fort — sei damit deutlich gesagt, daß an sehr vielen Stellen Deutschlands die Volkssprache dieselbe fast nur mit dem Namen: aus der Schule kommen, bezeichnet.“ Jener Volksausdruck und die durch ihn bezeichnete Vorstellung wird verschwinden, wenn die h. Handlung ihrer geistlichen Würde und Bedeutung gemäß nach den

\*) Legt der Staat auf die Confirmation einen solchen Werth, daß er mit ihr die Ertheilung weltlicher Gerechtsame und den Genuß bestimmter irdischer Vortheile verbindet, dann um so besser!



Vorschriften der ev. Kirche vollzogen wird. Nicht die Confirmation selbst ist für seine Entstehung verantwortlich zu machen. Der Name stammt jedenfalls aus der rationalistischen Zeit her und hängt mit der damals unter den confirmirenden Geistlichen herrschenden verkehrten Sitte zusammen, in empfindsamen, auf Rührung und Thränen angelegten Reden die bedeutungsvolle Uebergangsstufe des jugendlichen Alters weit mehr von ihrer natürlichbürgerlichen, als geistlichen Seite, Eltern und Kindern vorzuführen. Kein Wunder, daß durch solche wässerige, im günstigsten Fall noch moralische und allgemein religiöse Ergüsse das heilige Salz von der Handlung abgewaschen ward. Ist erst die Sache da, so stellt sich auch der richtige Begriff und Name im Volke wieder ein. Ferner wirft Dr. W. der kirchlichen Confirmation vor, daß sie Knaben und Mädchen in die Welt und ihre Vergnügungen einführe. Mit diesem Vorwurf steht es eben nicht besser, als wenn man gegen mich klagte, ich habe durch einen Sylvestergottesdienst meine Gemeindeglieder in den Ballsaal, wo Neujahrsnacht gefeiert wird, eingeführt. Richtig bemerkte ein Kirchentagsmitglied zu jenem Anklagepunkte: „Gesezt, wir hätten die Confirmation nicht; wer sagt uns, daß dasselbe nicht schon im 13. Lebensjahre geschehen würde, was jetzt im 14. und 15. geschieht?“ Ich meine, das Alter, wo das Triebleben in seiner ganzen versucherischen Stärke erwacht, welchem die Welt ihre Eitelkeit und Lust noch frisch und ungekostet zum erstmaligen Genuß anbietet, und dem Zweifel und Unglaube auf allen Wegen Fallen legt, müßte am ersten Schutz in dem Sacramente des Herrn suchen. Endlich beruft sich Dr. W. noch auf einen dogmatischen Grund wider die gegenwärtige Praxis der Confirmation: „die Taufe trete gegen sie zurück und erscheine immermehr nur als Johannes-, also als Wassertaufe, während die Confirmation als ihre Ergänzung und als Geistes-taufe dargestellt werde.“ Man fragt verwundert: Wo denn? In allen evang. Kirchenordnungen und Agenden, die von der Confirmation handeln, wird darauf hingewiesen, was für einen theuerbaren unvergleichlich hohen Schatz das den Taufbund bestätigende Christenkind an seiner Taufe habe. Die Confirmationshandlung selbst dient dazu, die alleinige heilsmittlerische Gnade der h. Taufe kräftig hervorzuheben und in das rechte Licht zu setzen. Die sie einführenden Väter unsrer Kirche haben wohl vorgesehen, daß die bei ihr gebräuchlichen liturgischen Anreden und Gebete nicht gegen die Apologie der Augsb. Conf. verstießen, welche die confirmatio unter die ritus accepti a patribus, quos ne ecclesia quidem tanquam necessarios ad salutem requirit, quia non habent mandatum Dei (VII., 6), rechnet. Wäre aber der von Dr. W. erhobene dogmatische Einwand gegen die übliche Confirmation=Praxis berechtigt, so würde er auch durch die von ihm vorgeschlagene Reform nicht beseitigt; denn er bliebe immer an der Confirmation selbst haften, mag sie in frühen, mag sie in späten Jahren nachgesucht und erteilt

werden. Doch nur Unwissenheit, taktlose Uebertreibung oder baptistischer Irrthum einzelner Geistlicher kann hier und da die Confirmation zu dem, was sie nicht ist und sein will, einer Vollendung der Kindertaufe, einer Geistes-taufe, umgewandelt und so zu der an sich leeren Besorgniß Anlaß gegeben haben: „die ev. Kirche gerathe in die Gefahr, ihre Lehre von den nur zwei, von Christo eingesetzten Sacramenten einzubüßen und ein drittes, ein römisches, hinzuzufügen.“ Wer die Confirmation nimmt für das, als was sie sich giebt, braucht keine Furcht zu haben, „daß sie dem Baptismus und der römischen Kirche in die Hände arbeitet.“

Diese sich aber bei aller Unanfechtbarkeit der alten kirchlichen Praxis der Confirmation gleichwohl an deren Stelle eine neue setzen, von der man sich reicheren Segen versprechen könnte, so dürften wir dieselbe von Herzen willkommen heißen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der W.'sche Reformvorschlag der Confirmation=praxis zu beurtheilen. Sehen wir ihn uns genauer an.

Schon die abstrakte Unterscheidung unter den jetzt in der Confirmation combinirten Elementen, welche Dr. W. vornimmt, hat vieles Entscheidende gegen sich. Man hat ihm mit Recht entgegnet, wenn Gelübde und Abendmahl von der Confirmation getrennt werden, so wird die ganze Sache hinfällig. Die Einsegnung auf der einen, das Gelübde und Abendmahl auf der andern Seite sind zwei zusammengehörige Acte der kirchlichen Confirmation, die sich nicht scheiden lassen, ohne diese selbst aufzuheben. Der Einsegnung legt Dr. W. hierbei einen Sinn unter, den die Kirche noch niemals damit verknüpft hat, indem er sie als einen unter öffentlicher Prüfung, Ermahnung, Gebet und Fürbitte geschehenden Uebergang der christlichen Jugend in die neue bürgerliche Berufsstellung faßt. Damit verwandelt sich die ganze Feierlichkeit in einen bürgerlichen Act, bei dem die Kirche blos assistirt; sie bliebe weiter nichts, als ein in die Kirche verlegtes Schalexamen, meinerwegen eine christliche Maturitätsprüfung, in welcher der aus der Schule in das Leben Eintretende von der Kirche das Urtheil der Reife empfinde: während nach der kirchlichen Praxis Prüfung, Gebet, Fürbitte und Segen durchweg auf die Theilnahme an dem himmlischen Bürgerrechte, dem Erbe des ewigen Lebens und allen Gütern des Reiches Gottes gehen, zu deren Inhabern der Taufbund die Confirmation eingesetzt hat.

Doch wollen wir jene incorrecte Scheidung zweier engverbundener Acte gern ertragen, wenn Dr. W. mit ihr wirklich erreicht, was er beabsichtigt, wenn seine „Reform der Confirmation=praxis zugleich das wesentlichste Element zur Reformation der ganzen Volkskirche in sich schließt, und ihr Resultat die Bildung einer Abendmahls-gemeinde ist, welche die Kirche jetzt gar nicht oder nur zufällig hat.“

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonntag den 12. August.

N<sup>o</sup> 64.

## Die Bildung einer Abendmahlsgemeinde in der Gemeinde durch Freigebung der Con- firmation.

(Schluß.)

Aber das eben müssen wir bestreiten. Einmal verliert die Volkskirche durch die Freigebung der Confirmation, d. h. des mit der Einsegnung bis dahin verbundenen Gelübdes und Abendmahlsgenusses ein gut Stück christlichen Volksthum. Und daß Dr. W. diese Einbuße selbst fühlt, ja sogar für eine dem Heilswort der Kirche dienende Nothwendigkeit hält, beweist der von ihm ausgesprochene Grundsatz: „Die sich immermehr anbahnende und bereits vielfach verwirklichende Freistellung der Kirche ist eine providentielle Gabe, deren Inhalt von der Kirche verwerthet werden soll.“ So bliebe zweitens der viel höher anzuschlagende Gewinn, der aus jener Reform folgen soll, um dessen willen ein deutscher evang. Christ den Verlust der Volkskirche leicht verschmerzen könnte, in Aussicht: „die Bildung einer Abendmahlsgemeinde, welche die Kirche jetzt gar nicht oder zufällig hat.“ Allein wer will das Dasein einer Abendmahlsgemeinde ableugnen, und wenn sie vorhanden ist, dasselbe dem Zufall zuschreiben? Sehen wir auf uns unwürdige Haushalter im Hause Gottes, auf das schlafende Hausgefinde, auf das in Sündendienst, Weltlust und geistlichen Tod versunkene Gemeindeglied, so ist freilich jede Gnabengabe etwas Zufälliges und ihr Nichtvorhandensein das Natürliche. Und auch dann, wenn sich unten in der Gemeinde Alles um den Besitz geistlichen Lebens regt, anstrengt, aufopfert, wird es nicht erworben und geschafft. Es fällt uns zu, kommt als freie Gabe von oben. Sieht man aber nach oben, so hört das Reich des Zufalls auf. Daß Gemeinden auf Erden sich um das Sacrament am Tische des Herrn sammeln, kann unsre Untreue nicht hindern, und daß die Fehlenden aus der Welt herbeikommen und die leeren Plätze füllen, unsre Treue und Weisheit auch mit den besten kirchlichen Einrichtungen nicht durchsetzen, sondern es liegt in der Hand dessen, welcher verheißt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Was also dem im Namen des Herrn gepredigten Worte Gottes und der den heil. Sacramenten einwohnenden Kraft versagt wäre, eine Abendmahlsgemeinde zu berufen, zu sammeln, zu heiligen und bei Christo im rechten einigen Glauben

zu erhalten, das sollte die menschliche Reform einer wenn auch immer noch so wichtigen kirchlichen Einrichtung erreichen? Verfällt hier Dr. W. nicht in noch weit höherem Maße in den Fehler, welchen er an der kirchlichen Confirmations-Praxis getadelt hat, die Bedeutung der Confirmation zu überspannen? Viefst man das Urtheil: „Das Resultat würde die Bildung einer Abendmahlsgemeinde sein, welche die Kirche jetzt gar nicht oder nur zufällig hat.“ dann hält es schwer, den verehrten Kirchentagsreferenten von donatistischen Vorstellungen, die seiner Idee einer Abendmahlsgemeinde von einzelnen Mitgliedern des Kirchentags untergelegt worden sind, freizusprechen. Seiner persönlichen Glaubensstellung nach hat ihm gewiß nichts ferner gelegen als die bewusste Absicht, jenem Grundirthum Raum zu geben. Aber der Gedanke des Referats führt — wie ihm von einer Stelle ausdrücklich entgegengehalten ist — nothwendig dem Baptismus und dem Sectenwahn von einer schon hier darzustellenden Gemeinde zu. Deswegen können wir auch nicht die richtige Stellung der Taufe und den vollen Eintritt derselben in die ihr zukommende sacramentliche Dignität als die Folge seiner Reform anerkennen, sondern werden vielmehr das Gegentheil davon annehmen müssen. Sollte aber eine Reform, bei welcher das erste Sacrament, die Taufe in ihrer Würde verkurzt wird, die Bedeutung des zweiten, des Abendmahls, sowie die Bedeutung der Gemeinde zu heben vermögen? Dr. W. versichert uns das. Denn aus seinem Reformvorschlage: „Es bleibe die Zeit, in der dieser Act eintreten soll, für jeden gänzlich frei, und finde erst dann statt, wenn der Einzelne das Verlangen hat und den Willen ausspricht, als Abendmahlsgenosse volles Glied der Gemeinde zu werden,“ zieht er die Folgerung: „Mit der hier vertretenen Reform gewinnt die Bedeutung des Abendmahls und seines würdigen Genusses, sowie die Bedeutung der Gemeinde die ihnen gebührende Anerkennung.“ Halten wir uns zunächst an den Begriff „Gemeinde“, so scheint Dr. W. die Gesamtheit der Getauften noch nicht als solche, folglich auch nicht das Taussacrament als gemeindebildend anzusehen. Erst die Abendmahlsgemeinde in der Gemeinde hat sich für die vollgültige Gemeinde zu betrachten, die übrigen Gemeindeglieder dagegen sind als noch im Vorhof der Heiden Stehende zu behandeln: und zwar letzteres aus dem Grunde, damit „auch die Predigt gewinne, welche in der Volkskirche wesentlich auch als Missionspredigt gefaßt, behandelt und zur Anerkennung gebracht werden muß.“ Welcher Reiz zum geist-



lichen Hochmuth liegt neben der Verkennung der Kraft des Tauf-sacraments in einer solchen aristokratischen Auswahl, die der W.'sche Reformversuch anstrebt! Sie wird nur aus erweckten und innerlich reifen Christen bestehen, die deshalb die Missionspredigt nichts angeht und nicht trifft gleich den andern. Und nun denke man sich den möglichen Weg, auf dem diese geistliche Elite gewonnen wird, um sich von der praktischen Undurchführbarkeit jenes Reformgedankens zu überzeugen.

Bisher hat die Kirche im guten Glauben an die Taufgnade den Kindern das Taufgelübde abgenommen und den Abendmahlssegens gewährt. Sie durfte vertrauen, daß mit dem Verständniß der christlichen Wahrheit die Freiheit und Selbstständigkeit der christlichen Gesinnung sich mehr und mehr entwickeln, daß die Wahrheit den sie Erkennenden frei machen werde. Etwas Unfreies und Aufgezwungenes war dem kindlichen Confirmanden auch der erste Abendmahlsgegnuß nicht; wo die Empfänglichkeit und Bußfertigkeit fehlte — und das läßt sich an einer Kinderseele viel leichter erkennen als an einem schon in Jahren Vorgeschnittenen und in der Welt Geschulten — konnte der Confirmand vom h. Abendmahl zurückbleiben oder sein Seelsorger, welcher ihn aus mehrjährigem Umgang kannte, ihn vor dem Genuß warnen. Wenn die Confirmirten später von ihrem Gelübde abweichen und auf Sündenwege verfielen, knüpfte die seelsorgerische Ermahnung an die in der Confirmation und dem ersten Abendmahl erhaltenen Gnadenzüge an. Der Seelsorger schob ihnen den Abfall von der gelobten Treue und ersten Liebe zum Herrn in das Gewissen, und das hat bei manchem angeschlagen. War Beichte und Abendmahl, so mußte er von Vielen, was für ein Herz sie mitbrächten, durfte auch wohl erwarten, daß einer und der andre wegen des bestehenden Vertrauensbandes ihm seinen innern Zustand entdeckte und um beichtwäterlichen Rath bat. Ob auch ein guter Theil noch schwach war, das Gelübde zu halten, so hielt es doch ihn. Setzt soll nun die Kirche ein Band, das unser Volk im allungünstigsten Falle zwar äußerlich, aber doch auf Hoffnung mit ihr verbindet, lösen und die jugendlichen Christen ihrem Freiwilligkeitsprincip und ihren Verthümern überlassen. Sie soll das in ihrem Mutterchoof ausgetragene und eine Reihe von Jahren genährte Leben, ohne daß sie ihm einen festen Stab und Wegzeigung mitgibt, in die arge Welt auf Reisen schicken. Sie soll ruhig zusehen und warten, bis die bei Träberkost alt und grau gewordenen verlorenen Söhne den lang verschmähten Muttersegen selbst nachsuchen. Tausende, die zu retten gewesen wären, sind unterdessen durch der Mutter Schuld, weil sie ihnen das Theil der Güter, das ihnen gehörte, vorenthielt, gestorben. Aber sie wird doch die Freude haben, daß von den Versprengten dieser und jener heimkehrt mit dem Verlangen, „als Abendmahlsgegnosse volles Glied der Gemeinde zu werden.“ Doch wer sagt ihr, ob das Verlangen jener Heimkehrenden ein aufrichtiges und bewußtes sei, und ob sie nicht von dem in den Lehrjahren der Kindheit eingesammelten christlichen Erkenntnißschatz, statt des gehofften plus, ein bedeutendes minus aus der Welt zurückbringen?

„Die Gemeinde wird dann durch ihre Organe in festzustellender Ordnung über die Zulassung zu entscheiden haben.“ Wir wollen annehmen, daß die Gemeinde im lebendigen Glauben stehe und auch die geeigneten Organe bestze, denen sie eine so schwere, folgenreiche und verantwortliche Sache, wie es die Entscheidung über die Zulassungsfähigkeit der Gemeindeglieder zum Abendmahlsgegnuß ist, anvertrauen kann: so wird sie gleichwohl in anderer Beziehung auf unauflösbare Schwierigkeiten stoßen. Äußere untrügliche Kennzeichen für die Würdigkeit zur Theilnahme am h. Abendmahl giebt es nicht, also läßt sich auch keine Ordnung aufstellen, nach welcher geschäftsmäßig über die Zulassung zu demselben entschieden werden kann. Nur das Innere, der Seelenzustand ist entscheidend. Wer wird sich aber zum Richter der Gedanken und Sinne des Herzens aufwerfen wollen, die bloß der Herr versteht? Nähme sich die festzustellende Ordnung dennoch heraus, ein endgültiges Urtheil über die innere Fähigkeit sich Abendender zu fällen, so müßte sie doch gerechter Weise alle nach einem Maßstabe behandeln; was im Grunde genommen die größte Ungerechtigkeit wäre, da nach der Eigenthümlichkeit der verschieden angelegten und begabten Naturen bei dem einen strenger, bei dem andern milder verfahren werden müßte. Und kann denn die Gemeinde über das inwendige Leben solcher Glieder, die sich viele Jahre, vielleicht ein Menschenalter lang, von ihr fern gehalten und ihrem Aufsichtskreise entzogen haben, die ihr also selbst ihrer äußeren Lebensführung nach fremd geworden sind, nach Pflicht und Gewissen eine Stimme abgeben?

Man sieht aus alle dem, daß der W.'sche Reformentwurf der Unwahrheit und dem Scheine, die er von der Kirche abwehren will, gerade in die Hände arbeitet.

Soll zur kirchlichen Belebung von dieser Seite her etwas geschehen, so versuche man es auf einem Wege, welcher Geschichte und Herkommen schon, und es nicht erst auf Radicalmittel ankommen läßt. Am gerathensten scheint mir, die alte bewährte Praxis der Kirche selbst neu zu beleben, es mit dem Unterricht der Jugend in den Lehren des Heils ernster und gewissenhafter als bisher zu nehmen, denselben mehr wie eine heilige Herzensangelegenheit und Lebensmittheilung denn als ein trocknes Lehrfach zu betreiben, Lehrenden und Lernenden neben dem fleißigen Studium des Katechismus Selbstprüfung und Gebet zur Vorbereitung anzuempfehlen, den Confirmanden die Heiligkeit des Wortes Gottes und der hochwürdigen Sacramente tief einzuprägen, den Confirmirten in Kirche, Haus und wo sie sonst erreichbar sind, mit treuer Seelsorge nachzugehen und sie mit den rechten geistlichen Waffen wider das Fleisch und die Welt auszurüsten.



## Mus Hannover.

(Schluß.)

Präsident des Landes-Consistoriums Lichtenberg erklärt die Behauptung Cammanns, daß bei Anstellung von Seminarlehrern das Consistorium nicht befragt worden, für unrichtig, will aber damit die gegenwärtige Lage nicht vertheidigt haben. Auch Consist. Münchmeyer kann jenes Befragen nicht hoch an schlagen; das sei nichts als eine zeitweilige Vergünstigung. Man verhehle es sich nicht: Der gegenwärtige Bestand muß zur religionslosen Schule wie in Holland führen. Es ist — menschlich geredet — bloß dem Zufall überlassen, ob es dahin komme oder nicht. — Zur Bestätigung dieser letzten Worte erinnerte P. Steinmetz daran, daß bei der Vorlage, welche dem Abgeordnetenhaus gemacht worden, gesagt sei: wir sind mit allen Faktoren schlüssig geworden. Das ist ein Zeichen, daß man die Kirche nicht mehr als Faktor gelten läßt. Wenn dem auch leider so sei, meinte Consist. Münchmeyer, so müssen wir doch unser Recht bezeugen, es mag zugestanden werden oder nicht; reden müssen wir Pastoren, da es sich um ein Gut der Kirche handelt, wenn wir auch dem Herrn dafür dankbar sein müssen, daß wir noch Frist bekommen haben. Gewiß — so hob Superintendent Sievers an — gewiß, für die geschenkte Frist haben wir zu danken; aber es muß noch mehr geschehen. Wir haben unsern Mund bereits auf verschiedene Weise aufgethan: von Seiten der Pastoren, der Kirchen- u. Schulvorstände, der Kreissynoden sind Petitionen nach Berlin gegangen. Sie sind nicht berücksichtigt. Wenn die alte Gefahr wiederkehrt, soll dann noch einmal die Stimme erhoben werden? es ist davon nichts zu erwarten, nachdem von Mühler so wegwerfend über die Petitionen sich geäußert. Wir müssen mehr thun; die ganze Geistlichkeit hat noch viel zu wenig als ein Ganzes sich dargestellt. Wohl ist wegen der verschiedenen Stellungen und Ansichten schwierig, eine wirksame Erklärung zu Stande zu bringen. Wäre es nicht zweckmäßig, wenn die gegenwärtige Konferenz mit einem besonderen Votum hervorträte? Ist vor 15 Jahren die Stimme der Konferenz gehört worden, sollte das unter Gottes Segen nicht wieder geschehen können? Consist. Münchmeyer glaubte, auf einen solchen Vorschlag könne die Konferenz diesmal nicht eingehen; rüde die Gefahr wieder näher, so könne die Konferenz den empfohlenen Weg einschlagen. Die jetzige müßte mit dem abgelegten Zeugniß sich begnügen. „Kommt Zeit, kommt Rath.“ Dem stimmte ein anderer Bruder bei; die Konferenz sei keine Corporation; in kirchlichen Blättern seien die Gemeinden darüber zu belehren, was aus dem in Berlin aufgestellten Princip mit der Zeit nothwendig folgen müsse. Superintendent Rocholl aus Göttingen konnte auch nicht umhin, es als einen schweren Schaden zu bezeichnen, daß die Seminarien der Kirche entzogen seien; das ist ein Pfahl im Fleisch; die Wunde kann nicht heilen. Wir müssen sie tragen; was zu thun? Wir müssen thatsächlich den Beweis liefern, daß wir als Landeskirche die Schule zu halten ver-

mögen. Das Consistorium muß uns mit einer gründlichen Anweisung zu Inspektionen versehen, den Studenten muß das Studium der Schule in Theorie und Praxis zur Pflicht gemacht werden. Der sechswöchentliche Seminar-Cursus der Candidaten ist nicht zu empfehlen. Die Behörde muß bei dem Examen fragen: „kannst du die Schule beaufsichtigen, Lehrpläne entwerfen, Conferenzen leiten?“ Was Noth thut, müssen wir selbst machen; wir müssen aus uns selbst, aus unsrer Bequemlichkeit hinaus. Das Zweite ist, daß die Inspektionen der Oberschulinspektoren in regelmäßiger Weise geschehen, daß diese uns Winke geben, mit uns zusammenarbeiten. Das Dritte ist, daß die Ephoren betreffs ihrer Schul-Inspektionen nicht auf sich selbst angewiesen werden, daß die Schul-Conferenzen für die Ephoren obligatorisch werden; denn es giebt noch nicht überall solche. Uns liegt vor allem die Aufsicht der Gemeindeschule ob; da gilt es, mit unsern Lehrern theoretische und praktische Conferenzen zu halten. Mehr ist uns nicht befohlen; thun wir das treu, so werden die Lehrer uns ans Herz wachsen; mehr kann man auch nicht wünschen. Consist. Erk erklärte, daß im 2. Examen eine Prüfung der Candidaten im Schulwesen stattfindet; die Ergebnisse seien bis jetzt nicht sehr bedeutend gewesen. Die Candidaten müssen Schulkunde gründlich studiren und die Schulen tüchtiger Lehrer besuchen. Außer den bereits erwähnten Mitteln, den Gemeinden die Wichtigkeit der Sache zum Bewußtsein zu bringen, scheine ihm eine kleine Schrift, nach dem Referat ausgearbeitet, sehr geeignet; dieselbe könne in Hermannsburg gedruckt werden. Pastor Ebert konnte sich nicht damit einverstanden erklären, daß man warten müsse. Brenne das Feuer, so könne man nicht mehr löschen. Die geschenkte Frist sei nur eine Galgenfrist. Die Frist sei zu nützen. Wie wenn die Konferenz den Vortrag als eine Denkschrift an das Cultusministerium richtete? Je unscheinbarer dieser Schritt, desto wirksamer dürfte er unter Gottes Segen sich erweisen. Diesen Vorschlag wies Consist. Münchmeyer mit der Bemerkung zurück, daß die Konferenz sich bereits zu dem Vortrag bekannt habe; eine Denkschrift könne er nicht sein; es genüge, wenn er gedruckt werde. Nachdem Superint. Mirow wegen der pekuniären Lage der Lehrer, wegen der großen Entfernung, wegen allzuhäufigen Ausfalls des Schulhaltens es für nicht möglich erklärt hatte, daß die Ephoren öfter Conferenzen mit den Lehrern veranstalten; Consist. Münchmeyer versichert, daß die von ihm jährlich einmal gehaltene Konferenz nicht ohne Segen geblieben, und Sup. Rocholl das Axiom einer confessionellen Schule dareingesetzt, daß das Evangelium von Christo das Centrum bilde, schloß der Präsident die Verhandlungen, indem er das Ergebnis derselben dahin zusammenfaßte, daß die Versammlung sich im Wesentlichen eins wisse mit den vom Referenten aufgestellten Sätzen, sowie mit denjenigen Anträgen, welche der über diese Frage niedergesetzte Ausschluß der ersten Landessynode der letzteren einstimmig unterbreitet hatte, welche aber in Folge des raschen Schlusses der Synode im Plenum derselben nicht mehr zur Verhandlung kommen konnten.



Diese Anträge sind nach eingehender Erörterung der ganzen Frage und namentlich ihrer rechtlichen Seite mit besondrer Sorgfalt und mit dem Bestreben formulirt, bei voller Wahrung der der Kirche zustehenden Rechte auch das, was dem Staate zukommt, rückhaltlos anzuerkennen. Die Einstimmigkeit der Commission, in welcher auch die Linke der Synode vertreten war, bürgt dafür, daß diese Anträge auch von der letzteren selbst mit überwiegender Mehrheit angenommen sein würden, und so mögen sie, bei der Bedeutung, welche die Schulfrage in nächster Zukunft nicht bloß für uns in Hannover, sondern für das ganze Staatsgebiet zweifellos gewinnen wird, hier noch jetzt eine Stelle finden:

#### Anträge

des Synodal=Ausschusses, betreffend die Anträge der Bezirks-Synoden D. u. B. wegen Leitung der Volksschule und der Schullehrer-Seminare.

Die Landessynode beschließt, bei Rückgabe der ihr übermittelten Anträge an das Landes=Consistorium folgende Erklärung mit der Bitte gelangen zu lassen, jene der K. Staatsregierung zur Kenntniß zu bringen:

I. So wenig die Synode das Recht des Staates in Zweifel zieht, die gegenwärtige Ordnung der Volksschulverwaltung in der Provinz Hannover einer Abänderung im Wege der Gesetzgebung zu unterziehen, so muß sie doch die Ueberzeugung aussprechen:

1. Daß eine solche Aenderung ohne Verletzung der Verfassungs-Urkunde für den Preuß. Staat nach den §§ 26 u. 112 der letzteren nur auf dem Wege des Erlasses eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes möglich ist;

2. daß jede gesetzliche Regelung, welche die Auflösung der auf dem Volksschulgesetze vom 25. Mai 1845 beruhenden und durch das Gesetz über Kirchen- und Schulvorstände v. 14. Okt. 1848 organisirten confessionellen Schulgemeinden, sowie die Aufhebung der auf einer Vereinbarung zwischen Regierung und Ständen beruhenden Zuständigkeit der Consistorien in Volksschulsachen zur Folge hat, einen Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung unseres Volksschulwesens enthalten, den Wünschen der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung dieser Provinz zuwiderlaufen und die Interessen sowohl der Volksschule wie der Kirche empfindlich schädigen, sondern auch das durch den Art. 15 der Verfassung verbrieft Recht der ev.=luth. Kirche des vormaligen Königreichs Hannover insofern zweifellos verletzen würde, als dadurch ohne Zustimmung der kirchlichen Gesetzgebung

a) das Besetzungsrecht, welches den kirchlichen Organen hinsichtlich der mit Schulstellen verbundenen Kirchenstellen zusteht, aufgehoben und beschränkt würde,

b) die Verwaltung derjenigen Vermögenstheile, welche zur Dotation der unter a. erwähnten Kirchenstellen gehören, so wie derjenigen kirchlichen Vermögenstheile, welche unmittelbar für Schulzwecke bestimmt sind, dem Organismus der Kirchenverwaltung entzogen oder gar

c) das Eigenthum der Kirchengemeinden an diesen Vermögenstheilen, oder das Eigenthum der confessionellen Schulgemeinden an den für ihre Schulen bestimmten Vermögens-theilen aufgehoben werden würde,

d) die Geistlichen der ev.=luth. Kirche des vormaligen Königreichs Hannover hinsichtlich der ihnen obliegenden oder übertragenen Schulaufsicht anderen als kirchlichen Behörden unterstellt würden.

II. Die Landessynode erkennt in der durch die Königliche Verordnung v. 22. Sept. 1867 angeordneten Unterstellung der Schullehrer-Seminare unter das Königl. Prov.=Schul-Collegium einen schweren Schaden für die Interessen der Kirche und der Volksschule, indem dadurch

1. eine unnatürliche Zerreißung der Volksschulverwaltung insofern herbeigeführt ist, als denjenigen Behörden, welchen die Anstellung und Beaufsichtigung der Volksschullehrer obliegt, jeder Einfluß auf die Lehrerbildung entzogen ist;

2. der Kirche der bisherige Einfluß auf die Ausbildung der Lehrer, welchen in ihren Gemeinden der religiöse Unterricht der Jugend obliegt, entzogen ist, eine Maßregel, die um so schwerere Bedenken hervorruft, als die wichtigsten Stellen im Königl. Prov.=Schul-Collegium mit aus der Union zu uns herübergekommenen Beamten besetzt sind und somit die Gefahr nahe liegt, daß durch Vermittlung der Schulen die Einführung der Union in die Kirche bei uns angebahnt wird.

Die Landessynode kann in den dem Königl. Landes=Consistorium eingeräumten Rechten, wonach dasselbe:

1. die Seminare durch einen Deputatus reviviren lassen darf,  
2. vor Anstellung von Seminardirektoren gehört werden soll,  
3. zur Einführung von Religionslehrbüchern in die Seminare seine Zustimmung zu geben hat,

4. eins seiner Mitglieder bezeichnen kann, welches zum ständigen und stimmberechtigten Mitgliede des Prov.=Schul-Collegiums für Seminar-Angelegenheiten ernannt werden soll — nur eine unzulängliche Abhilfe des unter II. erwähnten Uebelstandes erkennen und spricht daher den Wunsch aus, daß die Verwaltung der Seminare den Consistorien zurückgegeben werden möge.

Während der gemeinsamen Mahlzeit wurde auch des Gründers der Conferenz, des schon seit mehreren Jahren durch Leibes-schwachheit von der Theilnahme an derselben zurückgehaltenen Pastors Dr. Petri in dankbaren und ehrenden Worten gedacht und der Freude darüber Ausdruck gegeben, daß die Conferenz, ursprünglich in einem gewissen Gegensatz gegen die damal. Vertreter des Kirchenregiments gegründet, schon seit einer Reihe von Jahren sich der Bethheiligung der Mitglieder der obersten Kirchenbehörde zu erfreuen habe. Ebenso wurde dem Danke gegen die Männer Ausdruck gegeben, welche im Abgeordneten- und Herrenhause für das gute Recht der Kirche an der Volksschule eingetreten seien, wobei besonders hervorgehoben wurde, wie wohlthunend es von unsern kirchlichen Kreisen empfunden worden, daß

Weilage.



zum ersten Male auch altpreussische Mitglieder des Landtags für das gute Recht unserer Kirche nachdrücklich eingetreten seien.

Die Abendversammlung, welche schon weniger Theilnehmer zählte, begann mit dem Lobopfer „Schönster Herr Jesu.“ Pfarrer Dr. Weber aus Dirbach in Bayern als Delegirter des Missionsvereins für Israel erinnerte uns mit wenigen warmen Worten an die bedeutungsvolle aber leider selten gewürdigte Thatsache, daß dieser Schönste unter den Menschenkindern in Israels Mitte geboren sei. Es war ihm darum zu thun, die Bedenken, welche noch immer vielfach auch von gläubigen Gliedern der Kirche gegen die Mission unter Israel erhoben werden, möglichst zu heben. Zu dem Zweck legte er kurz die Grundsätze dar, welche der bayrisch-sächsische Missionsverein für Israel sich angeeignet hat.

Auf die Erwähnung des institutum judaicum von A. H. Franke durch Heinrich von Callenberg gegründet, aus welchem 28 Missionare hervorgegangen, bemerkte Superintendent Rocholl, daß dasselbe ein Gewächs der luth. Kirche und nicht von England importirt sei und von uns unterstützt werden müsse. In Schlessen lebte 1750 ein frommer Schneider; zu dem kam ein jüdischer Student, sich einen Rock anmessen zu lassen. Der gläubige Handwerker sah den schönen Mann an. „Wenn Du den Herrn Jesum hättest!“ seufzte seine Seele, und eine Thräne füllte sein Auge. Der Student sieht sie, steht still. „Was bedeutet die Thräne?“ „Ich dachte, was Sie werden könnten, wenn Christus Jesus der Ihrige wäre.“ Von dem Augenblick an saß dem Fragenden die Thräne in der Seele; er geht still fort, kauft ein N. T., suchte Franke in Halle auf, legt all sein Geld zu des Heilandes Füßen. Immanuel Frommann hieß der jüdische Rabbi. Das vermochte eine Thräne. Ich frage: Haben wir die rechte Liebe? Nachdem der Vorsitzende zu dem Vortrage des Referenten seine Zustimmung ausgesprochen und letzterer über das institutum judaicum noch nähere Mittheilungen gemacht und auf die Frage, wie die luth. Judenmission zu der allgemeinen deutschen und zu Röm. 11 stehe, dahin beantwortet hatte, daß der bayrisch-sächsische Verein an das Bekenntniß der luth. Kirche gebunden sei und auch in der Mission keine Conföderation wolle, mit dem Chiliasmus aber, oder mit der Frage, welche Bedeutung Israel für die Zukunft des Reiches Gottes besitze, nichts zu thun habe, schloß Consist. Milnchmeyer die Besprechung mit einem inbrünstigen Gebete für Israel. In einem kurzen, aber interessanten Vortrage suchte dann P. Blittner im Henriettenstift unsere Aufmerksamkeit auf die kirchlichen Paramente zu lenken. Die kirchliche Kunst ist mit Recht als eine Laienbibel bezeichnet worden. Im N. T. ist alles Bild; das N. T. ist wohl Erfüllung; aber aus dem N. T. ist zu lernen, wie man Christum im Bilde zu predigen habe. Wie Christus durch die Kunst im Heiligthum zu verherrlichen sei,

wurde im einzelnen näher ausgeführt und zugleich zur Beschaffung würdiger Kirchengeräthe die erforderlichen praktischen Anweisungen gegeben. Wer wollte, konnte eine Auswahl von Paramenten aus der Fabrik des J. A. Wellhöfer in Nürnberg in Augen-schein nehmen.

Den Verhandlungen des 2. Tages ging gleichfalls eine erbauliche Ansprache voraus, gehalten von P. Borchers aus Hildesheim über Col. 1, 24—29.

Darauf folgte das Referat von P. Diedmann aus Snarenburg über die innere Mission, ihre dringende Nothwendigkeit und ihre unlenkbaren Gefahren. Nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist, gilt. Freilich eine alte Wahrheit; aber sie ist immer neu zu predigen; denn sie wird leicht vergessen. Die vorliegende Aufgabe ist keine leichte; aber die Wahrheit will gesucht sein, bis sie gefunden ist. Was ist die innere Mission? was altes? was neues? ein neues Heilmittel? ein Ruin der Kirche? das Hauptwerk der Kirche? Selbst unter gläubigen Christen gehen darüber die Meinungen weit auseinander. Das kommt von dem verschiedenen Begriff der Sache. Armen-Krankenpflege u. s. w. ist stets in der Kirche gewesen, bald eifriger, bald lässiger getrieben worden. Der Grund davon lag theils in der Kirche, theils in den Verhältnissen. Muß die Kirche in einer bestimmten Form Mission üben? Das steht fest, daß es auch in der Kirche Unkraut giebt, nicht blos jetzt, sondern zu allen Zeiten. Gegenwärtig ist nur das das Besondere, daß das Elend massenhaft auftritt. Unsere Zeit ist die Zeit der Associationen, auch der Association des Uebels. Das Unkraut wuchert überall: in der vornehmen Welt ist es die glaubenslose Bildung, in den untern Schichten Gleichgültigkeit und Feindschaft. Die Bildung muß die Bibel erst brauchbar machen; Taufe und Abendmahl sind ihr schöne Gebräuche; Katechismus und Gesangbuch müssen zeitgemäß sein. Allgemeine Religion ist nicht zu entbehren; aber eine bestimmte Confession ist nicht zu dulden. Die Presse steht im Dienste dieser fleischlichen Humanität und unterwühlt alles. Da ist Kampf nöthig, um zu retten, was sich retten lassen will. Die Kirche muß offensiv vorgehen, auch an den Gebildeten die innere Mission, das Werk der rettenden Liebe zu treiben. In Bezug auf das f. g. Volk ist zwischen Stadt und Land zu unterscheiden. In den großen Stadtgemeinden sind große Schaaren ohne die Predigt des Wortes; dazu kommen die Eisenbahnarbeiter, Hollandszügler u. nicht zu vergessen der Fabrikarbeiter. Diesen muß Gottes Wort gebracht werden; dazu sind außerordentliche Wege erforderlich. Der Egoismus wird nur durch das Evangelium von Christo überwunden; nur das Christenthum löst die sociale Frage; denn es heilt das Herz. Auf verschiedenen Wegen hat man das Wort Gottes an die der Kirche entfremdeten heranzubringen gesucht. Man hat für die Gesellen in großen Städten durch



christliche Herbergen, für die Droschkenkutscher durch besondere Gottesdienste, für verkommene Kinder durch Rettungsanstalten, für Gefallene durch Magdalenenliste u. s. w. zu sorgen gesucht. Das sind Werke christlicher Barmherzigkeit; diese will die innere Mission üben und insofern hat sie keine Gegner. Aber geht sie die rechten Wege? In der Form von Vereinen tritt sie auf, bedient sich der Laienthätigkeit, gegründet auf das Prinzip des allgemeinen Priestertums; ich weise nur hin auf die 9. unter den 12 Thesen, welche Wichern im Auftrage des Centralausschusses für innere Mission auf dem 2. Stuttgarter Kirchentag aufgestellt hat. Dieses Prinzip ist oft gemißbraucht; es giebt keine Rechte ohne Pflicht. Wir dürfen uns aber durch den Mißbrauch nicht von dem rechten Gebrauch abhalten lassen. Christen sind Priester, sollen opfern geistliche Opfer; alle sind berufen, nicht nur zu dem dreieinigen Gott zu beten, sondern auch sich zu bauen. Die Geistlichen sind nicht die einzigen Priester der Liebe. Das hat Luther schon scharf betont. Der Pietismus hat diese Idee aufgegriffen. Deshalb wird die innere Mission noch vielfach pietistisch gescholten. Wichern will das nicht. Die innere Mission will alle Gläubigen zum Kampf gegen das geistliche und leibliche Verderben aufrufen; denn geistliches und leibliches Elend sind mit einander verbunden. „Nur mit vereinten Kräften!“ Daher die Vereinsform. Das Vereinswesen ist nicht unbedenklich. Löhle will die Form der Gesellschaft. Den Unterschied hat Löhle schon 1850 richtig festgestellt. Aber ohne Vereinigung ist die Arbeit der rettenden Liebe nicht möglich. Wichern gebührt aller Dank dafür, daß er das Werk begonnen hat und auch dafür, daß er dasselbe organisiert hat. Wo sind die Kräfte? wir müssen Laienbrüder haben, antwortet die Mission. Die Geistlichen können nicht alles bewältigen, wenn sie zum Beten und Studiren sollen Zeit behalten. Wir müssen Brüder haben für Rettungsanstalten, christliche Herbergen u. s. w. Dieselbe Forderung gilt in Bezug auf weibliche Anstalten. Mit vereinten Kräften aus dem Verderbensstrom möglichst viel retten ist nicht gegen die luth. Kirche. Bisher hat diese in der innern Mission noch nicht viel geleistet. Das wollen wir zur Demüthigung uns gesagt sein lassen und festhalten, indem wir die Frage aufwerfen: Hat denn die innere Mission Gefahren? Ja, sie hat vielfach in die Rechte der Kirche eingegriffen, als ob die Predigt des Wortes nichts mehr vermöchte. Wichern's erstes Auftreten weckte Bedenken; sollte die innere Mission doch den Kampf gegen Judenthum und Heidenthum inmitten des Christenthums auskämpfen. Wichern hat sich über das Verhältniß der innern Mission zu Kirche und Amt nicht immer gleichmäßig ausgesprochen, wenigstens nicht mit der gewünschten Klarheit. Wenn die innere Mission nicht dem Amt und den Ordnungen der Kirche soll unterstellt sein, wie kann sie dann kirchlich sein? Die Lutheraner konnten sich nicht in die Weise des Wirkens finden. Deshalb gingen sie selbst ans Werk. Löhle machte den Anfang. Soll die Gefahr vermieden werden, muß das Kirchenregiment und das Pastorat die Sache in die Hand nehmen. Wir Pastoren haben den Böllerschlag gegen un-

sere Brust zu führen. Sind in jedem Pfarrhause die fliegenden Blätter oder ähnliche? benutzen wir die Kirchenvorstände? Wenn wir unsre Pflicht thun, steht für unser Amt nichts zu besorgen. Der zweite Vorwurf gegen die innere Mission lautet auf Bekenntnislosigkeit. Die innere Mission will eine Wiebergeburt der Kirche selbst, will eine Union aller Confectionen. In einzelnen Fragen, z. B. in der socialen, ist gemeinsames Zusammengehen möglich. Aber sobald die Seelenarbeit beginnt, macht sich das Bekenntniß geltend. Man bedenke nur, daß Löhle sein Werk nicht ohne die Privatbeichte treibt. Auf dem Bekenntniß muß die innere Mission ruhen; sie muß unsrer Kirche organisch eingefügt werden. Man sagt weiter: werdet ihr mit der inneren Mission der Union nicht Breche machen? Nun, die Hauptgefahr liegt nicht außer uns, sondern in uns. Zer splitterung noch gar zu viel. Der Geist muß noch mächtiger wehen. Die Gefahr ist allerdings vorhanden, daß man zu viel ober zu wenig von der innern Mission erwartet. Die einen fragen: was soll das unter so viele? Vergessen wir nicht, senfkornartig hat alles im Reich Gottes begonnen. Ein Werk des Glaubens ist und bleibt die innere Mission. Vieles hat sie schon geleistet. Aber man erwarte auch nicht zu viel von ihr; sie ist nicht die Mutter des Glaubens, sondern eine Tochter desselben. Die Massen kann sie nicht bekehren. Summa: unsre Pflicht ist, den Armen das Evangelium zu predigen und den einzelnen verlorenen Seelen nachzugehen! —

Consist. Münchmeyer gestand, daß es ihm an Bedenken gegen die innere Mission nicht gefehlt habe; so angesehen aber, und behandelt, wie es in dem Referat geschehen, erscheine sie ihm als eine nicht ernstlich genug zu betreibende Pflicht. Gewiß, meinte Oberconsist. Uhlhorn, thut es Noth, daß wir neue Unruhe im Gewissen mit heimehmen, die Ueberzeugung: es kann und muß noch mehr geschehen. Ist das der Fall, so bleibt der Segen der heutigen Verhandlungen nicht aus. Die Frage nach dem Verhältniß zwischen Kirche und innerer Mission scheint mir antiquirt. Die Frage ist nur die: „giebt's außerordentliche Nothstände, für welche die Kirche keine Hülfe bietet?“ Ja, denn das Amt kann nicht alle erreichen. Daher außerordentliche Wege einzuschlagen. So viel ordentlich zu erreichen ist, ist auf neues nicht zu sinnen. Die kirchlichen Ordnungen sind zu pflegen, herzustellen, neue Gemeinden zu gründen, die Predigtkräfte zu vermehren. Aber das reicht nicht aus. Für uns handelt es sich um eine dreifache Thätigkeit in Bezug a. auf das Land, b. auf die Städte, c. auf die Stadt Hannover. Mittelpunkte, wo die Kräfte gebildet werden, sind unentbehrlich. In den Städten thun Jünglingsvereine, christliche Herbergen u. s. w. Noth. In den Landgemeinden ist das Interesse für die christliche Barmherzigkeit zu wecken und sind die Kräfte flüßig zu machen. Unsere hiesigen Anstalten sind durch Gottes Gnade gewachsen; ich lege sie aufs neue ans Herz, besonders die zu gründende Brüderanstalt. In den kleineren Städten müssen die Pastoren Jünglingsvereine ins Leben rufen; die Landpfarrer haben ihre Gemeinden zu bekehren, daß es sich um eine all-



gemeine kirchliche Sache handelt. Die Landgemeinden müssen uns helfen, denn wir sind ein Bauernvolk. — Nachdem P. Sievers aus Elze betont hatte, daß, um der traurigen Unbekannthschaft mit der ersten Sache ein wenig abzuhefen, die Verbreitung des Freitag'schen Sonntagsblattes ein nicht ungeeignetes Mittel sei, schloß der Präsident die Verhandlungen mit den Worten: wir wollen innere Mission, barmherzige Liebe üben; an der Liebe wollen wir uns als des Herrn Jesu Jünger erkennen lassen. Hüten wollen wir uns, daß wir in unkirchliches Wesen gerathen; auf kein Werk wollen wir Werth legen, oder gar unser Vertrauen darauf setzen, sondern Christo allein die Ehre geben. Er, der Herr der Herrlichkeit, segne, was gestern und heute hier verhandelt worden ist, an uns zum Bau Seiner heiligen Kirche! — Mit der gegenseitigen Ermahnung und Ermunterung „Brich herfür, Zion, brich herfür in Kraft“ und „Halte aus, Zion, halte deine Treu“ nahmen wir Abschied von einander. Solche schließliche Aufforderung war wahrlich nicht überflüssig. Während wir zusammengekommen waren, an unserm Theil die zerfallenen Mauern Zions zu bauen, hatten die Protestantenvereine des nordwestlichen Deutschlands sich gleichfalls in Hannover versammelt, neue Pläne zur Zerstörung des luth. Zion zu schmieden. Haben die christusfeindlichen Tagesblätter auch Klage darüber geführt, daß der Protestantentag nicht den gewünschten Anflang und die erwartete Theilnahme gefunden habe, so dürfen wir uns dadurch nicht siegestrunken machen lassen, als fehle in unserm Volk der Boden für das Protestantenunkraut. Das hohle lügenhafte Phrasenthum der Protestantenvereine hat freilich keine Anziehungskraft für die Massen; aber noch weniger wollen sie von dem Christenthum wissen, das mit der Forderung austritt: „kruziget das Fleisch sammt den Lüsten und Begierden.“ Das wissen die Protestantenvereine nur zu gut und deshalb lassen sie sich nicht entmuthigen durch die Thatfache, daß die Massen bisher ziemlich spröde, mehr oder weniger gleichgültig sich verhalten haben. Wenn diese sich entscheiden müßten zwischen dem Evangelium der Apostel und Reformatoren und zwischen den schillernden Redensarten der Protestantenvereine, würde die Herrschaft dieser unzweifelhaft sich herausstellen. Und wer weiß, ob die Entscheidungstunde nicht bald schlagen werde. Darum laß dich, Zion, ja nicht laulich finden, Zion in dem letzten Kampf und Strauß, halte aus!

### Von der französisch-italienischen Grenze.

Jetzt da die diplomatische Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland wieder aufgenommen wird, möchte ich auf einen langjährigen, von vielem Unglück begleiteten Uebelstand hinweisen, dem so leicht abzuhefen wäre.

In den Winterkurorten Südfrankreichs und Italiens kommen jeden Herbst mit russischen, englischen u. s. w. Familien eine Menge deutscher Kammermädchen, Bonnen und Köchinnen an. Im Laufe des Winters werden Bekanntschaften gemacht und sehr häufig Verlobungen mit einheimischen jungen Leuten geschlossen. Sie wenden sich nun theils direkt an ihre Familien, theils an ihre Consuln, um die zur Verehelichung nöthigen Papiere zu erhalten. Die Consuln, immer Einheimische und fast nie der deutschen Sprache mächtig, wissen gewöhnlich gar nicht, was zu thun ist, oder geben sich nicht die Mühe, die Sache auch nur anzuhören, da sie ohne Ausnahme Kaufleute sind und das Consulat nur als eine Würde, nicht aber als ein Amt ansehen. (Ich glaube übrigens kaum, daß die Consuln zu direktem Handeln verpflichtet sind; Rath sind sie aber jedenfalls schuldig.) Die

Mädchen wenden sich nun an die Familie oder Freunde in der Heimath, und nach langer Zeit kommen die Papiere endlich an, aber meist unvollständig und nicht gehörig legalisirt. Während des Hin- und Herschreibens ist wohl auch die Herrschaft abgereift, und das Mädchen hat sich auf wenige Wochen, wie es meint, ein Zimmer gemiethet, denn die Papiere müssen ja bald zur Stelle sein und dann wird Hochzeit gemacht. Aber immer und immer wieder fehlt etwas, oder die Ortsbehörden, die die neuen Ehegesetze nicht kennen, erheben Schwierigkeiten: fern von der Familie und ohne die Aussicht einer Herrschaft, die ihr immer noch einen gewissen Halt gab, unterliegt die Unglückliche bald der Versuchung und doppelt wehe ihr dann! denn in neun Fällen auf zehn ist sie bald verlassen. Die Folgen sind schrecklich. Die Familie in der Heimath soll nichts von der Schande der Tochter wissen; die Kinder werden, wenn es sich thun läßt, in den Asylen oder Findelhäusern untergebracht und katholisch erzogen, wenn die Mutter auch protestantisch ist. Und dies sind noch die glücklichen, denn in den meisten Fällen kommen die armen Wüthchen um geringe Entschädigung zu gewissenlosen Annen aufs Land und verfallen einem baldigen gewissen Tod. Ich weiß wohl von einer ziemlichen Anzahl solcher Kinder, die zuerst noch zur Taufe in die evang. Kirche gebracht wurden, aber keinen einzigen Fall, daß man später wieder von solchen armen Opfern gehört hätte. Die gefallenen, verlassenen Mädchen kehren selten in die Heimath zurück, sie bleiben im Süden, nehmen im Winter Stellen an, so lange sie noch welche finden können, feiern im Sommer, werden lieberlicher und lieberlicher, und gehen so meist geistlich und physisch zu Grunde. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe: ich kenne, allein an meinem Wohnort, Duzende von solchen Fällen, und die allerwenigsten sind mir wohl zu Ohren gekommen. Das Evangelium, die öffentliche Moral, ja selbst die nationale Ehre heißen gebieterisch, daß diesem heillosen Zustande, soweit es menschenmöglich ist, abgeholfen werde, die deutschen Regierungen könnten ungemein viel dazu beitragen, wenn sie den Lokalbehörden (Bürgermeister-ämtern, Notarien, Bezirksämtern) gemessenen Befehl ertheilten, verglichen Geschäfte rasch zu expediren und keine Heirathschriften nach Frankreich und Italien zu verabsolgen, die nicht gehörig legalisirt und vollständig sind. Dadurch wird viel Kinder- und Seelenmord verhindert werden. Ich lasse hier die vollständige Liste der Aktenstücke folgen, die zur Verheirathung in Frankreich und Italien nothwendig sind.

1) Der Geburts- oder Taufschein. (In denjenigen Provinzen, wo bürgerliche Standesbücher geführt werden, muß dem Geburtschein auch der Taufschein beigelegt sein, wegen der kirchlichen Trauung.)

2) Ein gerichtlicher, vor den Ortsbehörden oder einem Notar aufgenommener Act, wodurch die Eltern ihre Erlaubniß zur Verehelichung geben. Wenn die Eltern gestorben sind: der gerichtliche Todtenschein derselben. Ist Vater oder Mutter gestorben, so wird die schriftliche Zustimmung des Ueberlebenden und der Todtenschein des Verstorbenen verlangt. Sind die Eltern beide todt und leben die Großeltern noch, so ist deren Zustimmung mit dem Todtenschein der Eltern nothwendig.

3) Ein von den Ortsbehörden ausgestelltes Zeugniß des Inhalts, daß der oder die Verlobte ledigen Standes, Wittwer oder Wittve (in diesem Falle Angabe wann und wo Gatte oder Gattin gestorben ist oder besser noch der Todtenschein), und daß nach den Landesgesetzen kein Hinderniß gegen die Ehe bekannt ist.

Diese sämmtlichen Aktenstücke müssen in letzter



Instand; von einer französischen (resp. italienischen) Gesandtschaft oder einem solchen Consulate legalisirt sein. Ohne die Legalisation sind die Papiere hier null und nichtig. Nur wo Geburts- und Tauffchein getrennt sind, mag der Tauffchein auch bloß Unterschrift und Siegel des Pfarramtes tragen, da der Staat keinen Tauffchein verlangt.

Es wird gebeten, daß andere kirchliche und politische Blätter diese Mittheilung weiter verbreiten wollen. Es gilt Vorgehen vorzubringen, welche den deutschen Namen in der Fremde schänden.

### Kirchliche Nachrichten.

Aus Baden. Ihr geschätztes Blatt hat seit geraumer Zeit kein Lebenszeichen mehr aus unserer Kirche empfangen, und es könnte fast scheinen, als erstrecke sich dieselbe eines so stillen, ungestörten Gedeihens, daß zu Berichten keinerlei Ursache vorhanden ist. Wollte Gott, es verhielte sich also! Zwar das dürfen wir sagen, die Hefigkeit des Streites, der unsre Landeskirche nun seit einer Reihe von Jahren zerrüttet, hat etwas abgenommen. Ein Gefühl der Ermüdung macht sich geltend, so hüben wie drüben. Der positive Theil der Geistlichen sieht sich in seinen gerechtesten Forderungen, seinen billigsten Erwartungen getäuscht und immer wieder getäuscht. Nachdem sie gethan, wozu ihr Gewissen sie trieb, bleibt ihnen nichts übrig, als sich in den Nothstand der Kirche zu schicken und ihn zu tragen, bis es dem Herrn der Kirche gefällt, wieder eine Zeit der Erquickung anbrechen zu lassen. Die liberale Partei aber, die das Regiment führt, kann ihrer Errungenschaften nicht froh werden; Zerrissenheit,erspaltung der Gemeinden, Schwinden des religiösen Lebens, Verödung der Kirchen — wenigstens da, wo das neue Evangelium gepredigt wird —, wahrhaft erschreckende Abnahme der Zahl der Theologie Studirenden, steigende Mißachtung des Standes der Geistlichen — das sind die Früchte ihrer Herrschaft.

Als der Krieg ausbrach, haben die Männer des Protestantenvereins in Heidelberg das famose Wort ausgesprochen, daß er bis auf Weiteres seine Arbeit einstellen müsse. Welch schlechtes Gewissen muß doch dieser Verein haben, wie muß er es fühlen, daß er zur Existenz keine Berechtigung hat, wenn er, sobald der lebendige Gott mit Flammenzügen vor die Augen dieses Geschlechts schreibt, daß er lebe, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich verkriecht und seine Todtengräberarbeit einstellt! Doch kaum ist die Erscheinung Gottes vorübergegangen, beginnt er wieder das Werk der Zerstörung. Die in Aussicht stehende, alle 5 Jahre wiederkehrende Generalsynode bot Gelegenheit dazu. Da sie im Jahre 1866 hatte zusammentreten sollen, des Krieges wegen aber auf das folgende Jahr verschoben wurde, so war es fraglich, von wann an die Kirchenbehörde rechnen werde. Rechtlich war es jedenfalls begründet, vom Jahre 1866 an zu zählen. Die liberale Partei jedoch, die sich um das Recht nicht kümmert, wenn es in ihren Kram nicht paßt, wünschte die Synode erst im Jahre 1872 abgehalten zu sehen. Noch machten sich die Folgen des Krieges zu sehr geltend, der religiöse Zug, der durch unser Volk hindurchging, schien ihren Plänen keine Förderung zu versprechen, man hatte zu klar in den Abgrund geschaut, in welchen ein Volk geräth, das sich um seine theuersten Kleinodien betrüben läßt, die Consequenzen des Liberalismus lagen zu offen vor Augen, als daß die Führer der Linken nicht hätten fürchten

müssen, jetzt keinen zur Aufnahme ihrer Saaten geeigneten Boden zu finden. Binnen Jahresfrist mochte das anders sein; bis dahin mochten die heilsamen Eindrücke des Krieges verschwunden sein; dann sollte, ehe preussischer Einfluß weiteren heillosen Experimenten ein Ziel setzt, das Gebäude des Liberalismus seine Krönung finden. — Wir erachten es für ein Glück, daß die Synode jetzt nunmehr auf den 1. August zusammenberufen ist. Daß die Liberalen Ursache hatten, den Ausfall der Wahlen zu fürchten, hat das Ergebnis derselben gezeigt. Nachdem die positive Seite im Jahre 1867 13 Mitglieder in der Synode gehabt, ist sie jetzt durch 18 Mitglieder vertreten und mit diesen werden wohl in den meisten Fragen mindestens 2 weitere Abgeordnete stimmen. Dies überraschende Resultat kommt einem glänzenden Fiasco des Liberalismus gleich, wenn man bedenkt, daß die ganze Staatsmaschine gegen die positive Seite arbeiten muß. Unter diesen Umständen durfte man erwarten, daß der Landesbischof, der nach Vorschlag des Oberkirchenraths, 7 Mitglieder in die Synode ernannt, die zum Ausdruck gekommene Stimmung berücksichtigen und da ja von der Gleichberechtigung der Parteien im Lande Baden unendlich viel gefaselt wird, doch mindestens 3 positive Mitglieder wählen werde. Weit gefehlt! Mit Ausnahme eines Einzigen, der Anstands halber ernannt werden mußte, jedoch abgelehnt hat, gehören die Ernannten zu den Liberalen reinsten Wassers, ja die Behörde hat sich nicht gescheut, dem Großherzog solche Männer zu empfehlen, die in ihren Bezirken ihren positiven Gegencandidaten erlegen waren, und so damit bewiesen, daß sie selbst Partei ist. So haben denn die Freiständigen abermals die Majorität und es ist nun abzuwarten, wie sie ihre Macht gebrauchen werden. — Durchwühlt und zerrissen ist unsre Kirche, wie, außer der rheinpfälzischen, keine in den deutschen Landen. Es wird freilich der Tag kommen, wo denen, welche jetzt das Regiment führen, dasselbe wird genommen werden. Wie aber seiner Zeit Henri d'Orleans in seinem offenen Briefe den Prinzen Napoleon frag: „Was habt ihr aus Frankreich gemacht?“ — so fragen wir: wozu ist unter eurer Leitung die Kirche geworden? Die Antwort hat lange vor uns ein Andre gegeben.

### Anzeige.

Am Donnerstag, 31. August, Morgens 9 Uhr, wird in Stettin, im Saale des Gesellenhauses die Conferenz des Vereins der bekennnistreuen Freunde der evangel. Landeskirche und seiner Gesinnungsgegnossen unter Geistlichen und Laien abgehalten werden.

#### Tagesordnung.

1. Ansprache des Vorsitzenden, Superintendenten Eichler.
2. Die lutherische Kirche in Preußen: Pastor Wegener — Luckow und Superintendent Schumacher — Treptow a. d. Toll.
3. Das Gastrecht am Tische des Herrn: Pastor Splittgerber — Mügenow und Pastor Baudach — Colberg.
4. Vereins-Angelegenheiten.
5. Mittheilungen aus dem Feldpredigerleben: Pastor Görke — Schlattow.
6. Die Früchte des Krieges für den Frieden: Pastor Giesebrecht — Goldsch.

Der Vorstand.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 16. August.

N<sup>o</sup> 65.

## Der Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus

durch die Kirchengeschichte verfolgt bis auf unsere Tage.

Der Pelagianismus nimmt unter den sämmtlichen Häresien, welche den heiligen Leib des Herrn, die Kirche durchwühlt haben, eine geradezu einzigartige Stellung ein und unterscheidet sich von allen nicht bloß graduel, sondern auch specifisch, einmal rücksichtlich seines Ursprungs, sodann hinsichtlich seines Verlaufs. Alle übrigen Häresien waren entweder von Haus aus nur verschiedene Schulmeinungen, die erst im Feuer des Kampfes bis zur offenbaren Häresie gesteigert wurden. So verwickelten sich die christologischen Lehrfragen der antiochenischen und alexandrinischen Schule im Kampfe bis zu den offenbaren Irrlehren des Nestorianismus und Euthychianismus, oder die Irrlehren entsprangen aus einer Ueberspannung der Disciplin, wie der Donatismus, der Novatianismus und mit prophetisch-apokalyptischer Beimischung auch der Montanismus, oder sie wurzelten in einer traurigen Mischehe zwischen heidnischer Philosophie und christlicher Lehre, wie der Gnosticismus, oder waren eine Mesalliance zwischen heidnischem Nationalcult und christlicher Tünche, wie der Manichäismus. Ganz anders der Pelagianismus. Diese Häresie hat ihre Wurzel tief innerlich in der geheimsten Werkstatt des menschlichen Herzens. Die ganze Christenheit spaltet sich in zwei große Heerlager, in natürliche Menschen und wiedergeborene Kinder Gottes, und je einem dieser Heerlager entspricht der Pelagianismus und Augustinismus als theologisches System. Der Pelagianismus ist die Theologie des natürlichen Menschen, der Augustinismus ist die Theologie des wiedergeborenen Christen, und so lange sich dieser Gegensatz in der Kirche bewegt, so lange die Kirchengeschichte sich um ihn, als um ihren Angelpunkt dreht, so lange wird in der kirchlichen Wissenschaft der Kampf des Augustinismus wider den Pelagianismus dauern. Darum war auch der Verlauf dieser Häresie ein so ganz anderer, wie bei den übrigen. Alle andern traten separatistisch und sectenbildend auf. Da trat der Krankheitsstoff in Gestalt eines bössartigen Abscesses äußerlich zur Erscheinung und die reinen, echten, oikumenischen Concilien, die freilich nicht Pio Ronisch gefärbt waren, schieben ihn aus dem Leibe Christi aus. Anders der Pelagianismus. Da ist der Krankheitsstoff als unheimliche Fieberglut

im Leibe der Kirche stecken geblieben und hat ihr durch alle Phasen ihrer Entwicklung manchen entsetzlichen Schlittelfrost gezogen. Weil aber bei keinem kirchlichen Lehrkampf die Systeme so aus der persönlichen Lebensgeschichte ihrer Träger herausgeboren sind, wie hier, so wird es zur Fundamentirung der nachfolgenden Darstellung unerlässlich sein, in gedrängter Kürze die Lebensbilder des Augustin und Pelagius hier voranzuschicken.

### 1) Augustin.

Aurelius Augustinus ist geboren zu Tagaste unter der heißen Sonne Numidiens, sein Vater war der wildlebenshaftliche, erst am Abend seines Lebens bekehrte Heide Patricius, seine Mutter die innig fromme, gebets- und glaubensstarke Christin Monica. Der natürliche Charakter Augustins vereinigte die Charaktere beider Eltern, von dem Vater erbte er die Leidenschaft, von der Mutter das Suchen und Sehnen nach dem Einem, das Noth ist. Dies doppelte Erbe trat in den beiden Entwicklungsphasen verschieden hervor. In dem ersten Abschnitt des Lebens vor der Taufe wüthete in seinem Herzen des Vaters Leidenschaft und schien der frommen Mutter Art ganz erstorben. Er rang nach Ruhm und Ehren, er wälzte sich in der Lust. Er wollte glänzen als Rhetor nach Ciceros Vorbild, als Philosoph in der Schule der Neoplatoniker, als geistreicher Mann in der Geheimnißkrämerei der Manichäer. Doch der Mutter Sinn flackerte bisweilen, wie ein Blitz durch die Nacht seines Sündenlebens. Er kaufte zu Mailand den Predigten des Ambrosius. In der zweiten Phase, in dem Leben unter der Gnade, als jenes: tolle lege! ihn geweckt, erfüllte ihn ganz der Mutter Demuth, ihre Gottesminne, ihre Glaubenskraft. Wie sie ihn losgebetet und losgeglaubt von der Welt, so wollte er nun ganz der Mutter gleichen, doch des Vaters Leidenschaft blieb, nur wurde sie unter dem Kreuze verklärt zu heiliger Energie und glühender Begeisterung. Dies sein Leben. Nun der Erwerb dieses Lebens. Aus eigener Kraft war er tief, tief gefallen, mehr, als ihn zu Falle zu bringen, hatte seine gigantische Natur nicht vermocht, aus Gnaden und allein aus Gnaden war er aufgestanden. Die eigne Kraft vermag zur Bekehrung Nichts, die Gnade thut Alles. Das hatte er erlebt, geglaubt, erkannt. Der *Μορσχησμός* der Gnade war seines Lebens Facit. Er war der verlorne Sohn im Evangelium, sein reiches Erbe war umgebracht, bis zu den Trübern hatte er gebracht und nun saß er gefunden an seines Vaters Tafel bei dem Mahle. Seine Biographie war St. Pauli Lebensgeschichte,



nur daß jene sabbucäisch, diese pharisäisch anfang. Wie jener hoch zu Ross aus eigener Kraft ausgeritten war und einreiten wollte in die Thore von Damascus, wie er aber arm und blind dort ankam und erst vom Herrn und ganz allein von ihm das Licht wiederbekam — also auch Augustin.

## 2) Pelagius.

Morgan oder Pelagius, gehörte seiner Geburt nach, mag man ihn nach seinem Beinamen Brito für einen Britanier oder Bretagner halten, jedenfalls dem kühleren Norden an und zwar dem nördlichen Kirchengebiet, welches nicht vom Abend- sondern vom Morgenlande gepflanzt worden war, und nach Neanders Meinung in beständigem Conner mit der orientalischen Mutter blieb. Kein Wunder also, daß die britische Kirche, wie ihre orientalische Mutter zwar in kühner Speculation der theologischen und christologischen Lehrentwicklung sich zuwandte, aber der mehr praktischen Anthropologie indifferent gegenüber stand. Dies die nationale Wiege des Pelagius. Seine Erziehung und Lebensweise war eine mönchische, wenngleich er nur *veluti monachus* genannt wird, also keinem geschlossenen Klosterverbande angehört zu haben scheint. Sein Leben war ohne innere Kämpfe, arm an Erfahrung, still, kahl und kalt dahingegangen. Er war ein redlicher Mann und besaß eine stark ausgeprägte *justitia civilis* und, dieses Besitzes sich bewußt, fühlte er kein Bedürfnis nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Er war eine spießbürgerliche Natur, den Forderungen des äußern Sittengesetzes entsprach er, augenfälliger Uebertretungen und Missethaten war er sich nicht bewußt und so, in Selbstgerechtigkeit verknöchert, täuschte er sich vollkommen über den wahren Stand seines Herzens. So lernte er weder die erschreckliche Tiefe der Sünde, noch den wunderbaren Reichthum der Gnade kennen, und wenn er dennoch sein System durch gelegentliche Erwähnung der Gnade aufputzte, so war das eine mönchische Connivenz gegen die Autorität der Kirchenlehre, etwa so, wie selbst die crassesten Rationalisten gelegentlich auch von Wiedergeburt, Versöhnung, Rechtfertigung sprachen. Seinem Kern nach war sein System der nackte *Μορφεύς* des Menschen bei seiner Befehrung. Er war der andre von den beiden Söhnen im Evangelium, der nicht verloren war und darum nicht gefunden werden konnte, und der zuletzt, als der verlorne an des Vaters Halse ruhte, nur scheel sah, daß der Vater so gütig ist, weil ihm das Geheimniß nicht offenbar geworden, daß grobe, augenfällige Uebertreter dem Reiche Gottes näher stehen, als träge, selbstgerechte Seelen. Uebrigens war Cälestius, Pelagii Gesell, nach Herkunft, Anlage, Geschichte und Entwicklungsgang seinem Meister sehr wahlverwandt. Nur war er reich begabt (*acerrimi ingenii, qui profecto, si corrigeretur, plurimis profuisset*), aber auch stolz auf seine Gaben (*quem falsae doctrinae ventus inflaverat*). Er war freimüthiger (*liberior*) als Pelagius, der *astutior* heißt, so daß ihn Prosper geradezu Coluber Britannus nennen konnte. Dabei hatte Cälestius als Erbstück aus seiner frühern Advocatenlaufbahn eine *incredibilis loquacitas* mit hinübergenommen. Beide theilten sich dergestalt in die Arbeit, daß Pelagius das

movens, Cälestius das agens, Pelagius der legislator, Cälestius der executor, Pelagius der Erzgräber, Cälestius der Kaufmann war, der mit dem gegrabenen Erze handelte.

Ich komme von den Personen zu ihren Systemen, muß es mir aber leider des Raumes wegen versagen, dies System analytisch vorzuführen, sondern ich beschränke mich darauf, in einigen kurzen Sätzen nur die Resultate zu geben. Während ich aber vorhin, dem mächtigen Eindruck der Persönlichkeit Augustins weichend, zuerst von diesem, dann von Pelagius sprach, befolge ich nun bei den Systemen die umgekehrte, weil chronologische Ordnung.

Wir fassen das anthropologische System des Pelagius in folgende kurze Sätze:

1) Adam ist unschuldig und mit der *possibilitas boni et mali* geschaffen.

2) Der Fall hat in der menschlichen Natur Nichts geändert, alle Menschen werden so geboren, wie Adam geschaffen ist, eine Erbsünde giebt es nicht.

3) Der Tod ist nicht der Sünden Sold, sondern Naturnothwendigkeit, schon Adam war sterblich geschaffen.

4) Der Mensch kann also ohne Sünde sein, wie es thatsächlich sündlose Menschen gegeben hat. Wenn die meisten doch Sünder sind, so ist die Gewohnheit, das Beispiel, die Erziehung schuld.

5) Doch kann sich der Mensch aus seiner Sündhaftigkeit aus eigener Kraft erheben, jederzeit das Gute wählen und in Tugend strahlen.

6) Durch rechten Gebrauch der eignen Kraft kann der Mensch die *vita aeterna* erlangen und das Christenthum ist hierzu nur ein immerhin wünschenswerthes Hilfsmittel.

7) Nützig ist die Gnade nur, um den höchsten Grad der Seligkeit, das *regnum coelorum* zu erreichen.

Armer Pelagius!

Diesem jammervollen System stellte nun Augustin sein aus der Schrift geglaubtes und selbsterlebtes entgegen, welches wir ebenso kurz in mehrere Sätze zusammenfassen.

Augustin lehrt:

1) Der Mensch ist geschaffen, ausgestattet mit dem *posse non peccare* und mit dem *posse non mori*, welches im Fall der Bewährung zum „*non posse peccare*“ und zum „*non posse mori*“, also zur vollkommenen Heiligkeit geworden wäre.

2) Durch den Fall ist diese Natur physisch und ethisch in Grund verderbt und die Verderbnis ist durch die Zeugung auf alle Menschen übergegangen, und ebenso hat sich die Verdammlichkeit auf alle Menschen von Adam vererbt.

Er sagt: *de civit. Dei*, 14: *Adamus justum Dei judicium expertus est, ut cum tota sua stirpe, quae in illo adhuc posita, tota cum illo peccaverat, damnaretur.* Er sagt: *de peccat. merit. et rem.* 1, 9: *A primis hominibus admissum est tam grande peccatum, ut in deterius mutaretur natura humana, etiam in posteris obligatione peccati et mortis necessitate transmissa.* Er sagt: *contra Jul.* 1, 29 die Sünde sei fort-



gepflanzt: *propagatione, per traducem, concupiscentia carnali, occulta tabe carnalis concupiscentiae.*

3) Diese Verderbnis ist nicht bloß negativ ein defectus, eine privatio, eine *σείρησις*, sondern positiv eine corruptio, per-versio, ein vulnus a diabolo naturae inflictum.

4) Zur Erhebung aus dem Fall kann dem Menschen die eigne Kraft Nichts nützen, die Bekehrung ist vielmehr lediglich und ausschließlich Werk der Gnade, die sie als praeveniens vorbereitet, als operans wirkt und als cooperans vollendet.

5) Erst der Wiedergeborene erlangt durch die dreifache Arbeit der Gnade das posse non peccare zurück, welches erst im ewigen Leben zum non posse peccare verklärt werden soll.

Dies die großartige, imposante Anthropologie des Augustin, die bis hierher nach unsrer festesten Ueberzeugung absolut schriftgemäß ist, und wenn er dieselbe dann bis zur gratia irresistibilis den Erwählten gegenüber und bis zum decretum absolutum fortsetzt, so hat er damit allerdings die zarte Grenze der Schriftgemäßheit überschritten, oder einzelne Schriftworte, z. B. Röm. 9, 13: *τὸν Ἰακώβ ἠγάπησα, τὸν δ' Ἡσαὺ ἐμίσησα* nicht nach der analogia fidei ausgelegt, aber die Erkenntnis dieses einen Fehlers darf uns die Freude an der kristallhellen, consequenten Augustinischen Sündenlehre nicht trüben, sondern wir müssen den Herrn preisen, daß er dem gefährlichsten aller Irrlehrer den gewaltigsten abendländischen Kirchenlehrer entgegen-gestellt hat. Wir müssen es uns versagen, den exegetischen Nachweis der Schriftgemäßheit Augustinischer Anthropologie hier zu führen. Unsrer Aufgabe ist eine historische, nicht exegetische. Wir behaupten die Schriftgemäßheit Augustinischer Hamartologie.

Dies die beiderseitigen Systeme, die wir nun in ihrem Ringkampf durch die Kirchengeschichte verfolgen wollen, so zwar, daß den Knotenpunkten der Entwicklung eine ausführlichere Darstellung zu widmen, die weniger wichtigen Phasen in kurzer pragmatischer Uebersicht zu behandeln sein werden.

I. Die Altkatholische Kirche. — Zunächst muß hervorgehoben werden, daß beim Ausbruch des Pelagianischen Streites die kirchliche Dogmatik auf dem Gebiet der Anthropologie sich noch im Stadium der Unfertigkeit befand. Es war dies nicht zu verwundern; denn die alte Kirche begnügte sich ja bei allen Lehrstücken zunächst damit, die Schriftlehre in aller Einfachheit vorzutragen und fühlte in jeder Frage das Bedürfnis nach systematischem Ausbau und wissenschaftlicher Begründung erst dann, wenn durch einen Irrlehrer dies ihr Bestizthum gefährdet wurde. Dazu kam, daß die trinitarischen und christologischen Streitigkeiten das Interesse der Kirche so in Anspruch genommen hatten und nach der Zeit heißen Kampfes ein solch lebendiges Bedürfnis nach innerem Frieden nachgerufen war, daß es eben eines äußern Impulses bedurfte, die anthropologische Frage auf die Tagesordnung zu setzen. Diesen Impuls gab Pelagius. Zunächst schien aber die Kirche weiter in ihrer anthropologischen Indifferenz zu verharren, ja die ganze Antiochenische Schule schien sich sogar dem Pelagius sympathisch zu fühlen, wie aus der Schrift eines ihrer bedeutendsten Vertreter, des

Theoborus von Mopsuestia: *πρὸς τοὺς λέγοντας, φύσει καὶ οὐ γνώμῃ πταίειν τοὺς ἀνθρώπους* hervorgeht. Sogar der Papst Zosimus trat vorübergehend auf die Seite des Pelagius. Und wenn auch Männer von gutem Klang, ein Paulinus von Mailand und ein Paulus Drosius entschieden gegen den Pelagius Front machten, so würde ihr Ansehen nicht genügt haben, diesen schlimmen Irrlehrer zu Falle zu bringen, wenn nicht der Herr selbst im rechten Augenblick den rechten Gottesmann sich erwählt und im Moment der höchsten Gefahr eins seiner großartigsten Rüstzeuge auf den Plan gestellt hätte. Dies Rüstzeug war Aurelius Augustinus. Seine Streitschriften gegen den Pelagianismus, die wir nie bei Seite gelegt haben, ohne mit Paulinus von Nola von ihnen zu rühmen: In his me oblecto, de his cibum capio, non illum qui perit, sed qui operatur vitae aeternae substantiam per fidem nostram in Christo Jesu, schlugen durch die Wucht ihrer Argumente, durch ihre zu Tage liegende Schriftgemäßheit wie Donnerschläge in das Heer der Gegner ein. Sein großes persönliches Ansehen verschärfte die Beweisraft seiner Argumente. Die occidentalische Kirche raffte sich aus ihrer anthropologischen Indifferenz auf und trat in der Mehrzahl ihrer bedeutendsten Vertreter auf Seiten des Augustin. Die Provinzialsynode zu Karthago 416, die Synode zu Mileve 416, die Generalsynode zu Karthago 418 verdamnte den Pelagianismus zu Gunsten des consequenten Augustinismus. So war der Occident einig in seiner Verwerfung. Da sollte ein verhängnisvoller Fehler der Pelagianer auch den in dieser Frage immer noch apathischen Orient gegen sie entflammen und die Verdammung zu einer oikumenischen machen. Die Pelagianer schlossen sich nämlich in Erfüllung des Schriftwortes: *ἐγένοντο δὲ Ἡρώδης καὶ Πιλάτος φίλοι ἀπ' ἐκείνης τῆς ἡμέρας* an den häretischen Bischof Nestorius an und machten so sein Loos zu dem ihrigen. Als nun zu Ephesus 431 Nestorius verdammt wurde, erreichte das oikumenische Anathem auch die Pelagianer. So war der Augustinismus zunächst die kirchenrechtlich allein gültige Anthropologie der oikumenischen Christenheit. — Aber diese anthropologische Herrlichkeit und Konsequenz dauerte nicht lange, denn es entstand in Massilia in Gallien eine ganze theologische Schule, deren Haupt Johannes Cassianus war, welche an der Augustinischen Prädestinationslehre Anstoß nahm, sich aber leider nicht begnügte, diese hyperbiblische Lehre in die schriftgemäßen Grenzen zurückzuführen, sondern welche auch die beiden Grundbegriffe „Sünde und Gnade“ wesentlich abschwächte, indem sie die Bekehrung als eine Symphonie zwischen menschlichem Wollen und göttlichem Können darstellte. Charakteristisch ist auch hier, daß die südgallische Kirche vom Orient gepflanzt war, wie sie diesem auch den berühmten Bischof Irenäus verdankte. Dem griechischen Geist waren die Begriffe Freiheit und Menschenwürde so hohe Ideale, daß er sich schwer unter den Augustinischen Monergismus der Gnade beugte. Daß aber diese Ideen des Cassian so bedeutende Propaganda machten, hatte einen tief innerlichen Grund. Es lag in der dogmatischen Atmosphäre jener Tage etwas, was zwar dem strengen Pelagianismus zuwider war,



aber ebensowenig dem strengen Augustinismus entsprach. Augustin steht auf der Grenzscheide zweier Zeitalter in der Kirche. Die altkatholische Kirche mit ihrer reinen Lehre neigte sich bereits nach abwärts, schon lagen in ihr keimartig alle die Momente verborgen, welche den reinen altkatholischen Typus allmählich in den unreinen römischen umbilden sollten. Schon guckte, wenn auch zunächst noch schüchtern und verhüllten Angesichtes der Heiligen-, Marien- und Märtyrercult durch die Kirchenlehre hindurch und selbst Augustinus war nur in der Theorie, nicht aber in der Praxis absolut frei davon. Nun konnten sich diese drei schriftwidrigen Auswüchse nicht frei entfalten, so lange der strenge Augustinismus galt. Wie konnten die Märtyrer und die Heiligen verehrt werden, wenn das, was sie gethan, nicht auf ihr Conto, sondern auf Rechnung allein der Gnade kam, dann hatten sie selbst ja gar kein Verdienst, höchstens das, nicht boshaft widerstrebt zu haben. Wie konnte sich der Mariencult entfalten, wenn nicht Maria, sondern die souveräne Gnade Alles für uns thun muß. Nun sollten aber diese drei unbiblischen Auswüchse entwickelt werden, das lag in Roms Interesse, folglich mußte der strenge Augustinismus fallen. Deshalb fand nach langen Kämpfen zwar nicht der Cassianische Semipelagianismus, der nur zu Arelate und Lugdunum 475 vorübergehend triumphirt hatte, wohl aber der von Avitus von Caesarea vertretene mildere Semipelagianismus auf der Synode zu Orange 529 kirchliche Anerkennung. So löste sich die altkatholische Kirche innerlich vom Geiste Augustins los, wenn sie auch die Person dieses gefeiertsten aller abendländischen Kirchenlehrer unangetastet ließ und auch seine Schriften nur angriff, ohne ihren Autor zu nennen, und diese Lösung war unbeschreiblich verhängnißvoll. Die Synoden von Arelate und Lugdunum, durch die von Orange nur formell gemildert, haben die altkatholische Kirche in specifisch römische Bahnen getrieben.

II. Die römisch-katholische Kirche, d. h. die Kirche von 519—1517.

Diese Zeit läßt sich kurz so charakterisiren, daß man sagt, die Kirche habe sich in dieser Periode allmählich, aber stetig und consequent immer mehr und mehr vom Geiste Augustins losgelöst und sich in den Semipelagianismus eingelebt. Der *articulus stantis et cadentis ecclesiae*, die Rechtfertigung *sola fide* verstummte allmählich ganz, nachdem der Mund des größten nachpaulinischen Zeugen dieses heiligen Centrums reiner Lehre, der Mund Augustins, sich geschlossen hatte. Die Wertgerechtigkeit trat immer mehr in den Vordergrund, die Maria von Bethlehem war todt, nur die Martha und ihr Geist herrschten in der Kirche und diente Jesu im Hause des Pharisäers, Simon des Ausfägigen. Dazu kam, daß die großartige Ausbildung, die im Mittelalter das äußere kirchliche Leben empfing, ganz dazu angethan war, den doctrinär bereits verworfenen Augustinismus auch praktisch zu verdrängen. Das Mönchs-

thum, dieses Schooskind der mittelalterlichen Kirche wurde eine Pflegestätte des praktischen Pelagianismus. Die Mönche wollten durch Verleugnung der Welt und durch allerhand Kasteiungen ihr Heil und ihre Seligkeit entweder ausschließlich selbst wirken (nackter Pelagianismus) oder sie wollten durch ihre Werke sich wenigstens mit der Gnade verbinden (Semipelagianismus). Es liegt auf der Hand, daß in den Klöstern für den Augustinischen Monergismus der Gnade kein Platz war. Dazu kam, daß die Wallfahrten, der Reliquiendienst und der Heiligencult der Gnadenlehre immer tiefere und tödtlichere Wunden schlug. Die von Tage zu Tage wachsende Allgewalt der Kirche, die Mittel- und Mittlerstellung, die sie sich zwischen der Seele und dem Herrn anmaßte, trug wesentlich zur Ignorirung des Augustinismus bei. Schriftgemäß war des Papstes Monarchie nimmermehr, sollte sich also seine Macht behaupten, so mußte die Lehre erst gefälscht werden, sollte sie gefälscht werden, so mußte man das Herz der Lehre, die Gnadenlehre corrumpiren und man that das so gründlich, daß man endlich zu der entsetzlichsten aller Häresien, d. h. zu der für klingende Münze zu erlangenden *indulgentia plenaria* gelangte, einer Lehre, die in ihren praktischen Konsequenzen selbst den nacktesten Pelagianismus noch überbot. So deutet uns schon diese flüchtige Skizze, daß die eigentliche Grundsinde Roms das Aufgeben des schriftgemäßen Augustinismus und das Hegen und Pflegen des schriftwidrigen Pelagianismus war. — Es fragt sich nun, ob es denn Niemand in der mittelalterlichen Kirche gab, der eine heilsame Reaction gegen das Pelagianische Unwesen hätte üben können. Es gab in der Kirche wirklich Niemand. Die Scholastik, diese großartige Geistesrichtung des Mittelalters, konnte einen reformatorischen Einfluß darum nicht üben, weil sie ja nicht auf den Quell der Lehre, auf das Wort Gottes, sondern auf den Fluß, eben auf die Kirchenlehre selbst zurückging, und da der Semipelagianismus zu den constitutiven Momenten gehörte, aus denen sich die Kirchenlehre erbaut hatte, so mußte die Scholastik, so lange sie die irrige Voraussetzung bestehen ließ, natürlich auch die giftigen Früchte und Konsequenzen mit in den Kauf nehmen. Auch Abälards: *Sic et non* hatte keine heilsame Wirkung, da er nicht die laute Schrift- und unlautere Kirchenlehre, sondern nur widersprechende Aussprüche der Väter gegenüber stellte. Durch die Thomisten freilich zog sich ein augustinischer Zug hindurch, aber es blieb beim *pium desiderium*, weil auch sie die kranke Wurzel unangefochten ließen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 19. August.

N<sup>o</sup> 66.

## Der Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus

durch die Kirchengeschichte verfolgt bis auf unsere Tage.

(Fortsetzung.)

Auch die Mystik, wenngleich sie manchen herrlichen Mann auf den Plan gestellt hat, einen Bernhard von Claravallis und einen Hugo a Sancto Victore, vermochte des Pelagianismus nicht Herr zu werden, da auch sie von der bestehenden pelagianisch inficirten Kirchenlehre als von ihrem Fundamente ausging, und weil sie nur die Heiligung möglichst zu vertiefen, nicht aber die Rechtfertigung in ihre centrale Stellung einzusetzen sich bestrebte. — Um so freudiger müssen wir es begrüßen, daß durch den herrlichen deutschen Minnegesang der glorreichen Hohenstaufenzeit ein entschieden antipelagianischer Zug hindurchgeht. — Am entschiedensten finden wir diesen Zug vertreten in dem Dichtersfürsten Wolfram von Eschenbach und Pleienfelden und zwar in erster Linie in dessen Parzival. Wir halten bei dieser Gelegenheit mit dem Geständniß nicht zurück, daß wir in Wolfram den größten deutschen Dichter aller Zeiten erblicken, weil in ihm die drei constitutiven Momente eines edlen echten Deutschen — die Glaubenstiefe — die Herzensinnigkeit und die Vaterlandsiebe von allen vaterländischen Dichtern am reinsten und stärksten hervortreten. Wir setzen Wolfram getrost in eine Linie mit Sophokles, Dante, Shakespeare und möchten dem deutschen Volke rathen, daß es, wenn es durchaus einen Dichtergenius feiern will, doch lieber statt seiner Schillerfeste auch einmal Wolframsfeiern veranstalten möge. Parzival will das höchste und idealste Gut, welches er kennt, den heiligen Graal, sich zuerst auch erringen, erarbeiten, erstreiten; aber alle Mühe ist vergebens, endlich, nachdem er es aufgegeben hat, das Kleinod aus eigener Kraft zu erlangen, da fällt es ihm als Gnadengeschenk selbst in den Schooß. Entkleiden wir diesen Grundgedanken unsres größten vaterländischen Gedichtes seines poetischen Gewandes, so zeigt er uns, daß die höchsten Güter, die dem Herzen innern Frieden geben, sich nicht erraffen lassen auf Pelagianischem Wege, sondern daß man Augustinisch stille halten muß, bis eine andre Hand uns ohne Verdienst und Würdigkeit mit ihnen belohnt. Wir sind weit entfernt zu glauben, daß dieser Parzival im Stande gewesen wäre, die Christenheit, oder auch

nur die deutsche Christenheit antipelagianisch zu reformiren, aber wir sehen in ihm doch ein höchst bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und eine Weissagung, daß gerade das deutsche Lied dem Pelagianismus tödtliche Wunden schlagen sollte. Was Wolframs Parzival als Ahnung in vieler Herzen legte, das wurde zur vollen Gewißheit, als 500 Jahre später Paul Speratus sein: „Es ist das Heil uns kommen her“ sang.

III. *Ἐξομα τὰν* oder die Zeit der Geburtswehen der Reformation.

Wir fragen, welche Stellung nahmen die Lebenszeugen der Kirche des 14. und 15. Jahrhunderts zum Augustinismus und Pelagianismus ein. Zu den Reformatoren vor der Reformation vermögen wir nicht die Männer zu rechnen, welche auf den sogenannten reformatorischen Concilien zu Pisa, Kostniz und Basel mit soviel Emphase eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern forderten. Wir haben alle Hochachtung vor der Gelehrsamkeit und vor der persönlichen Frömmigkeit eines Pierre d'Ailly, eines Johann Charlier von Gerson, eines Nikolaus von Clemangis, eines Ludwig d'Allemand, aber einen nachhaltigen Einfluß konnten ihre Reformbemühungen nicht üben, weil die Principien, auf denen sie standen, durchaus ungesund waren. Sie waren alle im Pelagianismus befangen, sie hatten keine Ahnung davon, daß dieser Pelagianismus der eigentliche Krebschaden der Kirche war, sie sahen nur die äußern Mißbräuche in der Kirche und hielten sie für *accidentia* und wußten nicht, daß diese Mißbräuche vielmehr *consequentia* der Lehre waren. Wie es nichts nützt, wenn man einem Kranken, dessen Blut verdorben ist, und der in Folge dessen vielleicht an irgend einer Stelle des Körpers eine Beule bekommt, auf diese Beule ein Pflaster legt, sondern wie die einzig richtige Methode die sein wird, daß man von Innen heraus das franke Blut gesund macht und dann ruhig wartet, bis, wenn der Krankheitsstoff verschwunden sein wird, seine äußern Phänomene sich von selbst verlieren, so war natürlich das Bestreben ein ganz verfehltes, die Kirche zu reformiren, indem man ihre aus dem krank gewordenen Lebensblut entstandenen Schäden beplasterte, aber das Blut krank sein ließ. Es ist schade, daß so edle Kräfte Streiter gewesen sind, die rein in die Luft geschlagen haben, deren Riesenarbeit mit ihrem jämmerlichen Resultat verglichen uns das alte Dichterwort auf die Lippen legt: *Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.*

Ebenso wenig dürfen wir zu den erfolgreichen Bekämpfern



des Pelagianismus im eigentlichen Sinne den Humanismus rechnen; denn diese Geistesrichtung hat eigentlich nur das Formalprincip der evangelischen Kirche wesentlich vorbereitet. Reuchlin, genannt Kapnio, hat es einem Kreuziger, Desiderius Erasmus von Rotterdam hat es einem Melancthon sprachlich ermöglicht, in die beiden heiligen Testamente einzubringen, aber in der Anthropologie lag noch tiefe Nacht über dem Choragen des Humanismus, über Erasmus. Er, der reiche Jüngling des Evangeliums, warf Luther die semipelagianische Schrift „de libero arbitrio“ entgegen, die dieser freilich durch die Gegenschrift „de servo arbitrio“ vernichtend abfertigte.

Ebenso wenig haben den pelagianischen Schaden der Kirche vollständig erkannt die lieben und treuen Männer, die in der Regel unter dem Namen der „Stillen im Lande“ zusammengefaßt werden. Wohl haben sie in stiller Friedensarbeit dem Formalprincip der evangelischen Kirche zur Anerkennung verholfen und sind dadurch treue Vorarbeiter der Reformation geworden (man vergleiche Luthers Urtheil über die Deutsche Theologia und über Joh. Wessel): aber dem Materialprincip der Kirche gegenüber vermochten sie nicht zu voller Klarheit sich zu erheben, da sie nicht die *πίστις*, sondern die *ἀγάπη* zum Centrum ihres anthropologisch-soteriologischen Systems machten. Am schlagendsten tritt das hervor bei Thomas Hamerken von Kempen, dem Verfasser des verbreitetsten von Menschen verfaßten Buches, welches in alle europäischen Sprachen übersetzt ist und an welchem Befenner aller Confessionen hängen, das aber auch freilich zeigt, wie die zarte deutsche Mystik die Reformation wahrhaftig nicht bewirken konnte, da Thomas selbst noch voll Werkergerechtigkeit steckt und nur neben den Werken den Glauben so betont, daß er dadurch wohl ein Zeuge auf die Reformation geworden ist. Wir können bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir die ungeheure Verbreitung des Buches nicht ausschließlich für einen Segen zu halten vermögen, sondern daß wir in ihm ein Specimen eines ziemlich farb- und confessionslosen, wenngleich unglaublich zarten und innigen Durchschnittschrifthums und darum eine Pflegestätte eines milden Semipelagianismus sehen.

Dagegen müssen wir dankbar rühmen, daß die Vorkämpfer der Reformation einen muthigen und reichsegneten Krieg gegen den Pelagianismus in Scene gesetzt haben. Zu ihnen gehören 4 Männer, eins in ihren letzten Zielen, aber doch untereinander sehr verschieden. Wir fassen sie zunächst zu zwei Paaren zusammen, indem wir als Eintheilungsgrund gelten lassen, ob sie lediglich die Kirche, oder Kirche und Staat reformiren wollten. Das erste Paar würde sein: Pierre Valdois in Südfrankreich und John Wycliffe in England. Der erste hervorgegangen aus dem Volke, der Kaufmann nach Matth. 13, 45. 46, der die köstliche Perle gefunden und nun Alles, was er hatte, verkaufte, um sie zu kaufen. Der andre der Gelehrte auf der hochberühmten Metropole mittelalterlicher Wissenschaft Oxford. Dem ersten war's befohlen, eine Gemeinde zu sammeln, die als Märtyrergemeinde sondergleichen bewährt, als reife Pflanze später hinein-

wachsen sollte in die evangelische Kirche, dem andern war's nicht vergönnt, eine feste Gemeinde zu bilden, die ihren Stifter überdauert hätte. Er sollte nur die Pelagianische Atmosphäre mit Augustinischen Ideen befruchten und wies durch den Namen seines Ahls Lutterworth hin auf Luthers Wort. Das zweite Paar bilden Johann Hus in Böhmen und Hieronymus Savonarola in Florenz. Beiden gemein ist das Streben, neben der Kirche auch den Staat zu reformiren. Hus ist unter den Vorreformatoren der Mann des Volkes im eminentesten Sinne, der andre ist der Demagoge unter den Vorkämpfern mit prophetisch-apokalyptischer Geistesrichtung. Sind aber alle vier Männer auch unter einander verschieden in mannigfacher Weise, so gleichen sie doch in drei gewaltigen Fragen auf's Haar einander. 1) Alle vier erkannten, daß nicht die Tradition der Väter und Stiefväter der Kirche, sondern allein das untrügliche Wort Gottes der Lebensquell der Kirchenlehre sei. 2) Sie erkannten, daß es Nichts nützt, die wilden Ranken römischer Mißbräuche zu stutzen, sondern daß vor allen Dingen die kranke Wurzel gesund gemacht und die evangelisch bessernde und biblisch nivellirende Hand an die Kirchenlehre selbst gelegt werden müsse. 3) Sie erkannten, daß der Grundschaden der Kirche das Ueberfluthen des Pelagianismus und in dessen Gefolge die Verleugnung des „sola fide“ sei. Sie suchten alle, mehr oder weniger bewußt, auf dem Grunde des Augustinismus das an dem Marke der Kirche zehrende Gift des Pelagianismus auszuschneiden. — Warum nun aber hat der Herr keinem dieser Männer voll apostolischen Geistes die Gnade gegeben, ein Reformator für die ganze Christenheit zu werden? Die absolute Antwort darauf ist natürlich: Es war eben in seinem verborgnen Rathe so beschlossen, eine relative aber dürfen wir ahnen. Er hat's nicht gethan: 1) weil seine Stunde noch nicht gekommen war. Wie bei der Entwicklung alles organischen Lebens nach mächtigen und segneten Stößen bisweilen Ruhepunkte und Pausen eintreten, in welchen das werdende Leben sich sammelt, um dann gereift zur Erscheinung zu treten, also auch hier. 2) Weil es dem Herrn schwer geworden ist, einen dauernden, wenigstens bis zur Erfüllung von Joh. 10, 10 dauernden Riß in die abendländische Kirche kommen zu lassen, und weil er deshalb, ehe er die Schalen seines Jornes über Neu-Babel ausgoß, durch Walbus, Wycliffe, Hus und Savonarola noch einmal einen Appell an die ganze Kirche richtete, sie noch einmal in ihrer Gesamtheit zur Buße rufen wollte, kurz weil er mit ihr that nach Luk. 13, 8 ff. 3) Weil bei aller Lauterkeit evangelischer Erkenntniß im Großen und Ganzen allen jenen vier Männern einzelne heterodoxe, ja häretische Momente anklebten. Walbus scheint für seine Person nicht in allen Stücken bis ins sanctissimum gedrungen zu sein, Wycliffe war spiritualistisch im Mysterium vom heiligen Abendmahl, Hus leugnete die sichtbare Kirche, Savonarola vermischte die *ἐπιγεια* und die *ἐπουράνια*. 4) Alle vier Männer waren Träger ihres speciellen Volksgeistes und gossen das Evangelium um in die Formen ihrer Nationalität. Nur ein Deutscher konnte der Reformator *κατ' ἐξοχήν* sein, weil ihm allein



die Universalität und Geistesiefe bewohnen konnte, die zu diesem Riesenbau unentbehrlich war. So mußten diese vier treuen Zeugen wie Moses auf Nebos Höhen sterben, zwar mit dem Blick auf Canaan gewandt, aber ohne mit ihrem Fuße das Land betreten zu dürfen, da Milch und Honig fleußt. Vergebens ist ihre Arbeit nicht gewesen, aber es war mutatis mutandis eine mehr prophetische, während Luthers Arbeit eine mehr apostolische war, und angesehen hat der Herr diese Zeugen gewiß gnädig und wir werden sie alle wiederfinden als Aelteste im neuen Jerusalem.

IV. Luther\*).

Bei diesem Meisterstücke der Gnade müssen wir länger verweilen. Luthers ganzes Leben bewegt sich fortwährend zwischen den beiden Angelpunkten „Gesetz und Evangelium“ und die beiden einzigen constitutiven Factoren, welche bei seiner Charakterbildung maßgebend gewirkt haben, sind „Sünde und Gnade.“ In dem Lebensgange dieses Mannes, der hinsichtlich der Kraft seines Glaubens, hinsichtlich der Fülle und Klarheit seiner Erkenntniß, hinsichtlich der Freudigkeit und Kühnheit seines Bekenntnisses ein unicum eminentesten Sinnes in der Kirchengeschichte ist, ein Mann, der unmittelbar hinter den Aposteln und, selbst der größte Kirchenvater, vor allen andern Kirchenvätern, selbst vor Athanasius und Augustin kommt, spiegelt sich im Kleinen die ganze Kirchengeschichte beider Testamente ab. Luthers Lebensgeschichte ist ein Mikrokosmos der Heilsgeschichte. Darum müssen wir bei der Entwicklung des innern Lebensganges Luthers zwei Phasen streng auseinanderhalten und 1) reden von dem Luther unter dem Gesetz und der Sünde, 2) von dem Luther unter dem Evangelium und der Gnade. Die erste Phase umspannt die Zeit von der Geburt bis gegen 1507, da seufzte Luther unter dem Stabe „Wehe“. Die zweite Periode beginnt mit der römischen Reise und reicht bis zum Tode. Da erquickte sich Luther unter dem Stabe „Sanft“. Zwischen diesen beiden Phasen liegt mitten inne die Zeit von 1507—1510, die wir die Zeit der: חַבְלֵי-הַמָּוֶשֶׁת nennen möchten, oder wie Eberle schön sagt, die Zeit, in welcher Luther zwischen der unruhvollen Frage: ὁὗς μοι, ποῦ σὼ und der seligen Antwort: εὐρηκα hin- und herschwankte. In ihr stand Luthers inneres Leben unter des Wortes Regel: Matth. 11, 12 ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν βιάζεται, da lebte er in den Tagen τοῦ Ἰωάννου τοῦ βαπτιστοῦ und erst 1510 trat für ihn das ὥς ἄρτι ein. Luthers Erziehung war eine entschieden alttestamentlich gesegliche. Nun hatte der Knabe eine gigantische natürliche Kraft, einen festen, energischen

Eigenwillen, und diese beiden Grundzüge seines Charakters wurden durch des Vaters Rütze immer wieder momentan gebrochen, und da Luther eine hohe Pietät vor seinem Vater hatte und keinen Augenblick an der Gerechtigkeit der ihm zuerkannten Strafen zweifelte, so entstand in dem Knaben früh eine Ahnung von der Macht der Sünde. Daneben aber blickte aus des Knaben großen Augen ahnungsreich damals schon ein Heimweh nach Zion, derselbe Blick, der die treue Frau Ursula Kotta bestimmte, sich des armen Knaben mütterlich anzunehmen. Er wählte das Studium der Rechte nicht aus freier Entschließung, sondern es war dies ein Opfer des Gehorsams gegen des Vaters eisernen Willen. Diese Wahl war ein *ἔργον τοῦ νόμου*, und da ihm der äußerlich octroyirte Beruf keine Befriedigung zu bieten vermochte, so lernte er es ahnen, daß durch des Gesetzes Werke kein Fleisch selig wird. Als nun aber gar der Freund seines Herzens eines jähen, von erschütternden Umständen begleiteten Todes starb, da schlug für Luther die Stunde der Berufung. Der Blitz, der dem Freund den Tod brachte, zuckte als Lebenslicht durch Luthers dunkles Herz. Die Frage des Kerkermeisters: *τί με δεῖ ποιεῖν, ἔνα σῶθῃ*, ward jetzt für ihn die alleinige Lebensfrage. Jetzt war's auch mit dem sflavischen, alttestamentlichen Gehorsam gegen den Vater zu Ende, er that den ersten Schritt evangelischer Freiheit wider des irdischen Vaters Willen, weil er das *ἐλπίεν* des himmlischen Vaters zum Sohne fühlte. Freilich der erste Schritt evangelischer Freiheit führte ihn tief hinein in römische Knechtschaft. Das erste Augustinische *ἀναστροφή* ward für ihn zu einem neuen Pelagianischen *ἀποπίπτεον* — Luther tritt ins Kloster. Das scheint äußerlich angesehen ein arger Mißgriff — und doch traf er damit des Herrn Willen, die Zeit im Kloster war ein schlechthin wesentliches Stück in der himmlischen Pädagogik. Luther sollte die trostlose römische Werkgerechtigkeit theoretisch und praktisch, vor allen Dingen empirisch ganz genau kennen lernen, damit er ein rechter Lebenszeuge des sola fide werde. Luther sollte im Kloster, d. h. in einem Schlupfwinkel des crassen praktischen Pelagianismus zum Restaurator des schriftgemäßen Augustinismus erzogen werden. Eine so tief zöllnerisch angelegte Natur, wie Luther, konnte in der pharisäischen Umgebung des Klosters keine Befriedigung finden. Große Herzens- und Gewissensangst bemächtigte sich seiner. Deshalb stürzte er sich ganz hinein in die klösterlichen Werke. Kein Dienst war ihm zu niedrig, nie genügte ihm sein brennender Eifer. Aber je brennender sein Eifer, desto größer seine Friedensleere. Unter diesen hoffnungslosen Seelenkämpfen zwangte seine feste Gesundheit. Körperlich und geistlich brach er zusammen. Da schickte ihm der Herr in dem Augustinerprovinzial Johann von Staupitz einen rettenden Engel. Dieser edle Mann von Tauler'scher Geistesrichtung, mit einem Fuß schon stehend in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, mit dem andern noch festgebannt in römische Knechtschaft, selbst noch ein Mann des Vorhofs, war doch dazu berufen, Luthern an die Thür des Allerheiligsten zu führen. Er weist ihn an die Schrift, er führt den verdüsterten, von langer Wüstenwanderung todesmatten



Luther unter die Palmbäume von פְּלִי. Mit dem Augenblick, wo Luther an die Schrift herantritt, beginnt für ihn die zweite Hauptepoche seines innern geistlichen Lebens. Die gratia praeveniens hat ihr Werk an ihm vollbracht, sie zieht sich nun als εὐπράκτος zurück — sie räumt das Feld ihrer edleren, stärkeren Schwester — die gratia operans fängt an an Luthers Herzen große Dinge zu thun. Luthers hungrige, unter der δικαιοσύνη ἐξ ἔργων abgehärmte Seele sollte nun bald vollen Frieden finden. Der heilige Geist führte ihn in das Allerheiligste der Schrift hinein. In Habakuk 2, 4 fand er den goldenen Schlüssel, mit dem er zunächst die vorzugsweis anthropologischen und soteriologischen Briefe an die Römer und Galater aufschloß und aus ihnen das Reichskleinod der Kirche, das „sola fide“ fand. Auf diesem Fundamente ruhend, mit diesem Schlüssel in der Hand, ging er nun in die gesammte Schrift hinein und es erschloß sich ihm allmählig die ganze evangelische Heilslehre. Die Anthropologie und Soteriologie, das wurden die beiden Ackerfelder, die er zu bauen hatte, dazu drängte ihn die Zeit, denn diese beiden waren von Rom am jammervollsten entstellt, dazu trieb ihn sein Herz, denn diese beiden hatte er an sich selber erlebt, als echter θεοδιδάκτος in der Schule des heiligen Geistes gelernt, in der Schrift bezeugt, in St. Augustins Schriften ausgelegt gefunden. Das sind die beiden Gnadenthemen, die durch Luthers Leben, seine polemischen und exegetischen Schriften, durch seine Predigten und durch seine Kirchenlieder mit wunderbarer Stetigkeit und Consequenz hindurchbringen: 1) Ohne Christum bin ich ein Kind des Verderbens, ein Erbe der ewigen Verdammniß; gings nach meinen Werken, so müßte ich der Hölle zugesprochen werden, und aus diesem Verderben mich zu erlösen, bin ich aus eigener Kraft ganz unfähig — das die Summa von Luthers Anthropologie, die er erlebt, geglaubt, erkannt hatte. 2) Durch das theure Verdienst meines Herrn Jesu, und durch sein Blut, welches ich ergriffen habe, allein durch den Glauben bin ich von Gottes Gnaden ein Kind Gottes, ein Priester Gottes geworden — dies die Summa seiner Soteriologie.

Im Einzelnen kommt Luther in der Anthropologie zu genau denselben Resultaten, zu denen Augustin gekommen war, wie aus seiner Auslegung des 3. Capitels der Genesis (Exeg. Op. lat. curavit Erlsperger, Erlangen 1829, Tom. I.) und zwar nicht etwa deshalb, weil Luther durch Augustin sich hätte beeinflussen lassen, sondern vielmehr darum, weil Beide wahlverwandt angelegt und, ganz ähnlich vom heiligen Geist erzogen, aus derselben heiligen Quelle, aus Gottes Wort geschöpft haben, und es ist ein gewaltig ergreifendes Zeugniß für die herrliche Uebereinstimmung der alten reinen Kirche der ersten fünf Säcula und der der zweiten Brautzeit, daß die beiden gewaltigsten Anthropologen Augustin und Luther zu wesentlich gleichen Resultaten gelangten. Luther sagt über den Urstand\*), der Mensch sei ge-

schaffen: ut bona et sana esset voluntas, deinde ut etiam ratio seu intellectus esset sanus, ut quicquid Deus vellet aut diceret, idem homo quoque vellet, crederet, intelligeret. Die ethische und intellectuelle Gesundheit ist also das Wesentliche des Urzustandes. In dieser Sanitas liegt das Wesen der justitia originalis, er verwirft mit Entrüstung die römische Lehre vom donum superadditum, er sagt von dieser Irrlehre: quid potest indignius theologo dici? er nennt die originale Gerechtigkeit eine connaturalis, eine vera naturalis, ita ut natura Adae esset, diligere Deum, credere Deo, agnoscere Deum\*). Durch den Fall trat an die Stelle der sanitas die corruptio, das positive Verderben. — Die voluntas wurde saucia, der intellectus wurde corruptus, und die ratio wurde tota vitiosa\*\*). Er mahnt mit heiligem Ernst daran, daß die Lehre vom donum superfluum ja die ganze Bedeutung der Erlösung aufhebe: An non igitur frustra est, mittere redemptorem Christum, cum integra naturalia remanent. Das Ebenbild Gottes ist durch den Fall verloren gegangen, er sagt geradezu: Stulte disputant adversarii hodie, imaginem et similitudinem dei manere etiam in homine impio. Dieses positive Verderben ist durch Adam auf das ganze Geschlecht vererbt. Man lese, mit welch ergreifender Plastik Luther nach Adams Brudermord die Eltern klagt: Nonne, quia ex nobis natus est, et quia per peccatum nostrum nos tales sumus. Ergo ex carne nostra, ex peccato nostro ista calamitas emersit. Ja er schließt jede anthropologische Entwicklung in der Regel mit dem kurzen Satze: Sic omnia per peccatum originis corrupta.

Diese Anthropologie: das Ebenbild Gottes verloren durch Adams Fall, verloren für das ganze Geschlecht, welches in lumbis paternis präfigirt war, war bei Luther nicht die Ausgeburt theologischen Brütens, nicht Theorie, sondern Praxis im eigentlichsten Sinne des Wortes, sie war das Resultat seines ganzen Lebens unter der Sünde und dem Gesetz. Gott der Herr hatte ihn die ganze Anthropologie § um § nebst allen klinggedruckten Anmerkungen buchstäblich erleben lassen. Und wie gerade dieses Erlebthaben evangelisch schriftgemäßer Anthropologie ein χάρισμα Luthers ist, werden wir leicht einsehen, wenn wir einen Blick auf die andern Reformatoren werfen. Huldreich Zwingli, der Reformator der Studierstube, war ja auch gegen den Pelagianismus, weil er seine Schriftwidrigkeit im ernstesten Schriftstudium erkannt hatte, aber er begnügte sich, ihn abzuwehren, und das war nur eine Seite seiner Thätigkeit neben andern, er sah eben im Pelagianismus nur einen römischen Irrthum neben andern; während Luther in ihm den Grundirrhum, dem alle übrigen römischen Häresien entstammen, erkannte. Darum machte auch Zwingli den Kampf gegen den

\*) Exeg. Op. lat. Tom. I. p. 177.

\*) pag. 209.

\*\*) pag. 210.



Pelagianismus nicht zum Centrum seines Kampfes gegen Rom überhaupt. Calvin wollte die Anthropologie in ihrer Tiefe fassen, aber da sie auch bei ihm das Resultat eifrigen Forschens, nicht der Befund eines bewegten innern Lebens war, so suchte er, aber er fand nicht, er steuerte mit seiner massa perditorum in kühner philosophisch-metaphysischer Forschung aufs wüste Meer, verlor aber den größten Theil seiner Schiffsmannschaft und begrub ihn im decretum in den brausenden Wellen und brachte nur einen kleinen Theil, nur die praedestinati ans Land, während Luther Boden unter seinen Füßen hatte und seine Mannschaft mitten durch die Wellen zu Jesu ins Schiff glücklich rettete. Melancthon hatte gleichfalls aus der Schrift die reine Anthropologie erkannt, aber er hatte sie nicht in gleicher Weise erlebt, darum konnte er leider um des Friedens willen, in der zweiten Ausgabe der Augsbürgischen Confession eine facultas se applicandi ad gratiam zusetzen und so den aus der evangelischen Kirche vertriebenen und feierlich gebannten Pelagianismus zu einem Hintertürlchen wieder einlassen. Das hätte Luther nie gekonnt, er hätte sich eher in Stücke hauen lassen, ehe er das evangelische Heiligthum Preis gegeben hätte. Er hätte so fest gestanden wie damals zu Marburg, als man ihm das *seriv* abverlangte, er hätte bei allen mattherzigen und schwachen Seelen eher den Vorwurf unbeugsamer Härte auf sich geladen, als daß er in der Anthropologie nur um eine Linie gewichen wäre, weil er sein ganzes Leben damit verleugnet hätte, weil er wieder ein bodenloser Mensch geworden wäre. Was man erlebt hat, das läßt man sich weder durch schmeichelnde Freunde, noch durch dräuende Feinde entreißen.

Die Anthropologie Luthers ist nun symbolisch fixirt und zum Bekenntniß der deutsch-evangelischen Christenheit geworden durch alle rechtsverbindlichen Symbole der Kirche, zu denen wir natürlich nicht die Variata zählen, da letztere doch allein in Melancthons Privatbibliothek ihren Platz hat. Im letzten der Symbole, also in der Concordienformel (Dresd. Ausg. S. 258 ff.) wird die Lehre von der Sünde zwar scharf und schneidend, aber klar und in allen Stücken schriftgemäß behandelt. Die Schärfe war geboten, weil die falsche bis zum offenbaren Hinneigen zum Manichäismus sich vergessende Sündenlehre des hochbegabten und wegen seines Falles nicht tief genug zu beklagenden Althiers Matthias Flacius manchen ängstlichen Theologen pelagianisch gefärbt hatte und die Schule der genuinen Lutheraner in Vertheidigung ihres Heiligthums nicht besonders fein einherfuhr, aber die Geistesstärke der großen Theologen, die die Concordienformel concipirt haben, strahlt in um so herrlicherem Lichte, daß sie zwar mit unnachsichtlicher Strenge jedes Fünklein von Manichäismus grundsätzlich abgewehrt, aber ebenso entschieden jeder Versuchung zur Rückkehr in das bequeme Fahrwasser des Pelagianismus grundsätzlich widerstanden haben. Schön und durch-

sichtig ist der exegetische Theil der Beweisführung in der Concordienformel, geistreich und tief der historische. Die Benützung der Augustinischen Literatur ist ebenso häufig als glücklich. — An dieser symbolisch fixirten, Augustins Geist athmenden Anthropologie wurde in der ganzen Periode von Chemnitz bis Calixt nicht gerüttelt. Die lutherische Orthodogie schloß sich in ihren bedeutendsten Vertretern Martin Chemnitz, Johann Gerhard, Quenstädt, Abraham Calov, Leonhard Huther streng an die Concordienformel an, war doch ihre größte Zierde, Chemnitz selbst, Hauptredacteur der Concordienformel gewesen. Es sei uns hier die Bemerkung verstattet, daß die wenig gekannte und vielfach verkannte, vornehm ignorirte und beißend geschmähte Periode der Lutherischen Orthodogie wahrlich mehr Beachtung verdient und wir müssen es dankbar rühmen, daß der theologische Jubilar von Halle August Tholuck mit historischer Treue in seinen „Lebenszeugen der lutherischen Kirche“ einen wesentlichen Beitrag zur bessern Würdigung und ein Lockmittel zum eingehenden Studium dieser bei allen Schwächen in mancher Hinsicht geradezu vorbildlichen Zeit gegeben hat. Das war eine Zeit, in welcher ein beschämender Eifer, erstaunder Fleiß und bewunderungswürdige theologische Gelehrsamkeit der festen, scharf begründeten, von der Gemeinde bekannten reinen Lehre diente.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Großherzogthum Hessen.

Die fortschreitende Entwicklung unserer Verfassungs-Angelegenheit erinnert Ihren alten Correspondenten daran, daß es Zeit ist, in diesen Blättern wieder einmal kurzen Bericht zu erstatten über unser fort und fort in Kampf und Unruhe sich bewegendes kirchliches Leben.

Das Kirchenregiment hat bekanntlich einen Verfassungs-Entwurf veröffentlicht, der ja gewiß vieles Bedenkliche enthält, aber doch den Versuch macht, den Bekenntnissen gerecht zu werden, wie wir das schon in einer früheren Correspondenz (1870 Nr. 95) anerkannt haben.

Unter dem 30. Januar 1871 erschien sodann ein Edikt, welches die provisorische Organisation der Kirchenvorstände anordnet. Man will nämlich den Verf.-Entwurf nicht den bisher bestehenden kirchlichen Organen zur Verathung vorlegen, was gewiß conservativer und richtiger sein würde, sondern speciell zu diesem Zwecke eine Synode berufen. Darum sollen zunächst provisorisch Kirchenvorstände gewählt werden, aus diesen sollen dann seiner Zeit Decanats-Synoden hervorgehen, um so eine Unterlage für die provisorische Landes-Synode zu gewinnen, welche speciell, und wie es scheint, ausschließlich zur Verathung des Verf.-Entwurfs zusammenberufen werden soll.



Bei diesen provisorischen Kirchenvorstandswahlen sind wahlberechtigt „alle über 25 Jahre alten selbständigen männlichen Kirchengemeindeglieder, die nicht vom Stimmrecht bei der Wahl des Vorstandes der bürgerlichen Gemeinde ausgeschlossen sind.“ — Wählbar sind solche stimmberechtigte Männer, „welche das 30. Lebensjahr überschritten haben, deren Lebenswandel unbescholten ist und die ihren kirchlichen Sinn und ihre Liebe zur evangelischen Kirche durch Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst und heiligen Abendmahl bethätigen.“ — Gewiß ist die Anwendung des allgemeinen Stimmrechts auf die Kirche für landeskirchliche Verhältnisse sehr bedenklich; die confessionellen Freikirchen stehen darin anders. Auch wollen die sehr allgemeinen Bestimmungen über die Wählbarkeit nicht viel sagen, zumal bereits kund geworden ist, daß Männer, die auch nur höchst selten in der Kirche sich zeigen, nicht zurückgewiesen werden können. Dennoch schien es den confessionellen Geistlichen des Landes geboten, nicht ohne Weiteres die Sache zurückzuweisen, da unsere bestehende Verfassung der Conservirung nicht werth ist. Die Bedenken gegen das allgemeine Wahlrecht und die unbestimmten Angaben über die Qualification der in den Kirchenvorstand Wählbaren, glaubte man bei dieser nur provisorischen Wahl fallen lassen zu dürfen. So entschlossen sich die meisten confessionell und positiv gesinnten Geistlichen, ohne Widerstand die provisorischen Wahlen vorzunehmen. Dieselben sind in vielen Gemeinden bereits vollzogen; das Resultat ist natürlich ein sehr verschiedenes; in vielen Orten hat man ernste und kirchliche Männer gewählt, in andern freilich auch die ausgesprochensten Kirchenfeinde. Namentlich da, wo man gegen den Pfarrer irgend persönliche Feindschaft hegte, hat man recht zum Trotz die Feinde des Pfarrers in den Kirchenvorstand gesetzt. Reclamationen gegen die Wahlen sind im Ganzen ohne Erfolg, weil man die geforderten Qualificationen, die sehr dehnbarer Natur sind, in der allermildesten und weitherzigsten Weise faßt. — Leider war es nicht möglich, in das Verhalten der confessionellen Partei völlige Einheit zu bringen. Eine Anzahl von Pastoren glaubte sich nur dann auf die Wahl einlassen zu dürfen, wenn zuvor die Qualificationsbestimmungen auch für diese provisorischen Wahlen schärfer und dem kirchlichen Rechte mehr entsprechend gefaßt würden. Eine desfallsige Eingabe an das Großh. Ministerium wurde abschlägig beschieden. Wir hoffen nun, daß man dennoch zur Wahl schreiten wird, natürlich unter ausdrücklicher Rechtsverwahrung; sollten sich die Freunde, welche diesen Weg zu wählen sich gebrungen fühlten, nicht zur Vornahme der Wahlen entschließen, so würden die Verwickelungen nicht zu übersehen sein, die dann entstehen müßten. Wir fürchten, daß in diesem Falle die Behörde durch andere Wahlcommissäre die Wahlen in den betr. Gemeinden vornehmen lassen und somit den tiefsten und bedauernswerthesten Zwiespalt in die Gemeinden hineintragen würde. Leider können wir nicht hoffen, daß die Gemeinden klar und entschieden genug zu ihren Pfarrern stehen, um ein solches Vorgehen abzuweisen. Verücklichtung der Gewissen aber sind wir von unserer Kirchenbehörde

durchaus nicht gewohnt, vielmehr regiert dieselbe lediglich bürocratisch nach ihrem Belieben, eine Verfahrungsweise, welche die Kirchenbehörde bei allen Parteien um ihr Ansehen gebracht hat.

Scheitert die Kirchen-Verf., die nur von einigen Protestantenvereinlern begehrt worden ist, durch diese ersten Kämpfe schon, so wird außer jenen Herren, Niemand das beklagen. Es ist in unsern Gemeinden kein Verlangen und kein Bedürfniß nach der neuen Synodal-Herrlichkeit und wenn die Kirchenbehörde dem Drängen des Protestantenvereins nicht nachgegeben hätte, würden die wilden Wasser sich bald wieder verlaufen haben. Aber am heiligen Muthes fehlt es. Nur das Bewußtsein des Rechts giebt Muth.

Wenn auch über die Taktik des Kampfes und über die Zeit des Widerstandes gegen jede Beeinträchtigung des kirchlichen Rechtes verschiedene Meinungen vorhanden sind und verschiedene Wege eingeschlagen wurden, so ist innerlich doch kein Zwiespalt unter den confessionellen Geistlichen; für das Recht der Kirche werden alle einmüthig eintreten. Die, welche die Wahlen ohne Widerstand, jedoch unter ausdrücklicher Rechtsverwahrung vorgenommen haben, halten es für das Rechte, die Synode eventuell zu beschicken und es ist sicher zu erwarten, daß es gelingen wird, einige entschiedene Leute hineinzubringen. Es wird dann Aufgabe dieser unserer Vertreter sein, mit aller Energie das Recht der Kirche zu wahren, die geeigneten Anträge auf nothwendige Abänderungen des Verf.-Entwurfs zu stellen und entschiedenen Protest bis zum Austritt aus der Synode zu erheben, sobald das Recht der Kirche verletzt und durch Majoritäten eine Vergewaltigung der Confessionskirchen versucht werden sollte.

Der Verf.-Entwurf versucht es, das Recht der Confessionen zu wahren durch eine Art von confessioneller Gliederung der Synode; consequente Durchführung dieser confessionellen Gliederung muß gefordert werden. Ist es der Kirchenbehörde Ernst mit ihren Vorschlägen und mit der Wahrung der confessionellen Rechte, so hat das keinerlei Schwierigkeiten. Ob dieser gute Wille vorhanden ist, oder nicht, das wird sich sehr bald entscheiden. Es heißt §. 5 des Verf.-Entwurfs: „Die Gesamtheit der evangelischen Einwohner eines Orts oder eines bestimmten Bezirks, welche zur gemeinschaftlichen Erreichung ihrer kirchlichen Zwecke durch einen oder mehrere Geistliche und durch einen eigenen Kirchenvorstand vereinigt sind, bilden eine Kirchengemeinde.“ — Und §. 9: „Durch den Wohnsitz innerhalb der Parochie wird für alle durch die Confirmation in die evangelische Kirchengemeinschaft Aufgenommene die Einparrung begründet.“ — Diese beiden Sätze sind die wichtigsten in der ganzen Kirchen-Verf. und um diese Sätze wird der Kampf hauptsächlich entbrennen. Wie die Sätze hier stehen, sind dieselben in absolutem Widerspruch mit den Prinzipien des Verf.-Entwurfs selbst, geschweige denn mit dem kirchlichen Rechte. — Der Entwurf erkennt drei gesonderte Confessionen, die lutherische, reformirte und unirte an und ordnet confessionelle Specialsynoden für confessionelle Fragen, während hier nur von



einer evangelischen Kirche schlechthin die Rede ist. Wenn jeder evangelische Christ, also jeder lutherische, reformirte oder unirte, einfach durch den Wohnsitz innerhalb einer beliebigen Parochie, Glied der betreffenden Gemeinde wird, einerlei welche Confession in derselben rechtsgültig ist, so ist damit einfach die Union eingeführt und alle Bestimmungen über Confession, Special-Synoden u. s. f. sind eben leere Phrasen.

Jene Sätze aber enthielten auch eine staunenerregende Nichtbeachtung der Gewissen und eine Unmässigung, die in der That der päpstlichen nicht nachsteht. Das Kirchenregiment decretirt hiermit einfach: jeder Lutheraner, der zufällig in einer reformirten Gemeinde seinen Wohnsitz nimmt, hat sich der reformirten Gemeinde anzuschließen; zieht er nach einem Jahre etwa in eine unirte Gemeinde, so hat er flugs den Rock zu wechseln, er wird unirt. Ebenso muß der Reformirte seine Confession wechseln, je nachdem er in einer luth. oder unirten Gemeinde sich niederläßt. Diese Forderung ist so ungeheuerlich und so lächerlich zugleich, daß wir wohl annehmen müssen, die Redaction jener Sätze sei etwas flüchtig besorgt worden; vielleicht hat auch der Abschreiber oder Setzer eine Einschaltung ausgelassen, wie etwa die „Sofern derselbe der gleichen Confession angehört.“

Je mehr man die Sätze erwägt, die jeder Glaubens- und Gewissensfreiheit ins Angesicht schlagen, desto mehr muß man sich sagen, es ist geradezu Unrecht und wider alle Pietät, anzunehmen, daß der Concipient des Verf.-Entwurfs eine solche unsinnige und jegliches Recht niedertretende Bestimmung habe geben wollen. Um so mehr erwarten wir, daß man gerne bereit ist, alsbald die erforderliche Correctur vorzunehmen. Nicht nur alle confessionellen Pfarrer, sondern alle ehrlichen Leute, die den Glauben nicht wechseln können, wie einen Rock, und die ihren Nacken nicht unter das bürocratische Papstthum beugen wollen, müssen und werden einmüthig Protest erheben gegen diese ganz verunglückte Fassung. Sollte man wider Vermuthen an diesen Sätzen festhalten, so wird, das können wir getrost sagen, an ihnen der ganze Entwurf zerscheitern. Ein feiner Confession von Herzen anhangender Christ kann hier einfach nicht nachgeben und wenn er sonst noch so milde und friedfertig ist. Daß aber keine Macht auf Erden besteht, einen solchen Gewissenszwang durchzusetzen, versteht sich von selbst. Bei dieser Gelegenheit wird sich auch offenbaren, wie es mit der Achtung der Gewissensfreiheit bei unsern Gegnern eigentlich steht. Was dann folgen wird, steht in Gottes Hand; doch wird man sicherlich einige Bedenken haben, mit Gewalt das Recht zu brechen. Ändert man jene in Anspruch genommenen Sätze dahin, daß jeder nur dann der betr. Parochie angehört, wenn er gleicher Confession ist, andernfalls aber sich einer Gemeinde seiner Confession innerhalb des Landes anschließen kann, sofern er nicht übertreten will, — nur dann ist das Princip gerettet und dann ist eine Unterlage für eine weitere gedeihliche Entwicklung geboten.

So steht unser Kampf gegenwärtig. An den genannten Sätzen wird die Zukunft unserer Kirche sich entscheiden. Je

mehr das allseits anerkannt wird, desto eher sieht eine Aenderung zu hoffen und um die Erkenntniß dieses Hauptpunktes zu fördern, haben wir denselben hier etwas genauer besprochen.

Unsere Hoffnung, daß unser Kirchenregiment Ernst machen würde mit der Anerkennung des confessionellen Rechtes ist nun leider in den letzten Wochen tief unter Null gesunken. Das Kirchenregiment hat nämlich den Pfarrer einer unirten Gemeinde Rheinheßens nach der lutherischen Gemeinde Mannheim bei Darmstadt berufen und ihn zugleich zum Rath im Oberconsistorium ernannt. Dieser Pfarrer ist nicht nur rechtlich unirt, sondern auch ein Haupt-Verfechter der Union und also ein Haupt-Gegner der luth. Kirche, seit Jahren einer der Führer der sog. Friedberger Conferenz, die bedenklich nach der linken Seite neigt. Was soll man vom Standpunkte des Rechts, der Moral und der einfachen Ehrlichkeit dazu sagen, daß ein ausgesprochen unirter, der luth. Confession widerstrebender Pfarrer unbedenklich die Berufung an eine luth. Gemeinde erhält und annimmt! Selbst der neue Verf.-Entwurf fordert §. 82, daß der Pfarrer „die Lehre der heiligen Schrift nach Maßgabe des Bekenntnißstandes seiner Gemeinde verkünde.“ Das kann ein ausgesprochen unirter Pfarrer aber unmöglich in einer luth. Gemeinde, wenn er nicht ein Heuchler sein will. Wir beklagen diese Ernennung von ganzem Herzen um der Kirche willen, um der Gemeinde willen und um des Mannes willen, der nun ins Kirchenregiment eintreten soll und dem doch Niemand wahrhaft Vertrauen schenken kann. Wie kann ein Mann die luth. Kirche regieren helfen, der ihr einfachstes Recht so offenbar mißachtet? — Die Berufung ist darum auch eine durchaus unkluge; sie offenbart den eigentlichen Sinn der Behörde; sie läßt uns erkennen, daß es gar nicht Absicht ist, der luth. Kirche gerecht zu werden. Wollte man das, so konnte man an fragliche Stelle einen luth. Pfarrer berufen, was ohnehin allein dem Rechte entsprochen haben würde, und konnte so endlich einmal in die Kirchenbehörde einen Vertreter der luth. Kirche bringen. Das ist und bleibt ja unser Hauptschaden, daß unser Kirchenregiment ein rein unirtes ist, daß auch nicht ein einziger Vertreter der luth. Kirche darin zu finden ist. Es ist in der That unklug, daß man so offen, in so unzweideutiger Weise die völlige Mißachtung des confessionellen Rechtes ausspricht; wir werden um so ernstlicher machen, um so treuer beten, um so energischer kämpfen müssen für das heilige Recht unserer Kirche und damit für die höchsten Güter.

Das ist die Stimmung, mit welcher fortan die Verhandlungen geführt werden: tiefes, wohlbegründetes Mißtrauen. Daß auch von Seiten der Liberalen, der Freunde und Anhänger des Protestantenvereins harte Kämpfe drohen, versteht sich von selbst. Und auf wen wird das Kirchenregiment sich stützen können? Auf die halt- und farblose Mitte.

Die Zustände sind der Art, daß wir den Verf.-Entwurf als völlig gescheitert schon jetzt ansehen können und schließlich



wird Niemand es beklagen, wenn er bleibt, was er ist, — ein unklarer, principloser Entwurf.

Wenden wir uns von diesem trostlosen Bilde unserer kirchlichen Zustände zu einer erfreulicheren Seite. Der große Krieg mit seinem Segen und seinen wunderbaren Erfolgen hat auch unser Volk aufgeweckt und wenn wir uns auch keineswegs eine völlige Umwandlung versprechen, so kann es doch nicht ohne Segen bleiben, daß alles Volk die Hand des lebendigen Gottes so deutlich erkannt hat. Die Zeugnisse und Bekenntnisse unsers Kreises — das unser betonen wir Nicht-Preußen mit besonderer Freude, — haben viele Herzen ergriffen und in Stadt und Land haben unsere Pfarrer der großen Mehrzahl nach in Kriegsbetstunden und Predigten, durch eifrige Arbeit in den Lazarethen und Hilfscomités, im öffentlichen Wirken wie im besonderen Verkehr mit den Gemeindegliedern, insbesondere auch mit den Soldaten, gethan, was möglich war, um den höheren Sinn zu wecken und die Herzen zum Herrn hinzulenken. Nicht alle ausgestreuten Körnlein bringen es zur Frucht, — aber ohne Segen kann diese Ausfaat nicht bleiben. Diese Hoffnung lassen wir uns nicht nehmen, auch wenn der widerchristliche Geist unserer Zeit vieles zerstört und manches edle Samenkörnlein wegsegt, ehe es Wurzel schlagen konnte. — Merkwürdig ist es, daß unsere Kirche sich nun nach Herstellung des deutschen Reichs, nach Erfüllung dieser alten deutschen Hoffnung so zuwartend verhält. Noch ist die unbedingt nothwendige von aller Welt erwartete und begehrte Fürbitte für den Kaiser und das deutsche Reich nicht amtlich angeordnet. Man fragt sich: ist es Vergeßlichkeit oder böser Wille, daß dies noch nicht geschehen ist. Beides steht einer Kirchenbehörde aber nicht schön, und ein negativer Protest gegen die vollendete, hocherfreuliche Thatfache würde doch komisch sein. — So viel für jetzt. Möchte bald die Zeit kommen, daß wir aus Hessen Erfreuliches berichten können! Niemand ist der seit Jahren wiederholten Klagen überdrüssiger, als wir!

### Aus Hessen.

Die auf S. 478, Beilage der Ev. A.=Z. zu Nr. 40, enthaltene Bemerkung über das gemeinschaftliche Consistorium der hessischen Kirche beruht auf mißverständlicher Auffassung der Anmerk. auf S. 1210 in Nr. 102 der Ev. A.=Z. v. J. 1870. Das Thatsächliche ist Folgendes. Nur v. J. 1610 bis 1624 hat in Hessen, jedoch nur für die oberhessische und niederhessische Kirche, und zwar unter entschiedenem Widerspruch der ersteren, 14 Jahre lang ein einheitliches Consistorium bestanden. Als durch Reichshofrathsdecret vom 1. April 1623 Landgraf Moritz wegen Einführung der f. g. Verbesserungspunkte und Einsetzung besagten Consistoriums in Oberhessen der Verletzung des vom Oberhessischen Landgrafen Ludwig errichteten Testaments für

schuldig und des Oberhessischen Erbtheils für verlustig erklärt, und von dem Hessen-Darmstädtischen Fürstenhaus das demselben zugesprochene Oberhessen im Jahre 1624 in Besitz genommen war, wurde die Kirche daselbst selbstverständlich der Machtsphäre des nach Cassel verlegten Consistoriums gänzlich entzogen, und demselben auch nach der Wiedervereinigung von Oberhessen mit Niederhessen, gemäß dem in das Westfälische Friedensinstrument aufgenommenen Reccesse vom 14. April 1648, nicht wieder unterstellt. Außer diesem Provinzialconsistorium bestanden noch in den zu Hessen gekommenen Landestheilen zu Kinteln das lutherische Consistorium von 1657 an bis 1821 und zu Hanau das lutherische Consistorium von ca. 1670 an bis 1818 und das reformirte von 1612 an bis 1818 bezw. das unirte seit 1818. (Conf. Kommel: Geschichte von Hessen, und Bach: Kurhessische Kirchenverf.)

### Anzeige.

Candidaten der Theologie, welche ihre theologische Prüfung wenigstens mit dem Prädicate „gut“ bestanden haben und in den hiesigen Candidaten-Convict zur Ausbildung von Religionslehrern an Gymnasien einzutreten beabsichtigen, wollen sich bei dem unterzeichneten Vorsteher melden, da demnächst wieder mehrere Stellen zu besetzen sind, ev. Meldungen auch sofort berücksichtigt werden können.

Magdeburg im August 1871. Prof. Dr. Schulze.

### Tagesordnung

der lutherischen Pastoral-Conferenz in Cammin,  
den 6. u. 7. Sept. 1871.

Dienstag, 5. Sept. 9 Uhr Abends: Begrüßung in der Kapelle.  
Mittwoch, 6. Sept. 8 Uhr: Beichte, Meinhold; Katechismuspredigt, S. Zietlow=Neumark; Abendmahlsfeier; Pause.  
12½ Uhr: Konferenz in der Kapelle:  
a) Einleitender Vortrag, Meinhold;  
b) Was lehren die lutherischen Bekenntnisschriften vom Kirchenregiment? Ref. P. Strecker=Frizow; Besprechung;  
c) Die Seelsorge in der Gefindestube, Ref. G. Jahn=Züllchow.  
4 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.  
6—7½ Uhr: Sitzung des lutherischen Vereins.  
8 Uhr: Abendpredigt, Wangemann.  
Donnerstag, 7. Sept. 7½ Uhr: Demonstration des Doms und seiner Merkwürdigkeiten, Rector Kasten.  
8 Uhr: Bibl. Vortrag, P. Busch=Gülzow.  
9½ Uhr: Die deutsche Nationalkirche, Traum und Wirklichkeit, Einleitung von P. Wegel=Wandeltow; Besprechung.  
1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.  
2½ Uhr: Fahrt nach Dievenow.  
Abends 8 Uhr: Predigt im Dom, P. Sauberzweig jun.  
Alle Freunde der luth. Kirche sind dazu eingeladen. — Anmeldungen zur Theilnahme und Bitten um freies Quartier, werden bis zum 1. September erbeten.  
Cammin, den 6. August 1871. Meinhold.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 23. August.

№ 67.

## Der Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus

durch die Kirchengeschichte verfolgt bis auf unsere Tage.

(Fortsetzung.)

V. Wie stellte sich die nachtridentinische, katholisch-römische Kirche zu dem Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus? Zunächst sei zur Rechtfertigung der Ueberschrift bemerkt, daß wir die vortridentinische die römisch-katholische, die nachtridentinische dagegen die katholisch-römische nennen, weil einmal durch die Lostrennung der evangelischen Kirche das „katholisch“ immer mehr illusorisch wurde, sodann weil durch die canones des Tridentinums das „römisch“ erst in ein bestimmtes und festes System gebracht worden ist. — Gegenüber der bewunderungswürdigen und reichgesegneten Arbeit der evangelischen Kirche auf dem Gebiet der Anthropologie befand sich Rom Anfangs in nicht geringer Verlegenheit, weil die Evangelischen sich in diesen beiden Stücken mit ihren Resultaten nicht nur auf das Wort Gottes, sondern auch auf den Kirchenvater stützen konnten, den Rom in praxi zwar sehr bald hintenangeseht, aber theoretisch stets um so höher gestellt und in die Zahl der vier großen abendländischen Kirchenlehrer aufgenommen hatte, nämlich auf den Augustinus. Deshalb finden wir in den ersten Jahrzehnten des Reformationszeitalters bei einigen der römischen Stimmführer eine große Geneigtheit, in anthropologischer Beziehung nachzugeben. Die Häupter dieser versöhnlichen Richtung waren der Legat Contarini und Julius von Pflugk, die beide auf den Religionsgesprächen zu Hagenau 1540 und Regensburg 1541 zu Worte kamen und sich mit der lutherischen Anthropologie ganz, mit der Soteriologie wenigstens halb einverstanden erklärten, indem sie die justitia imputativa als Fundament anerkannten und nur neben ihr eine justitia inhaerens postulirten. Freilich ahnten sie nicht, daß sie damit dem römischen Fuß den Boden austießen. In einer ähnlichen, schwierigen Situation befanden sich die Väter zu Trident. Das Concil durfte den Augustin nicht offen desavouiren, es durfte das Sehnen vieler sonst der Kirche treuer, einflußreicher Katholiken nicht vor den Kopf stoßen, es wollte die mit Ausnahme des Thomas Aquinas durchweg pelagianischen Scholastiker nicht bekämpfen, es konnte den Pelagianismus schlechterdings nicht entbehren, weil grade er das Substrat

alles specifisch Römischen in der Kirche war — folglich blieb den Tridentinischen Vätern nicht Andres übrig, als in der Anthropologie zu laviren und man kann im Hinblick auf die anthropologische Arbeit des Concils sich an Schleiermachers Wort über von Ammon erinnern: „So lavirt das Schiffelein, so gleitet der Thal.“ Eine Frucht dieses Lavirens ist es, daß die canones des Concils hinsichtlich der Anthropologie ziemlich versöhnlich und mild klingen und den römischen Pelagianismus mit allen seinen Hörnern und Zähnen scheinbar wenigstens nicht vertreten. Es gilt dies besonders von dem 1. Decret der 5. Session vom 17. Juni 1546. Da aber von dem coluber Romanus nicht anzunehmen ist, daß er sich in der Anthropologie plötzlich zu Trident sollte gehäutet haben, um in andern Farben zu schillern, so sind wir genöthigt, zwischen den Zeilen der einzelnen canones zu lesen, aber nicht nur genöthigt, sondern auch vollständig berechtigt, weil uns einer unsrer Feinde, ein authentischer römischer Interpret des Concils: Andradus\*) das unzweifelhafte Recht dazu giebt. Andradus ist ein kompetenter Beurtheiler, denn er war: concilii intimus, es waren ihm die secretiora concilii nota et perspecta. Dieser Andradus läßt uns zunächst hinter die Coulissen schauen, wie sauer die anthropologische Arbeit dem Concil geworden ist, er nennt es ein „laborare“, er erkennt an, daß hinsichtlich des peccatum originale non inter haereticos modo, sed inter Catholicos etiam Streit sei, daß auch die Katholischen Kirchenlehrer ancipiti contentione in contrarias sententias omnes distraherentur, und er gesteht offen, daß das Concil zu Trident, sicut et alia quaedam concilia, den eigentlichen Kern der Frage gestilltlich übergegangen habe (consulto praeterierunt et missum fecerunt) und daß das rathlose Concil treu seiner aalartigen Elasticität in dieser Frage volle Freiheit haben lassen wollen (Opinandi igitur nobis libertatem reliquerunt). Wir stimmen daher Chemnitz vollkommen bei, wenn er, nachdem die anthropologischen Tendenzen der vortridentinischen römischen Theologen, anfangend von den allerslächsten, die lediglich eine nuda privatio anerkennen, bis zu denen, die unter Anerkennung des reatus gleichfalls die pravitas leugnen, kurz behandelt worden sind, geradezu sagt: decretum illud eo artificio compositum est, ut nec illae, nec similes opiniones pontificiorum theologorum damnaren-

\*) Mart. Chemnicii Exam. Concil. Trident. Schlawitz'sche Ausgabe ed. Preuß. Berlin 1861. S. 100 ff.



tur, sed liberrimae relinquerentur. Indem nun Andradrius von dieser Erlaubniß den freiesten Gebrauch macht (*libertate illa a concilio indulta hoc loco libere utitur*) enthüllt er uns nun seine eigne Anthropologie, die freilich so craß römisch und so entschieden Pelagianisch ausfällt, daß Chemnitz, nachdem er sie auseinandergelegt hat, in den Ausruf ausbricht: *Hanc Andradrii speculationem de peccato originis ideo recensui, ut lector observet, qualis doctrinae emendatio speranda sit ex Tridentino concilio*. Er klagt bitter: *quam foede et scelerate tota doctrina coelestis, divinitus nobis patefacta ab ipsis fundamentis extenuetur, obscuretur, depravetur*. Inconsequent also ist bei dem Concil nur, daß sie die Person des Augustinus selbst nicht mit dem Anathem belegten.

Doch war in der römischen Kirche der traurige Gipfelpunkt in der anthropologischen Entwicklung immer noch nicht erreicht, es war vielmehr dem Orden der Gesellschaft Jesu vorbehalten, der an sich schon schwer kranken römischen Anthropologie noch eine neue tödtliche Wunde beizubringen. Hatte Rom den Pelagianismus zwar offen begünstigt, aber dabei doch den Augustinismus mehr ignorirt und in praxi unbeachtet gelassen, so traten die Jesuiten jetzt offen nicht nur als entschiedene Partisanen des Pelagianismus, sondern auch als ganz bewußte, mit offenem Bistir kämpfende Gegner des Augustinismus auf. Hatte Rom bisher vor allen Dingen darin gesündigt, daß es Lehre und Leben nicht als ein Auseinander, sondern als ein Nebeneinander, als zwei selbstständige Factoren faßte und also das Leben durch Lostrennung vom Glauben seiner Lebenswurzel beraubte, so ging der Orden einen verhängnißvollen Schritt weiter, indem er die Ethik selbst durch seine trostlose Casuistik, seinen entsetzlichen Probabilismus, sowie durch seine Reservatio mentalis durch und durch vergiftete. So hat im Jesuitismus der Pelagianismus seinen höchsten Triumph gefeiert und Pelagius und Ignatius von Loyola sind Geschwisterkinder. — Nachdem endlich die letzte Reaction und Opposition gegen den Pelagianismus, der Jansenismus, niedergeschlagen war, überfluteten widerstandslos die Wogen des Pelagianismus die römische Kirche, und der Charakter Roms wurde so entschieden ein pelagianischer, daß einmal für Männer, wie Martin Boos, welche die *justificatio sola fide* aus der Schrift gefunden hatten, innerhalb der römischen Kirche kein Platz blieb und sie zum Eintritt in die evangelische Kirche genöthigt waren, als auch andererseits der Boden soweit bereit war, daß in unsern Tagen unter der Hegide Pius IX. der Pelagianismus in dem Dogma von der *immaculata conceptio* einen neuen Triumph feiern konnte, um endlich am 18. Juli 1870 in jener verhängnißvollen Sitzung des Vaticanums zu gipfeln in der schauerlichen, an Blasphemie streifenden Irrlehre vom infallibeln Papst. Damit ist freilich der Thurmbau von Babel soweit gediehen, daß ihm der Herr bald sein majestätisches *haec tenus haec* zurufen wird. Uebrigens hat ja die babylonische Sprachverwirrung im Concil selber gründlich angefangen. — Wunderbare Anmerkungen zur Kritik des Pelagianismus hat die gewaltige Hand Gottes des

Herrn 1870 in die Geschichte eingeschrieben. Das pelagianische Franzosenvolk ist jammervoll von seiner Höhe gestürzt, und unser evangelisch-augustinisch gerichtetes deutsches Volk hat unter einem auf Gottes Gnade sich gründenden König eine staatliche Höhe erstiegen, die es seit den Tagen seines größten Kaisers, des Saliers Heinrich III. oder des Schwarzen, nie mehr inne gehabt. Das Jahr 70 war für den römischen Pelagianismus ein Mene, mene tekel nach Theorie und Praxis zu Rom, wie zu Paris.

VI. Wir kehren zur evangelischen Kirche zurück und reden von der Stellung des Rationalismus zu unserem Gegensatz.

Hier folgte auf das Zeitalter der Orthodogie, als dritte Periode der evangelischen Kirche, das Zeitalter der Auflösung oder des Rationalismus. Der Auflösung des Alten ging als Vorbereitung eine Zeit der Zersetzung voran. Dem Rationalismus ist zuerst mittelbar vorgearbeitet worden durch solche, die im Wesentlichen wohl noch der alten vollen Zeit angehörten, doch in einzelnen Stücken schon zu negativen Resultaten kamen. Das traurige Verdienst, die evangelische Anthropologie ihres Reichthums zuerst entkleidet zu haben, hat Georgius Calixt von Helmstädt. Dieser Calixt ist eine eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte der Theologie und Kirche. In ihm schließen sich theologische Richtungen von ganz verschiedener, ja entgegengesetzter Art zu einer äußern Einheit zusammen, so daß die verschiedensten theologischen Systeme von ihm ihren Ausgangspunkt nehmen und Calixt als ihren Vorgänger und Bahnbrecher ansehen konnten. In dieser einen Beziehung möchten wir den Calixt mit dem Origenes der alten und mit F. Schleiermacher der neuen Kirche vergleichen. Calixt hat mit seiner verschiedenen Forderung gründlichen Schriftstudiums einer tüchtigen Exegese Bahn gebrochen, er hat durch seinen Joseph und durch sein *Epitome theologiae moralis* die christliche „Ethik“ zu einer selbstständigen theologischen Disciplin heranbilden helfen. Das sind zwei Verdienste, die ihm unbestritten bleiben. Aber freilich nach andern Richtungen hin hat er die Kirche in höchst bedenkliche Bahnen getrieben. Durch seine kritische Durchstöberung des alten Testaments, um zu beweisen, daß die Trinitätslehre in ihm nicht enthalten ist, hat er das Formalprincip der Kirche und den locus von der Schrift tief erschüttert. Ebenso durch seine starke Betonung des „Nichtes der Vernunft“ als eines selbstständigen Erkenntnißquelles neben der Offenbarung ist er der, wenngleich zahme, Altmeister des Rationalismus geworden. Am unheilvollsten aber war seine Verdünnung der Anthropologie. Er erkannte richtig, wolle man die evangelische Kirchenlehre verflüchtigen, so müsse man mit ihrer Anthropologie anfangen, man müsse die augustinische Sündenlehre und deren lutherisches soteriologisches Gegenbild, die *justificatio sola fide* verseichtigen. Sein Synkretismus, oder vielleicht besser sein confessionsloser Latitudinarismus, dessen Ziel eine Union, oder besser Unification der ganzen Kirche war, verlangte zwar von Rom schmerzliche Opfer, aber er greift auch der evangelischen Kirche an ihr Herz und verlangt von ihr Concessionen an



Rom, durch welche sie ihr eignes Todesurtheil unterzeichnet hätte. Er unterscheidet ein doppeltes Formalprincip. Norm der Lehre ist die Schrift (*primum ponimus, quidquid sacra scriptura docet, est verum*), Norm der Auslegung ist der consensus quinquesaecularis (*proximum ab hoc: quidquid primorum quinque saeculorum unanimiter consensus professus est, est verum*). Wurde ihm diese Voraussetzung evangelischer Seits zugestanden, so war es um die tiefe schriftgemäße augustinische Anthropologie geschehen; denn der Augustinismus konnte, wie wir gezeigt haben, zwar die Schriftgemäßheit, nicht aber den consensus der ersten 5 Jahrhunderte für sich beanspruchen. Deshalb bricht Calixt mit dem Augustinismus vollständig. Er nennt diese Lehre eine *doctrina, quae post quartum a Christo nato saeculum primum emergerit antea incognita et inaudita*. Er behauptet, die Anthropologie der Reformatoren sei beeinflusst und abhängig von Augustin. Hier thue eine Mißberatung und Mißverleumdung Noth. Freilich das, was er an die Stelle des Augustinus setzt, ist nichts Anderes, als ein ziemlich starker Pelagianismus. Er kennt wohl eine *ἀδυναμία* und *στενέρις*, eine negatio, ja privatio boni, aber das dritte und wesentliche Moment, die positive corruptio leugnet er entschieden. Er sagt: *quod peccatum originis sit qualitas positiva, negamus*. Nur das von ihm wieder aufgewärmte donum supranaturale ist durch den Fall verloren gegangen. Zur vollen menschlichen Tugend kann der Mensch aus eigener Kraft kommen, nur das höchste Ziel der Vollkommenheit ist für ihn ohne die Gnade unerreichbar. — Nun sehen wir, was diese Calixtinische Saat im eigentlichen Rationalismus für Früchte getragen hat.

Der Rationalismus trat zunächst darin in Calixts Fußstapfen, daß auch er mit der Entleerung der Anthropologie seinen Vernichtungskampf gegen die Kirche begann. Die dem Rationalismus nicht abzusprechende seine Witterung hatte ihm richtig gezeigt: Hic Rhodus, hic salta.

Zunächst ein Wort über Bretschneider. Wenn wir nicht den äußersten linken Pol des Rationalismus, Wegscheider, sondern den etwas rücksichtsvolleren Bretschneider zu Grund gelegt, so glaubten wir dadurch die Kraft unsrer Argumente zu schärfen, denn auch in Bretschneiders destructiver Dogmatik findet sich nicht ein einziges Moment der biblischen Anthropologie. Sein Urzustand ist absolut unbiblich. Er leugnet Dogmatik I. S. 115 das Ebenbild Gottes, und der jammervolle Rest dieses königlichen Heilsgedankens, der ihm verbleibt, ist der aufrechte Gang, durch welchen der Mensch eine gewisse Ähnlichkeit mit den **אֱלֹהִים**, d. h. nach ihm mit den Engeln hat. Nach ihm ist durch den Fall für die menschliche Natur nichts verloren, der Leibliche Tod ist eo ipso Naturnothwendigkeit. Seine Lehre von der Sünde und ihrem Ursprung, von der Erbsünde und ihrer Fortpflanzung beschränkt sich lediglich darauf, die biblische und symbolisch-fixirte Sündenlehre § um § mit übrigens herzlich schwachen, dünnen, geistlosen und dürftigen Argumenten zu entkräften. Nichts Positives bleibt, und wenn

der alte Pelagius auf seinem Lebenswege einmal dem Bretschneider begegnet wäre, die beiden hätten sich unter Thränen, zu denen bekanntlich der Rationalismus entschieden inclinirte, gestanden: Welche Ähnlichkeit zum Verwechseln zwischen uns beiden! Kein Wunder, wenn auf solcher Anthropologie sich natürlich nur eine entsetzlich magere, dürre Soteriologie erbauen konnte, und wenn unter ihren Händen der majestätische Heilsgedanke von der Wiedergeburt, der den Meister in Israel, Nikodemus, bei jenem Nachtfest in Staunen versetzte, zur ärmlichen Flickschneiderarbeit der moralischen Ausbesserung zusammen schrumpfte. Naiv ist es übrigens, wenn Bretschneider nach seinem flachen Gewäsch zu sagen pflegt: ganz so Luther, oder: wie schon die symbolischen Bücher gesagt haben: *χαλεπὸν τὸ μὴ γελᾶν*.

von Ammon, dieses wunderbare Chamäleon der Kirche, mit dem Januskopfe, der sich in jeder Ausgabe seiner Hauptschriften von einer andern Seite präsentirt, pflegt in seiner Summa, deren dritte Ausgabe uns vorlag, §§. 76, 77, 78 die Kirchenlehre vom Urzustande, vom Fall u. s. w. zwar mit annähernder Objectivität auseinanderzusetzen, derselben aber in seiner eignen Kritik unter der Einleitung: *Rectius itaque contendimus, regelmäßig alle wesentlichen und positiven Momente zu entziehen und anstatt des hehren biblischen Inhalts höchstens einige dürre formelle Reminiscenzen an die Kirchenlehre übrig zu lassen*. So findet er das Wesen der imago Dei in der indoles rationalis, also etwa in der angeborenen Anlage zum Rationalismus, so ist ihm der biblische lapsus nur eine traditio, wie aliae traditiones, er leugnet echt pelagianisch: *peccato originem non in haereditate quodam poni*, er nennt die Paulinischen loci classici von der Sünde allegoriae, bezichtigt Augustin des Dualismus, behauptet von der evangelischen Sündenlehre: *carere eam fundamento biblico*. Ammon hat, wie alle halben und schwächlichen Dogmatiker, der Kirchenlehre viel tiefere Wunden geschlagen, als selbst die schroffsten Rationalisten. —

Der ehrwürdige Vertreter des Hallischen Supranaturalismus, Georg Ch. Knapp, hat zwar viel mehr aus der alten Fülle gerettet, er hat den Gegensatz zwischen Augustin und Pelagius gründlich studirt, ja wir wüßten jungen Theologen, die die mühevollen Arbeit scheuen, Augustins System in treuem analytischem Studium aus dessen Schriften selbst zu entwickeln, wozu freilich eine jahrelange ernste Arbeit gehört, keine bessere Quelle zur Orientirung über diese Frage anzugeben, als die gelehrten in § 79 und 80 der Vorlesungen über Dogmatik, edidit Thilo, enthaltenen Ausführungen des theuern Knapp. Trotzdem ist es Knapp nicht gelungen, den Pelagianismus zu überwinden. Sein treuer, aber enger Geist vermag dem Augustinischen Gedankenfluge nicht zu folgen. Das doppelte originelle Licht „Vernunft und Schrift“, welches auch er anerkennt, fällt als Zwielicht auf sein anthropologisches System. Er verwirft zwar entschieden den Pelagianismus, aber auch den Augustinismus, und mündet endlich ein in den bequemen Hafen eines Cassianischen Semi-



pelagianismus, dessen er übrigens in räthselhafter Verblendung die heilige Schrift selbst bezüchtigt. Die falsche Auffassung von Röm. 7, 18 *τὸ μὲν θέλει παράκειται μοι, τὸ δὲ κατεργάζεσθαι τὸ ἀγαθὸν οὐχ ἐθέλω* hat ihn dabei irre geleitet. Dies Wort rebet doch St. Paulus entschieden von den Wiedergeborenen, die bereits unter der gratia cooperans stehen, während von den Unwiedergeborenen unter der Herrschaft der gratia operans doch vielmehr jenes andere Paulinische gilt: Philipp. 2, 15: *ὁ θεὸς γὰρ ἐστὶν ὁ ἐνεργῶν ἐν ὑμῖν καὶ τὸ θέλει καὶ τὸ ἐνεργεῖν*. Es ist doch wunderbar, daß so wenige von den Männern Gottes, die zu Säulen der Kirche unserer Tage berufen waren, dem Hallischen Supranaturalismus ihre Erweckung verdankten. — Ich kenne nur zwei, Leonhard Heubner und unsern Augustus Hahn, der, als er sich in seiner letzten Ausgabe der Dogmatik zur vollen symbolischen Anthropologie erhoben hatte, sich jederzeit als dankbaren Schüler Knapps bekannte. Wenigen war es in der Sturm- und Drangperiode bescheert, nach Art des *ἐπικόλπιος* zum vollkommenen Alter Christi heranzureifen. Die meisten der *οἱ δοκοῦντες στυλοὶ εἶναι* mußten sich Paulinisch von der absoluten Opposition durch damascenische Erweckungen zum vollen Bekenntniß retten lassen; wie Hengstenberg, auf den weder der Hallische Supranaturalismus, noch der Schleiermachersche Spiritualismus jemals einen Einfluß geübt hat, sondern der vom Nihilismus zum Confessionalismus allein durchs Wort geführt worden ist.

VII. Der Versuch des Wiederaufbaues. Der Rationalismus hatte sich in der Anthropologie den ungerechten Haushalter zum Vorbilde genommen. Er hatte, anstatt die Schuldscheine seines reichen Herrn treulich zu bewahren und der Gemeinde vor allen Dingen fest einzuprägen, daß jeder seinem Herrn hundert Malter Weizen und 100 Tonnen Oels schuldig ist, den Schuldnern vielmehr so lange zugerufen: *Δέξαι σου τὸ γράμμα καὶ καθίσας ταχέως γράψον πεντήκοντα*, bis die endlich selber glaubten, daß sie nur 50 schuldig sind. Wer war nun das Werkzeug in des Herrn Hand, die Kirche aus dieser rationalistischen Sahara wieder zur reinen Anthropologie zurückzuführen? Die ersten Wegweiserdienste leistete ihr Fr. Schleiermacher. Freilich ist sein System noch unendlich weit entfernt von der vollen schriftgemäßen Anthropologie. In so weit Schleiermacher auf Hegels Schultern ruht, möchten wir selbst über seine Concessionen an die Kirchenlehre das alte Dichterwort setzen: *quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes*, überdies wird manche im fettgedruckten Text gemachte Concession in den Anmerkungen wieder nivellirt und restringirt und im Vergleich zum vollen biblischen Augustinismus ist Schleiermachers Hamartologie ein bleiches schattenhaftes Gebilde, und doch ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, offen zu bekennen, daß auch in diesem Stück Schleiermacher der Durchgangspunkt zu einer besseren Zeit sein durfte. Der rechtgläubig calvinistische Vater und die

hennhutische Erziehung waren für Schleiermacher's Sündenlehre eine heilsame Propädeutik. Bei allem Schiefen, Halben, Gefährlichen, das in seiner Anthropologie liegt, hat er die Umkehr doch angebahnt dadurch, daß er die Sünde faßte als den Kampf zwischen dem *πνεῦμα* und der *σὰρξ* im Selbstbewußtsein des Menschen, also nicht als etwas äußerlich Anklebendes, sondern als etwas Inhäerendes.

Gerade das aber war entschieden antipelagianisch und indem die Schleiermachersche Rechte an dieses eine gesunde Moment anknüpfte, durfte sie wirklich die Anthropologie wesentlich wieder vertiefen helfen. Wie aber bei Schleiermacher der suchende Verstand anthropologisch angeregt wurde, so fand das hungrige Herz reichliche anthropologische Nahrung bei Claus Harms. Harms war ein rechtes reiches Gottesgeschenk an die Kirche, der erste bedeutende, kerngesunde, lebensvolle Zeuge des alten evangelischen Kirchenglaubens, seine Thesen mit ihrer siegesgewissen, drastischen in Luthers Tinte getauchten Sprache, haben in der Anthropologie zuerst wieder das Kind mit dem rechten Namen zu nennen gewagt. Durch seine in unzählige christliche Häuser und Herzen dringende gefaltete Sommer- und Winterpostille hat er das Pelagianische Gift des widerlich weichlichen Witschel und des geschwätzigen pathetischen Bschode verdrängen helfen. — Auf dogmatischem Gebiet hat Julius Müller in seiner „Lehre von der Sünde“ den Pelagianischen Bann gebrochen und abgesehen von seiner Heterodoxie von dem präzisistenten Fall durch dieses wahrhaft classische Werk die positiven Grundfesten evangelischer Sündenlehre siegreich zurückerobert. Einen 40jährigen frischen, fröhlichen Krieg gegen den Pelagianismus hat mit scharfgeschliffnen Waffen die Evangelische Kirchenzeitung geführt und der selige Dr. E. W. Hengstenberg, nach unserer innigsten Ueberzeugung nächst Chemnitz, Joh. Gerhard, Spener und Zinzendorf das gesegnestste Rüstzeug des Herrn in der evangelischen Kirche, konnte am Ende seiner siegreichen Heldenlaufbahn auf sein anthropologisches Ringen mit Loben und Danken zurücksehen. Freilich ist in der Soteriologie dem alten Helden zuletzt ein Fehlgriff nicht erspart worden — auf daß die Kirche gemahnt werde, über dem fehlbaren Knechte nicht den unfehlbaren Herrn zu vergessen, aber in der Anthropologie ist er rein und scharf geblieben bis zum letzten Athemzuge und die köstlichen hamartologischen Excurse aus seiner Feder in den Vorworten, die nach Oben und Unten, nach Rechts und Links wuchtige Streiche führten, so wie die tiefen historischen und biographischen Artikel über Augustin, Augustins Predigtweise, über Heinrich Müller von Rostock, haben unzählige Theologen dahin geführt, sich anthropologisch zu betheiligen und haben ihnen den Weg zur Rückkehr gewiesen.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 26. August.

N<sup>o</sup> 68.

## Der wahre Sinn der Worte: „unter Gestalt des Brods und Weins“

in Artikel 10 der Augsb. Confession.

Die Frage, ob der deutsche Text des 10. Artikels der Augustana im Sinne der lutherischen Abendmahlslehre oder in dem der römischen Transsubstantiationslehre zu verstehen sei, ist trotz ihrer scheinbaren Widersinnigkeit seit den Tagen des Raumburger Fürstentags (1561) oft und viel erörtert worden. Bei den Vorverhandlungen zu diesem Fürstentage äußerte zuerst der Kurfürst Friedrich der Fromme von der Pfalz (in einem Schreiben an Kurfürst August von Sachsen, vom 19. Decbr. 1560) das Bedenken: es werde durch den Ausdruck „unter Gestalt des Brodes und Weines“ den römischen Theologen ihr Transsubstantiationsdogma zugestanden; es seien diese Worte „zu vil Papistisch gesetzt und dardurch den Papisten zu Approbierung der Transsubstantiation eingereumt“; er, der Kurfürst-Pfalzgraf, müsse deshalb darauf bestehen, daß statt des deutschen Texts der Augsb. Conf. von 1530 vielmehr das lateinische Exemplar, welches (vermöge seiner Formel: *quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in coena Domini*) ein Mißverständniß in jenem papistischen Sinne nicht zulasse, seitens der bevorstehenden Fürsterversammlung unterschrieben werde. — Ganz ähnlich sprach sich Landgraf Philipp von Hessen damals aus, der seine Gesandten dahin instruirte, es solle nur das lateinische Exemplar unterzeichnet werden, weil das deutsche im Artikel vom h. Nachtmahl „auf die papistische Manier“ zu sein scheine; auch an August von Sachsen unter dem 17. Jan. 1561 schrieb: es würde nicht leicht sein, sich mit Friedrich von der Pfalz über das zu unterzeichnende Exemplar zu einigen; er selbst „achte dafür, daß die lateinische Confession die beste, christliche und gewisseste sei.“ — Trotz dieser pfälzisch-hessischen Bedenken erfolgte doch schließlich die Unterzeichnung beider Texte der unveränderten Confession von 1530 seitens der zu Raumburg versammelten Fürsten, und zwar des deutschen Textes nach der Quart-Ausgabe Melancthon's (Ed. princeps) von 1530—31, des lateinischen nach der Octav-Ausgabe von 1531. \*) Daß man die letztere der Unter-

zeichnung zu Grunde legte, und nicht die ihr vorausgegangene lat. Quartausgabe (die Melancthonische Ed. princeps beider Texte, des lat. und des deutschen), hatte seinen Grund darin, daß man den Einwurf des Kurfürsten von der Pfalz gegen die letztere, als begünstige ihre Fassung die Substanzverwandlung, als bis auf einen gewissen Punkt gerechtfertigt anerkennen mußte. Denn allerdings enthielt hier zwar nicht Art. 10 der Augustana (und ebensowenig etwa die Artikel 22 de utraque specie und 24 de missa), wohl aber der entsprechende Artikel der ihr beigebrachten Apologie einen Passus, der im römisch-transsubstantiarischen Sinne gebietet werden zu können schien („vere et substantialiter adsint“ statt „vere adsint“, sowie zwei beifällig citirte altkirchliche Aeußerungen: die Worte aus dem griech. Meßkanon: „ut mutato pane ipsum corpus Christi fiat“, und die des Theophylact oder Vulgarius [Vulgarius]: „panem non tantum figuram esse, sed vere in carnem mutari“) und welchen deshalb Melancthon schon gleich in jener 2. Ausgabe in Octav von 1531 getilgt hatte. \*) Den Bedenken des Kurfürsten-Pfalzgrafen wider die diesen Passus darbietende Edition glaubte man wohl deshalb Rechnung tragen zu sollen, da derselbe im Falle ihrer Beseitigung auch das „unter Gestalt des Brods und Weins“ als unverfänglich anerkennen, also seine Einwendungen wider das deutsche Exemplar aufgeben zu wollen erklärt haben mochte. Wie man denn diesem Fürsten noch in einigen anderen Punkten nachgab und, damit er dem lutherischen Bekenntnisse erhalten bliebe, ihm zu Liebe eine mildere, die Schmalkaldischen Artikel umgehende Formulirung des

Weber in seiner „Kritischen Geschichte der Augsb. Confession“, von Planck in seiner „Geschichte des Protestantischen Lehrbegriffs bis zur Concorbienformel (III. 234) und noch neuerdings von Calinich in seiner Geschichte des Raumburger Fürstentags, Gothe 1870 (S. 164 f.), behauptet worden. Aber sowohl die Prästation, als der Abschied der Raumburger Versammlung setzen auf das Deutlichste voraus, daß beide Texte, der deutsche und der lateinische, daselbst unterschrieben worden waren; der letztere fordert Herbeiziehung auch der zu Raumburg nicht mit anwesend gewesen evangelischen Fürsten und Stände zur Unterschrift unter beide Exemplare. Vgl. auch Cyprian, Historie der A. E., 3. Ausg., Cap. 14, IV; v. Rommel, Geschichte von Hessen, IV, Anm. auf S. 406, und Philipp der Großmüthige, II, S. 606.

\*) Vgl. das Variantenverzeichnis zum lat. Texte der Apologie in Müllers Ausg. der symbol. Bülcher, S. 929.

\*) Daß der deutsche Text überhaupt gar nicht mit unterzeichnet worden sei, ist nach dem Vorgange einiger Aelteren von



lutherischen Abendmahlsdogma's, sowie eine ausdrückliche Approbation der veränderten Ausgaben der Augustana von 1540 und 1542 in die f. g. Raumburger Präfation aufnahm.

Daß dieses zu Raumburg versuchte Compromiß sich unermöglicht erwies, den seit längerer Zeit mit der reformirten Confession liebäugelnden Kurfürsten von der Pfalz beim lutherischen Bekenntnisse zu erhalten, mußte natürlich den als transsubstantiarisch incriminirten Stellen der Augustana und Apologie eine verstärkte Bedeutung für die weiteren Controversen zwischen den Theologen des Lutherthums und des Calvinismus verleihen, und namentlich jenes „unter Gestalt des Brods und Weins“ des deutschen Augustanatextes zu einem wahren Zankapfel für die streitenden Parteien machen. Schon Friedrich der Fromme selbst kam kurz nach dem Vollzuge seines Uebertritts zum Reformirten (in einem unter dem 29. Juli 1563 an Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen-Weimar gerichteten Briefe, welchen jüngst Kluckhohn in seinen „Briefen Friedrichs des Frommen“ I, 426 publicirt hat) auf diese ihm anstößigen Worte zurück. Er erklärte sie, sammt jenem Citate im Originaltexte der Apologie: „mutato pane“ etc. für nicht hinreichend „vom päpstlichen Gebrauche abgesondert“, überhaupt für so beschaffen, daß man das sie enthaltende erste Druckeremplar „mit gutem Gewissen nicht hätte können unterschreiben, wir hätten denn dem Papst und seinem Legaten, soviel das Abendmahl anlangt, hofiren wollen.“ Es passirte ihm hiebei allerdings der, in einem 2½ Jahre nach den Raumburger Verhandlungen geschriebenen Briefe einigermaßen erklärliche Gedächtnißirrtum, daß er gleich jenem mutato pane etc. der Apologie auch das „unter Gestalt des Brods und Weins“ lateinisch anführte („sub specie panis et vini“) und so den Schein entstehen ließ, als hätten die letzteren Worte ursprünglich der lateinischen Fassung von Art. 10 angehört, während doch weder in der Augustana noch in der Apologie der lat. Quartausgabe von 1530 — 31 irgend etwas Derartiges, wie die Formel sub specie panis et vini zu entdecken ist.\*) Immerhin tritt es aber doch deut-

lich genug hier zu Tage, wie das „unter Gestalt etc.“, welches er nun einmal für eine papistische Formel hielt, einen Hauptanstoß für diesen Vorkämpfer des Deutsch-Reformirtenenthums bildete und mit zu jenen mißverstandenen Stellen der lutherischen Bekenntnisschriften gehörte, welche ihn zum Calvinismus hinübertrieben halfen. — Auf calvinischer wie cryptocalvinischer Seite wird seit dieser Zeit die Anschauung, daß sich hinter jener Formel die Transsubstantiation verberge, immer herrschender. Hatte noch Bucer (in seinem „Christlichen ungeschehlichen Bedenken“, 1545) das „Unter Gestalt etc.“ des 10. Artikels ganz unversänglich und gut lutherisch gefunden, so polemisirte die 1581 von Zacharias Ursinus im Auftrage des Pfalzgrafen Joh. Casimir verfaßte Admonitio Neostadiensis mit ziemlicher Heftigkeit gegen diesen Artikel als die Transsubstantiation begünstigend und ebenso gegen den Art. 24 von der Messe, als in welchem „dem Papstthum flattiret werde“ (wie auch schon Friedrich der Fromme an diesem Artikel, sowie an Art. 22 von beiderlei Gestalt Anstoß genommen hatte). Auf derselben Voraussetzung, daß jene Formel papistisch und transsubstantiarisch sei, fußt der kurfürstliche Cryptocalvinist M. Schütz zu Dresden, wenn derselbe in seinem „Extract Chronologiae Theologicae“ die von Melancthon in der Octavausgabe der Augustana und Apologie von 1531 vorgenommenen Aenderungen mit der etwas confusen Notiz zu kennzeichnen sucht: „Anno 1531 ist die Augspurgische Confession in 4to et in 8vo zu Wittenberg getrudet, vnd aus gemeiner Bewilligung, wie die Prebation bezeuget, gebessert, vnd die Papistische meinung de transsubstantiatione herausgethan.“ Was hier als „Herausthuung“, d. h. Beseitigung der papistischen Meinung de transsubst. bezeichnet wird, ist natürlich nichts anderes, als jene Melancthonische Auslassung einiger möglicherweise im Sinne einer Verwandlungslehre mißzuverstehender Sätze in Art. 10 der Apologie. Schütz bezieht diese Aenderung unkritischerweise mit auf die Augustana, der doch keinerlei derartige Emendation widerfahren war, noch auch widerfahren konnte, — denn sie enthielt nun einmal nichts die Transsubstantiation in Wirklichkeit Begünstigendes, und von einer „gemeinen Bewilligung“, kraft deren die Beseitigung eines derartigen Passus etwa erfolgt wäre, weiß die Kirchengeschichte der Jahre 1530 oder 1531 schlechterdings nicht das Mindeste.)\*

\*) Richtig beurtheilen die betr. Stelle des kurfürstlichen Briefes Kluckhohn a. a. O. S. 156 (und in seiner Schrift: „Wie ist Friedrich III. von der Pfalz Calvinist geworden?“, Beilage), sowie Calvini, „Der Originaltext der Augustana“, in Hilgenfelds Ztschr. f. wissenschaftl. Theologie 1870, S. 424 f. Der Letztere zeigt zwar eine gewisse Geneigtheit dazu, dem latein. Urtexte der Augustana in Art. 10 wirklich in Gemäßheit dieses kurfürstlichen Zeugnisses, wenn auch im Widerspruche mit sämmtlichen Hdschr. und Ausgaben, die Worte sub specie panis et vini zu vindiciren. Doch lenkt er bald zu der gewiß allein richtigen Erwägung ein: „Es ist doch auffallend, daß unter den vorhandenen Copieen auch nicht Eine im lat. Texte den angezogenen Wortlaut aufweist. Auch müßte nach Friedrichs Briefe schon auf dem Raumburger Tage jene Form des lateinischen Textes zur Kenntniß gekommen sein. Friedrich selbst hatte ja die Frage nach dem Originaltext schon vor dem Convent angeregt und daher jedenfalls sein Archiv gründlich nach den vorhandenen Handschriften durchsuchen lassen. Aber in seinem schon erwähnten Briefe vom 19. Dec. 1560

— — führt er die Worte des lat. Exemplars nach der gewöhnlichen Lesart an und weiß nichts von den Ausdrücken „sub specie panis et vini.“ Und auch auf dem Raumburger Tage selbst werden nicht diese Worte, sondern die deutschen „unter Gestalt des Brodes“, sowie auch „von beider Gestalt“ (Art. 22) als solche namhaft gemacht, an welchen man Anstoß nähme, weil sie tacite die Transsubstantiation bekenneten. Dies und der Umstand, daß der Brief mit den lateinischen Worten erst 2 Jahre 8 Monate nach dem Raumburger Tage geschrieben ist, läßt einen Irrthum auf Seiten des Kurfürsten als wohl möglich“ — (wir meinen vielmehr: als unzweifelhaft gewiß) — „erscheinen.“

\*) Vielmehr verliert eine solche „gemeine Bewilligung“ oder Er-



Das Mißtrauen gegen Art. 10 des deutschen Augustana-  
textes als den Sinn der Substanzverwandlungslehre ausdrückend,  
hat sich in der antilutherischen Polemik der Reformirten bis  
herab in die neueste Zeit erhalten; und noch eine ziemliche Zahl  
reformirter wie unionistischer Theologen der Gegenwart theilt  
diesen Verdacht, unter Berufung auf jene Stelle der Apologie,  
nach Maassgabe von welcher das „unter Gestalt“ nothwendig  
verstanden werden müsse. Wenn daher Schreiber dieses in sei-  
ner g. E. des vor. Jahres erschienenen Schrift über „die Augs-  
burgische Confession als symbolische Lehrgrundlage der deutschen  
Reformationskirche“ (S. 221 f.) sich dahin aussprach, daß we-  
der dieser Ausdruck der Augustana, noch die betr.  
Stelle der Apologie im Sinne der römischen Ver-  
wandlungslehre zu verstehen seien, so mußte er natür-  
lich dem Widerspruche der Vertreter jener theologischen Stand-  
punkte anheim fallen. Der um die Geschichte und Auslegung  
der Augustana wohlverdiente, daher auch von dem Unterzeich-  
neten dankbar benutzte und bereits in dieser Abhandlung wieder-  
holt citirte Pastor Dr. Robert Calinich zu Chemnitz \*) hat  
in einer eingehenden Recension jener Schrift (in Silgenfelds „Zeit-  
schrift für wissenschaftliche Theologie“, 1871, III, S. 462 —  
468) diesen Widerspruch dahin formulirt, daß er meine im  
Uebrigen als objectiv anerkannte historische Darstellung und  
Auslegungsweise bezüglich dieses Punktes des Befangenseins in  
lutherisch-dogmatischen Vorurtheilen zu zeihen sucht, weil nichts  
klarer und gewisser sei, als der transsubstantiarische Sinn jener  
beiden Stellen. So gerne er zugestehen will, „daß man die  
von mir sonst inne gehaltene Objectivität nur selten bei denen  
findet, welche so strenge wie ich auf dem Grunde der s. g. rei-  
nen Lehre Luthers stehen“, so unleugbar meint er, hätten doch  
„Tendenz und Standpunkt hie und da, — zumal betreffs des  
in Rede stehenden Punktes — meinen Blick getrübt.“ Wie  
mein Gesamturtheil über die Augustana, als ein Bekenntniß,  
„dem an Gediegenheit, Frische und Schönheit seines dogmatischen  
Lehrinhalts und seiner Composition nichts Aehnliches in der gan-  
zen Literatur des Reformationszeitalters an die Seite zu setzen  
sei,“ — wie dieses Gesamturtheil ein überschwängliches und un-

mächtigung, kraft deren Melanchthon die betr. Abänderung vornehmen  
geburt hätte, alle Wahrscheinlichkeit dadurch, daß er auch alle sonstigen  
Änderungen, wie er sie in den Editionen der Aug. und Apol. von  
1531 an anbrachte, proprio motu und ohne Rücksicht auf die Rath-  
schläge oder zustimmenden Urtheile seiner Bekenntnißgenossen vornahm.  
Wie denn auch gerade die Weglassung der berufenen Worte in der  
Octavausg. der Apol. von 1531 den strengeren Lutheranern der spä-  
teren Zeit, wie Wigand u., zum Anstoß gereichte, und die Urheber  
des Concorvienbuches absichtlich den ihrer nicht beraubten Originaltext  
restituirt!

\*) Verfasser der gekrönten Preisschrift: „Luther und die Augsb.  
Confession“, Leipz. 1861, sowie der bereits angeführten Schrift: „Der  
Raumburger Fürstentag“, Gotha 1870 — aber freilich auch der etwas  
parteiischen Schutzschrift für die Kryptocalvinisten: „Kampf und Unter-  
gang des Melanchthonismus in Kursachsen, 1570—74“, Leipz. 1866.

berechtigtes Lob involvire und anderen Erzeugnissen der refor-  
matorischen Literatur entschieden zu nahe trete, z. B. der Bullin-  
ger'schen Confessio Helvetica II, mit welcher die Augustana  
„den Vergleich nicht aushalte“ (!): so habe mein Bemühen, die  
gut lutherische Qualität und Auctorität dieses Symbols zu ret-  
ten, besonders hinsichtlich des 10. Artikels „mich verleitet, meine  
Augen vor der nackten Wahrheit zu verschließen.“ Die nackte  
Wahrheit sei aber diese, daß die deutsche Fassung des Artikels  
samt der ihr zur Erklärung und Bestätigung gereichenden  
Stelle der Apologie, welche Melanchthon nachmals wegließ, eine  
Anerkennung der papistischen Transsubstantiation enthalte. Von  
diesem Makel und Verdacht suche ich die Melanchthon'sche Edi-  
tio princeps eifrigst reinzuwaschen, aber freilich ohne Erfolg.  
Und so gewiß es mir nicht gelingen sei, auch überhaupt nicht  
gelingen könne, den Urtext der beiden Bekenntnisse von solchem  
Vorwurfe zu reinigen, so gewiß „verliert natürlich die Invariata  
den Glanz, den sie in den Augen des genuinen Lutherthums be-  
sitzt; denn sie hat dann gerade in demjenigen Artikel, dem die  
Hauptschuld der evangelischen Kirchenspaltung zufällt, nicht —  
die reine Lehre.“ \*)

Die Gründe, auf welche Dr. Calinich diese Behauptungen  
stützt, betreffen theils das „unter Gestalt des Brods und Weins  
der Augustana, theils und hauptsächlich die beiden eine mutatio  
panis ausagenden Citate der Apologie. Bezüglich des ersteren  
Ausdrucks meint er: es werde damit notorisch der Sinn der  
römischen Substanzverwandlungslehre bekannt, „daß nämlich  
für das Auge des Menschen, welcher durch den Anblick des wirk-  
lichen Fleisches und Blutes erschreckt werden würde, nur die Ge-  
stalt des Weines und Brodes übrig bleibt.“ Und jenes mutari  
des Theophylakt und des griechischen Meskanons erklärt er un-  
bedenklich für gleichbedeutend mit transsubstantiari. „Wenn  
die Ausdrücke: ut mutato pane ipsum corpus Christi fiat  
und: panem non tantum figuram esse, sed vere in carnem  
mutari keine Substanzverwandlung im römischen Sinne enthal-  
ten, so weiß man in der That nicht mehr, welche anderen Aus-  
drücke noch übrig wären, um die römische Transsubstantiations-  
lehre auszudrücken.“ — Wir müssen dabei beharren, daß es  
nicht die römische Substanzverwandlungslehre, sondern der luthe-  
rische, eine Verbindung des Brods und Weins mit dem ver-  
klärten Leibe und Blute Christi statuierende Abendmahlsbegriff  
ist, welchen die eine wie die andere Stelle ausagt. Der Cali-  
nich'schen Leugnung dieses Sachverhalts können wir nicht umhin,  
einerseits ungenügende Kenntniß der Geschichte der  
Transsubstantiation nach ihrem Verhältnisse zu jenen For-

\*) In das Triumphgeschrei der Protestantischen Kirchenzeitung  
(1870, Nr. 10, S. 217), welche auf Grund seiner Darlegungen und  
Nachweise betreffs der hier in Rede stehenden Punkte behaupten zu  
können meinte: „es giebt keine umgeänderte Augustana mehr“, stimmt  
Calinich vorsichtigerweise nicht ein, da er jene Melanchthon'schen Än-  
derungen von 1531, soweit sie wesentlicher Art waren, doch nur auf  
die Apologie zu beziehen wagt.



meln, andererseits Befangenheit in gewissen dogmatischen Vorurtheilen reformirten Ursprungs vorzuwerfen.

Was zunächst den Ausdruck „unter Gestalt des Brods und Weins“ betrifft, so ist derselbe so gewiß weit entfernt davon, ein Verständniß im transsubstantiarischen Sinne zu fordern, als er an und für sich, wie noch Bucer zugestand (s. o.), sogar mit einer wesentlich symbolischen oder spiritualistischen Vorstellung vom Abendmahle vereinbart werden kann. Das sub specie, wie es seit dem Ende der altkirchlichen Zeit allmählig zur Bezeichnung der Art der Gegenwart des Leibes und Bluts Christi im Abendmahle bei lateinischen Kirchenschriftstellern gebräuchlich wird, besagt an sich genau dasselbe, wie der ältere bei Hilarius, Ambrosius, Augustin u. vorkommende Ausdruck sub sacramento, oder wie das hiermit ursprünglich völlig gleichbedeutende sub figura, sub imagine. Auch die Ausdrücke in specie, in sacramento (letzterer neben dem gleichbedeutenden sacramentum häufig bei Augustinus, ersterer z. B. bei Gaudentius von Brixia † 410, einem notorischen Vertreter der symbolischen Auffassung \*) bedeuten im Grunde nichts anderes. Und noch in manchen Schriften aus jenen Jahrhunderten des Mittelalters, wo die Substanzverwandlungslehre im römisch-scholastischen Sinne bereits ihre Ausbildung empfangen hatte, findet sich das sub specie panis et vini in einem Sinne gebraucht, dem keineswegs diese crass-realistische magische Wandlungslehre zu Grunde liegt. Selbst der wahrscheinlich erst im 11. und 12. Jahrh. verfaßte pseudoisidorianische Brief an den Redemptus gebraucht in der merkwürdigen Stelle: „suum corpus sub panis et vini specie discipulis edendum tradidit et eis eundem conficiendi tradidit potestatem“ die Formel sub panis et vini specie schwerlich im Sinne einer eigentlichen Substanzverwandlung; wenigstens entwickelt er den Begriff einer solchen nirgends mit deutlichen Worten oder in der Weise der orthodoxen Scholastiker seit Lanfranc. \*\*) Von dem deutschen Aequivalent des species in dieser Formel gilt aber unzweifelhaft, was Vilmar (Erklärung der A. E. S. 105) sagt: „Gestalt“ bedeutet, wie in der N. A.: „unter beiderlei Gestalt,“ den sichtbaren Theil des Sacraments; vgl. auch: „Der h. Geist ist in leiblicher Gestalt wie eine Taube herniedergekommen, Luk. 3, 22.“ Es wäre doch seltsam, wenn der mit dem vorliegenden wesentlich gleichbedeutende Ausdruck „unter beiderlei Gestalt,“ wo immer Luther oder Melancthon oder Andere unserer Reformatoren ihn gebrauchten, im Sinne einer solchen Gegenwart des Leibes und Bluts Christi, die durch Substanzverwandlung oder überhaupt

nur durch Verwandlung vermittelt wäre, verstanden werden müßte! Vielmehr ist „unter Gestalt“ hier schwerlich anders zu verstehen als die sonst so oft gebrauchten Präpositionen „in“ oder „mit“ (z. B. als das „im Brod“ des kursächsischen Visitationsbuchs, oder das cum pane, cum calice der Visitationsartikel); und der Umstand, daß gerade die etwas umständlichere Formel: „unter Gestalt“ u. statt dieser kürzeren und einfacheren in Anwendung gekommen ist, wird seinen Grund lediglich darin haben, daß es den später (Art. 22) eingehender dargelegten Gegensatz zur römischen Halbierung des Sacraments mittelst der Kelchentziehung bereits hier vorläufig anzudeuten galt. Mit vollem Rechte sagt Rep. Herrlinger in seinen gebiegenen „Studien über die Theologie Melancthons, insbesondere dessen Abendmahlslehre“ (Jahrb. f. deutsche Theologie 1871, II, 252 ff.): „Die Augustana von 1530 gibt, zumal in ihrer authentischen deutschen Version, offenbar die lutherische Vorstellung von einer realen Verbindung des Leibes und Blutes mit den irdischen Elementen, wodurch letztere nicht bloß Unterpfand, sondern Behälter für die Darreichung der himmlischen Gabe sind.“ Und: „so richtig es ist, daß mit dem Ausdruck „unter Gestalt des Brods und Weins“ der Gegensatz zur katholischen Kelchentziehung bezeichnet ist, so richtig ist es gewiß, das Positive zu dieser Negation eben in jener oben bezeichneten Verbindung von Leib und Blut mit den irdischen Elementen zu sehen“ (S. 262). Daß in dem „unter Gestalt“ eine gewisse Accommodation an den katholischen Standpunkt zu liegen scheine, gibt derselbe Forscher zwar zu, aber nicht ohne diese Accommodation als eine nur scheinbare zu bezeichnen, — wofür er eine Reihe von Aussprüchen Melancthons, die sich in gut lutherischem Sinne über das Abendmahl erklären, als Belege anführt. Von diesen Aussprüchen genügt es hier nur die bekanntesten in Erinnerung zu bringen: den aus dem Briefe an Veit Dietrich vom 26. Juni 1530, wo es von der Augsb. Confession heißt: „inest etiam articulus περί της παρουσίας juxta sententiam Lutheri“ (C. R. II, 142), sowie die im Judicium de Zwinglii doctrina aus dem Juli 1530: „Nos docemus, quod corpus Christi vere et realiter adsit cum pane vel in pane“ und: „Transsubstantiationem et corpus localiter in pane esse negamus. Illorum etiam opinionem reiicimus, qui corpus in pane, ut vinum in cantharo continetur, esse dicunt. Sed tamen Christi corpus in coena vere adesse fatemur ac Christum praesentem corpus ac sanguinem suum nobis manducandum et bibendum distribuere certo statuimus . . . Ut enim per baptismum nos regenerari fatemur: ita per sacramentum εὐχαριστίας nobis corpus et sanguinem porrigi et exhiberi credimus.“ Hätten wir auch nur diese wenigen Zeugnisse aus der Zeit unmittelbar nach der Uebergabe der Confession, es könnte an der herzlichen und völligen Uebereinstimmung Melancthons mit Luther in diesem Lehrstücke überhaupt, und speciell auch an dem gut-lutherischen Sinne dessen, was er im deutschen

\*) Gaudentii Sermones ed. Galeard., p. 42. Vgl. Rückert, Das Abendmahl, sein Wesen und seine Geschichte u., S. 475 f.; Kahnis, Der Kirchenglaube, historisch-genetisch dargestellt, S. 220.

\*\*) Vgl. Rückert, a. a. O. S. 489 f., der aber unkritischerweise diese Epist. ad Redemptum archidiacon. für eine ächte Schrift Isidors von Sevilla hält (s. dagegen Steitz, Art. „Transsubstantiation“ in Herzogs Real-Encyclop., Bd. XVI, S. 311).



Texte von Art. 10 bekannte, unmöglich gezweifelt werden. Aber auch dafür, daß er vorher und nachher bis zu seinem Tode in allem Wesentlichen mit Luthers Abendmahlslehre einverstanden blieb und daß er insbesondere den Gegensatz gegen die Transsubstantiation stets festhielt, lassen sich Belege in reichster Zahl aus seinen Schriften hebringen. Und gerade Dr. Calinich hat seiner Zeit diese constante wesentliche Uebereinstimmung Melancthon's mit Luther durch eine Zusammenstellung zahlreicher auf sie bezüglicher Aussprüche Beider auf lehrreiche Weise veranschaulicht.\*) Um so auffallender erscheint es, daß dieser Gelehrte jetzt, wo es sich um das richtige Verständniß von Art. 10 handelt, sich dieser so klaren und unmißverständlichen Zeugnisse durchaus nicht entsinnen will und so dem Canon, daß „der Autor vor allem durch den Autor selbst zu interpretiren sei“ in demselben Augenblicke untreu wird, wo er mir seine Befolgung anrath.

Ermägt man die reiche Fülle der in beider Schriften, Luthers wie Melancthon's, vorhandenen Belege für ihre wesentliche Einigkeit im Abendmahlsdogma, zumal gegenüber den Papisten, so muß in der That auch jene weitere alt-calvinistische, durch Dr. Calinich wiederaufgefrischte Ansicht, daß der lat. Urtext der Apologie sich für die Transsubstantiation ausgesprochen habe, von vornherein bedenklich erscheinen. In der That hat diese Meinung auch nur an den beiden vielberufenen Citaten aus dem Canon Missae und aus Theophylact einen gewissen Anhalt; denn weder das „vere et substantialiter adsint“ (eine bloße verstärkende Wiederaufnahme des vere adsint der Augustana), noch die Verweisung auf 1 Cor. 10, 16 als biblisches Zeugniß für die auch leibliche Vereinigung der Communicirenden mit Christo im Abendmahle, noch irgend sonst etwas in der Stelle schmeckt auch nur entfernt nach der römischen Fassung des realistischen Abendmahlsbegriffes. Was aber jene Citate betrifft, so müssen wir, trotz allem von Dr. C. dawider Vorgebrachten, entschieden bei unserer Behauptung beharren, daß sie zwar irgendwelche Verwandlung (mutatio, μεταβολή), jedoch nimmermehr die römische Substanzverwandlung aussagen und bezeugen. Beide rühren aus einer Zeit her, wo die letzte noch in keiner Weise zu scholastisch fixirter dogmatischer Ausprägung gelangt war, und dazu aus der Kirche des Morgenlands, welche erst gegen Ende des Mittelalters sich Wesen und Namen der Substanzverwandlung vom Abendlande her angeeignet hat und, wo sie in Aussprüchen aus früherer Zeit von einer Verwandlung der Elemente durch die Consecration des Priesters redet, etwas wesentlich Anderes meint als eine Umwandlung der Substanz von Brod und Wein in die

Substanz des Leibes und Blutes Christi. Wenn die alten Meßcanones oder Liturgien dieser Kirche, z. B. die missa S. Jacobi, S. Basili, S. Chrysostomi, die Liturgia S. Marci, S. Gregorii, S. Cyrilli, bei mancherlei untergeordneten Abweichungen von einander in wesentlicher Uebereinstimmung den Gedanken ausdrücken, daß kraft des Gebets des administrierenden Priesters der heil. Geist „das Brod zum Leibe Christi machen (ποιεῖν) oder in denselben „verwandeln“ möge (μεταβάλλειν)\*), so liegt ihnen der Gedanke an eine derartige Verwandlung der Substanz des Brods, kraft deren die Substanz des Leibes Christi an ihre Stelle trete, während die Qualitäten oder Accidentien des Brodes dieselben wie vorher bleiben, also an eine Substanzverwandlung im abendländisch-scholastischen Sinne, so fern als nur möglich. Die vorzunehmende Wandlung wird dargestellt nicht als eine Verdrängung des inneren Wesens des irdischen Elements durch das himmlische, sondern, im Anschlusse an die uralte, bis auf Gregor v. Nyssa zurückgehende Vorstellungsweise der Orientalen, als eine Assimilation des irdischen Stoffs durch den himmlischen nach Analogie des Uebergehens von Speise und Trank in Fleisch und Blut des Essenden.\*\*). Nicht anders ist es mit dem Ausspruche Theophylacts des Bulgarenbischofs († nach 1107), auf welchen die Stelle weiterhin anspielt, nemlich dessen Bemerkung zu den Einsetzungsworten Christi nach Marc. 14, 22: Τοῦτο ἐστὶ τὸ σῶμά μου, τοῦτο ὁ ὂν λαμβάνετε. οὐ γὰρ ἀντίτυπος τοῦ κυριακοῦ σώματος ἐστὶν ὁ ἄρτος, ἀλλ' εἰς αὐτὸ ἐκεῖνο μεταβάλλεται τὸ σῶμα τοῦ Χριστοῦ: „dieß ist mein Leib, dieß, was ihr jetzt empfanget; denn nicht ein (bloßes) Abbild des Herrnleibes ist das Brod, sondern es wird in eben diesen Leib Christi verwandelt.“ Auch diese Worte (und die ähnlichen zu Matth. 26, 26), auf welche Melancthon in seinem summarisch referirenden Citate: „Et Vulgarius . . . diserte inquit, panem non tantum figuram esse sed vere in carnem mutari“ hinweist, sind im Sinne nicht des römischen sondern des altgriechischen Wandlungsbegriffes zu verstehen. Das μεταβάλλεσθαι, welches sie aussagen, ist gleich den bei Chrysostomus, Cyrill v. Alex., Johannes v. Damascus und anderen späteren vorkommenden synonymen Ausdrücken

\*) Siehe eine Zusammenstellung der wichtigsten hiehergehörigen Formeln, als gemeinsamer Grundstellen für das Melancthonische Citat: „Id enim testatur canon missae apud illos, in quo aperte orat sacerdos, ut mutato pane ipsum corpus Christi fiat“, bei Müller, Symb. Bächer 1c, S. 1004.

\*\*) Vgl. F. R. Meyer, Versuch einer Geschichte der Transsubstantiationslehre, Heilbronn 1832, S. 122 f.; Steitz, Art. „Transsubst.“ bei Herzog a. a. O., sowie dessen Abhbl.: „Die Abendmahlslehre der griechischen Kirche“ in den Jahrb. f. deutsche Theologie, Bd. IX—XIII, besonders Bd. XIII, S. 31 f.

\*) Luther und die Augsb. Confession, S. 40 ff. Vgl. meine Schrift über die A. C., S. 19 f., 26 ff.



μεταφύθμεισθαι, μετασχοιχεύσθαι, μετασπενύεσθαι, μεταποιεσθαι seiner Bedeutung nach von dem transsubstantiari der Abendländer (zuerst Hilberts v. Tours, † 1134) sehr wesentlich verschieden, sofern es nicht ein magisches Umgewandeltwerden durch die zauberartig wirkende Macht des Wortes Christi, sondern mehr eine potentielle oder dynamische Veränderung, ein Geheiligt- und Begeistetwerden durch die Kraft des heil. Geistes bedeutet. Nur sehr langsam und ungern haben die griechischen Dogmatiker des späteren Mittelalters und der anhebenden neuen Zeit diesen ihren eigenthümlichen sanctificatorischen oder assimilatorischen Wandlungsbegriff, der der lutherischen unio sacramentalis oder consubstantiatio ein gutes Theil näher steht als die römische Substanzverwandlungslehre, fahren gelassen und das letztere Dogma statt seiner aufgenommen. Als gelegentlich der Unions-synode zu Lyon 1274—75 griechischerseits zum erstenmale Begriff und Name der Transsubstantiation in der Neubildung μετασυστοιχῆσθαι adoptirt wurde, blieb diese ganze Lehrerneuerung der byzantinischen Theologie fürs Erste noch völlig fremd. Weder ihre Scholastiker, noch ihre Mystiker, weder die orthodoxen Gegner der Union, noch die romanisirenden Unionsgesinn-ten (Λατινόφρονες) bis zum Concil von Florenz hin und noch über dasselbe hinaus, bedienen sich, wo sie von der Eucharistie handeln, solcher Ausdrücke wie μετασυστοιχῆσθαι, μετασυστοιχῆν. Ja die Wenigsten von ihnen zeigen irgendwelche Beneigntheit, ihre auf Joh. Damascenus und Gregor v. Nyssa zurückgehende eigenthümliche metabolische Vorstellungsweise auch nur der Sache, geschweige denn dem Namen nach dem Transsubstantiationsbegriffe der Lateiner anzunähern. Nur Georgius Scholarius (ob. Genadius) gebrauchte während seiner unionsfreundlichen Periode, also um die Zeit des florentinischen Concils bis kurz vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken, einige Male den Ausdruck μετασυστοιχῆσθαι in beifälliger Weise, aber ohne hierin vorerst reichlichere Nachahmung seitens seiner orientalischen Glaubensgenossen zu finden. Erst die Confessio orthodoxa des Mogilas 1642 hat den Namen und Begriff der μετασυστοιχῆσθαι der morgenländischen Kirche in bleibender Weise und als symbolisch autorisirtes Dogma zugeeignet.\*)

Es ist also der griechische vor-transsubstantiarische oder wenn man will anti-transsubstantiarische Wandlungsbegriff, es ist der morgenländische, nicht der abendländisch-scholastische Metabolismus in der Abendmahlslehre, auf welchen sich Melanchthon in unserer Stelle beruft. Und daß er gerade aus ihm einige Zeugnisse anführt, nicht aus den Urkunden des abendländischen Metabolismus oder des eigentlichen Transsubstantiationsdogma's, dies müssen wir als charakteristisch für die von ihm vertretene Modifikation des realistischen Abendmahlsbegriffs ansehen. Diese ist, wie man nach dem wahren Sinn von Art. 10 der Confession und nach jenen oben angeführten Erklärungen aus der Zeit des Augsburger Reichstags annehmen muß, entschieden keine andere, als die lutherische, die Annahme einer ge-

heimnißvollen Verbindung der himmlischen Elemente mit dem irdischen, nicht eines Uebergehens dieser in jene. Mit dem morgenländischen Wandlungsbegriffe, der eine wesentlich quantitative, d. h. nur die Eigenschaften oder die Wirkungsweise, aber nicht die Substanz betreffende Umänderung der Elemente mittelst der Consecration behauptet, läßt sich diese Anschauung offenbar leichter vereinbaren, als mit dem dialectisch-spitzfindigeren, abstracteren und widernatürlicheren der Lateiner. Sie läßt sich um so leichter mit jenem vereinbaren, da in der That nicht wenige Vertreter des morgenländischen Metabolismus (und zwar nicht blos Solche wie die Monophysiten Barjallibi und Barhebraeus, sondern auch Andere aus älterer Zeit) ihrer Wandlungstheorie eine geradezu lutheranisirende oder consubstantiarische Fassung ertheilen, sofern sie das Fortbestehen der Realität von Brod und Wein nach der Consecration geradezu behaupten.\*) Daß Melanchthon sich nicht auf solche, mehr im Sinne der Consubstantiation lehrende Griechen berief, daß er z. B. an einem so entschieden lutheranisirenden Ausdruck vorbeiging, wie jener von Johannes Damascenus gebrauchte, wonach Christus im Abendmahl seine Gottheit „mit dem Brod und Wein vereint“ oder „zusammengesetzt“ (συνέλευσε), dies konnte auf verschiedenen Gründen beruhen. Es konnte darin seinen Grund haben, daß der zu Augsburg, fern von seiner wissenschaftlichen Werkstätte und durch die Kürze der Zeit zu fliegender Gast gemahnt, an der Beantwortung der römischen Confutation arbeitende Reformator außer Stande war, derartige patristische Citate auszuwählen und zusammenzustellen, welche für seinen Zweck gerade vorzugsweise geeignet waren. Es konnte aber auch darauf beruhen, daß Melanchthon absichtlich solche Zeugnisse der älteren Kirche beibringen wollte, welche eine gewisse mutatio als mit den Abendmahls-elementen vor sich gehend bekennen, daß er also in der That den Urhebern der katholischen Confutation bis auf einen gewissen Punkt entgegenkommen und die Wohlvereinbarkeit des lutherischen Abendmahlsbegriffs, wenn nicht mit der Transsubstantiationslehre, doch mit jener altgriechischen Wandlungstheorie darthun wollte. Daß dieses letztere der Fall war, daß also Mel. an dieser Stelle den römischen Gegnern eine ähnliche Einräumung machen wollte, wie er sie noch auf mehreren anderen Punkten der Apologie sich gestattete, z. B. bezüglich der bedingten Anerkennung der Absolution und Ordination als Sacramente, dürfte allerdings das Wahrscheinlichere sein. Denn dagegen, daß er zur Zeit der Abfassung der Apologie nicht genügend orientirt über die ältere Entwicklung des Abendmahlsdogmas, oder nicht mit dem erforderlichen Material zur Beibringung reichhaltigerer Belege aus derselben ausgerüstet gewesen sei, spricht die Thatsache, daß er erst kurz zuvor auf Anlaß des Marburger Gesprächs eingehend mit Desolampad über diese dogmenhistorischen Fragen verhandelt und eine kleine Schrift: Sententiae veterum aliquot scriptorum de coena Domini (gegen welche dann Desolampad

\*) Vgl. Steig, a. a. O. Bd. XIII, S. 649 ff.

\*) Vgl. Steig, a. a. O. S. 50 ff.; Rückert, S. 403 ff.; Rahnis, Der Kirchenglaube, S. 216 ff.



republicirte, in seinem Dialogus quid de eucharistia veteres tum graeci tum latini senserint — vgl. C. R. vol. XXIII, p. 731 ss.) wider denselben veröffentlicht hatte. Hinwiederum spricht bestimmt für die Annahme, daß er sich der römischen Lehre möglichst entgegenkommend verhalten wollte und mit Rücksicht auf diesen Accomodationszweck seine Citate auswählte, der Umstand, daß die Confutation der römischen Gegner sich zwar sonst zustimmend zu dem Abendmahlsbekenntnisse der Augustiana ausgesprochen, aber eine bestimmtere Erklärung des Sinnes, „daß das Brod in Christi Leib verwandelt werde,“ gewünscht hatte. \*) Diesem Wunsche wird der milde, irenisch gestimmte Melancthon soviel als möglich zu entsprechen gesucht haben, gleichwie er auch sonst in seiner Apologie den Gegnern soviel als irgend zulässig entgegenzukommen suchte. Daß er im vorliegenden Punkte eine mit der Wahrheit, d. h. mit seiner lutherischen Ueberzeugung unverträgliche Nachgiebigkeit hethätigt und „sich in vollkommener Uebereinstimmung mit der Forderung der Confutatoren erklärt“ habe, ist eine durch nichts zu rechtfertigende Behauptung Calinichs (S. 467). Denn, wie schon bemerkt, sind es bloß im Allgemeinen metabolische, nicht speciell transsubstantiarische Zeugnisse aus den Vätern, welche er beibringt (zu welchen nur im weiteren Sinne die Verwandlung der Elemente ausfagen den Stellen auch die Ausführung aus Cyrill v. Alex. zu Joh. 13 gehört, welche nicht bloß im lat. Urtexte, sondern auch in dem deutschen Texte steht). Und der Satz, womit er diese Citate einleitet, besagt nicht, daß sie, die Lutheraner, die Verwandlungslehre mit der römischen und der älteren griechischen Kirche gemein hätten, sondern lediglich, daß sie gleich diesen Kirchen die leibliche Gegenwart Christi im Sacramente behaupteten. „Comperimus“, heißt es, „non tantum Romanam Ecclesiam affirmare corporalem praesentiam Christi, sed idem et nunc sentire et olim sensisse Graecam Ecclesiam.“ Worauf dann unmittelbar die Stellen aus dem Canon missae, aus Theophylact und Cyrill folgen, zum deutlichen Zeichen des, daß nicht die transsubstantiatio, sondern wesentlich nur die corporalis praesentia als Object des Glaubens und Bekenkens der Lutheraner dargethan werden sollte.

Also, um nochmals Alles kurz zusammenzufassen: Weber das „unter Gestalt des Brods und Weins“ im deutschen Augustanatexte (— der lateinische enthielt nie die entsprechenden Worte —), noch die eingehendere Erörterung in der entsprechenden Stelle der Apologie mit ihren eine mutatio panis aussagenden Citaten, involviret ein Abgehen Melancthons von Luthers Abendmahlsbegriff. Sondern mit jener deutschen Formel wollte er ebenso eine vorläufige Hindeutung darauf, daß er das Sacrament nur unter beiderlei Gestalt als vollständig anerkenne, einfließen lassen, wie er durch diese Citate bemerklich machen wollte,

daß lutherischerseits die corporalis praesentia Christi so vollständig und ohne Rückhalt bekannt werde, daß sogar eine gewisse mutatio panis, etwa im Sinne der griechischen Kirche, zugestanden werden könne. — Wegen der Schwierigkeit, diese mutatio panis ohne Gefahr des Mißverständnisses oder ohne wirkliches Versallen in transsubstantiarische Irrlehre mit dem lutherischen Sacramentsbegriffe zu vermitteln, ließ Melancthon die betr. Stelle später, in der 2. Ausgabe, aus der Apologie weg. Er that dies, sobald die schonende Rücksichtnahme auf die römischen Gegner wegen des Scheiterns der Friedensverhandlungen auf dem Reichstage überflüssig geworden war, gleichwie umgekehrt später die Urheber des Concordienbuchs, um des Gegensatzes zur spiritualistischen Abendmahlslehre der Zwinglianer und Calvinisten willen, es rathsamer fanden, die einst ausgelassene Stelle wieder einzurücken (resp. den lat. Originaltext der Apologie wieder herzustellen), damit der lutherische Abendmahlsbegriff dem altkirchlichen hinsichtlich seines Realismus so nahe als nur möglich verwandt erscheine. Die Transsubstantiation der Papisten verwirft übrigens auch das Concordienbuch mit allem Nachdruck (F. C. Epit. p. 602 R., Sol. Decl. p. 755. 756 R.).

So viel zur Rechtfertigung unserer Ausführungen über den vorliegenden Punkt gegenüber Dr. Calinich. Die übrigen Einwürfe dieses Schriftstellers übergehen wir, als theils weiter abliegend von dem uns hier zunächst beschäftigenden Gegenstande, theils in sich selbst zu unerheblicher Art, als daß sie einer widerlegenden Beantwortung bedürften. Näher läge es uns vielleicht, mit einem andern Kritiker der in Rede stehenden Schrift, dem Verfasser der ausführlichen Besprechung in Nr. 59 — 62 der Evangel. Kirchenzeitung d. Z., in eine specielle Verhandlung über einzelne seiner Ausstellungen einzutreten. Denn wenigstens einige dieser Ausstellungen, z. B. die auf meine Darlegung des Zwecks und der Wirkungsweise des Sacraments bezügliche, in gewisser Hinsicht auch die das Verhältniß des Bußsacraments zu Taufe und Abendmahl betreffende, hängen mit dem hier erörterten Thema wenigstens mittelbarer Weise zusammen. — Wir ziehen es aber vor, unter vorläufiger Beseitigung dieser geringfügigeren Differenzen, dem hochverehrten Kritiker, den wir in allen irgendwie wesentlichen Punkten durchaus mit uns einverstanden wissen, in dankbarer Freude die Hand zu drücken und in seinen Wunsch, daß von dem am Schlusse des Buches von uns dargelegten Friedensgedanken wenigstens etliche bei den Evangelischen Deutschlands eine bereitwillige Aufnahme und weitere Verarbeitung finden möchten, von ganzem Herzen einzustimmen.

Greifswald, im August 1871.

Dr. Böckler.

\*) „Adjicit Caesarea Majestas unum tanquam ad hujus confessionis articulum valde necessarium, ut credant Principes, omnipotente verbo Dei in consecratione eucharistiae panem in corpus Christi mutari.“



## Der Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus

durch die Kirchengeschichte verfolgt bis auf unsere Tage.

(Schluß.)

Von den Dogmatikern der Gegenwart kommt in der Anthropologie der symbolisch-fixirten und durch die wissenschaftlichen Heroen der alten lutherischen Kirche vertretenen Sündenlehre bei Weitem am nächsten der Rostocker Philippi. Der Band seiner Dogmatik, welcher von der Störung der Gottesgemeinschaft nach Ursache (Teufel), Wesen (Sünde) und Folge (Tod) redet, ist in Chemnitzischem Geiste geschrieben. Möge es dem Herrn der Kirche gefallen, den Geist der Treue und der liebevollen Hingebung und geistvollen Versenkung in die alten Schätze über alle die theuren Männer auszugießen, die ihr Leben der Erforschung evangelischer Dogmatik geweiht haben, daß sie in ihren Werken den Artikel von der Sünde, unvermischt mit eignen Gedanken gebilden klar und scharf dem jüngeren Theologengeschlecht darreichen. Hier mit sich handeln zu lassen, ist immer von schweren Folgen. Nur wenn man frisch und fröhlich die ganze Lehre von der Sünde und Gnade mit Geist und Leben aus eigenster Herzenserfahrung, nicht als donnernder Eiferer, sondern als demüthiger Mitsünder und liebevoller Werber an Gottes Statt den abgefallenen Brüdern ohne Menschenfurcht predigt, darf man auf ihre Gewinnung hoffen. Die synkretistische und latitudinistische Neologie ist der Feindschaft unserer Tage gegenüber machtlos. Möge das jüngere Theologengeschlecht in treuer Arbeit und mit deutschem Fleiß in die dogmatische Niesenarbeit der lutherischen Patristik eindringen und nicht länger mit vornehmer Geringschätzung an Heroen, wie Chemnitz, Gerhard, Quenstedt vorübergehen, oder sie nur in Hase's Hutterus redivivus leise kosten. Der Segen solcher Arbeit ist sicher. Auch Calvins Institutio wird Niemand ohne wesentliche anthropologische Vertiefung aus der Hand legen. Es war doch ein gewaltiger Geist. Die Gefahr, daß Jemand durch das Studium des Calvin zum Prädestinarianismus kommen könnte, liegt nicht vor. Wir evangelischen Deutschen sind dogmatisch entschieden animae naturaliter Lutheranae, und überlassen den romanischen evangelischen Brüdern gern Calvins kühne Meerfahrt, der unsre Gemüthstiefe grundsätzlich widerstrebt.

Und nun zum Schluß eine Gewissensfrage! Wie stehen wir, die wir in der Theorie und dogmatisch augustinisch gerichtet sind, in praxi und homiletisch, wie pastoral zu dieser Frage, machen wir als Prediger, als Katecheten und als Hirten mit dem Augustinismus denjenigen Ernst, den zu machen wir berufen und verpflichtet sind? Ich antworte unbedenklich: Nicht immer, wenigstens liegt eine schwere, nur in der Zucht Gottes

des heiligen Geistes zu überwindende Versuchung vor, anthropologisch doppelt Maaß und Gewicht zu führen.

Da stirbt ein armer Einlieger, oder Hofknecht auf dem Dorfe. Er war vielleicht ein arger Trunkenbold und lebte mit seinem Weibe in zerrissener Ehe. Der Pastor zeugt in der Leichenpredigt laut von Sünde und Gnade. Er verhehlt es nicht, daß der Verstorbene ein armer Sünder gewesen ist, der nur durch Christi Blut gerechtfertigt werden kann. Er predigt streng augustinisch; denn es war ja nur ein armer Einlieger. Da stirbt ein reicher, angesehener Mann. Er war vielleicht ein arger Spieler, über seiner castitas stand ein großes ?, er kam selten zum Hause des Herrn, seltener zum Altar — der Pastor hebt in gebührender Weise die Verdienste des Verstorbenen hervor, und der am Kreuz und sein Verdienst und sein Blut wird nur gelegentlich erwähnt — denn es war ein reicher Mann. Der alte Morgan steigt aus seinem Grabe empor und umnebelt mit pelagianischen Dämpfen den Pastor auf der Kanzel.

Im dunklen Kämmerlein liegt ein armes Mütterlein, die Hände gefaltet, der Athem geht schwer ein, Seufzer dringen aus der gepreßten Brust. Der Pastor kommt mit dem Viaticum. Er zeugt noch einmal laut von Sünde und Gnade. Er arbeitet im Geiste Augustins. Das arme Mütterlein legt ein gutes Bekenntniß ab, empfängt das Sacrament, Lazari Träger klopfen leise an die Thür. Der Pastor geht. Köstliche Feier. — Da wird der Pastor zu einem reichen Manne geholt, der Schatten des Todes hat ihn umnachtet. Er will, weils seine Ahnen so zu thun pflegten, vorher noch communiciren. Schon an der Thür empfängt den Pastor das nervöse Töchterlein des Kranken und spricht: Ach bitte, Herr Pastor, machen Sie's recht kurz, Papa ist sehr schwach. Mama läßt tausendmal um Vergebung bitten, daß sie der schönen Feier nicht bewohnen kann, aber sie hat Migräne und liegt' zu Bett. Es folgt eine Unterredung ohne Zeugen. Es wird wohl auch auf die menschliche Schwachheit leise angespielt und die Antwort gehört: Fehler haben wir ja Alle. Die Communion ist vorbei, die Stunde der Heimsuchung auch. Das hat der Feind gethan — und Pelagius war wieder sein Schildknapp. Ich halte es für einen tiefen Schaden Josephs, wenn ein Pastor zwar denen gemeinen Dorfpersonen, um mit der Taxa stolae zu reden, streng augustinisch predigt, bei den Acten I. Classe aber sich pelagianisch ansäufeln läßt. Die Gemeinden haben dafür ein merkwürdig feines Gefühl, und die praecipua membra ecclesiae haben ein heiliges Recht, von uns dieselbe rückhaltslose anthropologische Offenheit zu verlangen, wie die Aermsten, denn auch sie sind Adams Kinder, und es giebt nur eine Anthropologie und eine Soteriologie.

Proschütz D/S.

Wilh. Kölling, p.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 30. August.

N<sup>o</sup> 69.

## Die October-Versammlung zu Berlin.

Bekanntlich ist durch die öffentlichen Blätter im Allgemeinen, wie auch an Einzelne durch besondere Zusendung eine Einladung ergangen zu einer freien kirchlichen Versammlung evangelischer Männer aus dem deutschen Reiche, welche vom 10. bis 12. October d. J. in Berlin tagen soll. So liegt denn die Frage vor, ob die Lutheraner an dieser Versammlung Theil zu nehmen, oder sich von ihr fern zu halten haben? Zur Beantwortung derselben müssen wir zunächst den Wortlaut der Einladung prüfen und dann die allgemeineren Verhältnisse in Erwägung ziehen, welche hierbei in Betracht kommen.

Die Einladung wird damit motivirt, daß „Angesichts der weltgeschichtlichen Ereignisse, durch welche die gnädige Hand Gottes das deutsche Reich unter seinem protestantischen Kaiser neu begründet hat, überall, soweit unser Volk die Güter und Gaben der Reformation pflegt, ein lebendiges Bewußtsein der Verpflichtungen erwacht, welche der evangelischen Kirche des Vaterlandes in allen ihren confessionellen und landeskirchlichen Gliederungen von der neu angebrochenen Zeit aufs Gewissen gelegt werden. Die Zukunft Deutschlands, die Zukunft unserer Kirche fordert es, daß die Gerichte und Gnadenführungen Gottes nicht unerkannt, noch unwerthet bleiben, sondern für Glauben und Leben unseres Volkes Frucht tragen. Danach verlangen im Norden und Süden unseres Vaterlandes Tausende.“ Daß dieses Verlangen „zur Klarheit komme, seinen offenen Ausdruck finde und eine belebende, zur That erweckende und alle Andern unseres Volkslebens durchströmende Kraft werde“, dazu soll diese freie Versammlung evangelischer Männer beitragen. Als ein weiteres Motiv wird später noch hinzugefügt: „Die in diesen (den confessionellen) Unterschieden vorhandene, auf dem Worte Gottes und den reformatorischen Bekenntnissen ruhende Einheit des Geistes zu lebendigem Bewußtsein und zum Ausdruck zu bringen. Das fordern die ersten Kämpfe der Zeit und die in geschlossenen Reihen andringenden Gegner des Evangeliums: der Romanismus einerseits, der Radicalismus andererseits, die im Begriffe stehn, auch inmitten des deutschen Volkes ihre legen Konsequenzen zu ziehen und, die Gewissen verwirrend, das Staatsleben wie die Gesellschaft zu zerlegen drohen.“

Das Verlangen nach kirchlicher Einigung war schon vor dem Kriege mit Frankreich ein von Jahr zu Jahr wachsendes.

Die Kirchentage, lutherische und unirte, und die vielen, zum Theil seit 1866 neu entstandenen Pastoral-Conferenzen sind des Zeugen. Dieses Verlangen ist dadurch, daß das nationale Sehnen nach Einigung durch die Wiedererrichtung des deutschen Reiches seine Befriedigung gefunden, in hohem Maße gesteigert und allgemeiner geworden. Ein Blick in die kirchlichen Zeitschriften und auf die Fluth von Broschüren, welche alle dies Eine gemein haben, wie entgegengesetzt auch sonst die Mittel und Wege sein mögen, die sie vorschlagen, genügt zum Beweise der Thatsache, daß dies Verlangen nach kirchlicher Einigung jetzt stärker, denn je zuvor, die evangelischen Herzen durchzieht. Ein Unternehmen, welches diesem Verlangen Ausdruck giebt und zur Befriedigung desselben beizutragen verspricht, ist gewiß zeitgemäß und muß weithin Anklang und Zustimmung finden. Je nebelhafter vielfach die Ziele sind, welche man erstrebt, und je weiter die Wege auseinander gehen, auf welchen man jene zu erreichen hofft, desto dringender ist das Bedürfnis, daß die verworrenen Ansichten entwirrt und die unklaren Wünsche zur Klarheit gebracht werden. Und wenn die in Aussicht genommene Versammlung dazu beiträgt, so wird sie in dieser Beziehung nicht ohne Gewinn sein. Insbesondere ist eine Besprechung des Gegenstandes, welcher am zweiten Tage der Versammlung zur Verhandlung kommen soll: „Die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen“, wohl geeignet, manches noch Dunkle in ein helleres Licht zu setzen. Wenn man sich nicht begnügt, theoretisch den Consensus in den Bekenntnissen beider Schwesterkirchen aufzuweisen und damit die Union dogmatisch zu rechtfertigen, um sie den bis jetzt außer der Union stehenden Landeskirchen zu empfehlen, sondern in's frische Leben greift und diese praktische Frage praktisch behandelt, wie, worin, wie weit eine Gemeinschaft der „evangelischen Landeskirchen“ vorhanden ist und weiter herbeigeführt werden kann, so könnte eine solche Besprechung wohl dazu helfen, was vielfach nur als ein dunkles Gefühl in den Herzen liegt, „zur Klarheit“ zu bringen.

Allein diese Hoffnung wird sehr gemindert, wenn man nach der Basis fragt, auf welcher die Verhandlungen geführt werden sollen. Die Einladung sagt hierüber: „Die Versammlung wird auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehn. Sie wird Genossen aller evangelischen Confessionen und Landeskirchen Deutschlands, die jene Bekenntnisse anerkennen, — nicht nur Geistliche, sondern ebenso Nicht-Geistliche aller Stände — willkommen heißen. Von vornherein und ausdrücklich wird hiermit



constatirt, daß die Betheiligung an ihr weder die confessionelle, noch die landeskirchliche Stellung ihrer Mitglieder irgendwie beeinträchtigen oder präjudiciren soll. Vielmehr wird die Versammlung grundsätzlich jeden auf dem Gebiete der evangelischen Kirche in Deutschland geschichtlich und rechtlich gewordenen Unterschied rückhaltlos anerkennen und kein anderes Ziel haben, als die in diesen Unterschieden vorhandene, auf dem Worte Gottes und den reformatorischen Bekenntnissen ruhende Einheit des Geistes zu lebendigem Bewußtsein und zum Ausdruck zu bringen.“ — Wir können nur dankbar sein, daß man uns über die Grundlage, auf welcher die Verhandlungen geführt werden sollen, nicht im Unklaren gelassen hat: — Die Versammlung wird als solche „auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen“, also nach dem Sprachgebrauche der Union auf beiden, den lutherischen und reformirten, soweit man natürlich gleichzeitig auf beiden stehen kann, das heißt auf dem Consensus. Sie ist als Versammlung weder lutherisch noch reformirt, sondern beides zugleich, aber keins von beiden ganz, nehmlich unirte. Sie will eine Vereinigung von Gliedern aller evangelischen Confessionen und Landeskirchen Deutschlands sein, also auch lutherischen und reformirten Bekenntnisses. Ihr Ziel ist, die auf dem Worte Gottes und den reformatorischen Bekenntnissen ruhende Einheit des Geistes zu lebendigem Bewußtsein zu bringen, also die Union zu fördern. Sie ist demnach in unzweideutiger Weise als eine Unions-Versammlung declarirt. Und wäre es die rechte Union, die erstrebt würde, bei welcher die Einheit des Geistes nicht eine Einheit des Kirchenregimentes und eine Einerleiheit des kirchlichen, insbesondere des sacramentalen Ritus, noch weniger die Aufhebung der Selbstständigkeit beider, der lutherischen und reformirten Kirche erfordert — wer wollte nicht mit Freuden in die einladende Hand einschlagen und eine Gelegenheit willkommen heißen, welche den Gliedern der verschiedenen evangelischen Kirchen ein herzliches Begegnen und Ausprechen ermöglichte? Wir wünschen ja von ganzem Herzen, daß zunächst die Einheit des Geistes zwischen den Lutheranern innerhalb und außerhalb Preußens „zu lebendigem Bewußtsein komme“, und daß die mancherlei Vorurtheile und sonstigen Hindernisse und Schwierigkeiten überwunden werden mögen, welche diese im Wesentlichen vorhandene Einheit bis jetzt nicht zum Ausdruck kommen lassen. Ebenso wünschen wir von ganzem Herzen, daß weiter auch die zwischen der lutherischen und reformirten Kirche vorhandene Einheit dem „Romanismus und Radicalismus“ gegenüber einen solchen Ausdruck finde, in welchem die Bürgschaft ebenso des Friedens untereinander, wie des Sieges über jene ihre gemeinsamen Feinde liegt. Wir warten in Hoffnung der Zeit, da die wahre Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche in die Wirklichkeit treten wird. Allein es ist nicht die rechte, es ist die preußische Union, für welche gewirkt werden soll. Denn die Einladung kennt dem Wesen der preußischen Union entsprechend nur Confessionen und Landeskirchen, aber keine Confessionskirchen. Sie kennt also speciell in Preußen zwei Confessionen, die lutherische und die reformirte, aber nur eine

Kirche, die unirte preußische Landeskirche. Zehnmal, zum Theil in prägnanter Weise, wird der Ausdruck evangelische Kirche gebraucht, aber nicht einmal wird daran gedacht, daß es eine lutherische Kirche giebt — auch in Preußen noch. Der Sprachgebrauch der Union ist zu consequent und zu bekannt, um einen Zweifel übrig zu lassen, was hiermit gesagt ist.

Was die einzelnen Theilnehmer anlangt, so folgt die Einladung ganz dem Princip der preußischen Union. Diese gestattet dem Einzelnen, lutherisch oder reformirt zu sein. Sie zwingt ihn nicht deshalb seine Confession aufzugeben, weil er unter dem unirten Kirchenregimente der preußischen Landeskirche steht. Die Bekenntnisse sind garantirt. Will jemand lutherisch sein, so ist das eben seine Privatsache, und welche Folgen das für ihn hat, das ist auch seine Sache. Ebenso erklärt die Einladung, daß die Betheiligung an der October-Versammlung die confessionelle Stellung der Theilnehmer nicht beeinträchtigen oder präjudiciren soll. Indeß versteht sich das eigentlich von selbst, daß die Betheiligung an einer freien kirchlichen Versammlung, wenn sie auch die Union zu ihrer Voraussetzung hat, kein Aufgeben der bekenntnißmäßigen Ueberzeugung des Einzelnen, keinen Confessionswechsel involviren kann. Wenn aber hinzugefügt wird, die Betheiligung soll auch die landeskirchliche Stellung ihrer Mitglieder nicht irgendwie beeinträchtigen, so müssen wir doch sagen, daß dies die Einladenden nicht in der Hand haben, also auch nicht versprechen oder erklären können. Wenn die Theilnahme an einer ausgesprochen unirten Versammlung den Einen oder Anderen in seiner Heimath an dem Vertrauen schädigt, welches er bisher genossen und somit seine landeskirchliche Stellung beeinträchtigt, so dürfte Ansehen und Einfluß der Einladenden doch kaum hinreichen, diese Folgen abzuwenden. Wir erinnern nur daran, daß die Betheiligung preußischer Lutheraner an dem lutherischen Kirchentage außerhalb Preußens für ihre landeskirchliche Stellung daheim nicht als gleichgültig angesehen worden ist. Es ist dabei auch nicht von Belang, wenn versichert wird, daß die Versammlung „grundsätzlich jeden auf dem Gebiete der evangelischen Kirche in Deutschland geschichtlich und rechtlich gewordenen Unterschied rückhaltlos anerkennen“ werde. Denn eine solche freie Versammlung hat weder Legitimation noch Macht, diese Unterschiede durch Versagung ihrer Anerkennung zu beseitigen oder auch nur zu ändern. Wollte sie es z. B. auch nicht anerkennen, daß tiefgreifende Unterschiede zwischen der preußischen unirten Landeskirche und den lutherischen Landeskirchen vorhanden und berechtigt sind, so würde das schwerlich auf die kirchlichen Verhältnisse Sachsens oder Bayerns oder anderwärts von Einfluß sein. Oder wollte sie Projecte für die Zukunft entwerfen und dabei diese Unterschiede nicht gehörig in Rechnung ziehen, so würde sie sehr bald wahrnehmen müssen, daß sie sich verrechnet hätte. Hierzu kommt noch, daß die Bedeutung, welche solchen Zusicherungen beizulegen ist, sich selbstverständlich danach richtet, von wem dieselben ertheilt werden. Und da steht ja allerdings eine stattliche Reihe von Namen aus dem preußischen Kirchenregiment unter der Einladung. Dieselbe redet auch ganz



die Sprache, wie wir sie an den Verfügungen der preussischen Kirchenbehörden gewohnt sind. Allein das scheint doch auf einer unwillkürlichen Vermischung der amtlichen Stellung mit der Eigenschaft als Privatpersonen zu beruhen, in welcher allein Träger des Amtes eine freie Versammlung berufen konnten. Jedenfalls ist dieser amtliche Anstrich, welchen die Einladung gewiß ganz unbeabsichtigt erhalten hat, kein glücklicher zu nennen. — Hiernach können alle diese Versicherungen der Einladung nur den Zweck haben, ängstliche Gemüther zu beruhigen, insbesondere den Lutheranern die Bedenken zu heben, welche sie von der Theilnahme an dieser Versammlung, die sonach gewünscht zu werden scheint, zurückhalten.

War hiermit gesagt, was den Theilnehmern der Versammlung garantirt werden soll, so wird nun andererseits ausgesprochen, was von ihnen verlangt wird, nämlich: Anerkennung der reformatorischen Bekenntnisse. Wir betonen hier nicht den Plural, nehmen vielmehr an, daß es gleich gelten soll, welche Bekenntnisse jemand anerkennt, ob nur die lutherischen, oder nur die reformirten oder beide, also den Consensus. Aber gegen Mißverständnisse und Einwürfe müssen wir uns zunächst sichern. „Diese Versammlung wird auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen.“ Dieser Satz giebt die Grundlage an, auf welche die Versammlung als solche, als Ganzes sich stellen soll. „Sie wird Genossen aller evangelischen Confessionen und Landeskirchen Deutschlands, die jene Bekenntnisse anerkennen — nicht nur Geistliche, sondern auch Nicht-Geistliche aller Stände — willkommen heißen.“ Dieser Satz sagt, auf welchem Grunde jeder Einzelne stehen muß, welcher Zutritt begehrt; sagt, was von jedem einzelnen Theilnehmer verlangt werden muß, nemlich, daß er die reformatorischen Bekenntnisse anerkenne. Er bezeichnet den kirchlichen Charakter des Einzelnen, so zu sagen, seine Legitimation. Dieser Satz ist dahin verstanden worden, die Versammlung werde als Theilnehmer alle zulassen, welche Mitglieder sind einer evangelischen Confession oder Landeskirche Deutschlands, die jene Bekenntnisse anerkennen. Schon grammatisch dürfte dies unmöglich sein, da das Object „Genossen“ nachher wieder aufgenommen wird in den Worten: „nicht nur Geistliche, sondern ebenso Nicht-Geistliche“, so daß das Subject für den Zwischensatz, die jene Bekenntnisse anerkennen, nur die „Genossen“ sein können. Sachlich aber ist es unmöglich, den Satz so mißzuverstehen. Denn einmal giebt es keine evangelischen Landeskirchen, welche die reformat. Bekenntnisse nicht anerkennen, und unter solchen evangel. Confessionen, welche sie verwerfen, müßte man an gewisse Secten denken, die doch sicherlich nicht eingeladen sein sollen. Sodann giebt es in allen evangelischen Confessionen und Landeskirchen, welche die reformatorischen Bekenntnisse anerkennen, Leute, die ihren Austritt nicht erklären, obschon sie jene Bekenntnisse nicht anerkennen, ja an keinen persönlichen Gott mehr glauben: Pantheisten, Materialisten, Radicale aller Farben. Das aber darf niemand den Unterzeichnern der Einladung unterstehen, daß sie diese alle willkommen heißen wollten. — Also alle, welche einer evangelischen Confession

oder Landeskirche angehören und die reformatorischen Bekenntnisse anerkennen, die sind willkommen. Der Ausdruck ist kein lapsus calami, dafür zeugen die Unterschriften, welche zugleich die Exegese zum Texte der Einladung geben. Sie zeigen, daß, wenn eben diese Unterschriften sämmtlich möglich sein sollten, ein bestimmter Ausdruck nicht gewählt werden konnte. Hierin tritt einer der Schäden der Union hervor. Die reformatorischen Bekenntnisse anerkennen, ohne daß gesagt wird, als was sie anerkannt werden sollen — welch ein weites Thor für Alles, was sich evangelisch nennt! Als überaus werthvolle historische Documente darüber, was einst unsere reformatorischen Väter geglaubt und bekannt haben, erkennt auch der Protestantenverein die Bekenntnisse an. Als bindende Norm aber für die kirchliche Lehre wie für das amtliche Handeln sie anzuerkennen, dessen muß sich gewiß von den Unterzeichnern nicht nur Dr. Beshlag weigern. Vielleicht soll das Anerkennen keins von beidem besagen, sondern irgend ein undefinirbares Drittes, Dazwischenliegendes, wie ja die Union selbst solch ein undefinirbares Drittes ist. Das aber wäre ein Widerspruch, daß die einzelnen Theilnehmer auf einer anderen Grundlage stehen, oder genauer, eine andere Stellung zum kirchlichen Bekenntnisse einnehmen könnten, als die Versammlung, welche aus ihnen besteht. Sonach empfängt der allgemeinere Ausdruck: auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen, seine nähere Erklärung durch den folgenden: jene Bekenntnisse anerkennen. Die Frage nach der Bedeutung und Anwendung der Bekenntnisse in praxi war ja von jeher eine der Controversen im Unionsstreite. Die lutherische Kirche kann eine so vage Stellung zu ihren Bekenntnissen nicht einnehmen und ihren Gliedern nicht gestatten. Dieser eine Punkt schon macht es schwer verständlich, daß sich einige lutherische Namen unter den Unterschriften finden. Um so verständlicher ist es, daß die bescheidene Forderung, die reformatorischen Bekenntnisse nur anzuerkennen, eine Versammlung ermöglicht, welche durch die Zahl ihrer Theilnehmer imponiren kann, nämlich demjenigen, der sich überhaupt durch Zahlen imponiren läßt, weil er vergessen hat, daß im Reiche Gottes nur ein Gideons-Häuflein, unter Umständen auch einmal nur ein einziger armer Hirtenknabe den Sieg hat.

Je größer die Zahl, welche umfaßt, je weiter das Gebiet, welches umschlossen, je verschiedener die kirchlichen Richtungen und Standpunkte, welche vereinigt werden sollen, desto dünner muß die Glaubenssubstanz werden, zu welcher sich Alle bekennen sollen. Der Umfang des bekennnißmäßigen Lehrinhaltes und der Umfang der Gemeinschaft, welche vereinigt werden soll, stehen in umgekehrtem Verhältnisse zu einander. Der Kirchentag vom Jahre 1853 bekannte sich zur ungeänderten Augsburger Confession. Diese jetzt eingeladene freie Versammlung wird „die reformatorischen Bekenntnisse“ anerkennen. Darnach kann also die Anerkennung dessen nicht verlangt werden, worin die Bekenntnisse der beiden Kirchen, der lutherischen und der reformirten, nicht übereinstimmen. Für das kirchliche Gemeinbewußtsein möchte es da vielleicht genügen, lutherischer Seits Art. 10 der



Augustana und reformirter Seits die Prädestinationslehre fallen zu lassen. Für den Theologen, der es ernst nimmt mit der Bedeutung, welche jedes Dogma durch seine Stellung im System empfängt, bleibt dagegen von den Bekenntnissen beider Kirchen viel weniger übrig. Und sehen wir uns die Unterschriften unter der Einladung an, so dürfte beispielsweise von der Augustana Art. 1 und 2 schon sehr bedenklich, Art. 3 ganz unmöglich sein. Indes ist es wohl am wahrscheinlichsten, daß den Concipienten der Einladung der Consensus etwa in dem Umfange vorgeschwebt hat, wie ihn die Denkschrift des Evang. Ober-Kirchenrathes v. 18. Febr. 1867 für die preussische Union fixirt, nach welcher dieselbe sich bekennet „zu den Artikeln des Glaubens der allgemeinen Christenheit auf Erden, die in den ökumenischen Bekenntnissen enthalten sind... und zu der reformatorischen Grundwahrheit, die in der Augsburgerischen Confession und deren Apologie bekannt wird, in den Schmalkaldischen Artikeln Luthers aber „der erste und Hauptartikel“ heißt, zu der Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus freier Gnade und nicht aus den Werken.“ Hier werden nicht die ökumenischen Bekenntnisse in ihrem Wortlaut und ganzem Umfange, sondern nur die in ihnen enthaltenen Artikel des Glaubens, von der Augustana aber nur der Inhalt des vierten Artikels für die Bekenntnisgrundlage der unirten Landeskirche erklärt. Damit ist dem Ermessen jedes Einzelnen, dem „Individualismus“, obgleich gegen diesen die Denkschrift sich gleichzeitig ausspricht, freier Spielraum gegeben. Es ist selbstverständlich, daß sich die lutherische Kirche auf diesen Boden nicht stellen kann. So viel, als hiernach verlangt würde, kann das friedliebendste und selbstverleugnendste ihrer Glieder um der Einigkeit willen unmöglich preisgeben. Aber auch der October-Versammlung dürfte sich dies Princip der Einheit, wie es auch etwa näher declarirt werden mag, für die Lösung der bezeichneten Aufgaben sehr bald als unzureichend erweisen. „Anerkennung der reformatorischen Bekenntnisse“ ist ein zerbrochenes Schwert, mit dem man „den in geschlossenen Reihen andringenden Gegnern des Evangeliums: dem Romanismus einerseits, dem Radicalismus andererseits“ wahrlich sehr wenig Leids antun wird.

Es wird uns schwer, mit diesen Bemerkungen hier nicht abbrechen zu können, um uns allgemeineren Gesichtspunkten zuzuwenden, allein es erscheint als Pflicht, den Schluß der Einladung nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Er lautet: „Im Besonderen mahnt die Gegenwart mit Ernst daran, daß dem Treiben des Parteiwesens, welches die evangelische Kirche zerreißt und das Kommen des Reiches Gottes hindert, kräftiger Widerstand geleistet und derjenigen Wahrheit, die mit der Liebe Eins ist, ihr Recht gegeben werde. In der gemeinsamen Arbeit auf dies Ziel hin, werden die Wege der Erkenntnis und des praktischen Handelns zu suchen und zu betreten sein, die unserem Volke mit den Früchten der Reformation die Grundlagen wahr-

haftiger Freiheit, lebendiger Entwicklung und des Friedens sichern“

Wem wäre es nicht ein tiefer Schmerz, daß die evangel. Christenheit so vielfach zerrissen und zerspalten ist? Wer wünschte nicht von Herzen, daß jegliches Thal erhöht und das Höckerichte eben und Weg und Bahn bereitet werde dem Kommen des Herrn und seines Reiches? Und zumal die lutherische Kirche in Preußen — wie schmerzlich sehnt sie sich darnach, endlich nach so langer Zeit der Unruhe und so vielem bitteren Streite Frieden zu haben und sich im Frieden erbauen zu können. Um so weher thut es ihr, daß ihr auch hier wieder mit dem Wort vom Frieden neuer Streit angeboten wird.

Als Ziel wird hingestellt, unserem Volke die Grundlagen wahrhaftiger Freiheit, lebendiger Entwicklung und des Friedens mit den Früchten der Reformation zu sichern. Wir fragen: also nicht die Grundlagen der Reformation, sondern nur ihre Früchte, freie, lebendige Entwicklung? — Doch wir wollen hierauf kein Gewicht mehr legen nach dem, was wir oben bereits über die Grundlage bemerkt haben. Vielleicht ist es hier nur ein stilistisches Versehen. Aber von größerer Bedeutung ist es, wenn dem „Treiben des Parteiwesens“ „die Wahrheit, die mit der Liebe Eins ist,“ gegenüber gestellt wird. Jenem soll kräftiger Widerstand geleistet, dieser ihr Recht gegeben werden. Wer die Sprache der Union versteht, kann diesen Satz nicht mißverstehen. Diejenige Wahrheit, die mit der Liebe eins ist, hat nach ihrer Grundanschauung nur die Union. Dagegen sind die Lutheraner in Preußen nichts mehr gewohnt, als den Vorwurf, daß ihnen die Liebe fehlt. Und was soll das heißen, dieser Wahrheit soll ihr Recht gegeben werden — wo und von wem? Verlangt die Union in Preußen noch mehr, als sie schon hat? Oder wird an die lutherischen Landeskirchen gedacht und in Aussicht genommen, auch dort der Union zu Anerkennung und Berechtigung zu verhelfen? Oder will man auf Mittel sinnen, um denen, die anderer Meinung sind, die Ueberzeugung aufzunöthigen, daß die Union in Preußen nicht nur de facto, sondern de jure bestehe? — Wie dem auch sei, jedenfalls ist so viel klar in dem unklaren Ausdruck, daß der allgemeine Sinn der Worte der October-Versammlung die Aufgabe stellt, die Union zu stärken und zu fördern, um dem vorzubeugen, daß die lutherische Kirche in Preußen zu dem ihr lange vorenthaltenen Rechte doch vielleicht endlich gelangen könnte. Denn wer sind die Parteien, gegen deren Treiben kräftiger Widerstand geleistet werden soll?

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 2. September.

N<sup>o</sup> 70.

## Die October-Versammlung zu Berlin.

(Schluß.)

Man wird nach der bekannten Anschauung der Union vor allem an die beiden denken müssen, welche mit ihr um die Zukunft ringen, an die lutherische Kirche und an den Protestantentverein mit seiner Avant- und Arrière-Garde. Denn das ist doch die Grundanschauung der Union, daß sie die Kirche in Preußen ist, alles Andere neben ihr aber Partei. Darüber ist seit der Denkschrift des Evang. Ober-Kirchenrathes kein Zweifel mehr. Und insbesondere wird den Lutheranern vorgeworfen, daß sie es sind, welche die Landeskirche auflösen, die Union zerreißen. „Wichtiger zur Zeit und entschiedener“ — (als von Seiten des negativen Protestantismus) — „ist die Gegnerschaft gegen die Einheit der preussischen Landeskirche wie gegen die Union in ihr, die sich von entgegengegesetzter Seite da und dort erhoben hat.“ Daher erfährt auch die lutherische Kirche in Preußen mehr noch, als der Protestantentverein, was es heißt, von der Union als eine Partei angesehen und behandelt zu werden — die gefährlichste Partei, die am meisten darniedergehalten werden muß. Wenn nun die Partei des Protestantentvereins nicht schon unter einem früheren Ausdruck der Einladung subsumirt ist, so würde der Satz in allgemeinverständlichem Deutsch übertragen etwa lauten: Im Besonderen mahnt die Gegenwart (bei dem Umsichgreifen der lutherischen Bewegung und des Protestantentvereins in Preußen) mit Ernst daran, daß dem Treiben dieser Parteien, welche die evangel. Kirche zerreißen und das Kommen des Reiches Gottes hindern, kräftiger Widerstand geleistet und der Union ihr Recht gegeben werde. Wenn aber die letztere auf das Treiben des Parteiwesens schelten kann, so muß sie wohl darauf rechnen, daß es bereits vergessen ist, wie nie in Preußen ein lebhafteres kirchliches Parteitreiben an den Tag getreten ist, als es vor dem Zusammentritt der außerordentlichen Provinzial-Synoden 1869 von der Union in Scene gesetzt wurde. Und was die Kirche in Preußen zerrißen hat, ist bereits oft genug öffentlich gesagt worden, so daß es an dieser Stelle kaum wiederholt zu werden braucht — doch nichts anderes, als „das trennende Unionswerk.“

Lassen wir nun die Einzelheiten! So viel wird nicht zu leugnen sein, daß die October-Versammlung durch die Ein-

ladung als eine Unionsversammlung declarirt wird, deren Zweck es ist, die Union in Preußen in ihrer Alleinherrschaft zu sichern und zu stärken und ihr womöglich im deutschen Reiche zu weiterer Ausbreitung zu verhelfen, dagegen dem bedenklichen Wachsthum der lutherischen Kirche in wirksamer Weise Einhalt zu thun. Und könnten daran unsere bisherigen Bemerkungen noch einen Zweifel lassen, so erwäge man noch dies, daß die October-Versammlung an die Stelle des evang. Kirchentages tritt, und werfe einen Blick auf die Unterschriften der Einladungen. Da lesen wir Dr. Hoffmann (Berlin), Dr. Dörner, aber nicht Dr. Büchsel; Eichler, aber nicht Meinhold; Thilo, aber nicht Uhlhorn, Niemann; da fehlt zwar Dr. Benschlag nicht, wohl aber Goltz, Kliefoth, v. Harleß, Luthardt (Leipzig) u. s. w. Sed satis superque!

Unter diesen Namen die zum beinahe größten Theile von gut unionistischem Range sind, stehen, wie schon bemerkt, auch die einiger weniger Männer, welche bis dahin für die Sache der luther. Kirche eingetreten sind und, wie wir hoffen, es auch ferner thun werden. Wir wollen nicht mit ihnen darüber rechten, wie es gekommen, daß ihre Namen sich in dieser Umgebung finden, während Andere es entschieden abgelehnt haben, die Einladung zu unterzeichnen. Sie haben jedenfalls die ernststen Bedenken, welche die Einladung schon durch ihren Wortlaut hervorruft, nicht eingehend genug erwogen und sind vielleicht nachmals selbst überrascht gewesen, sich mit Dr. Benschlag und Anderen im Bunde zu sehen. Sie werden bei eingehenderer Prüfung es sich nicht verhehlen können, daß ihre bisherige kirchliche Thätigkeit mit den Unionstendenzen dieser Einladung im Widerspruch steht. Wir wünschen, daß die Zusicherung, ihre kirchliche Stellung solle dadurch nicht beeinträchtigt werden, in vollem Maße sich erfüllen möge. Diese wenigen lutherischen Unterzeichner der Einladung lassen wir aber nun völlig außer Beachtung, wenn wir im Folgenden noch einige allgemeinere Gesichtspunkte hervorheben.

Die Ereignisse der letzten beiden Jahre haben wohl ziemlich allgemein das Gefühl hervorgerufen, daß die evangelische Kirche in Preußen jenen ernststen Entscheidungen um ein Bedeutendes näher gerückt worden ist, deren langsames Herrannahen sich aus der bisherigen Entwicklung während der letzten Jahrzehnte mit Nothwendigkeit ergab. Daher finden alle „Parteien,“ insonderheit die unirte und lutherische in Preußen, sich dringend veranlaßt, sich zu sammeln, zu concentriren, zu stärken, zu rüsten.



Wenn daher die unirte Partei erkannte, daß der evangelische Kirchentag in seiner bisherigen Gestalt zur Lösung der jetzt herantretenden Aufgaben nicht genügt, so wird man es nur natürlich und sachgemäß finden können, daß sie den Versuch machte, sich anders zu organisiren. Und wenn sie dabei über die Grenzen Preußens hinausblift und sich mit allen geistesverwandten Elementen im evangelischen Deutschland zu verbünden sucht, so ist das den Traditionen des Kirchentages entsprechend und der gegenwärtigen kirchlichen Lage nur angemessen. Die Einberufung einer solchen Unionsversammlung würde daher keinerlei Aufsehen erregt, noch irgend welchen Widerspruch gefunden haben. Vielmehr hätte man hoffen dürfen, daß ein Aussprechen und Sichverständigen innerhalb der unirten Partei aus dem ganzen evangelischen Deutschland über die kirchliche Lage und die gegenwärtigen Aufgaben auch für Andere hätte lehrreich sein und zur Klärung der Situation beitragen können. Und dies würde um so mehr der Fall gewesen sein, wenn die Union nicht nur ihren Gegensatz zur lutherischen Kirche ins Auge gefaßt, sondern auch ihre Grenzen gegen den Protestantenverein klar zu ziehen gesucht hätte.

Allein die Sache hat dadurch eine andere Gestalt gewonnen, daß man auch einige Lutheraner speciell zur Theilnahme an dieser Versammlung aufgefordert hat, während die allgemeine Einladung ihrem Inhalte und Geiste nach offenbar doch nur an diejenigen adressirt sein kann, welche auf dem Unionsprincip stehen. Auf dieses sollen die Lutheraner für einige Tage herübertreten unter der Versicherung, daß ihnen das nichts schaden werde. Daß die lutherische Kirche, die sich durch einen Dualismus des Bekenntnisses selbst aufgeben würde, dem nicht Folge leisten kann, ist selbstverständlich. Ob einzelne ihrer Glieder es vermögen, wird ihrem Gewissen überlassen. Genug, man wünscht die Theilnahme der Lutheraner an dieser Versammlung, man hält Angeichts der Zeitverhältnisse eine Verständigung mit denselben für rathsam. Und was bietet man ihnen nun, um eine Verständigung zu ermöglichen? — Sehen wir die Einladung von Anfang bis Ende genau durch! Man bietet ihnen nichts, auch nicht das mindeste Zugeständniß, kommt ihnen auch nicht einen Schritt weit entgegen, sondern reproducirt nur dieselben unklaren Formeln, in denen sich die Union gewohnheitsmäßig stets ergeht. Daß die bisherige Grundlage der preussischen Union unangestastet bleibe, daß die Theilnehmer der Versammlung sie in ihrem Besitze sichern, in ihrer Machtsstellung befestigen und stärken helfen, das ist die erste unabänderliche Bedingung, unter welcher man eine Verständigung wünscht. Fühlt die unirte Partei das Bedürfniß, sich aus den Reihen der Lutherischen zu stärken, so haben wir natürlich nichts dagegen. Ist ihr aber wirklich am Frieden gelegen, so muß sie nicht vergessen, daß ein ehrlicher Friede nur geschlossen werden kann, wenn beide Seiten einander entgegenkommen und das unabweislich Nothwendige einander gegenseitig gewähren. Die Bedingung aber, von welcher die Lutheraner nicht wanken noch weichen können, ist ja bekannt genug: nicht eine zweideutige Anerkennung der reformatorischen Bekennt-

nisse, sondern unzweideutige Anerkennung der lutherischen Kirche. Es ist die Frage ihrer Existenz. Hier aber sind die Lutheraner nur eingeladen, die Wege der Union mitzuwandeln. Man reicht ihnen die Hand zum Frieden, aber nur über dem Grabe der lutherischen Kirche. Sie sollen den Todtscheint, welchen die Union der lutherischen Kirche ohne die Angehörigen derselben zu befragen, einseitig auf Grund ihrer Akten ausfertigt hat, mit unterschreiben. Die verlangte Revision der Akten aber wird beharrlich abgelehnt; denn sie würde ergeben, daß die lutherische Kirche auch in Preußen *de facto* und *de jure* noch am Leben ist. Unter der Bedingung, daß sie ihre Kirche zu Grabe tragen, können die Lutheraner niemals pactiren — das sollte man sich doch selbst sagen. So wird wohl die Union dahin kommen müssen, sich schließlich mit dem Gebiete zu begnügen, auf welchem sie realen Boden unter den Füßen hat, d. h. wo Lutherische und Reformirte sich zu einem kirchlichen Gemeinwesen verbunden haben. Da ist die Union in ihrer gegenwärtigen Gestalt berechtigt. Der großen lutherischen Kirche in Preußen wird sie aber künftig einen anderen *modus vivendi* zugestehen müssen, als sie ihr bisher vergönnt hat. Kann aber, oder will ihr die Union neben sich keinen Raum gewähren, so wird das Terrain sicherlich in andere Hände übergehen. Sie steht ja schon welche, die sich anschicken, das Erbe in Empfang zu nehmen. Blickt die Einladung in „die Zukunft unserer Kirche“ hinaus, um die October-Versammlung zur Mitwirkung an der Gestaltung derselben einzuladen, so möge sie nur nicht das unveräußerliche Recht der lutherischen Kirche an eine kirchenmäßige Existenz in Preußen unberücksichtigt lassen, sonst verewigt sie den Streit. An einer Zukunftskirche, für welche man allenfalls bereit ist, etwas vom Mobiliar aus der Lutherstube als ehrwürdige Antiquität zur Decoration zu verwerthen, muß die lutherische Kirche vorübergehen. Denn für sie handelt es sich nicht um etwelche kirchliche Ornamente, die so oder anders sein können, um daran ihre Augen zu weiden, sondern um die gesammte Grundlage und den Erwerb der Reformation und um ihr gutes Recht, die alte Lutherkirche zu bleiben im Glauben und Lieben und Hoffen. Die Stellung einer tolerirten und bisher doch nicht eben tolerant behandelten Partei ist für die lutherische Kirche auf die Dauer nicht erträglich. Will die October-Versammlung die Stellung festhalten, welche die preussische Union bisher eingenommen, so kann sie, wenn überhaupt einen Erfolg, nur den haben, daß sie das Zusammenbrechen der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse beschleunigen und den Weg bereiten hilft zur Freikirche. Eine Eventualität, welche schon jetzt den Gegenstand eingehender Erörterungen bildet. Wir wünschen diese Freiheit nicht. Würde aber nur die Wahl gelassen zwischen ihr und einer sich steigenden Bedrückung der lutherischen Kirche, dann kann dieselbe nicht zweifelhaft sein.

Es scheint, daß der Charakter der October-Versammlung vielfach verkannt und ihre Bedeutung überschätzt wird. Abgesehen von der an einige Lutheraner gerichteten Aufforderung zur Theilnahme, ist die Versammlung durchaus nichts anderes, als der



bisherige evangelische Kirchentag. Es ist da schlechterdings kein Unterschied vorhanden. Die Anzeige der Ausschüsse des Kirchentages am Schluß der Einladung deutet schon nicht unverständlich darauf hin. Ueberdies verlautet auch, daß es bei Berufung dieser Versammlung darauf ankam, ein Mittel zu finden, um dem bisherigen Kirchentage über eine Krisis hinwegzuhelfen, während das Gerücht, daß der Anlaß zu dem Unternehmen von höherer Stelle aus gegeben worden sei, der Begründung entbehrt. Nun ist aber doch nicht einzusehen, welches Interesse die lutherische Kirche daran haben kann, dem evangelischen Kirchentage unter die Arme zu greifen, wenn ihn das Gefühl der Altersschwäche anwandelt. Es war doch wirklich aufrichtig gemeint, als 1853 der Versuch gemacht wurde, in diesem evangelischen Kirchentage ein Terrain zu gewinnen, auf welchem die Lutheraner den Vertretern der Union zu gemeinsamer Arbeit im Frieden die Hand reichen könnten. Ist denn der Erfolg schon vergessen? Oder sind gegenwärtig irgendwelche Bürgschaften gegeben, daß diesmal der Erfolg ein anderer sein werde? Was lockt denn die Lutheraner, sich noch einmal in die Lage zu bringen, daß sie wieder mit Abraham um des Streites der Hirten willen sprechen müßten: Willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten? Solch ein Voneinandergehen ist unter allen Umständen nicht angenehm, und wird es ohne Noth herbeigeführt, gewiß für beide Theile von keinem Segen. Daß aber wieder eine Scheidung sehr bald eintreten müßte, wird kaum jemand bezweifeln. Seit 1853 sind nun bald 20 Jahre vergangen. Während dieses Zeitraumes ist in der gegenseitigen Stellung der Union und der lutherischen Kirche sehr Vieles anders geworden. Damals war noch Manches möglich, was jetzt bereits unmöglich ist, auch auf dem Gebiete des Vertrauens. Und nun, trotz der inzwischen veränderten kirchlichen Verhältnisse und der inzwischen gemachten zum Theil recht schmerzlichen Erfahrungen, bietet, wie wir nachgewiesen, die October-Versammlung sogar eine noch unklarere Basis zu gegenseitiger Verständigung dar, als der Kirchentag v. J. 1853. Aber zu gemeinsamer Arbeit im Gebiete der inneren Mission, so sagt man, sei die bezeichnete Grundlage doch ausreichend. — Wir fragen dagegen nur, ob es im Interesse der lutherischen Kirche liegt, wenn z. B. das Geld für die Diaspora, welches zum größten Theile doch aus lutherischen Gemeinden kommt, Jahr aus Jahr ein im Sinne der Union verwendet wird, so daß man dort, wo es Hilfe bringt und Segen stiftet, von der lutherischen Kirche nichts hört, nichts weiß, wohl aber, daß man zu Dank verpflichtet ist der unirten preussischen Landeskirche. Doch sind dergleichen Dinge zu unerheblich, um auf die Entscheidung der Frage nach der Theilnahme der Lutheraner an der October-Versammlung einen wesentlichen Einfluß zu üben.

Wichtiger ist der muthmaßliche Erfolg, welchen das Erscheinen einer Anzahl von Lutheranern in der Versammlung haben kann. Wir sagen einer Anzahl. Darüber täusche man sich nicht! Die Majorität der Versammlung bilden die Lutheraner nimmermehr. So manche der hier ausgesprochenen Be-

denken werden Vielen durchs Herz gehen, ehe sie sich zur Reise nach Berlin anschicken, und sie daheim zurückhalten, auch ohne daß ihnen diese Blätter zu Gesicht gekommen sind. Und vor Allem, die Führer der lutherischen Kirche fehlen; das scheint doch bereits fest zu stehen. Was erhoffen nun die, welche erscheinen wollen? — „Sie können etwaige Angriffe gegen die lutherische Kirche zurückweisen; gegen Beschlüsse, welche das Recht derselben beeinträchtigen, Protest erheben.“ — Vielleicht — wenn es nämlich dem Präsidium überhaupt möglich ist bei der Nothwendigkeit einer strengen Ordnung, wie sie in einer großer Versammlung unerlässlich ist, ihnen dazu jedes Mal zum Worte zu verhelfen, was demselben selbst bei dem freundlichsten Entgegenkommen doch nicht immer gelingen dürfte. Und wenn sie wirklich für die lutherische Kirche das Wort nehmen könnten, so fragt sich doch, quo jure? Sie sind ja erschienen auf Grund einer Einladung, welche das Unionsprincip offen ausspricht und von einer lutherischen Kirche, wenigstens in Preußen, nichts weiß. Das lutherische Bekenntniß aber wird man nicht antasten. Mit Recht kann man ihnen sagen, dergleichen gehöre nicht in diese Versammlung; dann hätten sie die Einladung nicht annehmen sollen. Und wenn sie sprechen und protestiren, in wessen Namen und Auftrag, kraft welcher Vollmacht wollen sie es thun? Im Namen derer, die in dieser Versammlung nicht erscheinen und nicht vertreten sein wollen, weil sie der Meinung sind, daß die Sache der lutherischen Kirche vor diese Versammlung nicht gehöre? — Einen Effect allerdings wird ihr Erscheinen haben. Sie werden in diesem dreitägigen Gefechte den Gegner markiren. Ein solches dreitägiges Ringen aber mit einem nur markirten Gegner ist für beide Theile nicht gut. Die Lutheraner haben kein Recht, die Versammlung dadurch, daß sie dieselbe zum Manövergefechte machen, um den Segen zu bringen, den sie haben könnte, wenn die Vertreter der Union allein tagten. Und für die lutherische Kirche ist es auch nicht gut; denn es wird sehr viele Leute geben, die den Manöver-Sieg für einen wirklichen Sieg halten und triumphiren, daß die Lutheraner geschlagen seien. Wird der Soldat in's Feuer kommandirt, so geht er in Gottes Namen. Er thut dann sonder Furcht seine Pflicht nach bester Kraft. Für den Erfolg aber ist er nicht verantwortlich. Hier dagegen sind die Lutheraner nur höflich auf einen Gang eingeladen. Kommen sie mit Wunden nach Haus, so tragen sie dieselben durch ihre Schuld davon. Und das würde der schmerzlichsten eine sein, daß sie unserer lutherischen Kirche eine Wunde geschlagen hätten. Wir hoffen, so oft sie inzwischen noch beten: „Führe uns nicht in Versuchung“, werden sie als gute Lutheraner daran denken, wie Dr. Luther diese Bitte im Radehismus erklärt.

Nachdem wir die vorliegenden Blätter geschrieben hatten, ging uns die letzte Nummer — (33) — der „Protestantischen Kirchenzeitung“ zu. Wir können daher die Mittheilungen, welche dieselbe unter der Ueberschrift: „Die October-Versammlung und



der Erlaß vom 21. Juni. Zur Erklärung für das Fehlen einiger nachgesuchter Unterschriften" — veröffentlicht und welche auf die Entscheidung der Frage nach der Beteiligung der Lutheraner nicht ohne Einfluß sein werden, erst an dieser Stelle einschalten und mit einigen Bemerkungen begleiten. Selbstverständlich müssen wir die Vertretung der Richtigkeit ihrer Angaben der Protest. Kirchenzeitung überlassen. Indes machen dieselben im Allgemeinen nicht den Eindruck, daß sie erfunden sein könnten und werden gegenüber einem in der Kreuzzeitung ausgesprochenen Bedenken durch eine derselben (vgl. Nr. 198) eingesandte Erklärung der Redaktion aufrecht erhalten.

Wir heben aus dem angeführten Artikel zunächst Folgendes heraus. Nachdem die Hauptsätze der „Einladung“ zur October-Versammlung citirt sind, heißt es weiter:

„Man fragt: dürfen die Männer des Protestantenvereins sich als eingeladen betrachten? Nach dem Wortlaute der Einladung ohne Zweifel. Der „Radikalismus“ zielt offenbar nur auf sociale Demokratie... Dasselbe erhellt aber auch aus der Absicht derer, welche jene Versammlung recht eigentlich ins Werk gesetzt haben. Daß sie von der im Kirchenregiment überwiegenden Mittelpartei ausgehe, haben Sie schon früher bemerkt. Daß man die Confessionalisten herbeiziehen will, weiß man auch. Aber jene Versammlung will nicht minder einen Theil der kirchlich liberalen Linien heranziehen. Kommt es auf jene Absicht an, so hat man nicht nur Diejenigen miteinzurechnen, deren Namen sich als die Einladenden unterm Aufruf finden, sondern auch diejenigen, deren Namen man, zum Theil in sehr dringender Weise, als Einladende hinzuzufügen gewünscht hat. Darunter befinden sich Männer, die theils offenkundig zum Protestantenverein gehören, theils sich öffentlich sehr günstig über diese Bestrebungen ausgesprochen haben, und deren freie dogmatische Anschauungen heute jeder nur oberflächlich gebildete Candidat der Theologie sehr wohl kennt. Man scheint nur diejenigen ausgelassen zu haben, von denen man von vornherein die entschiedenste Absage besitzthete, weil sie sich gegen die herrschende Mittelpartei in mehr oder minder herber Polemik öffentlich aufzutreten genöthigt gesehen hatten.

Schon dieser Schritt ist bedeutend. Wir sehen daraus deutlich, daß man in jenen maßgebenden Kreisen in der äußeren Angehörigkeit zum Protestantenverein nicht im Mindesten eine unübersteigliche Absperrung sieht oder gar eine völlig entgegengesetzte religiöse und kirchliche Anschauung voraussetzt, welche jedes Zusammenwirken in kirchlicher Hinsicht unmöglich mache. Vergleichen unendlich oft wiederholte Behauptungen offiziöser Blätter werden dadurch aufs Deutlichste desavouirt, eine Thatsache, welche durch Erfahrungen in persönlichem Umgange voll auf bestätigt wird.

Und diese Voraussetzung, daß zwischen jenen Männern der Mittelpartei und uns eine recht breite Uebereinstimmung in den wichtigsten Principien stattfindet, ist ja Thatsache, von Ihnen selbst in einem trefflichen Aufsatze vor etwa zwei Jahren deutlich nachgewiesen. Der Unterschied bleibt freilich genug übrig. Aber das Wichtigste ist, daß dieselben sich überwiegend nur auf die Modalität der Kirchenpolitik beziehen und demgemäß als discussionsfähig betrachtet werden... So sind denn die Grundlagen der Versammlung breit genug und die Zwecke hoch erwünscht — was hindert unsere freudigste Theilnahme? Noch mehr — warum fehlen denn unter den Einladenden jene Namen echt liberalen Klanges, welche die Unternehmer der Versammlung so gern

darunter gesetzt hätten? Warum haben nicht Wenige derselben in merkwürdiger, völlig absichtsloser Uebereinstimmung den gesetzten Zeitpunkt verstreichen lassen, ohne zu antworten, und die Ablehnung zu motiviren?

Gewiß haben Manche im Stillen gemeint: wollt ihr wirkliche, aufrichtige Versöhnung mit der Partei des Protestantenvereins, so sagt es offen heraus; redet mit den Sprechern desselben, die Ihr in nächster Nähe habt, und erst nach stattgefundener Aussöhnung dürftet Ihr Zustimmung zu Eurer Einladung erwarten. Die dringendste Aufgabe der Kirche ist heute die Heilung dieses tiefen Risses.

Alein wahrhaft durchschlagend hat ohne Zweifel ein anderes Motiv gewirkt — der Erlaß des Berliner Oberkirchenrathes vom 21. Juni, die Nichtbestätigung des Dr. Hanue."

Zu der hierauf folgenden Besprechung dieses Erlasses wird am Schluß hinzugefügt:

„Damit ist unsere Antwort gegeben, warum jene Aufforderung, zur „freien kirchlichen Versammlung“ einzuladen, mehrfach ganz unberücksichtigt geblieben ist. Wir konnten keine höflichere Form wählen; über eine entwürfene Zurücksendung der Aufforderung unter energischem Hinweis auf solche Vorgänge hätte man sich nicht beklagen dürfen. Der Erlaß bezeugt es klar, daß jene Aufstellung übereinstimmender Grundsätze und Principien — und mehr läßt sich schwerlich erwarten, selbst bei dem glücklichsten Erfolge — völlig vergeblich, ja trügerisch gewesen wäre, wo man in der Praxis solche Anwendungen macht."

Den Nachweis zu führen, daß die „Uebereinstimmung“ der Union mit dem Protestantenverein eine so „breite“ nicht ist, wie hier angenommen wird, können wir der ersteren überlassen. Aber überraschen würde die Thatsache doch nicht, daß die Union dem Protestantenverein die Hand reicht, wenigstens denjenigen nicht, der für durchlebte Dinge einiges Gedächtniß hat und nicht gewohnt ist, bei den einzelnen, zerstreuten Erscheinungen und Vorkommnissen stehen zu bleiben, sondern das ihnen zu Grunde liegende Princip ins Auge zu fassen und seine Konsequenzen zu ziehen.

Es giebt eine Linie, die bildet eine unüberschreitbare Grenze nicht nur für die Lutherische Kirche, sondern gleicher Weise für Alle, welche Anspruch machen, evangelisch, ja überhaupt christlich zu heißen. Diese Linie hat St. Johannes gezogen mit dem Worte: „Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerspruchs, von welchem ihr habt gehöret, daß er kommen werde und ist schon jetzt in der Welt.“ Er hat diese Linie gezogen auf Grund der Selbstzeugnisse unsers Herrn: „Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.“ Diese Linie hat die alte Kirche für die gesammte Christenheit auf Erden wieder gezogen gegen die Arianer aller Zeiten in dem ökumenischen Bekenntnisse von Nicäa: „Ich... glaube an einen einzigen Herrn Jesus Christum, Gottes einzigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor

Beilage.



der ganzen Welt, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, geboren, nicht geschaffen, mit dem Vater in einerlei Wesen, durch welchen alles geschaffen ist.“ Auf diese Linie weisen die reformatorischen Bekenntnisse auf das nachdrücklichste zurück und schreiben sie den Kindlein in der Schule ins Herz hinein: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr.“ Ueber diese Linie muß die Hand der erbarmenden Liebe hinausgreifen, um hereinzuziehen, was draußen sonst verloren wäre. Aber über diese Linie darf die Hand der brüderlichen Liebe nicht hinausgreifen, um freundschaftlich zu begrüßen, was da leugnet, daß Jesus sei der Christ. Diese Linie verwischen heißt Christi Herrlichkeit auslöschen, sie durchbrechen heißt ihm die Ehre rauben, sie erweitern heißt die Kirche Jesu Christi auflösen und zerstören.

Es war eine Zeit — sie reicht bis in unser Jahrhundert herein — da hatte sich die öffentliche kirchliche Lehre zurückgezogen bis etwa auf das erste Hauptstück des kleinen Katechismus und auf den ersten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Das war die Zeit der Herrschaft des Rationalismus. Der hatte diese Linie durchbrochen und vielfach in den Herzen verwischt. Darum ist er dahin gegangen den Weg alles Fleisches. — Es kam durch Gottes Gnade eine neue Zeit — sie umfaßt das letzte halbe Jahrhundert und reicht bis auf diesen Tag — das war die Zeit des wieder erwachenden Glaubens, der wieder erstehenden Kirche. Sie hat diese alte Grenze des heiligen Landes weithin wieder hergestellt und wieder laut bezeugt, daß Jesus sei der Christ. Und diese Zeit ist zugleich die Zeit der Herrschaft der Union. Aber in dieser Zeit und trotz dieser Zeit hat die Union es vielfach ruhig geschehen lassen, daß vor ihren Augen unter ihrem Regimente diese Linie durchbrochen wurde auf Kanzeln und Lehrstühlen bis auf diesen Tag. Sie hat nicht nur diese unverrückbare Grenze vielfach verrücken lassen, sondern sie hat eine Theologie gepflegt und zur Herrschaft gebracht, welche die Linie erst sucht, die künftig die Grenze bilden soll. Und sie hat den Blick verloren für jede scharfe Linie, weil sie ihr eigenes Gebiet nur mit einem Nebelstreifen zu umziehen vermag. Darum kann es auch nicht überraschen, wie betrübend es auch ist, wenn die Union über diese Linie hinausgeht und jenseits Bundesgenossen sucht.

Die Unionspartei wird von der Protest. Kircheng. mit Recht die Mittelpartei genannt. Deren Element ist das Vermitteln. Sie reicht die Hand bald nach rechts, bald nach links. Und über dem steten Vermitteln verliert eine Mittelpartei leicht Princip und Halt und erschwert es anderen, ihr das Vertrauen zu bewahren. Die Unionspartei nimmt in der Kirche ungefähr die Stelle ein, die auf politischem Gebiete der Liberalismus hat, welcher sich bald der Rechten, bald der Linken annähert, je nachdem

die Situation es ihm zu erfordern scheint. Die Protest. Kircheng. beklagt sich mit Recht, daß die Union mit der einen Hand den Dr. Hanne vom geistlichen Amte zurückweist und gleichzeitig die andere anderen Mitgliedern des Protestantenvereins zu gemeinsamer Lösung der Aufgaben der Gegenwart reicht. Wir haben dieselbe Klage, daß die Union mit der einen Hand Geistliche, und wären es Leute, die selbst die unirtte Behörde so eben um ihrer Tüchtigkeit willen belobte, von der Superintendentur ausschließt nur — wie allgemein angenommen wird — weil sie lutherisch sind; daß sie mit derselben Hand, die sonst die akademische Lehrfreiheit bis über jene oben besprochene Linie hinaus zu schützen versteht, Professoren der Theologie bedroht, wenn sie der lutherischen Kirche einen kleinen Dienst der Liebe geleistet — und daß sie trotzdem gleichzeitig mit der anderen Hand den Lutheranern freundlich eine Einladung entgegen reicht.

Im Staatsleben giebt es weltgeschichtliche Momente, da einmal ohne inneren Widerspruch Rechte und Mitte und Linke eins werden, im Reiche Gottes aber kommt kein solcher Moment, da die Mittelpartei die Einen diesseit und die Anderen jenseits jener Linie, von der wir oben geredet, mit sich zu einer großen Gemeinschaft vereinigen könnte — niemals bis an's Ende der Zeiten und über die Zeit hinaus; denn diese Linie durchschneidet auch die Ewigkeit. Wollte wirklich die Union versuchen diese Linie mit einer Zukunftskirche zu überbauen — an diesem Versuche scheiterte sie. Dann müßte die Kirche zum Babel geworden sein.

Es mag sein, daß die Protest. Kircheng. in der Einladung den Ausdruck einer intimeren Freundschaft findet, als man damit hat aussprechen wollen, und eine breitere Uebereinstimmung annimmt, als wirklich vorhanden ist. Aber nichts desto weniger würde die Thatsache stehen bleiben, daß zu jener Versammlung Männer eingeladen sind — auch abgesehen von den erklärten Mitgliedern des Protestantenvereins — und mit einladen, welche jene mehr besprochene Grenzlinie überschritten haben. Und wer nur eine Ahnung hat, was es kostet um des Gehorsams und der kirchlichen Ordnung willen mit denen tagen zu müssen, welche jenseits jener Grenze stehen, der kann unmöglich sich in eine so zusammengesetzte Versammlung begeben, und käme die Einladung von wem es sei, und wäre sie noch zehnmal bestechender, als sie ist, wenn es ganz in seinem freien Ermessen steht, ob er Folge leisten will, oder nicht. Nicht nur den Lutheranern, sondern allen, denen Jesus ist der Christ, müssen wir zu ernster Erwägung anheimgen, ob sie sich einer Führung überlassen wollen, die sie in eine Gemeinschaft mit dem Protestantenverein führen würde — und das, ohne ihnen darüber bei der Einladung eine weitere Andeutung gegeben zu haben, als die, welche in der Wahl unbestimmter Ausdrücke liegt.

Nach einer anderen Seite hin bieten diese Vorgänge für die Lutherischen etwas sehr beschämendes dar. Sind die Mittheilun-



gen der Protest. Kirchenz. über das einstimmige, obschon unverbundene Schweigen ihrer Freunde auf die erhaltenen Einladungen richtig, so zeigen sie, so zu sagen, einen instinctiven Zusammenhalt der Partei, welcher die Organisation derselben wie von selbst entstehen läßt und sie vor allen kirchlichen Parteien auszeichnet. Dies weist auf einen Punkt hin, an dem gerade die Schwäche der Lutherischen liegt, welche sie schon oft um den Sieg gebracht. Es ist der Mangel an festem Zusammenhalt, an straffer Organisation, an ernster Disciplin. Man verlangt nach einer großen geeinigten lutherischen Kirche, bedenkt aber nicht, daß die gemüthliche Kleinstaaterei manches individuelle Opfer bringen muß, wenn sie des Segens eines großen deutschen Reiches theilhaftig werden will. Wir Lutherischen reden wohl oft über den Subjectivismus der Union, wie der modernen Theologie, sind aber selbst doch gar sehr Kinder unserer subjectivistischen Zeit und können uns sehr schwer von einem Individualismus losmachen, der gern sein Lieblingskindlein als ein Reichsgesetz der Lutherischen Kirche anerkannt sähe. Steht es nun doch fest, daß eine stattliche Reihe der ersten und ernstesten Männer der lutherischen Kirche ausgesprochener Maßen Bedenken trägt, an der October-Versammlung Theil zu nehmen, so sollten doch andere soviel von Disciplin und Selbstverleugnung besitzen, daß sie nicht bei dieser Gelegenheit eine Zersplitterung der lutherischen Kirche zur Schau stellten. Mögen sie sich, wenn sie es wollen und können ohne die Demuth zu verleugnen, auf jenen apostolischen Standpunkt stellen: „Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen.“ 1 Cor. 8.

Kein Zusammengehen mit dieser Union, so weit es in unserer Macht und unserem Willen steht, keine Unterstützung und Förderung derselben, so lange sie dieselbe bleibt, die sie bisher gewesen! Denn es ist ja bisher schon den lutherischen Pastoren schwer genug geworden, unter dem Regimente derselben ihr Amt zu führen. Wohl aber eine ehrliche Gemeinschaft in der Liebe Christi zwischen der lutherischen Kirche und der reformirten Kirche und dann auch mit dem bis jetzt undefinirbaren Dritten zwischen ihnen, wann es uns wird sagen können, was es ist. Freundliche Einladungen Seitens der Union helfen nichts mehr. Freundliche Worte hat die lutherische Kirche seit 50 Jahren genug aus ihrem Munde gehört. Sie wartet aber noch immer auf die erste That, durch welche die Union ihr Bestes sucht.

Wahre Freiheit stellt die Einladung in Aussicht. Und doch, bei dem Uebermaß von Freiheit in den preussischen Landen auf anderen Gebieten, ist Eine, die soll kein Geräusch verrathen, die soll ihren Namen nicht hören lassen im Hause Gottes, und ist doch „die Freie“ — unser aller Mutter. — Von lebendiger Entwicklung redet die Einladung weiter. Auch wir beten und arbeiten, daß wir zuerst das Leben, das aus Gott ist, bewahren in unseren Herzen und daß wir tüchtig werden, es zu wecken in unseren Gemeinden, und daß Gott Gnade gebe, daß es erblühe in unserer Kirche, ja so weit des Herrn Jesu Name

genannt wird. Aber in dem Herüber- und -Hinüberfluthen des Geistes durch Anstellung lutherischer Pastoren an reformirte Gemeinden und umgekehrt sehen wir das Leben nicht. Zwar sieht's auch aus, wie Leben, wenn ein Wirbelwind allerlei im Kreise durcheinander setzt, aber Vieles, was er erfasst, zerbricht und stirbt. — Und Frieden zeigt man uns schließlich von ferne. Allein auf diesen Wegen kann unsere lutherische Kirche nicht dahin kommen, daß ihr Seufzer endlich verstummt: Meine Zeit in Unruh! — Sie sehnt sich nach der Stunde, wo sie den Frieden mit Dank und Freude unterzeichnen könne, aber zum Friedensschluß bietet die Einladung keinerlei annehmbare Bedingung. Denn die erste von allen, wenn Friedensverhandlungen mit einiger Aussicht auf Erfolg beginnen sollen, ist die, daß die Union nicht mehr bloß von ihrem Rechte zu reden wisse, sondern auch von ihrem Unrecht, welches sie der lutherischen Kirche angethan. Denn auch nur zu Verhandlungen kann niemand mehr dieser Union mit Vertrauen entgegen kommen, so lange sie nicht an die eigne Brust geschlagen. Seit Jahren hat unter anderen auch die Evangel. Kirchenzeitung sie oft und eindringlich gebeten, doch endlich umzukehren von dem bisherigen Wege, auf dem kein Friede werden kann. Aber ob die Union wohl noch umkehren kann?

Die lutherische Kirche sehnt sich innigst nach Frieden, aber sie hat kein Vertrauen zu einem Frieden, der ohne jegliches Mandat geschlossen würde. Oder worin liegt die Legitimation der Friedens-Unterhändler in der „freien“ Versammlung? Ein dreitägiges Redeturnier mit Leuten von allerlei Sprache, die bei der gegenwärtigen Sprachverwirrung einander kaum verstehen, kann die friedsame Frucht nicht bringen, die wir erhoffen. Und käme es selbst zu einer Verständigung in irgend welchen Punkten und machten die Vertreter der Union irgend welche Zugeständnisse — wo ist die Garantie, daß diesmal die Worte zu Thaten würden? Wir unterschätzen durchaus nicht den Werth freier kirchlicher Versammlungen für die Pflege christlicher Gemeinschaft, für die Anregung zu fernerer Arbeit im Reiche Gottes, für die Klärung der Ideen, die gerade die Zeit beherrschen. Nur muß dazu das Einverständniß über die gemeinsame Grundlage und über das gemeinsame Ziel bereits vorhanden sein, um gewinnbringend über die Mittel und Wege sich zu verständigen, wie man das Ziel erreichen will. Wo die Bewegung verschiedene Ausgangspunkte und von einander weit abliegende Ziele hat, wie soll da ein Zusammengehen möglich sein? — Aber das Alles ist es nicht, was in dieser unserer Zeit am meisten noth thut, sondern das ist ein seiner Sache gewisses kirchliches Handeln; nicht Worte sondern Thaten. Dazu müssen, die zu handeln haben, wissen, was sie wollen, aber nicht eine bunt zusammengesetzte und mandatslose Versammlung fragen, was sie sollen? Solch Handeln muß sich aus klaren Principien und richtiger Erkenntniß der Lage mit Nothwendigkeit ergeben, aber nicht, was aus den verschiedenen Meinungen, die in einer großen Versammlung laut werden, sich etwa vereinbaren läßt, zur Maxime nehmen. Solch Handeln muß ein bestimmtes, klar auszusprechen-



des, greifbares Ziel vor Augen haben, aber nicht nur so allgemeine Tendenzen verfolgen, wie das Programm der October-Versammlung andeutet. Solch kirchliches Handeln muß sich Organe wählen, die Beruf und Pflicht haben, mithandelnd einzugreifen zur Vollbringung der vorliegenden Aufgabe. Aber ein derartiges Organ ist eine freie Versammlung nicht. Hier ist der Punkt, wo einzusetzen wäre. Man berufe die ordentlichen Provinzialsynoden und zwar auch, — nur in anderem Sinne, — als freie Versammlungen, wir meinen von der Union unbeeinflusste, sowohl bei ihrer Wahl, wie bei ihren Verhandlungen; man stelle ihre Vorstände den Consistorien zur Seite, man hebe die letzteren und die Stellung der Generalsuperintendenten — so werden die Organe da sein, mit denen die zunächst nothwendigen und erreichbaren Aufgaben vollbracht werden können. Auf diesem Wege der Decentralisation — wie es das Vorwort der Ev. K. Z. d. J. ausdrückte — wird man dann zur wahren Centralisation gelangen. Zunächst zu einer Centralisation der einzelnen Landeskirchen desselben Bekenntnisses und dann gegenüber dem Romanismus und Radicalismus zu einem Bunde der verschiedenen Confessionskirchen. Ein einiges deutsches Reich — das liegt nun einmal in unserer deutschen Art — ist doch nur so möglich, daß die einzelnen deutschen Staaten sich gegenseitig ihre Selbstständigkeit und individuelle Entwicklung neben einander verbürgen und dann einander die Hand reichen zum treuen Bunde, miteinander für einander zu stehen zum Heil des einigen deutschen Reiches. Aber die einzelnen Staaten erst auflösen wollen, um dann aus dem Chaos ein einiges Reich zu gestalten — das wäre das Ende deutscher Nation. Und auf dem Gebiete der Kirche, da sollte das möglich sein, daß die Union erst die Confessionskirchen auflösen und dann das kirchliche Chaos zu einer großen evangelischen Kirche gestalten könnte? — Das wäre das Erlöschen des Leuchters im deutschen Volke.

Wie sehr auch daher der Gedanke, welcher der October-Versammlung zu Grunde liegt, und wie weithin durch alle kirchlichen Kreise er Anklang findet, weil ihn die züchtigende und segnende Hand Gottes jetzt in den Herzen unseres Volkes wachgerufen, so ergiebt sich doch aus allen unseren Ausführungen, daß diese Versammlung das Werkzeug schwerlich sein kann, von welchem eine segensvolle Verwirklichung desselben zu erhoffen ist. Die lutherische Kirche weiß, daß sie auf Felsengrunde steht, sie kann auf jene unsichere Basis nicht hinüber treten; ihr sind die Ziele ihres Handelns klar vorgezeichnet, sie darf sich nicht ihr Ziel verrücken lassen. Und welche Wege sie zu gehen hat, darüber wird die Hand des Herrn, die sie bisher treulich geführt, sie nicht im Ungewissen lassen. Der gegenwärtige Anlaß vermag ihre Zuversicht nicht zu erschüttern, daß sie endlich zu dem ersehnten Ziele kommen werde. Wann sie es aber erreichen wird, das steht beim Herrn. Sie wartet in Geduld; denn Zeit und Stunde zu versehen ist Seine Sache.

## Die thüringische Pastoral-Conferenz zu Neu-Dietendorf.

Nur einige dreißig Brüder waren in diesem Jahre am 21. und 22. Juni in den lieben gewohnten Räumen versammelt. Äußere Ursachen — die Regengüsse dieser Tage, ein Eisenbahn-unfall bei Weiskensfeld, eine auf denselben Tag angesetzte Pastoral-Conferenz zu Gotha — hatten ab-, wenigstens aufgehalten; innere Ursachen, die hier nicht weiter erörtert werden sollen, halten viele ab, die mit uns im Bekenntnisse der lutherischen Kirche verbunden auch zu Kampf und Arbeit für Gottes Reich auf diese Weise verbunden sein sollten.

Der Herr aber ist mit der kleinen Schaar gewesen und hat uns wieder in lebendigem Austausch der Gedanken und brüderlichem Zusammensein eine frische, fröhliche und gewiß auch gesegnete Konferenz geschenkt. Nach der gewöhnlichen Erbauung durch Gesang, Gebet und Ansprache des Vorsitzenden über Gal. 1, 10: Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht, in welcher die jetzt immer greller hervortretenden Gegensätze von Menschenknechtschaft und Gottesknechtschaft dargestellt und die Diener der Kirche zur vollen Hingabe an das alleinige Haupt derselben und zu christlicher Tapferkeit unter ihrem Heerführer, Jesu Christo, ermuntert wurden, folgte ein Vortrag des Pastor Winkler aus Nüchtersitz über deutsche Nationalkirche.

Zuerst betont der Referent die Nothwendigkeit, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Sodann weist er den Einwand zurück, der sich wider die Berechtigung der Frage aus dem Gesichtspunkt der Universalität der Kirche erhebt, da die Universalität der Kirche nicht ihre individuelle Gliederung, auch nicht die nach der nationalen Seite hin, ausschließe. Weiter entkräftet er den Einwand, der wider die Möglichkeit einer Nationalkirche sich auf die große Zahl der Katholiken Deutschlands beruft, denn „a potiori fit denominatio“ und bei der Kirche von dem potius der geistigen Potenzen, und nicht bloß auf ihrem eigenen Gebiete, sondern auch auf allen andern Gebieten, mit denen sie sich berührt. Es ist allein die Kirche der deutschen Reformation, die, wenn irgend eine, von diesem Gesichtspunkt aus den Namen einer deutschen Nationalkirche verdient. — Die Basis, das Wesen der deutschen Nationalkirche, ist eine vorhandene, gegenwärtige Realität, die Zerrissenheit und territoriale Spaltung der evangelischen Kirche ist kein Argument gegen dies Vorhandensein einer Nationalkirche, so wenig als jenes Argument gegen die Möglichkeit einer Einigung Deutschlands auf politischem Gebiete sich bewahrheitet hat, das sich auf den Particularismus der deutschen Stämme berief. Die Kirche der deutschen Reformation ist nicht bloß berufen, deutsche Nationalkirche zu werden; sie ist es schon; denn deutsche Kirche und lutherisches Bekenntniß sind für immer untrennbar verbunden; die lutherische Kirche ist trotz ihrer gegen das Reformationszeitalter gezogenen Grenzen dennoch die deutsche Nationalkirche dem Wesen, dem Geiste, der Machtstellung nach.

Die deutsche Nationalkirche ist demnach keine protestantenvereinliche Zukunftskirche, die ebensowenig kirchlich als national sein würde. Sie ist ebensowenig eine erweiterte altpreußische Landeskirche. Diesem Gedanken stehen unüberwindliche Hindernisse praktischer Natur entgegen. Auch würde von einer Nationalkirche im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein können, da ein constitutum des Begriffs der Kirche, das einheitliche Bekenntniß, fehlen würde. Sie hat endlich auch nichts zu schaffen mit einer evangelisch-katholischen Union, da mit dem ultramontanen Katholicismus eine Union überhaupt unmöglich,



eine Union aber mit einer vom Papste unabhängigen deutschen katholischen Kirche, selbst wenn eine solche Kirche in die Erscheinung träte, kein sicheres Fundament einer Nationalkirche sein würde.

Die deutsche Nationalkirche ist zwar ihrem Wesen nach vorhanden, aber in ihrem Erscheinen noch so behindert, daß die Leugnung ihrer wesentlichen Realität in der Gegenwart nicht Wunder nehmen kann.

Das Wesen jeder Kirche ist vor Allem ausgeprägt in ihrem Bekenntniß. Jedermann versteht den Satz: Wo der lutherische Katechismus ist, da ist die lutherische Kirche. Danach giebt es auch in dem alten Preußen eine compacte lutherische Kirche. Auf den bisherigen Wegen kommen wir aber dem Ziel einer äußeren Darstellung der Einheit der lutherischen Kirche in dem alten Preußen und dem übrigen Deutschland um keinen Schritt näher. Die Conföderation würde manches Mißverständniß der preußischen Union abthun, aber es ist fraglich, ob sie die Gemüther in den der Union fernstehenden Gebieten versöhnen und gewinnen würde.

Nur einen Weg giebt es, die Union in Preußen, wenn auch unter Veränderung ihrer gegenwärtigen Form, zu bewahren und doch die Hindernisse hinwegzuräumen, die sie der Entwicklung zur deutschen Nationalkirche hin bereitet. Dieser Weg heißt: Einführung des persönlichen Kirchenregiments statt des bisherigen collegialen. Diese Veränderung, die auch aus andern Gründen, wie sie die Geschichte, das Wesen der lutherischen Kirche, die Natur des Kirchenregiments und die gegenwärtige Lage der Kirche bietet, dringend zu wünschen ist, würde die Entwicklung zur Nationalkirche hin mächtig fördern. Denn der kirchliche Charakter der Kirchenprovinzen würde durch das Bekenntniß der an ihrer Spitze stehenden Generalsuperintendenten aufs Unzweideutigste festgestellt und dem Mißtrauen von Seiten der nicht-unirten Lutheraner gegen den Bekenntnißstand der altpreussischen Kirchenprovinzen die Spitze abgebrochen werden. Auf der andern Seite würden sich gewiß die vereinzelt reformirten Gemeinden in den östlichen Provinzen auch fernerhin dem Kirchenregiment eines lutherischen Generalsuperintendenten anschließen. Die Abendmahlsunion aber würde sich möglicher Weise dann sogar auf weitere Kreise ausdehnen, die jetzt noch sich dagegen verschließen, vielleicht, weil sie dies für einen Act der Nothwehr halten.

Mit der Unionsfrage hängt die Frage nach dem Verhältniß von Staat und Kirche eng zusammen. Der Territorialismus muß überwunden werden, soweit er die Entwicklung zur Nationalkirche hindert. Mit dem Territorialsystem steht und fällt das landesherrliche Summepiskopat. Es ist dringende Nothwendigkeit, daß dasselbe in kirchliche Hände übergehe. Friedrich Wilhelm IV. hat diese Nothwendigkeit aufs Klarste erkannt und bezeugt in den berühmten Worten: „Beide, Territorialsystem und landesherrliches Episkopat, sind von solcher Beschaffenheit, daß Eins allein schon hinreichend wäre, die Kirche zu tödten, wäre sie sterblich.“ Eine vom Staate unbeflügelte Kirche darf aber und wird im deutschen Volke keine Freikirche im Gegensatz zur Volkskirche sein. Ebenso muß das Mißverständniß zurückgewiesen werden, als solle das Band zwischen Kirche und Staat gänzlich gelöst werden. Wie die Kirche dem Staate auch ferner dienen wird, so hat sie auch den Anspruch auf seinen Schutz. Der Landesherr aber würde als membrum praeceptum der Kirche auch fernerhin das Recht bewahren, bei

Besetzung der obersten geistlichen Aemter, Berufung der Synoden u. s. w. das Gewicht seiner Stimme geltend zu machen. Aber abgesehen hiervon — um des Staates, wie um der Kirche willen Befreiung der Kirche von der Vormundschaft des Staats in internis und in externis! — Der Staat würde an einer solchen freien evangelischen Kirche eine zuverlässige Bundesgenossin im Kampfe wider römische Annahmen haben. Die Kirche aber würde die Exklusivität des Landeskirchentums, den kirchlichen Particularismus, überwinden und leichter und schneller sich als Nationalkirche zusammenfassen. —

Zu der Hinwegräumung der Hindernisse, die sich der Darstellung der deutschen Nationalkirche entgegenstellen, muß aber noch ein positiv förderndes Moment kommen; das ist die Annäherung einer Repräsentation der deutschen Nationalkirche. Als wesentliche Grundlage der Bekenntniseinheit für die Kirche als nationale genügen die Augsburgerische Confession und der lutherische Katechismus (einer Ausschließung der übrigen Bekenntnisse in den einzelnen Kirchenprovinzen, wo sie zu Recht bestehen, ist damit nicht das Wort geredet). Aber auf Grund dieser innern Einheit muß ihre äußere Darstellung in gemeinsamen Berathungen der deutschen Generalsuperintendenten einerseits und einer auf den Provinzial- resp. Landessynoden sich erbauenden Nationalsynode andrerseits zu Tage treten. Mit Schleiermacher ist gegen eine Vereinigung der „Bischöfe“ oder Generalsuperintendenten unter ein geistliches Oberhaupt als „ganz gegen den Geist des Protestantismus“ zu protestiren. Die Provinzialkirchen sind durch keine falsche Centralisation in ihrer Selbständigkeit zu beschränken. —

Was seit langen Zeiten aller wahrhaft patriotischen Deutschen Wunsch gewesen ist für das staatliche Leben ihrer Nation, das hat sich zu erfüllen begonnen. Gott wird's walten, daß auch die Kirche deutscher Reformation immer tiefer unseres ganzen Volkes Wesen durchdringe, und dieses wiederum in ihr sein bestes nationales Gut erkenne; denn nur die Kirche deutscher Reformation ist deutsche Nationalkirche.

Thes. 1. Die deutsche Nationalkirche ist nicht ein schöner Zukunftsraum, sondern eine gegenwärtige Realität: Sie ist die Kirche der deutschen Reformation.

Thes. 2. Sie ist daher weder eine protestantenvereinliche Zukunftskirche, noch eine erweiterte preussische Landeskirche, noch hat sie etwas zu schaffen mit einer evangel.-katholischen Union.

Thes. 3. Die deutsche Nationalkirche ist ihrem Wesen nach vorhanden, doch ist ihre Erscheinung noch beengt und verkümmert.

Thes. 4. Der schreiendste Widerspruch gegen ihr Erscheinen ist die Trennung der Lutheraner Deutschlands in zwei Heerlager. Der kürzeste Weg zur Beseitigung dieses Mißverhältnisses ist die Modificirung der gegenwärtigen Form der kirchenregimentlichen Union durch Einführung des persönlichen Kirchenregiments.

Thes. 5. Ein weiteres Hinderniß bietet der falsche Territorialismus. Zu seiner Ueberwindung ist die Befreiung der Kirche aus den Banden des Staats erforderlich.

Thes. 6. Die deutsche Nationalkirche hat ihre Einheit in ihrem Bekenntniß, doch bedarf sie auch der Darstellung dieser Einheit in ihrer Repräsentation, und ist dieselbe mit allem Ernst zu erstreben.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 6. September.

N<sup>o</sup> 71.

## Geschichtliche Entwicklung und Darstellung des Sozial-Demokratismus — und die Aufgabe der Kirche.

Mit Zugrundelegung des Werkes: Arbeit und Capital.  
Ein Beitrag zum Verständniß der Arbeiterfrage von Fr. Viger,  
Doktor der Staatswirthschaft. Stuttg. 1871.

Raum ist der äußere Feind, der Vaterland und deutsche Sitte bedrohte, überwunden, so drohen noch schwerere Gefahren, als durch ihn, von Seiten innerer Feinde, welche nicht bloß väterliche Sitte, sondern die gesammte staatliche und kirchliche Ordnung, ja die gesammte bisherige soziale Stellung in den Krater der Revolution zu werfen, des offenen Vornehmens sind, wir meinen die Sozial-Demokraten. Längst schon ein drohendes Gespenst, sind sie aufs Neue in den Vordergrund getreten in dem Ruine Frankreichs, auf dessen zerfallenen Städten und in dessen rasch voranschreitender Auflösung mit vernehmlicher Stimme die weltgerichtliche Predigt erschallt, daß dies schöne Land nicht sowohl unter den deutschen Waffen, als vielmehr durch die Zerrüttungen in den eigenen Eingeweiden seines gesellschaftlichen Körpers verblutet und auf langehin todesmünd darniederliegt. Dadurch ist nach beiden Seiten hin, für Freund und Feind, eine sehr große und wichtige Lehre gegeben. In den Pfingsttagen, da über Paris die Weissagung Joels 3, 1 ff. vom Blute, Feuer und Rauchdampf in schrecklicher Weise sich erfüllte, erging an Frankreich diese Bußpredigt, daß der Verlust der gloire nationale, der Stellung der grande nation nicht der schwerste, daß die Niederlagen auf den Hunderten von Schlachtfeldern nicht die schrecklichsten, daß der Feind, welcher unter schwarz-weißem Banner vom Osten her eingedrungen, wahrlich nicht der schlimmste sei, daß vielmehr der Schaden tief im „Hirn und Herzen“ sitze, und daß die Heilung der aufgebrochenen Wunden vom Innersten des Herzens des Volkes ausgehen müsse, um dem Marasmus zu begegnen, dessen Vorhandensein selbst die Kirche des weitaus größten Theiles der Nation kaum geahnt hatte! Und uns Deutschen wurde in jenen Schreckenstag, welche die Festtage von Himmelfahrt bis Pfingsten stürzten, nicht bloß Luk. 13, 5: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen!“ mit herzerschütternder Sprache nahegelegt, sondern es trat die Applikation dieses Spruches noch

viel näher an uns heran: daß auch wir Deutsche, so gut wie die geschlagenen Nachbarn, Feinden in unserer Mitte gegenüberstehen, welche nicht durch Schwert und Kugel und „stramme Tapferkeit“, sondern nur durch innerste Umkehr und geistliche Wiedergeburt des gesammten Volkes besiegt werden können! Diese Erfahrung mag, zu unserem Besten, unsere Siegesfreude dämpfen und uns, nachdem uns Gott gedemüthigt, in der heilsamen Erkenntniß fördern, daß, indem wir nun das gute Schwert von Eisen in die Scheide stecken, wir mit aller geistigen Energie das Schwert des Geistes, den Helm des Heiles, den Schild des Glaubens (Ephes. 6) ergreifen müssen, um noch ganz andere und folgenreichere Schlachten zu schlagen, zu dämpfen die feurigen Pfeile des Bösewichtes. Max von Schenkendorf ist noch nicht verstummt, der im Jahre 1815 den heimkehrenden deutschen Kriegern sang:

Aber einmal müßt ihr ringen  
Noch in ernster Geisterschlacht  
Und den letzten Feind bezwingen,  
Der im Innern drohend wacht!  
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,  
Geiz und Neid und böse Lust,  
Dann nach schweren, langen Kämpfen  
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Diese Kämpfe gegen den innern Feind sind darum von der allergrößten Bedeutung, weil sie auf einem Gebiete sich bewegen, auf welchem Gott der Herr selber nach dem ersten Kampfe und der ersten Niederlage des menschlichen Geschlechtes, dem Sündenfalle, die neue Ordnung der Dinge aufrichtete und seine Friedensbedingungen stellte sammt der Verheißung endlicher völliger Niederlage der alten Schlange, auf dem Felde des Brotes, der Arbeit, des Capitals. Von diesem Felde aus überblicken wir nicht bloß den ganzen schweren Kampf, sondern auch den verheißenen Segen, durch den Gott das Leibliche zum Geistlichen hinüberziehen wollte. Wird solcher nicht erkannt und ergriffen, dann liegt in der Arbeit im Schweiße des Angesichts und dem sauer verdienten Brote die Wurzel des Unfriedens, der Unzufriedenheit, der Bitterkeit, des Neides und des endlichen Angriffes auf die Besitzenden. Es ist unschwer, nachzuweisen, daß mit dem wuchernden Unglauben, dessen Entwicklung die Blätter der neueren Kirchengeschichte füllt, der wahre innere und auch theilweise der äußere Segen der „Arbeit“ entwichen ist,



die Revolution der Arbeitenden gegen die Besitzenden fürchtbar zugenommen hat, und täglich mit offenem Ausbruche droht, so daß wir auf sozial völlig unterwühltem Boden stehen.

Verschließen wir nur nicht die Augen gegen die Bundesgenossen dieser Gefahren! Der geringe Bildungsstand der Arbeitenden, namentlich der mangelnde, durch Schuld der Kirche versäumte Befehrungsstand der Herzen; der enge Gesichtskreis der Handwerker und Fabrikarbeiter, der ihnen den Blick über den augenblicklichen Nothstand hinaus, hinauf in die lichten Höhen der Berge, von welchen uns Hilfe kommt, entzieht; der damit zusammenhangende Eigensinn und die Starrheit, mit der in diesen Kreisen die vorgesteckten und vorgezauberten Ziele verfolgt werden; die Macht der Association, welche die „Gemeinschaft“ auf das Fleischnliche und Sündliche gezogen hat, und solche auf das Geistlichste durch Gewerbevereine und Arbeiterversammlungen nährt; die Kraft der Verführung und Lüge; überhaupt alle die raslos wirkenden finsternen Kräfte, welche von weltlich Gebildeten, von Literaten und Journalisten, von Reichstagsabgeordneten und Reformjuden, von Handwerksgegnossen, denen die Gabe der politischen Rede verliehen ist und die Kunst der Agitation angeboren ist, auf das Aeußerste angestrengt werden, um die arme Arbeiterbevölkerung nimmer zur Ruhe kommen zu lassen; die gesammte Energie der Wühlerei; dagegen die Wahrnehmung, daß an den Orten und in Gegenden, wo die Arbeiter dicht beisammenwohnen, in Fabrikgegenden, das Evangelium fast unbekannt oder ein schwaches Lichtlein ist, welches wenig oder keine Anziehungskraft mehr äußert (wir beziehen uns da auf manche Fabrikdistrikte in Baden und Nassau) — dieses und Aehnliches sind mächtige Hilfstruppen der sozialdemokratischen Gefahr! Vergessen wir hierbei auch dieses nicht, daß seit Jahrzehnten auf das jetzt nahezu erreichte Ziel förmlicher sozialer Umgestaltung in kleineren Associationen, welche aber lawinenartig wuchsen, hingearbeitet wurde, daß unter den Einflüssen der Associationen, die staatliche Gesetzgebung in dem Vereinswesen, in der Freizügigkeit, in dem Unterstützungswohnsitz-Gesetze, in der eingeführten Gewerbefreiheit jenem Ziele zu Hilfe kam, und endlich, daß die Resultate auf den volkswirtschaftlichen Congressen in der Schweiz an das Licht der Öffentlichkeit traten, während die eigentliche Organisation der internationalen Vereine noch das Dunkel des Geheimnisses suchte!

Wenn wir dies Alles in seinem Gewichte und in seiner weittragenden Bedeutung in Erwägung ziehen, so ist gar nicht zu verkennen, daß wir vor einer der größten Gefahren der Gegenwart und Zukunft stehen, daß wir hineinblicken in den offenen Krater einer der schlimmsten Revolutionen. Der Darlegung dieser Gefahren dient das oben angeführte Buch von einem tüchtigen süddeutschen Nationalökonom, der die angegebenen Gefahren in unmittelbarer Nähe geschaut hat. Wir stellen aus seinem bedeutenden Werke manche Bilder der Vergangenheit und Gegenwart zusammen und begleiten dieselben mit unseren Bemerkungen.

## I.

## Blick auf die Vergangenheit.

Die Zeiten von 1789 kannten keinen Arbeiterstand und keine Arbeiterfrage im heutigen Sinne dieser Worte. Es gab rechtlich privilegierte und rechtlich zurückgesetzte Stände: Adelsbauer in verschiedenen Abstufungen der Hörigkeit, Gehilfen in den Gewerben, denen die Erlangung der gewerblichen Selbständigkeit durch die Zunftrechte erschwert war; — eine Classe von Arbeitern aber, welche nicht durch rechtliche Einrichtungen, sondern durch die Art des Geschäftsbetriebes und die Mittel, welche dieser erfordert, von der Stellung selbständiger Producenten ausgeschlossen, welche wirtschaftlich unfrei sind, ist ein Erzeugniß der modernen Entwicklung der Produktion und zunächst der Industrie. Als der Weber James Hargreaves zu Blackburn in Lancashire im Jahre 1764 seine Jenny (Feinspinnmaschine) erfand, da wurden die Keime gelegt zur Bildung jener späterhin so zahlreichen Classe der Arbeiter (workingmen), welche mit ihren Familien allein vom Lohne für Arbeit in fremder Unternehmung leben. Diese Classe, welche unter der Herrschaft des von Adam Smith (1776) inaugurierten Industriesystems immer mehr zunahm, gerieth, obwohl persönlich frei, mit der Zeit durch den steigenden Umfang der Unternehmungen und durch die Größe des Capitals, welches diese erforderten, in einen Zustand der Gebundenheit an die großen Unternehmungen und der Abhängigkeit von der Classe der Unternehmer, welche in mancher Hinsicht der Unfreiheit früherer Jahrhunderte (Leibeigenschaft, Hörigkeitsverhältniß) wenig nachstand, und welche zu dem immer stärker auftretenden Streben der Arbeiter nach Befreiung von solcher Abhängigkeit, und dazu den Anstoß gab, daß selbst die staatliche Gesetzgebung genöthigt war, in verschiedenen Beziehungen die Lebensinteressen der Arbeiter gegen ihre eigene, machtlose Freiheit in Schutz zu nehmen. Diese Zeit war freilich auch im Sinken begriffen und wird bald unwiederbringlich dahin sein, wo es stehende Frage und Antwort bei der Erklärung des vierten Gebotes war: „Welches sind die Herren? Antwort: Im Nährstande sind die Menschen unsere Vorgesetzte, durch welche Gott uns nährt — für die Diensthoten Hausvater und Hausmutter; für Gesellen und Lehrlinge die Meisterleute.“

So entstand aus kleinen Anfängen allmählich jene Bewegung unter der Classe der Arbeiter, welche als „soziale Frage“ unsere Zeit beschäftigt, nach den verschiedensten Richtungen in unser gesellschaftliches, staatliches und kirchliches Leben eingreift, und die wichtigsten Interessen für und gegen diese Bewegung zum Kampfe aufruft. Den eigentlichen Kern und Brennpunkt derselben bildet die wirtschaftliche Stellung, welche diejenigen, die durch Arbeit in fremden Unternehmungen ihre Existenz begründen, in solchen einnehmen, und die Ansprüche auf Ertrag und wirtschaftliche Selbständigkeit innerhalb dieser Unternehmungen, welche sie an die Unternehmer erheben. Der berühmteste Satz aus den sozialdemokratischen Blättern: „Die



ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit von dem Monopolisten der Arbeitswerkzeuge, der Quellen des Lebens (?), bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elendes, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit“, enthält nicht nur das Wesen dessen, was die Anhänger der sozial-demokratischen Partei zu bekämpfen beabsichtigen, sondern es zeigt sich in der That, um was es sich bei der Arbeiterfrage schließlich handelt: um die wirtschaftliche Stellung der Arbeiter in den Unternehmungen, in welchen sie in der Absicht arbeiten, um durch den Ertrag ihrer Arbeit die Mittel zum Leben sich zu erwerben. Je mehr diese letzteren sich vermehrten und vertheuereten, um so mehr nahm jener Satz mit seiner Grundlage der Erbitterung gegen alles Bestehende die Herzen gefangen.

Werfen wir auch noch einen Blick auf das Rechtssystem und dessen Umwandlung im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts. Es beruhte auf einer Reihe von Sonderrechten verschiedener Classen der Bevölkerung gegen einander: des grundbesitzenden Adels in verschiedenen Abstufungen, der Geistlichkeit, des Bürgerstandes und der bäuerlichen Ansassen mit verschiedenen Rechten und Leistungen gegen die höheren Stände. Diese Rechte und Pflichten waren theils persönlicher Natur, und wo sie dies waren, sehr häufig erblich, oder sie waren dinglicher Art, d. h. mit dem Besitze von Grundstücken verknüpft. Jenes Rechtssystem war das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, welche vorwiegend auf einer Reihe besonderer Handlungen und Festsetzungen und nur in beschränktem Umfange auf allgemeinen und gleichmäßig wirkenden staatlichen Anordnungen beruhte. Dasselbe zeigte darum auch große Unterschiede nicht bloß zwischen den einzelnen Staaten, sondern auch innerhalb dieser zwischen verschiedenen Provinzen, und ebenso zwischen den einzelnen Classen der Bevölkerung eines und desselben Staates. Dieser Charakter der Verschiedenartigkeit, welchen die Rechtsordnung im Ganzen hatte, war auch demjenigen Theile derselben aufgeprägt, welcher die rechtliche Ordnung der Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse umfaßte. Es ist nicht ohne Interesse, nachzuweisen, wie ferne man damals noch von „internationalen“ Bestrebungen war:

In Frankreich, welches im vorigen Jahrhundert der Mittelpunkt der staatlichen und sozialen Umwälzung war, lagen Handel und Gewerbe in den Banden des strengsten Zunftzwanges. Die Meister jedes Handwerks handhabten in denselben die Ordnung, ließen aber Keinen außer der festgesetzten Meisterzahl zur Ausübung zu, nahmen Niemanden auf, der sich nicht vor ihnen einer Prüfung seiner Fähigkeiten unterzogen hatte. Durch die Finanznoth des Staates getrieben, verkaufte man den Handwerkern die Zunftrechte, wie den Richtern die Ämter; man theilte dieselben Handwerke in mehrere Zünfte und stempelte die geringsten Erwerbszweige zu zunftmäßigen Handlungen. Das Zunftwesen wurde besonders drückend durch die absolute Herrschaft, welche die Staatsgewalt über das volkswirtschaftliche Leben ausübte. Viele Zunftstatuten erschwerten

den fähigsten Gesellen die Erlangung der Meisterschaft; andere ließen überhaupt nur Söhne von Meistern oder die zweiten Männer verwittweter Meisterinnen zu. Wer nicht zur Aristokratie des Handwerks gehörte, war gezwungen, in ewiger Dienstbarkeit zu leben. Endlich war jede Vereinigung von Gehülften oder Arbeitern zu dem Zwecke, sich den Meistern aufzudrängen, oder dieselben zu verlassen, oder auch auf irgend eine Weise die Meister zu hindern, ihre Arbeiter zu nehmen, woher sie wollten, durch die Zunftpatenthriefe von 1741, welche 1781 erneuert wurden, streng verboten.

In Deutschland gingen um dieselbe Zeit die genossenschaftlichen Verbände, in denen seit dem Mittelalter das eigentliche Handwerk ausgeübt wurde, mehr und mehr dem Zerfalle entgegen. Wie bis zum sechzehnten Jahrhundert das Zunftwesen das herrschende Princip in Deutschland gewesen war, so wurde von der Zeit der Reformation und dem Bauernkriege an der Gedanke der Obrigkeit das herrschende Staatsprincip, wogegen das Genossenschaftswesen in ein privilegiertes Corporationswesen umschlug. Das Wesen dieses Principes der Obrigkeit besteht darin, daß es in dem Begriffe des Staates die Summe aller öffentlichen Gewalt, mithin das Recht und die Pflicht in dem Gebiete des Staats das Gemeininteresse gegen das Sonderinteresse zu vertreten, Ordnung und Recht zu schaffen und das Verhältniß der Glieder zum Ganzen zu regeln, als eine nothwendige Aufgabe concentrirt, und daß die Obrigkeit die sichtbare Repräsentantin dieses Begriffes ist, außer dem Staate aber nur Individuen existiren. Welchen Einfluß dieses Princip nach und nach auch auf das Verhältniß des Staates zur Kirche gewann, erwähnen wir nur nebenbei. — Desgleichen wie es die fruchtbare Mutter der staatlichen Konflikte, besonders mit der römischen Kirche ward, welche älter ist als jenes Staatsprincip und sich demselben nicht accomodiren wollte, wie leider! vielfach die evangelische Kirche. — Es wurde der Staat dadurch auch zum Polizeistaat. Indem nämlich der Begriff des öffentlichen Wohles als der oberste gefaßt wurde, mußte die Sorge für das öffentliche Wohl oder die Polizei als diejenige Funktion gelten, in deren Dienste alle anderen Funktionen stehen. Es schien Pflicht des Staats, die wirtschaftliche Thätigkeit des Einzelnen zur Hebung des Nationalreichthums bis ins Detail vorzuschreiben, zu erzwingen oder zu beschränken, durch Ordnungen, Taxen und Reglements, Handel und Gewerbe zu normiren, durch Luxusgesetze unproduktiver Consumption zu steuern, durch Culturmandate die Art des Landbaues zu bestimmen, durch Strafandrohungen den Müßiggang oder die unrichtige Anwendung der Arbeitskräfte zu hindern. Wie ausgebehnt der Begriff der Polizei ward, ist auch daraus zu ersehen, daß dieselbe auch fast das ganze Gebiet der Kirchenzucht sich aneignete.

Diesem Principe gegenüber konnten die Zünfte und Innungen um so weniger Stand halten, als sie unter dem Einflusse des auf eine monopolistische Ausbeutung ihres Verbandes gerichteten Zunftgeistes immer mehr zu Körperschaften wurden, in denen egoistische Gewinnsucht, kleinliche Eitelkeit, Brodneid und



das Streben nach Fernhaltung jeder freien Bewegung und jedes Fortschritts im Gewerbswesen ihren Sitz hatten.

Das Streben nach Geschlossenheit der Zunft, nach Erblichkeit des Zunftrechts, die Erschwerung des Uebertritts vom Lehrlings- zum Gesellen-, vom Gesellen- zum Meister-Stande durch kostspielige, thöranse Vorschriften, schwere Geldleistungen, nutzlose Meisterstücke, theure Schmause, durch ein sinnloses Aufnahme-ritual, die Ausschließungen wegen Unehelichkeit der Abkunft, gaben dem Zunftwesen eine Richtung, welche das Einschreiten des Staats rechtfertigen mußte.

Jene Richtung der Zeit führte auch dazu, daß die besondern Vereine der Gesellen, welche sich im späteren Mittelalter gebildet hatten, mit immer größerer Ungunst betrachtet wurden.

Die Träger der mittelalterlichen Zunft- oder Gewerbe-Zunft waren nur die zu selbständigem Handwerksbetriebe berechtigten Meister; die Lehrlinge und Gesellen waren anfänglich überall Hausgenossen ihres Meisters und Schutzgenossen der Zunft; sie waren zunächst der Hausgewalt des Meisters, in höherer Instanz der Zunft unterworfen. Es gab keinen selbständigen Arbeiterstand neben einem Stande selbständiger Unternehmer, sondern nur eine Lehr- und Dienst-Zeit als Vorschule und Vorstufe für die eigene Ausübung des Gewerbes. Deshalb bestand auch keine besondere Verbindung der der Zunft eingetragenen Gesellen, wohl aber kamen zu frommen Zwecken eigene Bruderschaften unter ihnen vor, welche gleich den geistlichen Bruderschaften der Meister in einer gewissen Abhängigkeit von der Gesamtzunft standen.

Als aber, was an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Gewerben zu sehr verschiedenen Zeiten, vielfach aber schon seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts geschah, durch die Erschwerungen des Meisterwerdens, die Verlängerung der Lehr- und Wander-Zeit und das Vorkommen von Gesellen, die niemals Meister wurden, die Gesellen als eigener Stand zum Stande der Meister traten, bildeten sie nach dem Vorbilde der Gesamtzunft eigene Gesellschaften (daher der Name Gesellen), welche zwar von jener abhängig und mit ihr im Zusammenhange blieben, doch aber eigene Rollen und Statuten hatten, eigene Vorstände (Altgesellen) und Beamte wählten, und unter Aufsicht eines ihnen meist von der Zunft gegebenen Meisters (Gesellenvaters) ihre Angelegenheiten selbst verwalteten, autonomisch Beschlüsse faßten, Beiträge und Strafgeelder erhoben, und besonderes Vermögen besaßen.

Man sieht, die durch Koping und Alban Stolz gestifteten und gepflegten Gesellenvereine der katholischen Kirche haben eine Tradition für sich; jedoch haben die jetzigen Gesellenvereine mehr religiöse und humanistische Zwecke.

Den Gegenstand dieser alten genossenschaftlichen Verbindung bilden nicht bloß religiöse und gesellige Zwecke, sondern alle mensch-

lichen Gemeinschaftszwecke überhaupt. Insbesondere nahmen sie das gemeinschaftliche gewerbliche Interesse in Fragen des Lohnes der Arbeit und der Selbständigkeit gemeinsam wahr, und führten (1351 in Speier, 1623 in Mainz) planmäßige Conditionen und Arbeits-Einstellungen den Meistern gegenüber herbei.

Solchem Vorgehen trat namentlich in den späteren Jahrhunderten die Polizeigewalt entgegen, und es erklärt der Reichsschluß von 1731 die Gesellenladen für aufgehoben und bedroht mit schweren Strafen eigenmächtige oder heimliche Verbindungen der Gesellen, die Arbeitsverweigerung, das hausenweise Auftreten und anderes dergleichen rebellisches Unwesen.

In England endlich waren die Zustände in der äußeren Erscheinung abweichend von den Verhältnissen in Frankreich und Deutschland. Der Grund hiervon lag theils in der mangelnden Trennung zwischen Stadt und Land, theils in der frühzeitigen Aufhebung der Leibeigenschaft. Der Gewerbebetrieb war nach dem Common law grundsätzlich frei; es wurde aber das gemeinschaftliche System schon in früher Zeit nach zwei Richtungen modificirt. In einigen Städten wurden durch königliche Verleihung Gewerbe-Corporationen mit ausschließlichen Rechten geschaffen, die aber niemals sehr umfangreich waren. Diese Privilegien wurden erst durch die Städte-Ordnung vom 9. September 1835 aufgehoben. Sodann war unter den Tudors allgemein bestimmt worden, daß der Betrieb städtischer Gewerbe von einer siebenjährigen Lehrzeit abhängig sei. Diese Vorschrift wurde jedoch auf solche Gewerbe beschränkt, welche zur Zeit Elisabeths in Übung waren, und sie war längst im Verfall, als sie im Jahre 1813 aufgehoben wurde.

Während so das Recht zum selbständigen Gewerbe-Betrieb in England weniger beschränkt war, als in den Staaten des Continents, bestand daselbst seit den Zeiten Elisabeths ein weitgreifendes für die arbeitende Klasse ungemein drückendes Arbeits-Polizei-Gesetz, kraft dessen Arbeiter in den Gewerben und in der Landwirthschaft, welche sich Vertrags-Verdrigkeiten gegen die Arbeitgeber oder schlechter Ausführung oder einer Ungebühr schuldig machten, mit zum Theil hohen Freiheitsstrafen bestraft werden konnten. Auch waren Verbindungen der Arbeiter zu dem Zwecke, um eine Erhöhung der Löhne oder eine Verminderung der Arbeitsmenge zu erlangen, oder um eine Controle über den Geschäftsbetrieb auszuüben durch eine lange Reihe allgemeiner und specieller Gesetze verboten. — Die Dienstbarkeit der arbeitenden Klasse war in England, wenn auch anders geartet, doch nicht weniger drückend als in Frankreich und Deutschland.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 9. September.

N<sup>o</sup> 72.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 8. Die Baptisten.

Für längere Zeit war New-York ein dem Baptismus sehr ungünstiger Boden; doch ist es ihm durch seine Beharrlichkeit möglich geworden, eine angesehenere hervorragende Stellung hieselbst zu gewinnen und, obgleich principiell exclusiv und insonderheit der lutherischen Kirche feindlich, dennoch als ein Hauptbestandtheil der Evangelischen Alliance die Hand zum Bruderbunde den verworfenen Kindertäufern zu reichen. Es gehört einmal zum Leben hier unten eine gewisse Inconsequenz; wir können ihr überall nicht nur im bürgerlichen und gesellschaftlichen, sondern auch im kirchlichen Leben begegnen. Bei den Baptisten kann man noch mehr als bei den andern Secten sehen, wie fruchtbar der Irrthum ist, nur sind die Früchte nicht lieblich. Welche Anzahl verschiedener Schattirungen und Parteien findet sich unter ihnen: Baptisten enger Gemeinschaft (close communion), freien Willens (free will), Siebentagsbaptisten, Jünger Christi, Tunker u. a., dabei ein Streiten um die unwichtigsten Dinge und wiederum eine Laxheit in Cardinalpunkten, Eifer um das, was sie für die rechte Lehre halten, und wiederum ein Schelten darüber, daß wir Lutheraner es genau mit der Lehre nehmen. Was soll man von der geistlichen Erkenntniß der Baptisten halten, wenn man in dem von ihnen gerühmten umfangreichen Werke Benedict's (history of the Baptist denomination, Boston 1813) ihn das Urtheil fällen sieht, daß Zwingli in der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl tiefer, klarer und evangelischer gewesen sei, als Luther! Solche leichtfertigen Urtheile machen den hiesigen Sectengliedern die rechte Erkenntniß immer schwerer. Auf uns hat die Lectüre dieser baptistischen Kirchengeschichte einen eigenthümlichen Eindruck gemacht: die ganze Kirchengeschichte wird dieser Secte eine Geschichte der Baptisten und abweichenden Secten, und so wie einem Papisten, einem Schwärmer, einem Rationalisten nach seiner Eigenthümlichkeit alles in anderm Lichte erscheint, so formt sich der Stoff der Kirchengeschichte einem Baptisten nicht nach der thatsächlichen Wirklichkeit, sondern nach seinem besonderen Lieblingsfabe. Da sind die Apostel die ersten Advocaten des Baptismus; da werden die großen Kirchenväter um der Kindertaufe willen zu Sectenhäuptern gestempelt, und Luther würde völlig wegen seines Kampfes gegen die wieder-

täuferischen Enthusiasten wie bei den Römischen als Kind des Verderbens geschildert werden, wenn nicht das von ihm wieder hervorgehobene Princip der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben ihm wenigstens ein Eckplätzchen in der Reihe der Glaubenszeugen sicherte. Natürlich gilt einem Sectenmanne ein obscurer Winkelprediger mehr, als ein solches Rüstzeug Gottes, wie Luther.

Die erste Baptistenkirche in Amerika ward von dem bekannten früheren puritanischen Geistlichen Roger Williams, dem Begründer des Staates Rhode Island, in Providence 1639 errichtet. Bis 1707 hatten die Baptisten nur 17 Gemeinden und zwar nur in Neu-England; in den anderen Staaten konnten sie keinen festen Fuß fassen. Dazu waren unter ihnen gegensätzliche Richtungen, besonders bekämpften sich die arminianische und calvinistische. Benedict hebt dabei hervor, daß man bei der arminianischen Richtung nicht an die besonderen Irrlehren derselben, sondern nur an die freie, allen Menschen dargebotene Gnade Gottes in Christo zu denken habe. Im J. 1740 fand eine große Erweckung statt; der berühmte Methodistenprediger Georg Whitfield durchreiste die Colonien; unter den Kindertäufern begann die Erweckung; es fingen die Erweckten an, sich zu separiren; viele derselben waren nach Benedict's Urtheil Enthusiasten, viele ruhig und gelassen. Die Geistlichkeit von Connecticut nannte die Bewegung spöttisch the new light stir; sie erklärte jedoch zugleich, die Erweckung sei gegen das Landesgesetz; damals war in den Colonien noch der Staat mit der Kirche verbunden. So brachen denn vielfache Verfolgungen über die Erweckten herein. Dieselben gingen von Ort zu Ort, predigten, lehrten, beachteten nicht die Rechte der verordneten Prediger. So wurde auch Dr. Finley, Präsident des Princeton-College in New-Jersey, als eine vagabundirende Person (vagrant person) von Constablern aufgegriffen und aus dem Staat Connecticut hinausgeschafft. Merkwürdig ist es, daß die Whitfield'schen Predigten besonders dem Baptismus zu Gute kamen; fast überall wurden unter den Erweckten baptistische Grundsätze die herrschenden. Gegen Ende des Revolutionskrieges fanden wieder Erweckungen statt, von denen gleichfalls der Baptismus die meisten Vortheile erntete; 1780 wurden allein in Neu-England, nach des baptistischen Predigers und Historikers Badus Angabe, 2000 Personen wiedergebapt. Bald darauf ergriff ein neuer Enthusiasmus die Baptistengemeinden. Elkanah Winchester, ein äußerst begabter und beliebter Prediger,



trat 1789 mit der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (universal restoration) auf und fand viel Beifall. Benedict sagt, er hätte diese Lehre von einem deutschen Schriftsteller entlehnt, führt aber seinen Namen nicht an; außerdem hätte er selbst noch allerlei Träume hinzugefügt. Er war zu stolz, seinen Irrthum zu bekennen, und starb darin plötzlich in seinen besten Jahren. Im J. 1790 gab es schon 868 Kirchen in den Vereinigten Staaten mit 1132 Predigern (darunter einer Menge nicht ordinirter) und 64,975 Gliedern. Seitdem sind sie ansehnlich gewachsen; sie zählen jetzt 17,445 Kirchen mit 10,818 Predigern und 1,410,493 Gliedern, die free will Baptisten 1875 Kirchen mit 1141 Predigern und 66,691 Gliedern, die Schüler Christi oder Campbelliten c. 5000 Kirchen mit c. 500,000 Gliedern, die Kirche Gottes (Weinbrennianer) 400 Kirchen mit 350 Predigern und 30,000 Gliedern, die Siebentagsbaptisten 75 Kirchen, 82 Prediger, 7336 Glieder.

William Wickenden war Prediger in Providence; er kam oft nach New-York, um hier zu predigen. Der einzige Lohn, den er erhielt, bestand darin, daß er einmal vier Monate lang im Gefängniß festgehalten wurde. Er starb im J. 1669. Erst im J. 1712 hören wir wieder etwas von Baptisten in New-York. Valentine Wightman aus Groton, von einem gewissen Nicholas Cyres eingeladen, besuchte New-York zwei Jahre lang; er predigte in Cyres Hause. Im Ganzen waren es sechs Männer, die sich von ihm taufen ließen. Im J. 1714 wollte er fünf Frauen taufen; aus Furcht vor dem aufgeregten Volke sollte die Taufe in der Nacht vollzogen werden. Während der Vorbereitungen fiel ihm das Wort der Brüder Jesu auf's Herz: „Niemand thut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein“ (Joh. 7, 4). Er schob also die Taufe auf; am nächsten Morgen ging Cyres zum Gouverneur Burnett, stellte ihm die Sache vor und bat um seinen Schutz. Dieser ward ihm gewährt; der Gouverneur und viele Adlige kamen selbst mit zum Wasser; die Taufe ward ungestört vollzogen. 1724 ward Cyres von der kleinen, zwölf Glieder zählenden Gemeinde zum Prediger berufen; ein Bauplatz ward auf dem „goldenen Hügel“ (golden hill, jetzt Goldstraße genannt) gekauft; ein Kirchlein konnte erst 1728 errichtet werden. Cyres ging aber schon 1731 von New-York fort nach dem Eldorado der Baptisten Rhode Island. Nach ihm predigte ein gewisser Stephens eine kurze Zeit; es ging aber nicht voran; gewiß hafteten auch Schulden auf der Kirche; genug, einer der Kirchenvorsteher reclamirte sie als sein Eigenthum und verkaufte sie; die Gemeinde zerstreute sich. — Um 1745 zog Jeremiah Dodge, ein Glied der Baptistengemeinde von Fishkill, nach New-York; er eröffnete eine Gebetsversammlung in seinem Hause (a prayer — reading — and singing meeting); es fanden sich etliche Glieder der aufgelösten Gemeinde herzu; aber diese, sowie jene drei vorgenannten Prediger waren Arminianer, Dodge war ein strenger Calvinist. Es war viel Streit unter ihnen; endlich einigte man sich dahin, einen unordinirten, aber lizenfirten Prediger, John Pine, aus Fishkill kommen zu lassen. Dies Licenzwesen

hat auch in der lutherischen Kirche des Ostens lange geherrscht und ist noch immer in manchen Synoden heimisch; es werden nämlich junge mehr oder meistens weniger vorbereitete Leute zum Predigen und zur Sacramentsverwaltung in Gemeinden zur Probe geschickt, um später ordinirt zu werden. Dieser Mißbrauch wird hoffentlich bald ganz aus der lutherischen Kirche des Ostens verschwunden sein. Pine war ein eifriger brauchbarer Mann; er hatte große Mühe, die Gegensätze in der Gemeinde auszugleichen; im J. 1750 starb er. Hierauf kam ein Aeltester, James Carman, aus Cranbury ab und zu nach New-York und vollzog Taufen. Die Gemeinde stieg bis auf 13, sage dreizehn Mitglieder! Welche Zähigkeit bewiesen doch diese Baptisten! Da sie zu schwach waren, um einen eignen Prediger zu halten, so vereinigten sie sich mit der Gemeinde in Scotch Plains New-Jersey (etwa 23 engl. Meilen von hier entfernt); der Prediger derselben, Miller, kam alle Vierteljahr, um zu predigen und das h. Abendmahl auszutheilen. Bald ward das Privathaus zu klein; sie mietheten einen Speicherraum (rigging-loft) in der jetzigen Williamsstraße und hielten da ihren Gottesdienst. Dieser Raum ward später von den Methodisten gebraucht im J. 1766. „Dieses Gebäude steht noch und sollte ein Gegenstand der Theilnahme und Verehrung für diese beiden jetzt so blühenden Gemeinschaften sein“, sagt der im Jahre 1838 schreibende ungenannte Verfasser einer in Gesprächsform dargestellten Geschichte der Kirchen New-Yorks.\*) Nachher hat das Gebäude einem größeren Platz gemacht. Drei oder vier Jahre waren sie in jenem Speicher, da brauchte der Eigenthümer den Raum selbst; so versammelte sich die Gemeinde im Hause eines eifrigen Gemeindegliedes, Meeks. Im J. 1758 kaufte sie ein Grundstück in der Goldstraße und baute eine kleine Kirche. Diese wurde am 14. März 1760 eröffnet. Jetzt, sagt der Verfasser der Geschichte aller Kirchen New-Yorks\*\*), nahm die Zahl ihrer Glieder sehr zu; aus einer anderen Quelle ersehen wir, daß sie auf 27 stieg! Im J. 1762 trennte sich die Gemeinde friedlich von der in Scotch Plains und wurde selbständig. Sie berief zu ihrem Prediger den jungen, aber schon damals angesehenen John Gano. Dieser stammte von französischen Hugenotten ab; sein Urgroßvater hatte auf der Insel Guensey gewohnt; eine blutige Verfolgung begann; auch Gano sollte festgenommen werden; in der Nacht vorher entfloh er mit den Seinen. Er zog nach New-Rochelle oberhalb New-York. Nach vielfachen inneren Kämpfen entschied der junge Gano sich für den Baptismus, ließ sich taufen und trat bald in die Reihe der Prediger. In New-York war er mit Unterbrechungen bis 1786 thätig und nahm 300 neue Mitglieder durch die Taufe auf. Er war sehr begabt, hatte ein sehr liebenswürdiges Benehmen und stand in großem Ansehn. Daß das persönliche

\*) A familiar conversational history of the evangelical churches of New-York. 1838.

\*\*) Jonathan Greenleaf: A history of the Churches of all Denominations in the City of New-York. 1846.



Wesen und Benehmen eines Predigers für seine Wirksamkeit von großer Wichtigkeit ist, bedarf wohl erst keines Beweises. Die Kirche mußte vergrößert werden; sie war nunmehr 52 Fuß lang und 42 Fuß breit. Da kam die Revolution; Gano wie alle Baptisten war ein begeisterter Anhänger der amerikanischen Sache. Er trat im April 1776 als Kaplan in die Armee ein; die Gemeinde zerstreute sich vollständig. Die Engländer benutzten die Kirche als Pferdestall — ein Wechsel, der so manche hiesige Kirche auch in Friedenszeiten getroffen hat; so ward neulich eine stattliche für 125,000 Doll. zum Verkauf ausgetobene Kirche in der 23sten Straße nahe der sechsten Avenue in einen Pferdestall verwandelt. Im September 1784 kam Gano zurück; es sammelten sich 37 Glieder. Doch ward im Frieden die Gemeinde bald wieder blühend. Da entschloß sich Gano 1788, durch die reizenden Schilderungen eines Amtsbruders veranlaßt, nach Kentucky auszuwandern. Viele Mühseligkeiten und Beschwerden warteten seiner. Er war besonders als Reiseprediger ausgezeichnet. Die Berichte seiner Freunde setzen ihn als Erweckungsprediger gleich nach Whitfield. Wie dieser war auch er ein strenger Calvinist. Mancherlei ist aus seinem Leben erhalten worden, wir führen hier einiges Interessante an. Besonders rühmen die Baptisten seine glückliche Auswahl von Texten. Als er in Südcarolina mit einem jungen Freunde reiste, verabredeten sie sich einmal des Abends in einem Privathause zusammenzutreffen, am Tage aber einen verschiedenen Weg zu nehmen, um die Ansiedler besser aufzusuchen. Gano sollte predigen, die bestimmte Zeit kam; Gano war nicht da. So begann der junge Mann, obgleich ungern, den Gottesdienst; er sprach das Gebet, da kam Gano herein und setzte sich still unter die Zuhörer. In dem Augenblick, als jener die Predigt beginnen wollte, stand er auf und sagte mit großem Nachdruck: „Ich bin gekommen!“ dann fuhr er in ungewöhnlichem Tone fort: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volles Genüße haben sollen“ (Joh. 10, 11) und predigte über diesen Text. Als er auf seinem Umzug nach Kentucky den Ohio abfuhr, schlug eins der Rote um; es gingen viele Sachen, aber doch kein Menschenleben verloren. Bald darauf hatte er in Kentucky zu predigen; er nahm zu seinem Text die Worte: „also geschah es, daß sie alle erhalten zu Lande kamen“ (Apg. 27, 44). Zur Zeit seines Dienstes als Feldkaplan, sagte ihm einmal der General Sonnabends, daß die Soldaten am Montag ausmarschiren würden; er sollte zu ihnen jedoch erst Sonntags davon sprechen. So predigte er über den Text: „und wollte des anderen Tages ausreisen“ (Apg. 20, 7). Der allgemein beliebte General Mac Dougal war in New-York gestorben; sein Begräbniß sollte am Sonntag Nachmittags stattfinden. In den meisten Kirchen ward darum der Gottesdienst ausgesetzt. Gano aber that dies nicht; die Zeit war kurz, so sprach er über den Text: „Brüder, die Zeit ist kurz.“ Als er eines Morgens mit dem Regiment die übliche Andacht halten wollte, kam er an einigen Offizieren vorbei; einer derselben, der ihm zufällig den Rücken zugekehrt hatte, fluchte ganz entsetzlich. Die Offiziere

grüßten Gano einer nach dem andern; endlich drehte sich auch jener um und wünschte ihm einen guten Morgen. „Guten Morgen!“ erwiderte Gano; „Sie beten ja heute recht frühe.“ „Verzeihen Sie“, sagte der Offizier. „Nein“, sagte Gano, „ich habe da nichts zu verzeihen; bringen Sie Ihre Sache vor Ihren Gott.“ Einmal stand er neben etlichen Soldaten; sie stritten gerade darüber, wer Holz zum Feuermachen spalten sollte. Da sagte einer: „Ich will verdammt sein, wenn ich es thue.“ Doch bewies man ihm, daß es gerade seine Pflicht war, es zu thun. Er nahm nun die Art, um an die Arbeit zu gehn. Gano ging zu ihm und sagte: „Gebt mir die Art.“ „O nein“, sagte der Soldat, der Kaplan soll doch kein Holz schlagen!“ „Ja, verzeihen Sie“, sagte Gano, „ich muß es thun.“ „Warum?“ fragte der Soldat. „Weil ich Euch eben sagen hörte, Ihr wolltet verdammt sein, wenn Ihr es schlagen würdet; so will ich Euch lieber die Arbeit abnehmen, als Euch ewig elend wissen.“ Auf seinen Reisen kam er einst an einen Platz, wo eine Erweckung stattgefunden hatte. Es war Nacht. Er klopfte an die Thüre eines Hauses, das er nicht kannte. Eine Frau kam und fragte nach seinem Begehren. Er erwiderte: „Ich habe gehört, daß mein Vater hier etliche Kinder hat; ich möchte nun gern wissen, wo sie wohnen, damit ich Nachtherberge finden kann.“ „Ich denke“, sagte die Frau, „ich bin eins von den Kindern Ihres Vaters; kommen Sie nur herein und bleiben Sie bei uns.“ — Der Nachfolger Ganos in New-York war Benjamin Forster aus Rhode Island bis 1798; er starb am gelben Fieber. Ihm folgte bis 1804 William Collier aus Boston. Im J. 1801 wurde das alte Kirchengebäude entfernt und eine neue Kirche 80 Fuß lang, 65 Fuß breit für 25000 Doll. errichtet und 1802 eröffnet; während des Baues hielt die Gemeinde ihre Gottesdienste in der alten französischen Hugenottenkirche in der Pinestraße. Nach Collier kam 1805 William Parkinson, ein sehr begabter Mann, der während dreier Sitzungen Kaplan des Congresses gewesen war: die Gemeinde nahm unter ihm sehr zu; er bediente sie bis 1840. In seine Zeit fiel das hundertjährige Jubiläum des Baptismus in New-York. Parkinson hielt die Festrede, die auch gedruckt wurde (Parkinson's Jubilee Sermon). Im Jahre 1840 resignirte er; es war gerade die Kirche abgebrochen, der Bauplatz verkauft; die Gemeinde baute mit Benutzung der alten blauen Steine eine neue Kirche 100 Fuß lang, 75 Fuß breit an der Ecke von Broome- und Elisabethstraße und eröffnete sie im Jahre 1841. Es ist dieses die von der lutherischen St. Matthäusgemeinde im Frühjahr 1868 angekaufte Kirche. Die Baptisten zogen weiter hinauf in die Stadt: sie bauten eine neue schöne Kirche in einem der elegantesten Stadttheile Ecke der 39sten Straße und 4ten Avenue (dort Park Avenue genannt). Als Parkinson sein Amt niederlegte, gingen nach Greenleaf's Bericht 70 Glieder mit ihm fort und organisirten 1841 eine neue Gemeinde, die Bethesdaegemeinde; sie kamen zuerst in einem Schulraum in der Crosshysstraße zusammen, zählten später 88 Glieder: Parkinson legte dann Alters halber sein Amt nieder; die Gemeinde besteht nicht mehr. Seine erste Amts-



niederlegung von Parkinson erschien uns seltsam; wir vermuteten, daß bei den durch Streitigkeiten besonders ausgezeichneten Baptisten ein Zank die Ursache jenes sonderbaren Schrittes gewesen sein müsse. Der Baptiste Benedict deutet denn auch den Grund an. Parkinson's moralischer Charakter ward vielfach angegriffen; so ward er zweimal wegen thätlichen Angriffs (assault and battery) verklagt; es folgten zwei langwierige Prozesse; er wurde freilich aus Mangel an Beweisen freigesprochen, aber die Gemüther waren ihm meistens dadurch entfremdet: auch traten etliche weibliche Ankläger wider ihn auf. Er selbst bekannte, daß er sich Unvorsichtigkeiten im Umgange mit den verführerischen Eva'stöchtern habe zu Schulden kommen lassen. An solchem Bekenntniß ließ man sich genügen; er ward nicht abgesetzt. Wahrscheinlich kam aber dadurch die vorerwähnte Spaltung in die Gemeinde. Doch auch schon im J. 1770 war eine Spaltung unter dem Pastorat von Gano vorgekommen; der Streitpunkt war der Psalmengesang. Der Gebrauch war, die Psalmen strophenartig zum Singen abzutheilen; das gesiel etlichen nicht; 14 Glieder gingen ab und gründeten die zweite Baptisten-gemeinde, Bethelgemeinde genannt. John Dodge, vorhin ein Arzt, kam aus Long Island an dieselbe als Pastor; die Revolution zerstreute sie; nachher kam sie wieder empor. Doch schien weder diese, noch die erste Gemeinde zur Ruhe kommen zu sollen. Es entstand 1790 wieder ein Streit in der ersten Baptistenkirche; 18 Glieder gingen zu der zweiten über; doch hier bildeten sich 1791 zwei Parteien; beide machten Anspruch auf das Kirchengeneigenthum und verfeierten sich gegenseitig. Endlich trennten sie sich; die eine Partei behielt den Namen Bethelgemeinde und blieb auf der alten Stelle, die andere zog nach der Fayettestraße. Bis 1802 stritten beide mit einander. Doch auch nachher hatte die Bethelgemeinde Streit. Diese hatte nämlich 1819 eine ansehnliche Ziegelfirche an der Ecke von Delancey- und Chrystiestraße gebaut 85 Fuß lang, 65 Fuß breit; im J. 1830 bildeten sich zwei Parteien; die eine hing an Pastor Chase, die andere an dem Pastor einer kleinen Gemeinde in der Elisabethstraße, Miller. Jede Partei suchte das Kirchengeneigenthum für sich zu erlangen; der Geschichtsschreiber bemerkt hierzu: „In ihren Kämpfen um dasselbe zeigte sich viel unchristliches Wesen, ja es kamen etliche schmachvolle Scenen vor.“ Miller gewann zuletzt; die andere Partei wurde vertrieben, zog zuerst in ein Lokal in der Mottstraße, dann in ein anderes; sie konnte aber keine Kirche erlangen und wurde immer geringer. Die siegreiche Partei gewann aber auch nichts; denn die Kirche war mit Schulden belastet; die Gemeinde konnte sie nicht behalten; das Gebäude, um welches ein so bitterer Streit geführt worden war, ward verkauft und in einen Leihstall verwandelt. Die Gemeinde zog in eine Halle in der Bowerly, später in die sechste Straße; im J. 1840 trennten sich 176 Glieder und bildeten die Gemeinde der sechsten Straße; 90 Glieder blieben zurück, lösten sich aber mit der Zeit ganz auf. Bei Angabe der Gliederzahl ist nicht an ganze Familien wie bei uns, sondern an einzelne Personen zu denken. Im J. 1807 ward

eine welsche Gemeinde gegründet; 1813 löste sie sich auf; ihre Glieder gingen zu anderen Gemeinden, namentlich zur der welschen calvinistischen Methodistengemeinde über. Später wurde eine andere welsche Kirche gegründet in der Chrystiestraße Nr. 141. Dieselbe ist jetzt an eine neue lutherische Gemeinde vermietet. Im J. 1809 ward eine Negergemeinde gegründet; sie ging durch viele Nöthe; einmal wurde ihr Kirchlein sogar in öffentlicher Auction verkauft; doch erstarbte sie mit der Zeit. Schlimmer ging es der Joargemeinde, welche 1811 mit 34 Gliedern begonnen wurde, unten in der Rosenstraße. Ihr Pastor resignirte bald; die Gemeinde zerstreute sich. Im J. 1805 war ein Schotte, Archibald MacLach, in New-York angekommen; er gehörte zu den Independenten; seine Freunde baten ihn hier zu bleiben; er begann zu predigen und sammelte im alten Lokal der Bethel-gemeinde in drei Jahren eine Independentengemeinde von 40 Gliedern; sie hatte viele Nöthe und Kämpfe zu bestehen, war aber in sich einig und in inniger Liebe dem Prediger zugethan. Aber dieser sah sich genöthigt, nachdem er lange mit sich gekämpft, Baptist zu werden 1808; die meisten der Gemeindeglieder folgten ihm; die Kirche ward so 1809 eine Baptistenkirche; die Zahl der Glieder stieg bald auf 200. Das war die Kirche in der Mulbeervystraße. — Im J. 1822 ward eine neue Gemeinde in der Nassaustraße, die sogenannte Südkirche, mit 15 Gliedern begonnen: sie benutzte zuerst die alte deutsche lutherische Kirche in der Nassaustraße; im J. 1824 kaufte sie eine Presbyterianerkirche in derselben Straße. 25 Glieder begannen 1823 die Unionsgemeinde; sie versammelten sich in einem hölzernen Gebäude in der Bowerly nahe der Springstraße. Dieses brannte 1830 ab; die Gemeinde berief den Pastor Benedict 1831, nahm sehr zu und baute 1834 eine Kirche in der Stantonstraße und zählte 1841 bereits 758 Glieder. Da baten 364 sammt dem Pastor um freiwillige Entlassung, damit sie eine neue Kirche gründen könnten; die Abschiedscene war sehr rührend. Die neue Gemeinde kaufte sich eine von der „Christlichen Gesellschaft“ 1829 erbaute Kirche an der Ecke von Broome- und Norfolkstraße; sie wuchs sehr und hatte bald 700 Glieder. Im J. 1833 begann Winslow eine Gemeinde mit 20 Gliedern in einer Militairhalle in der Bowerly; doch schon 1837 mußte sie ihr späteres Lokal in der 4ten Straße am Fastriver aufgeben, ihren Prediger Card verabschieden und sich selbst auflösen. Dagegen hat die Tabernaclegemeinde ein kräftiges Leben gezeigt. Im J. 1839 gegründet mit fast 300 Gliedern zählte sie 1842 gegen 1000 unter dem Pastorat von Everts. Da theilte man die Gemeinde; 100 Glieder mit dem Pastor gingen in den Westen der Stadt und gründeten eine Kirche in der Laightstraße; diese besteht noch. Die jetzige Tabernaclekirche, ein schönes großes Gebäude von brauner Farbe, steht in der zweiten Avenue zwischen der 10ten und 11ten Straße gegenüber der episcopalen St. Markuskirche und neben dem stattlichen Gebäude der historischen Gesellschaft von New-York. Noch eine in den hiesigen Blättern vielerwähnte Negerkirche, die abessinische ward 1832



gegründet und ist in blühendem Zustande; diese Gemeinde zeichnet sich wie alle methodistischen und baptistischen Negergemeinden durch großen Enthusiasmus und excentrisches Wesen aus. Als in diesem Frühjahr ein großartiger Umzug zu Ehren des fünfzehnten Amendments zur Constitution (Ertheilung des Stimmrechts an die Neger) stattfand, stand diese Kirche den andern hiesigen Negerkirchen im Festjubiläum, Festschmuck und in Geldspenden nicht nach. Ueberhaupt sind die Neger in ihren Gottesdiensten sehr aufgeregt; von der afrikanischen Missionskirche 161 West 15te Str. berichtet der Herald, daß die Gemeinde die Sitte habe, die Gebete und die Predigt fortwährend mit „Ja, Nein, So ist es, Hört, Hört!“ zu bestätigen; ihr Singschildert er als ganz eigenthümlich: man denke sich eine Schaar mit der größtmöglichen Anstrengung singend und dazu jeden in dem Tone, der ihm am besten gefällt, ohne die geringste Rücksicht auf Melodie. Dazu singen sie Lieder wie Folgendes:

Oh, never count the bubbles  
When there's water in the spring;  
The darkies have no troubles  
When they've got their hymns to sing.

Ein seltsames Kirchenlied, wird der Leser denken. Während in der methodistischen afrikanischen Zionskirche der Prediger Butler so predigt, daß ihm der Herald einmal das Lob spendet: „Seine Predigt war eine der besten, die wir in diesem Frühjahr gehört haben“ und aus derselben Auszüge bringt, in welchen er vernünftig und tüchtig den Mangel an Religionsunterricht als eine Quelle unsäglichen Uebels darstellt und mit Bezug auf den neuen Streit für den Gebrauch der Bibel in den öffentlichen Schulen eintritt, scheint es in der abessinischen Baptistenkirche gar seltsam herzugehen. Der Herald beschreibt einen Gottesdienst dieser Gemeinde; wir heben Folgendes heraus: Der alte Pastor W. Spelman sprach nach dem Gesange und Eröffnungsgebet: „Es freut mich, Euch heute hier wiederzusehen, meine Brüder, hier im Tempel Gottes. Wir kommen hier zusammen, um den Schöpfer anzubeten. Wenn Kinder älter werden, werden sie stärker und weiser; so sollte der Gottesdienst dieselbe Wirkung auf die Seelen der Christen haben; darum hoffe ich, daß vor dem Schluß des Gottesdienstes noch mancher Bruder und manche Schwester von Fortschritten auf dem Heilswege wird berichten können. Wir müssen mit dem Teufel Schritt halten, meine Brüder; er läuft schnell; wenn wir langsam gehn, wird er uns überholen. Haltet mit ihm Schritt, meine Freunde, und da der Herr mir heute eine bessere Gesundheit gegeben als in den letzten zwei Wochen, so hoffe ich dem Teufel im Wettlauf gewachsen zu sein. Während meines Unwohlseins lernte ich aus einer Zeitung, was ich zuvor nicht wußte. Ich sollte nämlich Gott für meinen Verstand danken;

sosfort kniete ich nieder und dankte. Ich sage euch als ein Mann, der auf dem Wege zur Ewigkeit ist, ihr werdet nicht mit dem Teufel Schritt halten, wenn ihr nicht heute für euern Verstand und eure Gesundheit Gott dankt.“ Bruder Georg Washington erhob sich und sagte: „Ich danke Gott für meinen Verstand, Brüder und Schwestern. Letzten Freitag kam ich zu spät hierher, aber auf die Bitte meines lieben Pastors bin ich heute zur Zeit gekommen, um zu euch zu reden (Rufe: Gut, mein Bruder!). Ich fühle, daß ich bekehrt und ein Kind Gottes bin. O Herr! siehe auf uns, die wir die Hitze der langen Sommertage und die Kälte des Winters ertragen haben!“ Bruder Casey trat auf, Thränen strömten über seine Wangen: „Ich denke, ich habe heute nichts Gutes zu sagen. Die letzten zwei Wochen hindurch hat der Teufel mich hart gejaagt (Rufe: O Lamm Gottes!). Ich bin 1811 geboren und habe mein halbes Leben lang dem Teufel gebient. Laßt uns conservativ sein, wenn wir wollen, aber wenn wir Gott dienen wollen, laßt uns radical sein. Wenn ich daran gehe, Gott zu dienen, gehe ich so ernstlich daran, als wenn ich zu meinem Geschäft in der Wallstraße gehe, und ich weiß, wenn ich an das Ufer der Ewigkeit kommen werde, wird Christus seinen Stab abschießen, mich heimzuholen.“ Die Schwester Thompson erklärte: „Wenn du ein Dieb bist, mache keine Gewohnheit aus dem Stehlen, und wenn du ein Lügner bist, so mache keine Gewohnheit aus dem Lügen. Ich diente einst dem Teufel und schlief lange; jetzt habe ich bessere Gesellschaft und stehe frühe auf.“ Andere Brüder und Schwestern gaben hierauf auch ihren Gefühlen Ausdruck — wer denkt aber nicht, wenn er solche Berichte aus den Baptisten- und Methodistenkreisen liest, an die Warnung Jac. 3, 1! — Ein eifriger Mann in der Nähe der 16ten Straße am Hudsonfluß sammelte Kinder der Nachbarschaft zu einer Sonntagsschule; er konnte selbst nicht lesen, weil er in der Jugend Armuth halber keine Schule hatte besuchen können. Er stellte darum etliche junge Leute an, welche die Klassen unterrichteten; er selbst führte die Aufsicht, bis er einen anderen geeigneten Mann fand; bald schlossen sich an die Sonntagsschule Gebetsversammlungen; hin und her wurde auch daselbst gepredigt, endlich 1833 mit 18 Gliedern eine Gemeinde gegründet, 1839 eine Kirche für 20,000 Doll. gebaut. Die Gemeinde der 16ten Straße ist zahlreich, ihre Sonntagsschule blühend; letztere zählte zuerst nur 11 Kinder, 1846 schon 600. Auch für Seelente ward 1843 ein Bethel gegründet, doch ist, wie natürlich, die Gemeinde nur klein. In der 11ten Straße zwischen der 3ten und 4ten Avenue ward von den Baptisten 1843 eine Kirche gebaut; dieselbe dient nun als öffentliches Schulhaus. So ist noch manche andere Kirche eingegangen; das Register aus dem Jahre 1846 giebt fünfzehn Gemeinden an, die sich wieder auflösten. Auch auf die Deutschen richteten die Baptisten ihr Augenmerk; im J. 1846 ward eine deutsche



Baptistengemeinde im Osten der Stadt begründet; sie hat nunmehr eine schöne weiße Kirche in der 14ten Straße zwischen der 1sten und 2ten Avenue. Ferner ist auf der Westseite eine kleine deutsche Baptistengemeinde in der 45ten Straße zwischen der 9ten und 10ten Avenue. Außerdem haben sie noch auf der Westseite in der 39ten Straße, Ecke der 6ten Avenue, dann weiter westlich in der 39ten Straße, dann in der 53ten Straße, nahe der 9ten Avenue und östlich in der Houstonstraße Missionen begonnen. — Unter den Baptistenpredigern hiesiger Stadt ist Dr. Hendrick wohl der beredteste, auch Dr. Williams ist sehr angesehen, ein Mann, der sich insonderheit mit gelehrten Studien beschäftigt und im Begriff steht, eine Geschichte des Baptismus in New-York herauszugeben. Die erste Stelle hat aber bis vor Kurzem fast 25 Jahre lang Dr. Dowling eingenommen; von ihm sagt Smith in dem bereits citirten Werke Sunshine and Shadow in New-York City 1868: „Er ragt über seine Brüder um eines Hauptes Länge hervor; er studirt seine Predigten sorgfältig, hält sie frei, hat eine starke melodische Stimme und einen großen Redefluß.“ Während der Aufregung im J. 1843, als man den Eintritt des tausendjährigen Reiches erwartete, schrieb Dowling ein vielgelesenes populäres Buch wider diese Schwärmerei. Ebenso schrieb er eine glünstig aufgenommene Geschichte des Romanismus, außerdem auch etliche erbauliche Werke, Predigten und Vorträge z. B. „über die Wichtigkeit anschaulicher Darstellung für den Erfolg im Predigen und Lehren.“ Die Baptisten haben jetzt in der Stadt 51 Prediger, 32 Kirchen, 14 Missionsstationen, 44 Sonntagschulen mit 9263 Kindern. Sie besitzen eine, wenn auch nicht großartige Buchanstalt in der neunten Straße zwischen dem Broadway und der vierten Avenue; sie haben eine Organisation für einheimische und auswärtige Mission und für Erziehung; desgleichen eine eigene Bibel- und Tractatgesellschaft; sie unterstützen auch die amerikanischen Bibel- und Tractatgesellschaften, ferner die Stadtmision von New-York; sie gehören auch zur Evangelischen Alliance; zwei hiesige Kirchenblätter vertreten die Interessen ihrer Gemeinschaft: der Examiner and Chronicle und der American Baptist. Im Ganzen haben die Baptisten in den Ver. Staaten 46 Kirchenblätter, darunter zwei deutsche; sie haben sich auch der Gelehrsamkeit geneigt gezeigt; 30 Collegien und 8 theologische Seminarrien zeigen, daß sie die Wissenschaften nicht verachten. Unter den Collegien ragt das alte bekannte Hamilton-College bei Utika New-York hervor; mit diesem sowie mit dem zu Rochester N.-Y. ist ein theologisches Seminar verbunden; in letzterem wirkt der bekannte Dr. Aug. Kaufenbusch als deutscher Professor der bibl. Theologie und Literatur.

Berichtigung. S. 376 steht Z. 22 v. o. eine Bemerkung in Parenthese, die nicht dahin gehört, sondern als Anmerkung zu Z. 8 v. o.; sie bezieht sich eben auf die Methodisten.

## Die thüringische Pastoral-Conferenz zu Neu-Dietendorf.

(Schluß.)

Gegen diese Thesen wurden von vielen Seiten Bedenken laut. Man dürfe nicht sagen: Die lutherische Kirche ist die deutsche Nationalkirche, sondern: Sie hat den Keim dazu. Sie ist zwar kein Zukunftsstraum, aber doch ein Zukunftsding. Wie viel von Deutschland soll zu ihr gehören? Nicht auch Deutsch-Oestreich? Soll deutsche Nationalkirche auf die Grenzen Deutschlands beschränkt werden, giebt es nicht Deutsche außer Deutschland? Das Wort des Herrn: Gehet hin in alle Welt! schließt überhaupt den nationalen Factor aus. Wir sollen auch nicht für unsre Kirche nach imposanter Gestaltung trachten. Man solle statt deutscher Nationalkirche die deutsche lutherische Kirche, Vereinigung nach dem Bekenntnisse, nicht nach Landesgrenzen, erstreben.

Trotz der Bekämpfung der aufgestellten Thesen konnte die Conferenz dem Br. Winkler ihre Dankbarkeit für seinen von Begeisterung durchwehten Vortrag und die vielfache Anregung zu einer reichen Debatte aussprechen.

Im Abendgottesdienste mit der lieben gastlichen Gemeinde vereinigt, wurden wir von dem Prediger derselben, Br. Röntgen, auf den hingewiesen, der aller Gläubigen einigender Mittelpunkt ist. Wir ruhten nach des Tages Arbeit am Herzen unsers Herrn Jesu.

Am zweiten Tage hielt nach gemeinsamer Morgenandacht Consistorialrath Gerlach aus Nieder-Sachswerfen einen Vortrag über „Altar und Opfer in unsrer Kirche mit Rücksicht auf die Otto'sche Schrift.“ Er stimmte den in derselben geäußerten Ansichten zu und wünschte mit dem Verfasser, daß wir in der lutherischen Kirche die Eucharistie, wie sie in den ersten Jahrhunderten der Kirche üblich gewesen, beim heiligen Abendmahle wiederbekämen. Diese Anschauungen von Altar und Opfer in der Kirche des Neuen Bundes fanden aus dem kleinen Kreise der noch Anwesenden heraus vielfachen Widerspruch. Besonders wurde auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche durch diese Anschauungen dem Evangelium drohe, wie bedenklich es sei, wenn man im eucharistischen Gebete von einem Opfern des Leibes Christi reden wollte. Vestigia terrent.

## Die lutherische Pastoral-Conferenz zu Cöslin

am 13. und 14. Juni 1871.

Die biblische Ansprache des Pastor Lüdecke aus Neustettin, mit welcher die Conferenz eröffnet wurde, ist in Nr. 51, der Vortrag des Prof. Dr. Zöckler aus Greifswald, welcher alsdann folgte, in Nr. 53 der Ev. R. Z. zum Abdruck gekommen. Da Prof. Dr. Zöckler nicht zum Beginn der Versammlung eintreffen konnte, so trug Pastor Zahn aus Cöslin eine ausführliche Arbeit über die Lehrdisciplin vor.

Die Lehre ist die einigende Macht der Kirche; sie muß sich im Bekenntniß fixiren schon den außerkirchlichen Instanzen und der Irrlehre gegenüber. Das Bekenntniß ist aber auch der unaufhaltsame Ausdruck des Glaubens selbst. Ich glaube, darum rede ich. Wie viel von Lehre ist nöthig, die Einigkeit zu erhalten? Man kann unterscheiden zwischen fundamental und nichtfundamental, doch wird es a priori nicht möglich sein, zu bestimmen, wie viel von Lehre zur Glaubenseinheit erforderlich



ist; es wird sich dies nur geschichtlich herausstellen im Kampfe. Bekenntnistreue und Lehrfreiheit vertragen sich sehr wohl. Die Kirche erkennt die formale Lehrfreiheit an, indem sie auf den Schwertgebrauch verzichtet. Die reale Lehrfreiheit ist die willentliche freudige Bejahung der absoluten göttlichen Wahrheit. Dem Lehrenden ist in Bezug auf wissenschaftliche Begründung u. s. w. Spielraum zu lassen. Der Lehrwillkür dagegen muß entgegengetreten werden. In seltenen Fällen kann die offene Abweichung vom Bekenntniß Pflicht sein; hierauf beruht das Recht der Reformation. Die Ursachen der Lehrwillkür sind sittlicher Art. Eine pantheistische Auffassung ist es, daß sich die Wahrheit durch Satz und Gegensatz entwickeln müsse. Ungehinderte Lehrfreiheit zerstört den Organismus der Kirche. Das Bekenntniß ist die Schranke. Die Entscheidung über Abweichung von der Lehre ist nicht in die Hand schwankender Majoritäten zu legen. Die Kirchenbehörde in ihren verschiedenen Gliederungen ist die Instanz, welche die Lehre überwacht, doch ist es gut, wenn der Behörde eine Synode zur Seite steht. Die ultima ratio der Lehrdisciplin ist die Amtsentsetzung. Die *proquid* wird sehr wichtig sein. Zur juristischen Handhabung genügt das apostolische Symbolum, aber zur geistlichen Ausübung der Lehrdisciplin ist es nöthig, daß die Behörde gleichsam das Lehrgewissen der Kirche ist.

An den hierauf folgenden Vortrag des Prof. Dr. Zöckler „über die kirchlichen Grenzen der Lehrfreiheit“ schloß sich zunächst eine kurze Debatte an, in welcher (P. Wegel aus Mandelsow) hervorgehoben wurde, daß die Lehrdisciplin ihren Grund habe nicht allein in der Nothwehr, in der Pflicht, die Existenz zu retten, sondern auch in dem Befehl des Herrn zu zeugen. Auf die Frage, wie weit die Concordien-Formel für Pommern gültig sei, theilte der Vorsitzende, Superintendent Quandt, mit, daß die Concordien-Formel für Schwedisch-Pommern gültig sei, daß aber in dem Stettiner Synodalschluß von 1593 die betreffenden Abschnitte von der Person Christi, vom heiligen Abendmahl, von der Gnadenwahl buchstäblicher Abdruck aus der Concordien-Formel seien; in diesen letzten Punkten sei dieselbe also für ganz Pommern gültig. Die weitere Debatte wurde der vorgerrückten Zeit wegen abgebrochen, um am folgenden Tage fortgesetzt zu werden. Der erste Konferenztag schloß dann mit einer Abendpredigt des Superintendenten Meinhold aus Cammin über Matth. 12, 35—37, die, durch Kern und Kraft ausgezeichnet, eine ernste Mahnung an das Amtsgewissen war.

(Schluß folgt.)

## Anzeiger.

### Joh. Vorst's: Göttliche Führung der Seelen und Wachstum der Gläubigen.

gr. 8., 36 Bogen, roh 12½ Sgr., in Pappband 15 Sgr., in Halbfranz oder Calico 20 Sgr.,

ist so eben im Verlag des Evangelischen Bücher-Vereins erschienen und zu beziehen aus der Niederlage desselben, Oranienstraße 106, oder im Buchhandel bei Wiegandt und Griepen zu Berlin.

Der Name des Verfassers, der in der Mark Brandenburg bis auf den heutigen Tag einen guten Klang hat, und dessen Gesangbuch sich

bis jetzt im Gebrauche von so vielen evangelischen Gemeinden unserer Provinz befindet, hat uns veranlaßt, das oben bezeichnete Erbauungsbuch wieder herauszugeben. In vier Büchern mit zusammen 190 Betrachtungen, aus jahrelang fortlaufenden Wochenpredigten des alten Zeugen entstanden, führt derselbe seine Leser von der härtesten Sicherheit des Herzens an bis zu den höchsten Stufen des christlichen Glaubenslebens hinauf. Ueberall geht er die ganze heilige Schrift durch, und zeigt mit großer Klarheit des Gedankens, mit tiefer Glaubensinnigkeit, mit siegreicher Ueberwindung aller Irrthümer und Entschuldigungen, wie ein Christenmensch aus dem Stande der Sicherheit aufgeweckt, durch eine wirkliche, von allem Schein und Abweg genau zu unterscheidende Buße zum rechten herzlichen Glauben geführt wird, hernach in den empfangenen Gnadengütern Leben und Genüge hat, und in ihrem Besitz und Uebung durch die drei Alter der Gläubigen (Kind, Jüngling, Vater nach 1. Joh. 2, 12—14) hindurch immer mehr zunimmt in dem Werke des Herrn. Die Lehrhaftigkeit des Buches, welches nur von einem Verfasser geschrieben werden konnte, dem die menschlichen Sündengänge und die göttlichen Gnadenwege gleichermaßen bekannt waren, wird sofort einleuchtend, wenn man sieht, wie der Verfasser in fünf Abschnitten vom Stand der Sicherheit, in weiteren fünf von den Klassen der Sicherer, ferner von den falschen Stützen derselben, von den Hindernissen ihrer Erweckung, von den göttlichen Mitteln dazu, und von den Versuchungen eines eben Erweckten handelt. Im zweiten Buche wird nach dem Wesen der Buße von einander unterschieden die Buße der Gefallenen und die der Stehenden, auch werden die lebendigen und untrüglichen Wirkungen der Buße gezeigt. Schwacher, todter, lebendiger Glaube werden aus einander gehalten u. s. w. Später werden die einzelnen Klassen von Anfechtungen aufgeführt. Besonders lieblich sind die letzten 14 Abschnitte über die Beschaffenheit der „Väter.“ Ihre Kraft geistliche Kinder zu zeugen, ihr priesterliches Gebet, ihre geistliche Klugheit, ihre Geduld, ihr Vorrecht des ewigen Lebens, die Dürre, in der sie zu Zeiten gerathen, ihr Kampf mit Gott bilden einzelne Betrachtungen daraus.

Wir glauben, daß besonders die Hirten, welche Acht haben auf die ganze Herde, eine reiche Kenntniß von dem Zusammenhang der Seelenzustände untereinander und von der speciellen Anwendung der heiligen Schrift auf diese einzelnen Zustände dem Buche werden entnehmen können. Wir glauben auch, daß in den Händen bereits erweckter Gemeindeglieder das Buch eine rechte Stärkung für das eigne Leben und eine durch und durch gesunde Instruktion für das rechte Verhalten gegen Gläubige sowie Namenschristen sein wird. In diesem Sinne bitten wir die Geistlichkeit unserer Provinz, von diesem Buche Kenntniß nehmen und dasselbe in ihren Gemeinden verbreiten zu helfen. Es ist völlig geeignet, ein kräftiges, der oft beklagten Kränklichkeit fernes Glaubensleben zu erzeugen und weiter zu führen.

Berlin im September 1871.

Der Evangelische Bücher-Verein.



## Kirchliche Nachrichten.

### Aus Bayern.

#### Zur unterfränkischen Schulfrage.

Nachdem Sie meinen Bericht über die unterfränkische Schulfrage in Nr. 52 dieses Blattes veröffentlicht haben, freue ich mich, Ihnen nun mittheilen zu können, daß die Sache soeben ihre erwünschte Lösung gefunden hat.

Die Königl. Regierung von Unterfranken eröffnet den protestantischen Schulbehörden unter dem 22. August d. J. ein von ihr an das Königl. protest. Consistorium Ansbach, welches mit einigen Schulen bei der Frage theilhaftig ist, unter demselben Datum gerichtetes Schreiben, wonach durch hohe Ministerialentschließung vom 11. d. M. anerkannt ist, daß die fortbauende Giltigkeit der den Religionsunterricht in der Volksschule normirenden Oberconsistorial-Entschließung vom 25. April 1835 nicht in Zweifel zu ziehen sei. Die Königl. Regierung bemerkt hierzu weiter, daß hinsichtlich der prinzipiellen Auffassung über die Stellung und Behandlung des Religionsunterrichtes in der Schule zwischen den in der genannten Oberconsistorial-Entschließung enthaltenen Grundsätzen und Anweisungen und den in der Lehr-Ordnung vom 7. Nov. 1870 aufgenommenen Bestimmungen und Anleitungen kein wesentlicher Widerspruch bestehe. Ferner findet sich die Königl. Regierung veranlaßt hervorzuheben, daß bei der Festsetzung der Bestimmungen über Ertheilung des Religionsunterrichtes weniger die Verhältnisse der protestantischen als jene der katholischen Schulen im Auge behalten worden seien, bei welcher letzteren es bisher mehr oder weniger dem Belieben des Geistlichen anheimgestellt gewesen sei, sich an dem Religionsunterricht zu theilnehmen oder nicht, obwohl berufszeitige Geistliche auch dieser Confession immer diese Berufspflicht nach Kräften geübt hätten.

Schließlich wird das protest. Lehrpersonal von Unterfranken durch die demselben vorgelegten Schulbehörden zur Darnachachtung verständigt, daß die mehrerwähnte Oberconsistorial-Entschließung vom 25. April 1835 durch die unterfränkische Lehr-Ordnung nicht außer Geltung gesetzt sei, vielmehr von den Lehrern protestantischer Confession genau beobachtet werden müsse.

Dieser Erlaß verschafft sowohl den rechtlichen als den prinzipiellen Bedenken, welche wir gegen die Bestimmungen der Lehr-Ordnung vom 7. Nov. 1870 erhoben haben, eine befriedigende Lösung, indem er die ersteren thatsächlich beseitigt, und die letzteren durch authentische Interpretation neutralisirt. In der gerechten und schnellen Entscheidung unserer Beschwerde sehen wir einen Beweis des Wohlwollens gegen unsere protestantische Landeskirche, den wir dankbar anerkennen.

#### Die Neumärkische Pastoral-Conferenz

wird sich in der Aula des Raths- und Friedrichs-Gymnasiums zu Cölln am 4. und 5. October versammeln.

#### Tages-Ordnung.

Mittwoch den 4. October, Vor- und Nachmittags, von 9 Uhr früh ab: 1. Erbauende Ansprache des Hrn. Consist.-R. Reichhelm.

2. Confession und Kirchenverfassung. Einleitung durch Hrn. Pastor Marcel aus Lebus. 3. Was von einer Volkskirche hat unsere evangelische Landeskirche an sich und wie können wir Pastoren ihr diesen Charakter bewahren? Einleitung durch Hrn. Superint. Massalien aus Friedeberg N/M. — Inzwischen um 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen. — Abends 7 Uhr: Abendgottesdienst in der evangelischen Pfarrkirche. Die Predigt hält Hr. Pastor Pasewaldt aus Kleinrade.

Donnerstag den 5. October, Vormittags von 9 Uhr ab: 1. Erbauende Ansprache des Hrn. Superint. Röhrich aus Züllichau. 2. Die Sonntagsheiligung als Heilmittel für die socialen Schäden unserer Zeit. Einleitung durch Hrn. Pastor Ribbeck aus Solbin.

Am Dienstag Abend vorher könnten wir in Krappe's Hotel uns gegenseitig begrüßen und in ganz freier Weise über deutsche Nationalkirche, die Augustana als Symbol der Conföderation der Evangelischen, über Wort und Sacrament im Verhältnisse zu einander u. sprechen.

Anmeldungen zur Conferenz werden durch die Herren Superintendenten bis spätestens zum 1. October nach Cölln erbeten, wobei die Theilnahme am Mittagessen vorausgesetzt werden wird, andernfalls aber ausdrücklich ausgeschlossen werden muß.

Schönaich. Gensichen. Henschke. Lehmann. Marcel.  
Massalien. Paetz. Röhrich. Stockmann.  
Schmeling. Strumpf.

Für das  
**projectirte ev.-luth. Emigrantenhaus in New-York**  
sind eingegangen:

Von einem Ungenannten, Postzeichen Potsdam, 2 Thlr.;  
desgl. Postzeichen Frankfurt a/D. 2 Thlr.; „ein Freund der  
Reichsache des Herrn“ 1 Thlr.

Den Freunden und Förderern christlicher Wohlthätigkeit die Mittheilung, daß, in Folge unermüdeten Anstrebens, dem Herrn Pastor Berkemeier die Sicherung der auf dem Wege der Subscription als Basis der Ausführbarkeit jenes Werkes in Aussicht genommenen Summe von 30,000 Dollars nunmehr glücklich gelungen ist, so daß es fortan nicht mehr dem geringsten Zweifel unterliegt: das Unternehmen wird durchgeführt, und wird, wenn vollendet, als ein neues sieg- und segensreiches Denkmal kindlichfreudigen Glaubens dastehend, ähnlichen Früchten am Baume lebendigen Christenthums an gereicht werden dürfen. Sollte hier und da noch irgend einer der Herren Pastoren oder christlichen Laien eine kleine Liebesgabe für die gewiß höchst verdienstvolle und insonderheit Deutschlands Kindern zu Gute kommende Sache übrig haben, so erbitte ich mir dieselbe möglichst bald.

Bernh. Cunz, Pastor.  
Halle a. d. S. (Gr. Märkerstr. 15.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 13. September.

N<sup>o</sup> 73.

## Aus Schleswig-Holstein.

Bevor ich den nachstehenden Bericht beginne, der von der Stellung reden soll, welche Schleswig-Holstein zu den brennenden Fragen der luth. Kirche Preußens, namentlich der Abendmahlsgemeinschaft mit Gliedern anderer Kirchen, eingenommen und einzunehmen hat, muß ich meine herzlichste Freude darüber bezeugen, daß die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der luth. Kirche auch im Gebiete der preussischen Union immer zuversichtlicher hervortritt. Ja, der Herr, Herr ist in unseren Mauern. Darum wird die Stadt Gottes fest bleiben, Jes. 26, 1. Herrliche Dinge werden in ihr gepredigt werden. Ob uns wohl eine menschliche Stütze nach der anderen abgebrochen wird, sprechen wir mit den Kindern Korah: dennoch soll sie lustig bleiben und Gottes Brunnlein soll in ihr fließen rein und unverdeckt und ihrer Kinder Herzen müssen endlich froh werden! Wenn die folgende Darstellung im Einzelnen nicht alle Rathschläge rechtfertigen sollte, welche das Vorwort der Ev. K. Z. für die weitere Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse giebt, hoffe ich doch das Urtheil zu verdienen, daß ich mit Offenheit und im Dienste strenger Wahrheit berichtet habe.

Ich rede zuerst von dem Bekenntnißstande unserer schlesw.-holst. Kirche, die wir nach alter Sprachgewohnheit noch immer gern unsere „Landeskirche“ nennen. Es muß nämlich die Frage beantwortet werden, ob Schleswig-Holstein innerhalb der gesammten luth. Kirche eine Sonderstellung einnehme, welche die Erledigung der kirchlichen Aufgaben beeinflussen oder beherrschen muß. Es sind in dieser Richtung Behauptungen geschehen, welche der Wahrheit nicht entsprechen und diejenigen beirren müssen, welche den Gegenstand nicht näher prüfen können.

Die in der Abfassung der Concordienformel und der Aufstellung der bekannten 5 symbolischen Bücher vollzogene Präcisirung der luth. Wahrheitserkenntniß ist, wie in anderen deutschen Landen, so auch hier im größten Theile Schleswig-Holsteins Anfangs bemängelt worden. Der König Friedrich II. soll ein Exemplar der Concordienformel eigenhändig ins Feuer geworfen haben. Wer aber dem Schicksal des Prof. Niels Hemmingsen, Schülers und Freundes von Melancthon, welcher

vom Abendmahl calvinistisch lehrte; ferner der Aufnahme der in Kopenhagen gelandeten reformirten Niederländer, der Verurtheilung des Predigers Iver Berthelsen, welcher den Exorcismus unterlassen hatte, sämmtlich Ereignisse unter Friedr. II., einige Beachtung zollt, der wird schwerlich zu der Meinung kommen, daß unionistische oder krypto-calvinistische Bestrebungen der anfänglichen Verkennung der Concordienformel zu Grunde lagen. Daher finden wir auch bald und sicher nach dem Jahre 1647 sämmtliche Symbole des Concordienbuches in allgemeiner und unbestrittener kirchlicher Geltung. Es ist nun aber behauptet worden, daß die nach Vereinigung der verschiedenen Landestheile unter ein Scepter geschehene Anordnung des sog. Religionseides vom Jahre 1764 eine Abrogirung der anderen luth. Symbole in sich schließe und nur die Autorität der unveränderten Augsb. Confession belasse. Es ist dies der Eid, den alle Prediger des Landes vor ihrer Ordination zu leisten haben. In demselben wird gelobt: „in dem anbetrauten Lehramt bei der reinen Lehre des göttlichen Wortes, wie selbige in der heil. Schrift gegründet, auch in der ungeänderten Augsb. Confession zusammengefaßt ist, treulich zu verbleiben, selbige lauter und unverfälscht zu predigen und vorzutragen, auch alle darüber streitenden Lehren äußersten Fleißes zu vermeiden u. s. w.“ Demnach ist dem schlesw.-holst. Prediger für seine Amtsführung Dreierlei vorgezeichnet: 1. die reine Lehre des göttlichen Wortes, bei welcher er treulich bleiben will; 2. die heil. Schrift, in welcher diese Lehre gegründet ist; 3. die ungeänderte A. C., in welcher dieselbe Lehre zusammengefaßt ist. Was ist denn aber die reine Lehre des göttlichen Wortes, die von der heil. Schrift und der A. C., wenn auch nicht geschieden, so doch unterschieden wird? Was kann sie anders sein, als die bekannte und anerkannte Lehre der ev.-luth. Kirche? Wie kann dann aber mit einigem Recht behauptet werden, daß irgend eins der luth. Bekenntnisse, oder, wie man consequenter Weise behaupten müßte, die Gesamtheit der luth. Bekenntnisse bei uns aus ihrem symbolischen Ansehn gesetzt und nur die Augsb. Conf. verblieben sei? Wer bestreitet bei uns das symbolische Ansehn des lutherischen Katechismus, obgleich kein Prediger ausdrücklich dazu verpflichtet wird, die Lehre desselben zu predigen und vorzutragen? Was auf Conferenzen und Kirchen-



tagen, in Tagesblättern und theologischen Zeitschriften, in Broschüren, Ansprachen und Programmen zu Tage getreten ist, läßt sich in Nachstehendem zusammenfassen:

Auch bei uns hat eine Anzahl von Geistlichen ihre Abweichung von der ev.-luth. Lehre offen ausgesprochen. Sie sind freilich den Gemeinden gegenüber so vorsichtig, sich nur gegen die theologische Ausführung des auch von ihnen festgehaltenen evangelischen Glaubens und der reformatorischen Grundsätze zu erklären. Aber darauf angerebet, werden sie schon gestehen müssen und haben es auch eingestanden, daß es einfache und grundlegende Katechismuswahrheiten sind, die sie läugnen. Was ferner zu Tage getreten, ist dies: daß auch bei uns Viele, die sich rechtgläubig nennen möchten, den Unterschied von Tod und Leben nicht kennen: die Aufgabe der Kirche nicht in der Rettung unsterblicher Seelen aus dem Tode in das Leben erkennen: demgemäß auch die Bedeutung der Lehre für das Leben und für die Kirche Jesu Christi nicht verstehen. Selbstverständlich haben sie für die Bekenntnißfrage, d. h. für das Recht unsterblicher Seelen darauf, daß die reine Lehre des göttlichen Wortes als doctrina publica verkündigt werde, kein Herz. Weil dies Recht bestritten wurde, lieben auch sie es, die Bekenntnißfrage eine streitige zu nennen. Daher ist auch zu sagen, daß bei uns eine ausdrückliche Verpflichtung auf die Gesamtheit der lutherischen Symbole, falls eine solche beabsichtigt würde, an denselbigen Schwierigkeiten scheitern müßte, welchen die Verpflichtung auf die Lehre der Schrift und der Augsb. Conf. begegnen würde, wenn dieselbe nicht schon in Uebung wäre, sondern noch beschlossen und eingeführt werden müßte. Auch bei uns denkt Niemand bisher daran, dissidenten Geistliche oder Lehrer unter kirchenregimentliche Mäße gestellt zu sehen. Aber um so viel entschiedener und lauter wird von dem Kern der schlesw.-holst. Geistlichkeit gegen die Behauptung protestirt und noch für solche Beweis gefordert, daß im Laufe der Jahre und im Wechsel der Meinungen eine Aenderung des Bekenntnißstandes unserer Kirche geschehen sei, daß sie durch ihren Bekenntnißstand einen Charakter trage, der sie von der übrigen lutherischen Christenheit unterscheide. Und ebenso ängstlich wird auch bei uns darüber gewacht, daß nichts geschehe, was durch ein geschaffenes Präjudiz den Bekenntnißstand unserer Kirche und dessen Anerkennung gefährden könnte. So weit hat des Herrn Gnade uns auch geführt, zu erkennen, daß die reine Lehre des göttlichen Wortes ihr heiliges Werk damit noch nicht vollendet hat, daß ihr öffentlicher Vortrag gesichert ist. Aber das wissen wir ebenso gut, daß weder Erkenntniß der Wahrheit, noch Liebe zur Wahrheit, noch Sorge für die anvertrauten Seelen darin zu Tage tritt, wenn man derselben das kirchliche Recht bestreitet, als doctrina publica verkündigt zu werden, d. h. bei uns von einem streitigen Bekenntnißstande redet. Die das thun, mögen sich fragen, ob ihnen die Freude, welche sie denen bereiten, welchen das kirch-

liche Bekenntniß eine Last und eine Fessel ist, einen Trost gewähre für das Bewußtsein, diejenigen tief betrübt zu haben, mit denen sie sonst doch Gemeinschaft suchten, und ob die Ehre, eine Zeitlang als Pioniere beim Sturm auf die kirchlichen Ordnungen zu fungiren, ihnen einen Ersatz biete für die Geltung, welche sie sonst bei uns hatten, und die Theilnahme an dem friedlichen und friedlichen Aufbau unseres Kirchenwesens, welche ihnen bisher unverkümmert blieb.

Ebenso wenig, wie durch den Bekenntnißstand, wird durch die vorhandenen Gottesdienstordnungen ein besonderer Charakter unserer Landeskirche und eine besondere Stellung zu den vorliegenden kirchlichen Fragen und Aufgaben indicirt. Hier kommt die Abendmahls-Liturgie und besonders die Spendeformel in Betracht. Die großfürstliche und, wie ich meine, auch die plönsche Spendeformel verbindet lutherisches Bekenntniß und Segenswunsch. Das Bekenntniß lautet: Nehmet u. s. f., das ist der wahre Leib Christi für euch in den Tod gegeben, und desgleichen: Trinket, das ist das theure Blut Christi für eure Sünden vergossen. Beide Bekenntnisse endigen mit dem Segenswunsche: der (das) stärke euch im Glauben zum ewigen Leben. Im Anschlusse an die Bugenhagensche Kirchenordnung und in Uebereinstimmung mit sämmtlichen Bugenhagenschen Abendmahlsliturgien verfügt nun freilich das schleswig-holst. (d. h. königliche) Kirchenbuch vom Jahre 1665: „daß man den Communicanten, so das Brot und den Kelch empfangen, nichts sage.“ Dennoch wird es freigestellt, „bei der Austheilung des Leibes Christi (sic!) zu sagen: Nimm hin, das ist der Leib Christi, für deine Sünden u. s. f., der stärke und erhalte dich im wahren Glauben zum ewigen Leben.“ Bei Darreichung des Kelches erfolgt bloß der Segenswunsch: „Das Blut Christi, am Stamme des Kreuzes für deine Sünden vergossen, stärke und erhalte dich zum ewigen Leben.“ Dabei aber fordert dasselbe Kirchenbuch die Consecration, und zwar wenn Brot und Wein nachgeholt werden, wiederholtes Vaterunser und wiederholte Consecration. Das Dankgebet beginnt mit den Worten: „Wir danken dir, Allmächtiger Herr Gott, daß du uns durch diese heilsame Gabe des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, deines Sohnes, hast erquicket u. s. w.“ Wer nun noch bedenkt, daß in den Bugenhagenschen Liturgien jede Spendeformel gerade deshalb widerrathen ward, um der Bedeutung der Consecration nichts zu abrogiren, der muß schon eine Unionsbrille tragen, wenn er in schlesw.-holst. Liturgien etwas sieht, was einer calvinistischen oder kryptocalvinischen Färbung gleichen und gegen den specifisch lutherischen Charakter unserer Kirche zeugen könnte. Der Unterschied des schlesw.-holst. Kirchenbuchs von den übrigen schlesw.-holst. und den übrigen luth. Liturgien besteht nicht im Gepräge des luth. Glaubens, auch nicht in einer Verschiedenheit des Urtheils, ob der schriftgemäße luth. Glaube im heil. Abendmahle zu bekennen sei oder nicht, sondern in der verschiedenen liturgischen Wahl, wo der außer



Zweifel zu bekennende Glaube vom heil. Abendmahl in der heil. Handlung zum Ausdruck zu bringen sei, ob bei der Admonition, der Consecration, dem Gebet, oder aber bei der Distribution und in der Spendeformel. Eine Abendmahlsliturgie, welche in jedem Worte das schriftgemäße Bekenntniß unserer Kirche, d. h. die Wahrheit, zum Ausdruck bringt, bleibt lutherisch, auch wenn sie in lutherischem, ja man darf sagen, anticalvinistischem Interesse dieselbe in der Spendeformel durch das herkömmliche Beiwort „wahre“ nicht zum Ausdruck bringt, während dieselbe Spendeformel in einer Liturgie, welche überall diese Wahrheit verdeckt, und in einer Zeit, in welcher man das Glaubensbekenntniß gerade in der Spendeformel sucht, den Charakter der Kirche, welche sie anerkennt, allerdings berührt und das Gewissen derer beschwert, welche den luth. Glauben für Wahrheit halten und auch meinen, daß die luth. Erkenntniß vom heil. Abendmahl, wenn irgendwo, so im heil. Abendmahle zu bekennen ist. 1 Cor. 11, 29.

Es ist also keinem Zweifel unterworfen, was wir sind und was das Königlich Wort giebt und fordert, wenn es unseren Gemeinden Prediger verheißt, die Bewahrer des väterlichen Glaubens sind. Wenn man von einem melanchthonischen Charakter unserer Landeskirche redet, so können wir uns dieses Lob mit Dank gefallen lassen, müssen nur protestiren, wenn man mit diesem Lobe die Unionsgedanken der Variata oder des Interims unsern Vätern unterlegen und ihren Kindern zur Richtschnur machen will. Es kann darüber geredet werden, ob unsere Landeskirche weiter, als andere luth. Particularkirchen in den Nationalismus hineingerathen sei, es kann bezweifelt werden, ob sie so kräftig, wie andere lutherische Kirchenkörper zu ihrem Bekenntniß sich wieder erhoben hat: aber darüber sollte doch kein Zweifel sein, daß der überall geschehene Abfall vom Bekenntniß einen neuen, oder modificirten kirchlichen Bekenntnißstand nicht begründet, und die reine Lehre des göttlichen Wortes, wie sie in heil. Schrift sich gründet und in der unveränderten Augsb. Confession zusammengefaßt ist, ihr Recht nicht verloren hat, bei uns so wenig, wie in der übrigen luth. Christenheit, als allein wahre öffentlich verkündigt und vertheidigt zu werden, in Predigt und Sacramentsverwaltung, in Seelsorge und Unterricht.

Dagegen stellt sich auf anderem Wege eine Eigenthümlichkeit unseres Kirchenwesens heraus, die jeder beachten muß, welcher uns verstehen und auf der Bahn kirchlicher Entwicklung uns leiten und forthelfen will. Diesen besonderen Charakter bildet die Unmittelbarkeit, Ungebundenheit, Naturwüchsigkeit unseres ganzen kirchlichen Lebens und Handelns, welche die schroffsten Gegensätze erträgt, so lange auch sie in der Form der Unmittelbarkeit, d. h. der freien, persönlichen Bethätigung erscheinen. Das bei uns länger, als anderswo, geltende sog. Territorialsystem, hat bekanntlich aus seiner Geburtsstätte und Geburtsstunde die Tendenz mitgebracht in der Kirche möglichst wenig zu regeln, zu wirken, zu beeinflussen. Es ist wenig an uns

experimentirt und herumregiert. Die reine kirchliche Gesetzgebung begnügte sich mit der tolerantesten Beaufsichtigung des kirchlichen Handelns, ließ der persönlichen Freiheit volle Gewähr, ohne andererseits den luth. Bekenntnißstand unserer Kirche zu alteriren. Denn neben der Achtung vor der Freiheit, war es auch die Achtung vor dem Recht in dem Bekenntnißstande der ihnen anvertrauten Kirche, wodurch die kirchlichen Staatsbehörden sich ein gutes Andenken bei uns gelassen haben. Es traten die alten Kirchenordnungen außer Gebrauch und doch blieb die neue Ablersche Agende zwischen Thür und Angel stecken. Letztere ward eine Zeitlang von vielen Predigern gebraucht und ist nunmehr wohl von allen aus der Hand gelegt. Wenn ein Prediger an eine Gemeinde tritt, so fragt er, wenn er will und vernünftig ist, nach der herkömmlichen Weise des Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen. Er wählt sich Gebetbuch und Agende für den liturgischen Gebrauch. Die Gemeinde sieht am liebsten, daß er dem lieben Gott nicht verfaßte, oder verordnete Gebete vorliest, sondern mit ihr aus dem Herzen und Bedürfniß betet. Ein Landeskatechismus ward verordnet für Schule und Kinderlehre und hat sich schweigend allenthalben wieder abgesenkt. Es unterrichtet jeder Lehrer und Prediger auf Grund des luth. Katechismus, wie er will, im Allgemeinen treu und dem Bekenntniß der Kirche gemäß. Noch ist das alte Cramersche Gesangbuch im Gebrauch. Schon seit 10 Jahren wird auf officiële Anregung an der Einführung eines neuen gearbeitet. Der Entwurf ist fertig, aber die Zeit der Einführung ist wohl vorüber, indem die Einen ihre alten Kernlieder in Predigt, Schul- und Hausgebrauch nicht mehr missen wollen, an die sie sich haben gewöhnen dürfen und müssen; die Anderen aber das Bedürfniß eines neuen Gesangbuchs nicht begreifen. Im Leben wirken die verschiedenartigsten Geister neben- und mit- und auf- und übereinander; dennoch ist jeder Versuch, dem nichtlutherischen Geiste durch kirchliche Acte oder Acten ein Recht in der Kirche zu verschaffen, mit Protest zurückgewiesen. Der Kern des Predigerstandes ist confessionell. Er hält fest am 3. Artikel, daß der heilige Geist durch das Evangelium wirkt, und versteht unter Evangelium nicht ein mixtum compositum reformatorischer Grundsätze, oder einen Compromiß zwischen dem Weltgeiste und dem göttlichen Geiste, sondern die reine Lehre des göttlichen Wortes, wie die luth. Kirche sie bekennet. Wir erkennen auch nichts für Leben, als das Leben aus Gott und kein göttliches Leben, das der heilige Geist nicht wirkt durch das Evangelium. Durch Gottes Gnade wissen wir auch die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind, ob Gottes Geist aus ihnen redet. Und ebensogut wissen wir, daß ein wenig Sauerteig den Teig versäuert und eine Faser im Auge den Blick des hellsten Auges gefährdet. Gleichwohl ist der kirchliche Friede zwischen uns und den Fremdgläubigen in der Kirche und außerhalb derselben nur dann gestört worden, wenn von diesen der Versuch gemacht wurde, die Form der Unmittelbarkeit und des



individuellen Gewährenlassens in eine Formel oder Vorschrift zu bringen und so der Kirche ein Gepräge zu geben, welches das Gewissen jedes Kirchendiener's beschwert, der die Pflicht erkennt, das Erbe eines intakten lutherischen Kirchenwesens auf unsere Kinder zu vererben. Wir verwerfen die Union, die kirchenregimentliche, wie die Cultus-Union, wie den Consensus. Gleichwohl hat weder Bischof Koopmann seiner Zeit Bedenken getragen, die Pastorirung der Militärgemeinden an Orten, wo ein Divisionspfarrer fehlte, durch luth. Landesgeistliche, die es wollten, anzuordnen, noch soweit mir bekannt geworden, irgend Einer Amtshandlungen an diesen, — selbstverständlich nach luth. Ritus, — abgelehnt. Ebenso unbedenklich besuchten wir die Kirchentage, als unsere Glaubensgenossen längst dagegen Bedenken trugen. Der Eifer und die Theilnahme für den Gustav-Adolphs-Verein und andere gemeinsame evangelische Liebeswerke hat von unserer Seite erst nachgelassen, als man aus derselben den Schluß ziehen wollte: das Land ist reif für die Union; aber aufgehört haben trotzdem Eifer und Theilnahme nicht. Das Verhältniß der Bekenntnistreuen zu denen, welche über die Bekenntnisse sich hinwegsetzen, sowie zu denen im luth. Bekenntnisse, welche diesem Abfall Vorstoß leisten, ist selbst auf den Conferenzen, größeren und geringeren Umfanges, im Ganzen friedlich geblieben. Erst nachdem Prof. Lipsius die Organisation seiner Partei begann, wurden auch andererseits Versammlungen gehalten, die man für Parteiversammlungen halten könnte. Sonst ist man kein Freund der Exklusivität auf diesem Gebiete. Auch die Conferenzen sind frei, selbst wo sie von einem Prospekt berufen werden. Man freut sich ein Bekenntniß abzulegen, freilich ohne denjenigen, welche ihren Abfall vom Bekenntniß unserer Kirche offen eingestehen, dafür Absolution zu erteilen, oder über den fundamentalen Gegensatz auch nur einen Augenblick unklar zu sein, oder zu lassen. Selbst in den Lehrern der Kieler Universität ehren die Meisten von uns noch immer die wohlwollenden Freunde ihrer Jugend und Pfleger ihrer Studien. Mehrmals ist schon ein offener Protest gegen die an der Landesuniversität herrschende Theologie zur Sprache gekommen, aber immer wieder ad acta gelegt. Und das haben wir nicht zu beklagen: denn auf demselben Wege, wie wir zu einem fröhlichen und festen Glauben gekommen sind, arbeiten sich auch unsere jüngeren Amtsbrüder los aus den Armen der falsch berühmten Kunst und werden Zeugen der Wahrheit, deren Kraft sie durch Gottes Gnade erfahren, und demselben Zuge folgend emancipirt sich unsere studirende Jugend immer zahlreicher von Lipsius, und eilt, auch durch die Vermittelungstheologie nicht befriedigt, auf die Universitäten, wo man im Glauben der Väter lehrt, und wo sie zu einem fröhlichen Wirken im Dienste des Herrn und der lutherischen Kirche vorbereitet wird. Ebenso frei und unmittelbar gestaltet sich das Leben inmitten der Gemeinde.

Auf dem Lande werden noch die alten lutherischen Erbauungsbücher benutzt und unter den neueren Harns in Hermannsburg lieber als Hofacker; im Ganzen hält man noch fest an dem Glauben der Väter und will auch lutherisch bleiben. Dennoch läßt man friedlich die Neologen ihre Wege gehen, vermeidet es entschieden mit ihnen zu disputiren und das mehr in dem Gefühl, daß die Unterschiede fundamentale sind, als in der Voraussetzung, daß Glaubensdifferenzen unwesentliche Differenzen sind. Die Erweckten in den Gemeinden schließen sich ihren Predigern an. Daneben begegnen sich in den Konventikeln derselben Baptisten und Methodististen, doch wahren sie sich entschieden gegen Zumuthungen, in deren Gemeinschaften überzutreten. Außer Landes übt dabei Hermannsburg auf sie eine große Anziehungskraft. Der große „innere Missionsverein,“ welcher ein Panier bildet, unter dem sich diese Brüder aus dem ganzen Lande zusammenfinden, sendet eine monatliche Botschaft aus, die Pastor Decker bislang redigirte, einer unserer Vorkämpfer gegen die Union. In den Quartals-Versammlungen desselben Vereins führt Dr. Craig das Wort, ein Prediger der schottischen reformirten Kirche in Hamburg. Mögen diese Züge aus dem Lebensbilde unserer Landeskirche den ferneren Beweis mir ersparen, wenn ich sage: Es giebt kein lutherisches Kirchengebiet, welches so schwer zu leiten und so leicht gründlich zu zerstören ist, wie das unsrige. Es giebt kaum eine luth. Landeskirche, in welcher Alles so unfertig ist, so Vieles zu klären und zu ordnen: und doch: Wehe der Hand, die das Unfertige fertig bringen und klären und ordnen wollte, es geschehe von oben oder von unten her, durch das Kirchenregiment oder die Synode; keine Kirchenprovinz, in welcher für die kirchliche Gesetzgebung mehr zu thun wäre, und keine, in welcher für die Gesetzgebung weniger Raum ist, als bei uns; es sei denn, daß der Mann oder die Männer bald gefunden würden, aus denen der Geist der alten Zeugen so hell leuchtet und so mächtig redet, daß er die Geister unter sich zwingt.

(Schluß folgt.)

### Die Gnadener Herbst-Conferenz

wird am 3. und 4. October stattfinden. Gegenstände der Besprechung sind:

1. Das Verhältniß der Auferstehung Christi zur Rechtfertigung. — Ref. Pfr. Dietrich.
2. Ist die gastweise Zulassung der Reformirten und Unirten zum luther. Abendmahl nach Lehre und Praxis der luther. Kirche gestattet? — Sup. Böttcher.
3. Begriff und Methode des Confirmandenunterrichtes. — Ref. noch unbestimmt.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 16. September.

N<sup>o</sup> 74.

## Die Belebung der Nachmittags-Gottesdienste in der evangelischen Kirche.

### I. Ein Wort vorab.

Wenn ein treuer, liebevoller Geistlicher nach den Punkten fragt, in die er, um seine Gemeinde zu fördern und zu beleben, seine Kraft einsetzen muß, so lassen sich zwar verschiedene Antworten geben; das nächste Gebiet aber, von dem aus er wirken muß, ist der Sonntag und seine Heiligung. Mit Recht hat man gesagt, daß, wenn ein Sumpfboden ausgetrocknet werden soll, für diesen Zweck zunächst ein trockener Punkt gewonnen werden muß. Ähnlich muß gegen Verödung und für Hebung kirchlichen Lebens zunächst durch Heiligung des Sonntags Alles geschehen, was möglich ist; die Erbauung der Gemeinde an den Sonntagen, und zwar in aller Weise, muß gefördert werden. Was wünsche ich da? Erhebende, in das Gewissen eingreifende, Leben weckende Gottesdienste — Seelsorge unter Gemeindegliedern, namentlich unter denen, die während der Woche nicht zu erreichen sind — Einwirkung auf die eingeseignete Jugend — Annäherung an die Einzelnen bei Verabreichung von Schriften aus Volksbibliotheken — hin und wieder Zusammenkünfte erwachsener Gemeindeglieder nicht grade mit hervorragendem erbaulichen Charakter, aber zu freier, bildender Unterredung.\*) Auch der Geistliche bedarf der Sonntagsruhe und darf sich seinen Sonntags-Abend nicht schmälern lassen; sonst aber muß sein Sabbath der suchenden, dienenden Liebe geheiligt sein. Das wird auch von unsern socialen Verhältnissen gefordert; viele Gemeindeglieder nämlich sind nur an den Sonntagen zu erreichen. Es bleibt ein Uebelstand, wenn eine Ueberbürdung der Geistlichen durch Amtsgeschäfte, namentlich durch die leidigen Haustausen, dies erschwert; sonst bleibt es eine dringende Aufgabe für die amtliche Klugheit und Liebespflege, jede Stunde des Sonntags nach Kräften auszukäufen.

Eins heben wir nun hervor:

Einführung und Belebung der Nachmittags-Gottesdienste.

Wir bemerken im Voraus, daß vielen Geistlichen dies nicht

\*) Derartige Zusammenkünfte, von Geistlichen, Lehrern und Gemeinde-Ältesten gehalten, haben reichen Segen, namentlich auch für Gefittung, allgemein menschliche und christliche Bildung. Es ist erfreulich, daß sie immer mehr in Gang kommen.

thunlich ist, ich meine die, welche Filiale zu bedienen haben. Was in solchen Gemeinden noch durch Lehrer geschehen könnte, deuten wir später an, obwohl es eifrige und kräftige Geistliche giebt, die auch bei Filialen noch einen Gottesdienst ermöglichen. Wir haben's zunächst mit sogenannten Uniois zu thun.

### II. Außere Gründe für die Nachmittags-Gottesdienste.

Schon in der Gemeinde des alten Bundes wurden am Sabbath des Nachmittags bis 3 Uhr in den Synagogen erbauliche Versammlungen gehalten, Abends fand ein liturgischer Gottesdienst statt und im Tempel wurde das Abendopfer dargebracht, das man auch in Festzeiten nicht aussetzte. Man sieht, das Gefühl für die Heiligung des ganzen Sabbath's war vorherrschend, was leider unsrer Zeit ganz verloren gegangen ist. In der alten Kirche finden sich Vespere bei Licht, erst mit, dann ohne Agapen. In Betreff der gewöhnlichen Sonntagsfeier wurden von den canonischen Stunden die vigilia mit der matutina und prima zusammen zum Frühgottesdienst, die tertia mit der sexta zum Hauptgottesdienst und die nona mit der Vesper zum Nachmittags-Gottesdienst bestimmt. Daß Chrysostomus selbst Nachmittags-Gottesdienste gehalten hat, beweisen mehrere Stellen in seinen Predigten (Alt: „Der christliche Cultus“ S. 73), z. B. „über die Gelassenheit, mit der man den Tadel ertragen müsse.“ Gleiches wissen wir von Basilus dem Großen und Augustinus, der z. B. die Erklärung des 89. Psalms mit den Worten beginnt: „Höret jetzt aufmerksam und mit Andacht das Uebrige von dem Psalm, über den ich Vormittags gesprochen habe.“ Vor- und Nachmittags-Gottesdienst kommt also in der ältesten Kirche vor; eine regelmäßige Scheidung ist nicht zu beweisen. In den lutherischen Kirchen begegnen wir frühzeitig den Nachmittags-Gottesdiensten mit oder ohne Predigt, vorzüglich um mit der Schuljugend den Katechismus zu treiben\*), wobei aber auch Erwachsene zugegen sein sollten. Dabei Choralgesang, auch

\*) Wie viel Luther auf diese katechetische Thätigkeit gab, ist bekannt. Aber der von ihm angeregte Eifer erkaltete zu bald, und die Katechisationen machten einem bloßen Versagen und Abfragen der Katechismusstücke, oder einer Katechismus-Predigt Platz, die weniger Mühe verursachte, aber auch weniger nützte. Nach der Brandenburger Agenda von 1572 sollten Sonntags um 12 Uhr solche Katechismusübungen gehalten werden.



wohl Litanei. Das corpus juris ecclesiastici Saxonieum, das auf älteren Grundlagen besonders von Kurfürst August festgesetzt ist, erwähnt an mehreren Stellen diese Gottesdienste, aber nur um Mißbräuche abzustellen. Sie werden als eingeführt vorausgesetzt. In der Ephorie Wittenberg z. B. sind sie noch durchaus im Gebrauch; auf den Dörfern Betstunden außer an hohen Festtagen. Die Versammlung besteht auch aus Abendmahlsgegnen.

In der Provinz Pommern sind über die Nachmittags-Gottesdienste eingehende Bestimmungen getroffen. In großen Städten soll nach der Pommerschen Kirchenordnung an Sonn- und Festtagen um 12 Uhr und des Nachmittags ein Sermon, auch auf Dörfern Gottesdienst mit Predigt gehalten werden. (Agende 1568, Ottosche Ausgabe, S. 81—84.) — Auf Grund dieser Bestimmungen ist unter dem 20. Februar 1857 von dem Königlich Consistorium der Provinz in einer eingehenden Verfügung die Abhaltung eines sonntäglichen Nachmittags-Gottesdienstes in den Uniceis angeordnet und in andern Gemeinden dieselbe empfohlen worden, wie für die Geistlichen des Regierungsbezirks Stralsund unter dem 10. März 1856 in den Nachmittags-Gottesdiensten kirchliche Katechisationen, und wenn sie für das Winter-Semester auszusagen sind und nicht außerdem Predigt-Gottesdienste bestehen, an ihrer Stelle Bibelklärung, etwa mit Missionsstunden abwechselnd, angeordnet worden waren. In neuerer Zeit werden die in Unica berufenen Geistlichen auf diese Gottesdienste besonders hingewiesen und haben eine Zeit darauf Bericht darüber zu erstatten.

Im Königreiche Sachsen ist in den Städten, desgleichen auf dem Lande an hohen Festtagen zu predigen. Ist der Geistliche auf dem Filiale beschäftigt, so hat der Kirchenschullehrer eine Betstunde zu halten. Diese Nachmittags-Gottesdienste eigenmächtig ohne Genehmigung der kirchlichen Behörden eingehen zu lassen, ist durch die Verordnung vom 31. Mai 1861 streng untersagt.

In Württemberg werden Sonn- und Festtags regelmäßige Nachmittags-Gottesdienste gehalten, an die Predigten in Hauptstädten schließen sich Katechisationen über den Katechismus von Brenz.

In kleineren Städten und Dörfern finden bloß Katechisationen statt und werden von Schülern und den Confirmirten bis zum 18. Jahre besucht, so daß sie ohne Dispensation nicht wegleiben dürfen. Die Gemeinden besuchen diese sonntäglichen Katechisationen, wenn der Geistliche sie gut hält, oft so zahlreich wie die Morgenpredigten. Nach den ersteren wird in vielen Gemeinden eine Vesper-lection gehalten, in welcher früher die Württembergischen Summarien vorgelesen wurden, eine alte, sehr gute, nur zu weitläufige Bibelklärung, von der es aber eine zusammengezugene Ausgabe giebt.

In Baiern und Baden — hin bis zum 18. Jahre — ist die Jugend gehalten, die Katechisationen zu besuchen. — Schon die Kirchenordnungen in einzelnen evangelischen Landeskirchen machen also diese Gottesdienste zur Pflicht und schon das ist ein

wichtiger Grund für sie. Wir bemerkten, daß an manchen Tagen diese Gottesdienste durch besondere Vermächtnisse eingesetzt und gesichert sind. Unsere Alten bewiesen bei kirchlichen Einrichtungen viel Takt und Weisheit, überhaupt sind Sitten und Observanzen ein wichtiger Hebel im kirchlichen Leben, und wenn auch bei jenen Einrichtungen eine Umänderung eintreten kann, vielleicht sogar muß — ich habe z. B. die betreffenden Bestimmungen der Pommerschen Kirchenordnung im Auge — so versteht es sich von selbst, daß diese Aenderungen im Geiste der alten wohlgemeinten Bestimmungen und nicht ohne Zustimmung der Kirchenbehörden geschehen. Wer giebt überhaupt der Gemeinde das Recht, im Kirchenwesen willkürlich zu verfahren, und aus Unbotmäßigkeit, namentlich aus einem oft geistlich auftretenden, dennoch verwerflichen Liberalismus und Subjectivismus sich über feststehende Ordnungen hinwegzusetzen? Wenn z. B. ein Geistlicher sagen wollte: Ich halte in meinem Unicum bloß alle vier Wochen Nachmittags-Gottesdienste, so ist das eine tadelnswerthe Willkür! Abgesehen davon, daß zur Würde der Gottesdienste ihre Continuität gehört, so muß es uns Gewissenssache sein, festgesetzte Einrichtungen unverrückt zu beobachten. Es ist aber unglaublich, wie leicht man's hin und wieder mit gegebenen Bestimmungen nimmt, sich über die Rechte der Gemeinden hinwegsetzt und dieselben so einschläfert, daß sie gar nicht mehr inne werden, was und wie viel ihnen an kirchlichen Segnungen entzogen oder verkümmert wird. Es ist mehr als eine Unehre für einen Geistlichen, wenn er das Bewußtsein in sein Grab mitnimmt, dadurch seien Gottesdienste in Wegfall gekommen.

### III. Innere Gründe.

Der Hauptgrund für Nachmittags-Gottesdienste, wo sie möglich sind, liegt in der Wahrheit: Der Sonntag ist der Tag des Herrn, ist vom Herrn unserm Gott geheiligt und gesegnet und zwar der ganze Tag des Herrn, also nicht bloß Vormittag, sondern auch Morgen und Abend, darum auch der Nachmittag, gesegnet freilich nur, wenn er geheiligt wird. Man kann sich bei Hervorhebung dieses Segens überspannen und dies wäre unrecht, denn bei jeder Ueberspannung fehlt die Wahrheit und mit ihr muß der Segen Gottes fehlen. Was aber als heilige, im Geistesleben gesegnete Erfahrung feststeht, das darf auch nicht angezweifelt und verdächtigt werden, selbst wenn auch Hunderte und Tausende unsere Erfahrung nicht theilen. Ich muthe z. B. nicht jedem die Gewöhnung eines Gottesmenschen in E. zu, der des Sonntags zeitiger als sonst aufstand, um die köstliche Zeit des Sonntags länger zu genießen; aber ich lasse es mir auch nicht nehmen, wenn ich am Sonntags-Morgen das Paradies Gottes vom Himmel herabgelassen sehe und wenn mirs an Nachmittagen und Abenden ist, als ob ich die Früchte auflese, die von den Bäumen dieses Paradieses abgefallen.

Luther setzt die Heiligung des Sabbath's darin, daß man die Predigt und Gottes Wort nicht verachte, sondern dasselbe heilig halte, gerne höre und lerne. Das ist für ein durch Schrift-



Anschauungen bestimmtes Gewissen nicht genug, aber es zeigt doch zunächst die Bedingung, welche für die Sonntags-Heiligung erfüllt sein muß: Gottes Wort hören und lernen. Zu solchen geistlichen Übungen ist zwar nicht die unmittelbare Thätigkeit eines Geistlichen unumgänglich nöthig, aber für Viele ist sie sehr gesegnet und für Andere beziehungsweise dringend wünschenswerth; denn wie Wenige sind so gefördert, daß sie nicht von Seiten des Amtes theils eine weitere Vertiefung in Erkenntniß und Leben, theils eine Hebung des Gebetssinns brauchen. Das lebendige, aus lebendiger Erfahrung hervorgegangene und in einer gehobenen Kirchenandacht gesprochene Wort wirkt mehr als ein gedrucktes, und wie Wenige sind tüchtig, das letztere zu fassen! Das gilt nun auch vom Nachmittags-Gottesdienst. Wir erinnern uns solcher Gottesdienste, wo in ihnen unser Erbauungs-Bedürfniß eine tiefe, reiche Befriedigung fand und wo die empfangenen Segenseindrücke auf die späteren Stunden des Sonntags heilsam wirkten. An Festtagen, wo die Predigt etwas Anderes sein muß, als an gewöhnlichen Sonntagen, tritt dieses Bedürfniß besonders hervor, namentlich an Abendmahls-Sonntagen ist irgend welche kirchliche Erbauung für Nachmittage theilweise geradezu nöthig. Wer weiß es denn nicht, daß der Abendmahls-Segen weise und mit Innerlichkeit gepflegt werden muß, wenn er nicht wie Tropfen im Sande zerrinnen soll, und daß uns geistliche Handreichung hierbei nur willkommen sein kann! In den reformirten Gemeinden des Rheinlands sind deshalb von Alters her an Abendmahls-Sonntagen sogenannte Dankfagungs-Predigten geordnet, und wir segnen die Amtsbrüder, die, wenn sie auch Filiale zu bedienen haben, für die Communicanten an Spätnachmittagen besondere Andachten einrichteten, wie z. B. G. in W. Der Vielthuerer, die bei kirchlichen Handlungen andern alles mundrecht machen will, reden wir nicht das Wort; wer aber die Zwecke seines Amtes in ihrem tiefsten Kern erfasst, und den tiefsten Bedürfnissen seiner Gemeindeglieder begegnen will, wird dafür wirken, was er kann. Thun wir zu viel, so thun wirs Gott; denn die Liebe Christi dringet uns also. Das Abendmahl ist groß in sich selber, auch durch die Gnadenwirkungen, die für unsern inwendigen Menschen damit zusammen hängen; es braucht in gewissem Sinne von Seiten des Amtes keine Nachhülfe; aber sein Segen kann durch Geistliche gehindert werden — man denke an mangelhafte Beichtreden, und eine willkürliche Handhabung der Feier — ebenso können wir diesen Segen fördern und das geschieht auch durch Nachmittags-Gottesdienste. Ich werde es einer Synode (E.) stets mit herzlichster Achtung gedenken, daß sie mit Hebung dieser Andachten gerade an den Tagen des Sacraments-Genusses und zwar mit Erfolg anhub. Es verdient doch die ernsteste Beachtung, daß dieser heilige Genuß, für den die herrlichsten Verheißungen und so theure Erfahrungen sprechen, vielen Gemeinden so wenig Segen zurückläßt.

Ein Grund für die Nachmittags-Gottesdienste liegt auch in den häuslichen und socialen Verhältnissen des Christenvolks. Vielen ist, wenigstens zu Zeiten, der Besuch der Vormittags-

Gottesdienste gar nicht möglich oder erschwert, z. B. Hausfrauen, Dienstboten, namentlich so Vielen aus dem Arbeiterstande. Unter den Letzteren ist jetzt Vielen der Morgen des Sonntags kein Sabbath mehr. Sie sind bis zum Mittag noch an das Arbeitsjoch gespannt; dennoch dürften nicht bloß Tagelöhner, sondern auch selbst Comptoiristen und Lehrlinge nach den Lebenskräften des Tages der Tage. Ihre Sprache ist verzeichnet in Ps. 42, 5: „Wenn ich des inne werde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst, denn ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes.“ Ja es ist uns ein Fall bekannt, wo, wie ich ahne, mit der Nichtbefriedigung des Sonntags-Gefühls ein Selbstmord zusammenhing. Sollte ein Geistlicher, wenn er kann, nicht den Bedürfnissen dieser tiefbemitleidenswerthen Glieder der Kirche entgegenkommen, selbst wenn es mit Opfern verknüpft wäre? Außerdem ist bekannt, daß ein gemeinweltliches, ja ein gott- und heilloses Treiben gerade an Sonntags-Nachmittagen hervortritt. Man kann zum Theil sagen, gerade da geht der Teufel umher wie ein brüllender Löwe. Ich rede da nicht von sehr zweideutigen Lustbarkeiten in den Städten, sondern von dem rohen und geisttödtenden Treiben, das sich in Dörfern an Sonntags-Auctionen, das Ausspielen von Uhren u. s. w. knüpft. Ich führe das nicht aus, aber ich lasse es nicht unverschwiegen, damit man sieht, ich stehe auf dem Grunde zwar bellagenswerther, aber gewisser Erfahrungen. Hiergegen muß die Kirche die mannigfachsten Thätigkeiten einleiten, die Kirche sage ich in ihren Synoden, Gemeindekirchenrathen, aber auch in ihren Geistlichen und auch durch die Verfündigung des Wortes, freilich so, daß das Wort nicht wie Donner über den Häuptern tönt, sondern wie ein fruchtbarer Regen aufs Land fällt, also den unmittelbarsten Anliegen, Nothständen, Aufgaben des Christenvolks begegnet. Wie viel hierbei ein Pfarrer zu thun hat, muß seinem Gewissen überlassen bleiben. Wenn er den Seinen das Wort Gottes am Nachmittag nahebringen und Vieler sich nur zu dieser Zeit versichern kann; was bleibt dann übrig? Er hat es zu thun. Wir kennen unter andern Amtsbrüdern einen nicht besonders kräftigen Geistlichen, der nach drei Predigt-Gottesdiensten noch am Spätnachmittag die Glieder eines Coloniedorfes um sich versammelt, weil sie während der Woche in einer Stadt arbeiten und weder von Seelsorge, noch von Bibelfunden erreicht werden können. Was soll denn aus den armen unserer Arbeiter werden, die unter dem Sonnenbrande und unter dem Schmutze eines schaaalen Alltagslebens allem Heiligen, dadurch aber auch allem zarten Menschlichen fremder werden und nur durch gemeine Sinnereize ihr ermattendes Lebensgefühl aufstacheln. Das Klugreden, das viele Zureisen zu Conferenzen, das sich Ergehen in zusammengesezten Theorien und künstlichen Veranstaltungen machts nicht aus. Es sollte uns kein Bissen schmecken, wenn man am Sonntag nicht Schweiß vergießen will, um das Wort Gottes den Armen des Volkes nahezubringen. Bei allen Verderbnissen der Zeit liegt in unserm Amte eine Allmacht und wenn ein Geistlicher sagen kann: Ich vermag Alles in dem, der mich



mächtig macht, Christus, so kann er auch in allerlei Weise seiner Gemeinde den Tag des Herrn lieb machen.

#### IV. Wie steht's um diese Gottesdienste?

Um hierüber unbefangener urtheilen zu können, fasse ich nicht besondere Länder und Provinzen ins Auge, auch weniger die Stellung der Geistlichen, als der Gemeinden zu diesen Andachten. Ich habe für die letzteren viel geistert, aber wie ich bezeugen kann, nicht aus Eigensinn, sondern mit voller Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit und auf dem Grunde reichgefügter Erfahrungen. Ich lasse aber alles Persönliche nach beiden Seiten zurücktreten.

Zuerst hebe ich erfreuliche Erscheinungen hervor. Es giebt nicht wenig Gemeinden, wo man zu diesem Gottesdienste sich drängte, andere wo die Kirchen nach und nach sich füllten, noch andere wo sie eine ununterbrochene Anerkennung und steigende Beachtung erfahren. Die rednerische Begabung der Prediger wirkt hier mit, aber nur zum Theil; sonst war eine frische, ernste, der Gewissen sich bemächtigende Predigtweise hinreichend, die Theilnahme dafür zu wecken. Selbst in manchen Dorfgemeinden kommen über hundert, in andern regelmäßig wenigstens fünfzig, darunter viele Erwachsene. Es giebt Gemeinden, wo Leute aus fremden Gemeinden der Nachmittags-Andacht zu lieb im Dorfe bleiben; ja wo der Kirchenbesuch des Nachmittags besser ist als Vormittags. Wir fügen an zweiter Stelle hinzu, daß in manchen Stadtgemeinden sich Manche aus vornehmeren Kreisen daran betheiligen und den Dienstboten den Besuch ermöglichen. Es wird uns z. B. aus N. bei W., nicht einem Unicum, von einem treuen, wahrheitsliebenden Pfarrer berichtet. Jeden Sonntag predigt er in der Mutterkirche um 8, um 10 im Filial, aber Nachmittags hält er regelmäßig abwechselnd in der mater resp. filia um 2 Uhr Nachmittags-Gottesdienst. Die Gemeinden liegen sich räumlich nahe und es sammelt sich des Nachmittags das Volk (altes und junges) aus beiden Gemeinden in der Kirche, wo der Gottesdienst stattfindet. Die Kirche ist gefüllt wie im Haupt-Gottesdienst, die männliche Jugend füllt das Chor der Kirche, die weibliche die vordern Frauenstühle. Die Alten sitzen hinter denselben und auf den Emporen. Es wird rhythmisch gesungen, eine kurze Liturgie gehalten (Apostol. Gruß, dominus vobiscum, sursum corda, Gebet), wobei die ganze Versammlung die Responsorien unisono singt. Darauf eine kurze Ansprache, die sich auf den in der Catechisation zu verhandelnden Gegenstand bezieht, dann Christenlehre, wobei die erwachsene Jugend bis zum 20. Lebensjahr antwortet; fehlt's an einer Antwort, einem Spruch, Liedervers, so kommt wohl eine aus helfende Stimme aus den Männern oder Frauen zu Hilfe. Zur Abwechslung und Belebung der Unterredung wird wohl ein Liedervers, auf den die Catechisation führte, gesungen, auch kommt es vor, daß ein Vers von der männlichen, der folgende von der weiblichen Jugend, ein dritter von allen zusammen gesungen wird. Das hält frisch und wacker. Dann Schlußermahnung, Schlußliturgie, V. u., Segen. — Ich bekenne daß

diese Nachmittagsgottesdienste mir eine Herzenserquickung waren und in der Erinnerung noch sind.

Daneben ist es aber auch eine bekannte leidige Erfahrung, daß diese Gottesdienste in Städten und Dörfern mangelhaft, zum Theil höchst mangelhaft besucht werden und fast verlohnt es sich scheinbar nicht der Mühe, die Hand an Glocke und Orgel, geschweige die Feder an Vorbereitung darauf zu legen. Ja es werden hin und wieder die Glocken vergeblich geläutet und man soll sich irgendwo zu der Erwägung veranlaßt gesehen haben, welches Minimum von Zuhörern zu der Abhaltung dieser Gottesdienste ausreicht und wo anders dachte man daran, den Ausfall derselben und — ganz ungehörig — die Verlegung auf die Sonabend-Abendandacht zu beantragen. In manchen Gemeinden mögen sie daher (selbst an Festtagen) eingegangen und vielleicht die Erinnerung daran Seitens der Tradition älterer Gemeindeglieder erloschen sein. Das ist schlimm, aber nicht das Schlimmste, das Schmerzlichere ist, daß viele Geistliche diese Gottesdienste wenigstens zu manchen Zeiten eingehen lassen, ja das Schmerzlichste, daß Erstere keinen Muth zu ihrer Wiederaufrichtung haben und endlich dahin kommen, die Nachmittags-Gottesdienste, auch wo sie möglich wären, für etwas Unwesentliches, ja Unnütziges halten; somit aber der Mißachtung des Sonntags während dieser doch nicht minder heiligen Zeit desselben, völlig das Feld geräumt haben. Auch in manchen Städten ist es nicht besser. Manche Geistliche erachten es fast unter ihrer Würde, zu dieser Zeit zu predigen und es ist bekannt, auf welche anstößige Art bisweilen Stellvertreter gesucht werden. Kann man sich dann wundern, zumal wenn eine gehobene, straffe und gründliche Predigtweise zurücktritt, daß auch die Gemeinden die Achtung vor diesen Gottesdiensten verlieren? Man hat deshalb in neuerer Zeit Abendgottesdienste eingerichtet und wir würdigen den Werth derselben, namentlich für ärmere Gemeindeglieder; aber der Verachtung der Predigt des Wortes wird hierdurch allein nicht begegnet und die amtliche Seelsorge, die an Sonntagen unbedingt nöthig ist, wird dadurch erschwert. Wir kennen eine Stadt, in welcher die Nachmittags-Gottesdienste früher sehr beachtet wurden, die dafür eingeführten Abendgottesdienste weniger.

#### V. Was ist für Hebung der Nachmittags-Gottesdienste zu thun?

Das ist nun unsere Frage, die wir zuerst im Allgemeinen beantworten. Da ich für jüngere, willige und frische Geistliche schreibe, so hole ich etwas weiter aus. Es kommt vor allem darauf an, daß ein Pfarrer seiner Gemeinde in priesterlichem Sinn dienen will. „Ich will gern darlegen und dargelegt werden für Eure Seelen, wiewohl ich Euch fast sehr liebe und doch wenig geliebt werde,“ diese Gesinnung, die St. Paulus 2 Cor. 12, 15 ausspricht, ist im gesammten amtlichen Wirken entscheidend; ähnlich das für alle unsere Thätigkeiten, auch die unscheinbarsten und mühevollsten, maßgebende Bekenntniß Philipp. 2, 17. Solcher priesterliche Sinn ist denn auch in nicht wenigen Geistlichen der Neuzeit zum Leben gekommen und wir entnehmen die folgende



# Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung 1871 № 74.

Schilderung aus lebenden Charakteren. Man stellt seine Zeit und Kraft, sein Studium und seine Bildung, sein Sinnen und Veten in den Dienst seiner Gemeinde und der höchste, heiligste Grund hierfür ist die Hingabe des Sohnes Gottes auch für die uns anvertrauten Seelen. Zu diesem Grunde kommen noch andere, die ich nicht ausführen kann. Ich nenne nur einen mehr innerlichen, daß jede Christenseele eine Welt im Kleinen ist — wie Viel giebt's da zu sorgen und zu thun; ich nenne einen sehr äußerlichen, daß eine erleichterte und angenehme Lebensstellung uns es auch zur Pflicht macht, unserer Gemeinde zu sein, was man nur kann. Wir werden ja sehn, wenn die Unkirchlichkeit unserer Zeit überhand nimmt und den Laien die Augen aufzuehn über die theilweise mangelhaften Leistungen der Aemter auf allen Stufen, wie streng man die Arbeiten mit dem Lohne messen wird. Es ist mir daher widerlich, wenn ein Geistlicher sich an Sonntagen auf die nöthigsten Amtshandlungen beschränkt, oder bloß Besuche nimmt und giebt oder in den oft reizenden Umgebungen seines Pfarrhauses Dinge treibt, die dem eigentlichen Zwecke des Amtes fern bleiben — bei dem allen aber sich um die Seelen seiner Gemeinde nicht kümmert. Difficile est, satyram non scribere oder mit einem Bibelworte zu reden: Sagets nicht an zu Gath, — daß sich nicht freuen die Töchter der Philister.

Es ist ein Unsegen unserer Zeit, daß gar manche Geistliche die Höhe und Tiefe des Christenberufs nicht erfassen, namentlich das Christenleben so wenig im Lichte der großen Ewigkeit ansehn. Letzteres ist sehr zu beherzigen. Die Vergnügung der Ewigkeit der Höllestrafen spielt nicht Wenigen sehr schlimme Streiche; man ist namentlich der Verantwortung für die einzelnen Seelen nicht eingedenk. Hiermit hängt es zusammen, daß man die Gemeinde nicht als einen Organismus ansieht, in welchem der Einzelnen Rechte, darum der Geistliche für jeden Einzelnen Pflichten hat. Wir kennen die großen Schwierigkeiten bei Uebung dieser Pflicht und würdigen den tiefen Schmerz, mit welchem treue Amtsbrüder, hier denke ich an Pommern, durch sociale Mißverhältnisse diesen Schwierigkeiten gegenüber stehen. Es ist darum eine besondere Kunst der Seelsorge die Annäherung der Einzelnen an den Dienst des Wortes in aller Weise zu fördern und hierzu seien uns auch die Nachmittags-Gottesdienste willkommen. Am Vormittag kommen nicht Alle, welche kommen sollten, sie können auch nicht, das hebe ich wiederholt hervor. Uebrigens ist eine plastisch gehaltene Schriftauslegung für Manche geeigneter als eine Predigt. Fühlt nun schon jeder evangelische Christ eine Lücke, wenn er an Sonntagen seinem Nächsten nicht irgend etwas, namentlich geistliches Gutes zugewandt hat, wie viel mehr ein verordneter Diener des Wortes. Es entsprach darum der Inbrunst eines übrigens alternden Geistlichen, daß er, als er in seine gegenwärtige Gemeinde eintrat,

die Nachmittags-Gottesdienste, die noch nicht bestanden, sofort einführte, obwohl in einer etwas zusammengesetzten, nicht einem jeden zuzumuthenden Form. Es muß hierbei vorausgesetzt werden, daß ein Geistlicher in einer durch Seelsorge geknüpften Gemeinschaft mit der Gemeinde steht. Das bloße Ankündigen, vielleicht gar Anordnen richtet nichts aus. In den Einzelnen muß ein Zug zum Worte geweckt sein und der Geistliche muß im Worte und den Schätzen christlicher Erfahrung sich bewegen; hierzu muß Freudigkeit kommen, die Schwierigkeiten ruhig gegenüber tritt, Flüssigkeit in der Darstellung, Frische, mit der man sich in Verhältnisse fügt, darum muß auch die Steifheit und der Eigensinn fern bleiben, mit der man Neues von sich weißt, besonders kommt's darauf an, genügsam zu sein und geringe Anfänge nicht zu verachten. Wenn erst auch nur zwei oder drei erscheinen; — sind sie nur vor dem Einen, dem Größten aller Hörer versammelt, so wird dieser Hörer schon weiter helfen. — Wie sind nun Nachmittags-Gottesdienste einzurichten, damit sie Theilnahme finden? Was die in Städten betrifft, so richte man vor der Predigt einen einfachen Altardienst ein, füge namentlich eine passende Lection ein. \*) Man wähle passende Texte aus, bleibe also nicht, was so gewöhnlich ist, bei den epistolischen Perikopen stehen. Man bewege die letzteren wenigstens länger vorher mit dem Blicke auf Gemeinde-Bedürfnisse, um bei der Invention das Rechte und unmittelbar Nöthige zu finden. Namentlich sind Geschichtsstellen, auch aus dem A. T. zu wählen, die, da der Geist am Nachmittage oft matt ist, der Phantasie reichen Stoff bieten. Angemessen scheint es uns auch, Stellen, die im Zusammenhang stehen (z. B. das Leben der Gottesmenschen der Bibel, über die wir treffliche Predigten haben, — ich erinnere an die über Moses, Gideon, an die Predigten über Elias von Brauer) oder denen eine Hauptidee zu Grunde liegt, z. B. die Entwicklung des Reiches Gottes im Alten und Neuen Testament, was im Anschluß an das Kirchenjahr leicht zu behandeln ist, oder Majestäts-Worte Gottes im A. B., die sich auf die Sonntags-Evangelien beziehen. Variatio delectat gilt auch hier. Die Hörer bringen, wenn die Texte im Zusammenhang stehen, in das Wort mehr ein und werden an die Predigten mehr gefesselt.

Was nun die eigentlichen Unica betrifft, so sind eigentliche Predigten in Festzeiten zum großen Theil Ob-

\*) Das Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg hat in einer Verfügung über die Abend-, resp. Nachmittags-Gottesdienste unter dem 2. März 1866 bestimmt, die liturgischen Formen seien einfach zu halten, damit der Schein nicht aufkomme, als ob die vollständige Sonntags-Liturgie, die für den Hauptgottesdienst gehört, reproducirt werden solle. Nach Eingangsversen, Gebet, Schriftvorlesung am Altare, Lied, Predigt, Gesangsvers, kurzes Gebet, Vater Unser, Segen. — Schlußvers ist anheimgestellt.



servanz. Das ist eine gute Sitte. Die Predigt an Festtagen hat als Verkündigung der großen Thaten Gottes einen andern Zweck als die an Sonntagen. Jede Festthatsache hat daher eine so große Tiefe, daß man sie nur in mehreren Predigten erschöpft. Ich erinnere an die Lehre von der Auferstehung Christi, und an die vom Walten des heiligen Geistes. Man hört auch hierüber lieber Predigten an Festen, als an Sonntagen. Solche Observanzen sind streng beizubehalten, und ohne Erlaubniß der Kirchenbehörden, wie der Zustimmung der Gemeinde-Organe ist nichts zu ändern. Wie es zweckwidrig und unpassend wäre, an jedem Nachmittag zu predigen — der Verfall der Nachmittags-Gottesdienste hat darin zum Theil seinen Grund — so erscheint mir an manchen Festtagen, ich nenne den Bußtag oder die zweiten Festtage, das Predigen weniger passend. An diesen Tagen könnte eine Ansprache an die Gemeinde Statt finden, zum Theil in katechetischer Form und mit Zwischen-Gesängen. Ich bedaure jedes Jahr, daß mir namentlich am Charfreitage die Observanz das verbietet. Die Kanzel steht in der evangelischen Kirche überhaupt zum Theil zu hoch über der Gemeinde; darum würde es mehr fruchten, wenn man in herztreffenden, erfahrungsmächtigen Ansprachen vom Altare aus der Gemeinde näher träte, einschneidende Gewissensfragen thäte, Entscheidungen auf Grund der Erfahrungen während einer Festzeit einleitete und zu Gebeten bestimmte. Unsere Zeit will einmal in besonderer Weise angefaßt sein. Das kirchliche Decorum könnte hierbei leicht gewahrt werden. Laßt's uns gestehen, manche unserer Gottesdienste haben etwas hölzernes! Wir wollen nichts durch geistliche Erheitzung erstürmen und in der Erbauung nicht zu viel thun; denn gerade, wenn Gemeinden geistlich gerichtete Pfarrer haben, liegt die Versuchung zum Sattwerden nahe; aber es muß auch alle geistliche Klugheit aufgeboten werden, durch die Verkündigung des Worts in aller Weise die Seelen zu wecken. Auch solche Gottesdienste fordern Arbeit des Geistes, aber sie ist für das eigene Herz reich gesegnet.

Außerdem eignet sich, wie bekannt ist, für den Nachmittag des Sonntags besonders die Abhaltung von Jugend-Gottesdiensten. Hierüber verbreiten wir uns nicht ausführlich und verweisen auf die von der Synode Freienwalde i. P. im J. 1865 bei von d. Nahme in Stettin herausgegebene, auch die betreffende Literatur enthaltende Denkschrift (36 Seiten 1½ Sgr.) Man klagt in vielen Gemeinden, daß diese Gottesdienste nicht gedeihen wollen, namentlich, wo sie Nachmittags und nicht, wie es oft nur möglich ist, im Anschluß an die Vormittags-Predigt gehalten werden. Wir erkennen die vielleicht nicht ganz zu beseitigenden Schwierigkeiten; aber nach und nach muß sich wenigstens Etwas erreichen lassen, „muß“ sage ich, wenn man auf Gottes Gnade und Kraft vertraut, welche sich zur Treue im Kleinen allezeit bekennen. Ich verweise hierbei auf die unter IV. gemachte Mittheilung eines Geistlichen und weiß aus der Erfahrung eines andern, daß er auch durch derartige Gottesdienste in den Jahren 1840 bis 1844 eine niedergehaltene, unempfindliche Gemeinde belebt.

Wir Geistliche seufzen oft über kirchliche Schäden, aber wir haben dabei oft viel Schuld. Wenn in den Heidenländern allmählich die Verschlossenheit und Stumpfheit überwunden werden kann, warum nicht in christlichen Ländern? Unter Andern, man denke an das Zusammenwirken ganzer Synoden und an den Segen eingehender Kirchenvisitationen, halte man sich hierbei vor, daß uns bei allen kirchlichen Acten, namentlich unter jungen Christen, die Taufgnade in den Seelen vorarbeitet. Ein Hauptmangel ist es, daß man den Jugend-Gottesdiensten viel zu wenig einen gehobenen, sie vor dem Unterricht im Pfarrhause auszeichnenden Charakter giebt.\*) Die Ansprachen und Gespräche entbehren des Salzes und einer anziehenden, anregenden Form. Es muß ein Hauptgrundsatz bleiben, daß bei Katechismusgottesdiensten auch die Erwachsenen einen Gewinn davon haben, darum auch sie sich einfinden, und die Jugend sich beachtet sehe. Die Gegenstände müssen passend gewählt sein — das akroamatische Element (namentlich zu Anfang und am Schlusse) muß mit dem erotematischen passend abwechseln — das hymnologische ist passend zu verbinden und mitunter Schrifterklärung anzuwenden. Wir rathen auch, solche Gottesdienste nicht zu oft und nicht zu lange zu halten. Außerdem dürfte es sich empfehlen beim Beginn derselben sich der dazu Verpflichteten durch die Gemeinde-Altesten zu versichern und, was in Pommern geschieht, die Namen der ersteren bekannt zu machen. Die jungen Leute müssen in den Kirchenstühlen sitzen, der Gegenstand ist den Sonntag vorher bekannt zu machen und was dergleichen Maßnahmen mehr sind. Ich räume ein, bei alle dem werden die Gottesdienste hie und da nicht einen hervorstechenden Erfolg haben, denn manche selbst Glaubens-ernste lassen sich dafür nicht gewinnen; aber bei einer kirchlich gesunden Einrichtung darf man nicht ermüden und kirchliche Sitten wurzeln nur nach und nach ein. Wenn namentlich ein Geistlicher nicht allein steht und sein College sich nicht in einer schlaffen, leichten Weise gefällt, so kann viel geschehen, namentlich nachdem man für diesen Zweck die Seelsorge in den Häusern aufgeboden hat. Der Schaden durch die Indolenz eines Vorgängers ist zwar schwer zu tilgen, aber wo man in Gott wirkt, erfährt man auch Segen und eine selige Aussicht! — unsere Nachfolger ernten oft was wir gesät haben. Ich habe übrigens gefunden, auf die sieben unfruchtbaren Jahre folgen bei Nachmittags- und Katechismus-Gottesdiensten oft die fruchtbaren, ehe man sichs versieht. Gerade bei wenig gewürdigten Gottesdiensten darf man der Gleichgültigkeit auch nicht einen Schritt weichen und muß vielmehr Fleiß, Weisheit und Gebet verdoppeln. Warum nur immer klagen und tabeln? Unser Glaube ist auch da der Sieg, der die Welt überwindet. Lebensvoll gehaltene Jugend-Gottesdienste, haben außerdem den Segen, daß sie den Nachmittags-Andachten über-

\*) Ob Kinderpredigten zu versuchen seien, ist zu erwägen. Predigten für Kinder vom reiferen Alter sind herausgegeben von Bienthal, Berlin 1866.



haupt Eingang verschaffen. Hat sich die Jugend einmal daran gewöhnt, so lernt sie überhaupt diese Zeit des Sonntags mehr heiligen: auch zieht die Jugend die Erwachsenen, namentlich die Eltern nach. In einer Stadtgemeinde besuchte ein vornehmer, gebildeter Mann schon aus Liebe zu seinen Töchtern diese Gottesdienste, zumal da in denselben auch tiefere Wahrheiten behandelt werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

## Die lutherische Pastoral-Conferenz zu Cöslin

am 13. und 14. Juni 1871.

(Schluß.)

Am zweiten Tage begann der Vorsitzende Sup. Quandt mit einem Vortrage über Joh. 17. Der Papst begründet das Dogma von der Unfehlbarkeit mit Joh. 17, 21; der Unionismus stellt sich auf Joh. 17, 20. Mit welchem Recht? Wir, die wir nicht die Union, sondern die Uniform perhorresciren, bekennen uns von Herzen zu der Union, die der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebet der Kirche ersleht. Der Herr steht vor seinem Opfertode; er hält hier sein Opfergebet. Der Herr bittet um die Einigkeit; nirgends in der Schrift wird die Einigkeit befohlen; sie ist eine Frucht des Geistes der Kraft, der Liebe und der Zucht. Der Herr bittet zuerst für die Apostel; hier bittet er nur ein Mal um das Einssein derselben; dann bittet er für alle, die durch das Wort der Jünger an ihn glauben werden, und hier, wo er am Anfang seines Reiches stehend bis ans herrliche Ende blickt, hier bittet er wieder und wieder um das Einssein. Der Herr bittet nicht für die Welt; sie ist auch das Objekt seines Bittens, aber nicht direkt, sondern nur indirekt; er bittet für die Seinen als die Werkzeuge, deren er sich bedient, um die Welt zu überwinden, da hat die Welt keinen Platz. Der Herr bittet für alle Gläubigen; aber gläubig ist nur der, welcher an Christum glaubt auf Grund des apostolischen Worts. Was ist nun der Inhalt der Bitte des Herrn? Daß sie alle eins seien. Das *ev. Joh.* sagt mehr als unser eins sein, eins werden, das sich immer auf ein Einzelnes richtet; es umfaßt den ganzen Menschen. Die Sünde ist die scheidende Macht. Christus hat die Scheidewand der Sünde niedergerissen mit seinem Tode; er einigt die Menschen mit Gott, er einigt sie unter einander, er bringt der einzelnen Seele Frieden. Alle eins, Einer des Andern Glied, das ist die Kirche. — Worin besteht die Einigkeit? Ich in ihnen und du in mir. Wer kann diese Worte ausdenken! Durch den Glauben kehrt Christus in die Herzen ein; dann ist man bei aller Verschiedenheit doch eins. Der hochselige König, unter den Königen der Gebildeten und unter den Gebildeten ein König, neben ihm die alte bekehrte Hottentottin, welche Verschiedenheit und doch welche Gleichheit im innersten Lebenskern! Nur so weit Christus in uns lebt, so weit dienen wir der Einigkeit. Christum predigen heißt Einigkeit predigen. Durch Christum kommen wir ja in Gemeinschaft mit dem einigen Gott. Vater und Sohn sind eins in der Liebe; diese Liebe gießt der heilige Geist aus in die Herzen der Gläubigen; sie vereinigt sie mit dem Herrn und einigt sie untereinander. Alle werden Glieder Christi und auch Einer des An-

bern Glied, Alle Einer in Christo. — Welches ist die Art und Weise der Einigkeit? Wie du, Vater, in mir und ich in dir. Mit der Einigkeit Gottes bestehen doch die drei Personen, die man nicht scheiden aber auch nicht vermengen soll. Das Eins sein in Gott ist kein pantheistisches Zusammenfließen. Der Mensch ist nach der Urpersönlichkeit Gottes geschaffen, jeder Einzelne eine Persönlichkeit mit individuellem Gepräge, daher unter den Menschen die Einigkeit keine verwischende gleichmachende Schablone sein darf. Wie in der Natur kein Blatt dem andern gleich ist, so auch im Reiche Gottes bei aller Einheit des Grundgepräges die größte Mannigfaltigkeit. Jeder Einzelne wird einst im Himmel Christi Bild anders wiederstrahlen. — Wodurch ist Christus in uns? Er wohnt in uns durch den heiligen Geist, der heilige Geist wirkt durchs Wort. Die rechte Einigkeit kann nur in der evangelischen Kirche sein, weil in ihr allein das Wort rein gelehrt wird. Die Einigkeit muß dem Worte Gottes conform sein. — In der Einigkeit giebt es eine Steigerung. Der Glaube an Christum ist der Anfang derselben. Der Herr sagt aber auch: ich habe ihnen meine Herrlichkeit gegeben, auf daß sie eins seien. Diese Glorie Christi strahlt die ganze Kirche, nicht der Einzelne wieder. Die Einigkeit ist vollendet, wenn die Herrlichkeit Christi in der Kirche sich so überwältigend offenbart, daß die Welt erkennen muß, daß ihn der Vater gefandt hat. — Wie entspricht nun die Einigkeit, die erstrebt wird, diesem Worte Christi? Der Papst will eine Einigkeit im Fleische, nicht im Geiste. Aus seiner Bibel liest er heraus: Ich im Papste und der Papst in Allen. Der Unionismus sagt: Einerlei Verfassung! Der Herr aber hat die Form der zeitlichen Entwicklung überlassen; die Einigkeit ist nicht eine Einigkeit der Form. Die lutherische Kirche ist wesentliche Union. Schrift und Tradition, Wort Gottes und Leben aus dem Worte wird gleichmäßig betont. Wie steht es jetzt? Eine Einigung zwischen der lutherischen Kirche und der calvinischen Kirche mit ihrer Lehre von der Prädestination ist unmöglich; sie können sich vertragen, aber sie können nicht eins sein; eine Union kann nur dann eintreten, wenn die Bekenntnisse übereinkommen. Wir ordnen uns der geschichtlichen Union unter als einer Fügung Gottes. Die Freikirche wird kommen. Es gilt die Schätze der lutherischen Kirche für spätere Zeiten zu erhalten. Die Kirchen müssen sich endlich einigen; jetzt aber ist die Zeit noch nicht gekommen. Laßt uns alle wachsen in Christo!

An diesen sehr ausführlichen Vortrag, der, aus einem lebendig in dem Einssein mit Christo stehenden Herzen quellend, die Herzen der Versammlung mit sanftem Zuge zu dem Herzen Jesu hinzog, schloß sich dann die Fortsetzung der am Tage zuvor abgebrochenen Discussion über die kirchlichen Grenzen der Lehrfreiheit. P. Michow aus Zachan hob den Unterschied zwischen Lehrstuhl und Kanzel hervor; von dieser ist die Lehrfreiheit völlig auszuschließen; dem Lehrstuhl mag ein größerer Spielraum gelassen werden; auch heterodoxe Professoren wie Schleiermacher haben in großem Segen gewirkt. Prof. Zöckler stimmte dem in Bezug auf den akademischen Lehrstuhl Gefagten zu; möchte jede Universität doch wenigstens einige bekennnistreue Dozenten haben; möge man der Greifswalder Universität mehr Theilnahme zuwenden, daß sie in der That Provinzial-Hochschule werde.

P. Hein aus Brietzig empfiehlt bei Einsammlung der Collegen für die Studirenden der Theologie eine Fürbitte für die Studirenden anzuschließen, wozu die Versammlung sich bereit erklärt. P. Zahn aus Cöslin hält es nicht für angemessen, die Lehrfreiheit ganz von der Kanzel verbannen zu wollen. Möge man akademische Lehrer und Pastoren verschieden beaufsichtigen. Als die Discussion sich darauf richtet, daß die Uni-



versitäten mit bekennnistreuen Professoren zu besetzen seien, äußert Superintendent Tauscher aus Berlin, daß aus den universitären Universitäten lutherische Professoren nur durch die Schule des Pfarramtes hervorgehen könnten, es wäre daher dringend zu wünschen, daß angehende Geistliche, die dazu Gaben haben, sich tieferen Studien hingeben, um später für die akademische Laufbahn befähigt zu sein. — Auf Vorschlag des Superintendenten Meinhold aus Cammin nimmt die Conferenz fast einstimmig folgende Thesen an: 1. Die theologischen Fakultäten sind Pflanzschulen der Kirche und haben die Diener der Kirche zu bilden. 2. Daraus folgt, daß die akademischen theologischen Lehrer an das Bekenntniß gebunden sind. 3. Als akademischen Theologen ist ihnen eine freiere Behandlung als den Predigern und Lehrern an niederen Schulen zu gewähren. 4. In dem derzeitigen Nothstand der Kirche ist das als das Mindeste auszusprechen, daß in jeder theologischen Fakultät einige Lehrer stehen, welche dem kirchlichen Bekenntniß von Herzen zugethan sind und es vortragen. Auf weiteren Antrag des Superintendenten Meinhold vereinigt sich die Conferenz einstimmig zu folgender Erklärung: Die Versammlung dankt ehrerbietig der Behörde wegen ihres Vorgehens in der Angelegenheit des Candidaten Hanne.

Der Vortrag über die Seelsorge an Knechten und Mägden, da der Vorsteher Jahn aus Züllchow, welcher denselben zugesagt hatte, zu kommen verhindert war, fiel aus. Nachdem der Pastor Stürmer aus Duderow über die dertigen der Unterstützung sehr dringend bedürftigen Anstalten Mittheilung gemacht hat, erhält Superintendent Meinhold das Wort, um an Stelle des Consistorialrath Otto, der gleichfalls zu kommen verhindert war, über die kirchliche Lage zu sprechen. Er sagt, daß wir einer Zeit entgegengehen, wo der Protestantenverein obenauf sein wird, wo Freikirchen sich bilden, wo Staat und Kirche getrennt sein werden. Doch es ist Pflicht, so lange als möglich die Zusammengehörigkeit von Staat und Kirche festzuhalten. Die Kirche geht nicht unter, wenn sie vom Staate gelöst wird, aber Völker und Staaten werden schwer geschädigt werden. Auf der äußersten Rechten stehen die separirten Lutheraner, deren Existenz eine kümmerliche ist. Wir wollen Lutheraner sein und sind mit der Union behaftet. Die Union besteht nicht zu Recht; sie hat nur ein Recht zu existiren, weil sie eine Zeitlang existirt hat; doch ist in der Union ein Ausfluß der göttlichen Providenz anzuerkennen. Ihr Grundgedanke und ihre Ausgestaltung sind zu unterscheiden; der Grundgedanke ist recht und gut. Zwischen der reformirten Kirche Deutschlands, die aus der Melancthonischen Strömung hervorgegangen ist, und der lutherischen Kirche ist ein näheres Verhältniß, dessen Ausdruck die Union ist. Eine gastweise Abendmahlsgemeinschaft ist geboten. Das Kirchenregiment aber und die Synoden müssen confessionell gegliedert sein. Die Geschichte der Union drängt darauf hin, die Union zur Conföderation zu gestalten. Die Opposition hiergegen ist ein Eingreifen in das Rad der Kirchen- und Weltgeschichte. Es muß, wenn wir unsern Blick über die Landeskirche hinausrichten, auf kirchlichem Gebiet überhaupt zu größerer Annäherung kommen. Die außerlandeskirchlichen Lutheraner sollten sich uns nicht so abgeneigt zeigen; in unserer Landeskirche ist mehr confessionelle Regsamkeit, ist mehr christliches Leben als bei ihnen. Hierauf ergriff Regierungsrath Friedrichs (früher Consistorialassessor in Hannover) aus Cöslin das Wort, um in längerer Rede den Standpunkt der außerlandeskirchlichen Lutheraner klar zu legen. Die Lutheraner der annectirten Landestheile stellen

sich kühl gegen die landeskirchlichen Lutheraner; würden sie in die Union hineingezogen, so würden viele zur Separation übergehen. Wir wünschen, daß es nicht dazu kommt, wir erwarten nicht, daß das Band von Staat und Kirche sich bald lösen und Alles zur Freikirche getrieben werden wird. Hat der Protestantenverein wirklich große Aussichten? Das kirchliche Leben ist ein wellenförmiges Steigen und Sinken. Den Höhepunkt der Woge haben wir noch nicht erreicht. Die rechtliche Verfassung wird uns Hannoveraner nicht schützen vor der Union. Das Entscheidende ist der Geist, der die Kirche beseelt. Die separirten Lutheraner, mit denen es freilich abwärts geht, und die Vereinslutheraner der Landeskirche streben nach einer Richtung, die uns günstig ist; aber die Vereinslutheraner streben von einer andern Grundlage, von der Union aus, sie streben nach einem andern Ziele; sie wollen nicht ganz los von der Union; wir aber wollen keine Uniform, keinen Unionismus, keine Union. Die Union, die wir wollen, besteht darin, daß die Reformirten zu uns übertreten. Die Einigung der Kirche ist eine herrliche Hoffnung, aber, um sie zu verwirklichen, dazu bedürfte es einer reformatorischen Bewegung. Die Conföderation wäre ja erträglich, aber wie würde sich Alles im Einzelnen gestalten? Wie schlecht ist man bei der itio in partes gefahren! Wir warten ab, wie weit die landeskirchlichen Lutheraner mit der Conföderation kommen, und weisen bis dahin die Union ab. Abendmahlsgemeinschaft wird von vielen Hannoveranern grundsätzlich abgewiesen. Die Frage über diesen Punkt ist sehr schwierig und noch nicht erschöpfend beantwortet. Ich beklage, daß zwischen den Lutheranern der Landeskirche und den außerlandeskirchlichen ein kühleres Verhältniß eingetreten ist. Annäherungsversuche auf dem Wege schriftlicher Auseinandersetzung verschärfen nur den Gegensatz; persönliche Berührung ist fruchtbarer. Auch giebt es noch einen Weg. Man strebt nach einer pommerschen Provinzialkirche. Decentralisation auf kirchlichem Gebiet, ähnlich wie auf politischem, das ist der Weg, der uns näher bringen wird. Auch die Provinzialkirche Hannovers ist groß genug zu selbständiger gedeihlicher Entwicklung. Wenn die lutherischen Bestrebungen auf dem bisherigen Wege fortgehen, wird die Union, wenn auch nicht gesetzlich so doch thatsächlich nach einer Reihe von Jahren verschwunden sein.

Nach einem Gebet wurde die reichgesegnete Conferenz geschlossen mit dem Gesange: Laß mich dein sein und bleiben. Dieselbe war von mehr als 120 Theilnehmern besucht. Der Herr hat uns wieder die Herzen warm gemacht für den Kampf um die Wahrheit in der Kirche und für den Kampf der Kirche mit der Welt; er hat uns wieder den Geist der Einmüthigkeit geschenkt, die Vielen waren Einer in Christo. Das Wort, mit welchem der Anfang gemacht wurde, ist die Signatur der ganzen Conferenz bis zum Schluß ihrer Verhandlungen gewesen, die große Conferenzloosung, bei der uns der Herr erhalten wolle: Habt Salz bei euch, und habt Frieden untereinander!

N.

L . . . . e.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 20. September.

N<sup>o</sup> 75.

## Die Belebung der Nachmittags-Gottesdienste in der evangelischen Kirche.

(Schluß.)

Man hebt die Nachmittags-Gottesdienste besonders durch Schrift-Auslegung. Wir möchten dieselbe selbst an manchen Sonntagen in der Trinitatiszeit empfehlen, wo Catechismus-Gottesdienste sonst ein Herkommen sind, besonders an Abendmahls-Tagen und in den Erntewochen. Es ist ja auch statthaft, wenn die erstgenannten Gottesdienste nicht zu sehr gehäuft werden. Ueber die Schrift-Auslegung geben wir, für jüngere Amtsbrüder, nur einige aphoristische Winke und weisen unter Andern auf die treffliche Einleitung zu der Erklärung des Briefes an die Colosser von Thomafius hin. Man ziehe zunächst Gesichtsbücher der Schrift in Betracht. Man halte das rechte Maaf zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig des Stoffs. Sogenannte Paraphrasen, oft ein Nothbehelf bei mangelhafter Vorbereitung, sind völlig vom Uebel. — Man suche Hauptstellen auszukern — man fasse die Stellen in dem unmittelbarsten Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Zeit, der Gemeinde und der einzelnen Seelen auf und lasse deshalb bisweilen lieber Einzelnes unberücksichtigt; man lasse zuletzt Eine Wahrheit im Vordergrunde stehen und schlage sie wie einen Nagel ins Gewissen. Die Anwesenden müssen den Eindruck gewinnen, daß sie etwas Gründliches gelernt haben, was Wohlmeinende jeder Zeit würdigen. Es ist doch überaus wichtig, daß unsere Gemeindeglieder sich früh in die Schrift einleben, um hierdurch gegen alles, selbst spitzfindiges Zweifeln, gedeckt zu sein. Wer in der Schrift lebt, erhebt sich über einzelne Dunkelheiten. Endlich ist darauf zu halten, daß Bibeln zum Nachlesen mit gebracht oder in den Kirchen niedergelegt werden. Harmonie im Gottesdienst muß vorherrschen und im Gebet, einfacher Altardienst ist angemessen. \*)

\*) Ein erfahrener Geistlicher macht folgenden Vorschlag, der sich zunächst auf Jugend-Gottesdienste bezieht: 1. Gemeinde-Gesang. 2. Liturgie, Geistlicher: Im Namen des Vaters u. s. w., Gemeinde:

Mögen manche Gemeinden dem Heiligen noch so sehr entfremdet sein, es ist eine unbestreitbare Erscheinung, mit dem Fleiße, den ein Geistlicher Gottesdiensten zuwendet, wächst auch die Theilnahme der Gemeinden dafür.

Also darf man die Arbeit des Geistes nicht scheuen, sich wissenschaftlich in die Schriftstellen zu vertiefen, dieselben länger in seinem Herzen und seiner geistlichen Erfahrung zu bewegen, um aus Selbst-Erlebtem heraus zur Gemeinde zu reden. Hierbei ist es von Bedeutung, daß wirs nicht mit Heiden zu thun haben und daß das Gemeindegewissen für unsere kirchliche Thätigkeit ein mächtiger Anwalt bleibt. Endlich, darauf komme ich immer wieder zurück, es ist der Tag des Herrn, für dessen Heiligung wir Alles einsetzen müssen. Hiergegen muß alles Andere zurücktreten, z. B. Liebhabereien aller Art, unfruchtbare wissenschaftliche Beschäftigungen, das zu sehr gehäufte, die Kraft so oft zersplitternde Vereinswesen, wogegen auch Apostelgesch. 6, 4 zeugt. Man glaubt es aber nicht, wie wenig, selbst ernstere Geistliche, außer dem unumgänglich Nöthigen, was sie thun, ihre Zeit für ihr eigentliches Amt auskaufen und wie sehr sie viele ihrer Gemeindeglieder darben lassen. \*)

Obwohl nun Nachmittags-Gottesdienste den Gemeinden zu reichem Segen gereichen können, so erfahren sie doch, wie ich schon klagte,

Amen, Amen, Amen. G.: Der Herr sei mit Euch. Gem.: Und mit Deinem Geiste, G.: Gebet, Gem.: Amen. 3. Christenlehre, Aussagen eines Hauptstücks durch zwei Schüler, (Missionsvortrag — Schriftauslegung). 4. Schluß-Liturgie, G.: Erhebet Eure Herzen, Gem.: Wir erheben sie u. s. w., G.: Recht ist es u. s. w., Gem.: Heilig, heilig, heilig. G.: Gebet, Vater Unser, Segen. Gem.: Amen, Amen, Amen. Schlußvers. — Auch ist zu benutzen: Schulze, Vesperglocke oder liturgische Andacht zum Sonntag Nachmittag, Schönebeck 1856. Dieblich, Vespergottesdienste, Vesperblüthen, Mühlhausen 1863. Hoffmann, Liturgische Vespere. Halle. Dritte Auflage.

\*) Als ergetisches Hülfsmittel dürfen weniger bekannt sein: Heim, Schröder, Schwender zu 1 Mose — Quandt, Fund zu Jonas, — Taube Psalmen, — Spener, Wangemann zum Brief an die Römer, — Anacker Brief an die Galater, — Passavant — Florey an die Philipper, — Etier und Steinhof zum Briefe an die Hebräer — Neanders Erklärung einzelner Briefe — de Valenti, Parabeln und Bergpredigt.



viele Mißachtung, und diese Mißachtung wird von Geistlichen und Gemeinden mannigfach entschuldigt. Ich werde hierüber das letzte Mal in meinem Leben schreiben, darum will ich Nichts zurückhalten, aber mich kurz fassen, da die Gründe dagegen ziemlich leicht sind.

Man meint: „Ein Gottesdienst genügt des Sonntags.“ Ja, für Viele; aber Viele können des Vormittags nicht kommen und Andere brauchen mehr. „Die Leute werden dadurch vom Vormittags-Gottesdienste abgezogen.“ Der Einzelne entscheide sich nach seinem Bedürfnis, für Viele aber wird durch Nachmittags-Gottesdienste die Sonntags-Heiligung gefördert. „Manche können nicht zweimal kommen.“ Dafür kann man's von Andern erwarten. „Die Kraft des Geistlichen zu einem zweiten Gottesdienste reicht nicht aus.“ Das ist eine Unwahrheit, hinter die sich Trägheit versteckt. Also der Dienst am Worte könnte nicht eine Stunde ermöglicht werden? „Aber die Leute werden durch Häufung von Andachten übersättigt,“ das klingt sehr geistlich, ist aber ohne Grund, weil es hungerige Seelen genug giebt. „Sollen Nachmittags-Gottesdienste gehalten werden, so kann manche Arbeit im Hause und Dorfe nicht geschehen.“ Auch das haben wir hören müssen, aber es ist ein Grund, keiner Widerlegung werth. „Die Ordnung im Hauswesen leidet es nicht,“ das ist hie und da leider wahr, aber es kann geändert werden und ist geändert worden. Wir kennen eine reiche, gebildete Fabrikbesitzerin, die eine Viertelstunde weit zu dem um 1 Uhr beginnenden Gottesdienste sich einfand. So können Amtshandlungen, selbst Begräbniß-Feiern passend geordnet werden, und wenn erstere in größeren Gemeinden zu sehr sich häufen — das kann vorkommen — so muß irgend welche Auskunft getroffen werden. \*) „Aber wenn Du noch so viel für die Nachmittags-Gottesdienste eiserst, die Leute kommen nicht und wollen nicht kommen, was ist da anzufangen?“ Das gilt leider auch von andern kirchlichen Einrichtungen, z. B. Beichtanmeldung, der Theilnahme an den Sitzungen der Gemeinde-Kirchenräthe; doch stört uns das nicht. Haben wir's mit einer kirchlich-gesunden Einrichtung zu thun, so muß sie in die Hand genommen und in der Hand behalten werden. Bei dieser Gleichgültigkeit gegen wahre Gottesdienste frage sich ein Geistlicher, ob er dafür Ernst an der Seelsorge, Weisheit und Stetigkeit im Gebete aufgeboten hat. Es giebt viele Gemeinden, die der Treue eines Geistlichen spotten, selbst Luther führte

\*) Die Frage führen wir nicht aus, inwiefern bei Nachmittags-Gottesdiensten Küster mitwirken können. In Sachsen, Westphalen und der Rheinprovinz ist das zum Theil kirchliche und hin und wieder in Ehren gehaltene Ordnung. In Pommern geschieht's auch. Wir erachten es durchaus für angemessen, daß wenigstens an den Abendmahls-sonntagen, an denen es für den Pfarrer nicht möglich ist, eine Predigt vorgelassen werde, und Geistliche sollten sich vereinen, für kürzere Lesegottesdienste ein passendes Andachtsbuch auszuarbeiten, wie die Seiler'sche Bibelerklärung und die Betsunden-Andachten von Nitzelnadel diesen Zweck haben.

über seine Zeit bittere Klagen; aber es ist mir bei solchen Gemeinden der Brief an den Titus immer tröstlich. In Creta herrschten entsetzliche Nothstände; aber wir sehen aus dieser Schrift Neuen Testaments, was das Evangelium in der Welt der Sünde ausrichten kann. In fast allen Fällen hat der Geistliche Schuld, wenn bei Einzelnen und wenigstens nach und nach der Same des Worts nicht Wurzel faßt. Es kommt auch bei den Nachmittags-Gottesdiensten nicht auf die großen Mengen an und es ist mehr als kleinlich, wenn man die Zahl der Hörer des Worts so ängstlich zählt. Der Herr, der 'in der Mittagszeit einem armen heilsbegierigen Weibe am Jakobsbrunnen das Wort predigte, ist ein tröstliches Vorbild für alle Nachmittagsprediger. Es tauchen über manchen Gemeinden viele Mächte aus dem Abgrunde auf, dennoch gelingt einem still und selbstverleugnend wirkenden Geistlichen, zumal wenn er von dem Eigensinn und Neid eines Collegen nicht zu leiden hat, durch Gottes Gnade Manches. Sähe man's Manchem nur nicht an, daß er bei Nachmittags-Gottesdiensten nur scheinbar will, aber im Grunde nicht will! und dann klagt man die Verhältnisse an. Kommen Volks-Feste zu Stande, lassen sich die Gemeinden von den thörichtsten Moden knechten; sollte nicht die Kirche Macht haben, ihre Glieder zum Hören des gottlichen Wortes zu ziehen?

Was ist nun

#### VII. für Nachmittags-Gottesdienste im Besonderen zu thun?

Sie sind in Unieis, wenn man sie wieder hat eingehen lassen, 1. unbedingt einzuführen, was bei der Institution eines Pfarrers am einfachsten geschehen kann. Der Pfarrer muß hierbei vorangehen, da die kirchliche Gesetzgebung sie fordert. Die Gemeinde-Kirchenräthe und die Kreissynoden müssen ihn hierbei unterstützen. Die Synodal-Observanzen sind dabei zu beachten. Der Superintendent hat die getroffene Ordnung festzusetzen und die Kirchenbehörde dieselbe zu bestätigen\*), damit bei einem Amtswechsel nicht willkürliche Aenderungen gemacht werden können, z. B. wenn man statt der Nachmittags-Gottesdienste die Sonnabends-Abendandachten einführen wollte. Nur in größeren Gemeinden könnte es nach Anfrage bei den Behörden gestattet werden, daß in entfernteren Dörfern Bibelstunden und wenigstens an dem je zweiten Sonntag kirchliche Gottesdienste gehalten würden. Wie der Sonntag, als Tag der Ehre Gottes, als Tag der Einker in uns selbst und als der Tag der Ewigkeit seine besondere Heiligkeit hat, so ruht auch auf den Andachten in den Gotteshäusern eine besondere Weihe. Daß statthafte Maßnahmen der Kirchenbehörden Erfolg haben, hat in Preußen die Neubelebung der Passionsgottesdienste gezeigt.

#### 2. Suche man das Gemeinde-Gewissen gegen alle Weich-

\*) In R. in Pommern traf man die Einrichtung: an den hohen Festen und am Trinitatis-Sonntage Predigt, von letzterem Tage an bis Michaelis Katechismuskatechismusgottesdienst, sonst Schriftauslegung.



lichkeit, Satttheit und Bequemlichkeit für Nachmittags-Gottesdienste zu bestimmen und halte unverbrüchlich an den eingeführten Ordnungen fest, daß Niemand, auch nicht der Patron, es wagen darf zu Tisch- und Spielgesellschaften uns einzuladen. Es ist bekannt, daß die Nachmittags-Gottesdienste deshalb bisweilen ausgefallen sind und dann redet man sehr klug, daß sie nicht zu Stande kommen können. Aller Ermattung gegenüber muß die Kirche den Muth behalten, ihre Lebensinflüsse zu offenbaren, darum auch eingerissenen Mißgewohnungen des Sonntags, z. B. den frühen Gängen in Städte, entgegenzutreten.

3. Werde dazu eine passende Stunde gewählt. Die Stunde eins ist sehr selten, mehr hingegen zwei oder drei geeignet, auch aus diesem Grunde darf der Vormittags-Gottesdienst nicht ungebührlich ausgedehnt werden. Es ist zu verwundern, daß bei der praktischen Durchbildung unserer jungen Theologen man der Liturgie bisweilen einen unstatthafter Umfang giebt und man deshalb, was bei den Gebetsgottesdiensten in der letzten Kriegszeit vorgekommen ist, des Zweckes völlig verfehlt hat. Hierzu muß eine passende Auswahl von Liedern und Melodien kommen, was zur lebendigen Theilnahme am Gottesdienste überaus viel beiträgt. Also nicht stereotype Lieder singen lassen, was leider in sehr auffallender Weise bisweilen geschieht, und ebensowenig nur aus Einem Lied die Strophen wählen.

4. Ueberhaupt muß man darauf ausgehen, diesen Gottesdiensten eine gehobene Form zu geben und sie nicht, wie irgendwo in den sogenannten Betstunden dahin herabzudrücken, daß ein bloß Lied, Lektion, noch dazu ein bloß vorgelesenes Gebet Statt findet. Unser Geschlecht verlangt eine compactere geistige Kost. Eine derartige dürftige Kirchenandacht, wie sie vorkommt, noch dazu bei verwässerten Gesangbüchern ist mehr als schmerzlich und durch die fast auf einem Nullpunkte stehende Theilnahme gerichtet. Wie hoch ist die Sonne evangelischer Entwicklung gestiegen und wie viel Schatten finden sich in vielen Gemeinden!

5. Was nun den Stoff betrifft, der in Nachmittags-Gottesdiensten behandelt werden könnte, so wundere ich mich, daß man jetzt noch Fragen der Rathlosigkeit thut. Die Schrift-Auslegung bietet desselben so viel dar, daß ihn selbst ein Amtsleben von 25 bis 30 Jahren nicht erschöpft. In manchen Jahren könnten die auszulegenden Stellen — ich denke an die Apostelgeschichte — sich an die Vormittags-Predigt anschließen.

6. Auch dürfte es sich empfehlen, wenn in weniger geförderten Gemeinden manche für das Glaubens-Verständniß schwerere Predigt auf Grund eines Geschichts-Textes wiederholt würde. Man bedenke doch nur, daß viele Predigten nicht gefaßt und wie Goldkörner verschluckt werden. Ich fand es vor Kurzem für nöthig, eine Passionspredigt, indem ich sie unmittelbarer auf das Gemeinde-Bedürfnis anwandte, zu wiederholen. Kurz, für einen fleißigen, willigen und auf die Hebung der Sonntags-Feier bedachten Geistlichen gibt es außerdem Gegenstände in Ueberfluß, und ich würde Bedenken tragen, hierüber mich weiter

zu verbreiten, wenn ich nicht jüngeren Amtsbrüdern, die hiernach — Gott sei Dank! — fragen, dienen, sprödere im Gegentheil zum Schweigen bringen wollte.

7. Weise ich auf Mittheilungen aus der Kirchen-, Reformations- und Missionsgeschichte. Es empfiehlt sich hierbei, daß man vorzugsweise die neuesten Erscheinungen auf dem Missions-Gebiete der Theilnahme und dem Gebete der Gemeinde näher bringt.

8. Alle Vierteljahre könnte, und zwar auf Grund erklärter Schriftstellen, mit Mittheilungen aus der Gustav-Abolph-, der Enthaltenssache und der innern Mission abgewechselt \*) und der Gegenstand beim Vormittags-Gottesdienste angekündigt werden.

Die erbauliche Literatur ist namentlich jetzt überreich, daß man durch Darstellungen aus derselben seine Vorträge würzen kann. Man hüte sich nur vor erdichteten Erzählungen, die der Ehre Gottes zu nahe treten, darum einen Segen nicht zurückschicken. Ein Geistlicher steht vor mir, der um seine Nachmittags-Gottesdienste zu beleben, in den Jahren 1835—1845 den Stoff aus ältern Schriften mühsam sammeln mußte. Wie ist uns das jetzt erleichtert, und wenn 3 bis 4 Synodal-Amtsbrüder die Schriften sich austauschen, wie gering ist der Aufwand. Die Welt bietet jetzt namentlich in der Nähe größerer Städte an den Sonntags-Nachmittagen dem Christenvolke so viele eitle, abschwächende, ja geradezu anstößige Reize. Wie schmerzlich ist es, wenn unserm armen Volke durch die Kirche Nichts dargeboten wird, was nicht bloß für ein armes freudenleeres Leben ein Ersatz, sondern für verführerische Einflüsse ein Gegengift ist. Ja wenn ein Geistlicher durch andere Amtsgeschäfte gehindert würde, so würden wir nichts erwarten; aber wie Viele haben Zeit zu mannigfacher, anregender Thätigkeit. Man denke sich aber eine Dorfgemeinde, wo hundert von Arbeitern des Sonnabends heimgekehrt sind; 170 besuchen den Vormittags-Gottesdienst, und dann hört man abkündigen: „der Nachmittags-Gottesdienst fällt heute aus.“ In andern Gemeinden braucht das leider nicht erst angekündigt zu werden, denn er besteht nicht. Was mag nun der Pfarrer in dieser, nicht minder geweihten, köstlichen Zeit thun? Wer Sonntags seiner Gemeinde sich nicht annimmt, mag auch sonst für sie nicht das Rechte thun. Unser Seligwerden hängt aber mit unserer Sonntagsheiligung und diese mit Gehör und Betrachtung göttlichen Worts zusammen. Wer das nicht in aller Weise zu fördern sucht, schädigt seine Gemeinde. Wir müssen die Klage erheben, daß nicht wenig Gemeinden diesen Schaden erleiden.

\*) Die verschiedenen für diesen Zweck geeigneten Schriften sind bekannt. Viel Salz enthalten z. B. das in Königsberg erscheinende Enthaltenssache- und Sonntags-Blatt — die Halle'schen Missions-Nachrichten — das christliche Volksblatt von Stutgar — der Berliner Sonntags-Gast — die Basler Sammlungen — letztere auch reich an tieferen ascetischen Anschauungen. Zu empfehlen ist auch für Mittheilungen über die Gustav-Abolph-Sache der Bote von Zimmermann und Ratorp's Philadelphia.



So geht's Jahr aus, Jahr ein. Hunderte, Tausende fühlen gar nicht mehr, daß ihnen etwas entzogen wird und daß ihrem Herzen etwas fehlt. Es ist daher bekannt, daß in unsern Städten und Dörfern ein Heidenthum einreißt, in das kaum ein Strahl einer religiösen Ahnung und sittlichen Regung, geschweige einer christlichen Weckung fällt; — nur die polizeilichen Ordnungen können die Massen in Schranken halten und werden angerufen von den Straßen gleichsam den sittlichen Schmutz zu fegen. Man fühlt sich da versucht, an aller göttlicher Macht des Schriftthentums zu zweifeln, und meint zu der schriftwidrigen Meinung gedrängt zu sein, daß bei unserem Tode wohl die letzte Entscheidung noch nicht eintrete und unsere todten Volksmassen seien so unzurechnungsmäßig, daß ihnen nach dem Tode das Heil noch einmal vorgelegt werden müsse. Jener Bahn ist eben so falsch als dieser Trost; aber eben so gewiß ist, daß die evangelische Kirche, namentlich in den Landen, wo das evangelische Bekenntniß noch zu Recht besteht, in allen ihren Organen eine große Verantwortung auf sich ladet, wenn sie gegen todttes und unlebendiges Wesen, gegen Unweisheit, Unentschiedenheit und Trägheit, wo sie sich findet, nicht einschreitet. Mit Absicht haben wir Manches nur verdeckt ausgesprochen, um der Würde der Aemter nicht zu nahe zu treten; wir erwarten aber auch die Billigkeit, daß man über die Sache, über die wir gleichsam mit dem Blute unseres Herzens geschrieben haben, unbefangen urtheilt. Geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein und wenn auch kirchliche Einrichtungen nicht erzwungen werden können, müssen sie doch weise und treu eingeleitet und verfolgt werden. „Unsere Kirchenweisheit ist nicht groß, sagt Schmidt in seiner trefflichen Moral. Seit hundert Jahren drängt sich das weltliche Leben heran zu seiner vollständigen, zu seiner höchsten Entfaltung; die Noth treibt, die Leidenschaften steigern die Entwicklung und das religiöse und kirchliche Leben ist in seiner Entwicklung hinter dem weltlichen gewissermaßen zurückgeblieben. Wir, die evangelische Kirche, sind angewiesen zu wurzeln in dem göttlichen Worte. Auf dieses müssen wir mit aller Macht zurückgehen und aus der erneuerten kräftigen Verkündigung des göttlichen Wortes muß eine Erneuerung des christlichen Lebens, eine Erstarkung und Erneuerung auch des kirchlichen Lebens empor wachsen. Wer ein Funktionär der evangelischen Kirche sein will, muß sich einer Erweckung des geistlichen Amtes befleißigen und wird dabei auch des Beistands weise und einsichtsvoll entwickelter Grundsätze sich bedienen.“ Zu dem Allen rechnen wir Hebung der Gottesdienste, auch wo sie möglich sind, die der Nachmittags-Gottesdienste. Unsere Sache sei dem Erbarmen des Herrn unseres Gottes und Heilands befohlen, der sich in unserer Zeit auch dadurch verherrlicht, daß er trotz allen Widerstrebens auf die Straßen, welche wüste liegen, Evangelisten sendet.

Stettin.

Jaspis.

## Die luther. Pastoral-Conferenz zu Cammin

fand am 6. und 7. Sept. 1871 in gewohnter, schöner Weise statt. Die Zahl der Theilnehmer war, obwohl Köslin die Brüder Ostpommerns jetzt festhält, nicht geringer als sonst, circa 80 Theilnehmer und circa 30 Zuhörer. Der alternde Conferenz-Vater hielt die Beichte im Anschluß an Pauli Wort: Ich hab' einen guten Kampf gekämpft 2c., und sein College war ihm auch darin treuer Gehülfe, den Gottesdienst zu schmücken mit schönem, altem kirchlichen Gesang. Die Predigt über das erste Gebot (übersichtlich, eindringlich, warm und klar) hielt S. Zietlow aus Neumark. Der Gottesdienst schloß mit dem prachtvollen großen Heilig und der Spendung des hochwürdigen Sacramentes.

Die Conferenz eröffnete der Vorsitzende mit einem Blick auf die kirchliche Zeitlage. Er behandelte auch die Fragen, über die man am 11. October in Berlin tagen will — Aufgeben der falschen Handhabung der Union, Befreiung der lutherischen Kirche aus den Banden, damit man vergeblich sie knebelt, Herausführen der evangel. Landeskirchen aus der Confusion zu der Conföderation, Kirchenbund aller evangelischen Kirchen in Deutschland, danach die Bundeskirche, die deutsche Nationalkirche, die nur lutherisch sein kann, aber gästfrei auch gegen gläubige Reformirte und Unirte, und eine Wegweiserin für deutsche nicht-römische Katholiken; die Augsb. Confession National-Symbol, noch einst in viel umfassenderem Sinne, als die jetzt dafür wirken es meinen. Das waren ungefähr die Gedanken des Vortrags, den der, der ihn hielt, selbst als Traum (aber lieben Traum) und Wirklichkeit (aber ernste Wirklichkeit) bezeichnete. Danach hielt Pastor Streckler aus Frisow den schon für 1870 gearbeiteten Vortrag über die Frage: Was lehren die luth. Bekenntnisschriften vom Kirchenregiment? Er führte aus, daß die Symbole gar kein Kirchen-Regiment im heutigen Sinne kennen, sondern nur das Predigtamt, das in seinen verschiedenen Abstufungen zugleich Kirchen-Regiment ist. Daraus folgt, daß man den Symbolen Gewalt thut, wenn man behauptet, das Kirchen-Regiment brauche nach ihrer Lehre nicht in und unter dem Bekenntniß der Kirche zu stehen. Der Vortrag fand allseitige Zustimmung und wurde der Druck desselben in der lutherischen Monatschrift beschlossen. Danach hielt der Anstalts-Vorsteher Bahn aus Jüllchow in seiner frischen Weise Vortrag über die Seelsorge in der Gefindesube, an welchen sich eine lebendige, das praktische Interesse bezeugende, lehrhafte Discussion anschloß. Am Abend besprach man die Frage wegen Theilnahme an der October-Conferenz in Berlin. Die Ueberzeugung, daß sie in dem Interesse betrieben werde, um die Union über ganz Deutschland auszubreiten, ist in confessionellen Kreisen je länger je mehr allgemein geworden. Es nahmen zunächst diejenigen das Wort, welche die Einladung mit unterzeichnet hatten und sprachen den lebhaften Wunsch aus, daß unsere Auffassung der kirchlichen Lage wenigstens durch einige der Unseren klar und laut ausgesprochen werden möge. Die Besprechung dieses Gegenstandes konnte jedoch am folgenden Tage aus Mangel an Zeit nicht zu Ende geführt werden. — Die Missionspredigt am Abend hielt Dir. Wangemann in der sehr gefüllten Domkirche, denn das Liebesband zwischen ihm und Cammin hat sich nicht gelockert.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 23. September.

N<sup>o</sup> 76.

## Aus Schleswig-Holstein.

(Schluß.)

Wenn ich nun auf die Wege blicke, die vom Herrn unserer kirchlichen Entwidlung für die nächste Zukunft vorgezeichnet erscheinen, so muß ich der Wahrheit zur Liebe offen eingestehen, daß unsere Zukunft und ihre Aufgabe uns nicht ganz in dem Lichte erscheint, in welches das Vorwort der Ev. K. Z. dieselben stellt. Wenn ich recht lese, so scheint es in der Weise der gegenwärtigen Einfügung unseres Kirchenwesens ein Provisorium zu erblicken, das einer baldigen Weiterführung harret. Wir meinen, daß darin gerade die Weise gefunden ist, welche Weisheit und Gerechtigkeit fordern. Unsere schlesw.-holsteinische Kirche ist groß genug, um, wie bisher, eine eigene selbständige lutherische Kirche zu bilden und ein selbständiges kirchliches Leben zu entfalten. Auch in der alten dänischen Zeit ist unsere schlesw.-holst. Kirchenverwaltung mit der dänischen Kirche völlig unvermengt geblieben. Wir haben so gut, wie andere deutsche Landeskirchen, unsere Landesuniversität. Auch fließen die Wasser von Siloah bei uns rein genug und reich genug und vielarmig, in stillem Siege den Tod und die Störungen des Lebens zu überwinden, die in unserer Mitte zu beklagen sind. Sie werden auch durch Gottes Gnade ein tieferes Bette graben, und es wird mit Freuden wieder erbaut werden, was zerstört worden und wüste ist. Dazu aber bedarf es eines Anschlusses an größere Kirchenkörper nicht. Und wie sollte dieser auch geschehen. Gewiß sind viel lutherische Männer innerhalb der preussischen Landeskirche, auch luth. Gemeinden und luth. Predigt und Abendmahl. Wir fühlen mit ihnen, wir beten mit ihnen, wir leiden mit ihnen: aber desto fester halten wir an dem Rechte fest, das wir als ein lutherischer Kirchenkörper haben, der preussischen Landeskirche, die nicht eine lutherische ist, auch nicht eingegliedert zu werden. Einer Verbindung oder Verschmelzung mit den anerkannt lutherischen Kirchenkörpern, mit Lauenburg und Hannover uns zu widersetzen, hätten wir allerdings kein Recht. Aber gewiß ist es, daß ein Bedürfnis oder Verlangen darnach weder bei den Gemeinden, noch den Predigern vorhanden. Die bestehende Gemeinschaft oder Fühlung Schleswig-Holsteins mit den genannten luth. Kirchen ist nicht älter und darum auch nicht wesenhafter, als das Gefühl der

gemeinsamen kirchlichen Gefährdung. Darum ist es aber zweifelhaft, ob eine Verbindung dieser Landes- oder Provinzialkirchen unserer Kirche diejenigen Lebenskräfte zuführen und nutzbar machen würde, welche die Belebung, Erbauung und Sicherung unserer Kirche bedingen. Mögen daher auch bei uns kleine Kirchenpolitiker sein, die von größeren für weitsehbende organisatorische Bestrebungen sich gewinnen ließen: ich darf doch wohl als die allgemeine Ansicht aussprechen, daß in der bisherigen Unterordnung unter das Cultus-Ministerium ebenso weise als ungefucht, ebenso nothwendig, als gerecht und billig, diejenige Form unserer Kirchenverfassung gefunden ist, welche den Rapport unseres Kirchenwesens mit dem Staate, dem wir angehören, in seinen kirchlichen Gütern, und zugleich die Integrität unserer lutherischen Kirche, ohne welche wir nicht „Bewahrer des väterlichen Glaubens“ mit Freudigkeit sein und bleiben können, verbürgt.

Und nun darf ich hinzufügen, was innerhalb dieser Aufstellungen zu wünschen ist. Wir wünschen zuerst, daß alle, die uns helfen können, in brüderliche Erwägung ziehen, auf welche Weise eine Last von unserm Herzen zu wälzen ist, unter der alle Freudigkeit unseres Wirkens zu ersticken droht. Es lastet trotz allem in allem, wofür wir dem Herrn, und auch denen, welche unsere Geschiede lenken, dankbar sind, auf unserm Herzen die Besorgniß, daß man doch damit umgehe, das Concretum „lutherische Kirche“ auch bei uns in das Abstractum „Lutherthum“ umzusetzen und dann selbstverständlich in ein Lutherthum, welches von Luther aus den Namen hat, und die, welche für ihren in Gottes Wort gegründeten und aus dem Geist geborenen lutherischen Glauben auch eine luth. Kirche fordern müssen, entweder in eine alle Kraft verzehrende, dem wahren Lutherthum fremde Opposition gegen ihre Kirchenleitung, oder in die Separation verweist. Ich will damit Niemanden verklagen, weil das, was ich beklage, mehr in den Verhältnissen, als in den Menschen begründet ist. Die lutherischen Kirchenkörper der neu erworbenen Provinzen sind dormalen nur eins von beidem, entweder ein Kitt für den wankenden Bau der bisherigen Union, wenn man sie in denselben einzufügen im Stande ist, oder Keile, die sie lösen, weil die Pflege der lutherischen Kirche bei uns den Lutheranern in der Landeskirche immer ein Unrecht zu geben scheint, dieselbe Pflege zu erbitten. Aber ein weiteres Land fordert eben auch ein weiteres Herz und unsere Kirche ist es werth, daß sie auch als Kirche ernste, treue Pflege finde. Unsere



Zeit ist reich genug an Zeichen, die ernsthaft widerrathen, daß man der Zerbröckelung kirchlicher Rechtsbestände und der damit gegebenen Lösung confessioneller Bestimmtheit und Verflüchtigung kirchlicher Bekenntnisse auch nur indirecten Vorschub leiste.

Ein zweites Desiderandum knüpft sich an die gerade in Kiel durch Lipsius's Fortgang entstandene Lehrvacanz und betrifft die Pflege einer wahrhaft lutherischen Theologie an der Kieler Universität durch Männer, die die luth. Kirche lieb haben. Männer, die lutherisch gefärbt sind, vermögen nicht dem Geist des Unglaubens wirksam zu begegnen, der die Welt durchweht, auch vermögen sie nicht denjenigen Einfluß auf die Mehrzahl unserer Geistlichen zu üben, der sie zu Kirchenleitern und Kirchensternen macht, auch wenn sie im Kirchenregiment nicht Sitz und Stimme haben. So lange in Kiel nicht Männer wirken, die gut preußisch und zugleich gut lutherisch sind, geht unsere Jugend nach Leipzig und Erlangen, und wir suchen unsere Führer nicht unter denen, welche beim besten Willen dennoch leicht uns Wege führen, welche der schlesw.-holst. Kirche als Ziele vom Herrn Jesu nicht vorgezeichnet sind.

Und nun noch einen dritten Wunsch: nämlich den, daß wir noch möglichst lange vor dem Zusammentritt der beabsichtigten Provinzialsynode bewahrt bleiben mögen. Eine Gemeindeordnung ist vor zwei Jahren erlassen und wenn sie eingeführt worden ist, soll die Landessynode folgen. Dieselbe ist aber insofern nicht eingeführt, als die wesentlichsten, nämlich die Verwaltung des Kirchenvermögens betreffenden, Bestimmungen und Rechte der Kirchenvorstände zu Gunsten der Patronate haben darangegeben werden müssen. Die Gemeinden haben wenig Dank für dies Geschenk bewiesen, davon zeugt die durch die geringe Zahl der Stimmenden bei den Wahlen documentirte Theilnahmlosigkeit. Dennoch hat die Aussicht auf die nahende Landessynode Intriguen, Aussprachen, Ansprachen, Versammlungen zur Folge gehabt, welche der Synode selbst ein trübes Prognostikon stellen und in der Kirche wenig Segen verheißen. Es ist ganz unvermeidlich, daß nicht der ohnehin betrübende und verwirrende Lehrstreit auf der Synode in den Vordergrund trete. Wo neues göttliches Leben aus der Gebundenheit in die Freiheit, aus der persönlichen Bezeugung in die kirchliche Geltung eintreten will, da ist es gut, wenn die Geister aufeinander plagen. Die Rechte des Herrn behält den Sieg. Hier aber handelt es sich nur darum, daß ein längst ausgekämpfter Kampf auf einer modernen Arena erneuert, und dem Richterstuhl der Majoritätsbeschlüsse, dem Votum derer unterbreitet wird, die die Tragweite ihrer Beschlüsse gar nicht ermessen können. Und doch ist nichts klarer als dies, daß solche Synodal-Vota kein Gewissen erleichtern und darum auch keinen Frieden bringen können. Die Rechte des in Gottes Wort gegründeten Glaubens sind unveräußerlich. Wenn man ihm auch dieselben nimmt in Zeiten, wo alles schläft und man auf die Stimme des Hauptes nicht hört: der erwachende Glaube fordert seine Heiligthümer wieder zurück und desto lauter, je allgemeiner die Erweckung zum Leben wird. Wir aber brauchen Frieden. Den stillen Tag wählt sich der Land-

mann zur Saat: kirchlicher Friede ist die Lebensluft, welche die Erbauung der Gemeinde in Schulen, Häusern und Gotteshäusern, in Lust und Leid bedingt. Darum wird der Tag kein glücklicher heißen, der uns unter den gegebenen Verhältnissen mit einer Synode beschenkt.

Und nun komm ich dazu, der Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformirten und Unirten zu gedenken, welche Gestalt dieselbe bei uns angenommen hat und wie wir dieselbe üben können. Es ist diese Frage bisher für uns mehr von theoretischem, als von praktischem Belang. Die Zulassung der Unirten lutherischer Confession ist bei uns immer unbedenklich gewesen. Bedenken, unsere eigenen Confessionsverwandten zum Abendmahl zuzulassen, entstehen erst mit der Separation und können sich nur dort behaupten, wo die Frage: ob Landeskirche oder Bekenntniskirche an jedes Gewissen tritt. Sie hören selbstverständlich auf, wo, wie Gottlob noch bei uns, Landeskirche und Bekenntniskirche identisch sind. Es handelt sich um die Reformirten in und außerhalb der preuß. Landeskirche, die Theilnahme an unserm lutherisch verwalteten Abendmahl begehren. Die Zahl ist aber äußerst gering. In Altona und Friedrichstadt haben die Reformirten ihre eigenen Prediger, welche auch Glückstadt und Kiel zu besuchen gehalten sind. Die Militärgemeinden in Altona, Schleswig, Kiel u. a. D. haben ihre eigenen Feldgeistlichen. Erwägen wir dazu noch, daß in vielen größeren schlesw.-holsteinischen Gemeinden keine persönliche Anmeldung zum h. Abendmahl mehr üblich ist, vieler Orten die Kommunikantenlisten erst nachträglich von den Kirchenbedienten aufgemacht werden, so darf man wohl sagen, daß kaum der zehnte Theil der Prediger in Schleswig-Holstein praktischen Anlaß hatte, die Frage wegen Zulassung Fremdgläubiger zum h. Abendmahl sich vorzulegen. Vor dem Jahre 1866 mögen einzelne Prediger Bedenken geäußert haben, Reformirte, z. B. franz. Gouvernanten, die schon einem ref. Prediger sich angeschlossen, in ihre Gemeinde aufzunehmen, aber von einer eigentlichen Abweisung Reformirter von unserm Abendmahl, wenn ein ref. Prediger nicht am Orte war, ist mir wenigstens nichts bekannt geworden. Im Jahre 1868 ward auf der freien Conferenz von Geistlichen und Laien in Tondern die Sache zum ersten Male einer öffentlichen Erörterung unterzogen. Hier sprach sich, unter Voraussetzung einer lutherischen Verwaltung des heil. Sacraments, Keiner gegen eine gastweise, oder charitative Zulassung zum heil. Abendmahl, aber wohl die überwiegende Stimmung gegen die obligatorische Zulassung aus. Freilich halten sich noch Viele von solchen Conferenzen fern, und bei uns sicher diejenigen, welche gegen jede Zulassung Fremdgläubiger zum heil. Abendmahl sind. Darum spiegeln unsere Conferenzen auch nicht ganz getreu die vorhandene Stimmung und Strömung ab. Aber im Ganzen darf man das Urtheil wagen, daß die charitative Zulassung, wo Prediger der fremden Confession nicht vorhanden sind, bei uns noch nicht beanstandet wird. Ganz anders würde es mit der gesetzlichen oder obligatorischen Abendmahlsgemeinschaft bei uns sein. Vorschriften solcher Art



sind bei uns ungewöhnlich. Vergleichen ist der Liebe, der Weisheit und dem Gewissen jedes Predigers überlassen geblieben. Es würde sehr befremden, wenn die Bahn weiser Zurückhaltung auf einmal und zuerst in dieser heikligen Sache verlassen würde, wenn auf einem Kirchengebiete, wo selbst die, welche ihren Dissensus von der Kirchenlehre offen erklären, der weitherzigsten Toleranz genießen, auf einmal das Gewissen gläubiger Prediger gemäßregelt oder geleitet werden soll, welche durch Zelotismus oder Fanatismus solche Remedur doch noch nicht verschuldet haben. Man hat freilich gesagt: Was die Liebe gewährt und zugestehet, das muß gewährt und zugestanden werden; und was die Liebe zugestehen muß, das kann und muß auch die Kirche ihren Dienern zur Pflicht machen. Aber mit diesem communistischen Satze: Was die Liebe gewähren muß, kann auch gesetzlich gefordert werden, kann man eben alle Liebe und alles Recht zu Grabe tragen. Wird dem Rufe nachgegeben: Was in der Kirche aus Liebe geschieht, das muß in derselben obligatorisch werden, dann hat man eben der Liebe den Raum genommen. Das ist keine Liebe, wenn ein Prediger durchs Gesetz gezwungen thut, was er sonst nicht thun würde. Dem Fremdgläubigen geschieht kein Liebesdienst, wenn er bei einem luth. Prediger zur Beichte gehen darf, dem seine Gegenwart das Gewissen beschwert. Wozu das Gesetz, wenn man aus Liebe schon dem Gesetz zuvorgekommen ist! Die Verordnung obligatorischer Abendmahlsgemeinschaft hat dann nur den Werth, daß sie der Kirche einen besonderen Charakter giebt: und dadurch schadet sie wieder der Liebe und der Duldung, indem Mancher, der seiner lieben luth. Kirche ihren Charakter erhalten wissen will, ängstlich wird und sich ein Gewissen aus Concessionen macht, die er sonst gewähren würde.

Genau unterscheiden die Juristen zwischen Servitut und freier Vergünstigung. Die gebotene Abendmahlsgemeinschaft belastet den lutherischen Altar mit einem Servitut, das die Freiheit im Aufbau des Cultus und der Erbauung der Gemeinde in der eigenen Kirche schädigen kann. Denn durch solches Gesetz erhalten die Reformirten ein Recht an den luth. Altar, an dem sie zuvor nur Gäste und Fremde waren, und können Rücksichten verlangen, welche mit der Wahrheit, — der subjectiven, wie der objectiven, — nicht verträglich sind.

Darum muß es mit der charitativen Zulassung sein Bewenden haben. Sie ist die einzige Form der Gemeinschaft, welche beidem entspricht: der Liebe und dem Recht. Mag solche Pastoralfreiheit einem Altpreußen ungehörig erscheinen; bei uns ist sie zu Hause. Man kann dem Tact und Gewissen derer, welchen die Wohlfahrt unsterblicher Seelen anvertraut ist, auch diese Sache anheim lassen. Möglich bleibt dabei freilich, daß ein Prediger aus falscher Liebe gewährt, was er versagen müßte, oder aber ängstlich verwehrt, was er gewähren könnte. Solche Fälle werden kommen, aber dagegen giebt es ein sicheres Heilmittel, das ich nennen will. Im Staate pflegen die Befehlenden mit dem Staatsinteresse und der Geltung der Gesetzgebung es genauer zu nehmen, als die Gehorchenden. Wenn es

auch so in der Kirche ist, daß im Kirchenregimente die wärmste Liebe zur lutherischen Kirche und das zarteste Gewissen in Sachen des Glaubens und der Lehre vorhanden ist, dann werden diesem die Geister unterthänig sein und auch das irrende Gewissen wird sich leiten lassen, ohne Zwang. Wenn aber das kirchliche Gewissen in der Kirchenleitung schläft, aber bei den Dienern am Worte wacht, dann richten doch in allen Gewissensfällen Regeln und Maßregeln nur Zorn und Zwiespalt an.

Und nun noch ein Wort. Gott ist geoffenbaret im Fleisch 1 Tim. 3, 16. Was St. Paulus das Geheimniß der Frömmigkeit nennt, nennt St. Johannes das Centraldogma, in dem sich alles Christenthum als christlich bewähren soll. 1 Joh. 4, 2. Ein jeglicher Geist, der da bekennet Jesum, den im Fleisch erschienenen, der ist von Gott und ein jeglicher Geist, der nicht bekennet Jesum Christum, den im Fleische gekommenen, — *ἐληλυθότα*, nicht *ἐλθόντα*, der ist nicht von Gott. Nachdem der Zusammenhang unserer Lehre vom h. Abendmahl und von Christo mit diesem Geheimniß der Menschwerdung Gottes erkannt worden, ist sie fundamental geworden, kirchenbildend und kirchentrennend. Seitdem bleibt nichts, als dahin zu wirken, daß beide ev. Kirchen, einmal geschieden, friedlich neben und miteinander stehen und sich helfen, wo sie können. Der Herr segne Herzen und Hände, die dazu helfen! Aber jeder Versuch, auf Grund des Gemeinsamen in Beiden die Differenzen für unwesentliche auszugeben und dieser Meinung kirchliche und kirchenregimentliche Anwendung und Geltung zu verschaffen, zwingt jeden Lutheraner die Frage sich vorzulegen, ob bei der unlängbar vorhandenen fundamentalen Differenz das vorhandene Gemeinsame auch ein wirklicher Consensus, eine Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit ist und muß unvermeidlich allen Streit und Hader wieder heraufbeschwören, welcher zur Freude Aller mit den Jahrhunderten zu Grabe getragen ist.

## Antworten aus Gottes Wort

auf die Klage über Mangel an Frucht der Amtswirksamkeit.

### 1. Antwort.

Du gehst nicht zur Thür in den Schastall, sondern steigst anderswo hinein. — Darüber redet der Herr Joh. 10, 1—7. Es ist nicht gemeint, daß du gerade gegen Christum oder auch, daß du Christum nicht predigest. Aber, da der Herr Jesus Christus die Thür ist, dadurch wir eingehen sollen zu den von ihm erkauften und ihm zugehörigen Schafen, so ist damit eine hohe Forderung gestellt, die du nur durch stete Uebung in der Nachfolge Jesu erfüllen kannst. Wenn du zu den Schafen kommst, müssen sie merken, daß du zur Thür hinein, d. h. daß du durch Jesum kommst. Jesu Art und Wesen, seine Liebe, in der er sich für



uns geopfert hat, seine Treue und Geduld und sein Ernst und seine Wahrheit, mit welcher er richten wird, muß aus dir herauszuspüren sein. Sonst kommst du als ein Fremder, dem folgen sie nicht, sondern fliehen von ihm, denn sie kennen der Fremden Stimme nicht.

## 2. Antwort.

Du betest für deine Gemeinde und die einzelnen in ihr nicht ernstlich und im Glauben. Was Männer Gottes durch ihr Gebet für Israel ausgerichtet haben, sehen wir an Moses und Elias. Was selbst für Sodom zu erlangen ist, sehen wir aus Abrahams Bitte an den Herrn und des Herrn Antwort. Als Paulus und Silas im Gefängniß zu Philippi beteten und Gott lobten, geschah schnell ein großes Erdbeben, also, daß sich bewegten die Grundfesten des Gefängnisses. Paulus hat mit seinem Gebet aus dem Gefängniß zu Rom heraus die Gemeinden regiert. Die Zusage des Herrn, daß der Senfsorngrlaube Berge von ihrer Stätte heben soll, bleibt ja wahr.

Ueber das wirksame Gebet sagt St. Jakobus in seinem ersten und letzten Capitel etwas Wichtiges. Im ersten sagt er: Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde. Und im letzten Capitel:

Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist (δέησις δικαίου ενεργουμένη).

Der Herr Christus redet mit dem Gleichniß von dem Richter, der sich vor Gott nicht fürchtete und vor keinem Menschen scheute, und von der Wittve, die ihm viel Mühe machte mit ihrem Gesuch, nicht dem Lippengeplurre das Wort, sondern er will damit dasselbe einschärfen, was Jakobus durch das Wort ενεργουμένη sagt. Der Ausdruck, Gott ernstlich anrufen, kommt auch im 145. Psalm vor. Da steht an der Stelle des deutschen „ernstlich“ אַמְנָה d. h. in Wahrheit. Wenn du Gott nicht ernstlich für die dir anvertrauten Seelen anrufst, so ist es nicht wahr, daß du selbst eine Erlösung und ein Gericht glaubst.

## 3. Antwort.

Du arbeitest nicht mit Fleiß. — Der Herr will in seinem Weinberge nicht Faulenzler, sondern Arbeiter, die, welche nach dem Gleichnisse scheel sehen, daß der Herr so gütig ist, können wenigstens sagen, daß sie des Tages Last und Hitze getragen haben; und St. Paulus sagt in der Epistel des letzten Sonntags: Ich habe vielmehr gearbeitet denn sie alle. Εκοπιασα steht im Griechischen. Das ist noch stärker, als das deutsche Arbeiten. κόπος heißt Mühsal, Anstrengung. Der Herr selbst sagt zu seinem Volke: „Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten.“ Er sagt zu den Jüngern: „Gleichwie mich der Vater ge-

sandt hat, so sende ich euch,“ also auch zu derselben Arbeit und Mühe.

Daran, schreibt Johannes, haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. Ist es uns auch nicht verschieden, Märtyrer zu sein, so sollen doch unsere Kräfte und unser Leben für die Brüder und zunächst für die uns anvertraute Herde eingesetzt werden. Das ήδη σπένδομαι, ich werde schon geopfert, das St. Paulus schrieb, als die Zeit seines Abscheidens nahe war, ohne gerade an seinen Märtyrertod zu denken (er redet nur von seiner ἀνάλυσις, Auflösung), das sollen wir ihm nachsprechen dürfen, wenn die Zeit der Auflösung sich uns ankündigt.

Erwäge, wie viel Arbeit an deinen Predigten, besonders auch an deinen Katechisationen und deinem Confirmanden-Unterricht hastet, und welche Kraft du für die Armen, Kranken, Angeföchtenen und Verirrten eingesetzt hast.

## 4. Antwort.

Du mußt Geduld haben und warten, mußt nicht sehen wollen, das zu sehen du keinen Anspruch machen kannst. Wie viel Geduld muß Gott mit dir haben? und muß er nicht heute noch auch bei dir warten? Bedenke, daß dem Propheten Ezechiel gleich bei seiner Sendung die Hoffnung auf das Sehen der Frucht so gut wie abgeschnitten ist. Der Herr sagte zu ihm: „Du Menschenkind, Ich sende dich zu den Kindern Israel, zu dem abtrünnigen Volk, so von mir abtrünnig geworden sind. Sie sammt ihren Vätern haben bis auf den heutigen Tag wider mich mißgehandelt. Und die Kinder, zu welchen Ich dich sende, haben harte Antlitze und verstockte Herzen; zu denen sollst du sagen: so spricht der Herr Herr. Sie gehorchen oder lassens, denn sie sind ein ungehorsames Haus; dennoch sollen sie wissen, daß ein Prophet unter ihnen ist.“

Angleichen hat der Herr den Propheten Jesaja nicht zum Fruchtsehen gesandt, sondern ihm aufgetragen: „Verstocke das Herz dieses Volks und laß ihre Ohren dicke sein und blende ihre Augen.“ Ein Knecht Gottes soll nicht die Frucht vor Augen haben, sondern die Heiligkeit Gottes. Jesaja hat ein bekehrtes Israel nicht gesehen, hat aber die Seraphim geschaut und aus ihrem Munde das Heilig, Heilig, Heilig gehört. Das Ende des irdischen Laufes des Herrn Jesu selbst ist auch nicht gewesen, daß er ein bekehrtes Israel gesehen, sondern daß Israel ihn den Heiden überliefert und an das Kreuz gebracht hat. Das letzte, das die Märtyrer im heidnisch-römischen Reiche hienieden gesehen haben, sind die Zähne der wilden Thiere und die Flammen der Scheiterhaufen gewesen; die Frucht, die Belehrung der Völker, besonders der germanischen, ist erst Jahrhunderte später gekommen. Die Ernte mag immer nach deinem Abscheiden erst kommen, das thut nichts; unterläßt du aber das Säen, dann verschuldest du dich. Am jüngsten Tage wird wohl gefragt werden, was du gethan, nicht aber was du gesehen hast; **Weilage.**



es wird rücksichtlich deiner nicht gefragt werden, wie die Menschen dir gedankt haben, wohl aber, wie du ihnen gedient hast.

## 5. Antwort.

Es geht wohl Aergerniß von dir oder deinem Hause aus. Du bist vielleicht grob oder zornig gegen die Leute oder fertigst sie kurz und kalt ab, wenn sie kommen; während doch nach 1 Tim. 3 ein Bischof sittig, 'gelinde und nicht haderhaftig sein soll. Wie steht es im Punkte des Geizes? Hinter dem, was das Volk vom Pfaffenack redet, steht böse satanische Lästung, aber aufmerksam soll es uns machen. Siehe, ob du auch nicht faules Geschwätz treibst, sondern deine Rede lieblich und mit Salz gewürzt ist. Daß nur auch die Deinen nicht Aergerniß geben! In demselben 3. Cap. in 1 Tim., in welchem von den Bischöfen die Rede ist, ist auch von den Weibern die Rede und gesagt, daß ein Bischof seinem Hause wohl vorstehen und gehorsame Kinder haben soll. Dazu gehört Kampf und Gebet. Wenn eine Gemeinde, wie vorgekommen, den für sie bestimmten Pfarrer, der ein Wittwer ist, nicht gern nimmt, aber sagt: wir wollten ihn gern nehmen, wenn nur seine Frau noch lebte (die hatten als brave Frau sie gekannt); oder wenn eine andere Gemeinde von ihrem abziehenden Pfarrer sagt: Er war so schlimm nicht, aber seine Frau: so sind das Aeußerungen, die nicht ohne Grund in der Schrift sind.

## 6. Antwort.

Du bist doch nicht böse auf die Leute, weil sie sich nicht befehren? Das Bösesein eines Pfarrers pflegt auf die ganze Gemeinde oder auf einzelne Klassen in ihr, die Fabrikanten, die Richter, die andern Königl. Beamten, die fetten Großbauern oder die armen Tagelöhner zu gehen. Das Unkirchlichsein insbesondere pflegt ja klassenweis vorzukommen. Der Fürst dieser Welt hält Disciplin und pflegt den Corps-Geist; damit er die Menschen klassenweis und haufenweis zur Hölle bringe.

Sei ja auf der Hut gegen das Bösesein. Du verbitterst und verdirbst dich damit und hinderst die andern. Nur die Liebe deckt der Sünden Menge. Erlöst sind wir, weil Gott nicht böse auf uns gewesen ist, sondern weil er die Welt geliebt hat.

## Die Lage des römischen Kirchenstreits evangelisch erwogen.

### I.

Ueber Zustände und Entwicklungen innerhalb der römischen Kirche von evangelischem Standpunkte aus das Wort zu nehmen, ist an sich gestattet, unter Umständen geboten, da auch in den

Bereich jener der Leib Christi und Gliedschaft an demselben sich erstreckt. Hinsichtlich des näheren Berufes zu einer solchen Besprechung kommt jedoch namentlich noch in Betracht, daß die tiefen und schweren Schäden des eigenen Hauses die verwendbare Aufmerksamkeit schon weitaus in Anspruch nehmen. Der Bestimmungsgrund fällt deshalb entscheidend in die zu ermessende Nähe oder Ferne des Zusammenhangs der auf römischem Kirchensboden sich vollziehenden Ereignisse mit Verhältnissen der evangelischen Kirche. Auch diese wird von der durch die päpstliche Constitution vom 18. Juli 1870 innerhalb des Kreises ihrer geforderten Geltung hervorgerufenen Bewegung nicht unerheblich berührt, wie schon daraus erhellt, daß der jenseits sich umbildende Stand der Dinge dazu nöthigt, diesseits auf unausschließliche Folgen in den confessionellen Grenzbeziehungen gefaßt zu sein. Dies aber ist so, wie erforderlich, nicht möglich ohne einen aus recht erkannter Sachlage gewonnenen Einblick in die Bedeutung der beginnenden Umgestaltung. Hieraus ergibt sich weiter, daß nicht ein lediglich mittelbarer Einfluß auf evangelische Verhältnisse in Frage steht. Denn, wenn unumgänglich vom Verlaufe der binnenrömischen Entwicklung Kenntniß zu nehmen ist, so handelt sich damit um eine bekenntnißmäßigen Grundsätzen entsprechende Würdigung des thatsächlichen Verhaltens, also um den Vollzug einer evangelisch verantwortlichen Function. Von einer in diesem Sinne unternommenen Abwägung hat sich jede Gunst, welche im Uebrigen einem der römischkirchlichen Streittheile zugewandt oder versagt sein könnte, fern zu halten. Wie vielmehr in Bezug hierauf nur die schon im Allgemeinen unverbrüchliche Richtschnur strenger Objectivität gelten darf, so eignet und ziemt insonderheit dem protestantischen Standpunkte, thatsächliche Dinge nicht anders erblicken zu wollen, als sie wirklich, obgleich vielleicht unerwünscht oder in ein selbstgeschaffenes Kirchenbild nicht bequem sich fügend, liegen.

Noch bestimmter verdeutlicht sich, wie die Betrachtung der in der römischen Kirche jetzt mit einander kämpfenden Gegensätze zugleich den Kreis der eigenst evangelischen Anschauungen tief berührt, wenn in Anschlag gebracht wird, daß uns die Lösung der schwebenden Fragen nur gelingen kann, wenn von einer klaren Fassung unseres Verhältnisses zu Rom überhaupt, und vom dortigen Meinungsstreite abgesehen, ausgegangen wird. Der früher vorherrschend gewesenen Annahme, daß durch das Tridentinum die Ueberbrückung der tiefen und breiten Kirchenskluff, welche die Gemeinschaft am Evangelium von der Anhängererschaft jenes Symbols sondert, aussichtslos und unmöglich geworden sei, hat sich, in vielfach unterschiedener Ausprägung, die Auffassung gegenüber gestellt, daß auf dem Wege wechselseitiger Beschränkung, Ermäßigung und Abwerthung der Streitpunkte die Wiedervereinigung der getrennten Confectionen zu Einem Kirchenkörper erreichbar und anzubahnen sei, ja, daß der



erneute Zusammenschluß bereits nahe bevorstehe. Je nach der Stellung, welche zu dieser Meinungsverschiedenheit genommen wird, führt auch die Beurtheilung der römischkirchlichen Streitlage zu abweichenden Ergebnissen. Dahingestellt jetzt, ob die ältere oder die später neben aufgekommene Ansicht protestantisch im Recht sich befinde, ist immerhin soviel gewiß, daß jede unrichtige Schätzung des diesseitigen, zunächst des evangelisch-lutherischen Gegensatzes wider das Papstthum, in desselben sowohl infallibilistisch als fallibilistisch behauptetem Sinne, auch auf die Würdigung dieser letztern Verschiedenheit Einfluß haben werde. Wie im falschen Urtheil über die Bedeutung der gesamttrömischen Eigenthümlichkeit und ihrer Unterschiede immer irgendwelche Verkennung des evangelischen Prinzips sich spiegeln wird, so wirkt verfehlte Beurtheilung seines Gegentheils unvermeidlich auf die Klarheit und Sicherheit des eigenen Glaubens- und Bekenntnißstandes nachtheilig zurück.

Die auf protestantischer Seite, wie angedeutet, nicht übereinkommenden Antworten auf die Frage um eine mögliche oder denkbare Aufhebung der großen abendländischen Kirchenspaltung schließen sich beziehungsweise aus. Im betreffenden Punkte können darum nicht beide Meinungen richtig sein, und, als Grundlage der Betrachtung das Bekenntniß vorausgesetzt, wird die eine derselben mit diesem übereinstimmen, die andere von ihm abweichen. Unter diesen Gesichtspunkt gestellt, erhält die zeitgeschichtlich erwachsene Aufgabe, hinsichtlich des Verhältnisses der im römischen Kirchenstreite einander bestehenden Gegensätze sich zurecht zu finden, ihre nähere Bestimmtheit. Sie kann so bezeichnet werden, daß es darum zu thun ist, durch Hebung der über jenes Verhältniß obwaltenden Mißverständnisse zugleich auf Bekenntnißgemäße Reinigung und Einigung des evangelischen Bewußtseins hinzuwirken.

In gleichartiger Richtung wurde bereits vor Zusammenberufung des vatikanischen Concils auf den, als von der römischen Entwicklung beinahe erreicht, in Sicht getretenen „Gipfel geistlicher Papstgewalt“ hingezeigt \*). Die damaligen Andeutungen sollen nunmehr, unter Berücksichtigung der römischen Feststellung vom 18. Juli 1870 und ihrer wahrnehmbar gewordenen Wirkungen, durch einige Bemerkungen ergänzt werden.

## II.

Nach einhelliger Ueberzeugung des Protestantismus, welche insonderheit auch dem Bekenntnisse der deutschen Reformation angehört, ist das Dogma von der oberstlehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes, weil der Begründung durch Gottes Wort entbehrend, schlechthin verwerflich. In der Verneinung dieser Lehre trifft die evangelische Anschauung mit der Ansicht solcher römisch-katholischer Christen zusammen, welche der Constitution „Pastor aeternus“, verflündet in der vierten Sitzung des vatikanischen

Concils, die Zustimmung versagen. Der Einklang dehnt sich theilweise auch auf die Gründe des Widerspruchs aus. Nicht nur wird für die Ablehnung des Concilbeschlusses geltend gemacht, daß die für denselben in Bezug genommenen Schriftstellen ihn keineswegs stützen, sondern auch das, was geschichtlich gegen die Annehmbarkeit einer lehramtlichen Untrüglichkeit angeführt wird, begegnet sich wesentlich mit Ergebnissen protestantischer Forschung. Dennoch aber reicht das bezeichnete Einverständniß nicht so weit und tief, als auf den ersten Hinblick scheinen könnte. Nach protestantischer Betrachtung ist die Unfehlbarkeit, welche dem Bischof von Rom Amts halber zustehen soll, allein deshalb schon hinfällig, weil, abgesehen von der der Zeit der Pflanzung der Kirche angehörigen außerordentlichen Begabung der Apostel, für die Entfaltung des in ihren Zeugnissen enthaltenen Lehreschates eine äußerlich, antsmäßig und kirchenrechtlich feststellbare Irrthumsfreiheit keine göttliche Verbürgung vorhanden ist. Dahingegen bildet in der Polemik auch der Fallibilisten der uns vorgehaltene Mangel eines solchen, jedem Zweifel und Streit wirksam abhelfenden Mittels, Einheit und Reinheit der Lehre zu bewahren, das stets wiederkehrende A und O vermeintlich stegreicher Bekämpfungen des protestantischen Schriftprinzips. Was sodann die den Anhängern der päpstlichen Lehruntrüglichkeit gegenüber bestrittene Beweisraft der für dieselbe angezogenen einzelnen Stellen der kanonischen Schrift angeht, so wird die Bedeutung des bezüglichen Einverständnisses mit evangelischer Auffassung erheblich dadurch vermindert, daß die damit im nahen Zusammenhang stehenden Aussagen des göttlichen Wortes, aus welchen auch die Gegner der Sitzung vom 18. Juli v. J. den Primat des römischen Bischofs herleiten, protestantischerseits entschieden anders verstanden werden.

Das Ange deutete genügt, um, hinsehend auf den großen Gegensatz der Confessionen, in dem Einklange, auf welchen die der fallibilistischen und der protestantischen Auffassung zugleich angehörigen Annahmen sich beschränken, überwiegend nur eine oberflächliche Berührung grundverschiedener Standpunkte zu erkennen. Dies Zusammentreffen begründet nicht einmal eine vorläufige Geneigtheit, im Kampfe der Anhänger und Widersacher der Unfehlbarkeitslehre der letzteren Seite Recht zu geben, sobald nur der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit zutreffend gesagt wird. Der wesentliche Streitpunkt besteht nicht an sich in der Frage, ob der Papst unfehlbar sei oder nicht, worüber freilich protestantisch kein Zweifel ist. Vielmehr kommt bloß darauf es an, ob eine auf der Grundlage des römisch-kirchlich beider Parteien gemeinsamen Gesamtsystems zu bewirkende Prüfung zur Entscheidung für die eine oder andere Annahme führe. Begreiflich bildet der Umstand, daß die einem der beiden Gegensätze beifällige Entscheidung im Ergebnisse mit dem Protestantismus übereinkommen würde, keinen Grund für deren innerhalb der eben genannten Voraussetzung anzuerkennende Richtigkeit. Eher würde zu vermuthen sein, daß, je weiter eine der beiden Meinungen von der evangelischen Auffassung abstehe, desto zuverlässiger ihr reiner Einklang mit richtig römisch-katholischer An-

\*) Der berührte Artikel (Ev. R. Z. 1866. Nr. 61. 63. 65) war schon im April dess. J. der Redaction überandt.



schauung sich werde behaupten lassen. Dies war hervorzuheben, um für die weitere Erörterung einen nicht durch unklare Begrenzung ihres Gegenstandes verschränkten Raum zu gewinnen. Es soll nicht gefunden werden, wie die durch das Vatikanum gesteigerte Spannung binnenrömischer Gegensätze zur evangelischen Kirche sich verhalte, sondern, wie im Innern der römischen Gesamtkirche mit den Beziehungen der Anhänger der päpstlichen Untrüglichkeit zu ihren Gegnern es stehe. Dieser Widerstreit fordert seine Lösung allein von dem beide Theile bindenden und beherrschenden Gesetze des römischen Kirchenprinzips.

Zur Kennzeichnung dieser Grundbestimmtheit hat die vatikanische Synode selbst in einem dem Beschlusse vom 18. Juli 1870 noch vorangegangenen Ausspruche einen im vorliegenden Zusammenhange merkwürdigen Beitrag geschaffen. Die Benennung der gesammten dem Papste unterstellten Kirche als „römischer“ findet sich zwar schon direkt auf die *ecclesia una sancta catholica* bezogen in einer Verordnung Johannes XXII., \*) welchem es anliegen mußte, daß die Residenz in Avignon seine kirchlich-römische Eigenschaft nicht verdunkle. Ueblich war jedoch die unmittelbare Apposition zur Kirche des Apostolikums nicht geworden. Nur die, nach ähnlichen Aussagen von Innocenz III. \*\*), von Gregor IX. \*\*\*) herstammende Bezeichnung der römischen Kirche als „Mutter und Lehrmeisterin aller Kirchen (*omnium ecclesiarum mater et magistra*)“ ist in dieser Gestalt wiederholt im Tridentinum angewandt. †) Da dieser Ausdruck die bischöfliche Kirche in Rom, welche unmittelbar gemeint ist, von den anderen Kirchen unterscheidet, ††) so fehlte es noch an einer förmlich festgestellten Anreihung des Charakters „römisch“ an die symbolisch überlieferten Merkmale der Gesamtkirche: „*una, sancta, catholica*.“ Hierzu war der theologisch und kanonistisch fest ausgeprägte Sprachgebrauch bisher nicht vorgeschritten, obgleich schon die in die Concordate mit Frankreich (1801), Baiern (1817), Oesterreich (1855) aufgenommene Ausdrucksweise: „*Religio catholica apostolica romana*“ eine Ergänzung vorbereitet hatte. Die Entfaltung des Kirchenbegriffs bot demnach, römisch betrachtet, formal noch einen Rückstand dar, welcher durch die vatikanische „*Constitutio dogmatica de fide catholica*“ vom 24. April 1870 erledigt worden ist, indem sie (cap. 1) „die heilige katholische apostolische römische Kirche (*Sancta Catholica Apostolica Romana Ecclesia*)“ als Subject des bezugten Glaubens und Bekenntnisses („*credit et confitetur*“) nennt. Die ökumenische Zusammenfassung der

Eigenschaften der Kirche ist folchergestalt um das Prädikat „römisch“, welches in unmittelbarem Anschlusse den Merkmalen der Heiligkeit, Katholicität und Apostolicität beigelegt ist, symbolisch erweitert im wörtlichen Anschlusse an die Allocution vom 9. Dec. 1854. \*) Die Bedeutsamkeit dieser Aenderung, welche auch von den gegen die ursprüngliche, wesentlich nicht umgestaltete Fassung angeregten Bedenken \*\*) angezeigt war, leuchtet unschwer ein. Mit der einstimmig \*\*\*) angenommenen und soviel bekannt überall unbeanstandet gebliebenen Constitution ist der symbolisirte Zusatz in römischkatholisch unbeschränkte Geltung getreten.

Dieser Vorgang erläutert einmal, daß und wie die rechtliche Entwicklung des formulirten Bekenntnisses zugleich der römischen Gemeinschaft desselben das Ergebnis der Weiterbildung als göttlich beglaubigtes Dogma verbürgt. Was sodann den sachlichen Inhalt anlangt, erhellt, vermöge der Weise, wie die römische Kirche als die des Bischofs von Rom und als die katholische verknüpft erscheint, daß nichts Glaube und Bekenntnis dieser sein kann, was nicht ebenmäßig von jener geglaubt und bekannt wird. Hinsichtlich des Verhältnisses des römischen Bischofs, als Mittelpunktes der Einheit, zum gesammten Episkopate bemerkte Möhler (*Symbolik*, 7. Aufl. S. 393), daß, während das Papalsystem, ohne die göttliche Institution der Bischöfe zu verkennen, die Kraft der Mitte besonders hervorgehoben, das Episkopalsystem, ohne die göttliche Einsetzung des Primates zu leugnen, die Kraft vorzüglich nach der Peripherie zu lenken gesucht habe. „Indem hiernach, heißt es weiter, ein jedes das Wesen des andern als göttlich anerkannte, bildeten sie für das kirchliche Leben sehr wohlthätige Gegensätze, so daß durch ihre Gegeneinanderbewegung sowohl die eigenthümlich freie Entwicklung der Theile bewahrt, als auch die Verbindung derselben zu einem untheilbaren und lebendigen Ganzen festgehalten wurde.“ Nach dieser Auffassung, bei deren Rundgebung gleichzeitig die von den Synoden zu Constanz (1414) und Basel (1431) ausgesprochene Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Concil als verwerflich und die hierauf beruhende Ansicht als bereits verschollen bezeichnet ward, bildet allerdings der Einklang des Primates mit dem Episkopate, des Mittelpunktes mit dem Umkreise, das unentbehrliche Erforderniß eines für die ganze Kirche verbindlichen Ansehens dogmatischer Aussprüche. Sobald indeß die praktische Anwendbarkeit dieses zunächst theoretischen Satzes in Frage tritt, wird die Entscheidung wesentlich mit abhängig von dem Maße der Anziehung, welche das Centrum auf die Peripherie, und umgekehrt diese auf jenes

\*) Ferraris, *Biblioth. can.*, s. v. *Ecclesia* I, 27 (ed. Ven. 1752. t. III. p. 10).

\*\*) Cap. 2. X. de summ. trin. I, 1. c. 23. de privil. V, 33.

\*\*\*) Cap. 20. de foro comp. II, 2.

†) Conc. Trid. S. VII. De bapt. can. 3; S. XIV. De sacr. extr. unet. cap. 3.; S. XXII. De sacrif. missae cap. VIII.; S. XXV. contin. De del. cib. etc.

††) Auch der genitivische Zusatz im Titel der Karbinäle „S. R. E.“ hat unmittelbar nur Beziehung auf die bischöfliche Kirche in Rom.

\*) Die vom Vatikanum vollzogene Symbolisirung des Prädikates „Romana“ zu „Ecclesia“ ist bewirkt durch wörtliche Herübernahme aus der Allocution vom 9. Dec. 1854 (*Sanctiss. D. N. Pii. PP. IX. Epistola encyclica* d. d. 8. Dec. 1864 . . . ed. Ratisb. 1865. p. 80).

\*\*) Römische Briefe vom Concil von Quirinus. München 1871. S. 304. 305. 361.

\*\*\*) Röm. Br. S. 369. Archiv f. kath. Kirchenrecht Bd. 24. S. II.



üht. Beides steht sich nicht gleich, so daß, wenn die Ungleichheit übersehen wird, sich Folgerungen darstellen, welche, abstrakt richtig, konkret Fehlschlüsse sind. Wenn nämlich eine aus Meinungsverschiedenheit herrührende Spannung der Mitte mit dem Umkreise beharrlich sich der Lösung versagt, so wird ein auf beiden Seiten ungleicher Erfolg unvermeidlich. Die Mitte, eine punktuelle Einheit, verändert ihre Stellung nicht, während, was im Umkreise, der eine lineare Vielheit ausmacht, nicht mehr vom Centrum sich anziehen läßt, damit überhaupt dem durch des letzteren Verbindung mit der Peripherie gebildeten Ganzen des Kirchenkörpers entfällt. Das abstrakte Verhältniß des nothwendigen Einklangs des Primates mit dem Bischofthum, und folgeweise der ebenfalls auch dem erstern unterworfenen Gesamtheit, dauert darum nichts desto weniger in ungetrübter Reinheit fort, weil auf diese keinen Einfluß hat, daß durch Ausscheidung einzelner Glieder sei es der lehrenden oder der hörenden Kirche, der extensive Umfang des ganzen Kreises der dem Papste untergebenen Ecclesia Romana eine Verminderung erleidet.

Hieraus leuchtet vorab ein, daß eine Erwägung der Folgen des Unfehlbarkeitsbeschlusses nicht einseitig das Erforderniß des Einklangs des Primates und des Episkopates zu Folgerungen verwenden darf, sondern zugleich berücksichtigen muß, daß dem ersteren, wie die unter dem 24. April 1870 in das geltende Recht ausdrücklich aufgenommene Erklärung der ganzen katholischen Kirche als römischer erneut bestätigt, unentziehbar eine Macht der Zusammenhaltung einwohnt, welche unzweifelhafter Bestandtheil des römisch-katholischen Systems ist. Mangelhafte Beachtung des wirklichen Verhältnisses der angegebenen verschiedenen Momente würde sowohl dem Rechte, wie es nun einmal ist, nicht entsprechen, als auch durch Täuschungen, zu einem dem vielleicht beabsichtigten Erfolge ungleichartigen, jedenfalls aber nachtheiligen Ergebnisse führen. Der eigene Standpunkt wird nicht gestärkt, wenn nachträglich sich findet, daß es mit dem entgegengesetzten eine andere Bewandniß hat, als von jenem aus vorausgesetzt war.

(Schluß folgt.)

### Evangelische Kirchen-Ornamentik.

Ueber das Geschäft für stylvolle Ausschmückung evang. Gotteshäuser von Paul Gerh. Heinersdorff in Berlin liegt ein Circular vor, aus welchem Nachstehendes entnommen ist.

„Mehr denn 600 Kirchen durfte ich seit Bestehen meines Geschäftes mit den ihnen fehlenden Kirchengewandstücken und Paramenten versehen, bei einigen derselben wurde mir die Lieferung der ganzen Einrichtung übertragen.

Sämmtliche Formen, die nicht in völlig reinem kirchlichen Styl waren, sind ausgeräumt. Im Sommer 1869 unternahm

ich eine längere Reise durch Mittel- und Süddeutschland, um die hervorragenden Werkstätten für kirchliche Kunstgewerbe kennen zu lernen. Auch war ich zur Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände während des letzten Kirchentages in Stuttgart. Es gelang mir besonders auf diesen Reisen, eine große Anzahl trefflicher alter und neuer Formen zu acquiriren, vor Allem von Ciborien, Kelchen, Altarleuchtern und Crucifixen. Während ich im Anfange meines Unternehmens im Süden arbeiten ließ, weil es hier so ganz an geschickten Kräften, besonders für kirchliche Messingarbeiten, mangelte, so gelang es mir auf meiner Reise, einige tüchtige Arbeiter in Bayern zu engagiren, die nun hier ausschließlich für mich beschäftigt sind. Auch habe ich vor Kurzem, da beständige Paramenten-Arbeiten vorlagen, eine eigene Stickerie für Kirchen-Paramente eingerichtet, und bin nun auch im Stande, Altargewänder, Bahrentücher, Beelen etc. billiger und schneller denn früher zu liefern.

Zu den Gegenständen innerer Kircheneinrichtung sind neu hinzugekommen:

1. Gedenktafeln für die im Kriege Gefallenen.
2. Mouleaux für Kirchenfenster, transparent in Del gemalt.
3. Altarbilder in Del gemalt, Copieen älterer und neuerer Meister, kein Delbruck, von 30—90 Thlr.“

Zum Schluß theilt Hr. Heinersdorff mit, daß er gern bereit ist, zu Kirchenfesten und größeren Prediger-Conferenzen größere Sendungen diverser Kirchengewandstücke zu einer kleinen Ausstellung zu veranlassen, und bittet er nur den Herrn Geistlichen, welcher sich der Mühe unterziehen will, eine solche kleine Ausstellung zu arrangiren, sich frühzeitig an ihn (Adresse: Paul Gerh. Heinersdorff — Berlin, Wilhelmsstr. 28) zu wenden.

### Einladung

zu der am 18. Oktober in Marienburg stattfindenden  
lutherischen Konferenz

für alle diejenigen Geistlichen und Laien, welche die Rechtsbeständigkeit der lutherischen Bekenntnisse, sowie die Existenz der lutherischen Kirche in Preußen, durch die Union nicht für aufgehoben halten und — mit Abweisung aller separatistischen Bestrebungen — die Ausgestaltung der lutherischen Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung anstreben.

#### Programm.

17. Oktober nach Mittag Begrüßung im Hochmeister.
18. Oktober 9 Uhr Eröffnungsandacht durch Pfarrer, Lic. Messelmann. — 1. Die apologetische Bedeutung der Gleichnisse Jesu. Prof. Grau. 2. Artikel XV. der Verfassungs-Urkunde. v. Berg und Pf. Karmann. Gemeinschaftliches Mittagsmahl. 3. Die Confirmation. Pf. Wedemann. Schlußgebet durch den Präses.

Eine Erklärung über die Theilnahme ist sehr erwünscht und wird daher erbeten unter der Adresse von Pf. Karmann in Gruppe.

#### Der Vorstand

für den abwesenden Präses: Heinersdorff, Stellvertreter. Rath. Günther. Messelmann. Schnaase. Consentius. Freiherr v. Albedyll-Carnitten. Graf Dohna-Schlodien. Graf Kanitz-Podangen. Graf Finkenstein-Besendorf. v. Berg-Perscheln.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 27. September.

N<sup>o</sup> 77.

## Landeskirche und Freikirche.

Th. Harnack, die freie lutherische Volkskirche. Erlangen, Deichert, 1870.

Ad. Stählin, das landesherrliche Kirchenregiment. Leipzig, Dörffling und Franke, 1871.

Wer längere Zeit und nicht bloß äußerlich mit dem Landvolke verkehrt, dem naturwüchsig conservativen, im 1. Artikel des Glaubens webenden, zum 2. und 3. doch wenigstens in frommer Ehrfurcht und Ahnung emporschauenden Bauernstande, welcher nach Wolfgang Menzel heute fast die alleinige Stütze der Kirche ist, die sonst von den höheren Ständen vielleicht schon verlassen und abgebrochen wäre, den mag manchmal ein schmerzliches Lächeln anwandeln über den wichtigen Mienen und unruhigem Treiben der Bauplanfabrikanten droben und drinnen in der Stadt. Sie mögen's gut meinen, aber in zweierlei täuschen sie sich; nämlich in der Einbildung, richtiger „Einredung“, als wolle das Volk regieren oder doch mitregieren, statt regiert zu werden; und in der andern, scheinbar entgegengesetzten, das Volk lasse sich verwerthen als Füllmasse von Neubauten, die auf fremdem Grunde stehen, nicht auf dem Grunde deutscher Art, geschichtlicher Ueberlieferung, alten Rechts, väterlicher Zucht und Sitte, wahren Christenglaubens. Unser Volk will kommandirt und regiert sein; aber von frommen und getreuen Oberherren; unser Volk begnügt sich mit der bescheidenen Rolle von Bausteinen; wo aber die Bauherren vom Grunde des Gesetzes und Zeugnisses, dem deutschen und göttlichen Grunde weichen, werden sie bald erfahren, daß ihnen nur noch ungefüges und zerlöstes Material blieb, welches dauerhaften Bestand ihrer Hochbauten unmöglich macht.

Sind diese Beobachtungen und Ueberzeugungen richtig, so möchte aus ihnen freilich auch manches resultiren für die sociale und politische Gestaltung des deutschen Reiches. Aber das lassen wir bei Seite. Uns kimmert zunächst die Kirche, die arme und elende, dennoch inwendig herrliche und hochgeliebte Magd des Herrn. Und gerade die sichtbare weltwirkliche, die deutsche evangelische Kirche in ihrer geschichtlich gewordenen, dermalen fast ausnahmslos landeskirchlichen Gestalt. Söhne kimmern sich ja um die kranke Mutter. Scheint es nicht, als würde sie kränker, je mehr Menschen an ihr herum doktern? — „Ich bin der Herr, dein Arzt!“

Die Krisis scheint nahe zu sein. Harnack wenigstens schildert sie als vor der Thür und unausweichlich. Auch Stählin sieht eine gewaltige entscheidende Wendung bevorstehen. Beider Männer Federn sind in die Farbe nicht nur brennender Liebe, sondern auch lauterer Wahrhaftigkeit getaucht. Auch setzt keiner von beiden hartköpfig Princip gegen Princip, ohne zu fragen, ob über dem Streit dem Kranken Erleichterung und Hülfe zu Theil werde. Jener unternimmt es, die in Hannover zuerst laut ausgesprochene Lösung der Freikirche näher zu entwickeln, schaut sie als äußere und innere Nothwendigkeit, dabei als Volkskirche, freut sich ihrer aber doch nur mit Zittern. Dieser tritt für das sogenannte landesherrliche Kirchenregiment in die Schranken, doch aber mehr für die Zulässigkeit und Erträglichkeit, als für Berechtigung und Nothwendigkeit, erhebt aber keineswegs den Schild fremdiger Ueberzeugung für die dermalige Kirchenregierungsweise. Wir dürfen uns herzlich freuen und Glück wünschen, daß diese schwierige Frage, deren Entscheidung folgeschwer sein muß, wie sie auch falle, von zwei lutherischen Theologen, einem Professor und einem praktischen Geistlichen, so gründlich, so würdig und im Grunde doch so innerlich einig beleuchtet wird von zwei verschiedenen Seiten. Ja, was sie an gelehrter Rüstung, tüchtiger Verstandes- und Gewissensarbeit zur Lösung aufgewendet haben, sollen wir ihnen um so mehr danken, als jezo, zumal nach dem Reichskriege, an die Stelle der früheren hitzigen Wortkämpfe im Ganzen eine gewisse nicht unbedenkliche Verdroffenheit der Gemüther getreten ist. Der Unionismus hat in den letzten Jahren eine moralische Niederlage nach der andern erlitten, ist darüber verdrücklich und hält fest, wo er das Heft in Händen hat. Wo aber irgend neben lebendigem Glauben und herzlicher Liebe zu Christo auch tieferes Eingehen in den 3. Artikel, wahres Verständniß vom Wesen und von der Geschichte der Kirche erwachsen ist — und im Amte kommt das glücklicherweise nicht wenigen — da bricht sich immer stärker und mächtiger die Ueberzeugung Bahn vom Recht der Confession und vom Unrecht, das die Unionsmacherei der lutherischen Kirche anthut, und von der Nothwendigkeit, das Bekenntniß zu bewahren und zu betonen, soll anders die deutsche Kirche Leben gewinnen und am Leben bleiben, und von dem traurigen Mündelstand, der unwürdigen Bindung und Lähmung der Kirche unter der Staatsgewalt, deren Träger und — wir können nicht anders sagen — für allen Schaden verantwortliche Vermittler eben doch die Männer des Kirchenregiments sind. Das ist ihnen ja so oft und so deutlich



gesagt worden, daß man des Redens und Schreibens nun überdrüssig, Gott helfe! nicht müde geworden ist im Beten. Innigst überzeugt, daß der Kirche nur durch fromme Thaten — das sind stets Selbstopferthaten — geholfen wird, dürrtet man danach, Thaten zu sehen. Nicht mehr bloß jugendliche Feuerseelen, nein, viel gereifte Männer, graue Häupter, würdige Superintenden ten außerhalb Preußens und in Preußen schauen aus nach dem Decius, der, von Gott zu solchem Opfermuth erweckt, die Kluft auf dem Kirchenforum schlosse. Und so trübe auch die Bahn ist bis zu den nächsten Schritten, so verfahren alle Wege erscheinen: fände sich morgen ein evangelischer deutscher Fürst, ein deutsches Kirchenregiment entschlossen, im Namen des lebendigen Gottes, im Vertrauen auf unsern Heiland, den Eigensherren der Kirche, treulich und freimüthig die Initiative zu ergreifen und vor das evangelische Volk zu treten mit dem Programm des Zusammenschlusses der evangelischen Kirchen deutscher Zunge und lutherischen Bekenntnisses in föderativer Einigung, dabei zugleich die Hand bietend zur Gliederung der Partikularkirchen nach berechtigten Postulaten und bereit, dem gegliederten Kirchenvolke aktive Theilnahme an der innern Ordnung und Leitung der Kirche gebührenden Maaßes zu gewähren, auch einen Theil der bestrittenen Rechtsgewalt daran zu geben, soweit sie die Entfaltung des kirchlichen Lebens hemmen möchte — das wäre eine bahnbrechende That, würdig der großen Tage und großen Opfer, auf die das Vaterland dankbar zurückschaut, fähig, viel edle Gemüther vom Abdruck der Sorge und des Mißtrauens zu befreien und mit froher Hoffnung für die Zukunft unsers Volks zu erfüllen, mächtig, um den erregten Geistern, welche um das Heiligthum, um Alt und Neu, Halt und Bruch, Bekenntniß und Regiment, Volks- und Freikirche ringen, die nächsten sichern Schritte und weitere fruchtbare zu weisen zur Aufrichtung und zum Ausbau der Kirche.

Liegt uns zunächst auf, das reichhaltige und geistvolle, auch durch lichte lebendige Darstellung und warme schöne Sprache ausgezeichnete Buch des Erlanger Professors so vorzuführen, daß, wer es noch nicht gelesen hat, ein klares Bild und Urtheil gewinne, so sprechen wir zuvörderst den Wunsch aus, was wir zum Kosten aufstischen, möchte zum wirklichen Essen locken. Denn auch, wer schließlich der Gesamtanschauung des verehrten Verf. nicht zufällt, wird der Durchlesung seines Buches hohen Genuß und reichen Gewinn, uns die Empfehlung verdanken.

Aus der schönen Vorrede, welche die allgemeine kirchliche Situation in großen Zügen schildert, können wir uns nicht versagen, etliche Gedanken summarisch wiederzugeben, welche zugleich die Grundanschauungen des Buches aussprechen. Die Union, soweit positiv, zeigt ja christliches Leben, zehrt aber mehr an dem noch vorhandenen, als daß sie neues schafft. An sich ist sie weder kirchenbildend noch volksthümlich, weil vorwiegend doktrinär, Produkt der Berechnung; erst die Provokation auf den preussischen Geist giebt ihr populäre Zugkraft. Gelingt es ihr, die lutherische Kirche zu beseitigen, die Kirche Christi wird sie nicht bauen. Vor der Thür stehen schon die Füße derer,

welche diese Union begraben und ihr Erbe theilen wollen. Populär ist nur der Unglaube mit seiner natürlichen Religion oder der positive kirchliche Glaube. Das Lutherthum soll aber unter strammer Scheere Dienste thun, ausgebeutet und schließlich abgethan werden, wenn die Reichskirche oder Weltkirche fertig ist. Damit wird dem religiösen Leben des Volks die Herzsader unterbunden, und dafür sollen irdische Mittel Kraft, Schutz und Glanz verleihen. Man lasse doch dem Hirtenknaben David seine Hirtentasche und Schleuder und verschone ihn mit der Rüstung Sauls. Indem das landesherrliche Kirchenregiment das Bekenntniß der Kirche preisgibt der eignen Willkür oder der Zeitströmung, gräbt es sich das eigne Grab, stürzt das Fundament seiner eignen kirchlichen Berechtigung um. Die lutherische Kirche will aber nicht mit der degenerirten Landeskirche sterben, ist göttlich verpflichtet, sich selbst zu erhalten, und damit dem Volke das lautere Evangelium, ihr höchstes Gut, von dem sie lebt, mit dem sie stirbt. Leider wird ihr das von den nächsten Bundesgenossen angefochten, die sie im Rücken bedrohen; wäre sie der Sorge ledig, sie könnte freier den andern Gemeinschaften die Hand reichen zu gemeinsamem Kampfe, besser das Leben ihres Volks durchsalzen. Will sie aber nicht gänzlich erlahmen, sich selbst morden, so darf sie, die vor allen Bekenntniskirche ist, nicht ferner passiv bleiben, sich nicht mehr so weiter regieren lassen. Die Vertreter der luth. Partikularkirchen müssen, von der Defensiv zur Offensiv übergehend, sich über das einheitliche Ziel verständigen und zu gemeinsamem Handeln verbünden. Gelingt das nicht, dann wird eine nach der andern von der übermächtigen Strömung überfluthet und entweder weggespült oder zu verkümmertem Dasein herabgedrückt.

Die kurze Einleitung entwickelt mit treffenden Worten aus dem Wesen der Kirche die centrale, fundamentale und constitutive Bedeutung des Bekenntnisses, in welchem die empirische luth. Kirche ihr einiges und ausreichendes Einheitsband erkennt, im Gegensatz zu den Römischen, denen die Verfassung Centrum ist, und zu den Sekten, welche den Weltberuf der Kirche vergessen.

Cap. 1 führt geschichtlich aus, wie die luth. Kirche trotz ihrer richtigen Principien dennoch zu einer denselben adäquaten Verfassung, zur Selbständigkeit nicht gelangt ist, zunächst durch Schuld der papistischen Bischöfe, darnach durch fürstliche Willkür und eigne Lässigkeit. Die Reformatoren waren grundsätzlich Episkopalisten, wollten zwar von einem *jus divinum* des Episkopats nichts wissen, erkannten ihn aber doch an als die zweckmäßigste und durch eine mehr als tausendjährige Geschichte gefestigte Verfassungsform. Die Landesobrigkeiten, welche sie, von der Noth gedrängt, zu „Nothbischöfen“ annahmen, sind im weiteren Verlauf zu Bischöfen geworden, welche die Kirche in Noth brachten. Ueber ihre Praxis seufzte schon Luther schwer, darnach viele andere treue Zeugen; später kam, gestützt auf unklare Anschauungen über göttliche Ordnung, Stände, Volk und Kirche, auch die unevangelische territorialistische Theorie dazu,



welche in dem bekannten heidnischen Sage gipfelte: *cujus regio, illius religio*.\*)

Hier nun setzt Stählin ein mit der im 1. Abschnitte seiner Broschüre ausgeführten Gegenbehauptung: Nicht wider, sondern mit dem Willen der Reformatoren sei aus dem Provisorium ein Definitivum geworden, habe das landesherrliche Kirchenregiment sich durch- und festgesetzt. Höchstens dürfe man Melanchthon einen Episkopalisten nennen; die übrigen Reformatoren, Luther vorab, hätten, dem alten historischen Episkopate stets nur die landesherrliche Kirchenaufsicht gegenübergestellt, an einen neuen evangelisch modificirten Episkopat nie gedacht. Was St. mit Berufung auf Ranke (deut. Gesch.), Köstlin (luth. Theol.), Rahnis (Dogm.), Höfling (Grundr. d. K.-Verf.) und zahlreichen Belegen aus Luthers Schriften und andern Urkunden darlegt, muß in seiner Abhandlung selbst nachgelesen werden. Uns scheint es allerdings geeignet, jene seit Stahls Vorgang, wenn nicht allgemein, doch weit verbreitete Meinung zu erschüttern. Durch die sächsische Kirchenvisitation von 1527, welche allerdings gerade Luther betrieb, ist einerseits ein evang. Kirchen- thum erst zu Stande, andernteils das Kirchenregiment des Landesherrn eigentlich schon zur vollen Ausübung gekommen. Nicht bloß äußere Noth, sondern auch innere Nothwendigkeit trieben dazu, es der weltlichen Obrigkeit zu übertragen. Hätten die Reformatoren nur ein Interim anrichten, darnach aber zu wirklichen Bischöfen zurückkehren wollen, das widerspräche der ganzen Stellung Luthers zur Obrigkeit, sei fast undenkbar. Vielmehr habe man sofort mit Bewußtsein dauernde Institutionen einrichten wollen, deshalb Superintendenten und Consistorien eingesetzt als Organe der unter obrigkeitlicher Autorität entstehenden neuen Ordnung. Alles auf Grund der günstigen Reichstagschlüsse von 1526 und 1529. Luther habe von Anfang die Obrigkeit für berufen erachtet zur Reformation und zur Leitung der von Papst und Bischöfen verlassenen Kirche, mit großem Ernst in sie gedrungen, diesen Dienst der Kirche zu leisten und noch 1545 bei der Visitation des Stiffts Naumburg dieselbe Ansicht ausgesprochen. Da sich der katholische Episkopat mit seinem historischen Rechte — ein göttliches gestand man nicht zu, vindicirte aber ein solches auch nicht dem Landesherrn — als unbrauchbar für die Kirchenreformation erwies, und Luther auf die Gemeinden die Kirchengewalt zu stützen gerechtes Bedenken trug, so blieb nichts übrig, als sie den Fürsten zu überlassen. Darin an sich sahen die Reformatoren noch keine Vermengung der weltlichen und geistlichen Gewalt, gegen welche sie sich allerdings stark und oft erklärt haben, privatim und symbolisch, sondern nur im Eingreifen der Weltmacht in innere Angelegenheiten der Kirche, in Predigt, Sakramentsverwaltung, Beichte, Glaube u. s. w., gegen welchen Mißbrauch besonders die eifernde Unzufriedenheit Luthers sich richtete. Ein selbständiger evan-

gelischer Episkopat war schon deshalb unmöglich, weil mit dem *jus divinum* der Hierarchie die Selbständigkeit der Bischöfe fallen mußte.

So wenig wir das Gewicht dieser historischen Erläuterungen unterschätzen, zwingend scheinen sie uns nicht darzutun, daß die Reformatoren mit Bewußtsein auf eine dauernde Uebertragung der Kirchenregierungsgewalt an die fürstliche Obrigkeit hingearbeitet, mehr als dem äußern Nothstand nachgegeben, den wirklichen kirchlichen Episkopat und die selbständige kirchliche Ordnung als die adäquatere Verfassungsform nicht im Herzen getragen hätten. Dafür scheint doch vieles zu sprechen. Nicht nur Art. XXVIII. der Conf. Aug., namentlich die Schlußworte, sondern auch das Bedenken Luthers der Consistorien halben vom 3. 1538. Dann seine zahlreichen und starken Unmuthsäußerungen, namentlich die oft angeführten aus seinem Briefe an Dan. Greser 1543. Worte wie: „*desinant vocationes confundere — ecclesias relinquant his, qui ad eas vocati sunt, qui rationem Deo reddent — non est ferendum — distincta volumus officia ecclesiae et aulae — sed nos resistemus Deo favente et studebimus — vocationes distinctas servare*“ möchten sich kaum aus vorübergehender Gereiztheit in Folge einzelner Eingriffe ins geistliche Amt erklären lassen. Am gewichtigsten erscheinen die nach 1545 in der Reformatio Witeberg. gemachten Vorschläge, von welchen Stählin S. 19 selbst einräumt, sie seien „ernst gemeint“ gewesen. Wie wären sie mit der Wahrhaftigkeit des Reformators zu vereinigen, hätte er das eigentliche Kirchenregiment den Landesherrn als für alle Zeit zu eigen übergeben gedacht? So lange man noch auf ein Concil hoffte, war das, wie uns scheint, ebenso unmöglich als die Aufrichtung eines neuen evangelischen Episkopats, worauf St. so großes Gewicht legt. Staatsrechtlich waren ja die alten Bischöfe nicht beseitigt, sondern nur ihre Macht suspendirt für die evangelischen Lande. Bekanntlich sind übrigens doch etliche Bischöfe zur evangelischen Lehre und Partei getreten, auch etliche erledigte alte Bisthümer mit evangelischen Männern besetzt worden. Die eiferflüchtige und übergreifende Gewaltthätigkeit der Fürsten und fürstlichen Beamten machte sich dabei sofort fühlbar, in Sachsen wie in Preußen und Brandenburg, nicht zum Gefallen, sondern zum größten Verdrusse der Reformatoren; und wenn eben dadurch die selbständige Wirksamkeit dieser evangel. Bischöfe unmöglich, ihre Stellung unhaltbar geworden ist, so hat das bei den Reformatoren nichts weniger als Zustimmung gefunden, auch nicht an dem mit der Hierarchie hinfällig gewordenen *jus divinum* gelegen. Ob Luther den Ausdruck, den Herzog Albrecht in der Vorrede zur Preussischen Kirchenordnung von 1530 braucht: „*coacti sumus alienum officium, hoc est episcopale, in nos sumere*“ kirchenrechtlich genau geprüft habe, steht zu bezweifeln. Ebenso wenig möchten Ausdrücke, wie „*curent, inspeciant, geberrnent*“ juristisch abgewogen, vielmehr diese Thätigkeiten den Obrigkeiten weniger im Sinne des eigentlichen Kirchenregiments, als der Kirchenpflege (*advocatio, custodia prioris tabulae*) zugewiesen sein. Daß dieser Begriff,

\*) Vgl. v. Scheurl, Bekenntniskirche und Landeskirche, Erlang. 1868. Trebitz, das Wesen der Kirche, Leipz. 1870. S. 68. 125. 158 f. 181. 197 f.



wie die damit bezeichnete Sache ein sehr schwankender gewesen sei, giebt St. selbst S. 30 zu und führt im zweiten Theile ganz richtig aus, was bereits v. Beschwitz u. A. betont haben, daß seit Karl d. Gr. schon die weltliche Gewalt eine Obmacht und Oberaufsicht über die Kirche beansprucht, darüber lange gegen die Päpste und Bischöfe gerungen und in Deutschland wenigstens diese ghibellinischen Anschauungen niemals aufgegeben hatte. Diese staatsrechtlichen Ansichten finden sich lange vor der Reformation mit beinahe territorialistischer Schärfe ausgesprochen, hatten in Luthers Tagen große Macht und Verbreitung erlangt, wurden durch den Einfluß der Reformation nur verstärkt und benützten die evangelische Lehre. Selbstverständlich wurde die Selbständigkeit und Macht des deutschen Episkopats von den nach Souveränität trachtenden Fürsten möglichst eingeschränkt und in Frage gestellt. Aber Kirchenadvokatie ist eben doch nicht Kirchenregiment, und uns scheint manches, was zu Gunsten des landesherrlichen Kirchenregiments angeführt wird, eben nur für jenes Oberaufsichtsrecht, nicht für die eigentliche Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zu sprechen. Jedenfalls müßten wir, wäre die von Stählin vertretene Ansicht die richtige, uns verwundern, daß von den Reformatoren, besonders aus Luthers Munde, keine nachdrücklichen, sichern und unzweideutigen Aeußerungen vorliegen über ihre Absicht, die Kirchenregimentsgewalt den Fürsten und Magistraten für alle Zeiten zu übertragen.

Wir kehren zu Harnack zurück. In Cap. 2 weist derselbe an der Geschichte der luther. Kirche namentlich seit 1848 nach, welche Bedeutung für ihr inneres Leben, Wachsen und Erstarken das Bekenntniß hat. Indem sie diesen Schatz wieder fand und festhalten lernte, gewann sie nicht bloß das sammelnde Banner und die blanke Waffe im Streit, sondern zugleich die relativ tüchtigste und einigste Theologie, im Gegensatz zu dem kraftlosen Sichtreißelassen des Unionismus. Doch ist der Verf. besonnen genug, auch vor confessionalistischer Ueberspannung zu warnen, weist dem Bekenntniß die gebührende Stellung zur h. Schrift und zur evangel. Freiheit an, wünscht bei seiner Geltendmachung Einheit und Mannichfaltigkeit, Festigkeit und Duldbung, Treue und Nüchternheit vereinigt. Cap. 3 schildert, wie sich die Kirche allmählich zu Klarheit und Reife durchgerungen hat im Kampfe, und nun im Verlauf desselben gezwungen ist in die Verfassungsfrage einzutreten. Mit Drangsalen der luther. Kirche fing die preußische Union an und hat nicht aufgehört das Lutherthum zu bedrängen, seit 1866, so scheint es fast, planmäßiger denn je. Die auf Abbruch der Bekenntniskirche gerichteten Konsequenzen vollziehen sich, das bemerken wir, in manchen Kleinstaaten nur noch rascher und rücksichtsloser. Der omnipotente Staat scheint wirklich instinktmäßig — aber auch an der Theorie und theologischen Rechtfertigung mangels nicht — darnach zu trachten, wie er die jetzt schon ziemlich „unsichtbare“ Kirche verschlinge oder auffauge,

was eben kein Meisterstück ist, wenn sie größtentheils aus „unbewußten“ Gliedern besteht. In treffender Weise werden Ausgangspunkte, Kampfweise und Ziele des falschen Protestantismus dargelegt, welcher, auf jenen verhängnißvollen Irrthum des Idealisten Rothe gestützt, den christlichen Glaubens- und Heilsgelalt der modernen Cultur unterordnet und die „Weltkirche im Talar“ konstruirt. Eigentlich eine neue Kirche unter neuem Rechtstitel, aber ohne Kosten und Opfer; man findet das bequemer als die Bildung freier Gemeinden. Man will die Kirche aus der Kirche austreiben, das Lutherthum zur Privatsache, zur Winkelkirche oder Sekte herabdrücken. Und zwar durch Staatshilfe. Darum hält man zunächst am territorialistischen System fest und weist den über die künstlich angestiftete Zeitgeistdrängerei verlegenen Oberherren den leichten Ausweg: Gebt nur eine freie Kirchenverfassung, so kommt alles in schönste Ordnung. Gerade durch die territorialistische Gebundenheit, welche zwar ohne ihr Wollen, aber nicht ohne ihr Verschulden über sie kam, ist die luther. Kirche wehrlos. Und doch muß sie kämpfen um ihre Existenz, muß durchbrechen. Jetzt gerade kann sie es mit gutem Gewissen. In kerngesunder, echt conservativer und zugleich evangelischfreier Weise werden hier die maßgebenden Gesichtspunkte und festzuhaltenden Verfassungsgrundsätze so richtig und vollständig gezeichnet, daß sich kaum etwas daran wird aussetzen lassen.

In Cap. 4 tritt nun H. mit der Forderung auf, welche er in Cap. 5 nach der negativen Seite begründet: Voller Bruch mit dem Staats- und Landeskirchentum, dessen letzte Stunde bevorstehe, mit dem auf annehmbare Bedingungen hin es noch länger zu versuchen unmöglich, weil zu spät sei. Wir bedauern unsere Skizze um des Raums willen kurz fassen und aus dem reichen Inhalte nicht mehr mittheilen zu können. Der schweren Verantwortung eingedenk beginnt der Verf. allerdings mit Warnungsworten gegen eigenmächtig Wollen und übereiltes Handeln, zieht ordentliche Scheidung dem barschen Bruche vor, erkennt auch an, daß weder Grenzsonderung noch Nationalkirche, noch Führung des Kirchenregiments im Namen des Landesherrn, noch endlich innige Verbindung der Kirche mit dem Staate an sich verwerflich sind. Er achtet wie politische Grenzen so nationales Band. Aber die Nationalkirche ist schon da in der deutschen Kirche luther. Reformation, welche sich zu erhalten verpflichtet ist nicht bloß für unser Volk, sondern auch für die andern germanischen Stämme, die von ihr das Evangelium zugeführt erhielten, sich an sie als Kern und Mutter anlehnen, gleichen Glauben und Bekenntniß haben. Eine Nationalkirche im Sinne der Union würde dies Band zerreißen. Wohl ist der preußische und jeder Patriotismus eine edle Gottesgabe, aber auf Gottes Altar gehört kein fremdes Feuer.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 4. October.

N<sup>o</sup> 79.

## Landeskirche und Freikirche.

Th. Harnack, die freie lutherische Volkskirche. Erlangen, Deichert, 1870.

Ab. Stählin, das landesherrliche Kirchenregiment. Leipzig, Dörffling und Franke, 1871.

(Fortsetzung.)

### II.

Zum „Auszuge aus dem Diensthause“ hat Harnack trommetet. Nun zeigt er in Cap. 6 und 7 den Gläubigen die neue Hütte. Scheint's jemandem, als schwärme er für den Zukunftsbau, uns will es vielmehr vorkommen, als sei ihm bange. Wennschon er Zion heißet, „ihre Seile dehnen und den Raum ihrer Wohnung weit machen“; wir vermögen nichts anderes zu ersehen, als eine „Nachtstätte im Kirbisgarten.“ Gut ist's, daß das seit etlichen Jahren nebelhaft vorschwebende Bild der Freikirche klar ausgezeichnet wird. Aber auf uns wirkt es zwar nicht Scheu — aufs himmlische Canaan kann man auch in der elendesten Hütte warten, in die Gott wegweist — aber auch nicht mit anziehendem Zauber. Denn — unser Volk wird schwerlich hineingehen.

Zuerst weist der sorgfältige Zeichner (in Cap. 6) die falschen Freikirchen ab. Die römische, die eigentlich doch Zwangskirche, hierarchisches Weltreich ist, die den profanen Staat unterjochen will. Dann ihr extremes Gegenbild, die reformirte Freikirche, von Vinet, dem edeln Franzosen, beredt und geistvoll vertreten. Auch ihr ist das Weltreich profan, darum absolute Scheidung von ihm Princip. Sie giebt den Völkerberuf auf, weiß nichts von der Heilsanstalt, macht die Kirche pur unsichtbar oder zur Heiligenelite, die Religion zur Privatsache, löst das natürliche Band der Familie und Volksgemeinschaft, mündet unaufhaltsam in Independentismus, Baptismus und Sektensplitterung, weil sie unsichere Kriterien der Gläubigkeit für sichere nehmen, die Kindertaufe entwerthen, wo nicht verwerfen muß. Beide Extreme meidet die luth. Kirche als Irrwege. Lohnt ihr der Staat, den sie zu Ehren gebracht hat, übel zu seinem eignen Schaden; sie wehrt, seufzet, arbeitet, aber den Reichen dieser Welt stellt sie sich nicht gleich. Und ebensowenig vergift sie Christi Warnungswort Matth. 13, 30 oder giebt ihren Erzieherberuf auf, weil die Welt sich dagegen sträubt; ihr Wesen behauptet sie gegen den Staat, der ihr zunüthet, es zu

opfern, lehnt Zwangsmittel ab, aber auch Majoritätsherrschaft, hütet sich vor Weltdienst, so gut als vor Weltknechtung und Weltflucht. Die Momente der Wahrheit in beiden Extremen, auch in der staatskirchlichen falschen Mitte nicht verschmähend, bildet die rechte Mitte — die freie Volkskirche.

Harnack construirt sie nach Matth. 28, 19. 2 Mos. 19, 6. 1 Petr. 2, 9. Off. 21, 3 u. a. St., nicht als

Nationalkirche, welche die natürlichen Potenzen über Christum, seinen Geist und Wort stellt, Gottes Volk untergehen läßt im Volksthum; nicht als

Staatskirche, die sich politisch bestimmt, territorialistisch begrenzt; auch nicht als

Massenkirche, welche der Menge der Getauften oder der Gebildeten Macht einräumt über den Gemeinglauben, den *populus fidelium et prostitentium* zum rechtlosen Heloten macht; endlich nicht als

Gemeindekirche, welche die formal = demokratische, real = weltliche Gemeinde über Amt und Wort setzt, zur Samaritaner = nicht Samaritergemeinschaft neigt; sondern auf Grundlage der Familie, der Kindertaufe und des christl. geheiligten Volksthum als

freie, in Verfassung, Regiment und Verwaltung selbständige Gesamtgemeinde der im Glauben innerlich, im Bekenntniß äußerlich verbundenen Volksgenossen.

Mit ungemeiner Subtilität und Schärfe wird dieses abstracte Musterbild nach Einzel- und Gesamtgemeinde, Amt und Regiment, nach der historischen, politischen, nationalen, confessionellen, missionirenden, kurz nach allen Seiten festgestellt, gegen Mißbildung abgegrenzt, gegen Einwände vertheidigt. Weniger kümmern den kühnen Bildner die greifbar praktischen, wir möchten sagen ordinären Folgen; ihm kommt's zunächst auf das Princip an. Ist das richtig festgestellt, so muß die Forderung mit lautem Zeugniß erhoben, die Vorbereitung getroffen, der Weg eingeschlagen werden, auf den innere Nothwendigkeit wie äußere Noth drängen, ohne Frage, wie viele mitgehen, und wieviel von dem dermaligen Bestand an Gliedern, Nechten und Gütern als Opfer fällt. Da Harnack die Episkopalverfassung nicht will — zunächst wäre ja auch keine Aussicht zu ihrer Verwirklichung — und die landesherrliche Autorität aufgiebt, so bleibt als Verfassungsgrundlage der freien Volkskirche nichts übrig, als das Gemeindeprincip. Selbstverständlich



nicht das der Neuprotestanten, welche, praktischer als ihre idealistischen Vorläufer, Namens der Mehrheit die Hand zunächst auf das Kirchengut legen, dessen Erben die „Vertreter der heiligen Grundrechte der Reformation“ sein müssen. Auch nicht wie landeskirchliche Territorialisten, welche dem modernen Gemeindeprinzip unter allerlei berechneten Clauseln, Wahlkünsten, Vorschlagslisten u. s. w. doch Zugeständnisse machen, um gegen die positiven Synodalen die Mehrheit zu gewinnen. Harnack will für die Volkskirche die drei Verfassungsfactoren festhalten: Kirche, Amt und Gemeinde, den Schwerpunkt aber des Baues doch in die Gemeinde verlegen, deren Bestand und Wirksamkeit durch gute Bürgschaften gesichert sein und zugleich die Autorität sowohl des Amtes als der Kirche sicherstellen müsse. Damit trüge die Kirche nur ihre alte Schuld ab, die dreihundertjährige an das christliche Volk insgesamt. An den rechten Debitor muß sie zahlen, an die rechte christliche Volksgemeinde. Diese kann sie aber nur gestalten, indem sie nach Analogie der altkatholischen Kirche innerhalb des allgemeinen Kirchenverbandes unterscheidet zwischen Taufgemeinde und Abendmahlsgemeinde. Die letztere engere Gemeinde bildet den Wahlkörper. Ihre Glieder unterstellen sich frei dem Bekenntnis und der Ordnung der Kirche und verpflichten sich zu entsprechendem christlichen Verhalten. Um zwischen den Klippen der Massenkirche, welche Glauben und Bekenntnis, Gottes Stiftung und Ordnung darangeht, und der Staatskirche, die bürgerliche und kirchliche Gemeinde vermengt, und der Sektenkirche, welche sich aus eitel Gläubigen construirt, hindurchzufeuern bleibt dies einzige Mittel.

In den beiden letzten Cap. 8 und 9 sucht nun Harnack diese Schranke zu rechtfertigen aus Schrift und Geschichte, abzugrenzen gegen ähnliche Vorschläge, zu begründen aus der nothwendigen echt lutherischen Sorge um die Heiligkeit und Heilsamkeit des Altarsakraments, zu ergänzen durch eine zweckmäßigere Ordnung des Katechumenats, der Confirmation und der Mündigkeitserklärung. Den wohlgemeinten Schritten des gelehrten Wegfinders hier mehr als flüchtig zu folgen wehrt uns die Rücksicht auf den Raum.

Wie aus der apostolischen Handauflegung sich die Firmung entwickelt hatte, ursprünglich Aufnahme aus dem weiteren Kreise der Katechumenen in den *κληρος* der Gläubigen, so mußte sie hinter der Taufe zurücktreten seit der Reformation, welche den Gläubigen Recht und Pflicht der Priester wiedergab. Doch betrachtete Luther den Haufen der Getauften mehr als Katechumenen, unter denen der Gottesdienst missionirend wirken sollte (Vorr. z. deut. Messe). Seine wogenden Pläne bezüglich der Kirchenordnung und Kirchenzucht, vornehmlich aber seine echt väterliche Sorge um die Communionpraxis trieben ihn, auf „Sammlung solcher, die da recht glauben, wollen mit Ernst Christen sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen“, zu flühen, also auf Herstellung einer engeren Abendmahlsgemeinde, von deren Durchführung er wieder abkam. Seit dem Pietismus kam die moderne Confirmationspraxis auf, ein wunder Fleck unsers Kirchenthums, Reflex des landesherrlichen

Episkopats, nicht frei, sondern gesetzlich, mehr Gelübde als Taufgnadenbefestigung, dennoch den Anspruch auf Zulassung zum Abendmahl gewährend. Daher lahme Gemeinden; daher Spenners desideria und Zinzendorfs Irrweg durch Sammlung von Gemeindlein in der Gemeinde, die sich gar nicht halten könnten, wenn die Kirche ihre Schuldigkeit thäte; daher die Gefahr von confirmirten Massen, welche Rechte begehren, ohne Pflichten zu leisten. Den Schleiermacher'schen Vorschlag eines weiteren und engeren Kreises von passiven und aktiven Christen haben neuerdings Höfling, v. Hofmann, v. Scheurl, v. Zejschwitz, Riefloth, Zehme, Wichern u. A. in verschiedener Weise wieder aufgenommen, die theils späteres Confirmationsalter wünschen, theils die Confirmation von der Communion scheiden, theils zwei Confirmationsakte fordern.

Nach Abwägung dieser verschiedenen Modalitäten, ihrer Principe und Motive entscheidet sich Harnack gegen die förmliche Heraushebung einer Bekenntnis-, Verfassungs- und Regimentsgemeinde aus der Abendmahlsgemeinde, damit nicht eine Art geistlicher Elite oder Laienklerus entstehe, auch aus vorsichtiger Scheu, die Würde des Sakraments zu schädigen, welches als Vollgemeinschaft mit Christo auch Vollrecht ertheilen müsse, und will innerhalb der Communiongemeinde überhaupt keine künstlichen, sondern nur die natürlich gegebenen Unterschiede zulassen nach Alter, Geschlecht, Geistesreife und Gaben. Damit sind wir einverstanden. Ebenso richtig ist, daß über die Zulassung zum Abendmahl das Sakrament selbst allein zu entscheiden hat und daß das hierzu erforderliche Maß geistlicher Reife nicht ohne Weiteres zusammenfällt mit kirchlicher Mündigkeit. Wer glaubt und Glauben bekennet, ist communionfähig. Dazu bereite die Kirche alle Getauften sorgfältig durchs Katechumenat, Sorge auch für fortgehende Unterweisung der Confirmirten. Gesinnungsverbürgende Merkmale hat sie keine, offenbare Heuchler und Unchristen soll sie ausschließen, die Zulassung zum Abendmahl überhaupt ernster behandeln, entsprechend den Forderungen Luthers im Catech. maj. kräftige Kirchenzucht üben und die Abendmahlsgemeinde strenger umgrenzen. Der Entschluß zum Eintritt in die letztere müsse durchaus ein freier sein. Diesen allgemeinen Sätzen kann man zustimmen; auch mag die Kirche sammt ihren Dienern die Feuerworte beherzigen, mit denen Harnack gegen den „Bann in Israel“ eifert, die laze und leichtfertige Abendmahlspraxis, welche Gottes Gericht herausfordere und uns selbst von Unionisten zum Vorwurf gemacht werde (ob diejenigen, welche von demselben Schaden nicht frei sind und noch dazu den Lutheranern Abendmahlsmengerei aufdringen oder aufzwingen, ein Recht dazu haben, möchte fraglich sein). Harnack sieht darin eine traurige Beule der Unwahrhaftigkeit, mit der unser Staatskirchentum behaftet sei, welche die Kirche bei Vielen um ihr Ansehen gebracht, auch Rebliche ihr entfremdet habe. Besser gar nicht als unwürdig. Darum keine Spur von Zwang zum Sakrament. Deshalb fordert er für die Confirmation, deren Bedeutung ganz richtig dargelegt ist, zwar einen besondern Akt, aber nicht nach dem Alter fixirt, verwirft ihren Zusammenfall



mit der kirchlichen Mündigkeit und den sonderlichen zweiten Confirmationsakt oder Laienordinationsakt (v. Bezschwitz).

Die Grundzüge, nach denen er das Ganze reformirt und geordnet wissen will, stellen wir großentheils mit Harnack's eigenen Worten folgendermaßen zusammen:

1. Die Kirche stellt jedem frei, sich als ihr angehörig zu betrachten auch ohne besondere Pflichten, die er nicht mit innerer Wahrheit übernehmen kann. Aber sie bestimmt und regelt die Bedingungen der Angehörigkeit auch in diesem Falle, und zwar nach der christlichen Taufe, also: Einsegnung der Ehe, Taufe der Kinder, Verpflichtung, diesen in einem bestimmten Alter den pastorkirchlichen Religionsunterricht zu gewähren, bürgerlich ehrbaren Wandel, Theilnahme an den materiellen Lasten der Gemeinde. Anspruch auf aktive Betheiligung an den gemeindlichen und kirchlichen Angelegenheiten haben die Glieder der weiteren oder Taufgemeinde nicht.

2. Innerhalb der Taufgemeinde besteht eine nach den Anforderungen des Sacraments, darum nach den Grundätzen voller Wahrhaftigkeit und Freiwilligkeit begrenzte engere Abendmahlsgemeinde. Sie ist eine einige, in der keine noch engere Verfassungsgemeinde gesondert besteht, gliedert sich nur nach Alter, Geschlecht, Gaben und Funktionen. Zum Abendmahl sind nur geistlich Mündige zulässig, die persönlich und bewußt im Glauben stehen und sich frei zum populären Kirchenbekenntniß bekennen, auch sich willig erklären, dem Glauben und Bekenntniß gemäß zu leben, sich der kirchlichen Ordnung zu unterwerfen und ihre Gaben und Kräfte der Kirche zu Dienst zu stellen. Das Recht zum Abendmahl schließt principiell alle kirchlichen und gemeindlichen Rechte in sich, z. B. Diaconie und Verfassungsgerechte; die Ausübung derselben ist aber je nach den erforderlichen Gaben, Reife und Erfahrung gebunden an die kirchliche Mündigkeit.

3. In die Schulzeit fällt der erste, vorbereitende, grundlegende Unterricht, Kinder-Katechumenat. Seinen Abschluß findet er mit einem privaten Entlassungsakt und öffentlicher Fürbitte, nicht mit der Confirmation, welche erst das Abendmahlrecht erteilt und stets verpflichtend ist. Entweder lassen es die Vorbereiteten hierbei bewenden oder sie melden sich, sofort oder später, zur Abendmahlsgemeinde. In beiden Fällen treten sie in einen zweiten Unterricht mit pastoraler Leitung, Competenten-Katechumenat.

4. Die Aufnahme in die Abendmahlsgemeinde geschieht durch die nicht nach dem Alter fixirte Confirmation, öffentlich, unter Handauflegung und Gebet, mit Verpflichtung, durch den Pastor unter Mitwirkung der Gemeindeältesten. Die Confirmanden bekennen sich zum kirchlichen Bekenntniß im kleinen Katechismus, übernehmen freiwillig die Pflichten und empfangen die Rechte der Abendmahlsgemeinde, entsprechend dem Sacrament.

5. Die kirchliche Mündigkeit, welche die geistliche Mündigkeit voraussetzt, wird erteilt a) denjenigen, welche in einem gewissen, von der Kirche zu bestimmenden Alter confir-

miert sind; b) die früher Confirmirten bleiben bis zu diesem Termin noch Katechumenen und haben sich zu bewähren; verwirken sie unterdeß das Abendmahlrecht nicht, so werden sie mit Eintritt in jenes Alter ebenfalls mündig erklärt. Dies geschieht durch einen privaten Akt vom Pastor in Gegenwart der Ältesten, unter Erinnerung an die Confirmationspflichten, ohne Unterschied des Geschlechts. Eintragung in die Liste der mündigen Gemeindeglieder, öffentliche Proklamation mit Fürbitte. Stimmbererechtigt sind aber nur Männer, und zwar a) Hausväter, b) Unverehelichte, wofern kirchlich mündig und bürgerlich selbständig oder einen Dienst an der Kirchengemeinde versehen.

Unleugbar sind übrigens Harnack's Ausführungen nicht ganz frei von Schwankungen und Widersprüchen im Einzelnen. Einige in die Augen springende weist Stählin S. 65 nach; uns ist außerdem aufgefallen, daß Harnack S. 129 den doppelten Katechumenat ausdrücklich verwirft, um ihn S. 148 ausdrücklich als unerlässlich zu fordern. Davon absehend fragen wir nach Richtigkeit und Ausführbarkeit seiner Vorschläge, die man jedenfalls für hochwichtig, der sorgfältigsten Prüfung werth und bedürftig erklären muß. Ja vielleicht möchten sie selbst für die vom Staate nicht getrennte Landeskirche nutzbar gemacht werden. Für unanfechtbar und spruchreif wird Harnack selber sie nicht halten. Vom Gewissen gedrungen schärft er das Gewissen der Kirche, allerdings ein entschlossener Schutträumer und ein kühner Baumeister zugleich. Offenbar ist anzunehmen, er betrachte die Ausführung seines Organisationsplans nicht als Ergebnis der Freikirche, sondern als Uebergang zu ihr, halte ihn also für den nächstbevorstehenden Schritt. Denn um die engere Abendmahlsgemeinschaft herzustellen, rath er S. 147 den Hebel an der Confirmationspraxis einzusetzen. Er will also nicht, wie v. Bezschwitz und v. Hofmann, einstweilen Projekte machen für die Zukunft der aus den Trümmern der zusammenbrechenden Landeskirchen neuauferstehenden lutherischen Freikirche. Zwar erwartet er nicht gerade ideale Zustände, aber doch bedeutende Aufbesserung des Bewußtseins und Lebens der Gemeinde, sofern in ihr Bekenntniß und Sacrament, auch das Gemeinschaftsbedürfnis, der Zug zur Gemeinde der Heiligen, grundsätzlich zu Recht und zum Bewußtsein gebracht und damit den krankhaften und separatistischen Strebungen der Nerv durchschnitten würde. Luthers Erbe auf Hoffnung würde gehoben, die Kirche stünde in beiden Sacramenten als in Angelpunkten, das Princip der Wahrheit und Freiwilligkeit würde gesichert; die bewußtgläubigen Glieder gestärkt und befriedigt, die schwankenden gefördert, getragen oder doch gehindert, sich von kirchlichen Wählern als Zahlennullen annectiren zu lassen; die gegen den Kirchenglauben stehenden endlich würden unschädlich gemacht oder entlassen, für alle der Satz durchgeführt: „Ohne Pflichten keine Rechte.“

Principielle Berechtigung gesteht nun Stählin den Harnack'schen Projekten theilweise zu, behauptet aber entschieden ihre Undurchführbarkeit. Dabei beruft er sich auf Häflings



abschwächendes Wort: „wenn's möglich wäre“, und auf die Bedenken und Warnungen von Männern, wie Kliefoth, v. Harless u. A. Mehr Gewicht legen wir auf Luthers, des genialen Kirchenmannes, auf Erfahrung gegründetes Abgehen von seinem *pium desiderium*. Wir meinen: was unser Geschlecht vor dem damaligen etwa voraushat an christlicher Bildung, das fehlt ihm andernteils an Glaubensfrische, Lebenseinfalt, Willensenergie und Opferkraft. Zunächst bezweifeln auch wir, ob der Neubau nach dem Harnackschen Plane sich durchführen ließe. In einem Gemeindefern, der, durch freie Entscheidung und Mündigkeitserklärung Seitens des Pastors gewonnen, eine bevorzugte, ja herrschende Stellung einnehmen, Kirchenzucht, Wahlrecht u. allein üben soll, findet Stählin das ebenso unberechtigte hierarchische Gegenstück zu der in Baden nach demokratischen Prinzipien beliebten „Kirchenverfassungsgemeinde“, welche die „Gottesdienstsgemeinde“ beherrscht; ja er spricht der Kirche gerazu das Recht ab, sich von dem mißlichen Zustande, den sie theilweis selbst verschuldet, jetzt durch einen so tiefen Schnitt ins Gemeindeganze zu befreien; damit würde sie ihrer Geschichte und ihrem Berufe untreu werden, die Unkirchlichen reizen, die Bessergesinnten zurückschrecken, die drohende Zerfetzung des Landeskirchentums beschleunigen. Auch diesem Einwurfe pflichten wir bei, nicht zwar ohne die Reserven: Schneiden ist besser, als Beulen überleben — und: Wenn die lutherische Kirche, welche Verfassung sie auch annehme, sich nicht entschließen kann, beides, ihre öffentliche Lehre und ihr Sakrament, durch Zuchternist zu schützen, so unterschreibt sie gerade in unsrer Zeit ihr Todesurtheil.

Unhaltbar scheint uns aber zumal Harnacks Ansicht, und Vorschlag betreffs der Confirmation. Sicher ist es übertrieben zu behaupten, (S. 119), sie geschehe fast mehr für die bürgerliche als für die kirchliche Gemeinde. Die Volksanschauung weiß freilich bürgerliches und kirchliches Wesen bisher noch nicht nach der abstracten Schablone zu trennen; vielleicht ist das aber eher ein Vorzug vor den Theoretikern als ein Schatten. In den nassen Augen der Eltern, die ihre eingesegneten Kinder zum Altar treten und im seligen Mahle den Herrn selbst empfangen sehen, leuchtet eben doch ein Strahl heller Christenfreude, und nichts bloß, weil sie nun Arbeitshelfer bekommt, feiert die deutsche Bauernfamilie den Confirmationstag fast höher als den der Kindtaufe. Mag die Confirmation im 14. Lebensjahre für viele Fälle zu früh erscheinen, mag sie auf Gesetzeswege durchgeführt sein (gleichmäßig übrigens nicht); jetzt ist sie kein Zwangsinstitut, sondern eine echt volkstümliche, durch mehr als hundertjähriges Herkommen gefestigte, für die Kirche mindestens erträgliche Sitte, an welche dermalen kein bürgerlicher Vortheil mehr geknüpft ist. Mit Abbruch guter oder doch unverwerflichen Sitten läßt der Deutsche nicht gern experimentiren, und das ist kein moderner, auch kein unedler Zug unsers Volksthum. Darum soll man sich zehn Mal bedenken, ehe man solche Punkte

antastet. Mit Recht bemerkt Stählin S. 66: „Sagte man unsern Gemeinden, die Confirmation sollte künftig nur als Sache vollster Freiwilligkeit begehrt werden, so würden sie großentheils das gar nicht verstehen.“ Mit Recht weist er auch Wicherns wohlgemeintes Projekt als unlutherisch und unerträglich ab. Will man auch absehen von der übermäßigen, endlosen, seelenqualreichen Arbeitslast, welche bei allen diesen Neuerungsplänen auf den Geistlichen fallen würde, sie führen an sich unausschließlich auf methodistische kirchenzerstörende Abwege, sind unpraktisch, unbarmherzig und gefährlich durch und durch. Dem idealen Ziele würden sie kaum näher bringen, dagegen eine Menge junger Christen, die weder unwürdig noch unempfänglich, zum Theil besser gerichtet und gerüstet sind als ältere, vom Abendmahl ausschließen, weil ihnen Muth und Geschick zu freier Rede mangelt. Das kann die Kirche mit ihrem pädagogischen Berufe nicht vereinigen, das kann sie weit weniger verantworten, als wenn je einmal ein Unreifer zugelassen wird. Naiver Glaube ist doch auch Glaube, und zur Zurückstellung eines jungen Profaniten, der offenbar unwürdig und ganz unreif wäre, ist die Kirche jetzt ebenso befugt, wie zur Reklusion eines älteren. Aehnlich urtheilt Stählin und belegt seine Ansicht mit trefflichen Worten von Hösling, Kliefoth und v. Zeschwitz, weist auch treffend darauf hin, daß selbst die lutherischen Freikirchen in Deutschland und Amerika eine von unserer Weise wesentlich abweichende Confirmationspraxis nicht haben.

Alles braucht übrigens deswegen nicht beim Alten zu bleiben. Bezüglich des Katechumenats, der Confirmation, der Zulassung zum Abendmahl und zur kirchlichen Mündigkeit sind heilsame und nöthige Reformen möglich ohne radikalen Umsturz des Bestehenden. Man nehme es doch nur mit dem Vorbereitungunterrichte so ernst, als Kirche und Sakrament dies fordern, Sorge z. B. auch für Theilung der ungebührlich großen Confirmandenhausen. Man pflege doch die Confirmirten sorgfamer in einem streng festzuhaltenden mehrjährigen Nachkatechumenat. Man übe wirklich ernste Beicht- und Sakramentszucht bis zur zeitweiligen Ausschließung. Ganz füglich könnte man endlich, ohne die Würde und die Gemeinschaft des Sakraments zu beeinträchtigen, und ohne eine gesonderte, den übrigen Gliedern ärgerliche Verfassungskörperschaft aufzurichten, einen einfachen, aber verpflichtenden Aufnahmeakt kirchenordnungsmäßig einführen in ähnlicher Weise wie Harnacks Vorschlag 5; ohne Öffentlichkeit, ohne Handauslegung, mit Eintragung in die Liste, beim Eintritt in die stimmberechtigte Kirchengemeinde, sowohl für die Vollmündigwerdenden, als für Neuverheirathete und Anziehende. Ein Minimalalter ist ja ohnehin meist schon festgesetzt.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 30. September.

N<sup>o</sup> 78.

## Landeskirche und Freikirche.

Th. Harnack, die freie lutherische Volkskirche. Erlangen, Deichert, 1870.

Ad. Stählin, das landesherrliche Kirchenregiment. Leipzig, Dörffling und Franke, 1871.

(Fortsetzung.)

Keine Verfassung, keine Reichspolitik ersetzt uns Luthers Katechismus. „Macht eure Rechnung nicht ohne dies Büchlein, bewahrt ihm den Platz neben euch auf euren Thronen! Viel, sehr viel steht und fällt mit ihm für Throne und Völker. Der wäre ein politischer Stümper, der dem deutschen Volke dies Kleinod unter seinen Grundrechten, seinen Fürsten diese Perle in ihren Kronen rauben, ja nur verkümmern, statt desselben Fabrikate nach badiſchen oder rheinpfälzischen Mustern bieten könnte.“ Der luther. Katechismus ist aber die luther. Kirche; ohne ihn; ohne das Bekenntniß keine Nationalkirche! Auch den Landesherren gesteht H. zu, daß sie unter präcisen Garantien die Kirchen regieren könnten. Bei ihnen, die über den Parteien stehen, findet er die Autorität, welche den Gehorsam bedingt, deren die luther. Kirche um so mehr bedarf, als sie unbedingte Autorität nur dem Worte, keinem Menschen einräumt, Majorität wie Hierarchie verwirft, weder das mandatslose Lehramt, noch die Gemeinden als Inhaber der Kirchengewalt anerkennt, der Episkopat aber seit der Reformation gerichtet ist und unausschließlich (?). Wollten also die Fürsten ihren Dienst an der Kirche in rechter Weise fortleisten, wir müßten ihnen danken. Nimmernmehr freilich mit dem Ansprüche göttlicher Vollmacht (Gal. 3, 28. 1 Petr. 2, 9). Sprechen Art. Smale. sie dem Petrus ab, wie vielmehr jedem weltlichen Herren. Auch nicht als Ausfluß der Landeshoheit, wobei die Kirchengewalt mit den Kammern getheilt werden müßte, sondern nur für seine Person als membrum praeicium ecclesiae. Der Kirche Völkerberuf, ihre Geschichte seit Constantin bindet sie an Volk und Staat. Die Versuchung darf sie nicht eigenwählig fliehen, um in neue Versuchungen zu fallen. Aber sie muß ihr eigenthümlich Wesen und Lebensgebiet, darum ihre Selbständigkeit wahren, sich gegen den Byzantinismus wehren. Gegen diesen war Roms Reaction berechtigt, rettete die Autonomie der Kirche. Gegen das andere hierarchische Extrem stritt Luther, stellt das richtige Princip auf in Art. 28 Conf. Aug. „beide Regimente soll man als

zwei höchste Gaben Gottes auf Erden ehren,“ beide Gebiete reinlich sondern und so die Selbständigkeit der Kirche erhalten.

Im dormaligen Landeskirchentum wirken aber diese drei Faktoren, politisch-nationaler Territorialismus, Summeepiskopat und das Leben der Gemeinden lahmlegende Staatshörigkeit und Weltförmigkeit so zusammen, daß der Kirche Wesen geschädigt, ihre Fortexistenz gefährdet erscheint. Und nun malt der Verf. mit kräftigen Strichen das lebendige Bild des elenden Zustandes der Landeskirchen, wie sie sind. Dabei führt er mehrmals nicht bloß Stahls Worte (Kirchenverf.) an, sondern auch die bekannten schneidigen Aeußerungen Friedrich Wilhelms IV., welche Richter veröffentlicht hat. Das Gericht über Summeepiskopat und Staatskirchentum aus dem Munde eines so edeln, christlich gewissenhaften Kirchenregenten wiegt schwer. Uebertrieben sind die Einzelzüge des trüben Bildes keineswegs, bleiben in Bezug auf manche Kirchengebiete noch unter der Wirklichkeit. Auch Stählin, der Gegner, räumt die relative Wahrheit ein, befindet sich aber in der glücklichen Lage, die volle Richtigkeit abstreiten zu können in Bezug auf seine eigene, die bayerische und etliche andere Landeskirchen, welche bisher noch unangefochten ihres Bekenntnisses leben und in denen reines Wort und Sakrament im Schwange gehen. Preußen, Coburg und Altenburg giebt er preis. Dort herrsche die Union und drohe die Verfassung zum Strick zu werden, um das Bekenntniß zu wirgen; hier sind die staatlichen Behörden zugleich Kirchenorgane und scheint die Kirche nur noch ein Institut des Staats zu sein. Gegen die lutherischen Kirchen aber, wo das Bekenntniß zu Recht besteht, wo besondere kirchliche Behörden ihr Amt in kirchlichem Geist verwalten, wo es außerdem Synoden und Generalsynoden giebt, sei Harnack ungerecht. Dieser Vorwurf mag begründet, es mag schwer sein, von dem Landeskirchentum ein allgemein giltiges Bild zu entwerfen, da die Zustände überall anders, nach Territorium und Geschichte mannichfaltig sind graduelle Unterschiede giebt Harnack selber zu; und wir meinen aus Erfahrung zu wissen, daß gerade in Preußen Vieles in praxi und im Einzelnen besser ist, als man auswärts meint, besser als in manchen rein lutherischen Kirchengebieten. Aber wenn nicht photographisch genau, falsch gezeichnet ist die Situation nicht, und von jeder Partikularkirche wird man in dem Spiegel mehr oder weniger Züge frappanter Aehnlichkeit finden. Harnack möchte kaum zu viel behaupten, wenn er sagt: Vielleicht giebt es heute nicht einen unbedingten Vertreter des gegenwärti-



gen Zustandes der Landeskirchen mehr; Stählin selber ist keiner. Er wird auch das Gewicht der Weissagung fühlen: Wofern die sogenannten intakt lutherischen Kirchen die Hände in den Schooß legen, statt sie zu brüderlicher Hilfe dorthin auszustrecken, wo die *advocati ecclesiae* im Begriff stehen, die Schutzmauer des Bekenntnisses niederreißen und durch die offene Bresche die Massenherrschaft einziehen zu lassen, so werden auch sie früher oder später in ähnliche Drangsal gerathen und vergebens nach Hilfe umschauen. Möchten doch die außerpreussischen Lutheraner beherzigen, daß es nie gelingen wird, die lutherische Kirche in Deutschland weder als Freikirche noch als Volkskirche zu erbauen, noch endlich als partikuläre Landeskirchen zu erhalten, wenn sie in kühler Selbstgenüge verschmähen sich der Lutheraner in der Union anzunehmen als ihres Fleisches und Blutes.

Freilich mangelt das Postulat der Selbständigkeit einem Kirchenthum, wie Harnack es schildert, dessen Organe, wie sie „königlich, herzoglich“ heißen, nur noch dem Namen nach kirchliche, in der That aber pure Staatsbehörden sind, welche gegen verkehrte Maßregeln des Ministeriums oder des Summepiskopus gar nicht auftreten können, ohne den Schein der Auflehnung; dessen innerliches Leben so matt, dessen Gewissen zu stumpf geworden, daß es von seiner selbständigen Würde kaum noch eine Ahnung hat, geschweige sich traut sein Recht geltend zu machen. Die Einheit solcher Kirchen, ja selbst jeder Einigungsversuch innerhalb eines Volksganzen erdrückt der territoriale Bann, dazu politische Rücksichten und der heilige Souveränitätsseifer. Wagt man's für die Kirche eine gesonderte Organisation zu verlangen, die ihr Glauben und Bekennen sicher stellt, von oben wird ihr mit den wunderlichsten Vorwürfen, selbst mit dem absurden begegnet des Abfalls vom eignen Bekenntniß. Die Theorie vom Summepiskopat, mehr noch seine praktische Uebung, angeheftet an den fatalen und leider nicht leeren Titel, pochend auf mißbräuchlich angeschwellte Rechte ohne der höchsten Pflicht zu gedenken, tastet geradezu das Bekenntniß, die *magna charta ecclesiae*, an, entrechtet und knechtet bürokratisirend so Amt als Gemeinde, die gliedliche Ordnung und den ganzen Leib. Hat das Landeskirchenthum die Gemeinden bisher nicht erzogen, nicht organisiert, vielmehr durch Bevormundung gelähmt, ihnen die Mitwirkungsrechte vorenthalten, welche im allgemeinen Priesterthum begründet sind, und also die demokratischen Agitationen mittelbar provocirt; nun giebt es in seiner Rathlosigkeit dem Ansturm der letzteren die Bekenntnißgrundlage und das Geschick der Kirche preis, indem es mit gelindem Sträuben transigirt oder aber die Massen mit einem Schlage emancipirt. Zum Staatsinstitut geworden, verschmäht es als polizeiliche Gesetzesanstalt, auch nicht den Zwang, direkten oder indirekten, welcher den Unkirchlichen den Schein des Rechts an die Hand giebt und zu Haß und Verachtung reizt. Die Lage ist so übel, so unwürdig, daß wenige sich getrauen offen davon zu zeugen, am wenigsten die Theologen, welche im Kirchenregiment sitzen. Nachgerade

wird aber die gewohnheitsmäßige Duldung zu Verleugnung; Pflicht und Noth drängen zu lauter Rede, zur Selbsthilfe. Die Kirche muß die ihr eingeborene Freiheit zurückfordern von der Staatsgewalt, welche unter dem Vorwande der Zweckmäßigkeit sie weder gerecht noch ehrlich, noch so behandelt, wie sie's um Fürsten und Staaten verdient hat, schließlich aber die übel zugerichtete als Sklavin verhandeln will. Nun sie einmal vom Schlafe erwacht ist, nun der paritätische, constitutionelle, tolerante, indifferente Staat sie provocirt und in allen gemischten Fragen, auf allen Grenzlinien in einen Kampf verwickelt, bei dem er rücksichtslos Macht gegen Recht setzt, ja auch das Zugeständniß der Freigebung nicht im Ernste macht, — nun hat die Kirche keine Wahl, sie muß, so bitter und schwer es ihr wird, auf Scheidung dringen.

Vielleicht könnte sie sich aber doch dazu verstehen, Landeskirche unter landesherrlichem Kirchenregimente zu bleiben, setwa unter folgenden Bedingungen: Der Staat behält die Kirchenhoheit, das *jus majestatis*; sichert aber der Kirche Unabhängigkeit und selbständige Verwaltung; das Bekenntniß wird als maßgebende Norm, auch für das Kirchenregiment anerkannt; der Landesherr garantirt es noch besonders, beschränkt auch sein persönliches Kirchenregiment auf die formale Gewalt und Schirmvogtei; die theologischen Fakultäten endlich werden kirchliche Organe. Aber auch dieser an sich willkommene Ausgleich wird scheitern an der einmal gewählten und starr festgehaltenen Unionspolitik Preußens, an dem übermächtigen Einflusse der liberalen Kammermajoritäten, an der Muthlosigkeit und Ohnmacht von Ministern und Fürsten, welche freilich bedenken sollten, daß sie unter Gott sind, und daß wieviel sie der Kirche jetzt nehmen oder zu geben weigern, so viel und mehr ihnen bald das Volk nehmen wird. Auch die verwickelte politische und sociale Lage, ja das Volk im Ganzen ist dazu nicht angethan, seine Cultur und Weltanschauung sind entchristlicht und pietätslos durch und durch; vom Schwindel subjektivistischer Freiheit ergriffen, will die Menge nur noch eine Scheinkirche. Im Aufbau dieses Zwitterdings auf den Trümmern der luth. Kirche sind die anticonfessionellen Regierungen und die protestantischen Agitatoren einige Bundesgenossen; jeder Theil hofft aber zuletzt den andern zu bewältigen. Die Protestantenvereiner (z. B. v. Holzendorff in Berlin) sagen es ziemlich unverholen, daß die liberalen beratenden Synoden ihnen nur als Abschlagszahlung gelten, sie wollen herrschende, mit deren Hilfe sie hoffen ihre Unglaubenskirche durchzusetzen. Als der klarere und consequentere Factor werden sie obliegen, die positiven Unionsmänner ermitteln und die officiële Reichskirche zur Weltkirche stempeln. Dagegen wird sich die stolze Vermittelungstheologie vergeblich stemmen; sie wird nur das traurige Genüge haben, daß sie mit ihrem Weichen vom rechten Grunde, mit ihren blaffen Formeln von „reformatorischen Principien, Geist der Reformation“ u. s. w. geholfen hat die Kirche der Reformation zu ruiniren.



Ja, Harnack versteht es, die falschen Stützen und Rohrstäbe zu zerschlagen; und wenn sein Gemälde allzudunkel vorläme, wer geneigt wäre, die drohenden Wolken mit der windigen Tröstung wegzublasen: „das sind unvermeidliche Uebergangsübelstände, allmählig wird sich abklären, das Volk reifen und ein besserer Geist obenauf kommen“ — dem rathen wir dringend, daß er doch wenigstens die beiden Capitel 4 und 5 in Harnacks Schrift selbst nachlese, wo auf 40 Seiten eindringlich und erschütternd ausgeführt ist, was hier nur angedeutet werden konnte.

Wie Harnack verneinend, so antwortet Stählin bejahend auf die Frage: Ist Verbeibehaltung des landesherrlichen Kirchenregiments möglich? Voraus schickt er in längerer Ausführung den Versuch, diese Verfassungsform auch principiell zu rechtfertigen d. h. nachzuweisen, daß sie an sich mit dem Princip der Kirche vereinbar sei. Ihre bedingte Zulässigkeit je nach Zeit und Umständen wird übrigens schwerlich von jemand geleugnet; auch nicht von Harnack, obgleich dieser einmal sagt „es liege ein göttliches Gericht über das Landeskirchentum vor.“ Göttlichen Rechts ist die landeskirchliche Verfassung nicht, sondern nur zeitliche Schöpfung. Wäre sie aber lediglich Nothbehelf gewesen, wie ihre Widersacher meinen, so argumentirt Stählin weiter, dann verdankt Deutschland diesem Nothbehelfe jedenfalls, daß das Evangelium ihm gerettet, nicht, wie für Frankreich, verloren gegangen ist. Beanspruchte die Kirche dazumal den Schutz der Fürsten, so mußte sie ihnen auch bestimmenden und leitenden Einfluß gewähren. Freilich durfte und darf dieser nimmermehr für weltliche Ziele benützt, das Kirchen- thum nicht Polizeiinstitut werden, die Kirche muß ihr eigenes Lebensgebiet mit geistlichen Mitteln frei pflegen und versorgen können. Ganz mit Unrecht hat man die Reformatoren beschuldigt, sie hätten die Landeskirche im territorialistischen Sinne aufbauen wollen und dabei ihr kirchliches Princip, Aufbau der Gemeinden auf dem Grunde der Freiwilligkeit, verleugnet. Auch die Behauptung von einem Principienwechsel Luthers ist nicht richtig. Zwar spricht der Reformator öfters und noch in der Vorrede zur deutschen Messe 1526 von Sammlung eines engeren Kreises; später aber hat er diesen Gedanken, der hauptsächlich auf den Schutz des Sacraments vor seelengefährlichem Mißbrauch und auf Kirchenzucht zielte, deswegen aufgegeben, weil er nach den Visitationserfahrungen die Gemeinden nicht reif dazu fand und „Rotterei“ fürchtete.\*) Darum hielt er den weiteren Kreis fest und zwar als Abendmahlsgemeinde. Von dem modernen Freiwilligkeitsprincipe wußte er nichts. Hätte er darauf Gemeinde- und Kirchenordnung gebaut, er hätte erst recht die kirchenfeindlichen Mächte entfesselt, und was wäre dann aus der evangel. Kirche Deutschlands geworden? Vorab hatte er doch den pädagogischen Beruf der Kirche im Auge; sie sollte das Volk im Ganzen erziehen und ihm den Segen des Evan-

geliums zuwenden, in erster Reihe durch Lehre, aber auch durch Zucht, hauptsächlich durch Autorität, väterliche und obrigkeitliche, die Luthern wesentlich dieselbe waren. Deshalb verfuhr man bei der Visitation mäßig und gelinde. Das war der durch Artung und Geschichte des deutschen Volks, welches von jeher der Lenkung von oben fähig und bedürftig gewesen ist, gewiesene Weg. Den ging Luther im Glauben als Gottes Weg.

Mit Recht hebt St. das große Verdienst Luthers hervor, daß er zuerst die richtigen Grundsätze über das Verhältniß von Staat und Kirche rein und klar aufgestellt hat: a) Selbständigkeit und Sonderung beider Gebiete, beider Gewalten, b) Beruf der christlichen Obrigkeit zum Dienst der Kirche, c) innige Verbindung und gegenseitige Durchbringung von Kirche und Staat. Damit sind die Grundlinien gegeben für die Idee des christlichen Staates, der höhere sittliche Zwecke verfolgt, ein christliches Volksthum voraussetzt, also den Dienst der Kirche bedarf. Für ihre rechtliche Ordnung bedarf aber auch die Kirche der Dienste des Staats und kann sie von ihm annehmen, wie sie dem Staate Dienste leistet. Nicht aber muß dies Band ein enges sein. Die sittliche Möglichkeit ist nur dann vorhanden, so lange Staat und Volksthum wesentlich christlich sind.

Soweit kann man St. beipflichten. Minder gelungen ist sein Versuch, das eigentliche Summepiskopat zur geläuterten Umprägung der alten Kirchenrechtslehre von der Kirchenadvokatie zu stempeln; hier finden wir weniger den Nachweis gegeben, als dargethan, wie St. es sich zurechtlegt, daß diese Vermittelung erfolgt sein könnte. Desgleichen der andere Versuch, den Unterschied zwischen den immerhin unausgeführt und unvermittelt gebliebenen Grundsätzen der Reformatoren und der späteren Kirchenlehre von den 3 Ständen, vom Wächteramt der Obrigkeit u. s. w. abzuschwächen. Wiewohl er selbst eine Stelle Joh. Gerhards anführt, welche nicht blos Melancthon, sondern auch Luthern stark verdrossen haben würde, und S. 31 sagt: „die höchste Auctorität bei alle dem, auch bei Schaffung neuer kirchlicher Organe waren das Evangelium selbst und weil dieses, so auch die rechten Bischöfe, die schöpferischen Persönlichkeiten, in denen das Evangelium lebendig geworden war, die Reformatoren“, auch mit Ranke hervorhebt, wie bei der neuen Kirchenverfassung die Kirche mehr noch auf den Staat wirkte und Einfluß gewann, als der Staat auf die Kirche. Da gerade liegt ein sehr wichtiger, bis aufs Princip gehender Unterschied vor zwischen der Sachlage zur Zeit der Reformation und zwischen dem späteren Landeskirchentum, welches einerseits Evangelium und Ausprägung desselben in Bekenntniß und Kirchenlehre, dazu das Amt, welches das Evangelium trägt, hinter der staatlichen Autorität zurückdrängt, andernteils die Kirche durch erdrückende und einschnürende staatliche Beeinflussung hindert ihren Einfluß zum Segen von Staat und Volk gebührend zu entfalten.

Die Controverse gegen Stahl S. 35 können wir füglich übergehen, da Harnack dessen Ausgangspunkt und sonstige An-

\*) Vgl. Harnack, Cap. 8. Köstlin, luth. Theol. II. v. Jeszschwitz, Verfass.-Ziele, S. 47.



schauungen nicht theilt, das landeskirchliche Kirchenregiment keineswegs principiell verwirft. Wenn aber Stählin an etlichen Beispielen darthun will, daß das im Namen des Landesherrn gezübte Regiment der Kirche doch nicht völlig machtlos nach oben gewesen sei, so lassen sich hundert andere Beispiele der Ohnmacht gegenüberstellen, etliche auch wohl aus der bayerischen Kirchengeschichte, jedenfalls mehr aus andern Kirchengebieten, wo man vor römischen Uebergriffen sicherer und darum vielleicht weniger auf der Hut zu sein pflegt gegen Uebergriffe des Staats. Bei Verfassungsfragen kommt überall die Kirche mehr als Organismus in Betracht, weniger ihre innere Seite, und Stahls scharfe Worte (S. 37) treffen doch nicht wenige Landeskirchen nicht zu scharf. Vom faktischen Zustande handelt es sich, von Treue und Widerstandskraft, von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Erfolg der Nothwehr der kirchlichen Organe; und da kommt wohl, mit Harleß zu reden, auf den kirchlichen Geist, welcher die Verwalter der kirchl. Ordnungen erfüllt, viel an, aber die Autonomie der Kirche hängt doch wirklich mit von der thatächlichen rechtlichen Stellung dieser Organe zum Staat und zu dessen Oberhaupt ab, nicht bezüglich der Initiative und des Veto gegen aufgedrungene Maßregeln, sondern von der Gesamtstellung, die nothwendig unfrei wird ohne den festen Halt des auch gegen den Landesherrn gesicherten Bekenntnisses.

Vollzutreffend können wir auch das nicht finden, was St. betreffs der Kircheneinheit entgegnet. Allerdings war territoriale Zersplitterung der Kirche anfangs unvermeidlich, nachdem der deutsche Kaiser sich gegen die Reformation gewandt. Aber bleiben mußte dieser Uebelstand nicht und wäre nicht geblieben, hätte nicht die fürstliche Macht ihre Gewalt über die Kirche in suum usum mißbraucht, nicht die austauchenden Einigungsbestrebungen, z. B. Ernsts des Frommen, durch Eigensinn, Eifersucht und Kälte vereitelt, nicht die kirchenrechtlichen Ansätze dazu unverantwortbar verkommen lassen. Daß neuerdings, wie St. behauptet, vom Landeskirchenthum als solchem, von seinen Organen und Regiment aus die Bekenntniseinheit besser gepflegt würde, ist uns unbekannt.

Territorialismus ferner und Summepiskopat fallen begreiflich wohl nicht zusammen, aber historisch haben sie sich innigst verschmolzen und wahrlich nicht zur Erbauung der Kirche. Mag immerhin heute nicht leicht jemand den schmählichen Satz vertheidigen: „cujus regio illius religio“, wer weiß, ob das nicht weit mehr der indifferenten Toleranz als geläuterten Kirchenrechtsanschauungen zu danken ist. In den Köpfen vieler Juristen und Staatsmänner, und nicht blos der Kleinstaaten, sitzt er doch noch weit fester, als die Nationalkirchenbrüdererei vermuthen läßt; und selbst bei Alerikern ist die Meinung heute noch nicht so selten, eigentlich sei die Kirche nur ein Bildungsinstitut des Staates. Nun kann man sich ja mit St. des sinnigen Fingerzeigs freuen, welchen die Namen „Nothbischof und Summepiskopus“ nach der geistlichen und kirchlichen Seite hin enthalten; möchten nur die Inhaber des Titels diesen

Wink verstehen und beachten! Aber für die Gesinnung des ober der Würdenträger giebt keine Verfassungsform irgendwelche Bürgschaft. Darum handelt es sich auch nicht, sondern um Garantien in der rechtlichen Stellung der Kirche zu Staat und Obrigkeit. Erfahrungsmäßig giebt die bisherige keinen Schutz gegen Wiederholungen fürstpäpstlichen Byzantinerthums, — die Thatfache bleibt stehen auch nach St. Gegenrede, deren Summe auf die Sätze hinausläuft: Es ist nicht überall so schlimm, wie ihr es schildert, und ein wenig Druck vom Staate kann die Kirche schon vertragen, nachdem die Reformatoren ihn sich haben gefallen lassen müssen. „Territorialsystem und landesherrliches Episkopat sind in sich von solcher Beschaffenheit, daß eines allein schon vollkommen ausreichend wäre, die Kirche zu tödten, wäre sie sterblich“, — sollte wirklich mit diesem freimüthigen Bekenntniß der aus längerer Erfahrung redende Friedrich Wilhelm IV. sich selbst widersprochen, sollte er mit andern doch wohl die Kirchenpflege meinentend Aeußerungen die Fortdauer des dormaligen Zustandes gewünscht oder prognosticirt oder endlich auch nur die Erhaltung des eigentlichen Episkopats beim Staatsoberhaupt vertreten haben? Gegen diese Meinung liegen zu viel anderweite Zeugnisse aus demselben Munde vor, und was Luther privatim markig ausspricht, das steht auch symbolisch fest: „aut ipsi fiant pastores aut desinant confundere vocationes.“

Die Mitschuld an der Erlahmung des Lebens und der Rechte der Gemeinden weist C.-H. Stählin mit Grund den Theologen zu und deutet zugleich darauf, daß man doch jetzt den Schaden zu bessern suche, freilich nicht immer in rechter Weise. Deshalb brauche man an dem Kirchenthum nicht irre zu werden, könne keinesfalls den Partikularkirchen, die vom Unionismus nicht in ihren Grundlagen gefährdet seien, zumuthen, gegen die bestehende Verfassung offensiv vorzugehen für die andern, die allerdings außer Stande wären es zu thun. Wir haben schon angedeutet, daß gerade von jenen die Initiative erwartet werden muß zur Aenderung der Sachlage, zur dringlichsten Reform auch der Kirchenregimentsverhältnisse, freilich auf anderem als dem von Harnack vorgeschlagenen Wege. Denn darin müssen wir Stählin zustimmen: Unser Volk ist im Ganzen und Großen noch ein christlich gesinntes, mindestens ein solches, das sich Christenthum und Kirche noch gefallen lassen will. Zwar getrauen wir uns nicht abzuwägen, ob das Volksleben gegen die früheren Zeiten sittlicher und christlicher geworden sei. Aber wir respektiren Stählins relativ günstiges Zeugniß für seine heimatliche und die württembergische Kirche und glauben, dasselbe gilt auch von dem weitaus größten Theile der Landbevölkerung in Mittel- und Norddeutschland (für die Städte möchten wir nicht so sicher einstehen). Evangelium und Kirche sind auch im lebenden Geschlechte noch zu tief gewurzelt, als daß es den widerkirchlichen Mächten, trotz großen Eifers und furchtbarer Gewalt, leicht werden könnte, dem Volke diesen besten Schatz zu entwenden. Weil aber der Glaube



des Volks selten ein vollbewußter, Unreife und Unmündigkeit Regel ist, weil unser Volk auch in kirchlichen Dingen geführt sein will um in rechter Bahn zu bleiben; gerade deshalb ist die den Bekenntniß- und Lehrgrund mindestens erschütternde, schließlich auflösende Union so gefährlich, gerade deshalb thut fester Halt, feste Führung, feste und rein kirchliche Kirchenregimentsnorm doppelt noth. Unter dieser von Stählin anerkannten Voraussetzung stehen wir nicht an die Möglichkeit des Fortbestandes der Landeskirchen einzuräumen, die Nothwendigkeit des Bruchs und der Bildung einer lutherischen Freikirche als absolut unvermeidlich abzulehnen; selbstverständlich unter den von Harnack aufgestellten Reformbedingungen und für den Fall, daß jene Kirchen sich entschließen, in einem evangelisch-lutherischen Kirchenbunde Einmüthigkeit in den Grundzügen ihrer Organisation und im Handeln zu Wehr und Schutz, auch für die noch abseits stehenden Glaubensgenossen, zu erstreben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Lage des römischen Kirchenstreits evangelisch erwogen.

(Schluß.)

### III.

Zu den Schwierigkeiten, deren Forträumung vor Definition der Unfehlbarkeit des römischen Stuhls die dieser Festsetzung ungeneigten Bischöfe der Concilsminderheit für nöthig erklärten, gehören besonders die auf unumstößliche Thatsachen der Geschichte gegründeten Bedenken. Vor allem machte als ein solches der Honoriusfall sich geltend, insofern er den gesicherten Nachweis des eingetretenen Gegentheils päpstlicher Freiheit von Lehrrirrhümern darbietet. Wie stark der Eindruck der dies erhärtenden Darlegungen auch auf infallibilistischer Seite empfunden worden, geht unverkennbar aus den gesteigerten Bemühungen hervor, durch Häufung der Bedingungen einer Kathedralentscheidung einen dermaßen zusammengesetzten Begriff derselben zu bilden, daß es thunlich wird, die monotheletischen Rundgebungen des vom VI. Ökumenischen Concil unter päpstlicher Zustimmung mit dem Anathem belegten Honorius der Subjunktion unter jenes Begriffsganze zu entziehen.

Was über die durch das Mißverhältniß zu geschichtlichen Nachweisen der ange deuteten Art verwundbarste Seite des Infallibilismus für und wider umständlich verhandelt worden, bleibt hier deshalb zurückgestellt, weil seine Vertreter gegen die bezüglichen Angriffe auch mit einer präjudiziellen Gegeneinrede sich zur Wehr gesetzt haben. Sie behaupten nämlich, daß umgekehrt es nicht an Thatsachen fehle, deren unvermeidliche Consequenz die fallibilistische Auffassung eines unlösbaren Wider-

spruches mit eigenen Zugeständnissen überführe, aus welchen die lehramtliche Untrüglichkeit des Papstes folgennothwendig hervorgehe. Auf einen also gestalteten Einwurf sind die Gegner der vatikanischen dogmatisirten Lehrgewalt des Primates logisch gezwungen sich einzulassen. Als unerheblich kann er nicht abgewiesen werden. Es wird deshalb erforderlich, nachzusehen, wie innerhalb des von den hervorgehobenen Gegenreden eingefassten Streitraumes das Verhältniß der binnenrömisch um Bedeutung und Umfang des beiderseits anerkannten päpstlichen Magisteriums (Lehrmeisterthums) kämpfenden Gegensätze zu stehen komme.

In der That hat die Controverse schon längst die bezeichnete Wendung in Vorverhandlungen erhalten, wofür an Belegen es nicht fehlt.\*) Vorliegend genügt eine Bezugnahme auf den Zusammenhang von Erörterungen, welche durch die Encyclica vom 8. Dec. 1864\*\*), dann durch Berufung und Zusammentritt der vatikanischen Synode angeregt sind.

Zur Bewährung des unbedingten Ansehens der vom Papst ex cathedra ergehenden Entscheidungen von Glaubensfragen ist nämlich mit scharfem Nachdruck hervorgehoben, daß die seitens der ganzen ihm unterstellten Kirche bezüglich jener Aussprüche geleistete Unterwerfung die Untrüglichkeit als anerkannt einschließe, fintemal gedankemäßig unvollziehbar und christlich unmöglich es sei, in Glaubenssachen einer andern, denn einer für irrthumsfrei erachteten Autorität zu gehoramen.

Aus Frankreich war dem Vatikanum die Abhandlung eines bekannten Kanonisten, Doctors der Theologie und beider Rechte, vorausgeschickt, welche, besonders gegen den Gallikanismus gerichtet, sehr ausführlich mit der Stellung des Primates, auch dem Concil gegenüber, sich beschäftigt. In häufiger Wiederkehr macht der Verfasser, behufs Entkräftung fallibilistischer Behauptungen, Gebrauch von dem Hinweise darauf, daß es einen Widersinn enthalte, beziehungsweise gottlos sei, Glaubensgeboten nachzukommen, welche nicht von untrüglicher Autorität ergehen.\*\*\*) In diesem Sinne hat ferner der Erzbischof von Mecheln, in einem an den französischen Führer der Concils-

\*) Coel. Sfondrati (Abt von St. Gallen, zuletzt Cardinal, † 1696) *Gallia vindicata* . . . Ex typogr. S. Galli, 1702. p. 687. n. 2. 3. p. 693. n. II sqq. — P. Ballerini, *De vi ac ratione Primatus Romanorum Pontificum et de ipsorum infallibilitate in definiendis controversiis fidei* (1770). Edit. Monast. 1845. p. XVI. XVII.

\*\*) Bgl. G. Schneemann, Pr. d. G. Z., *Die kirchliche Lehrgewalt*. Freibg. i. B. 1868. S. 178 flg. 181 flg.

\*\*\*) D. Bouix, *Tractatus de Papa, ubi et de Concilio oecumenico*. Parisiis 1869. I, 245. 309. 316. 325. 333. 378. 478. II, 59. 151. 174. 184. 195. 555. 556.



minderheit erlassenen Sendschreiben, unter Beziehung einer älteren Ausführung, sehr deutlich sich ausgesprochen.\*) Gleiches gilt von ähnlichen Erklärungen des Bischofs von Paderborn\*\*), womit übereinstimmt, daß in einem Hirtenbriefe deutscher Bischöfe an den Klerus (Mai 1871) bemerkt ist, die vom römischen Stuhl allezeit festgehaltene Unfehlbarkeit der ex cathedra erlassenen Lehrentscheidungen sei in der Kirche überall thatsächlich angenommen.\*\*\*)

Der so als belangreich behauptete Gesichtspunkt ist von einer Beleuchtung des kirialistisch aufgefaßten und geltend gemachten römischen Primates, welche, durch zahlreich gelieferte Geschichtsbelege beachtenswerth, verbreiteten Eindruck hervorgerufen hat, nicht berücksichtigt worden. Obgleich sie die Unfehlbarkeit des Papstes sehr ausführlich bespricht†), ist jene Unterstützung derselben stillschweigend übergegangen. Diese gegenseits nicht unbemerkt gebliebene††) Unterlassung ist einer Entkräftung der gedachten Argumentation nicht gleich zu achten. Nicht ganz unberücksichtigt ist diese gelassen von den aus verwandter Quelle geflossenen Mittheilungen über die Vorgänge im und beim vatikanischen Concil. Der Erwähnung, daß Erzbischof Manning Auszüge aus protestantischen Blättern gelesen habe, in welchen die päpstliche Unfehlbarkeit als legitimes Ergebnis des Katholicismus bezeichnet sei, ist bloß die Bemerkung angegeschlossen, es wäre kläglich, zu solchen Waffen greifen zu müssen.†††) Sachlich beeinträchtigt dieser Tadel den gegnerischen Schluß nicht. Näher kommt demselben die Angabe, es habe Bischof Martin die Irrthumsfreiheit des Papstes daraus abgeleitet, daß derselbe als oberster Gesetzgeber gegen Täuschungen göttlich geschützt sein müsse.§) Vielleicht erschöpft die Anführung das Gesprochene nicht vollständig, weil die oben berührten Äußerungen des genannten Concilmitgliedes das päpstliche Recht zu Lehrentscheidungen insonderheit hervorheben. Indessen kann die etwaige Abweichung im Wortlaute auf sich beruhen, denn, wenn freilich das Gesetzgebungsrecht nicht schlechthin und allgemein Untrüglichkeit bedingt, so entbehrt nicht schon deshalb die Ableitung derselben aus der Befugniß zu entscheidender Lösung von Lehrstreitigkeiten möglicher Begründung.

Demnach also leiden solche Bekämpfungen der vatikanisch

definirten Lehrgewalt des Papstes, welche wohl gemerkt nicht vom evangelischen Standpunkte ausgehen, sondern gemeinsam mit ihren gegnerischen Confessionsgenossen ein göttliches Recht des römischen Primates zur anerkannten Voraussetzung haben, mindestens an einem gefährlichen Mangel, wenn sie nicht eingehend darüber sich zu vernehmen geben, wie um die Folgerungen aus dem päpstlich gelübten Rechte zu Lehrgeboten eigentlich es bewandt sei.

Nicht allen fallibilistischen Ausführungen fällt zur Last, daß sie eine solche Lücke darbieten, vielmehr ist von einigen gegen den römischen Beschluß vom 18. Juli 1870 gerichteten Streitschriften unternommen, dieselbe auszufüllen.\*) Das, womit die letzteren die Ablehnung der Unfehlbarkeitslehre, gegenüber dem in Rede stehenden Angriffe auf die oppositionelle Stellung, rechtfertigen wollen, besteht zusammengefaßt in einer Vergleichung des Ansehens päpstlicher Lehrdekrete mit der im weltlichen Rechtsgebiete endgiltigen Entscheidungen eigenen Rechtskraft. Der Unterschied des formalen vom materialen Recht wird für den kirchlichen Bereich dergestalt verwendet, daß, gleichwie die Unanfechtbarkeit eines in letzter oder höchster Instanz ergangenen Erkenntnisses nicht die Nöthigung einschließe, den vom weltlichen Richter befolgten Grundsatz, abgesehen vom erlebigen Einzelfall, als richtig anzuerkennen, ebenmäßig auch die römische Entscheidung streitiger Lehrfragen nicht vermöge ein Dogma zu begründen, oder dem Inhalte der Festsetzung allgemeine Geltung zu verleihen. Allein diese Auskunft verfehlt zunächst den Punkt, an welchen die Uebertragung vom säkularen auf das geistliche Gebiet anknüpfen müßte, um möglichenfalls beweisend zu werden. Der höchstinstanzliche Ausspruch eines weltlichen Gerichtshofes schreibt keineswegs den nachgeordneten Stufen der gerichtlichen Hierarchie, oder den Parteien, welche Recht gesucht haben, vor, den im Endurtheil angenommenen Grundsatz ihrer rechtswissenschaftlichen oder bürgerlich allgemeinen Ueberzeugung als unanfechtbar anzueignen, denselben in ihr persönliches Bewußtsein von Recht und Unrecht, zustimmend und entgegengesetzte Ansichten aufopfernd, aufzunehmen. Alles das liegt gänzlich außerhalb der Bestimmung und Wirkung weltlich rechtskräftiger Entscheidungen, auch wenn sie von der obersten Stelle der Rechtssprechung erfließen. Für die Fortbildung des Rechtsbewußtseins werden richterliche Aussprüche wesentlich nur insofern bedeutsam, als die denselben unterstellten Gründe, unabhängig von der executorischen Kraft, auf die allgemeinere Entwicklung Einfluß gewinnen. Mit päpstlichen Lehrdekreten verhält es sich sehr verschieden hievon. Sie wollen maßgebend für die kirchliche Erkenntniß sein: das ist Sinn und Zweck ihrer Hinausgabe. Gegenständlich fehlt daher die Voraussetzung, welche ermög-

\*) Ueber die Opportunität der Deklaration der päpstl. Unfehlbarkeit. Schreiben an den Bischof S. Dupanloup v. Orleans, von B. A. Deschamps, Erzb. v. Mecheln. Antwis. Uebersetzung. Mainz 1870. S. 20 flg.

\*\*) Das ökumenische Concil. Stimmen aus M.-Laach. Freiburg. i. B. 1870. I, 8. S. 9 flg. II, 2. S. 22 flg.

\*\*\*) Archiv f. kath. Kirchenrecht. Bd. 26. S. XXIV.

†) Janus, Der Papst und das Concil. . . Leipzig. 1869. S. 40 — 448.

††) Hergenröther (o. B. Prof. d. Kirchenr. u. d. Kirchengesch.) Anti-Janus. . . Freiburg. i. B. 1870. S. 38.

†††) Quirinus, Röm. Briefe vom Concil. München 1870. S. 451.

§) Quirinus. . . S. 583.

\*) Reinkens (Prof. d. Kirchengesch.), Ueber die päpstl. Unfehlbarkeit. . . München, 1870. S. (148) in: Stimmen aus d. kath. Kirche über die Kirchenfragen der Gegenwart. 3. Heft (II. Bd.) S. 472 flgg. — A. Stöckl für die Fallibilisten. . . Eine Duplik. . . Münsterischen Dozenten. . . Münster, 1870. S. 24, 25, 27.



lichen könnte, denselben nur eine nach Aehnlichkeit der Wirkung rechtskräftiger Entscheidungen (res judicatae) des außerkirchlichen Gebietes beschränkte Wirkung beizumessen. Nicht minder ist subjektiv es unvollziehbar, der Vorschrift eines Satzes, als zur Glaubenslehre gehörig, sich zu unterwerfen, und, gleichzeitig diese Unterwerfung nur als von vorübergehender, nicht über den veranlassenden Streitfall zeitlich hinausreichender Bedeutung aufzufassen. Dem weltlichen Recht ist es keineswegs fremd, Wandlungen zu erfahren. Dem Wesen christlicher Dogmen dagegen ist eingeboren, daß sie unveränderliche Geltung behaupten müssen und besitzen sollen.

Diese Bemerkungen wollten vorbereitend einen bis zur Wurzel des binnenrömischen Zerwürfnisses führenden Blick in die Streitlage eröffnen. Nähere Betrachtung des bezüglichen Thatbestandes und der kirchenrechtlichen Zusammenhänge hat das vorläufige Ergebniss weiter zu erläutern und zu rechtfertigen.

## Die Bildung einer Abendmahlsgemeinde in der Gemeinde durch Freiegebung der Confirmation.

Den Artikel in Nr. 63 der Ev. R. Z., in welchem der von Dr. Wichern auf dem letzten Kirchentage in Betreff der Confirmation gemachte Vorschlag beleuchtet wird, können wir nicht ohne Erwiderung lassen. Wir sind keineswegs Anhänger des Wichern'schen Projectes und mit nichten gewillt, es in seinen Einzelheiten zu vertreten; aber wir müssen denn doch gestehen, der Herr Recensent macht es sich mit Abfertigung desselben etwas zu leicht und hat die Motive, aus denen es entsprungen ist, allzumenig gewürdigt. Das erhebt schon daraus, daß er den Kern der Frage mit der kurzen Bemerkung in einer Note erledigt: Legt der Staat auf die Confirmation einen solchen Werth, daß er mit ihr die Ertheilung weltlicher Gerechtsame und den Genuß bestimmter irdischer Vortheile verbindet, dann um so besser!

Staatsgunst, auch wenn sie wohl gemeint war, und das wollen wir für diesen Fall nicht bestreiten, ist immer eine Gefahr, ja ein Verberb für die Kirche gewesen. Es liegt dabei für sie allzu nahe, dem Staate dafür mit vorwiegender Berücksichtigung seines Interesses und Hintansetzung ihrer Pflicht sich dankbar und nachgiebig zu erweisen. Bei der Confirmation, die so eng mit dem bürgerlichen Leben verknüpft ist, ist die Gefahr besonders groß. Ja, man kann da schon nicht mehr von einer bloßen Gefahr reden, das Uebel ist schon in seiner ganzen Stärke hereingebrochen; die Kirche sieht sich genöthigt, um nicht mit den bürgerlichen Interessen in Collision zu gerathen, ihre Anforderungen an die zu confirmirende Jugend auf das allgeringste Maaß herab zu setzen. Hunderte werden alljährlich confirmirt, bei denen von einer der Bedeutung der Handlung auch nur einigermaßen entsprechenden Vorbildung und Reife nicht die Rede ist, nur, weil sie das vierzehnte Lebensjahr, das als Abschluß der Elementarschulbildung im Allgemeinen festgesetzt ist, überschritten und die nothdürftigsten Schulkenntnisse sich angeeignet haben. Die Ansprüche des materiellen Lebens machen sich denn in solcher Stärke geltend, daß die Kirche davor die Segel streicht und, ganz exorbitante Fälle ausgenommen, Alles confirmirt, was die Volksschule verläßt, unangesehen die sittlich-religiöse Reife, wie sie nach kirchlichen Grundsätzen gefordert werden muß und auch bei Freiheit der Kirche gefordert werden

würde. Die Kirche muß hier um so nachgiebiger sein, als Eltern und Kinder in den unteren Volksschassen sehr gut wissen, daß der Prediger die letzteren nicht noch Jahre lang im Unterricht behalten könne, weil die Rücksicht auf das bürgerliche Fortkommen täglich immer schwerer dagegen ins Gewicht fällt, und darauf eine vorzeitige Confirmation ertrogen. Aber auch bei den höheren Ständen, wo namentlich bei den Mädchen die Confirmation Voraussetzung für den Eintritt ins öffentliche Leben ist, wird wohl selten die Einsegnung gegen Willen und Meinung der Eltern wegen mangelnder Reife hinausgeschoben.

Es ist also an sich schon kein Gewinn, jedenfalls aber eine schwere Versuchung für die Kirche, daß die Confirmation die Thüre nicht bloß zum Sacrament des Altars, sondern auch zu mancherlei weltlichen Gerechtsamen ist, und daß sie auch für den bürgerlichen Beruf gefordert wird. Gewiß war es ursprünglich, als die Confirmation auch diese Nebenbedeutung erhielt, gut damit gemeint. Wer nicht kirchlich mündig war, sollte auch bürgerlich nicht fähig sein, einen Beruf zu ergreifen. (Bekanntlich datirt die Einführung der Confirmation in ihrer jetzigen Gestalt aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, also aus der Restauration des Staatskirchentums her.) Im Laufe der Zeit aber kehrte sich das Verhältniß um; wer bürgerlich erwerbsfähig war, galt damit auch für reif zur kirchlichen Vollbürgerschaft. Diese zur Zeit des Rationalismus entstandene Auffassung ist heute noch die allgemein herrschende Anschauung, und die Massen fordern die Confirmation zu dem bestimmten, ihnen genehmen Lebensalter nicht mehr als eine Concession bei häuslichen Nothständen, als eine Artigkeit gegen die gebildete Jugend, die man nicht allzulang im Flügelkleide lassen wolle, sondern als ein Recht. Dadurch wird bei dem obligatorischen Charakter der Confirmation die Lage der Kirche, die wegen des Zusammenhangs jener Handlung mit dem bürgerlichen Leben immer, auch bei richtiger Auffassung derselben eine versuchungsvolle war, eine schwer bedrängte. Wehe dem Pastor, der einem Knaben, welcher so ziemlich lesen, schreiben und rechnen kann, aber im Unterricht stumpfsinnig dagesessen und nur eben seinen Katechismus herbeten kann, dessen Vaterhaus auch nicht die geringste Garantie für christliche Fortbildung bietet, die Einsegnung versagen wollte! Welch ein Sturm würde über ihn hereinbrechen; wenn er sich nicht hinter die Unwissenheit in den Realien schlichtet, dann gehört eine seltene Festigkeit dazu, um solchen nicht selten wiederkehrenden Stürmen Trotz zu bieten! Auf noch härtere Proben werden die Geistlichen in den großen Städten gestellt, wenn es gilt, etwa einen Berliner Taugenichts, der sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, oder ein Mädchen, das aus seinem Leichtsinne kein Hehl macht, zurückzuweisen. Wir wissen wohl, wie man sich hilft. Man tröstet sich mit den erlernten Sprüchen, Versen, Katechismusstücken, mit dem ausgestreuten Samen, mit dem verborgenen unerkennbaren Werk des heiligen Geistes am Herzen und der Liebe, die Alles hoffet. Indeß, Kinder tragen das Herz nicht nur in der Brust, sondern auch im Gesicht und im ganzen Wesen, und — ob es wirklich die Liebe ist, die Alles hoffet? Es sind gewiß viele Geistliche, die jährlich Kinder confirmiren, von denen sie besorgen müssen, daß sie sich das hochwürdige Sacrament zum Schaden genießen, und ihnen auch das geringste Maaß des Glaubens, der Bedingung für den würdigen Empfang ist, abgeht. Was wollen sie machen; sie müssen eben!

Indeß alle diese Uebelstände ließen sich ertragen, wenn irgendwie die Hoffnung wäre, daß in unserm Volke die Erkenntniß von dem Wesen der Confirmation, von dem Recht der Kirche an die Jugend, von der Bedeutung christlicher Jugend-erziehung wieder erwachte, daß ferner die Obrigkeit als Dienerin beider Tafeln die Kirche in ihren Anforderungen an die Jugend



unterstützte und bei dem Eintritt ins öffentliche Leben die geistlichen Gesichtspunkte vor den irdischen gelten ließe. Allein dazu ist nicht die geringste Aussicht. Im Gegentheil, seit 1848 ist die Obrigkeit nur noch traditionell, aber nicht mehr principieell christlich und auch für den Staatsbürger ist seitdem die Art seiner Religion etwas Gleichgültiges. Der christliche Staat hat daher seit den letzten Jahrzehnten dem Princip nach aufgehört zu existiren; das Staatswesen emancipirt sich immer mehr von der Kirche und der Zug der öffentlichen Meinung geht immer stärker dahin, die Kirche nur als eine Dienerin für das Bedürfnis des Einzelnen zu betrachten. Die Voraussetzungen, unter denen das Verhältniß zwischen Kirche und Staat bei der Confirmation sich gestaltet hat, sind also nicht blos weggefallen, sondern verwandeln sich immer mehr in ihr Gegentheil. Unter diesen Umständen kann die Kirche die Frage nicht umgehen, ob sie noch ferner dem Staate gefällig sein soll und confirmiren, was und wann es von ihr begehrt wird, oder aber, ob sie nicht fortan an die Jugend ihren eigenen Maßstab, wenn auch in milder Form anzulegen und „die weltlichen Gerechtsame“ unberücksichtigt zu lassen habe, also etwa ihr Recht geltend zu machen, vorkommenden Falls eine Ausdehnung des Unterrichts über die Schulzeit hinaus zu erlangen und jedenfalls auch nach der Einsegnung eine Theilnahme an der kirchlichen Catechisation anzuordnen. Damit aber kann freilich die Zwangsconfirmation nicht bestehen, dann muß die Kirche die Freigebung dieser Handlung zugeben und auf alle die verzichten, denen diese Forderung allzuhart dünket.

Aber, sagt man, damit geht ein Stück Volksthum verloren, damit giebt die Kirche das christliche Volk preis! Sei es! Eher darf die Kirche das Volk als ihr Gewissen preisgeben. Oder man beweise, daß es umgekehrt das Richtige sei, oder daß keins von beiden der Fall sei, daß die Kirche auch bei der herkömmlichen Praxis in den gegenwärtigen Verhältnissen sich Volk und Gewissen bewahren könne. Der Herr Recensent meint, es bedürfe nur größerer Treue im Einzelnen, so werde sich Alles wohl gestalten. Die Treue im Kleinen in allen Ehren, sie hat große Verheißung. Allein, was soll sie helfen, wenn die Kirche der Treue im Großen sich begiebt und sich zur Schleppträgerin staatlicher und bürgerlicher Interessen macht!

Daß die Freigebung der Confirmation die Bildung von Abendmahlsgemeinden zur Folge hat, versteht sich von selbst. Aber es ist ein Irrthum zu meinen, daß die die Gläubigen und Auserwählten in der Gemeinde repräsentiren würden. Nicht einmal vorwiegend dürfte dies der Fall sein, vielmehr werden alle diejenigen dazu gehören, die noch so viel Gottesfurcht und Pietät sich bewahrt haben, daß sie willig in die Ordnung der Kirche sich fügen und finden; und das wird auf dem Lande wenigstens in den meisten Gemeinden die Mehrzahl sein. Von einer aristokratischen Auswahl, einer Elite kann somit nicht die Rede sein. Dr. Wichern scheint allerdings aus dem nach Ausscheidung des ganz abgestorbenen Gezeigs verbleibenden Stamm noch eine engere Abendmahlsgemeinde bilden zu wollen, zu der das Heilsbedürfnis den Einzelnen treiben soll. Darauf zielt auch augenscheinlich die von ihm vorgeschlagene Trennung von Einsegnung und Gelübde ab. So weit vermögen wir ihm nun nicht zu folgen. Damit geht er über das unmittelbar Gebotene, in den Verhältnissen Gegebene hinaus und begiebt sich auf den Boden der Experimente. Braucht die Kirche ihre Freiheit nur zu rechter Treue, so wird Gott schon zeigen, was weiter zu thun sei. Allein diese positiven Vorschläge betreffen gar nicht den

Kern der Frage. Der liegt vielmehr darin, daß das enge Band, welches früher unter der Voraussetzung der christlichen Obrigkeit und des christlichen Volkes zwischen Staat und Kirche geknüpft ward, wenn die Principien von 1789 mehr und mehr zur Herrschaft gelangen, unhaltbar, weil zu einem Fallstrick für die Kirche wird und darum so weit gelöst werden muß, daß die ganz antikirchlichen Geister, die jeglicher Zucht und Leitung der Kirche sich weigern, ohne Beschränkung von ihr sich scheiden können. Das ist nicht jene abstrakte Trennung von Staat und Kirche, die eben so widersinnig als verderblich ist, sondern das ist Erledigung einer unerträglichen Fessel, ein Arrangement, bei dem auch unter den veränderten Verhältnissen Staat und Kirche in Frieden nebeneinander leben können.

Was wir damit wollen? — Zu bedenken geben, daß es sich bei dem Project von Dr. Wichern um die schwerwiegendsten Fragen der Gegenwart handelt. Man mag sie anders auffassen und beantworten, als wir es thun, bei der Dunkelheit dieser ganzen Materie ist solch ein Auseinandergehen nicht zu vermeiden, — aber das halten wir für eine bedenkliche Stellung zu diesen Fragen, sie als gar nicht vorhanden zu betrachten, anzunehmen, es sei mit Staat und Kirche noch wie vor 200 oder 300 Jahren, und es könne und müsse daher auch zwischen ihnen Alles beim Alten bleiben. S — s.

## Die luther. Pastoral-Conferenz zu Cammin.

(Schluß.)

Andern Tages hielt P. Busch aus Gölzow einen zweistündigen Vortrag: „die alte und die neue Welt“, welcher die ersten und die letzten Capitel der Bibel in geistvoller Weise combinierte. Es war das ein Trunk aus dem theosophischen Vorn der heutigen Theologie, der durch Namen wie Kurz, Delitzsch, Rougemont, Auberlen bezeichnet ist. Darnach folgte ein Vortrag von P. Wegel-Mandelskow über die nöthige Ausgestaltung der evangelischen Landeskirche Preußens. Geordnete Abendmahlsgemeinden und gegliederte Kirchenregiments-Gemeinschaft der lutherischen und der deutsch-reformirten Kirche war der Grundgedanke seines Vortrages. Er brachte ungefähr die Gedanken der außerordentlichen Pomm. Provinzialsynode. An denselben knüpfte sich eine längere Discussion, theils abwehrend, theils aufklärend oder berichtigend. Allgemein sprach sich die Ueberzeugung aus, daß jetzt vorerst reinliche Sonderung geboten sei; darnach werde sich die Verbindung auch über Preußens Grenzen hinaus schon finden. Auf die katholische Bewegung ließ sich der Vortrag und die Discussion nicht ein. Am Schluß empfahl Wangemann seine „Lebensbilder aus der Mission“ zum Gebrauch für Missionsstunden, und P. Ludwig die Herstellung christlicher Volksfeste am Tage von Sedan, wie die Camminer jüngst eines in Divenow gehalten. Nachmittags bei schönstem Wetter Fahrt an den Ostseestrand; Abends Predigt des P. Sauerzweig jun. über das: „den Frieden lasse ich euch“, mit Einstreuung von Erlebnissen aus seinem Feldprediger-Leben, ergreifend und erbauend. Darnach schloß der Conferenz-Vater die schönen Tage mit dem Gesang: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Auch die Abendgottesdienste waren durch die Mitwirkung des Domchors geschmückt und gehoben.

Die Befriedigung von den schönen Tagen und die Dankbarkeit gegen Gott, den Geber aller guten Gaben, war allgemein. Gott sei Dank für Seine Gnade!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 7. October.

N<sup>o</sup> 80.

## Landeskirche und Freikirche.

Th. Harnack, die freie lutherische Volkskirche. Erlangen, Deichert, 1870.

Ad. Stählin, das landesherrliche Kirchenregiment. Leipzig, Dörffling und Franke, 1871.

(Schluß.)

Die Bedenken gegen diese einfache Maßnahme würden schwerlich stichhaltig sein. Denn obschon die Zulassung zum h. Abendmahl das Vollrecht einschließt, sie gewährt es bezüglich der aktiven Theilnahme an der Kirchenverwaltung doch nur unter der Voraussetzung gereiften Urtheils, das wiederum bedingt ist von Alter und Erfahrung. Dabei sehen wir nichts von künstlicher Werkerei, nichts von demokratischem Mechanismus, nichts von hierarchischer Elite, sondern einfach Ordnung laut 1 Cor. 14, 40; Ordnung, welche schon um der Gemeinde- und Wahllisten willen Bedürfnis, aber auch heilsam wäre wegen der für den Geistlichen erwünschten Gelegenheit, Leute zu ermahnen, zu belehren, zu verpflichten, welche vielleicht längere Zeit der kirchlichen Ordnung entwöhnt sind, ohne darum glaubenslos oder entchristlicht zu sein. Keinenfalls aber Umsturz der bezüglich des Minimalalters der Confirmation bestehenden, an die Schulentlassung anknüpfenden Sitte; keinenfalls zwei Confirmationen oder Ablösung der Confirmation vom Abendmahl oder gar Reservation des Sakraments für eine Elite von wirklich Bekehrten!

Dieser maßvollere Vorschlag läßt sich, wie uns dünkt, in jeder Kirche, Landes- oder Freikirche, ausführen, wenn die kirchlichen Organe nur Ernst brauchen; ja es sind noch andere weitere Maßnahmen der Zucht und Ordnung denkbar, die sich an den Nachkatechumenat anknüpfen ließen, deren Besprechung aber hier zu weit führen würde. Welche durchgreifendere Änderungen nothwendig, rathsam, möglich wären, wenn die Kirche gezwungen werden sollte, sich vom Staat zu trennen und in die freikirchliche Verfassungsform einzugehen, — das kann füglich der Führung Gottes und künftiger Erwägung überlassen bleiben.

Liegt denn aber wirklich und jetzt schon diese Nothwendigkeit vor? Ob die Kirche den entscheidenden Schritt thue oder nicht thue, sie trägt beidemfalls die Verantwortung vor Gott; sie kann sich schwer versündigen ebensowohl durch träges feiges Hinbrüten bis zur bundbrüchigen Ergebung in Babels

Willen, wie durch ungeduldiges voreiliges Ausbrechen aus der alten Bahn in neue unsichere Geleise, sofern sie mitverschuldete, daß ein bedeutender, vielleicht der weitüberwiegende Bruchtheil des Volks, dazu die künftigen Geschlechter abgelöst würden von ihrer Mutterpflege, ja vom Glauben und Christenthum und würden einer weltförmigen und weltwilligen Asterkirche überantwortet. Desto vorsichtiger muß alles erwogen, desto gewissenhafter festgehalten werden: Keinen Schritt ohne dringende Noth; aber ums höchste Gut auch festen Schritt in tiefe Noth.

Um unsere Prüfungsaufgabe vollständig zu lösen und auch denjenigen Wehrausfällen gerecht zu werden, welche Stählin als Ritter für die bestehende Kirchenregimentsverfassung im 3. Theile seiner Broschüre macht, müssen wir auf jene Frage zurückkommen, zumal da sich bei der Betrachtung des Zukunftsbildes der Freikirche nach der Seite ihrer gemeindlichen Organisation als Gewissheit herausgestellt hat: Baut man sie nach Harnacks Entwürfe, so wird ihre äußere Gestalt der Sekte ähnlich, sie selbst zur kinderlosen Mutter, keine Volkskirche. Diese will aber H. ganz entschieden, er widmet ihrer Darstellung ein ganzes Capitel, er legt durchweg auf den erziehlichen Charakter, den Weltberuf der Kirche großes Gewicht. Das leuchtet auch aus der zusammenfassenden Schlußbetrachtung seines Buches hervor, die wiederum viel Wahres in schöner Form enthält, bereite, eindringliche, beherzigenswerthe Worte. Gleichwohl scheint er zu ahnen, das Volk im Ganzen und Großen möchte auf die Freikirche nicht eingehen. Andernteils bekennt er, daß seine persönlichen Sympathien der landesherrlichen Kirchengewalt gehören, verwirft auch diese und das Landeskirchentum an sich nirgends grundsätzlich, sondern nur „das Specificische und Charakteristische dieser Kirchengestalt nach ihrem gegenwärtigen Bestande.“ Innerlich mag er eben doch zweifeln an der Herstellung fester Autorität, genügender Ordnung, stetigen Regiments und dauernden Zusammenhalts in einer Freikirche, die auf dem Gemeindeprincip construirt ist, und wäre herzlich froh, wenn der Bruch sich vermeiden ließe, wenn eine friedliche Vermittelung so zu Stande käme, daß der Bekenntniskirche die Verfassungsform der Landeskirche, dieser dagegen Gehalt und Halt von jener erhalten blieben. Daraus folgt aber eine gewisse Unsicherheit seines Zieles, erklärlich und entschuldbar bei der verworrenen Gesamtlage und bei der ungeheuern Tragweite des angerathenen und jedes radikalen Vorschrittes. Auffallen



muß es freilich, daß diese Unsicherheit so weit geht, daß Harnack nach mehreren für die Consequenz bedenklichen Aeußerungen (S. 42. 102 u. a.) schließlich S. 155 doch wieder die freie Volkskirche der landesherrlichen Kirchengewalt unterstellt sehen will, unter Voraussetzung der Selbstbeschränkung der Inhaber, soweit es tragbar sei für das Gewissen der Kirche. Vor Thor-schluß also bricht er die Spitze ab, läßt die Beibehaltung dessen, wogegen er 150 Seiten lang angekämpft, bedingungsweise zu.

Nicht mit Unrecht hält Stählin ihm vor, daß er voraussetzungsweise Territorialismus und Landeskirchentum völlig identificire, ebenso Freikirche und Volkskirche. Nicht mit Unrecht deckt Stählin S. 47 f. jene Unklarheit, Inconsequenzen und Widersprüche Harnacks auf und faßt sie als ganzes oder halbes Zugeständniß an das Bestehende, das er doch für überlebt, im Auflösungsproceß begriffen, gerichtsreif, ja nicht einmal reformfähig erklärt hat. Dringlichkeit von Reformen räumt auch Stählin ein, nur daß er die Kirche gegen die vom kirchl. Liberalismus dargebotenen Danaergeschenke verwahrt, z. B. gegen mitregierende Synodalausschüsse, gegen die obligatorische Civilehe (gegen welche er mit richtigem Takte das gesunde Volksgefühl, die festgewurzelte Volkslitte und die Gefahr der Gewissensverwirrung im Volke anruft), gegen die konfessionslose Schule u. s. w., übrigens aber positiver Vorschläge sich gänzlich enthält. Dagegen weist er mehrfach darauf, wie im letzten Menschenalter vieles besser geworden, mancher polizeiliche Zwang und Schein der Unwahrheit gefallen, weitere Fortschritte nach der Seite der Freiheit und Selbstständigkeit zu hoffen seien. Geduld sei das rathlichste; halbe Trennung aber unmöglich. Wolle die Kirche frei sein von der Bevormundung des Staats, so müsse sie auch auf seine Advocatie, Schutz und Pflege verzichten, das Verhältniß ganz lösen, womit sie dann freilich auch ihrer volkspädagogischen Aufgabe entfage; beanspruche sie aber einmal staatlichen Schutz, dann müsse sie sich auch darein ergeben vom Staate abzuhängen. Das Majestätsrecht involvire auch eine gewisse Mitregierung, wie schon Stahl dargethan. Aus jeder Kirchenform aber das Beste herausnehmen, das anlebende Schlimme und Einseitige weglassen und so ein Ideal zimmern, sei in der Theorie leichter als die praktische Ausführung. Dazu bemerken wir: Aus der Unthunlichkeit halber und aus der Unrathsamkeit gänzlicher Scheidung folgt keineswegs die Unmöglichkeit, die vergessenen Ehepacten festzustellen oder die lückigen und brüchigen wieder zu bessern auf Grund göttlichen Worts. Uebrigens verhehlen auch wir uns die Schwierigkeiten der Abänderung historischer Rechtsverhältnisse nicht und geben zu bedenken, daß der Summepiskopat nicht bloß eine kirchenrechtliche, sondern auch eine staatsrechtliche Seite hat. Handelt es sich darum, ihn abzuthun, so muß nicht bloß der Fürst persönlich einwilligen, sondern auch die Juristen und Landtage möchten ein Wort mitreden wollen; ist darauf zu rechnen, daß dies mit wahren Verstandniß vom Wesen der Kirche erfolgte und in freundlichem förderlichen Sinne? Gesezt auch, die Kirche wäre einmüthig entschlossen den Schritt zu thun, woran wir stark zweifeln, — wie soll sie es anfangen?

Wer kann damit vorgehen? Doch wohl nur die Synoden als ihre legitime Vertretung. Wo nun solche bestehen, würde denn auch nur eine von ihnen, im Norden wie im Süden, zu solchem Auftreten Lust und Muth haben? Jeder illegitime oder nicht in wirklicher Einmüthigkeit gemachte Anfang führt aber unausbleiblich zur Separation und Sekte.

Halten wir uns an den Gesamteindruck der Harnack'schen Schrift, nach welchem Auszug aus der Landeskirche als Nothwendigkeit gefordert, nicht etwa als letzte Eventualität ins Auge genommen wird — denn gefaßt auf diesen letzten Ausweg zur Rettung der höchsten Güter ist auch Stählin (S. 52 u. 59) und heutiges Tages wohl jeder ernsthafte Lutheraner — so finden wir uns allerdings unmittelbar vor der Alternative: Freikirche oder Volkskirche. Und dann ist unsere Wahl unfraglich. Bleibt das Bekenntniß gewahrt, nicht bloß für die individuelle Freiheit des Einzelnen und der Einzelgemeinde, sondern als Lehreinheitsgrund, Kirchenband und Kirchenordnungsnorm, so entscheiden wir uns unbedenklich für die Volkskirche, auch wenn sie Landeskirche und der Landesherr Kirchenregent bleibt. Nicht bloß aus Scheu vor den besonderen Gefahren jeder Freikirche, die wir in der inneren und äußeren Geschichte der Altlutheraner Preußens nahe vor Augen sehen; aber lockend ist auch das fernerstehende Bild der amerikanischen Freikirchen nicht gerade. Und in der Natur der Sache liegt es, daß die Freikirche, namentlich die von den Kämpfen der Neubildung erschütterte, das Bekenntniß mit weit größerer Schroffheit und Exklusivität handhaben, dadurch aber viele minder gereifte Intelligenzen und minder bestimmte Gemüther abstoßen wird, während eine lutherische Landeskirche von ihrer festen confessionellen Basis aus milder verfahren, zusammenhaltender wirken kann, ohne in die Fehler des Unionismus, indifferente, ohnmächtige oder gar negirende Stellung zur Confession, zu verfallen. Sondern hauptsächlich aus erbarmender Liebe zum Volke. Der Kirche Herz ist Christi rettende Liebe. Die ist in alle Maschen des Netzes gestrickt, das die Welt durchzieht. Noch stüßt aber das deutsche Volk Christum nicht zurück, noch ist seine Gemeinschaftsform, der Staat, nicht pur unchristlich oder gar widerchristlich. Darum dringet Christi Liebe die Kirche, beiden zu dienen, ja als Magd zu dienen, wo sie nur dabei Magd und Braut ihres Herrn bleiben kann.

Weiden; den einzelnen Seelen, die Christi Eigenthum durch die Taufe sind; der ganzen Gemeinschaft, nenne man sie Volk oder Staat, denn alle Reiche dieser Welt sollen zum Reiche Gottes und seines Christus werden, und die Pilger sollen der Stadt bestes suchen und für sie beten zum Herrn, denn wenns ihr wohlgehet, so gehets ihnen auch wohl. Unmittelbar dient sie mit ihren Gnadenmitteln, Wort und Sakrament, mittelbar durch Eingehen auf alle natürlichen und in geschichtlichem Herkommen und Sitte begründeten ethischen Verhältnisse. Familie, Ehe, Kinderzucht, Schule, Gemeinde, Obrigkeit — es ruht ja dies Alles auf natürlichem socialen Grunde, aber alle diese Institute sind im Gesamtbewußtsein des Volks wie thatsächlich von der



Kirche getragen und geheiligt, mit der Kirche aufs engste verwachsen; wenngleich die moderne Anschauung, die man Zeitgeist nennt, gar vieles gestürzt, unterwühlt und zerfressen hat. Mit der Kraft des Evangeliums und Glaubens hat die Kirche der Reformation alle diese Ordnungen durchdrungen, gehoben, gefestigt; sie darf sich solchem Liebesdienste nicht entziehen in kümmerlicher Zeit. Auf die Familie zu wirken würde sie zwar als Freikirche nicht aufhören, so wenig sie dem Princip nach ihren Einfluß auf das gesammte Volksleben aufgeben kann, so lange sie an der Kindertaufe festhält. Aber mit ihrer zusammenschwindenden Peripherie wird sich auch ihre Segenswirksamkeit quantitativ sehr verringern; abgesehen davon, daß das Freiwilligkeitsprincip unvermeidlich dem Subjektivismus die Bahn verbreitert und dahin ausschlagen könnte, den Einfluß der Kirche auch qualitativ zu schwächen, ja ihre Consistenz und Zusammenhalt zu bedrohen. Die obligatorische Civilehe würde Nothwendigkeit, ja kirchliches Postulat werden. Der independentistische Zug der Einzelgemeinden nach unbeschränkter Verfügung über Güter, Stiftungen und Ordnungen, das natürliche Sträuben gegen die moderirende Gewalt der Gesamtkirche und des Regiments würden gestärkt und herausgefordert. Die Schule endlich, dies Lieblingskind der evangel. Kirche, nun groß gewachsen und ein wenig sehr ungeberdig gegen die Mutter — im Ganzen würde das Band mit ihr zerschnitten, und die emancipirte würde gefahrlaufen, dem flüchtigen Zustande zu verfallen, wie er in Holland und Nordamerika ausgeprägt vorliegt. Das gesammte Volksthum aber — ein Volk, wie das deutsche, welches die seit Jahrzehnten ihr aufgedrungene abstracte Scheidung zwischen politischer und kirchlicher Gemeinde bis zur Stunde nicht fassen und seine Obrigkeit gar nicht anders denken kann, denn als eine christliche, eine Pfliegerin der Kirche, sicher würde es die gänzliche Scheidung von Kirche und Staat nicht vertragen, ohne an beiden irre zu werden. Ja auch sein Christenglaube, dazu Gehorsam und Treue würden erschütternde Stöße leiden und die Mitschuld daran — fiele sie nicht mit einem Schein des Rechts auf die rücksichtslos zur Scheidung drängende Kirche? So lange verständig geleitet, würde der Staat zwar im eigenen Interesse alles anbieten, um sich als Grund und innern Halt eine Art von Religion und kirchlichem Wesen zu erhalten. Aber von der Bekenntniskirche gelöst und aufgegeben, die seit der Reformation einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihn übte und seine Ordnungen, Geseze und Rechte wenigstens einigermaßen mit dem von ihr gepredigten Gottesworte in Einklang zu bringen bemüht war, würde er unzweifelhaft mehr und mehr dem Protestantenvereinschristenthum und damit jenen Mächten anheimfallen, welche die reine religionslose Moral zu verfechten vorgeben, wahre Sittlichkeit zu pflanzen und zu bauen unfähig sind: der Presse, der öffentlichen Meinung, dem humanistischen Liberalismus, wo nicht schlimmeren Potenzen. Die würden seine Scheinkirche füllen oder auch nicht füllen, die würden ihn geistig beherrschen und — ruiniren. Nicht umsonst stellt uns, von andern Exempeln zu schweigen, das nordameri-

kanische Staatswesen an sich solch ein häßlich Zerrbild vor Augen, der Parteizerklüftung, der Factionenhyrannie, raffinirten Mißbrauchs des formalen Rechts und raffinirter Mammons knechtschaft, wogegen unser deutsches Gemeinwesen mit all seinen Flecken und Fehlern doch immer noch wie eine Lichtgestalt erscheint.

Dieses Bedenken theilt, dieselbe Einrede erhebt wesentlich auch Stählin und unterstützt sie mit einschlagenden Citaten aus Schriften von Kliefoth, v. Harleß, Beck, Mühlhäuser u. A. Sein Schluß lautet: Noch ist die Stunde nicht gekommen, das Nothdach abzubreaken; noch hat die Kirche nicht alles gethan, was möglich und Pflicht ist, um ihr Verhältniß zum Staat angemessen und friedlich zu regeln. The sie namentlich den bevorstehenden harten Kampf um die projectirte Nationalkirche durchgekämpft hat, kann sie guten Gewissens nicht ausziehen. Erachten nun jene namhaften Theologen, von ihren theilweis sehr verschiedenen Standpunkten aus, übereinstimmend die Zugänglichkeit des Evangeliums an Alle vermittelt und gewahrt nur durch die enge Verbindung von Kirche und Staat, welche im Landeskirchenthum und der landesherrlichen Kirchengewalt sich ausprägt, so stärken diese Zeugnisse unsere Ueberzeugung, daß vorläufig Freikirche und Volkskirche unvereinbar, daß diese fürs Erste nur in formalrechtlichem Bunde mit dem Staate, nur unter kirchlicher Oberleitung Namens des Landesherren möglich ist; wenngleich als fernes Ziel ein Evangelischer Episkopat an der Spitze provinzieller Kirchengebiete, bekenntnißeinig und zugleich national zusammengeschlossen in freier Conföderation durch ein concilium oder collegium episcoporum uns stets vorschweben wird.

Jedenfalls stimmen wir mit v. Harleß und Stählin, dessen nüchternem und praktisch gegründetem Urtheil wir Dank und Ehre zollen, darin, daß der Kirche am meisten innerliche Ausrüstung noth thut zu wahrer Kraft und Freiheit. Läßt sie es daran nicht fehlen, so wird sie einestheils im Kampfe für ihr Bekenntniß und Wesen auch in der dormaligen Verfassung, die ihr so viel Demüthigung, Druck und Schmerzen verursacht, ausharren und durch besonnenes und muthiges Ringen friedlicher Weise Erleichterung erlangen können, andernteils durch Gottes Gnade die Kraft gewinnen, nothfalls, wenn Gottes Stunde schlägt, wo Gott die Thür aufthut, auf dem von Gott gewiesenen Wege ausziehen aus dem großen Hause in die kleine Hütte, die Gott sie wird bauen lehren in der Wüste.

Herzerquickend ist die Hoffnung, welche Stählin am Schlusse seiner Schrift aufspflanzt, gleich als eine Kaiserlinde: Anknüpfend an die sittliche und religiöse Kraft, die unser Volk im Streite fürs Vaterland offenbart hat, und an die ohne Rechtsbruch gewonnene politische Einigung, hofft er von dem ruhmgekrönten Helden und Reichshaupten, welcher in einer Weise, wie sie kaum je dagewesen, der göttlichen Gnade die Ehre giebt, er werde die Stimme einmüthiger Bitte für das Recht der lutherischen Kirche freundlich hören und großmüthig erhören, erwartet dann auch ein besseres Verhältniß mit der Union, welche



endlich ablassen werde von ihrer Aggression mit Zwang und Agitation. Tröstlicher noch ist die Einmüthigkeit, mit welcher beide Streiter, der landeskirchliche wie der freikirchliche, das Panier und Kleinod des Bekenntnisses hoch heben (z. B. S. 42. St. 25. 47. 55.) und nicht Fleisch für ihren Arm halten, sondern alles Vertrauen auf den setzen, welcher verheißt hat: „Ich bin der Herr, dein Arzt!“

B . . . 3.

I.

## Dr. Johann Friedrich Möller,

als Liederdichter.

Dr. Joh. Friedr. Möller war geboren zu Erfurt den 13. November 1789, wo sein Vater, Johann Melchior, damals als Diaconus zu den Reglern und später zu St. Michaeli wirkte. Die Mutter war eine Tochter des in Saalfeld entschlafenen Generalsuperintendenten Bernhard. Die ersten Jugendeindrücke empfing Möller im lieblichen Thüringerlande, in Stotternheim bei Erfurt, wo der Vater den Knaben zum Gymnasio vorbereitete. Er bezog die Schule zu Erfurt und dann die Universität Göttingen, wo er Planck's Schüler wurde, eine rationalistisch-supranaturalistische Zeitfärbung erhielt, bis er später zum reiferen christlichen Mannesalter gelangte. Nachdem er in einem Pfarrhause das Amt eines Hauslehrers bekleidet hatte, wurde er Diaconus an der Barfüßerkirche zu Erfurt im J. 1815, um welche Zeit etwa auch seine Wirksamkeit als Lehrer der Katechetik und Methodik am Schullehrerseminar begann, an welchem er später eine Zeitlang als Director fungirte.

Das bevorstehende Reformations-Jubiläum lenkte seine Studien auf die köstlichen Kleinodien jener Zeit; die Frucht davon waren einige Jahrgänge des Reformations-Almanachs, in Gemeinschaft mit dem Erfurter F. Reysner herausgegeben, — Erfurt, Jahrg. 1 [1817] 1818 — Jahrg. 2 1818 — Jahrg. 3 1820 — Jahrg. 4 1821 — wie auch zehn Predigten über die Reformationsgeschichte, „Wiedergeburt der Kirche“ betitelt. Erfurt 1818. —

Im J. 1829 erhielt er das Pastorat an der genannten Kirche, — im J. 1831, als Senior des evang. Ministerii, das Ephoralamt über den Stadt- und Landkreis, — einige Zeit später wurde er zum Consistorialrath und Mitgliede der dortigen königlichen Regierung ernannt. Hier in Erfurt, in Thüringens Hauptstadt, war die Blüthezeit seiner anregenden und bauenden Thätigkeit. Hier wurde er selber immer fester begründet im Worte, und im Bekenntnisse der Kirche, — so daß er nachher da stand wie ein Fels in den nachfolgenden Stürmen, die ihn umbrausten. Im J. 1843 ward er zu Dräsecke's Nachfolger als Generalsuperintendent der Provinz Sachsen und erster Domprediger nach Magdeburg berufen, wo er auch durch eine Dissertation das theolog. Doctordiplom erwarb. Ihm zur Seite stand in dem, etwas mehr selbständig gewor-

denen Consistorium als Consistorial-Präsident der unvergeßliche Carl Friedrich Göschel, der der Leitung der Geschäfte nicht bloß einen neuen kirchlichen Geist einflößte, sondern sogar der ungeistlichen Sprache vom grünen Tische — auf liebliche Weise zum großen Segen entsagte — eine herrliche Kirchenzeit, auf deren Hinschwinden man nur mit Wehmuth zurückschauen kann.

Versuchen wir ein paar Züge eines Bildes von Möller zu entwerfen. Vieles vereinigte er in sich, was sich in der Kirche sonst nur zerstreut findet: tiefe Erkenntniß der heiligen Schrift, sinnige Originalität und Einfalt in der Darstellung (so eigenthümlich, daß man den Verfasser in jeder Zeile erkennen könnte), veranschaulicht durch Gleichnisse und Geschichten, eine seltene katechetische Gabe, große Weisheit und Umsicht in der Kirchenleitung, ein Erwärmteisein für das alte Kirchenlied, und die liturgischen Schätze unserer theuren lutherischen Kirche, eine Sängergabe, ein feines Ohr für die geistlichen Weisen, mit denen er täglich in der Stille seiner Hauskirche sich stärkte und erquickte, Treue im Bekenntniß der lutherischen Lehre, Muth und Furchtlosigkeit gegen Hohe, wo es galt, die Rechte der heiligen Kirche zu schirmen, dabei eine Kindlichkeit, die ihm die Herzen der Kinderwelt erschloß, ungeheuchelte Demuth und brünstige Liebe, wie sie nur wahren Kindern Gottes eigen ist. Sein Andenken wird auch dann noch im Segen bleiben, wenn das Wählerthum und das Lichtfreundthum jener Tage, dessen ganzen Haß er, wie sein College\*), in amtlicher Stellung eine Zeitlang erfuhr, vollends wird vorübergezogen sein — als eine nur vereinzelt erscheinung des demaleinst viel allgemeiner noch hervortretenden Antichristenthums unter Tausenden der Gebildeten, ge-

\*) Man kann sich den Terrorismus jener Tage kaum jetzt noch vorstellen. „Ich muß Ew. Hochw.“, schreibt der Oberpräsident v. B. an Göschel, „die Bitte vorlegen, noch im Laufe des heutigen Vormittags eine Reise anzutreten, da bei der Aufregung eine Demonstration Seitens der zuverlässigen Bürgerchaft nicht zu vermeiden sein wird, deren Folgen . . . ich nicht zu vertreten im Stande bin . . . Ew. Hochw. Besuch durch meinen Garten, der geöffnet sein wird, werde ich gern erwarten.“ — Am 15. Februar 1848 erhielt Göschel vom Ministerium die Versicherung, „man werde nicht weiter nachgeben.“ Am 12. März zog die freie Gemeinde in die Heilige-Geistkirche ein nach einer an den Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg mit Umgehung der Kirchenbehörde erlassenen, von der Stadtbehörde durch die Zeitung publicirten ministeriellen Erlaubniß. — „Mein Haus“, erzählt Göschel weiter, „war ein Gegenstand besonderer Erbitterung. Am 15. März kam es zu einem massenhaften Angriff gegen das Regierungsgebäude, in welchem ich wohnte. Nach allzu langer Nachsicht that das Militär auf das erste Commando seine Schußigkeit, und flugs war in wenigen Minuten der große Domplatz gesäubert.“ Als er Magdeburg verlassen hatte, war er, wo er hinkam, den Behörden ein unwillkommener Gast, so erzählt ein Aufsatz in der Sengstenb. R. Z., Jahrg. 1862, Nr. 61, — bis er endlich bei der Brilbergemeinde in Gnadau liebevolle Aufnahme und sichern Zufluchtsort fand.



inechtet von der allgemeinen Weltreligion des Fleisches, der Humanität und Selbstanbetung, — wie der urtheilslosen ungebildeten mit leichter Mühe aufzuwiegeln Massen. Gegen Ende seines Lebens hatte Möller noch einen sehr schmerzlichen Weg zu gehn, bis ihn der Herr, noch geläuterter aus diesem Pilgrimslande heimrief, den 21. April 1861, in einem Alter von 71 J. 5 M. zu den ewigen Wohnungen, wo er nun wandelt vor Seinem Angesicht im Reich ewiger Freuden.

Denkmale seiner amtlichen Wirksamkeit sind, außer Predigten, verschiedenen Dissertationen, vielfache Amtsschreiben über pastorale Thätigkeit — Wegweiser für biblische Geschichte und Catechese, — Kindergebete, Unterlagen zur Gotteserkenntniß u. Was seine demüthige und gläubige, dabei schlichte Persönlichkeit gewirkt, das ist nur dem Herrn offenbar.

Von seinen Liedern wollen wir nur noch ein Paar Worte reden. Sie belaufen sich auf 351 und kennzeichnen verschiedene Entwicklungsstufen. Sie erschienen zuerst unter dem Titel: „Christenglaube und Christenwandel, in religiösen Gesängen, zum Theil nach bekannten Kirchenmelodien. Erfurt 1816“, 24 Lieder enthaltend. Die Herausgabe wurde, wie er selbst erzählt, durch eine Theuerung veranlaßt. Ein einziges Lied: „Du hast's vollbracht“, am Charfreitag zu Frankfurt a. M. gesungen, brachte mehrere hundert Gulden. Er selbst urtheilt von diesen Liedern: „Einige haben sich davon in der Kirche angesiedelt, aber ihre Zahl ist klein.“

Es folgte darauf: „Der christliche Glaube und das christliche Leben. Geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus. Erfurt, Kreyser, 1822“, 222 Lieder enthaltend. In der Vorrede sagt er: „Ich glaube, daß die dichterischen Darstellungen des christlichen Glaubens und Lebens fortschreiten müssen mit der Entwicklung der Zeit.“ — Dreißig Jahre später urtheilt er darüber: „Wenn heute ich selbst zu Gericht sitzen sollte, ich würde viel verändern und daraus streichen.“

Sechszunddreißig Jahre nach jener ersten Sammlung gab er heraus: „Geistliche Dichtungen und Gesänge auf Unterlagen der h. Schrift. Magdeburg, Heinrichshofen, 1852“, enthaltend 105 Lieder. — Diese letzte Sammlung liefert von ihm das Reiffste und Gebiegenste, und wird unter den geistlichen Dichtungen der neueren Zeit immer seine Stelle behalten — fast weniger eigentliche Kirchenlieder, wohl auch nicht dazu bestimmt, — sondern wie Maria das Wort im Herzen bewegte, sinnige Erwägungen, innerliche Anklänge, von der göttlichen Kraft des Wortes Gottes hervorgelockt — ein innerliches Berührtwerden davon, überströmend in Herzensergüssen. — „Ich bringe jetzt, sagt er, in der Vorrede sich mit einem alten Gärtner vergleichend, welchen die fortgeschrittene Kunst der Neuzeit überflügelt hat, — wie zum Abschiede von der heiligen

Kunst, noch eine Nachlese aus den spärlicher gewordenen Ernten, als eine Gabe für gleichgesinnte Freunde.“

Im J. 1855 erschien das unter seiner Oberleitung mit gläubigem Sinne, großem Fleiße und feinem Takte (auch in Bezug auf den musikalischen Theil) neu revidirte, Halberstädter Gesangbuch. Halberstadt, bei Ernst Zieglers Wittwe, 1855. Er schließt seine köstliche Vorrede zu diesem Buche mit dem Wunsche: „Er, der Herr, geleite dasselbe in die Kirchen und Schulen, in die Häuser, in die Gebete und in die Herzen der evangelischen Christenheit dieses Landestheils, und lasse von dem Feuer der Andacht etliche Gnadenfunken der Freude und des Trostes in die Seelen derer fallen, denen die Vollendung dieser Arbeit ein Gebetswerk und daneben eine stete Uebung des Fleißes und der Geduld gewesen ist!“ —

Von seinen Liedern sind in den kirchlichen Gebrauch — für das Halberstädter G. schlug er eine Bitte um Aufnahme ab — folgende übergegangen: O daß ich hätte mitempfunden. — Ein Osterlied, nach Matth. 28 — aus seiner Lieder Sammlung: „Der christliche Glaube. Erfurt, 1822.“ — Wo regt sich noch ein guter Geist. — Ein Reformationslied, gedichtet auf das dreihundertjährige Reformationsjubiläum im J. 1817, enthalten in der Schrift: „Christenglück. Erfurt, 1816.“ R. S . . . s.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 9. Die Katholiken.

Dem Betrachter hiesiger Kirchenverhältnisse drängt sich unwillkürlich die traurige Wahrnehmung auf, daß der römische Katholizismus die begünstigte und die Gunst der Verhältnisse in äußerst wirksamer Weise ausbeutende, einflußreichste und stärkste, ja die Stadt durch die Beamten der Verwaltung controllirende Kirchenpartei ist. Hier bietet sich uns das seltsame Schauspiel dar, daß in einer auf ihre freisinnigen Institutionen so stolzen Republik der Katholizismus am meisten gedeiht und erstarkt. Bürgerliche und religiöse Freiheit sind allerdings die von ihm am meisten zu fürchtenden und gefürchteten Gegner — und so kann sein Gedeihen doch nur ein zeitweiliges sein; jetzt freilich wirkt alles zusammen, um sein Ansehen zu erhöhen; auf die Stimmenzahl kommt es hier an; es wohnen in der Stadt etwa 400,000 Katholiken, wovon über die Hälfte, ja vielleicht 250,000 Irländer sind; ihre Stimmen bilden eine compacte Masse; es liegt den Politikern daran, sie zu gewinnen und durch sie den Sieg und die Aussicht auf Gewinn aus den errungenen Stellen. Dagegen zerplittern sich die Stimmen der Deutschen, und während sie mit den antirömischen Amerikanern zusammen die Entscheidung in ihrer Hand hätten und dem Ueberwuchern römi-



schwer Ansprüche mit Leichtigkeit ein Ziel setzen könnten, sind sie aus religiöser Gleichgültigkeit und politischer Uebereinstimmung Schleppenträger der römischen Kirche. Das diesjährige Friedensfest, das in den Deutschen ein Bewußtsein ihrer Stellung erweckte und auf welches große Hoffnungen für ein einmütiges Zusammengehen der Deutschen wenigstens in politischer Beziehung gesetzt wurden, hat nur wenig Früchte getragen. Denn die besondere politische Parteiorganisation hat sich stärker erwiesen, als das aufflammende Feuer nationaler Begeisterung. Die große Anzahl roher, der römischen Kirche blind ergebener Irländer hat schon zu manchen bedenklichen Äußerungen Veranlassung gegeben; ja von Vielen wird noch in diesem Jahrhundert ein Religionskrieg, ein Kampf mit dem übermüthigen Katholicismus gefürchtet. Hat doch unser aufgeklärtes Jahrhundert die Krönung der Marienverehrung und der päpstlichen Autorität erleben müssen, warum sollte bei dem auf beiden Seiten vielfach gereizten Gefühl ein solcher Krieg undenkbar sein! Sind doch auch die Yankee unglaublich bitter, wenn sie auf den Katholicismus zu sprechen kommen. Wie hat man während des letzten Krieges die Irländer gegen Preußen eingenommen und ihnen durch Vortragung französischer Fahnen geschmeichelt, vorgebend, der Krieg wäre ein Religionskrieg, im protestantischen Interesse gegen die römische Kirche unternommen. Nur dadurch vermochte man sie zu beruhigen und zu friedlichem Verhalten gegen deutsche Festfeiern zu bewegen, daß man aufzeigte, daß im Heere Kaiser Wilhelm's Hunderttausende von Katholiken sich befänden. Die Genier haben sich zwar mit unauslöschlicher Schande bei ihrem Einfall in Canada bedeckt und die Schwäche des celtischen Charakters, des leeren Prahlers, recht gezeigt, aber das ist an hiesigen Irländern wie ähnlich die Erfahrungen des letzten Krieges an den Franzosen spurlos vorüber gegangen; man wirft darum doch mit großen Reden um sich — und bei passender Gelegenheit auch mit Steinen. So war es am 12. Juli des vorigen Jahres, so in noch größerem Maaßstabe an demselben Tage in diesem Jahre. Man mag darüber streiten, ob es passend sei, für europäische Verhältnisse bedeutungsreiche Festtage auch hier zu feiern und durch öffentliche Demonstrationen das Gefühl der entgegengesetzten Partei aufzuregen; Thatsache aber ist, daß bisher alljährlich die römischen Irländer in prunkender, niemals von Anderen gestörter Prozeßion ihren Nationalfesttag, den St. Patrickstag, gefeiert und höchstens selbst durch Trunkenheit und rauschhaftes Wesen Störung verursacht haben; ebenso haben, aber immer in nüchternen ruhiger Weise, ihre bittersten Gegner, die Drangemänner, am 12. Juli ihre Prozeßion abgehalten; ihre Fahne zeigt Wilhelm III. als Sieger über die römischen Irländer an der Boyne. Dieser Festzug war schon im letzten Jahre angegriffen worden; Tausende von irischen Arbeitern waren in den Straßen, die der Zug passirte, und warfen mit großen Pflastersteinen auf ihre Gegner, trafen auch manche Unschuldigen; die Polizei rückte in voller Stärke aus, um ernstlichen Unruhen vorzubeugen; dennoch ward von den erbitterten Katholiken auf die in einem Parke friedlich mit ihren

Familien versammelten protestantischen Irländer ein wüthender Angriff gemacht und sogar Revolver dabei gebraucht. In diesem Jahre nahm die Sache einen noch ernsteren Charakter an. Manche Zeitungen reizten schon vorher durch ungeheuerliche Nachrichten von einem bevorstehenden Kampfe die Gemüther auf; sie brachten solche Sensationsartikel natürlich nur, um größeren Absatz und somit Geld zu gewinnen; aber sie haben dadurch viel zur gegenseitigen Erbitterung beigetragen. Am Tage vor dem Feste verbot der Mayor Dakey Hall, der wie alle Beamten der Stadt unter dem Einflusse von Tammany Hall, dieser demokratischen vorzugsweise irischen Organisation steht, die Abhaltung des öffentlichen Umzuges. Der (ebenfalls demokratische) Gouverneur Hoffmann erblickte darin aber mit Recht eine Beugung unter den Katholicismus, eine Benachtheiligung der Protestanten und — was er freilich nur allein in seiner Proclamation hervorhob — einen Eingriff in die Rechte amerikanischer Bürger. Er hob das Verbot des Mayors auf, erschien selbst in der Stadt und ergriff den Oberbefehl über Polizei und Milizen; er erklärte seinen festen Entschluß, die Procession friedlicher Bürger mit Waffengewalt zu schützen. Es waren gegen 5000 Mann aufgeboten; nur hundert Drangemänner wagten es, durch die Straßen zu paradien — und trotz solcher großen Truppenmacht ward doch von den Irländern wiederholt auf die Procession, Polizei und Soldaten geschossen. Die Polizei blieb kühl, die Milizen wurden unruhig, gaben Feuer und tödteten und verwundeten außer manchen Schuldigen auch viele auf den Trottoirs stehende neugierige Zuschauer (im Ganzen über 150). Wir hoffen indeß, daß dieses jener Sorte von Katholiken eine Warnung sein wird. Daß die Römischen die Herrschaft über die Vereinigten Staaten anstreben und zu erringen hoffen, daß sie dann allen freiheitlichen Institutionen ein Ende machen werden, sprechen sie fortwährend in ihren Kirchenblättern, so in dem in Cincinnati erscheinenden Wahrheitsfreunde (besser Wahrheitsfeinde) offen aus; der bekannte eifrige Pater Hecker erklärte in einer Vorlesung, die er vor nicht langer Zeit im Cooper-Institut hielt, daß spätestens im J. 1900 die römischen Katholiken die politische Majorität in den Ver. Staaten haben würden, und daß es dann ihre Pflicht wäre, von der Regierung Besitz zu ergreifen und alle Angelegenheiten der Verwaltung im Interesse der Kirche zu führen. „Und, sagte er, es soll meine Lebensaufgabe sein, die Katholiken in Amerika für diese Idee zu erziehen.“ Nicht mit Unrecht spricht man darum von einer aggressiven Haltung der römischen Kirche, ein aggressives Verfahren zeugt aber von Lebenskraft, von einem Bewußtsein erhöhter Stärke; so findet es die römische Partei ganz natürlich, daß man ihr Dienste erweist, Geschenke giebt, daß die Behörden in ihren Festzügen paradien, und den Lieblingswünschen der Irländer auf alle Weise schmeicheln; empfangen sie ja doch neulich die aus Irland entflohenen jentischen „Märtyrer“ (!). So hörte ich selbst bei einer Massenversammlung im Cooper-Institut bei Gelegenheit der letztjährigen Wahlen einen Redner, der die römische Kirche mit ihren Lehren und



Gebräuchen pries — sofort erschallte ihm rauschender Beifall; der Mayor der Stadt begann die Rede, in welcher er sich zur Wiederwahl präsentirte, mit den Worten: „Ich komme eben von der Einweihung des Findelhauses“ (nämlich des katholischen, zu dem der Staat 100,000 Doll. und die Stadt die Grundstücke geschenkt hat); stürmischer Beifall belohnte ihn für diese Theilnahme an den römischen Anstalten. Ist es ein Wunder, daß so Manche von der Pracht der großen Kirchen, der scheinbaren Einigkeit, der großartigen Organisation, dem weitreichenden Einfluß der römischen Kirche geblendet werden und wie der jetzige Herausgeber der katholischen Kirchenzeitung, Pastor Vertel, wie der frühere zur luth. Missionsynode gehörende Professor Baumstark und so manche Andere, die keinen festen Grund des Glaubens haben, dem römischen Irrthume zufallen! Bei den ritualistischen hochkirchlichen Episkopalen ist ohnehin schon die Sehnsucht nach dem römischen Antichrist sehr groß; so hielt der als Ritualist berühmte Dr. Ewer vor Kurzem hier selbst eine öffentliche Vorlesung über das Thema: Protestantism a failure, und rief dadurch mancherlei Entgegnungen hervor. Wenn nun aber jenen die Macht des Papstthums jetzt noch so groß erscheint und Sehnsucht nach Rom erweckt, wie möchte es ihnen zu Luthers Zeit gegangen sein oder gar noch früher! Es gehört eben der rechtfertigende auf die heil. Schrift gegründete Glauben dazu, sich nicht beirren zu lassen; weder demokratische Tiraden noch jüdenfreundliche Christusleugnerei können den römischen Antichrist überwinden, ebenso wenig die, welche von dem Aeußeren sich einnehmen lassen und darüber das Innere übersehen. Wie anders standen die Katholiken zu früheren Zeiten in New-York! Es war keinem katholischen Priester während der holländischen Herrschaft der Aufenthalt in New-Amsterdam gestattet. Dennoch handelten die Holländer sehr liberal, als der erste katholische Priester, ein Missionar, aus der Gefangenschaft bei den Indianern entflohen und nach New-Amsterdam gekommen war. Die Wilden verlangten seine Auslieferung und drohten sogar im Verweigerungsfalle mit einem Angriff auf die Ansiedlungen der Weißen. Doch die Holländer blieben fest; sie lieferten ihn nicht aus, sondern bezahlten lieber für ihn ein Lösegeld, auch gaben sie ihm die Reisekosten nach Frankreich und einen Sicherheitspaß. Als aber Neu-Amsterdam englisch geworden war, fing bald auch der römische Einfluß an sich geltend zu machen. Der Gouverneur Dongan 1683 war ein Katholik; man empfing ihn mit großem Unwillen, aber seine Verwaltung machte ihn bald beliebt. Am 17. October 1683 kam die erste Volksvertretung (Assembly) zusammen. Diese setzte außer anderen, politischen, Dingen fest, daß niemand, der durch Jesus Christum an Gott glaubte, in irgend einer Weise beunruhigt werden sollte; es ward ein Sonntagsgesetz erlassen: Bürger durften Sonntags nicht auf der Straße arbeiten, Kinder nicht spielen, Indianer und Neger keine Festlichkeiten feiern; Gastwirthe durften Spirituosen nur an Reisende verkaufen. Der katholische Jacob II. trieb Dongan an, den römischen Katholizismus zu fördern und unter keinen Umständen eine Druckerei zu dulden. Sir William

Berkeley, der um dieselbe Zeit Gouverneur von Virginien war; dankte Gott, daß in dieser Kolonie weder öffentliche Freischulen, noch Druckerpressen wären; „Gott bewahr' uns vor beiden!“ sagte er mit Inbrunst. Unter Jacob II. Regierung wurden die Bewohner New-Yorks immer unruhiger wegen des zunehmenden Katholizismus; Katholiken wanderten in großer Anzahl ein; der Zollhauscollector und andere einflussreiche Beamte waren katholisch; man traute selbst den anglikanischen Geistlichen nicht mehr, sondern verdächtigte sie als heimliche Katholiken. Da brach endlich der Kampf aus, in welchem der deutsche Kaufmann Jacob Leisler 1689 mit der protestantischen Volkspartei sich gegen das mit dem Sturz Jacob des Zweiten, wie er meinte, rechtlose Gouvernement erhob. Jacob Milbourn, der Schwiegersohn Leislers, ein feuriger Puritaner, hatte fortwährend mit dem Gouverneur Andros über Kirchensachen im Streite gestanden und ward von diesem vielfach mit Geldbußen belegt, ja sogar in das Gefängniß geworfen; er ging aber nach England, verklagte den Gouverneur und erhielt eine große Entschädigungssumme zugesprochen. Der Einzige, welcher entschieden zu ihm gestanden, war der vielgeprüfte, rastlose und energische, sogar einmal von algerischen Seeräubern eine Zeit lang gefangen gehaltene, unerschrockene Jacob Leisler, der ebenfalls vielfach Geldstrafen zu entrichten hatte. Dabei war Andros nur episkopal, wie vielmehr traten jene Männer gegen den römischen Einfluß von Dongan, Nicholson und deren Anhängern auf. Das Nähere über das traurige Ende Leisler's und seines Schwiegersohns Milbourn, der mit ihm zusammen am Galgen starb, ist bereits im ersten Artikel mitgetheilt worden. Beide fielen als Opfer der politischen Intriguen ihrer römischen Gegner. Man ward aber nachher vorsichtiger und trat dem Katholizismus entschieden entgegen. Dies ergiebt sich aus einem alten Document, das mir neulich zu Gesicht kam; es ist unter der Ueberschrift: „Ein eisengepanzter Eid aus der alten Zeit“ in den Acten des hiesigen Magistrats enthalten und führt das Datum des 14. Octobers 1714. Dieses Schriftstück ist von dem Mayor und allen anderen städtischen Beamten eigenhändig unterschrieben und lautet folgendermaßen: „Ich N. N. bekenne, bezeuge und erkläre feierlich und aufrichtig vor Gott dem Allgegenwärtigen, daß ich glaube, daß im Sacrament des h. Abendmahls keine Transsubstantiation der Elemente des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi nach der Consecration derselben durch irgend welche Person stattfindet, und das die Anrufung oder Anbetung der Jungfrau Maria oder irgend eines anderen Heiligen und das Messopfer, wie sie in der römischen Kirche gebräuchlich sind, abergläubisch und götzendienerisch sind. Und ich bekenne, bezeuge und erkläre feierlich vor Gott, daß ich dieses Bekenntniß und jeden Theil desselben in dem gewöhnlichen Sinne der Worte ablege, wie sie von englischen Protestanten verstanden werden, ohne Winkelzüge oder geheimen Vorbehalt und ohne irgend welche Dispensation bereits vom Papste oder jemand anders dafür erhalten zu haben oder solche Dispensation zu hoffen und ohne zu denken, daß ich vor Gott und



Menschen von dieser Erklärung absolvirt werden kann, wenn auch der Papst oder sonst jemand davon dispensiren oder dieselbe für nichtig erklären würde.“ Was mögen wohl die jetzigen römischen Stadtautoritäten denken, wenn sie solche Verpflichtung ihrer Vorgänger in den Acten lesen! — Noch lange dauerte der Argwohn, ja der Widerwille des Volks gegen den Katholizismus fort; das zeigte sich so recht i. J. 1741. Damals waren unter 10,000 Einwohnern etwa 2000 Neger; es hatte seit der Zeit des Generaldirector Wilh. Kieft der Negerhandel geblüht, ja i. J. 1678 hatte man, da die Neger selten waren, ein Gesetz erlassen, wonach alle Indianer, welche in den nächsten sechs Monaten in die Provinz kommen würden, zum Besten der Regierung verkauft werden sollten. Die Sklaven wurden entsetzlich behandelt. Nun ereigneten sich innerhalb weniger Tage viele Feuersbrünste; das Haus des Gouverneurs, die alte Kirche und andere Gebäude brannten zuerst ab, die Stadt gerieth in ungeheure Aufregung; man schrieb die Brandstiftungen einem Negercomplotte zu; eine schreckliche Verfolgung begann; viele wurden lebendig verbrannt; einer klagte den andern an, um sich zu retten, und doch wollte nichts Gewisses zum Vorschein kommen. Die Aussagen der Gefolterten waren zu seltsam und sich widersprechend, um geglaubt werden zu können. Die Angst und die Erbitterung des Volkes stieg; da wies eine Negerin, die schon manche Neger angeklagt hatte, auf einen gewissen John Ury als Anstifter einer Negerverschwörung hin. Ury war eigentlich ein katholischer Priester, ernährte sich aber als Schulmeister. Das Volk wandte sich gegen ihn; man sprach von einem papistischen Complotte; es fanden sich Leute, welche ausagten, er habe jemand zur römischen Kirche hinüberführen wollen, er habe von jemand Oblaten verlangt; sein Schreibepult ward in einen Altar umgedeutet. Alle seine Entgegnungen halfen ihm nichts; er ward zum Tode durch den Strang verurtheilt und wirklich auch am 29. August hingerichtet. Dann ward gegen andere Weise inquirirt. Vom 11. Mai bis zum 29. August wurden 154 Neger eingesperrt; 14 davon wurden verbrannt, 18 gehängt, 71 deportirt; von 24 eingesperrten Weißen wurden 4 gehängt. Es ist sehr fraglich, ob diese Conspiration wirklich existirte; die Furcht hatte im bösen Gewissen der Einwohner ihren Grund; die Zeugen waren von der gemeinsten Sorte, ihre Aussagen noch dazu durch die Furcht erpreßt; an eine Emancipation der Sklaven hatte man nie gedacht; die Angst vor ihnen glaubte das Schlimmste, die Furcht vor den Jesuiten besiegelte das Schicksal der Verdächtigen. Schon im J. 1700 war ein Gesetz passirt worden, wonach jeder katholische Priester, der freiwillig in die Provinz kommen würde, gehängt werden sollte. So konnten die Katholiken nicht vorankommen; erst im J. 1786, nachdem alle Reste eines Staatskirchenwesens beseitigt waren, gelang es ihnen, in den Besitz einer Kirche zu kommen und so eine öffentlich sichtbare Stellung einzunehmen. Jene erste Kirche, die St. Peter=

kirche, ward in der Barclaystraße erbaut; seitdem ist auf dem alten Grunde ein neues geräumiges, aber einfaches Kirchengebäude errichtet worden. Dazu kam, entsprechend dem neuen Factor, der den Geschicken der römischen Kirche eine unerwartete Wendung geben sollte, im J. 1815 die St. Patriäskathedrale an der Ecke von Mott= und Princestraße, recht im irischen schmutzigen Stadtviertel, für lange Zeit die größte Kirche in der Stadt. Seitdem hat die gewaltige Einwanderung die Macht der römischen Kirche außerordentlich erhöht; sie hat — und das ist im Gegensatz zu Paris wohl zu beachten — einen außerordentlichen Einfluß auf die irländischen Arbeiter; während die Deutschen sich zerstreuen und auch, wo sie zusammenwohnen, wie hier, zum großen Theil der Kirche sich völlig entfremden, bewahren die irischen Katholiken den nationalen Zusammenhang in sogar einseitiger Weise und mit jenem zugleich eine zähe Anhänglichkeit an die römische Kirche. Die St. Patrickskirche ist bis jetzt die erzbischöfliche Kathedrale; im J. 1808 ward New-York ein Bisthum, 1850 ein Erzbisthum und 1853 war sogar in Brooklyn auch ein Bischofsitz für Long Island errichtet. Der vorige Erzbischof Hughes begann den Bau der prächtvollen, in gothischem Styl gehaltenen Kathedrale aus weißem Marmor in der fünften Avenue; sein Nachfolger Mc Closkey baut eifrig daran weiter, noch aber fehlt viel, bis sie nur nothdürftig unter Dach kommt. Die Deutschen haben ihre Hauptkirche in der dritten Straße zwischen Avenue A und B, die Kirche des heiligen Erlösers genannt. Die Mitglieder dieser Gemeinde sind wegen ihrer Bigoterie in schlimmem Rufe; überhaupt ist von manchen Seiten auch in politischen Blättern auf das eigenthümliche Factum hingewiesen worden, daß bei dem neulichen 25jährigen Antsjubiläum des Papstes Pius gerade die Deutschen durch besondere Anzüge und Festlichkeiten sich auszeichneten. Eine große Kirche ist die irische in der neunten Straße, Ecke der Avenue B; der Priester derselben konnte unmöglich den imposanten Festzug der Deutschen bei der diesjährigen Friedensfeier und noch dazu die prächtig decorirte Tribüne ihm und seiner Kirche gerade gegenüber auf Tompkins Square ruhig ansehen; so zog er eine irländische Fahne auf; die Deutschen gönnten ihm die kleine Freude wohl. Eine sehr große, 200 Fuß lange Kirche ist die St. Stephanskirche, von der 28sten zur 29sten Straße durchgebaut, zwischen der dritten und Lexington-Avenue; sie ist geschmackvoll und kostbar eingerichtet, mit manchen prächtigen Gemälden versehen, besonders einem großen Altargemälde, in der Mitte die Kreuzigung Christi darstellend. Der aus Marmor in gothischem Stil erbaute zierliche Altar soll 40,000 Doll. gekostet haben.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 11. October.

N<sup>o</sup> 81.

**Johann Georg Hamann,**

der Magus des Nordens.\*)

Es giebt in der Geschichte des Geistes vielleicht keine Zeit, die so schroffe, klaffende Gegensätze in sich vereinigte, als das achtzehnte Jahrhundert. Wir sehen hier eine alte Weltzeit dahinsiechen und ersterben, aber aus dem Tode und der Verwesung bricht auch schon wieder eine neue urkräftig und vielverheißend hervor. Einerseits begegnet uns der absolute Verfall des geistigen Lebens auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Die Philosophie, welche in Cartesius, Spinoza und Leibniz noch eine bedeutende geistige Kraft geoffenbart hatte, sinkt in der Wolf'schen Schule zu einem leeren, dünnen Formalismus herab, und stellt sich als völlig unfähig dar, in die Tiefen und an die Wurzeln geistiger Dinge hinabzubringen. In der Theologie flieht die einst so lebenskräftige Orthodoxie ermattet zu Tode, verläßt zu einem kalt verständigen Supernaturalismus oder geht in eine seichte platte Aufklärung über, die ihren Impuls von der Wolf'schen Philosophie empfing und tabula rasa machte mit den höhern geistigen Realitäten. Die Aufklärung war aber nur das Symptom einer in ungesunder Empfinderei und sittlicher Nonchalance verkommenen Lebensrichtung, die keine Ahnung hatte von der Macht der Sünde und des Elends sowohl im eigenen Herzen, als in dem großen Menschenleben, die obenhin lebte und die Blicke in die dunklen Tiefen überhaupt scheute, die unbekümmert um Alles, was dem Menschen irgendwie Unruhe machen kann, lieber in dem glücklichen Gefühle ihrer eigenen Vortrefflichkeit schwelgte. — Die Kunst endlich entbehrt alles höhern idealen Formensinnes, ihre Erzeugnisse sind zumeist Caricaturen, und erwecken in dem Beschauer das Gefühl tödtlichster Langerweile. Kurz, wohin wir blicken, gewahren wir die dürre, graue Wüste!

Aber in dieser Wüste steht gleichwohl eine Schaar geistesmächtiger Persönlichkeiten, großer Dichter und Denker, in denen ein neues, ursprüngliches Leben pulsrte, welches der damaligen unfruchtbaren Zeit nicht entstammt, nichts mit ihr gemein hat, welches vielmehr der lebendige Gott gepflanzt hat. Sie sind die Propheten einer neuen Zeit, sie sind im eminenten Sinne Ge-

nie's, ausgerüstet von Gott mit jener schöpferischen Urkraft, die aus dem Nichts (wir meinen dies natürlich im relativen Sinne) etwas schaffen und machen können. Sie setzen Werke in die Welt, jene principalen Geisteserschöpfungen, die den höchsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes aller Zeiten ebenbürtig sind, und an denen das Geistesleben unsers Volks sich wieder aufgerichtet und regenerirt hat. Ihre Werke sind Vermächtnisse an die Zukunft, ausgestreute Saaten, die zum Theil lange im Acker verborgen liegen, bis sie in spätern Geschlechtern aufgehen, das geistige Leben befruchten und es auf einen andern Fleck stellen.

Unter den Männern des vorigen Jahrhunderts giebt es eine Größe, die bis jetzt den Meisten wie in einem Halbdunkel stand, an der man mit dem gemischten Gefühl von Bewunderung und Scheu von ferne hinausblickte, deren Bedeutung man mehr ahnte, als klar erkannte, die aber jetzt allmählich sich zu lichten beginnt. — Ein Volk hat geistig erst viel durchzumachen, ganze Entwicklungen sind erst zu durchleben, ehe es seine großen Menschen zu würdigen versteht, die ihre Inspirationen auf Hoffnung in ihre Zeit hineinwarfen. Hamanns Weissagung scheint sich jetzt erfüllen zu sollen, daß seine Schriften wie Samentörner ein Jahrhundert lang unter der Erde liegen, dann aber aufgehen würden, um eine kräftige Nahrung denen zu bieten, die nach unvergänglicher Speise hungern. — Geistige Lebendigkeit ist überhaupt unsrer Zeit nicht abzusprechen. Der Horizont hat sich nach allen Seiten erweitert und ausgedehnt, die exacten Wissenschaften gewinnen täglich an Umfang, Massen von Wissen werden aufgehäuft. Freilich ist Gefahr vorhanden, daß das Wissen in verflachende hohle Vielwisserei ausartet und mehr in die Breite als in die Tiefe geht. Aber zum Glück giebt es noch Solche, wenn auch ihre Zahl eine verhältnißmäßig geringe ist, die nach Gold und Perlen zu graben verstehen, und die verborgenen köstlichen Schätze im Acker zu heben wissen, damit sie ein Gemeingut vieler werden.

Julius Diefelhof hat in dem obengenannten Werke versucht, von der Hieroglyphengestalt Johann Georg Hamanns den Schleier hinwegzuziehen, und in das Verständniß seines äußern und innern Lebens, wie seiner einzelnen Werke einzuführen. Er giebt seinem Buche die Inschrift: Wegweiser zu Johann Georg Hamann, und widmet es „fähigen Köpfen“. Der Verfasser schreibt aus einem innern Herzensbedürfniß, aus dem unwiderstehlichen Drang, den „Pilgrimmen und Hausgenossen Gottes

\*) Auf Veranlassung der Schrift von Julius Diefelhof: Wegweiser zu Johann Georg Hamann. Ekerfeld, bei W. Langewiesche, 1871.



ein verachtetes Kleinod anzupreisen, und ein seit hundert Jahren verschlossenes Gefäß zu öffnen, aus dem jeder Becher das Leben mit Kraft durchströmt.“ Er schreibt aus dem Leben für das Leben, ihn treibt nicht ein literarisches Bedürfnis, er will den lebendigen Menschen dienen. Sein Buch soll nicht das eigene Schöpfen aus der ursprünglichen Quelle Hamann'scher Schriften überflüssig machen, es soll nicht die Arbeit des eigenen Forschens ersparen. „Man muß“, sagt der Verfasser, „nach der Wurzel der schriftstellerischen Erzeugnisse Hamann's selbst graben. Einer kann nicht für den andern graben, noch weniger die ausgegrabene wie auf einer Schüssel herumreichen. Alles, was sich thun läßt, ist, vorzugraben, Lust und Muth zum tiefer graben zu machen, und den überzeugenden Eindruck zu geben, daß etwas gefunden wird, was des Grabens werth ist.“ — Um zu der ursprünglichen Quelle zu gelangen, und das Verständniß der sibyllinischen Schriften Hamann's zu erschließen, leistet der Verfasser dem sinnigen Leser ausgezeichnete Dienste. Er sammelt die Kern- und Keimpunkte, aus denen die eigen- thümliche Geisteswelt Hamann's erwächst; er zeigt die Angeln, um welche sich sein inneres Leben und Wesen bewegt. Er ergreift aber auch jede seiner Schriften in ihrer organischen Einheit, und legt die innern und äußern Impulse klar, wodurch dieselben veranlaßt wurden. Durch Alles dieses fällt Licht in die Dunkelheiten. — Gewiß, es ist Homogenität, innige Seelenverwandtschaft da zwischen Hamann und seinem Wegweiser. Jener hat zu diesem geredet, und er hat das geheime Gespräch dieser großen Seele verstanden, und aus ihrer Gemeinschaft Ruhe und Genüge geschöpft. „Wer in Gemeinschaft mit Hamann's Leben steht“, sagt der Verfasser, „der hat den Schlüssel zu seinen Werken, denn die Autorschaft Hamann's ist nichts anderes, als ein Zeugniß von dem Leben Hamann's in Hamann'scher Sprache.“ — Wir können in einigen großen gedrängten Zügen nur wiedergeben, was vom Verfasser gegeben ist.

## 1.

Hamann war eine mit den reichsten Gaben, mit den eminentesten Geisteskräften ausgestattete, universelle Natur. In seiner Seele glühten heftige Leidenschaften und Affecte, ein nicht zu stillender Hunger nach massenhafter geistiger Speise, ein ungebändigter Freiheitsdrang, der sich weder in das Joch eines bürgerlichen Berufs, noch in die Schranken einer Fachwissenschaft spannen lassen will. Er will Alles genießen, Alles in sich hineinziehen und geistig bewältigen, „und so sein eigen Selbst zu ihrem (der Menschheit) Selbst erweitern.“ Er geht nicht die gewöhnlichen Wege, die ihm nur Hemmungen dünken zu seiner freien Selbstentwicklung. Er bricht alle Schranken um sich nieder und zerreißt die innigsten Bande in dem unwiderstehlichen Drange, sein Leben selbst zu gestalten. Seine gewaltige Sinnlichkeit, seine glühende Lebenslust stürzen ihn in die ärgsten sittlichen Gefahren. Er schwindelt eine Zeitlang an den tiefsten Abgründen der Sünde, er ist der gänzlichen sittlichen Versumpfung nahe, bis ihn die Gnade ergreift, deren Zuge er

sich überläßt, die aus ihm einen neuen Menschen schafft. Wir sehen: der Gegensatz von Sünde und Gnade ist aufs schroffste in sein inneres Leben gefallen. Man wird unwillkürlich an andre Große in Israel erinnert, an einen Paulus, Augustin, Luther, deren innere Lebensentwicklung mehr oder weniger etwas Verwandtes mit der Hamann's hat, in denen es ebenfalls wogte und brauste, die in die heftigsten innern Kämpfe hineingeworfen wurden, ehe sie zum Frieden kamen, die deshalb aber auch um die Macht der Sünde, wie der Gnade wissen und darüber reden können nicht aus Reflexion, sondern aus der eigensten und wirklichsten Erfahrung heraus.

Hamann hat die Entwicklung seines innern und äußern Lebens selbst beschrieben in den „Gedanken über seinen Lebenslauf“. Im Sinne des biblischen Spruchs 1 Joh. 1, 9: So wir unsre Sünde bekennen, so ist Gott treu und gerecht etc., legt er hier, wie Augustin in seinen Bekenntnissen, mit der aufrichtigsten Offenheit und Wahrhaftigkeit seine Beichte vor Gott und Menschen ab, in der er nichts verschweigt, nichts zurückhält, sondern Alles ungeschminkt heraus sagt.

Er ist am 27. August 1730 in Königsberg von frommen Eltern geboren, des Königsberger Stadtbaders Sohn, besuchte einige Winkel- und öffentliche Schulen und darauf die Universität, wo er sich in allen möglichen Studien: Philosophie, Mathematik, Theologie und Philologie umhertrieb, alles nur irgend Wissenswerthe zusammenraffte und in seinem Geiste wie eine chaotische Masse aufspeicherte. „Er schmeichelte sich, daß es Großmuth und Erhabenheit sei, nicht für Brot zu studiren, sondern aus Neigung, zum Zeitvertreib und aus Liebe zu den Wissenschaften selbst, daß es besser wäre, ein Märtyrer, als ein Tagelöhner der Muses zu sein.“ Später hat er über diese Verschminkung seines unstäten Treibens ohne Einheit und Ziel das Urtheil gefällt: Was für Unsinn läßt sich doch in runden wohl- lautenden Worten ausdrücken! —

Nach vollendeten Universitätsstudien ging er im Jahre 1752 als Hauslehrer nach Piesland und darauf nach Curland. Sein maßloser Freiheitsdrang trieb ihn aus dem Vaterhause. Die Heimath ist ihm zu eng, er strebt in die große Welt, wo mehr Raum ist, als daheim, wo er ungebundener leben kann. Er will sich selber führen lernen, Meister seines Geldes sein und seine eigenen Wege gehen. Freilich es sind auch in der großen Welt, wo man still steht und ausruht, Schranken und Bande, es giebt da auch scharfe Ecken und Kanten, an die man leicht rennen kann. Es war kaum anders möglich, als daß eine so energische Persönlichkeit, von hohem Selbstgefühl, ungefügig und bei Gelegenheit auch rücksichtslos, dabei von dieser eminenten geistigen Ueberlegenheit über seine ganze Umgebung, mit den Menschen und Verhältnissen in heftige Conflict gerathen mußte, in Folge deren er seine verschiedenen Stellungen als Privatlehrer aufgab. Schlag auch der Trieb zur Selbstgestaltung seines Lebens in Eigensinn um, brachten ihn auch seine Rücksichts-



losigkeit in äußere und innere Nothe, so legen seine Briefe aus der damaligen Zeit doch auch Zeugniß ab von seinem männlichen Wahrheitsfinn und seiner kräftigen Gradheit. Seine Umgebung erregt ihm Abscheu und Verachtung, aber diese Wahrnehmung treibt ihn nicht zu pharisäischer Selbstüberhebung, vielmehr erkennt er aus den Sünden des Nächsten die Schwäche des eigenen Herzens. „Traurige Beispiele“, schreibt er, „umgeben mich hier, bei denen ich für mich selbst zittere. Vielleicht bist Du eben das, was Du an Andern verabscheust, eben der Greuel vielleicht in einer andern Gestalt, oder sie haben dem Scheine nach den traurigen Vortheil, ruhiger und sorgloser bei ihrer Gefahr und Schande zu sein.“

Hamann ging, nachdem er seine Privatlehrerstellen aufgegeben hatte, nach Riga in das ihm befreundete Haus Behrens. Seinen wissenschaftlichen Beruf abbrechend, machte er nun das Experiment, in die kaufmännische Carriere einzutreten, und im Auftrage des Behrens'schen Hauses eine Geschäftsreise nach London zu unternehmen. Hier gerieth er in schlechte Gesellschaft, ergab sich dem Wirbel der Zerstreuungen und schloß sich an einen schändlichen Menschen, an dem er später die Entdeckung machte, daß er in den Sünden Sodoms lebte. Da stand er am gähnenden Abgrunde. So weit war es mit dem Stolzen gekommen, der sich mit so hohen Idealen trug! Mit einer sich selbst preisgebenden Offenheit sagt er über diese dunkelste Zeit seines Lebens: „Ich fraß umsonst, ich soff umsonst, ich buhlte umsonst, ich rann umsonst. Völlerei und Nachdenken, Lesen und Biberet, Fleiß und üppiger Müßiggang wurden umsonst abgewechselt. Ich schweifte in beiden, umsonst in beiden aus. Ich fand nirgends Ruhe; alles war betrügerisch, niederträchtig, eigennützig Volk.“

In diesem völligen Schiffbruch seines Lebens las er am 31. März 1758 Abends einsam auf seinem Zimmer das 5. Cap. des 5. Buches Moses: Und Moses rief das ganze Israel und sprach zu ihm: Hier, Israel, die Gebote und Rechte, die ich heute vor Euern Ohren rede. — Fort und fort erklang dabei das Wort Gottes an Cain in seiner Seele: Die Erde hat ihren Mund aufgethan, um zu trinken Deines Bruders Blut. — „Ich fühlte“, erzählt er, „mein Herz quillen, es ergoß sich in Thränen, und ich konnte es meinem Gott nicht länger verhehlen, daß ich der Brudermörder seines eingeborenen Sohnes war.“ — Er fuhr fort unter Seufzen in Lesung der heiligen Schrift. Er hatte die unschätzbare Perle gefunden. „Wie sollte ich an seiner Regierung meines ganzen Lebens zweifeln! Ich überlasse mich seinem allein guten und weisen Willen. Ich kenne die Blindheit und das Verderben des meinigen jetzt zu sehr, als daß ich denselben nicht verleugnen sollte.“ . . . „Da ist mein Herz“, betet er, „mein Gott! Du hast es verlangt, so blind, hart, felsig, verkehrt, verstockt es war. Reinige es, schaffe es neu und laß es die Werkstatt Deines guten Geistes sein. . . . Es ist wie ein Leviathan, den Du allein zähmen kannst. Durch Deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit genießen.“

Nicht lange nach diesem entscheidenden Ereigniß kehrte Hamann 1758 nach Riga zurück. Im folgenden Jahre reiste er zur Pflege seines kranken Vaters nach Königsberg. Im Elternhause verblieb er 4 Jahre, oft kämpfend mit äußerer Noth und einsam lebend, aber im regen geistigen Verkehr mit den ersten geistigen Größen Deutschlands, mit Herder, Lavater, Claudius, Jacobi u. A., und mit Kant und Hippel persönlich befreundet. Seine äußere bebrängte Lage zwang ihn, sich als Kopist beim Magistrat und dann als Kanzlist bei der Domainenkammer in Königsberg anstellen zu lassen.

Man kann nicht leugnen: sein Leben hat tiefe Schatten. 1763 schloß er seine Gewissensehe mit der Magd seines Vaters. „Dies Bauermädchen, die Kindesstelle an seinem alten, unvermögenden, gelähmten Vater vertreten und die dieser geliebt hatte als seine leibliche Tochter, machte auf Hamann (wie er selbst bekennt) in ihrer vollblütigen, blühenden Gesundheit und mit ihrer vierschrötigen, eigensinnigen, dummen Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so viel Eindruck, daß Abwesenheit und die Versuche der höchsten Verzweiflung und kältesten Ueberlegung ihn nicht auslöschen konnten.“ — Sie war ihm geistig so wenig ebenbürtig und er stand so hoch über ihr, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, dieser Verbindung die kirchliche Weihe ertheilen zu lassen und sie dadurch an seine Seite zu erheben. „Es mußte ihm (sagt Dissenhoff), dem Liebhaber der Wahrheit, der allen Schein bis auf den Tod haßte, eine kirchliche eheliche Verbindung mit ihr als eine Unwahrheit und Lüge erscheinen; darum suchte er selbständig, wie er seinen Weg ging, nach einem Mittel, eine solche Lebensverbindung mit ihr herzustellen, die ihrem innern Verhältnisse zu einander entsprechend war. Dies Mittel war ihm die Gewissensehe, d. h. beide Theile erklärten sich als rechtmäßige Eheleute und hielten sich durch ihr Gewissen zu ehelicher Liebe und Treue aneinander gebunden, ohne durch die Kirche die Ehe sanctioniren zu lassen.“ — Wunderlich gewundenes, unergründliches Ding — das Menschenherz! Die er auf das Leidenschaftlichste liebt, die ihm je länger desto mehr absolut unentbehrlich geworden ist, er kann sich nicht entschließen, sie als ebenbürtige Gattin an seine Seite zu erheben. Sein starker, unabhängiger Charakter, der sich vor keiner menschlichen Sagung als solcher beugte, ist ihm hier der böse Versucher geworden. Fand sich sein Gewissen auch mit der Sache an und für sich in der oben beschriebenen Weise ab, so konnte er doch gar nicht mehr zweifelhaft sein, ob „seine singuläre Art zu leben“ eine sittliche sei, wenn er sie einmal klar und ruhig unter der ethischen Norm betrachtet hätte, die der Apostel Röm. 15 aufstellt. Denn daß „dieser Roman seines Lebens“ Andern zum schweren Anstoß gereicht hat, ist zweifellos. Der Stachel darüber ist deshalb auch nicht von ihm gewichen, mochte seine Dialectik ihn auch noch so sehr abzustumpfen suchen. „Ich freue mich“, schreibt er an Jacobi, „über jedes Paar, was Gott zusammenfügt, und bin weit entfernt, zur Nachfolge meiner Ausnahme aufzumuntern.“



In den Jahren 1765—67 finden wir ihn in Mitau und Warschau. Veranlaßt durch den Tod seines Vaters, kehrte er 1767 nach Königsberg zurück, wurde Schreiber und Uebersetzer bei der Accise-Direction, zuletzt Pachtverwalter mit kinglychem Gehalt, den er 1782 durch einen Nachspruch seiner Behörde zum großen Theil verlor.

Schneidender Widerspruch zwischen seinem äußeren und inneren Leben! Der innerlich so Stolz, Freie, der sich der geistigen Strömung seiner Zeit mit unbefiegbarem Troß entgegenstemmte, und sich durch nichts aus seiner Position verdrängen ließ, muß sich in das Joch eines mechanischen Dienstes spannen lassen. Der die Welt alle Augenblicke mit den Strahlen und Blitzen seines Geistes erfüllte, sieht sich in die dunkle Schreibstube des Königsberger Rathhauses oder Accisehofes verbannt. Das Leben rächt sich, wer mit ihm experimentirt. Wer nicht in den Gott gezogenen, natürlichen Schranken einhergehen will, den schmieden die Umstände nur zu leicht in andere harte Ketten und Bande. Allerdings muß anerkannt werden, daß Hamann alle Consequenzen, die aus den Kreuz- und Querzügen seines Lebens folgten und die er selbst durch seinen unbeugsamen Troß herbeigeführt hatte, demüthig und willig über sich nahm. Obwohl er in seinem äußerlichen Leben am niedrigsten Sklavenjoch ziehen mußte, so war doch bis zum letzten Tage seine Geisteskraft ungeboren. Innerlich Größe, Kraft, Freiheit, äußerlich drückende Knechtschaft, „ein Gefäß der Unehre“ — das ist die Signatur seines Lebens. Vielleicht würde er jenes große Thema von der Majestät und Herrlichkeit Gottes und seiner Selbstentäußerung und Demuth nicht in so genialer Weise nach allen Seiten und Beziehungen durchgeführt haben, wie er es unter andern in seiner *aesthetica* in nuce thut, wenn dieser Gegensatz nicht auch so blendend in sein Leben hineingefallen wäre und darin sein menschliches Gegenbild gefunden hätte.

Nur der Abend seines Lebens war noch freundlich erhellt durch die Liebe innigst befreundeter Seelen, die diesen Großen und Gewaltigen zu würdigen wußten. Wider seinen Willen mit 50 Thlr. (!) pensionirt, begab er sich 1787 auf wiederholte dringende Einladungen nach Düsseldorf zu Jacobi, und nach Münster zu der edlen Fürstin Gallizin. Die letzten Tage verlebte er auf Schloß Wellbergen bei seinem jungen Freunde Franz Buchholz, der ihn schon seit längerer Zeit unterstützt und vor Hunger geschützt hatte. Auf Schloß Wellbergen ist er am 21. Juni 1788 gestorben. Sein Leich wurde nach Münster gebracht in das Haus der Fürstin Gallizin. Im Parke der Fürstin begrub man ihn. Auf sein Grabmonument setzte sie die Inschrift 1 Cor. 1, 23—27: den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit, — aber was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zu Schanden mache.

## 2.

Disselhof giebt uns in seinem „Wegweiser“, nachdem er uns das Lebensbild Hamanns vorzugsweise nach der inneren Seite mit seinem divinatorischem Blick aufgerollt hat, eine Charakteristik seiner Autorschaft. „Hamann, sagt er, will kein Schriftsteller sein, sondern im eigentlichen Sinne ein Autor, ein Vater, ein Erzeuger von etwas Neuem und Lebendigem. Seine Schriften sind seine Kinder.“ — Was Principalmänner wie Hamann reden oder schreiben, Männer von dieser geistigen Complexion, in denen ein Meer von lebendigen Trieben und Kräften wogt, sind eben ursprüngliche Ideen, wurzelhafte Gedanken, geistige Funken, von denen ein neues Licht ausstrahlt, ein neues Leben ausgeht, Samenkörner von einer unendlichen Keimkraft, die sie in ihre Zeit hineinwerfen, bis sie früher oder später aufgehen und „die Gestalt der Erde verneuern.“ Ihre schriftstellerischen Erzeugnisse sind deshalb im eminenten Sinne Beichten und Bekenntnisse ihres inneren Lebens, Offenbarungen dessen, was ihnen wie durch höhere Inspiration gegeben ist.

Hamann hat eine alte Zeit mit begraben helfen, eine neue zu ihrer Geburt verholfen. Die Stellung, die er zu seiner Zeit einnahm, ist durchaus eine antithetische. Er erkennt es als seinen Beruf, die Tenne zu fegen mit scharfem Besen und den Augiasstall zu reinigen. Seine Gegner, gegen die er seine Waffen richtet, und unter denen besonders die Namen Moses Mendelssohn und Nicolai figuriren, sind ihm nicht ebenbürtig, sind so gut als vergessen und haben höchstens noch ein literarhistorisches Interesse. Aber sie sind die Veranlassung gewesen, daß er in seinen Fehden und Kämpfen jenes reine gebiegene Gold positiver Gedanken und Wahrheiten entwickelte, die für alle Zeiten einen bleibenden und unvergänglichen Werth haben. Treten wir einige Augenblicke unter den geistigen Horizont jener Zeit.

Das Geistesleben des vorigen Jahrhunderts war je länger desto steriler und öder, dünner und oberflächlicher geworden. Indem die „Aufklärung“ dem Grundsatz huldigte, daß Klarheit der Maßstab der Wahrheit sei, war ihr Streben darauf gerichtet, alles Positive und Lebendige, alle höheren geistigen Realitäten, die die Macht der Geschichte sind, zum Zwecke der Klarheit in Abstractionen aufzulösen, und an die Stelle des concreten, wirklichen Lebens blasse Nebelbilder und Fictionen zu setzen. Alles wahrhaftige Leben geht in die Tiefe, und hat seine unergründlichen Tiefen. Wer in diese Tiefen nicht hinabsteigen, sondern lieber oben bleiben will, wer unter allen Umständen Klarheit haben will, verständige Klarheit, der wird das Leben zerstören und es in leere Gedankenschemen umsetzen müssen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 14. October.

N<sup>o</sup> 82.

**Johann Georg Hamann,**

der Magus des Nordens.

(Fortsetzung.)

Die „Aufklärung“ räumte nur der Vernunft, d. h. der Vernunft der Aufklärung, die damals offenbar an einer höchst bedenklichen Schwindsucht laborirte, Rechte ein, gab auch ohne Weiteres diese ihre Vernunft für die allgemeine Vernunft, für die Vernunft *κατ' ἐξοχήν* aus, und beseitigte einfach Alles, was nicht in die enge Schablone ihrer dormaligen Vernunft passen wollte. Es wird aber stets ein vergebliches Beginnen sein, dem Leben, dem realen Leben, dem innern und äußern, niedrigen und höhern Erfahrungsgebiet, den concreten Thatfachen der Geschichte, sei es der göttlichen oder menschlichen Geschichte, mit der formalen Logik beizukommen oder sie mit den abstracten Kategorien irgend einer Zeitphilosophie zu bewältigen, eben so wenig, wie Jemand satt werden kann durch eine Theorie darüber, wie die Speise den Leib nährt und sättigt.

Was ist die Vernunft? Isolirst Du sie, stellst Du sie als etwas Selbständiges hin, so hast Du ein bloßes Gedankending. Keine Vernunft ist ein bloßer Name, eine Fiction. Sollte der menschliche Geist aus einer Anzahl verschiedener, von einander unabhängiger Fächer bestehen, die je eine Geisteskraft in sich bergen, welche sich dann bei gegebenen Veranlassungen in Bewegung setzt, unbekümmert um die andern? Ist der Geist nicht ein Organismus mit einer Fülle von Potenzen, die sich gegenseitig durchbringen, in einander schlingen, unterstützen und tragen? Jede Lebensäußerung ist ein Akt des ganzen Menschen. — Früchte sind nicht das Produkt eines einzelnen Zweiges, sondern des ganzen Baumes von der Wurzel bis zur Krone. Das Denken besorgt nicht bloß diejenige Geisteskraft, die wir Vernunft oder Verstand nennen, sondern der ganze lebendige Mensch denkt, wie er ist in seiner Totalität mit allen seinen Trieben, Kräften, intellectuellen und sittlichen Eigenthümlichkeiten.

Die Aufklärung operirt also mit einem Abstractum, was sie freilich nie eingesehen hat. Sie ist vielmehr in dem Wahne befangen, daß die Vernunft, ihre Vernunft ein selbständiges Ding sei, das alleinige Organ, um die Thatfachen des Lebens zu erfassen. Daß diese Thatfachen noch mit ganz andern Potenzen in das innere Leben hineingezogen werden müssen, davon

hat sie keine Ahnung. Sie verwandelt Alles in Denkprozesse und gebraucht die Thatfachen des Lebens und der Geschichte nur als Behülsen, um beliebige allgemeine Vernunftwahrheiten aus ihnen herauszupressen und sie zu diesem Zwecke zu verunstalten. Mendelssohn braute in seinem „Jerusalem“ aus Judenthum und Christenthum, diesen beiden größten geschichtlichen Realitäten, ein abstractes Drittes zusammen, welches weder dem Christenthum noch dem Judenthum ähnlich sah, sondern in welchem nur der leichenfarbene Wolff'sche Deismus zum Vorschein kam. Nicolai in seiner allgemeinen deutschen Bibliothek, die ganze Schaar der Rationalisten war in derselben Richtung: Verflüchtigung der Thatfachen des Lebens und der Geschichte in blasse, blutarme Gedanken und Begriffe.

Demselben abstracten Zuge folgte auch die Philosophie, nur in anders modificirter Weise, von Cartesius bis Hegel. Auch ihr ist Klarheit der Canon der Wahrheit, auch sie will nichts anders als wahr anerkennen, was sie nicht logisch demonstrieren und mathematisch construiren kann. Spinoza setzt nach dem Vorgange des Cartesius den logischen Pantheismus auf den Thron. Der lebendige persönliche Gott, der sich in der Geschichte durch Thaten des Heils geoffenbaret hat, verschwindet ihm in dem abstracten Begriffe der absoluten Substanz, deren Attribute Ausdehnung und Denken sind. Das apriorische Construiren, die logisch mathematische Deduction ist durchaus der Charakter des modernen Idealismus. Man geht weder den höhern geistigen Realitäten, noch auch den Erscheinungen des natürlichen Lebens nach, man sucht sie nicht in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, sondern jene Wirklichkeiten sollen sich dem System beugen, und werden, nachdem sie ihres Lebensinhaltes beraubt und mit dem Messer der Dialectik gehörig beschnitten sind, in eine der logischen Kategorien gebannt. Es ist ein förmlicher Götzendienst, der in der idealistischen Philosophie mit abstract logischen Begriffen getrieben wird, bis in neuester Zeit diese ganze Strömung in Feuerbach, Schopenhauer u. A. in den Abgrund eines vollendeten Nihilismus ausgemündet ist. Die letzten Consequenzen vollziehen sich jetzt vor unsern Augen. Aber es vollzieht sich nichts, was nicht in der ganzen philosophischen Evolution seit Cartesius veranlagt war. Im Grunde steckt in allen idealistischen Systemen derselbe Nihilismus. Denn ist Gott Jehovah der wahre Gott, der da ist, der Er ist, der Schöpfergott und Erlösergott, so ist die absolute Substanz Spinozas oder die absolute Idee Hegels, oder welchen Titel die



höchste logische Kategorie führt, eben ein Nichts und ein Nichts-  
ges, ein Idol, eine bloße Denkfigur, wie die indische Nir-  
wana.

Darin bestand nun die Mission Johann Georg Hamanns gegen allen falschen Idealismus, in welcher Form er auch auftauchte, den Schild zu kehren. „Der lebendige Reimpunkt, sagt Dissenhoff, der Persönlichkeit wie der Werke Hamanns ist ein und derselbe: das durchdringende Bewußtsein vom Wesen des Lebens, des ganzen und vollen Lebens. Ihn grünt vor dem Tode, auch in der Wissenschaft, der Kunst... So urkräftig sein Hunger nach Leben, ebenso urkräftig ist sein Widerwille gegen alle bloß begrifflichen Abstractionen, gegen alle philosophische Taschenspiellerei, die Wort und Begriff, Begriff und Wesen für identisch erklärt, und unvermerkt an die Stelle des Wesens und Lebens einen Begriff, und an die Stelle des Begriffs ein Wort setzt. Aus diesem Hunger nach Leben stammen jene kindliche Demuth und jener männliche Stolz, die in allen Hamann'schen Schriften pulsiren: Beugung vor den nahrungskräftigen Mächten des Lebens, Stolz, königliches Bewußtsein der Freiheit gegenüber den nahrungslosen Gedankenschemen, welche die Mitwelt auf den Despotenthron setzte.“

Hören wir Hamann selbst! „In Worten und Begriffen, (er meint jene leeren, abgezogenen Begriffe, wie die Vernunft und reine Vernunft der damaligen Metaphilosophie) ist keine Existenz möglich, welche bloß den Dingen und Sachen zukommt. Kein Genuß ergreift sich — und alle Dinge, folglich auch das ens entium ist zum Genuß da, und nicht zur Speculation... *Δὲς μοι πού σεν* — nur keine geläuterte und abgezogene und leere Wörter, die scheue ich, wie tiefe, stille Wasser und glattes Eis... Ohne Praxis ist alle Theorie eine taube Muß, und die aufzubeißen, habe ich meine morschen Zähne zu lieb. Wer keine Erfahrung hat oder braucht, kann sich immer mit den Schellen reiner Vernunft d. h. dem faulen Holz scholastischer Begriffe von Substanz, Attribut, Modus u. s. w. die Zeit vertreiben. Es ist eitles Spiegelgefecht, mit Ideen und Speculationen gegen Data und Facta, mit theoretischen Täuschungen gegen historische Wahrheiten, mit plaustibelen Wahrscheinlichkeiten gegen Zeugnisse und Documente anzugehen und zu kämpfen... Wenn man Data hat, wozu braucht man Ficta? Geschichte ist die beste und einzige Philosophie... Geschichte ist Anfang und Ende. Philosophie ohne Geschichte sind Grillen und Wortkram.“

Wir sehen: der geistige Zug in Hamann ist ein entschieden realistscher, ist durchaus gerichtet auf das Thatsächliche, Wirkliche, Wesenhafte, auf Erfahrung und Geschichte, auf das Leben im umfassendsten Sinne, welches nicht a priori especulirt oder logisch construiert werden kann, sondern mit allen ungetheilten und einheitlichen Kräften des Geistes ergriffen, erlebt, erfahren sein will.

In dem Worte Leben faßt sich ihm die ganze, volle, einheitliche und ungetheilte Persönlichkeit des Menschen zusammen mit ihren Kräften und Trieben, Vermögen und Fähigkeiten, den

benannten und unbenannten, namhaften und namenlosen; Sinnlichkeit und Geist, sensus und intellectus, Verstand, Gewissen, Wille, Gefühl, Phantasie, Leidenschaften, Affecte, die in der Seele in einander wirken. — Wer beschreibt die geheimnißvolle Tiefe und Fülle des Lebens, aus dessen Grunde die einzelnen Lebensacte unaufhörlich aufsteigen? Mit diesem Begriffe vom Leben kehrt Hamann den Schild gegen die Vernunfttritter seiner Zeit, gegen allen falschen Idealismus, der aus dem Menschen eine bloße Denkmachine machte, der der Vernunft, seiner Vernunft eine so dominirende, ja despotische Stellung in dem Organismus des geistigen Lebens anwies, daß sie alle übrigen geistigen Vermögen verschlang und aufzehrete.

Das Einzelleben ist aber nur ein Theil des Gesamt-  
lebens der Menschheit, „in welches der Einzelne sich eingliedern soll, um von ihm genährt zu werden.“ Die Thatsachen der Geschichte, in denen sich das Leben des Menschen manifestirt, sind dem Hamann so mächtige Realitäten, daß er nicht laut genug Protest erheben kann gegen ein Verfahren, welches darauf ausgeht, jene Thatsachen nach gewissen logischen Schematen umzuphilosophiren oder gar von gewissen abstracten Voraussetzungen aus hinwegzuphilosophiren (wie dieser Unfug in neuerer Zeit besonders auf dem Gebiete der heiligen Geschichte getrieben ist und hier eine wahrhaft vandalische Verwüstung angerichtet hat). —

Indeß auch in dem Gesamtleben der Menschheit erschöpft sich der Begriff „Leben“ noch nicht. Alles creatürliche Leben in Natur und Geschichte weist über sich selbst hinaus auf ein Utleben, auf eine höchste Lebensquelle, „welche den letzten Grund, wie die Fülle des Lebens in sich selbst hat.“ „Eine Welt ohne Gott ist ein Mensch ohne Kopf, ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungstheile“... „Es ist eher möglich, ohne Herz und Kopf zu leben, als ohne Jesum. Er ist das Haupt unserer Natur und aller unserer Kräfte, und die Quelle der Bewegung, die so wenig in einem Menschen stille stehen kann, als der Puls in einem lebenden Menschen. Der Christ aber ist ein lebender Mensch, weil er in Gott und mit Gott lebt, bewegt und da ist, ja für Gott.“

Das creatürliche Leben ist von einer gottfeindlichen Macht durchzogen, ist getrübt und unrein. Hamann kannte die Macht der Sünde aus eigener Erfahrung. Er hatte mit dieser furchtbaren Macht gerungen, bis er sich durchgerungen hatte. Gemäß dieser Erfahrung, die bis an die Wurzeln seines Lebens gegangen war, konnte er die Sünde nicht verflüchtigen in einen leeren Gedankenschemen, nämlich in den abschwächenden Begriff der bloßen Negation; sie ist ihm eine sehr wirkliche, gegen Gott gerichtete Positivität. Man vergleiche in dieser Beziehung die oben angeführten Bekenntnisse, in denen die Schmerzensschreie eines Paulus, Augustin und Luther wiederklingen!

Aber es war an ihm das Wunder der Befehrung geschehen. Es hatte sich ein neuer Lebensgrund in ihn gesenkt. Durch die Offenbarung des Gotteslebens im Sohne Gottes und im Worte Gottes war dies neue, wahre Leben in ihm erwacht.



Es regte und bewegte sich und pulsrte in ihm. Diese gottgewirkte Realität, die in sein Leben eingetreten war, diese Thatfache stand ihm noch fester, war ihm noch gewisser als alle sinnlichen und sichtbaren Thatfachen. Er war deshalb auch nicht gesonnen, sie sich hinwegdisputiren und entreißen zu lassen. „Gottes Wort, sagt er, und Gottes Werk ist alles, worauf ich mich gründe. Fleisch und Blut sind Hypothesen — der Geist ist Wahrheit.“ — Sinnliche Erfahrungen können möglicher Weise auf Täuschungen beruhen, und sind mehr oder weniger immer problematischer Natur. Die Thaten Gottes dagegen, die Geistesfacta, wenn sie in einer wiedergeborenen Seele Kraft und Leben geworden sind, sind ihr das Urgewisse, das über jeden Zweifel und Täuschung Erhabene. Wo wäre eine Macht, die dem wahrhaft bekehrten Menschen seine heiligsten Erfahrungen zweifelhaft machen könnte?

Hamann hat in der Einfalt des christlichen Glaubens seine Ruhe und Genüge, seinen Frieden gefunden. Der Mann mit dem großartigen Ringen und Streben in allen Höhen und Tiefen des Wissens und der Wissenschaft wird vor dem Evangelio ein Kind, theilt das Gefühl der Bedürftigkeit mit dem ärmsten Menschenkinde, und beugt sich nieder zu der Einen kostbaren Perle, gegen welche ihm alle sonstigen geistigen Schätze werthlos erscheinen. „Seine unaussprechliche Liebe, schreibt er an Jacobi, im Sohne der Liebe ist der Mittelpunkt, die Sonne unsers Systems. Ich wünschte Sie so gern aus den Labyrinth der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangelii zu versetzen, und weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen das trockene *ὁρ* zu verleiden. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und seine evangelische Liebe der Weisheit Ende und punctum. Ein anderes *ὁρ* μου ποῦ στῶ kenne und weiß ich nicht, als sein Wort, sein Schwur, und sein Ich bin, der ich sein werde, worin die ganze Herrlichkeit seines alten und neuen Namens besteht“ ... „Der sicherste und unerschütterlichste Grund aller Ruhe ist, sich mit kindlicher Einfalt an der lauteren Milch des Evangeliums zu begnügen, sich nach der von Gott, nicht von Menschen gegebenen Leuchte zu richten, die uns scheint am dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe; alle unsere Sorgen auf den zu werfen, der für uns sorgen wird, sich auf den einzigen Mittler und Fürsprecher zu verlassen, dessen Blut bessere Dinge redet, als des ersten Märtyrers Abel, und der uns vom eiteln Wandel nach väterlicher Weise erlöst hat. Dies ist das Alpha und Omega aller meiner Philosophie. In diesem Einigen finde ich das wahre All und Ganze für Jedermann, ohne Ansehn der Person und des Geschlechts.“

Es ist das Wort Gottes gewesen, welches diese völlige Umstellung und Umwandlung seines innern Lebens bewirkt, dies neue Licht der Erkenntniß über die göttlichen und menschlichen Dinge in ihm angezündet hat. Das Wort Gottes hat ihm eine neue Geisteswelt erschlossen. Er dringt in sie hinein, nicht zwar mit der Speculation und dem logischen Denken, sondern mit dem Hunger eines heilsbedürftigen Herzens, welches sich nach

Sättigung und Erquickung sehnt. Er glaubt! Glaube ist das Organ, wodurch der Mensch das Wort Gottes und die wesentlichen Dinge des göttlichen Wortes in sich hineinzieht, sie sich assimiliert, sie ergreift, erfährt, schmecket. Am Schlusse seines „Lebenslaufs“ bricht er aus in Dank gegen Gott für die Offenbarung seines seligmachenden Wortes. „Ich habe es geprüft gefunden, sagt er, als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu kennen; als das theuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur und all ihre Schätze so weit übertrifft, als unser unsterblicher Geist den Leim des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gottheit im Himmel, auf der Erde und in der Hölle, von Gottes Natur, Eigenschaften, großem, überschwänglichem Willen, hauptsächlich gegen uns elende Menschen, voll der wichtigsten Entdeckungen durch den Lauf aller Zeiten bis in Ewigkeit; als das einzige Brod und Manna unserer Seelen, dessen der Christ weniger entbehren kann, als der irdische Mensch seiner täglichen Nothdurft und Unterhalts, — ja ich bekenne, daß dies Wort Gottes eben so große Wunder an der Seele eines frommen Christen, er mag einfältig oder gelehrt sein, thut, als diejenigen, die in ihm erzählt werden; daß also der Verstand dieses Buches und der Glaube an den Inhalt desselben durch nichts anders zu erreichen ist, als durch denselben Geist, der die Verfasser desselben getrieben hat; daß seine unaussprechlichen Seufzer, die er in unserm Herzen schafft, mit den unausdrücklichen Bildern Einer Natur sind, die in der heil. Schrift mit einem größern Reichtum als aller Same der ganzen Natur und ihrer Reiche, ausgeschüttet sind.“

Dies Leben im Worte Gottes, dies Genießen und Sich-erfättigen an der Geistesnahrung, die das Wort Gottes darbietet, dies Schmecken der Kräfte der zukünftigen Welt, das ist der Glaube.

Hamann wird nicht müde, in die Confusion der Begriffe damaliger Zeit vom Glauben und Wissen Licht zu bringen, und sich mit den in trostloser Verwirrung befangenen Vernunftschwärmern auseinander zu setzen, welche den Glauben aus dem geistigen Leben verbannen wollten, oder ihm doch nur eine ganz untergeordnete Stellung anwiesen, während sie die Vernunft zur souverainen Herrin und Herrscherin des inwendigen Lebens machten, und die tiefsten sittlichen Bedürfnisse der Menschenseele mit Theorien, Speculationen und scholastischen Begriffen meinten befriedigen zu können. „Unsere Vernunft,“ sagt Hamann in seinen „Brocken,“ „ist jenem blinden thebanischen Wahrsager ähnlich, dem seine Tochter den Flug der Vögel beschrieb; er prophezeite aus ihren Nachrichten;“ wozu Dissenhoff die treffende Bemerkung macht: „Die Vernunft kann ihre Wissenschaft nicht aus sich selbst schöpfen, sondern sie gründet ihre Aussagen auf objectiv vorhandene, von ihr ganz unabhängige Gegenstände und Thatfachen, die auch nicht einmal von ihr selbst zuerst entdeckt sind, sondern die sie erst durch den Dienst anderer Kräfte ver-



nimmt, woher auch ihr Name kommt.“ — „Auch der Arzt, der Chemiker und Philosoph ist und trinkt nicht, weil ihn die Wissenschaft über die Nothwendigkeit des Essens und Trinkens, die Bestandtheile der Nahrungstoffe, die Art und Weise der Verdauung und Ernährung belehrt hat, sondern weil sein Leben das Essen und Trinken fordert. . . . Man ist und trinkt, weil man gläubig den Trieben des natürlichen Lebens folgt, und erfahren hat und erfährt, daß dieser Glaube nicht täuscht, sondern das Leben erhält.“ —

Im Glauben, diesem Centralorgan des Geistes für Gott und göttliche Dinge hat der Mensch auch erst das rechte Verständniß für die Offenbarung Gottes in Natur und Geschichte. Das innere Wesen der Natur und Geschichte bleibt demjenigen ein verschlossenes Geheimniß, der bloß mit exacter Wissenschaft an ihnen herumoperirt. „Es gehört mehr dazu, als Physik, um die Natur auszulegen. Physik ist nichts, als das ABC. Die Natur ist ein hebräisch Wort, das mit bloßen Mittlauten geschrieben wird, zu dem der Verstand die Punkte setzen muß. Die Physik liefert allerdings das unentbehrliche Material zur Zusammenfügung der Wörter und Sätze, aber Derjenige erkennt erst den Sinn und die Bedeutung derselben, der in Allem ein Gleichniß höhern Lebens, ein Gleichniß der Geisterwelt sieht. Derselbe Schlüssel, der die Schrift uns aufschließt, ist auch nöthig, um die Natur auszulegen, und die Offenbarung Gottes in ihr zu verstehen. „Erkennt, Menschen! (ruft G. aus) auch in dem verächtlichsten Gewürm den Finger Gottes. Verachtet nicht diese unmündigen Sittenlehrer, deren Gaukeltugenden Euch beschämen, deren Handlungen äsopische Spiegel Eurer Leidenschaften, Sinnbilder der Natur sind, die Euch spielend unterrichten. Es fehlt uns noch ein Verham, der uns nicht den Gott der nackten Vernunft, sondern den Gott der heil. Schrift im Reiche der Natur aufdeckt, der uns zeigt, daß alle ihre Schätze nichts als eine Allegorie, ein mythologisches Gemälde himmlischer Systeme, — sowie alle Begebenheiten der weltlichen Geschichte Schattenbilder geheimere Handlungen, und entdeckter Wunder sind.“ — „Wer erstaunt nicht, wenn die größten Völker der Erde in ihren Kriegen und Eroberungen, in ihren Siegen und Verwüstungen zu nichts als Propheten unsichtbarer Dinge, zu einem Puppenspiel der göttlichen Vorsehung gebient haben, um sich den Gläubigen durch diese Zeichen zu offenbaren. . . . Die ganze Weltgeschichte ist nur als eine Landkarte, als ein mathematischer Riß zu einer Aufgabe der höhern Meß- und Bewegungskunst zu betrachten.“ (Schluß folgt.)

## Die Lage des römischen Kirchenstreits evangelisch erwogen.

### IV.

Auf dem Standpunkte der Opposition gegen die vaticanische Constitution vom 18. Juli 1870 gilt die erkannte Fehlbareit

des Papstes zugleich als ein römisch kirchenrechtlich ausreichender Grund, jenem Glaubensgefeze den Gehorsam zu versagen. Dieser Fehlschluß gehört dem Gemenge richtiger und unrichtiger Vorstellungen an, aus welchen die Summe der im Zeitbewußtsein waltenden Anschauungen von der Kirche besteht. Räme darauf hier es lediglich an, den allgemeinen Zusammenhang dieser Meinungen zu kennzeichnen, so würde das, was zur Aufdeckung des Irrthums bereits angedeutet ist, genügen. Praktisch jedoch will noch ein anderer Gesichtspunkt zur Geltung gebracht sein. Aus mancherlei Anlässen ist eine Strömung entsprungen, welche, aus mehrfachen Trübungen und Fälschungen des vom Artikel VII. der Augsburgerischen Confession gewährten Begriffes der Una Sancta Ecclesia zusammenschließend, auf Herstellung einer der wahren Einigkeit entbehrenden Kircheneinheit bewußt und unbewußt hindrängt. Dies dem Ziele wirklichen Kirchenfriedens, unter täuschendem Scheine seiner nahen Erreichung, entgegenge-setzte Streben wird durch das gedachte Mißverständniß nicht unerheblich begünstigt. Insbesondere wird durch dasselbe den Menschen guten Willens im römischen Kirchenlager, welche den Widerspruch der päpstlichen Unfehlbarkeit mit den Zeugnissen göttlicher Schrift erkennen, ungemein es erschwert, zur allein frei und seligmachenden Wahrheit ungehemmten Zugang zu gewinnen. Sie hält dieselben auf einem Standpunkte unhaltbarer Mitte zurück, welche, den Heilsgrund verbunkelnd und den Heilsweg verkehrend, als solche die Lauterkeit christlicher Erkenntniß aufschließt. Was protestantischerseits dieser Hemmung Vor-schub leistet, verletzt evangelische Bekenntnißpflicht um so schwerer, wenn der eigene Wahn zu Grunde liegt, daß die Stellung römischer Gegner der päpstlichen Untrüglichkeit die zu einer dem Evangelium gemäßen Kirchenvereinigung mit ihnen erforderliche Grundlage schon einschließe.

Dieser die innerprotestantische Lage nahe berührende Umstand war, etwaiger Verkennung desselben gegenüber, nicht zu verschweigen. Namentlich die Rücksicht auf ihn läßt es nicht überflüssig erscheinen, den bereits aufgezeigten und vielfach wahrnehmbar gewordenen Mangel an zutreffender Auffassung des inneren Verhältnisses binnenrömischer Gegensätze durch ergänzten Hinweis auf den kirchenrechtlichen Stand des Widerstreites noch näher erkennbar zu machen.

Die Richtung, welche in ihrerseits beabsichtigter Rechtsfertigung, in gegenwärts jedoch bekämpften Sinne, „altkatholisch“ sich nennt, zeigt, wie auch ausdrücklich verlautbart ist, eben damit an, daß der nunmehr gegensätzlich von ihr vertretene Standpunkt bis zum vaticanischen Ausspruche vom 18. Juli 1870 allein oder doch entschieden überwiegend mit eigentlich und unanfechtbar kirchlicher Berechtigung versehen gewesen sei. Diese Unterstellung enthält zurückgewandt zugleich das nicht bestreitbare Zugeständniß, daß der bis zur Verkündung der Satzung „Pastor aeternus“ geltend gewesene Rechtszustand der Boden ist, welcher nach Umfang und Begrenzung zur Beurtheilung der wechselseitigen Behauptungen den Maßstab darreicht.



Die infallibilistische Ansicht, welche ebenfalls hiervon ausgeht, erkennt nicht minder an, daß vor Symbolisirung der päpstlichen Amtsunfehlbarkeit die Zeugnung derselben eine von Rechts wegen (*ipso jure*) oder ohne weiteres eintretende Excommunication (*Excommunicatio sententiae latae*) keineswegs gewirkt habe. Insofern diese Folge, wenn die Constitution gilt, nunmehr allerdings eintritt, ist unzweifelhaft dem kirchlichen Rechtszustande eine irgendwie als neu zu betrachtende Bestimmung von hoher Bedeutung zugewachsen. Fallibilistischerseits wird dieser Zuwachs der Einfügung eines bisher nicht geltend gewesenem Dogmas gleich geachtet, und hieraus die Hinfälligkeit der Ergänzung, weil sie den unwandelbaren Bestand des Kirchenglaubens ändere, abgeleitet. Die entgegengesetzte Meinung bestreitet nicht, daß von einem in bedingtem Sinne erst jetzt zur Geltung gelangten Glaubenssatze geredet werden könne, behauptet aber, daß die neue Festsetzung kein solches Neue enthalte, welches den Bestand der bisherigen Kirchenlehre alterire.

Zunächst bedarf diese theils begriffliche, theils den Sprachgebrauch betreffende Verschiedenheit der Annahmen einer Erläuterung, welche einen dreifachen Zusammenhang hervorzuheben hat.

Daß erstlich der in der apostolischen (nach richtig\*) römischer Bezeichnungsweise zugleich das Schriftwort begreifenden) Ueberlieferung der Kirche zur Verwahrung anvertraute Schatz der Offenbarung, weil vollständig übergeben, jede Veränderung durch Mehrung, Minderung oder Wandelung des Inhalts ausschließe, wird auch von den Anhängern der päpstlichen Amtsuntrüglichkeit angenommen.\*\*\*) Im Einflange hiermit hatte der Hirtenbrief deutscher Bischöfe vom 6. Sept. 1869 ausgesprochen, ein allgemeines Concil werde nie und nimmermehr eine neue in der heiligen Schrift oder apostolischen Ueberlieferung nicht enthaltene Lehre verkünden, vielmehr nur die alte und ursprüngliche Wahrheit in klareres Licht stellen. Auch abgesehen davon, daß unter den Ausstellern des bischöflichen Schreibens bekanntlich auch die Untrüglichkeit römischer Kathedralentscheidungen nicht ohne Vertretung war,\*\*\*) zeigte es eine nur wenig gründliche Kenntniß der Sachlage an, daß eine weit verbreitete Meinung jenem Ausspruche der erwähnten Diöcesanoberen die Bedeutung einer entschieden zugesagten Bekämpfung der päpstlichen Unfehlbarkeit †) zuschrieb.

Für's andere darf freilich nicht außer Betracht bleiben, wie zu dem schon in der apostolischen Grundlage als unver-

änderlich gesetzten Bestande des Kirchenglaubens der bei anerkannter Geltung der Symbole nicht minder unbestreitbare Fortschritt der kirchlichen Dogmenbildung sich verhalte. Um das den päpstlichen Entscheidungen vaticanisch zuerkannte Ansehen als mit dem Wesen katholischer Tradition unvereinbar darzustellen, ist mit beharrlichem Nachdrucke das „*Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est*“ (Was überall, jederzeit, von allen geglaubt ist) des Vincentius von Lerinum hervorgehoben: an dem von ihm als unbedingt bezeugten Erfordernisse der „*universitas, antiquitas, consensus*,“ der räumlichen, zeitlichen und persönlichen Allgemeinheit des traditionellen Einflangs, scheitere unvermeidlich die behauptete Untrüglichkeit römischer Lehrbestimmungen. Nun faßt die kurialistische Anschauung die allmähliche Erweiterung des kirchlichen Besitzes an förmlich festgestellten Dogmen so auf, daß das im Grund und Anfang keimartig schon festgesetzte Ganze seine Theile und Unterschiede stetig von innen aus gliedere, organisch dieselben entfalte. Unleugbar ist dies der wesentliche Sinn, in welchem seitens der genannten Betrachtungsweise das Verhältniß der *fides implicita* zur *f. explicita*, des unentwickelten zum entwickelten Glauben, auseinandergelegt wird.\*\*) Dieselbe Bedeutung der sich fortbewegenden Dogmenbildung, als innern Wachstums, gehört aber auch dem Urheber der angeführten Formel an, welcher die Katholicität nach jenen drei Beziehungen der Allgemeinheit zusammenfaßt, obgleich er Alterirungen des Glaubensinhaltes entschiedenst ablehnt. Er kennt einen Fortschritt des Glaubens, welcher, Veränderungen ausschließend, dergestalt geschieht, daß sein Gegenstand in sich selbst erweitert wird. Er erläutert diese Entwicklung durch Vergleichung derselben mit den Vorgängen in der organischen Natur, in welchen die pflanzliche und leibliche Ausgestaltung ursprünglicher Keime und Anlagen sich vollzieht. Worin nach seiner Ansicht der Fortschritt der Dogmenbildung eigentlich bestche, erhellt aus dem *Commo-nitorium* (der Abhandlung, in welche jene niedergelegt ist) noch näher. Es werde, so ist angedeutet, das Alte in neuer Weise gesagt (*cum dicas nove, non dicas nova*). Weiter wird erkennbar, daß der berührte Fortschritt das vorerst noch verhüllt Gebliebene (*quod latitaverit*) als ein (unentwickelt) bereits vorhanden Gewesenes ersichtlich mache, das schon Erkannte in helleres Licht stelle. Die Dogmenausgestaltung wird verglichen mit der Schleifung, Fassung und Zierung von Edelsteinen; ferner ist bemerkt, daß das zunächst nur im Entwurf und Anfang Gegebene sorgfältig ausgebildet und ausgeführt werde, daß stück-

\*) Cat. Rom. Prooem. qu. XII.

\*\*) Alee, Kathol. Dogmatik, 3. A. 1844, I. S. 248. Phillips, Kirchenrecht, II. (1846.) S. 291.

\*\*\*) Vgl. Aussagen des Bischofs v. Mainz, wörtlich bei Dieckhoff, Schrift und Tradition. 1870. S. 25.\*)

†) Römische Briefe. S. 32. 33.

\*) A. Reiffenstuell († 1703), Jus canon. univ. I, 1. no. 65—76 (ed. Ven. 1778. t. I. p. 25. 26). Ferraris, I. c. art. Fides no. 6—8 (ed. Ven. 1752. t. III p. 402). Phillips, Lehrb. des Kirchenrechts, 1. A. 1862. §. 243, IV. 2. A. 1871. §. 225, IV.



weise Erkanntes durch Verbindung mit Ergänzendem in wechselseitig stützenden Zusammenhang komme, die unversehrte Bewahrung des früher Festgestellten und Entschiedenen noch an Sicherung gewinne.\*) Der diesen Belegen zu entnehmende Begriff der dogmatischen Ueberlieferung fordert, wie unbedenklich einzuräumen, die gänzliche Unveränderlichkeit des der Kirche bei ihrer Stiftung als Beilage gewidmeten Objectes des Glaubens. Nicht gleich deutlich und bestimmt tritt hervor, daß im Fortgange der Entwicklung das Bewußtsein der Kirche und ihrer Glieder um den Gegenstand ihres Glaubens eine Erweiterung, also doch Aenderung, erfahre. Gleichwohl nöthigt zu dieser Annahme der Gedankenzusammenhang. Daß ein Fortschritt stattfindet, wird vom Commonitorium entschieden betont.\*\*\*) Worin könnte dieser bestehen, wenn nicht auf neu errichteter Entwicklungsstufe das Bewußtsein etwas erfaßte, was vorher von ihm nicht wahrgenommen war? Entgegengesetzten Falls müßte völlige (abstrakt, aber gleichzeitig concret zu nehmende) Gleichheit der *fides explicita* und *implicita* behauptet werden, was dem geltend gemachten Fortschritte unmittelbar widersprechen würde: ein solcher liegt auch sachlich unbestreitbar darin vor, daß, wie Vincentius richtig erkennt, dem Bewußtsein der Glaubensgegenstand nach bis dahin unbemerkt gebliebenen Seiten und Beziehungen sich erschließt. Es war dies hervorzuheben, weil die fallibilistische Streitsführung auf das „*Ubique, semper, ab omnibus*“ verfehlt sich beruft. Die Formel soll beweisen, daß Glaubenssätze, welche ausdrücklich kirchlicher Sanction noch entbehren, diese nicht erlangen können, es werde denn durch bestimmte Zeugnisse der thatsächliche Nachweis der seitens der Kirche bereits erfolgten Anerkennung erbracht. Diese Forderung verkennt das eigenthümliche Wesen dogmatischer Entwicklung, wie aus einfacher Vergewärtigung ihres Ganges einleuchtet. Hätte das Verlangen recht, so würde eine unmögliche Folge nicht abzulehnen sein. Beispielsweise müßte wegen des Umstandes, daß die Kirche den Inhalt des Athanasianums symbolisch sich angeeignet hat, angenommen werden, daß schon vor dieser Aneignung, und folgerweise bereits seit der Apostelzeit, die bezüglichlichen Sätze in der Bestimmtheit ihrer entwickelten Gestalt dem kirchlichen Bewußtsein angehört hätten. Die Unrichtigkeit dieser Vorstellung bedarf keines Erweises: der Fortschritt bestand eben darin, daß, was noch unentwickelt geblieben war, entfalteten Ausdruck empfing. Auf den gegebenen Fall dies angewandt zeigt sich, daß nicht schlechthin der Ausspruch der päpstlichen Untrüglichkeit von dem Umfange bedingt war, in welchem derselben entschiedene Ueberzeugungen bereits sich zu-

gewandt hatten. Dies Ergebniß zerfällt auch nicht an der Möglichkeit uneiniger Meinungen darüber, ob die symbolisirte Irrthumsfreiheit in richtiger Entwicklung aus dem Begriffe des beiderseits anerkannten römischen Primates hervorgehe, und, so dies streitig, welcher Autorität zustehe, die Entscheidung zu treffen.

Endlich drittens berührt, außer dem Verhältnisse des unentwickelten Glaubens zum entwickelten, noch ein anderer das kirchliche Dogma betreffender Unterschied bedeutsam die gegenwärtige Erörterung. Nach römischkatholischer Auffassung gliedert sich die kirchliche Lehre in concentrischen Kreisen, deren Abstufung durch den Grad von Rückwirkung bestimmt wird, welchen versagte Anerkennung bezüglichlicher Sätze, mittelst der dadurch hervorgerufenen Censuren auf die kirchliche Stellung derer, welche die verlangte Zustimmung ablehnen, übt. Dieser Erfolg hängt genau mit dem vom evangelischen, insonderheit vom lutherischen Protestantismus wesentlich verschiedenen Grundzuge der römischen Kirche zusammen, aus welchem fließt, daß der Glaube vorwaltend unter den Begriff der *nova lex*, des neuen Gesetzes, fällt, daß die Kirche auch in dieser Beziehung staatsähnlich Gesetzesanstalt ist. Im vollen und strengsten Sinne obligatorisch, unbedingt zum Glauben verpflichtend, sind bloß die seitens der Kirche durch begleitende Anathematismen, Aussprüche angedrohten bzw. verhängten Bannes, als solche ausgezeichneten Sätze. Dogma in dieser Bedeutung ist nicht alle Glaubenslehre, sondern nur die Artikel und Lehrstücke zählen dazu, welche die Kirche solchergestalt erklärt, „definirt“, zu glauben und zu halten „vorgestellt“ hat, wie es in der römischkatholisch üblichen Uebertragung von *articuli* „*propositi*“ heißt. Nicht durch den aus der Offenbarung stammenden Inhalt allein, nicht durch Gottes, schon durch Gleichstellung behaupteter apostolischer Ueberlieferung mit der kanonischen Schrift beeinträchtigt Wort, haben die betreffenden Sätze bindendes Ansehen, sie werden erst dadurch verpflichtend, daß die Kirche sie durch ihre Erklärung mit solchem bekleidet. Innig verbunden mit dieser Auffassung ist das im Wechselbezug auf sie hervortretende Kennzeichen der „*fides catholica*“, dessen, was im bestimmtesten Sinne, kirchlichem Sprachgebrauche nach, als „*de fide*“, recht eigentlich als unverletzbarer Kirchenglaube gilt. Dies Merkmal besteht darin, daß beharrliche Leugnung eines jener Sätze das Vergehen der Häresie, Ketzerei ist, welches, wo und sobald es sich findet, auch ohne besondere Verhängung des Bannes mit demselben bestraft: das Wesen der Häresie ist der hartnäckig, als *pertinacia*, kundgegebene Ungehorsam gegen die durch ihr „Vorstellen *proponere*“ Glauben heischende Kirche. Das sind römisch betrachtet\*) gemeinkirchliche Annahmen.\*\*\*)

\*) S. Vincentii Lirinensis Commonitorium adversus Haereses. Cap. XXVII—XXXIII (Ed. Aug. Vind. typ. B. Schmid 1843. p. 68—79).

\*\*) „Nullus ne ergo in ecclesia Christi profectus habebitur religionis? Habeatur plane et. maximus... Sed ita tamen, ut vere profectus sit ille fidei, non permutatio!... (Vine. Lir. Comm. c. XXXVIII. ed. cit. p. 70)

\*) Hinc recte atque in sensu Catholico ea appellantur Dogmata Fidei, quae per Sanctam Matrem Ecclesiam velut de fide tenenda fuerunt definita (Reiffenstuell l. c. I, 2. n. 11. p. 37). — Contra fidem catholicam est, quicquid contra Ecclesiae universalis determinationes de fide fit... (Gonzal. Tellez,



Im erläuterten Sinne umfaßt also die „Fides catholica, der katholische Glaube“ die Gesamtheit der göttlich offenbarten und von der Kirche den Christen zu glauben „vorgestellten“ Artikel\*). Bei diesem richtigen Befunde einsetzend nimmt der fallibilistische Einwand die Richtung, als wenn, weil und sofern die von der Constitution Pastor aeternus dem römischen Stuhle zugesprochenen Befugnisse keinen Bestandtheil des Kirchenglaubens in jener Bedeutung bis dahin gebildet haben, hieraus die Verwerflichkeit der neuen Festsetzung unmittelbar hervorgehe. Daß diese Beweisart täusche, ergibt sich jetzt leicht. Sie trifft den eigentlichen Streitpunkt nicht. Das Erforderniß der Unveränderlichkeit des Dogma, in dem vom richtig verstandenen Grundsatz des „Quod ubique, semper, ab omnibus“ gebotenen Sinne aufgefaßt, schließt keineswegs als möglich aus, daß die päpstliche Unfehlbarkeit, obgleich bis zum 18. Juli 1870 nicht gemeinlich als fides explicita anerkannt, noch von der Kirche als Glaubensartikel „vorgestellt,“ dennoch durch den Ausspruch der Synode diese Eigenschaften erhielt. Daß überhaupt ein solcher Fortschritt eintreten könne, läßt sich nur bestreiten, wenn zugleich der ganze Gang der Dogmenbildung, wie derselbe als geschichtliche Thatsache vorliegt, in Abrede genommen wird. Ueberdem ist kirchenrechtlich klar ausgesprochen, daß Sätzen, welchen unbedingt bindendes Ansehen noch abging, dasselbe, wenn

sie sich als dazu geeignet ausweisen, im weiteren Verlaufe der Entwicklung, zuerkannt werden kann.\*\*) Nicht nur nach kurialistischer Ansicht steht dies fest\*\*), sondern auch auf anders gerichtetem Standpunkte ist es bezeugt\*\*\*).

Aus diesen Andeutungen erhellt nunmehr, wie die zu lösende Frage gestellt werden müsse, um ein richtiges Ergebnis zu ermöglichen. Es kommt darauf an, ob die päpstliche Lehramtsuntrüglichkeit, obschon vor dem Concilbeschlusse noch nicht definirt, doch definirbar war, m. a. W., ob sie, bereits definibilis, eine thesis definitiva zu werden vermochte. Wiewohl aber dies, durch die Neuheit der förmlichen Festsetzung so wenig ausgeschlossen als widerlegbar, geschehen sei, kann bloß auf der Grundlage des richtig erfaßten Gesamtwesens des römischen Kirchenthums zur Entscheidung gebracht werden. Daß irgendwo die Unfehlbarkeit als Lehre sei es vorgetragen oder bestritten worden, ist nicht an sich, sondern nur in Verbindung mit anderen Umständen beziehungsweise erheblich.

Erst das Ergebnis einer solchen Ermittlung wird gestatten, die evangelische Stellung zur römischen Streitfrage vollständig zu bezeichnen.

Verichtungen. Zu lesen S. 908 Z. 15 v. o.: in st. eine; feststellbarer st. feststellbare; das. Z. 25 v. u.: Sitzung st. Sitzung; S. 931 R. \* f. Dupanloup st. S. Dup.; das. R. † Hergenröther st. Hergenröther; S. 932, letzte Z.: Münsterischer st. Münsterischen.

Comment. in Decretal. Greg. IX. l. V. t. 7. cap. 1, ed. Ven. 1699. t. 5. p. 122). — „Haereticus dicendus est... qui, Ecclesiae auctoritate neglecta, impias opiniones pertinaci animo tuetur“ (Catechism. Rom. I c. 10. qu. 1. n. 2). — Fides, quam omnes sequi debemus, est fides quam sequitur Ecclesia catholica, quamque ipse omnibus credendam proponit.. Ut quis haereticus sit, necesse est, quod resistat fidei dogmati ab Ecclesia recepto. Ex quo efficitur, ut haereticus haberi non possit, qui opiniones sequitur, de quibus nondum ab Ecclesia iudicium latum est (Devoti, Inst. canon. IV. 4 §. 2 n. 1. Ed. Gand. II. p. 243 sq.). — Was die Kirche als Theil, Moment der göttlichen Uebersieferung und als deren Sinn erklärt und zu glauben vorstellt, ist förmliches Dogma: dogma propositum (Klee, a. a. D. I. 284). — Nicht jede Glaubenslehre vorerst ist Gegenstand, Object der Häresie, sondern nur eine von ihr als Glaubenslehre erklärte, dogma declaratum, oder eine von ihr als solche in den Glaubenssymbolen vorgetragene Lehre, articuli fidei (N. München, Domprobst zu Köln, das kanonische Gerichtsverfahren und Strafrecht. 1866. II. S. 317 fg.)

\*\*) Denselben entspricht wesentlich auch die fallibilistische Ansicht. Vgl. v. Schulte, die Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe vom histor. u. kanon. Standpunkte und die päpstl. Constitution v. 18. Juli 1870. Mit den Quellenbelegen. Prag 1871. S. 9. Derselben Verfassers: D. kath. Kirchenrecht. I. 1860. S. 46. 47.

\*) Altera pars Rubricae praesentis Tituli, quae inscribitur: „de summa Trinitate et fide catholica“ procedit de Fide in postremo sensu accepta, seu prout ipsa sumitur pro collectione articulorum divinitus revelatorum et ab Ecclesia ad credendum nobis propositorum (Reiffenstuell, l. c. I, 1. n. 42, p. 23).

## Kirchliche Nachrichten.

### Die dreizehnte westfälische Provinzialsynode.

Die in der Regel alle drei Jahre zusammentretende Provinzialsynode wurde in diesem Jahre am 16. September in Soest eröffnet. Die Provinzialsynode ist zusammengesetzt aus den 19 Kreisynoden der Provinz, welche je den Superintendenten, einen geistlichen und weltlichen Deputirten entsenden. Zu diesen 57 Synodalen kommen außer dem Königl. Commissar der Prä-

\*) Cap. 4. Extrav. Jo. XXII de V. S. (14.)

\*\*) Reiffenstuell, I, 1. n. 72. Ferraris, s. v. Fides n. 8.

\*\*\*) Appendix ad Regulam fidei Veroniamam §. 6. n. 5 (Braun, Bibliotheca regul. fidei. Bonnae. I. [1834] p. 79). — Schulte, D. kath. Kirchenrecht. I. (1860) S. 13. R. 12: „Nur das Bedürfnis und die Art der Bestreitung haben dem Dogma die Form gegeben. Wäre jenes nicht eingetreten oder letztere anders gewesen, so würde die Fassung in der bestimmten Art unterblieben sein. So wenig nun ein Dogma vor seiner Fassung in bestimmten Worten als nicht vorhanden in der Kirche behauptet werden kann, eben so wenig kann gesagt werden, die Fassung sei das Wesentliche.“ Derselbe, Lehrb. d. kath. Kirchenrechts. 2. Aufl. 1868. S. 373 fg.: „Aus dem Zwecke der Religion... ergibt sich die Nothwendigkeit des Fürwahrhaltens und Annahmens der christlichen Glaubenslehre. Die Stiftung der Kirche und ihre Nothwendigkeit bringt gleichzeitig hervor die Pflicht, Alles anzunehmen in der von der Kirche festgesetzten Form...“



jes und Assessor und endlich der Deputirte der theolog. Facultät zu Bonn — dieses wie das vorige Mal Prof. Cons.-R. Krafft, so daß die Gesamtzahl 60 beträgt.

Es liegt nicht in der Absicht des gegenwärtigen Berichtes, eine sich über alle Verhandlungen erstreckende Darstellung zu liefern; wer eine solche begehrt, findet sie in den amtlichen Protokollen. Sondern wie es früher in der Ev. R.-Z. geschehen ist, sollen auch in diesem Berichte die vielen kleinen und administrativen Sachen, wie sie in der Provinzialsynode vorkommen und vorkommen müssen, übergangen und nur die in weiteren Kreisen interessirenden Gegenstände besprochen werden.

Wie die Preussische Landeskirche, ob sie wohl so als ein Ganzes bezeichnet wird, keineswegs uniform ist in Lehre, Cultus und Geist, so ist auch die westfälische Provinzialkirche nicht aus Einem Guß gemacht. Es giebt in ihr rein lutherische Kirchengebiete, wie andererseits rein reformirte Synoden und nicht bloss jene, sondern auch diese suchen sich ihre Eigenthümlichkeit im Cultus, Katechismen u. s. w. zu bewahren. Dazwischen und daneben giebt es andere Kreise, die, ursprünglich lutherisch, augenblicklich mehr oder weniger der Unionsströmung ergeben sind. Die Provinzialsynode ist ein Spiegelbild der mannigfaltig gearteten Provinzialkirche. Fast jeder zur Verhandlung kommende Gegenstand von einigermaßen principieller Bedeutung bringt die verschiedenen, in der Provinzialkirche und Provinzialsynode herrschenden Geistesrichtungen ans Tageslicht.

Bei der so gearteten Provinzialsynode ist es eben so billig, als weise, daß man in die 12 Commissionen aus allen Theilen der Provinz Mitglieder zu setzen sucht. Und so sitzen Märker, Minden-Ravensberger, Tecklenburger, Wittgensteiner und Sieger in diesen Commissionen, welchen die Vorberathung der nicht füglich sofort in den Plenar-Versammlungen zu erledigenden Gegenständen obliegt, zusammen. Im Allgemeinen kommt auch eine richtige Vertheilung heraus. Nur in der die Kirche, Kirchenlehre und Kirchen-Versaffung beratenden Commission ist in früheren Diäten, wenn ich nicht irre, die lutherische Richtung zu wenig vertreten gewesen. Auch dieses Mal waren die Wahlen für diese Commission der lutherischen Richtung entschieden ungünstig gewesen, während aus einer reformirten Synode der Superintendent und geistliche Deputirte hineingewählt waren. Die Prov.-Synode fand diese Art Zusammensetzung nicht angemessen und beschloß, während sie die übrigen von den Superintendenten gewählten Commissionen billigte, daß der fragliche geistliche Deputirte aus der ersten Commission ausschied und durch den ersetzt wurde, der nach ihm die meisten Stimmen gehabt hatte, und das war glücklicher Weise ein Mitglied der confessionellen Partei.

Die höchst unerquicklichen Debatten über die Abendmahlsfrage d. h. über die Nichttheilnahme Einzelner an dem der

Prov.-Synode vorangehenden Abendmahle sind dieses Mal außer einem kleinen Wink von einem Synodalen glücklicher Weise ganz unterblieben und unterbleiben hoffentlich für immer, nachdem in früheren Versammlungen festgestellt und durch vielen Kampf bis dahin Freiheit gewonnen ist, daß die Theilnahme an dieser bestimmten Abendmahlsfeier eine freiwillige ist. Die Worte der Kirchen-Ordnung: „Provinzialsynode feiert die Communion“ sind nämlich durch einen Beschluß der 11. Provinzialsynode im Jahre 1865 dahin ausgelegt worden, daß die gemeinsame Communion zwar eine segensreiche kirchliche Ordnung und es zu bedauern sei, wenn Mitglieder sich dem Segen dieser Gemeinschaft entzögen, indessen habe die fragliche Bestimmung der Kirchen-Ordnung die einem jeden Christen zustehende Freiheit in Betreff der Theilnahme am Abendmahle nicht beschränken wollen. Durch diesen Beschluß ist sowohl diese Angelegenheit für immer erledigt, als auch anerkannt ist, daß die Theilnahme an der Communion eine freiwillige ist.

Die bereits in der 9., 10., 11. und 12. Provinzialsynode — also seit 12 Jahren — verhandelte Frage über die Berufung einer Landessynode kam auch dieses Mal wieder zur Verhandlung. Auf der zweiten Prov.-Synode im Jahre 1865 war mit 39 gegen 19 Stimmen beschlossen, „an den Oberkirchenrath die Bitte zu richten, er möge, nachdem die Kirchenvorstände in den östlichen Provinzen organisiert worden, und nach Organisation der Kreis- und Provinzial-Synoden eine Generalsynode, welche in Verbindung mit den ständigen Organen der Kirche und auf Grund des Wortes Gottes und des Bekenntnisses der Kirche unter Beachtung der provinziellen Eigenthümlichkeit und der zu Recht bestehenden Kirchenordnungen, sowie unter Genehmigung des Königs, die Vertretung der evangelischen Kirche im Staate bildet, veranlassen, damit diese über so wichtige, das tiefste Interesse der evangelischen Kirche berührende Fragen ihr Gutachten aussprechen könne.“ Die zwölfte Provinzialsynode hatte durch Beschluß 89 den vorstehenden Antrag erneuert. In diesem Zustande wurde die Sache von der diesjährigen Provinzialsynode wieder aufgenommen und zur Beschlußnahme gebracht. Die Verfassungs-Commission legte nämlich den Antrag vor, „Provinzialsynode spreche ihr Bedauern aus, daß die vom Oberkirchenrath in Aussicht gestellte Berufung der von früheren Provinzialsynoden angestrebten Generalsynode bis jetzt nicht habe erfolgen können, gebe sich aber der Hoffnung hin, daß eine Landessynode unter den früher (oben) bezeichneten Modalitäten zur geeigneten Zeit berufen werde.“

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 18. October.

N<sup>o</sup> 83.

## A. F. Grau, Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums.

Gütersloh, C. Bertelsmann. Zwei Bände.\*)

Der Name „Entwicklungsgeschichte“ beginnt neuerdings als Bezeichnung historischer Darstellungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft sich einzubürgern. Seiner strengen Wortbedeutung nach bezeichnet er eine naturwissenschaftliche Disciplin, nämlich denjenigen Zweig der Physiologie (oder wenn man will der Biologie), der auch mit dem fremdländischen Kunstausdruck „Embryologie“ benannt zu werden pflegt. Nach dem Vorbilde dieser wissenschaftlichen Beschreibung des Werbe- und Wachstumsprocesses des thierischen oder menschlichen Fötus bis zu seiner Geburt zu selbständigem Dasein haben zunächst einige weitere Bestandtheile der Naturwissenschaft sich den Namen und, soweit dies möglich, die Form und Behandlungsweise der Entwicklungsgeschichte zugeeignet. Es giebt bereits eine Anzahl von Schriften astronomischen und geologischen Inhalts unter dem Titel: „Entwicklungsgeschichte des Kosmos“ oder „der Erde.“ Es giebt aber auch bereits Entwicklungsgeschichten der Menschheit; und eine besondere Richtung des menschlichen Geisteslebens nach der anderen beginnt in jüngerer Zeit nach entwicklungsgeschichtlicher Methode bearbeitet und dargestellt zu werden.

Man braucht auch in der That nicht auf Darwins Standpunkt zu stehen, um die Anwendung dieser Methode auf die verschiedensten Zweige des Gesamtgebietes der menschlichen Geschichte gerechtfertigt zu finden. Zumal dem Ursprung und Fortschritt des religiösen Factors der Menschheitsgeschichte, dem Werden und Wachsen des Reiches Gottes auf Erden, sowohl im Ganzen wie in seinen einzelnen Seiten und besonderen Richtungen, gebührt die Auffassung im Sinne einheitlicher Entwicklung und somit auch der Name und die Methode der „Entwicklungsgeschichte“ mit unzweifelhaftem Rechte. Man braucht sich nur des Gleichnisses vom Senfkorn oder so mancher anderen biblischen Darstellung des Wesens und Lebensgesetzes des Gottes-

reichs unter Bildern aus dem vegetabilischen Bereiche zu erinnern, um die volle Berechtigung hiezu einzusehen, ja um die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung verschiedener herkömmlicher Fächer des theologischen, insbesondere des historisch-theologischen Wissens nach Maßgabe solcher organischen Gesamtaufassung des Offenbarungsbereiches zu gewinnen.

Der Verfasser obiger Schrift gehört zu den Theologen, die kraft richtigen Verständnisses der Aufgaben unserer Zeit von der hier angedeuteten Ueberzeugung durchdrungen sind. Er hat einen energischen Versuch zur Einführung entwicklungsgeschichtlicher Behandlungsweise in eine bisher nur allzuwenig nach historisch-genetischer Methode und auf Grund lebensvoller organisch-einheitlicher Auffassung dargestellte Disciplin gemacht. Seine „Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums“ ist ein Versuch zur Umgestaltung des centralen Hauptbestandtheiles der f. g. Einleitung in das Neue Testament, nämlich der Geschichte der Entstehung der einzelnen neutestamentlichen Schriften, nach Maßgabe jener organisch-genetischen Methode. Sie läßt einen großen Theil des herkömmlicher Weise in neutestamentlich-iso-gischen Werken behandelten Stoffes, namentlich fast Alles, was zur f. g. „allgemeinen Einleitung“ gehört (wie die Textes-, Uebersetzungs- und Auslegungsgeschichte) bei Seite liegen, um dem Gebiete der „specialen Einleitung“ eine um so gründlichere Behandlung in synthetisch entwickelnder Weise zu widmen, und zwar eine Behandlung, welche das von zweien theilweisen Vorgängern in dieser Richtung, von Credner und Reuß geleistete in Hinsicht sowohl auf geistvolle Darstellung, wie auf offenbarungsgläubige Auffassung des Gegenstandes und Verarbeitung desselben in ächt theologischem Geiste entschieden übertrifft.

Gegen die äußerlich mechanische Methode, nach welcher die biblische Einleitungswissenschaft herkömmlicher Weise in Schriften wie Vorlesungen behandelt zu werden pflegt, richtet der Verfasser scharfe Worte. „Was war und ist vielfach noch diese Disciplin anders,“ fragt er, „als eine ungeheure Sammlung von gelehrten Notizen und Glossen über Entstehung, Zeit, Verfasser, Leser u. d. biblischen Schriften? Ich weise hier unter den beliebtesten Lehrbüchern nur auf Bleek und de Wette hin. Vor den Theilen und Einzelheiten sieht man nicht das Ganze, vor den zahllosen Bemerkungen über die Sache kommt die Sache selbst fast nie zur Erscheinung. Und nennt sich gleich ein solches

\*) Von dem in diesen Tagen erscheinenden zweiten Bande lag dem Referenten der größere Theil der Anhängebogen fertig vor.



Buch historisch-kritische Einleitung, so fehlt ihm doch, was die Geschichte vornehmlich leisten soll: Einsicht in die treibenden Kräfte, welche die Literatur aus sich hervorgehen ließ und in die Gesetze, durch welche jenes Wachsthum bestimmt und beherrscht wird. Wie todte Zweige und welke Blätter werden die Schriften wohl secirt und kritisirt, aber von den Lebensströmen, die in diesem Baum pulsrten und die nach göttlichen Gesetzen Stamm und Blätter und Früchte wachsen ließen, spürt man in jenen Untersuchungen wenig oder nichts. Und davon sollte man billigerweise spüren, auch wenn diese Schriften nur Früchte eines vergangenen Lebens wären und nicht vielmehr der bleibende Same des ewig lebendigen Wortes Gottes! Manchem könnte diese Beurtheilung der auf biblisch-isagogischem Gebiete herkömmlichen Methode allzu hart und einseitig erscheinen; und in der That hat der Verf. bereits einen oder einige Angriffe seitens animosierender Verteidiger des Herkommens erfahren müssen, welche ihm Unwissenschaftlichkeit, eifertiges Hinweggleiten über wichtige kritische Fragen, einseitig apologetische Behandlungsweise u. dergl. m. vorgeworfen haben. Doch will er der üblichen Methode, als einer reichhaltigeren Uebersicht über sämmtliche zur Einführung in das wissenschaftliche Studium des Neuen Testaments erforderlichen Kenntnisse keineswegs zu nahe treten. Er erkennt vielmehr die Brauchbarkeit solcher umfassenderen Einleitungswerke wie z. B. des Bleek'schen, und eben damit den pädagogischen Werth der gewöhnlichen isagogischen Vorlesungen ausdrücklich an. Er stellt bezüglich des hinter der bunten Mannigfaltigkeit und dem gelehrten Vielerlei der in den herkömmlichen Isagogiken aufgespeicherten Stoffe kraft seiner Einfachheit zurückstehenden Inhalts seiner Schrift die Forderung an seine Recensenten: „das Buch mehr nach dem zu beurtheilen, was es enthält, als nach dem, was es nicht enthält.“ Der Unparteiische wird diese Forderung nur gerecht finden. Was der Titel ankündigt, eine „Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums,“ das hat der Verf. auch gegeben und in wohlgelungener, dem damaligen Stande der neutestamentlich-kritischen und historischen Forschung wirklich entsprechender Weise gegeben. Ein Mehreres kann und darf in seiner Schrift nicht gesucht werden.

Was Dr. Grau an der bisher üblichen, einseitig analytischen Behandlungsweise der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft vorzugsweise zu tadeln findet, ist die ihr zu Grunde liegende Voraussetzung, „daß das Neue Testament ein Conglomerat zufällig zu Einer Zeit entstandener, ihrer Art nach höchst verschiedener Schriften sei, welche nur das Gemeinsame: die Beziehung auf das Christenthum hätten.“ Er sucht dem gegenüber vielmehr zu zeigen, daß die neutestamentliche Schriftenammlung als „das umfassende und entsprechende literarische Abbild eines neuen religiösen Lebens und Geistes, welcher sich diesen Schriftleib in durchaus organischer, also gesetzmäßig nothwendiger Weise geschaffen hat,“ zu gelten habe (S. 68). Diesen Nachweis, daß die neutestamentliche Literatur (oder die Literatur des „Jahrhundert des Heils,“ wie man im Anschlusse an einen von dem

Kirchenhistoriker Gfrörer in Cours gesetzten Ausdruck sagen könnte) ein einheitliches organisches Ganzes bilde, sucht er in der Weise zu führen, daß er die drei Hauptstufen aller organischen Lebensentfaltung: Kindes-, Jugend- und Mannesalter, oder die Epochen der Wurzel-, der Blatt- und der Fruchtbildung, als auch im literarischen Entwicklungsproceß des neutestamentlichen Kanons hervortretend aufzeigt. Und zwar ist es speciell die auf der höchsten Stufe des literarischen Lebens und des künstlerischen Schaffens der Menschheit, in der Dichtkunst, zu Tage tretende Modifikation dieses dreieinheitlichen organischen Werdepoces; es ist die aus der altclassischen Poesie gleicherweise wie aus der christlich-germanischen bekannte Stufenfolge von Epos, Lyrik und Drama, mit welcher er die hauptsächlichsten Entwicklungsperioden der neutestamentlichen Literatur paralisirt, um dasselbe Lebensgesetz, das den Gang jener Schöpfungen der Prosaliteratur bedingt, als auch dem heiligen Schriftthum des Urchristenthums zu Grunde liegend zu erweisen. Wie in der für alle Völker und Zeiten mustergültigen Literaturentwicklung der Hellenen der Production des Epos bei den Joniern zunächst die des Melos bei den Aeoliern und Doriern, und als höhere Einheit Beider schließlich das Drama der Attiker gefolgt sei: wesentlich ebenso hätte bereits das Schriftthum des alttestamentlichen Gottesvolkes seine epische, melische und dramatische Entwicklungsstufe zurückgelegt und als Ergebnis der ersten die Geschichtschreibung des Pentateuch, als Frucht der zweiten die Lyrik des Psalters sammt der gnomisch-didaktischen Dichtung der Chokma-Literatur des salomonischen Zeitalters, endlich als Ertrag der dritten die Prophetie im engeren und weiteren Sinne, dieses israelitische Aequivalent des griechischen Drama (sofern alle prophetische Rede des A. Bundes: „an sich selbst und in ihrem inneren Wesen Handlung sei“) zu Tage gefördert. Nicht anders verhalte es sich mit den drei vornehmsten Entwicklungsphasen der neutestamentlichen Literatur, der evangelistisch-historischen, der epistolischen und der prophetischen. Wenn schon die Sprache des Neuen Testaments, dieses „Allerweltsgriechisch“ (*κοινή διάλεκτος*), das nach Hamann's treffender Bemerkung ein Gemisch von *εβραϊστί*, *ελληνιστί*, *ῥωμαιστί* Joh. 19, 20, darstelle, durch diesen seinen Mischcharakter sich gewissermaßen als Synthese altclassischen und alttestamentlichen Geisteslebens zu erkennen gebe, so müsse dies noch weit mehr von den Hauptformen des neutestamentlichen Schriftthums gelten; die gemeinsamen Eigenthümlichkeiten der durch die Namen Epos, Melos, Drama einerseits, und Thora, Chokma, Nebijim andererseits indicirten Entwicklungsreihen müssen an den Hauptmomenten auch seines Entwicklungsganges nachzuweisen sein.

In der That hat der Verf. diese Parallele mit vielem Geschick und unter Hervorkehrung zahlreicher gleich origineller wie interessanter Gesichtspunkte durchzuführen gewußt. Als neutestamentliches Aequivalent des Epos und der pentateuchischen Geschichtschreibung gilt ihm die erste oder *kerigmatistische* Stufe der urchristlich-apostolischen Literatur, welche in den drei ersten Evangelien sowie in der Apostelgeschichte ihre schriftstellerische



Verkörperung und Ueberlieferung an die Nachwelt gefunden habe. Es ist die lebendige Erinnerung an die Grundthatfachen der Heilsoffenbarung Gottes in Christo Jesu, und die schlichte, kindlich-naive, objectiv referirende Ueberlieferung hievon, was diese grundlegende Epoche des neutestamentlichen Schriftthums charakterisirt. In ihrer jetzt vorliegenden Gestalt mögen die sie repräsentirenden synoptischen Evangelien sammt der Apostelgeschichte immerhin späteren Ursprungs sein als die Mehrzahl der die zweite Stufe bildenden epistolischen Schriften. Aber die Kernbestandtheile dieser Schriften, nämlich die den Grundstock des Marcus-evangeliums bildenden „Erinnerungen des Petrus,“ die mit diesen zusammen zum Matthäusevangelium verarbeiteten „Logia“ oder „Herrnsprüche“ des Matthäus, sowie die von Lucas für die beiden Abtheilungen seines Geschichtswerks benutzten sonstigen urchristlichen Dokumente und Quellenschriften, sind unzweifelhaft älter nicht bloß als die Redaction der auf ihnen beruhenden Schriften zu ihrer gegenwärtigen Gestalt, sondern auch als ein großer Theil der apostolischen Briefe; so daß also in der Voranstellung der kerygmatischen oder evangelistisch-historischen Stufe vor die epistolsche kein chronologischer Verstoß erblickt werden darf, das theilweise Nebeneinandergehen beider Entwicklungsstufen aber an jenen Eigenthümlichkeiten der altklassischen und althebräischen Literaturentwicklung sein vollkommenes Analogon hat, kraft deren die epische Dichtung und die pentateuchische Geschichtschreibung gleichfalls noch theilweise über die Anfänge der Lyrik oder bezw. der Psalmen- und Weisheitspoesie hinaus sich erstrecken. — Dieser zweiten Stufe des literarischen Entwicklungsprocesses nun, die sich durch ihr vorzugsweise starkes Hervortreten der Subjectivität des Dichters oder Schriftstellers charakterisirt, entspricht nach dem Verf. auf neutestamentlichem Gebiete die epistolsche Epoche, die Entstehungszeit der paulinischen und katholischen Briefe, welche nach Inhalt wie nach Tendenz und Veranlassung ein vorwiegend subjectives Gepräge tragen und statt objectiver Ueberlieferung der Heilsthatsachen vielmehr innerliche Aneignung derselben und thatsächliche Auswirkung und Vollführung der evangelischen Heilsbotschaft bei Juden wie bei Heiden bezwecken. — Die dritte oder prophetische Stufe des neutestamentlichen Schriftthums repräsentiren dem Verf. zufolge der Hebräerbrief und die johanneischen Schriften, denen allen zumal, auch dem Johannes-evangelium, ein prophetischer Darstellungscharakter und eine innere Verwandtschaft mit der dramatischen Dichtung und Darstellung des klassischen Alterthums zukommt. Denn wie die Apokalypse sich in direkt weissagender Weise auf die Zukunft des Gottesreiches richtet und dabei durch eine in dem Grade dramatische Anlage ausgezeichnet ist, daß man sie als die „große Tragödie des Schlusses der Weltgeschichte“ oder als das „Schlußdrama des Riesenkampfes zwischen Gut und Böß, zwischen Himmel und Hölle“ bezeichnen könnte, so charakterisirt nicht minder auch den Brief an die Hebräer wie das vierte Evangelium eine in ihrer Art künstlerisch vollendete dramatische Anlage; und als prophetische Schriften im weiteren oder höheren Sinne erscheinen beide

insofern, als sie an zeitlichen Vorgängen — der Hebräerbrief am Gesamtverlauf der Heilsgeschichte A. und N. Bundes, das vierte Evangelium an der irdischen Geschichte des fleischgewordenen Wortes Gottes — das Ewige und das Vollkommene mittelst glaubensvollen Tiefblickes und genialer Intuition aufzuzeigen suchen. Wie denn insbesondere der vierte Evangelist dadurch als der Dramatiker und als der Prophet unter den vier Evangelisten erscheint, „daß er von den Dingen, die man mit Augen sehen oder gar mit Händen greifen kann, stets in den ewigen himmlischen Hintergrund, in den unsichtbaren Urquell zurückführt,“ vgl. Joh. 3, 12; 1 Joh. 1, 1.

Der gewichtigste Einwurf, der sich gegen diese geistvolle Gliederung des neutestamentlichen Schriftthums in die drei Stufen der kerygmatischen, epistolischen und prophetischen Literatur erheben läßt, ist der, daß es zu wenig gewiß sei, ob die einzelnen den drei Gruppen zugewiesenen Schriften sich auch chronologisch so zueinander verhalten, daß sie ohne Zwang und Willkür sich jener Anordnung fügen. Auf die der damaligen Redaction der synoptischen Evangelien vorausgehende Abfassung der meisten paulinischen Episteln ist nach dem bereits Bemerkten allerdings kein besonderes Gewicht zu legen; es entspricht vielmehr der Aufgabe des Verfassers, in entwicklungsgeschichtlicher Weise darzustellen, daß er hier auf den verborgenen Kern und Grundstock der jetzt vorliegenden evangelisch-historischen Literatur zurückging und sein Werden, Wachsen und Heranreifen der Entstehung des epistolischen Schriftthums als ein begrifflich wie thatsächlich Früheres voranstellte. Bedenklicher will uns die Art und Weise, wie der Verf. die epistolsche und die prophetische Stufe chronologisch gegeneinander abgrenzt, erscheinen. Der Hebräerbrief mag noch so deutlich als eine prophetisch schildernde heilsgeschichtliche Betrachtung oder Abhandlung erscheinen: ob man ihn vorzugsweise chronologisch mit den johanneischen Schriften zusammenzuordnen und von den paulinischen zu trennen ein Recht habe, bleibt doch immer ungewiß. Wäre er wirklich von Paulus selbst, oder unter des Paulus Autorität von einem Paulusschüler geschrieben, wie immer noch Viele wollen, so könnte er keinesfalls das allerletzte schriftstellerische Product des Apostels sein; der zweite Timotheusbrief, ja vielleicht sämmtliche Hirtenbriefe und der Philipperbrief würden dann chronologisch erst nach ihm zu setzen sein. Warum aber auch gerade bloß diese Epistel der prophetischen Stufe zuthemen, dagegen den Judasbrief, der so manche Spuren einer ziemlich späten, den letzten Decennien des ersten Jahrhunderts angehörigen Abfassung kundgibt, sowie die an prophetischen Elementen so auffallend reichen beiden Briefe des Petrus noch zur Stufe der subjectiven oder epistolischen Schriftstellerei ziehen? Und ferner, wie rechtfertigt es sich, daß die johanneischen Briefe vom Verf., wie es nach dem bis jetzt Vorliegenden wenigstens scheint, als zu den „katholischen Briefen“ gehörig noch der zweiten Stufe zugetheilt werden, während doch innere und äußere Zeugnisse ihnen allen eine ziemlich späte, dem Ausgange der apostolischen Zeit ganz naheliegende Abfassungsepoche vindiciren? — Auch die aus der altklassischen und hebräi-



sehen Literaturentwicklung vom Verf. beigebrachten Parallelen geben in chronologischer wie sachlicher Hinsicht manchen Bedenken Raum. Es will uns z. B. zweifelhaft bedünken, ob die Hofmann'schriften des Salomonischen Zeitalters, deren einige wie das B. Hiob und das Hohelied unleugbar dramatischen Charakter tragen und dabei auch tiefbedeutsame prophetische Elemente in sich schließen, in der Weise wie dies vom Verf. geschehen ist, in Gegensatz zur prophetischen Stufe des alttestamentlichen Schriftthums gestellt und ganz nur der zweiten oder Iyrisch-subjectiven Stufe zugewiesen werden dürfen. Desgleichen möchten wir bezweifeln, ob die nach-pentateuchische Geschichtschreibung, wie sie in den Büchern Josua, Richter, Samuelis zc. vorliegt, mit Recht von der mosaïschen getrennt und ausschließlich als Bestandtheil der prophetischen Literatur (im Sinne der masoretischen Benennung Nebijim rischonim) aufgefaßt werden könne, wie der Verf. laut I, 51 f. will.

Wegen dieser und anderer Schwächen und Schwierigkeiten, wie sie seiner Betrachtungs- und Eintheilungsweise im Einzelnen und in untergeordneten Punkten mehrfach anhaften, wird der Verf. in eingehenderer Weise Rechenschaft geben müssen und hoffentlich schon bald, durch eine neue Auflage seines Werkes, die entsprechende Gelegenheit hiezu finden. Im Großen und Ganzen aber scheint er uns das Lebensgesetz, wonach das urchristlich-kanonische Schriftthum sich entfaltet hat, richtig erkannt zu haben. Das theilweise Abgehen seiner Eintheilungsmethode vom chronologischen Gange der schriftstellerischen Thätigkeit der Evangelisten und Apostel, soweit es nicht ein bloß scheinbares ist, scheint uns in der Nothwendigkeit, womit überhaupt Wurzel, Stamm, Blätter und Früchte in jedweden organischen Prozesse nicht abstract nacheinander, sondern neben- und miteinander wachsen und sich fortentwickeln, hinreichend begründet zu sein. Dabei bietet die Geschichtsauffassung des Verf. — abgesehen von ihrer lebensvollen Frische und plastischen Anmuth und Rundung, überhaupt von den mancherlei ästhetischen Vorzügen, die ihr, verglichen mit den gewöhnlichen isagogisch-kritischen Darstellungen der Entstehungsgeschichte der neutestamentlichen Schriften, oder auch mit der bekannten Baur'schen Geschichtsconstruction nach dem Schema Judenthum, Paulinismus, Katholicismus zukommen, — dem Apologeten der biblischen Offenbarung überhaupt so wichtige und werthvolle neue Gesichtspunkte dar; sie verwerthet, was die neueste evangelienkritische Forschung eines Holtmann, Weiß, Weissjäger, Klostermann zc. an wirklich haltbaren Sätzen über den Entstehungsproceß der neutestamentlich-kanonischen Urkunden aufgestellt hat, mit solchem Geschicke; sie rückt alle Einzelheiten dieses Processes in ein so ansprechendes, oft die überraschendsten Aufschlüsse gewährendes und verhältnißmäßig nur selten unbefriedigt lassendes Licht\*), daß sie

\*) Was den Ref. am wenigsten wohlthuend berührt hat und womit noch manche andere Leser offenbarungsgläubiger Richtung kaum

selbst solchen Lesern, die von wesentlich anderen, namentlich von mehr kritisch-negativen Anschauungen ausgehen, reiche Belehrung gewähren und vielseitige Anerkennung wegen ihres Scharffsinns und Tiefsinns abnötigen wird.

Uns ist des Verfassers Darstellung des Ursprungs der neutestamentlichen Schriften als ein Seitenstück zu jener besonders seitens Angehöriger der Erlanger Theologenschule gepflegten Methode der biblischen Exegese erschienen, welche von diesen selbst als „reproducirende Schriftauslegung“ bezeichnet und damit in Gegensatz zur s. g. „glossatorischen“ Methode der Mehrzahl der heutigen biblischen Exegeten gestellt wird. Zur herkömmlichen analytisch-compilatorischen oder äußerlich-literärhistorischen Behandlungsweise der speciellen Einleitung ins N. Test. bildet sie in der That einen ähnlichen Gegensatz, wie solche nach reproducirender Methode geschriebene Commentare wie z. B. Delitzsch's Psalter, Job und Hebräerbrieff, oder wie die einzelnen Theile des v. Hofmann'schen „Neuen Testaments“ zu den glossatorischen Auslegungen eines Meher, Bleek, Hupfeld, Hitzig zc. Es kommt uns nicht in den Sinn, lediglich die reproductive oder synthetische Methode, sei es auf dem einen, sei es auf dem andern Gebiete, empfehlen zu wollen, obschon sie ohne Zweifel die gedankentiefere ist und zum einheitlich-organischen Verständnisse der heil. Schrift bei weitem die geeignetere Anleitung bietet. Ihrer überwiegenden Leichtfaßlichkeit und pädagogischen Brauchbarkeit halber wird auch die glossirende oder „notizenfassende“ Darstellungsform auf diesem Gebiete fortwährend ihre Liebhaber und gelehrigen Schüler finden müssen. Kurz es wird dann, aber auch nur dann wahrhaft gut stehen um das wissenschaftliche Schriftstudium im Ganzen und Einzelnen, wenn beide Verfahren, das analytische und synthetische einander gehörige Handreichung thun und sich nach Kräften wechselseitig zu fördern suchen.

zufrieden sein dürften, das ist die Band I. S. 197 ff. 205 ff. vom Verf. versuchte kritisch zerstückelnde und zerstückelnde Darstellung der Composition der Bergpredigt bei Matthäus sowie der s. g. Instructionsrede an die Jünger, Matth. 10. Doch glauben wir auch diese Partie seiner Arbeit als bezeichnenden Beleg für die wissenschaftliche Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, womit er, dessen kirchlich-gläubige Entschiedenheit satfam bekannt ist, auf kritischem Gebiet operirt, hervorheben zu sollen.

#### Verichtigungen

in dem Aufsatze „Landeskirche und Freikirche“ Nr. 77 — 80 der Ev. R.-Z. 1871.

- S. 918 Z. 23 v. o. l. „noch“ st. nach.  
 —     2 v. u. l. „advocatio“ st. advocatio.  
 S. 927     20 v. o. l. „nicht allein“ st. nicht.  
 —     14 v. u. l. „begrifflich“ st. begreiflich.  
 S. 949     25 v. u. l. „ihm“ st. ihr.  
 —     2 v. u. l. „füllen“ st. fällen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 21. October.

N<sup>o</sup> 84.

## Aus der Oktober-Versammlung in Berlin. \*)

Am zweiten Tage der Versammlung erhielt nach dem Referate des General-Superintendenten Dr. Brückner über das Thema: „Die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im deutschen Reiche“, der Missions-Director Dr. Wangemann das Wort. Nachdem die Vergünstigung, welche das Comité ihm bereits zugesagt, daß er nicht an das Maß von 10 Minuten gebunden sein solle, auch Seitens der Versammlung ihm zugestanden war, verlas derselbe den folgenden Vortrag, welchen wir hier wörtlich mittheilen. Es fehlen darin nur die anerkennenden Bemerkungen über das Referat seines Vorredners, welcher in freier Rede einschaltete.

Verehrte Herren, theure Brüder.

Wie tief das Verlangen nach kirchlicher Einigung in unsern Tagen die Herzen bewegt, das zu bekunden genügt ein Blick auf diese Versammlung evangelischer Männer, die zusammengetreten ist, um über die Gemeinschaft, d. h. die engere kirchliche Zusammenschließung der deutschen evangelischen Landeskirchen ihre Gedanken und Wünsche auszutauschen. Ihr Anblick ist manchem betrübten Herzen ein Trost gegenüber der traurigen Zerrissenheit in der evangelischen Kirche.

Indem ich mich anschide, unsere Frage von confessionell lutherischem Gesichtspunkt aus zu beleuchten, thue ich dies nicht in irgend welchem Namen und Auftrag, weder der lutherischen Kirche, noch der lutherischen Vereine, sondern als evangelischer Christ, dem sein Herz blutet angesichts des zertrennenden Bruderzwistes zwischen gläubigen Christen. Ich glaubte in der an mich ergangenen Aufforderung zur Theilnahme an dieser Versammlung, die ich als Zeugniß brüderlichen Entgegenkommens zu den Lutheranern in Preußen ansah, zugleich eine Aufforderung meines Gottes zu erkennen, hier Worte des Friedens zu sprechen, und die mir bekannten Anschauungen und Wünsche meiner lutherischen Brüder in Bezug auf unsere Frage in einer Weise vorzutragen, daß mit Gottes Hilfe, wenn nicht eine Verständigung, so doch ein Verstehen sich anbahnen lasse.

Denn um eine kirchliche Einigung Deutschlands zu erzielen, dazu genügt nicht die bloße Sehnsucht nach Frieden, wie tief

und wie heiß sie sei; die spaltenden Gegensätze haben bereits zu tief in die Herzen eingeschnitten. Wer sie heilen will, muß sie mit ruhigem gottgeheiltem Blick in ihrer Wurzel erkennen, mit Freimüthigkeit aufdecken, und dann das Angesicht des einigen Friedefürsten suchen und von diesem sich Frieden schenken lassen, soweit Friede nach Seinem Willen möglich ist. In diesem Sinne des Vertrauens und der Liebe gedenke ich zu sprechen, und bitte, daß meine Worte in eben demselben Sinne aufgenommen werden mögen.

Ich gedenke zunächst im Allgemeinen zu reden von dem, was die Einigung der Kirchen fordert, dann von dem, was sie vornehmlich hindert, dann gedenke ich spezieller zu den preussischen und von diesen zu den allgemeinen deutschen Kirchenzuständen überzugehen.

Es wird im Interesse der Verständigung nöthig sein, daß wir zunächst klar unterscheiden zwischen 1. der wahren biblischen Union, 2. dem den Kirchenfrieden hindernden Unionismus, 3. der geschichtlich preussischen Union und 4. der Unionskirchenpolitik.

Die evangelisch-biblische Union ist mir ein heiliges Gebot des Herrn in Gemäßheit des Wortes: „daß sie alle eins seien, gleich wie ich, Vater, in dir und du in mir!“ Sie wird auch von den Bekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche gefordert, welche als Glieder der Einen Kirche alle Gläubigen bezeichnet, so über den ganzen Erdbreis zerstreuet sind. — Der Name Union genügt mir nicht. Mein Herz dehnt sich weiter. Ich verlange und gewähre von ganzer Seele und in herzlichster Liebe brüderliche Gemeinschaft mit jedem Christen, der mit mir von Herzen an den Herrn Jesum glaubt, er heiße Lutheraner, Unitarier, Reformirter oder Katholik. Bin ich von ganzem Herzen Lutheraner, so bin ich ebenso von ganzem Herzen öcumenischer Christ, und möchte, was ich als wahre Union bezeichne, lieber Öcumenicität nennen. — Doch weigere ich mich auch nicht des Wortes Union, so übel auch durch seinen Mißbrauch sein Klang geworden ist. Vor mir stehen zwei Thatfachen: die eine, daß die Reformirten deutscher Zunge sich selbst als Augsburgische Confessionsverwandte bekannt haben und von ihren lutherischen Brüdern als solche anerkannt worden sind, — die andere: daß in der confessio marchica auch dogmatisch eine unleugbare Annäherung beider Kirchen im Bekenntniß bereits vollzogen ist.

Dieser Thatfache muß auch thatsächlich Rechnung getragen

\*) Die diesen Vortrag enthaltende Nr. 84 und Beilage wird in der Verlagsbuchhandlung von Trowitsch und Sohn zum Preise von 2½ Sgr. auch einzeln abgegeben.



werden. Ich verlange also, daß es in dem gegenseitigen Verhältniß beider Kirchen nicht bei einer bloßen freundschaftlichen und brüderlichen Gesinnung stehen bleibe, sondern daß für sie auch ein kirchlicher Ausdruck gefunden, und daß insbesondere eine gegenseitige Anerkennung vor dem Altar erstrebt werde, soweit dies die Treue gegen das Bekenntniß der Kirche gestattet.

Von dieser wahren Union ist mein innerstes Herz erfüllt, und ich kenne kein Opfer, das ich nicht mit Freuden zu ihrer Realisirung bringen würde. Ich weiß mich in diesem Stücke auch eins mit vielen bekennnißtreuen Lutheranern, auch solchen, die einem falschen Unionismus gegenüber in abwehrender Kampfstellung sich befinden. Die von der entgegengesetzten Seite her an uns häufig gerichtete Mahnung und Erinnerung an diese heilige Pflicht der wahren Union verfehlt also ihre Adresse, und ich stelle im Interesse der Verständigung und der Wahrhaftigkeit die Forderung, daß man aufhören möge, durch hieher gehende Insinuationen den wahren Gegenstand des kirchlichen Gegensatzes zu verschleiern.

2. Von dieser heiligen evangelisch = biblischen Union im innersten Grunde verschieden ist der antikirchliche Unionismus. Sein Princip ist: „Zur Einigung der Kirchen gehört nicht Einigkeit in der Lehre, sondern sie ist auf dem Wege des Cultus und der Verfassung zu erzielen,“ — also das direkte Gegentheil der desfallsigen Bestimmung von Art. 7 der Augsburgerischen Confession. Dem lutherischen Bekenntniß wird nach diesem Princip die Berechtigung abgesprochen, sich zu einer eigenen lutherischen Kirche auszugestalten, und wird dasselbe nur zu der Währung herabgedrückt, daß es der theologische Ausdruck sei für eine der Reformationszeit angehörende, jetzt mehr oder weniger antiquirte kirchliche Anschauung.

Dieses Princip wird auch von wohlwollenden, frommen Unionsmännern getheilt, deren hohe Gaben und Verdienste ich verehere, und deren ernster Glaube und entschiedenes Bekenntniß zu Christo dem Gekreuzigten es mir als eine Gabe Gottes erscheinen läßt, daß ich mit ihnen in der allerengsten brüderlichen Gemeinschaft verkehren darf. Meine Seele dürstet nach solcher Gemeinschaft mit allen, die die Erscheinung des Herrn Jesu lieb haben; aber jenes falsche Princip kann ich darum nicht gut heißen, fühle mich vielmehr im Gewissen gebunden, gegen dasselbe zu zeugen.

Es ist die Natur jedes Prinzips, daß es seine Konsequenzen unerbittlich hervortreibt. Diese Konsequenzen aber liegen hier in erschreckender Gestalt vor unseren Augen.

Wo immer das Bekenntniß aufgehört hat, kirchenbildendes Princip zu sein, da ist auch die Schranke aufgehoben, welche die Unterwühlung aller von der Kirche in schweren Kämpfen errungenen und festgestellten Wahrheit verhindert.

Die erste Konsequenz des Prinzips war, daß man die lutherische Lehre vom h. Abendmahl zu einem bloßen Lehrtropus herabdrückte, welchem andere abweichende Tropen mit gleicher Berechtigung sich zur Seite stellten. Die weitere Konsequenz war, daß die Grundlehren des Glaubens angegriffen wurden.

Auf lutherischen Universitäten wurden Jünglinge, die doch der einst lutherische Gemeinden mit dem reinen Worte Gottes zu weiden berufen sind, durch die grundstürzende Irrlehre vergiftet, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit, nicht von Ewigkeit her die zweite Person in Gott, also nicht wahrhafter Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, sondern erst mit seiner Fleischwerdung eine Person geworden sei. Ungeachtet wurden von Lehrern lutherischer Hochschulen die öcumenischen Glaubensbekenntnisse als eine nicht mehr haltbare Theologie bezeichnet, und damit der christliche Glaube in seiner innersten Grundfeste angetastet.

Doch das Princip treibt seine Konsequenzen weiter. Die negativen Geister fordern im Namen der Union die Aufhebung und Beseitigung aller kirchlichen Bekenntnisse, und eine schrankenlose Freiheit nicht bloß für das Gewissen des Einzelnen, sondern auch für die Lehrvorträge auf der Kanzel. Sie dringen zu dem Behufe bereits, ohne Achtung vor dem geschichtlichen Recht und den organischen Gestaltungen, auf den Umsturz aller bestehenden kirchlichen Ordnungen, und verlangen im Namen der Gewissensfreiheit und auf Grund eines Zerrbildes, das sie vom allgemeinen Priestertum zeichnen, die Auslieferung des geistlichen und materiellen Erbes der Väter an die ungläubigen Massen. Und es ist nicht eine bloße Zufälligkeit, daß ein Verein in Berlin, der sich, so lange er des Wortes Union noch zum Deckmantel für seine auflösenden Tendenzen bedurfte, Unionsverein nannte, bereits mit klingendem Spiel zum Protestantenverein übergegangen ist.

Ich will das Princip des Unionismus nicht für alle bereits angerichteten Verwüstungen in Anspruch nehmen; es wirken auch andere Kräfte mit. Aber des bin ich völlig überzeugt, daß dies Princip seinen Vertretern die Waffen stumpft und die Hände bindet, also daß sie ohnmächtig sind, den über ihren Wunsch hinaus gehenden Ausschreitungen auf die Dauer und mit Erfolg entgegenzutreten.

Gegen diese hereingelassenen wilden Gewässer giebt es keinen haltbaren Damm, als die auf ihrem Bekenntniß festgegründete und nach demselben reinlich ausgestaltete Kirche.

Darum bitte ich dringend alle meine vielgeliebten kirchlichen Gegner, daß sie das Verlangen der Lutheraner nach lutherischer Kirche nicht als Repristinationsideen, nicht als papiernen Dogmatismus, nicht als hierarchische Gelüste, nicht als katholisirende Tendenzen deuten. Es sind heilige Güter, die wir gefährdet sehen, und für deren Schutz wir in der lutherischen Kirche allein eine sichere Wehr erblicken. Für uns gläubige Lutheraner nicht minder als für den gläubigen Reformirten liegt der Kern der Streitfrage gegen den Unionismus darin, ob der Glaube an einen dreieinigen Gott biblische Wahrheit oder ein von der Theologie bereits überwundener Standpunkt sei. Darum ist zwischen Lutherischen und Reformirten hier kein Streit. Aber darum erachten wir es auch für gebotene Pflicht, das Princip des Unionismus nicht bloß in seinen extremen Auswüchsen, sondern auch in seiner Wurzel zu bekämpfen.



3. In der geschichtlich preussischen Union sehe ich Ideen der wahren evangelisch-biblischen Union gemischt und getrübt durch eingestreute Tendenzen des Unionismus. Nach der wahren Union sucht sie dem kirchlichen Bekenntniß gerecht zu werden, nach dem Unionismus bleibt sie hierbei auf halbem Wege stehen. Um dessen willen, was in ihr von wahrer Union ist, fallen ihr viele fromme Herzen zu, um dessen willen, was in ihr von Unionismus ist, wenden sich andere fromme Herzen von ihr als einer Zerstörerin der Kirche ab.

Die Sünde der preussischen Union aber ist es besonders in ihrer praktischen Ausführung gewesen, daß man das, was doch nur durch den heiligen Geist selbst gewirkt werden kann, durch menschliches Machen und Maßregeln unterstützen zu müssen geglaubt hat, nicht bedenkend, daß wer an der Knospe zerrt, nicht die Entfaltung der Blume fördert, sondern die Blume selbst zerstört. Diese Sünde wird von den gegenwärtigen Vertretern der Union bereitwilligst anerkannt. Aber dieses Anerkennen genügt nicht. Zu wahrer Buße gehört, daß man den als falsch erkannten Weg völlig verläßt, und den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, sich bemüht.

Sollen wir nun aber um der vorgekommenen Verirrungen willen die preussische Union selbst wegwerfen, oder ihre Beseitigung anstreben? Das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Gegen die Verirrungen der preussischen Union müssen wir zeugen und kämpfen, dann aber die von diesen Verirrungen gereinigte Union nach besten Kräften unterstützen und pflegen. Namentlich aber erachte ich es für selbstverständliche Pflicht, daß man den durch die geschichtliche Union bereits entstandenen Rechtsverhältnissen und Gemeindebildungen volle Rechnung trage. Ich verlange auch für die Consensus-Gemeinden kirchliche Vertretung, Schutz und Pflege.

4. Ich komme endlich zum vierten auf die preussische Unions-Kirchenpolitik.

Diese ist, wie jede Politik, je nach den Verhältnissen und den leitenden Persönlichkeiten eine wandelnde und wechselnde gewesen. Bald überwog die wahre biblisch-kirchliche Union, bald der menschliche antikirchliche Unionismus. Es gab eine Zeit, wo officiell es für eine unbegründete Befürchtung erklärt wurde, daß die lutherische Kirche in der Union und durch sie aufgehoben oder gefährdet sei. Dann wieder gab es Zeiten, wo die Geltendmachung einer lutherischen Kirche innerhalb der Union als eine unverzeihliche Opposition angesehen wurde. Es gab Zeiten, wo man die bekennnismäßige Provinzialkirche officiell anerkannte und ausdrücklich von höchster Stelle her versicherte, das lutherische Bekenntniß sei nach den bestehenden Gesetzen auch innerhalb der Union die Grundlage dieser Provinzialkirche und das Princip, welches die kirchlichen Lebensäußerungen in ihr zu richten und zu gestalten habe — und dann wiederum Zeiten, wo man das Recht des Bekenntnisses auf die einzelnen Gemeinden einengte, und ihm die kirchenbildende Kraft und Geltung versagte. Es gab Zeiten, wo man die *itio in partes* officiell anordnete, und andere Zeiten, wo man diejenigen, welche sie for-

berten, mit Maßregeln zum Schweigen brachte. Es gab Zeiten, wo man den Beitritt zur Union als eine Sache des freien Entschlusses hinstellte — andere Zeiten, wo man diejenigen, die sich nicht freiwillig entschließen mochten, als unruhige Opponenten behandelte. Es gab Zeiten, wo die Kirchenbehörden von allerhöchster Stelle dafür belobt wurden, daß sie ihre amtliche Verpflichtung im Sinn und Geist der Bekenntnistreue aufgefaßt haben — andere Zeiten, in welchen ausgeprägte Bekenntnistreue genügte, um die fähigsten und tüchtigsten Kräfte von der Verwaltung der höheren Kirchenämter auszuschließen.

In dieser Zwiespältigkeit der preussischen Unionspolitik ist vornehmlich der Grund zu suchen, weshalb bekennnistreue Lutheraner sowohl in der Landeskirche, als in den neuen Provinzen, als in den deutschen Bundesländern mit Mißtrauen gegen sie erfüllt sind. Soweit die preussische Kirche dem Rechnung trägt, was in ihr der wahren Union gehört, verdirbt sie es mit den Liberalen und Radicalen, so weit sie dem Rechnung trägt, was in ihr Unionismus ist, hat sie die Lutheraner zu Gegnern. Eine solche Situation ist auf die Dauer unerträglich und ich glaube fast, daß wir bereits jetzt auf dem Punkte angelangt sind, wo eine Entscheidung unvermeidlich werden wird, und zwar eine klare Entscheidung, ob das Princip des Unionismus ganz aufgegeben werden oder ob es mit aller Energie durchgeführt werden wird. Von der Weise, wie diese Frage in Preußen ihre Lösung findet, wird es abhängen, ob und wie weit auch die deutschen evangelischen Landeskirchen eine engere kirchliche Einigung eingehen werden.

Erwägen wir ernstlich und leidenschaftslos, welchen Kämpfen wir je nach der einen oder anderen Entscheidung entgegengehen.

Die gegenwärtige Lage ist die, daß die entschiedeneren Lutheraner in Preußen durch den auf sie ausgeübten Druck nur enger sich aneinander geschlossen haben, und an Zahl sowohl als Entschiedenheit ihrer Forderungen von Jahr zu Jahr gewachsen sind. (Ich erinnere an die neuentstandenen lutherischen Pastoral-Conferenzen in Cöslin, Provinz Preußen, in der Neumark), ja daß auch in den Gemeinden das confessionell lutherische Bewußtsein von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen ist (ich erinnere an die vornämlich durch die Mitwirkung der Laien erzielten confessionellen Majoritäten auf mehreren Provinzialsynoden). Die Lutheraner lassen sich nicht mehr damit begnügen, daß seitens der Union das Bekenntnisrecht der Einzelgemeinde verbürgt ist, sie verlangen die Durchführung dieses Rechts auf dem ganzen Lebensgebiet der Kirche, also in Cultus, Gemeindeordnung und Regiment, mit einem Worte die Anerkennung der lutherischen Kirche innerhalb der Union. Sie glauben zu diesem Verlangen berechtigt zu sein, durch die klaren Zusicherungen, die von allerhöchster Stelle dem Recht des lutherischen Bekenntnisses wiederholt gegeben sind. Den Druck, der um dieser ihrer Forderung willen auf sie geübt worden ist, ertragen sie um des Herrn willen, aber erachten ihn für eine Ungerechtigkeit, welche ihr Mißtrauen bisweilen bis zur Erbitterung gesteigert hat, was ich schmerzlich beklage. Eine Folge dieses Mißtrauens ist



es, und nicht Mangel an Liebe und Versöhnlichkeit, wenn weitaus die meisten entschiedeneren Lutheraner, in der durch die Art der Zusammenberufung dieser Octoberconferenz einen Versuch zur weiteren Durchführung unionistischer Tendenzen witternd, sich nicht nur selbst davon fern halten, sondern auch uns anderen, die wir im Interesse des Friedens und der Verständigung die Conferenz beschicken zu müssen glaubten, dies fast zur Sünde machen.

Andererseits sind die entschiedeneren Lutheraner in den neuen Provinzen fest entschlossen, um keinen Preis eine organische Einigung mit der alten preussischen Landeskirche einzugehen, so lange in derselben mit dem Princip des Unionismus nicht völlig gebrochen ist. Die in sich doch fast unerträglich Situation, daß die oberste kirchliche Behörde im preussischen Staat nur für einen Bruchtheil der evangelischen Bevölkerung wirklich Oberbehörde ist, wird permanent bleiben; und die Antipathie der Lutheraner in den Bundesländern wird es nie zu einer Einigung sämmtlicher deutschen evangelischen Kirchen kommen lassen, so lange in Preußen mit dem Prinzip des Unionismus nicht gründlich gebrochen ist.

Die altpreussische Kirche würde ja vielleicht den Versuch machen können, auf dem Wege von Maßregeln weiter vorzugehen auch in der Einigung mit den übrigen deutsch = evangelischen Landeskirchen. Aber worauf stützt sie sich? Der einst so gesegnete und einflußreiche evangelische Kirchentag hat von dem Tage an, wo man den Lutheranern nicht mehr Rechnung trug, nicht nur seine Bedeutung verloren, sondern war bereits bis zu der Gefahr eines völligen inneren Zusammensturzes gelangt. Die Reformation in Deutschland ist eben ihrem innersten Charakter nach eine lutherische, und was in Deutschland gläubig ist, hat fast ohne Ausnahme bis auf diesen Tag ein entschieden lutherisches Gepräge.\*)

\*) Anm. des Verfassers. — Dieser Satz rief in der Versammlung Zeichen der Mißbilligung hervor. Die durch die Umstände gebotene Kürze des Ausdrucks machte es mir unmöglich, mich über diesen Punkt des Weiteren zu äußern, um etwaige Mißverständnisse auszuschließen. Jedoch zeigt schon der Zusammenhang, wie die irenische Tendenz meiner Aussprache, daß mir jede Provocation nach irgend welcher Seite völlig fern gelegen hat. Im Gegentheil werde ich es nie vergessen, wie viel ich gläubigen Reformirten und Unionisten, mit denen ich bis auf diesen Tag in innigsten Beziehungen stehe, zu verdanken habe. Was ich oben andeuten wollte, ist nur die Thatsache, daß zunächst alles Glaubensleben in Deutschland aus dem Stamm der Bittenberger Reformation erwachsen ist und diesen Grundzug seines Wesens bis heut bewahrt hat, und daß die reformirte Kirche, wo sie sich in das Gebiet der lutherischen Kirche hinein verzweigt hat, durch die Berührung mit derselben auch unverkennbar lutherisch tingirt worden ist. Daß die reformirte Kirche in den westlichen Landestheilen ihr entschieden reformirtes Gepräge behauptet hat, habe ich nie bezweifelt. Ich benutze gern die Gelegenheit, meinem verehrten Freunde, dem Herrn Professor Schlottmann, meinen Dank dafür auszusprechen, daß er dieser meiner Meinung noch während der Verhandlungen öffentlich Ausdruck gegeben hat.

Wenn die fernere kirchliche Entwicklung dieser Thatsache nicht Rechnung trägt, wird sie denselben Verlauf nehmen, wie der evangelische Kirchentag.

Aber die Consequenz des Prinzips wird weiter drängen. Man wird in dem Widerstand der entschiedeneren Lutheraner eine sündliche Opposition und ein so lästiges, den unionistischen Bauplan störendes Hinderniß erblicken, daß man nicht dabei stehen bleiben kann, sie zu ignoriren oder bei Seite zu schieben, man wird sich genöthigt sehen, sie aus dem Wege zu räumen. Die Lutheraner werden um des Gewissens willen das, was sie als ein schweres Unrecht erachten, leiden, so lange sie eben nur zu leiden haben. Sie werden nicht freiwillig auscheiden, aber es steht zu befürchten, daß sie herausgedrängt werden und gezwungen werden, eine Freikirche zu bilden, weil sie um des Gewissens willen gebunden sind, nicht aktiv mitzuwirken zu einem Kirchenbauplan, der die heiligsten Güter der Kirche, reines Wort und Sakrament in Gefahr bringt. Ich würde diesen geschichtlichen Verlauf tief beklagen, und werde mich gegen eine Freikirche erklären, so lange es irgend möglich ist. Allein es giebt auch eine Grenze, über die man nicht hinausgehen kann. Mit tiefstem Schmerze denke ich an die zerrüttenden Kämpfe, die solche Bildung einer Freikirche mit sich bringen würde; ich habe sie einmal in nächster Nähe mit durchgemacht, damals im kleineren Maßstabe; heute würden ihre Dimensionen unberechenbar sein. Es muß ja gekämpft sein in der Kirche, aber Bruderkämpfe schürt der Teufel an.

Beklagen würde ich die Bildung einer Freikirche aber auch im Interesse derer, die diesen Weg nicht mitgehen. Sie würden ja freilich die große Masse der kirchlich Liberalen zunächst, bis die lutherische Kirche herausgedrängt ist, zu Bundesgenossen haben. Sobald aber dieses Ziel erreicht ist, würden sie sich ihrer nicht erwehren können. Meine liebe evangelische Kirche deutscher Nation würde ein Raub werden der negativen und radikalen Geister, diese werden sie zerschlagen, und ihre Bruchstücke werden Rom als willkommene Beute anheimfallen. Das verhüte Gott in Gnaden!

Wie ganz anders würde sich aber der Kampf gestalten, wenn die evangelische Kirche Preußens mit dem Unionismus völlig bräche, und anstatt der versuchten Conglomeration von Bruchstücken der evangelisch-lutherischen und der evangelisch-reformirten Kirche zu einer Einheit, die kaum eine Kirche zu nennen ist, der lutherischen und der reformirten Kirche innerhalb der Union völligen Raum zu selbständiger Ausgestaltung auf Grund ihrer Bekenntnisse gewährte. Wie würden dann die beiden Kirchen, die lutherische und reformirte, auf Grund des in innerster Seele Gemeinschaftlichen, was sie aneinander weist, zu engem Bruderbunde sich vereinigen, und Schulter an Schulter gedrängt in fester Schlachtreihe den Kampf gegen den Radicalismus und Ultramontanismus frischen fröhlichen Muthes aufnehmen können. Die negativen Geister werden sich dann freilich auch zu einem Verzweiflungskampfe bereiten und ihr ganzes Arsenal mit Ver-



Läumdungen, Anregung der Leidenschaften und Aufregung zum Haß und Unruhen entleeren. Aber ich fürchte diesen Kampf nicht. Christus sitzt im Regiment, und seine Kirche, wenn sie einsfältig auf der Wahrheit gegründet ist, kann nicht unterliegen, sie ist der Fels, an dem die stolzen Wellen sich brechen müssen. Und das wird mir ein fröhlicher Kampf sein, wenn alle Brüder in Christo, die Lutheraner, Reformirten und Unirten in herzlicher Eintracht verbunden nur noch gegen die Feinde Christi die Waffen zu führen brauchen. In solchem ernstem Waffengange würden die Herzen aneinander geschweisßt des alten Habers gern vergessen, und vielleicht würde uns gerade dieser heilige Kampf (wie der gegen den Erbfeind jenseits des Rheins geführte ein einiges Deutschland eingebracht hat) zu einer einigen deutschen evangelischen Kirche die Wege bahnen helfen.

Ich bin am Schluß, und antworte nur noch kurz auf einen Einwurf: Verlangst du nicht eine völlige Aufhebung der Union in Preußen durch die Forderung einer lutherischen Kirche? Ich antworte: Wäre das der Fall, so wären seiner Zeit diejenigen offiziellen Vertreter der Union, welche es für eine ungegründete Befürchtung erklärten, daß die lutherische Kirche in der Union und durch sie gefährdet sei, mit Unwahrheit umgegangen. Ich verlange nicht den Bruch der Union, sondern des Unionismus. Ich würde eine detaillirte Ausführung geben können, wie bei einer reinlichen Ausgestaltung der lutherischen Kirche innerhalb der Union dennoch die Union auf allen Stufen des Kirchenregiments und in allen Lebensäußerungen der Kirche, auch in einer kirchlich zu ordnenden gastlichen Sakramentsgemeinschaft ihren vollen Ausdruck finden könnte.\*) Doch zu solchen detaillirten Mittheilungen ist hier nicht Zeit und Ort.

Ich fasse daher die Summa meines Vortrags in folgende sechs Sätze zusammen, von denen ich vorbemerke, daß sie keine Thesen sind, also weder zur Discussion noch zur Abstimmung gestellt werden sollen, daß sie aber in diesen Tagen von einer größeren Anzahl Lutheraner aus den verschiedenen deutschen Ländern als der Ausdruck ihrer Anschauungen anerkannt worden sind.

1. Die wiedergewonnene Einigung des deutschen Vaterlandes hat das Verlangen nach einem engeren Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen allgemein hervorgerufen. Das Heil der Kirche, gleichwie die Wohlfahrt unseres Volkes fordert es, diesen Zug zu pflegen und in festgeordnete Bahnen zu leiten.
2. Die unerläßliche Vorbedingung hiefür ist, daß die lutherische und reformirte Kirche überall da, wo ihre rechtliche Existenz als Kirchen gegenwärtig in Frage ge-

\*) Hier folgten einige Worte der Anerkennung für das vorhergegangene Referat, in welchem manche Punkte enthalten seien, die zur Anbahnung einer Verständigung helfen könnten.

stellt ist, wiederum als zu Recht bestehend öffentlich und durch die That anerkannt werden.

3. Diese Anerkennung muß vor allem in Preußen erfolgen.
4. Dieselbe wird aber nur dann mit Vertrauen aufgenommen und als gewährleistet angesehen werden, wenn das Kirchenregiment auf allen Stufen dem verschiedenen Bekenntnisse entsprechend so gestaltet wird, daß durch seine Organisation und die Verpflichtung seiner Mitglieder auf das Sonderbekenntniß die Selbständigkeit der Confessionskirchen gesichert ist.
5. Die Consensual-Gemeinden werden demgemäß kirchlich zusammenzufassen und im Kirchenregiment auch zu vertreten sein.
6. Nur dann, wenn durch Erfüllung dieser Forderungen nach allen Seiten Gerechtigkeit geübt wird, können die evangelischen Landeskirchen sich enger als bisher kirchlich zusammenschließen und sich im Frieden erbauen zum Segen für unser Vaterland, zur Ehre unseres Gottes! —

Ich schließe mit dem Gebet: Herr! gieb uns Frieden, deinen Frieden! Amen!

**Johann Georg Hamann,**

der Magus des Nordens.

(Schluß.)

3.

Tiefgreifend, erschöpfend und im höchsten Grade fesselnd sind die Ausführungen Disselhoff's über Styl und Form der Schriften Hamann's, oder wie er es nennt, über den Leib seiner Autorschaft. Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er diesen Gegenstand so allseitig gewürdigt und ihm so eingehende Erörterungen gewidmet hat. Gewöhnlich ist man mit seinem Urtheile über das merkwürdige Phänomen des Hamann'schen Stylls, der in der deutschen Literatur einzig dasteht, leicht fertig. Man beschränkt sich darauf, ihn barock und ungenießbar zu nennen, und kann es ihm nicht verzeihen, daß er sich keiner correcteren Form befleißigt und seinen Gedanken dies unschöne, unmodische und bizarre Kleid angelegt habe. Als die socratischen Denkwürdigkeiten Hamann's erschienen, schlägt einer seiner ersten Kritiker in den Hamburgischen Nachrichten die Hände über dem Kopfe zusammen und ruft aus: „Kein Alchymist, kein Jacob Böhme, kein wahnwitziger Schwärmer kann unsinnigeres und unverständlicheres Zeug reden und schreiben, als man da zu lesen bekommt. Man liest hier eine Schrift, die einem japanischen und chinesischen Gemälde völlig ähnlich sieht, worauf man tolle und gräuliche Figuren gewahr wird, da aber kein vernünftiger Mensch weiß, was sie vorstellen sollen. Möchte man doch den Verfasser zum Besten seines kranken Körpers und Kopfes in ein Spinn- und Kaspelhaus bringen!“ — Solche



Urtheile sind jetzt zumeist verstummt, wenn auch Gerovinus noch ein ähnliches Lied anstimmt, der freilich nie etwas von deutscher Literatur in ihren tiefsten Motiven verstanden hat, der auch kein Organ hat, Hamann zu verstehen (wir meinen das „Verstehen“ in dem tieferen Sinne von Luc. 8, 10). Weil aber Hamann sich mit dieser barocken Form umgeben hat, so finden die Meisten darin einen genügenden Entschuldigungsgrund, nicht in diesen Urwald mit den erratischen Felsblöcken hineinzubringen, sondern ihn lieber zu umgehen. Dissenhoff weist nach, wie das Aenigmatische, Schwerverständliche, ja zum Theil Undurchdringliche der Hamann'schen Sprache theils in der Sache begründet liegt, der er dient und die er vertritt, theils freilich auch seinen Grund hat in den selbstverschuldeten Schattenseiten seines Charakters, in der schneidenden Dissonanz, die sich durch sein Leben zieht. Beginnen wir mit dem Letztern!

Le style c'est l'homme. „Der Autor und der Mensch in Hamann sind unzertrennlich.“ Hamann's Leben birgt hinsichtlich der äußern Existenz und des innern Gehalts so schroffe Gegensätze, wie wir es kaum zum zweiten Male zu sehen Gelegenheit haben. Ein Fürst, ein König im Reiche des Geistes, und ein Knecht, ein Sklav in der Enge eines mechanischen, bürgerlichen Berufs! — Dem der Platz gebührte neben den ersten geistigen Größen seiner Zeit, sei es auf einer Hochschule, oder in einer andern entsprechenden Lage, wo er in Gemeinschaft mit ebenbürtigen Geistern sein Pfund verwerthen, sein Licht leuchten lassen konnte, muß geisttöbende Tagelöhnerarbeit thun, und sieht sich zuletzt noch, nachdem er manches Jahr am Sklavenjoch gezogen, aufs schmachlichste behandelt und aus seinem Dienste wider seiner Willen fortgestoßen. Auch seine häuslichen Verhältnisse sind doch voll der größten Inconvenienzen, sind nicht darnach angethan, seine tiefsten Herzensbedürfnisse zu befriedigen und ihn dauernd harmonisch zu stimmen. Er hat mit der Noth des Lebens zu kämpfen. Er findet in seiner nächsten Umgebung keine geistige Gemeinschaft und wird von seiner Zeit verkannt. — Freilich war sein Loos mehr oder weniger ein selbstermähltes. Man könnte auch hier das Wort anwenden: Volenti non fit injuria! Aber das Menschenherz geht nicht immer nach der Logik. Es kommen Stimmungen, in denen es reagirt gegen das, was der Mensch durch die freieste Entschließung selbst herbeigeführt hat. — Obwohl Hamann sein hartes Loos mit Resignation und einer Art Seelengröße ertrug, so wird doch das Gefühl der Vereinsamung je länger desto mehr überwiegend bei ihm, und eine Entfremdung von der Außenwelt tritt ein, so daß er sich in stolzer Selbstgenügsamkeit in sich selbst zurückzog, in seiner innern Welt lebte und nicht gesonnen war, den Ansprüchen des äußern Lebens irgend welche Concessionen zu machen. „Daß diejenigen“, schreibt er, „welche zu den Höfen großer Herren geboren sind, weiche und seidene Kleider tragen; derjenige, welcher zu einem Prediger in der Wüste berufen ist, muß sich in Kameelhaare kleiden, und von Heuschrecken und wildem Honig leben.“ — „Ich bin“, schreibt er an Jacobi, „ein Sauvage du Nord sans rime et sans

raison, der sich weder auf Reime und Chilogismen versteht, noch auf Manieren und Maximen.“ Ein anderes Mal nennt er sich einen alten Invaliden, der sein Haus bestellen und reisefertig sein muß, der sich von der großen Welt absondern und die Einsamkeit seines wüsten Kämmerleins allem Geräusch und Gepränge vorziehen muß; dem Berlin noch gleichgültiger als ein wälsches Bedlam oder chaldäisches Babel ist, der alle salomonische Herrlichkeit nicht mit dem Loose eines Lazarus vertauschen möchte, der mit einer zuckerfüßigen Nache im schäumenden Munde, mit einer Wuth, die nur ein Sauvage du Nord empfinden kann, das Ende aller Dinge und sein eigenes erwartet.

So zieht er sich in stummer Resignation, weltverachtend und mit herbem Stolz, verstimmt und grollend in sich selbst zurück, „wie eine Schnecke in ihr Haus“, oder nach Dissenhoffs bezeichnendem Ausdruck: wie ein Igel in seine Stacheln. „Er hat in dem Streben, seine volle Persönlichkeit zu behaupten, die Schattenseiten seines Charakters allzusehr conservirt, und die Härten, Rauigkeiten, Kanten und Spitzen seiner Persönlichkeit absichtlich und mit Vorliebe herausgekehrt. Er hat dadurch verwundet und abgestoßen, und dem Beruf häufig geschadet, den Gott ihm gegeben.“

Hamanns Leben reflectirt sich in seinem Styl. Bei ihm trifft das Wort Buffons im eminenten Sinne zu: Der Styl ist der Mensch! Seine Sprache steht unter der Sprechweise anderer Menschen wie ein Fremdling da, einsam, mit seltsamen Tönen und Lauten, rau und schroff, abgesondert und unnahbar. „Ein Laie und Ungläubiger“, schreibt er 1759 an J. S. Lindner, „kann meine Schreibart nicht anders als für Unsinn erklären, weil ich mit mancherlei Zungen mich ausdrücke, und die Sprache der Sophisten, der Wortspiele, der Creter und Araber, Weizen, Mohren und Creolen rede, Kritik, Mythologie, Rebus und Grundsätze durch einander schwage, und bald κατ' ἀνθρώπων, bald κατ' ἐξοχήν argumentire.“ — Man denke sich in jene dürre, dürstige Zeit hinein mit ihrem Grundsatz, daß Klarheit der Canon der Wahrheit sei, — mit ihrem beschränkten, gradlinigen, auf bürgerlicher Heerstraße sich haltenden Wesen, mit ihrer Wolff'schen Demonstrirsucht, die alles Leben aus den Dingen herausdemonstrirte, — man denke sich in jene Zeit diese sprühenden und zischenden Hamann'schen Raketen hineingeworfen, und man wird es begreiflich finden, daß die ganze damalige Gelehrtenrepublik aus dem Häuschen war, und jener Hamburgische Kritiker ihn zum Spinn- und Rapselhaufe verurtheilen konnte. — Indes war Hamann durchaus nicht gesonnen, sich auf einen andern Styl einzurichten. Im Gegentheil, er treibt den Fasching seiner Sprache mit Absicht und Willen um so maßloser, je mehr die Welt sich darüber in wegwerfenden Urtheilen und zornigen Exclamationen ergeht. „Wer meine Sprache versteht, sagt er, der mag von mir lernen. Wem sie hart und barbarisch dünkt, der gehe seines Weges. Meine Zunge kann ich nicht ändern. Er ändere sein Ohr.“ — Gar treffend ist das Wort Dissenhoffs: „Der lebenskräftige Kern, die süß



nahrungsreiche Milch seiner Gedanken ist nicht nur in der fokussirten Schale verborgen, — das ist bei Hamann die Ordnung der Natur — sondern um die Schale sind mit Absicht und Vorliebe noch Stacheln und Reifen geschmiedet: die Häufung von solchen Citaten und Anspielungen, deren Verständnis er kaum Jemandem zumuthen konnte, die Bildung von Begriffen und Redewendungen aus denselben, die Ellipsen, welche durch die kühnen Sprünge seiner Phantasie, die Allegorien, welche durch das überbrückende Genie seiner Combinationsgabe hervorgezaubert werden, die individuellen Ausdrücke ganz individueller und momentaner, in ihm selbst nicht haftender Anschauungen, — dann die Ueberschärfung der Ironie und des Sarkasmus, wozu er sich durch die ihm wohlbewusste Ueberlegenheit seines Geistes und durch den Blick auf die glückselige Behaglichkeit der Kinder seiner Zeit im Gegensatz zu seiner gefängnißartigen Lage verlocken ließ.“

Das ist die Mauer voll bizarrer Ecken, Kanten und Spitzen, womit er seine Autorschaft umgeben hat, und wodurch er bis heute Vielen unzugänglich geblieben ist. Ja auch denen, die ein redliches Bemühen haben, in diese wunderbare Trümmervelt mit ihren übereinandergeworfenen Citaten, Reminiscenzen u. s. w. vorzudringen, rollen alle Augenblicke Steine vor die Füße, die ihnen Stillstand gebieten, und bei denen man nur die Maxime befolgen kann: *Imaginez et sautez!* Das unerhörte Raudermelch, das sibyllinische Dunkel, in welches er sich absichtlich einhüllt, diese seine koboldartig sich kugelnden Gedankenbilder voll phantastischer Sprünge haben ihm selbst zu Zeiten „Grauen und Ekel eingestößt“; aber gleichwohl kann er der Neigung nicht widerstehen, die Geduld seiner Leser aufs Aeußerste zu spannen und zu ermüden. Die damalige geistige Umbecillität fiel über ihn her mit müthigen Gebärden, als ob sie einen Irrsinnigen vor sich habe, verschrie dasjenige, was Hamann das Höchste und Heiligste war, als Obscurantismus, und vergötterte ihre Trivialitäten mit einer Suffisance, als ob sie das Monopol geistiger Bildung ausschließlich besäße. Hamann rächt sich an ihnen dadurch, daß er seine Dunkelheiten häuft und um seine Gedanken diese „Reifen und Stacheln schmiedet“, die er noch dazu mit einem vernichtenden Sarkasmus pfeffert. Im Allgemeinen werden wir sagen müssen, daß er segensreicher gewirkt und den Acker der Nation ungleich mehr befruchtet haben würde, wenn er nach dieser Seite mehr Maaß zu halten gewußt hätte.

Andererseits ist aber eben so sehr anzuerkennen, daß die dunkle Schreibweise, der „mimische Styl“ Hamanns in der Sache begründet lag, die er mit der großartigen Kraft seines Geistes vertrat. Sein schriftstellerischer Beruf war, das Leben in seiner geheimnißvollen Tiefe, in der unerschöpflichen Fülle und dem Reichthum seiner Momente, auch in seinem stätigen Fluß und Bewegung zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Wer das Leben in abstracte Begriffe auflöst und es dadurch gewissermaßen zum Stehen bringt, der wird nach einem aufgestellten Programm immer methodisch und auch plan reden,

er wird entwickeln, ausführen, construiren. Das Leben aber ist viel zu reich und mannigfaltig, viel zu originell und eigenartig, als daß es sich in gewisse Schablonen bannen ließe. — Wie das Leben, so Hamanns Styl. Das Leben weist uns immer in unaufgeschlossene Tiefen. Hinter dem Erkannten und Offenbaren liegt immer ein geheimnißvoller Hintergrund. Mit dem divinatorischen Blick des Genies in diese Tiefen hinabzudringen und zu erspähen, was in „den Eingeweiden und Nieren der Dinge verborgen liegt“ — das ist seine Eigenthümlichkeit.

Aber nie entwickelt und führt er aus; nie läßt er seine Gedanken auswachsen; er deutet an, winkt hin, schnellst sich dann empor, springt von Höhe zu Höhe, überall geniale Lichter ausstreuend, lebend und webend in Bildern, Gleichnissen und Allegorien, die den Gedanken ebenso sehr offenbaren als verhüllen. „Sein Styl“, sagt Dissenhoff, „ist nicht ausgeboren, er ist keim- und kernartig. Er gleicht der Knospe, welche alle Blätter der künftigen Centifolie enthält, aber verschlossen, eingehüllt. Hamann kann also nicht die Klarheit und Durchsichtigkeit haben, die der Mann der Zukunft besitzen wird, in welchem Gott uns den ausgewachsenen Blüthen- und Fruchtbaum giebt, dessen Keim er uns in Hamann geschenkt hat.“ Es ist Alles keimendes, quellendes Leben, Quellen, die zwischen Felsgesteinen mächtig aus der Tiefe hervorbrechen, um sich in brausenden Cascaden zu ergießen. Hamanns Productivität ist unerschöpflich. Man schwimmt beständig in einem Meer origineller Gedanken. Die geistige Temperatur, aus der seine Gedankengebilde erzeugt werden und unter der sie stehen, ist die — „Leidenschaft“, das lebendige Ergriffensein des ganzen Menschen von dem jedesmaligen Gegenstande, der behandelt wird, — die Leidenschaft, „welche den Abstractionen und Hypothesen Hände, Füße und Flügel giebt.“ — Vernichtend ist seine Polemik, „bald haarscharf, wie ein Schwert, bald geflügelt, spitz, widerhäftig, wie ein Pfeil, bald wuchtig, wie die Keule eines Hercules, bald unscheinbar, unbedeutend, aber gefährlich, treffend, wie Davids Schlenkersteine.“ Sein Humor, seine Ironie spielt in allen Farben; klar ist er sich seiner geistigen Ueberlegenheit bewußt. „Diesen Augenblick“, schreibt er an Kant 1759, „bin ich ein Leviathan, der Monarch oder der erste Staatsminister des Oceans, von dessen Othem Ebbe und Fluth abhängt. Den nächsten Augenblick sehe ich mich als einen Wallfisch an, den Gott geschaffen hat, wie der größte Dichter sagt, in dem Meere zu scherzen.“

Hamann steht einsam in seiner Zeit. Er nennt sich selbst einen Prediger in der Wüste. Nur Wenige haben ihn verstanden. Bisweilen wurde die Welt von ihm in Bewegung gesetzt, wenn er seine fliegenden Blätter, die immer nur einige Bogen ausmachten, in sie hineinwarf. Der Ocean pflegte dann aufzuschäumen, wenn der Leviathan sich regte. Doch trat bald wieder die Ebbe ein. Eine tiefgreifende und nachhaltige Wirkung hat er auf seine Zeit nicht hervorgebracht, außer, daß er die Besten seiner Zeitgenossen geistig befruchtete. Die geistige Strömung,



von der die damalige Zeit sich tragen ließ, raucht an ihm vorüber, und läßt sich nicht aufhalten durch die Dämme, die er ihr entgegenwarf. Sein derber Realismus ist die äußerste Antithese, der lauteste und kräftigste Protest gegen jenen abstracten Idealismus, der, von Cartesius und Spinoza ausgehend, in Hegel seine Akrise erreichte, der auch nicht weniger die Signatur der Wolff'schen Philosophie und der rationalistischen Theologie war. Hamanns Stimme verhallt in dem lauten Getöse damaliger Modephilosophie. Diese mußte erst ihre Geschichte bis zum völligen Banquerot durchlaufen, ehe eine rückläufige Bewegung eintreten konnte. Der Idealismus ist gegenwärtig in das Stadium des Banquerots getreten, starrt uns jetzt als vollendeter Nihilismus entgegen, hat sich deshalb aber auch ausgelebt. Alles, was in unserer Zeit geistig bedeutend ist, hat kein Organ mehr für idealistische Luftspiegelungen und Nebelbilder, sondern sieht sich nach Realitäten um. Deshalb kommt nun auch Hamann wieder an die Reihe. Er hat Zukunft! Das Dissenhoff'sche Buch ist ein kräftiger Versuch, ihn der Vergessenheit zu entreißen und zum Leben zu verhelfen. Wohl verdient er es. Denn in Hamann ist eine unerschöpfliche Fundgrube. In diesen Schächten steckt gebiegenes Gold. Ist die Arbeit des Grabens auch schwer, so ist sie lohnend! —

Hamanns Leben und Autorschaft ist mit ihrer ganzen genialen Kraft in den Dienst des ewigen, himmlischen Herrn und Königs gestellt. Die heilige Schrift, in der dies Bild aufgerichtet steht, ist seine Welt, die ihm homogen ist, in der er lebt und athmet, die er uns auch mit den Blüthen seines Geistes so wunderbar zu beleuchten weiß. Hier ist das, wonach seine Seele dürstet und schmachtet; hier ist Leben, Thatsache, Geschichte, göttliches Leben, göttliche Geschichte. Wir schließen mit dem schönen Bekenntniß, in welchem er den Zweck und das Ziel seines Lebens und Strebens zusammenfaßt:

„Diesem Könige“, sagt er, „dessen Name wie sein Ruhm unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser Siloah, das stille geht. Kunsttrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm und jedes Blatt meiner Muse, weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend pfliff, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Demuth und Sanftmuth des Herzens von sich rühmen konnte: hier ist mehr denn Salomo! Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet, und keinen jungen Baum des Gartens noch Waldes mit den Schriftzügen und Mahlscheiben des markumigen Namens verschont, so war das Gedächtniß des Schönsten unter den Menschenkindern, mitten unter den Feinden des Königs, eine ausgeschüttete Magdalenensalbe, und floß wie der köstliche Balsam vom Haupte Aarons herab in seinen ganzen Bart, hinab in sein Kleid. Das Haus Simonis, des Aussätzigen, ward voll vom Geruch der evangelischen Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunsttrichter aber waren unwillig über den Unrath, und hatten ihre Nase nur vom Reichengeruch voll.“ H.

## Kirchliche Nachrichten.

### Die dreizehnte westfälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

Dieser Commissions-Antrag rief eine lebhafte Debatte hervor. Für denselben wurde besonders geltend gemacht, daß die in Art. 15. der Verfassung bezeichnete selbständige Organisation und Vertretung der evangelischen Kirche eine Wahrheit werden müsse; die römische Kirche sei selbständig und vertrete und ordne ihre Angelegenheiten, die evangelische sei ohne Vertretung dem Staate gegenüber. Mit diesen und anderen Gründen wurde der Commissions-Antrag befürwortet. Von anderer Seite wurde er ebenso lebhaft bekämpft. Die evangelische Kirche sei bereits organisiert. Artikel 15 der Verfassung sei keine Verheißung, sondern spreche das thatsächlich schon vorhandene Verhältniß aus. Man wisse, was man an unserer Provinzialsynode habe, wogegen die Landessynode noch eine unbekannte Größe sei, auch sei es nicht wohlgethan, auf dem Gebiete der Kirche der experimentirenden Verfassungssucht zu folgen. Von anderer Seite wurde das Unbedenkliche und Ungefährliche einer Landessynode betont; dieselbe könne nicht, auch wenn sie wolle, tabula rasa machen, werde auch nicht die Eigenthümlichkeit und Rechte der Provinzialsynoden aufheben. Es waren also im Wesentlichen dieselben Gründe und Gegengründe, welche bereits in früheren Jahren geltend gemacht waren. Neu war nur, daß ein Mitglied der Provinzialsynode, welches früher mit Entschiedenheit gegen die Landessynode gesprochen und votirt hatte, jetzt sich für dieselbe aussprach, doch nicht in Folge des Aufgebens der seitherigen Principien und confessionellen Stellung, sondern aus dem Grunde, weil die einzelne Provinzialsynode nicht ins Gewicht falle und leicht ignorirt werden könne, die Landessynode hingegen ein moralisches Gewicht habe und einen gewaltigen Einfluß erlangen werde. Nachdem hierauf von anderer Seite wohl mit Recht erwidert worden war, daß man sich nicht um augenblicklicher Verhältnisse willen durch einen möglichen Vortheil bestimmen lassen dürfe und nachdem der königliche Commissar hervorgehoben hatte, daß die Generalsynode keine constituirende sein werde, auch nicht das Recht der Provinzialkirchen beeinträchtigen werde, wurde der Commissionsantrag, der die Hoffnung auf Berufung einer Landessynode ausspricht, mit Majorität angenommen. Ob nun der Oberkirchenrath um dieser erneuerten Bitte willen die Landessynode berufen wird, wird die Zukunft lehren. Wenn man bedenkt, daß die bereits von der 11. und 12. Provinzialsynode beantragte Uebertragung der Externa-Verwaltung des Kirchen-Vermögens — von den königlichen Regierungen auf die königlichen Consistorien bislang noch nicht geschehen ist, was doch gegen die Berufung der Landessynode ein ungleich Geringeres ist, so dürfte es wohl mit dem Zusammentritt der Generalsynode noch einige Zeit hinstehen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 25. October.

N<sup>o</sup> 85.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 9. Die Katholiken.

(Schluß.)

Die Musik und der Gesang sind da sehr gepflegt; ich lud neulich einen wohlhabenden, sich lutherisch nennenden Deutschen zur Kirche ein; er erwiderte, er gehe Sonntags stets zur Kirche — nämlich dahin, wo er die schönste Musik und die beste Predigt fände. Ich bemerkte ihm, daß beides wohl nur sehr selten zusammen zu finden wäre. Er gab es zu, meinte aber, die schönste Musik habe er in der St. Stephanskirche gehört. — Ich wiederholte meine Einladung und fügte hinzu, der Herr habe nicht gesagt: gehet hin und machet Musik! sondern: gehet hin und lehret! So komme es eben vor Allem auf die rechte Lehre an. — Wer übrigens jene so gerühmte Musik anhören will, muß an der Kirchthüre zehn Cents Eintrittsgeld bezahlen — und das zur gewöhnlichen Zeit des Gottesdienstes am Sonntage. — Im Ganzen besitzen die Römischen in der Stadt 41 Kirchen mit über 120 Geistlichen; da steht man die Arbeitskräfte; die vielen Orden stehen ihnen hilfreich zur Seite; an den Kirchen sind oft 3—4 Priester, bei uns nur einer, und doch könnten und sollten so manche luth. Gemeinden zwei Prediger haben, um die nun viel zu viel liegen bleibende Arbeit auf dem großen Arbeitsfelde mehr zu bewältigen. Unter den 41 Kirchen sind 7 deutsche, eine italienische, eine von einem feinen ausgesuchten Publicum gefüllte kostbare französische in der 23ten Straße zwischen der 6ten und 7ten Avenue. Bei jeder römischen Kirche befindet sich entweder eine Schule oder ein Convent oder ein Kloster oder sonst ein Institut; die Elementarschulen sind insonderheit große Gebäude, gewöhnlich vier Stockwerke hoch.

In einem Schriftchen über die römische Kirche \*) spricht sich der Methodistenprediger Dr. Hiram Mattison über die Pläne und die Politik derselben in treffender Weise aus. Zuerst führt er an, daß die Katholiken die größten Anstrengungen machen, Glieder der angesehensten Familien zum Katholizismus hinüber-

zuführen. Besonders sind die Töchter Objecte ihres Befeuerungseifers; die künftigen Mütter und mit ihnen die folgenden Generationen will man der römischen Kirche sichern. Doch auch Männer verschmäht man nicht, besonders wenn sie große Reichtümer besitzen. So erzählt man sich jetzt, daß alle möglichen Anstrengungen gemacht werden, den äußerst reichen hiesigen Großhändler Alex. T. Stewart zu gewinnen; ja man behauptet, daß er bereits römisch geworden sei; er hat nur einen Sohn, der von sehr schwacher Constitution ist — so rechnet die um das Irdische sehr besorgte römische Kirche auf eine baldige Erbschaft vieler Millionen. Man sucht in den hier sehr häufigen gemischten Ehen mit aller Gewalt den abweichenden Theil römisch zu machen; so sind mir schon manche Beispiele vorgekommen, wo Männer und Frauen „um des lieben Friedens willen“ zur römischen Kirche übertraten. Doch ereignet sich auch das Gegentheil häufig. In die Schulen der „Schwestern und Brüder“ sucht man protestantische Kinder, besonders Mädchen, zu locken; es wird ihnen alle mögliche Erleichterung, Erlaß des Schulgeldes u. a. bewilligt, wenn sie nur kommen. So klagt Mattison, daß viele Methodisten ihre Kinder zur Erziehung in solche römische Anstalten schicken. Dabei werden oft genug Hunderte von römisch-katholischen Kindern völlig übersehen und wachsen in der größten Unwissenheit auf. Da hätte die römische Kirche gar viel zu thun, wenn sie nur wollte; die jungen Verbrecher, Strolche, Trunkenbolde, die bei Tage und bei Nacht die Straßen New-Yorks unsicher machen, sind fast sämmtlich irisch und römisch-katholisch. Man giebt zwar vor, daß in den Schulen der Brüder- und Schwesternschaften keinerlei religiöse Beeinflussung geduldet werde: aber die Wirklichkeit zeigt das gerade Gegentheil. Die Lehrbücher sind voll von römischen Irrlehren; die Lesebücher insonderheit weisen fortwährend auf Messen, Ohrenbeichte, Fegfeuer, die Heiligen u. a. hin; es geschieht alles, um die Kinder gegen den Protestantismus einzunehmen; wenn sie Geschichte lernen, so wird ihnen mitgetheilt, daß Martin Luther in der Hölle brenne und John Wesley's Leib nach seinem Tode vom Teufel fortgeführt und nie wiedererlangt worden wäre. Alle möglichen Legenden werden ihnen erzählt und sie so erzogen, als wenn sie in Chili oder in Rom lebten. In Verbindung mit fast jeder römischen Kirche steht eine Parochialschule, und zwar einmal, um protestantische Kinder zu gewinnen, dann aber, um die eignen Kinder von allem protestantischen Einfluß fern zu halten. Um nun ihre eignen Schulen desto

\*) Romanism, its general decline and its present condition and prospects in the United States, by Hiram Mattison, D. D. New-York 1870.



besser zu erhalten, ist es das Bestreben der Römischen, das amerikanische Freischulsystem aufzulösen und die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten zu bewegen, die römischen Anstalten zu unterstützen. Ein besonders von den Irländern geleseenes Blatt, die Daily News, erklärt: „Rom wird nicht eher ruhen, als bis es unsre freien Institutionen umgestürzt hat; gebt ihm die Kontrolle über den Erziehungsfonds und es wird denselben benutzen, um Kirchen, Klosterschulen, Mönchs- und Nonnenklöster zu bauen; gewährt ihm eine Gunst und es wird zuletzt alles verlangen.“ So wurde im Winter 18<sup>67/68</sup> ein Gesetzesvorschlag in der Legislatur zu Albany eingebracht, der, wenn er durchgegangen wäre, den Katholiken einen außerordentlichen Gewinn gebracht hätte. Wie alles Römische sieht auch dies auf den ersten Blick harmlos genug aus: „§. 1. Die Schulen der verschiedenen religiösen Gesellschaften im Staate New-York sollen bei der Vertheilung der Staatsschulgelber gleiches Recht haben, jedoch nur diejenigen, wo die Zahl der regelmäßigen Schüler 100 oder mehr beträgt, berücksichtigt werden. §. 2. Die Schulen der betreffenden Religionsgesellschaften sollen den Regeln und Gesetzen der öffentlichen Elementarschulen unterworfen sein, jedoch unter der unmittelbaren Leitung und Verwaltung genannter Gesellschaften bleiben. §. 3. Diese Gesellschaften sollen die nothwendigen Schulgebäude errichten.“ Es giebt hier in New-York nur wenige protestantische Schulen (und diese meistens nur deutsche), wo die Zahl der Kinder mehr als 100 beträgt; es würden diese, da die Staatsunterstützung jährlich nur 10 Doll. für ein Schulkind beträgt, das Schulgeld aber hieselbst in jenen Privatschulen 12 — 24 Doll. und darüber ist, nur schwer in öffentliche Freischulen verwandelt werden können. Dagegen würde jenes Gesetz den großen katholischen Schulen, wo ohnehin vielfach kostenfreier Unterricht ist, eine große Unterstützung gebracht haben. Der zweite Paragraph aber, welcher so lautet, als ob nun die römischen Schulen den öffentlichen Freischulen conform werden sollen, ist keineswegs so zu verstehen; nur auf die Geldunterstützung von Seiten des Staates, Eintreibung von Abgaben auch von Protestanten, die in dem Schulbezirk wohnen, für Lehrergehälter, Ausbesserung der Schulhäuser u. s. w. ist derselbe zu beziehen; im Uebrigen sollte es bei dem Alten bleiben. Von verschiedenen Seiten wurde auf das Gefährliche dieser Bill hingewiesen; dieselbe fiel, aber der Katholizismus läßt nicht nach; er will sie durchsetzen und kann dann durch die Organisation der römischen Massen den protestantischen Bewohnern schwere Lasten aufbürden und an vielen Orten das Schulwesen monopolisiren. Von den Gegnern ist darum auch eine Bill eingebracht worden, welche den Kirchschulen irgend einer Religionsgesellschaft alle Staatsunterstützung entzogen wissen will. Es hat sich dazu auch ein Verein, der Union-League-Club, gebildet; seine Berichte über die großen Geldsummen, die an die römische Kirche alljährlich ausgetheilt werden, tragen viel dazu bei, dem Volke die Augen über die römische Tactik zu öffnen. Ein Deutscher, Franz Lieber, Professor der Rechte am Columbia-College, steht an der Spitze dieses Vereins. Im

J. 1869 gab die Stadt New-York aus ihrer Communalcasse an religiöse Gemeinschaften die Summe von 500,000 Doll. — wo ist eine Stadt der Erde, die solches thäte! Die Katholiken empfangen davon 412,062 Doll.; ein einziges Institut, das Haus zum guten Hirten, eine Strafanstalt für unordentliche Frauen und Mädchen — man denke, ein katholisches Institut, wohin die Richter die von ihnen Verurtheilten, auch Protestanten schicken, ja wo sogar solche, die zum Protestantismus übergetreten und von den Eltern als unordentlich bezeichnet waren, gepeinigt wurden\*) — erhielt von jener Summe allein 40,000 Doll.; das Kloster zum heiligen Herzen bekam 10,000, die St. Brigittenschule 23,540, die St. Marienschule 20,000 u. s. w. Die römische Kirche benutzt die ihr günstigen Verhältnisse ausnehmend; sie sucht besonders, wie im ganzen Lande, so hier in New-York viel Landeigenthum zu gewinnen. Im J. 1866 gab die Stadt für ein nominelles Pachtgeld von einem Dollar dem Erzbischof ein halbes Gevierte von Bauplätzen zwischen der 4ten und der feinen Madison Avenue — 200,000 Doll. werth; im J. 1852 gab sie den Katholiken ein halbes Gevierte (block) von der vierten bis zur fünften Avenue zwischen der 50sten und 51sten Straße für die Summe von 83 Doll. 32 Cents; dabei bewilligte die Stadt denselben 1864, als Madison Avenue durch diesen Grund ausgedehnt wurde, eine Entschädigung von 24,000 Doll. und schenkte ihnen zugleich 8928 Doll. 84 Cents zur Bezahlung der Abgaben. Dieser Grund ist jetzt 1,500,000 Doll. werth. Im J. 1846 erhielten sie für einen Dollar 450 Fuß von der fünften Avenue an bis an den früher geschenkten Grund zwischen der 50sten und 51sten Straße und 1857 erhielten sie für eine jährliche Pacht von einem Dollar den Rest des Blocks — ebenfalls 1½ Millionen Doll. werth. So hat eine einzige Secte von der Stadt einen Landbesitz im Werth von 3,200,000 Doll. erhalten. Doch verstehen die Katholiken auch ihre eigenen Angehörigen für die Kirche auszuplündern. Sie sammeln fortwährend; sie bauen die schönsten und größten Kirchen, um die Gemüther für die Vorzüge der römischen Kirche einzunehmen, und dazu brauchen sie Geld; es scheint, sagt Matison, daß sie für künftige Generationen bauen, wenn auch die gegenwärtige darüber zu Grunde geht und die Hälfte im Armenhause stirbt — werden ja doch die Armenhäuser mit von den Protestanten erhalten und so haben diese gewissermaßen auch ihren Antheil an dem Bau der prächtigen Kirchen. Allein

\*) Viel Aufsehn machte vor Kurzem der Fall der Miß Mary Ann Smith, welche wegen ihres Uebertritts zum Protestantismus in dieser „römisch-katholischen Bastille“ eingekerkert und mit Hunger und anderen Strafen gequält wurde. Es mußte erst ein Prozeß zu ihrer Befreiung geführt werden. Von einem hiesigen Richter kann eben viel erlangt werden. Seiner Willkür ist hier ein merkwürdig weiter Spielraum gelassen. Zu jener Zeit gaben die Beamten der Stadt diesem katholischen Institut 15,000 Doll., um die Stimmen der Katholiken für Seymour und Hoffmann zu erlangen. So wenig fragten sie nach den Gefühlen der entrüsteten Protestanten.



zum Kirchenbau müssen die Dienstmädchen bis 15 Doll. bezahlen; ja in einem Dorfe in Neu-England hatte einmal jedes Dienstmädchen zum Kirchenbau 125 Doll. zu geben, zahlbar in fünf jährlichen Raten. In die Kirche darf niemand zu den Gottesdiensten hinein, wenn er nicht 5—10 Cents Eintrittsgeld bezahlt; die Sitzplätze werden zu jeder der kurzen Messen besonders vermietet; vor Kurzem wurde ein armer eben genesener junger Mann, der zur Kirche in der 28sten Straße ging, um Gott zu danken, brutal hinausgeworfen, weil er nicht 10 Cents zu bezahlen vermochte; seitdem ist er zu uns in die Kirche gekommen. Mädchen und Frauen kommen fortwährend, Billete zu Concerten, Bazars u. dergl. zu verkaufen, alles für römische Zwecke; unsere Kaufleute haben da viel zu leiden; ihre Hauptkundschaft besteht oft aus Irländern; darum können sie die celtischen Händlerinnen nicht gut zurückweisen. So sind die Katholiken äußerst rührig — wäre nur nicht der scharfe römische Pfeffer dabei! Die News brachten einen Bericht über eine Weihnachtscollekte in den hiesigen römischen Kirchen zum Besten der katholischen Waisenhäuser der Stadt — sie ergab die Summe von 25,840 Doll. In der St. Stephanskirche wurden 2077 Doll., in der St. Theresiakirche 1799 Doll. geopfert, kurz in 11 Kirchen je 1000 Doll. und darüber. Das sind Gaben der Armen, nun erwäge man, wie sie die Reichen pressen. In diesem Lande des Materialismus, wo der Kälberdienst — wenn die Kälber nur golden sind — so weit verbreitet ist, hat die römische Kirche, da ihr keine reinen geistigen Mittel zur Verfügung stehen, nach alter Tradition Geld und durch Geld politische Macht und weltlichen Einfluß zu erlangen gesucht und auch erlangt; es ist kein Wunder, wenn die hier zu Lande meistens gewissenlosen Politiker um ihre Gunst buhlen, wenn alljährlich die Tweed-Association Tausende von Thalern an römische Kirchen giebt, um bei den Wahlen die Stimmen der Kirchenglieder zu erlangen, wenn sogar die gottlosen politischen Zeitungen sich sehr vorsichtig dem römischen Kirchenwesen gegenüber benehmen, während sie die Andern unbarmherzig geißeln, ja wenn sogar der New-York Herald alle Montage Berichte über römische Gottesdienste bringt und auch sonst oft römische Feste und Processionen ausführlich und preisend beschreibt. Da der Einfluß der römischen Stimmen so groß ist — man rechnet in den Ver. Staaten zwischen 4—5 Millionen Katholiken — so erscheint es ganz natürlich, daß auch die öffentlichen Aemter so viel als möglich mit Katholiken besetzt werden. Dieses ist zuerst in einer Aufforderung an die „Gläubigen“ von Rom aus verlangt und auf der großen, vor etlichen Jahren abgehaltenen katholischen Kirchenversammlung zu Baltimore öffentlich ausgesprochen worden. Seitdem ist dieses Ziel mit großem Eifer verfolgt und auch wirklich sehr viel erreicht worden; wie in New-York, so sind in den anderen großen Städten die meisten Aemter in den Händen von Katholiken; man behauptet, daß die meisten Oberoffiziere der Armee Katholiken seien; neulich las ich einen Bericht über eine Procession in San Francisco, bei welcher sich der bekannte General Rosenkrantz besonders devot

bezeigt haben soll. Es wird, meint man, nicht mehr zehn Jahre dauern und die Hälfte aller niederen und höheren Aemter im ganzen Lande wird in römischen Händen sein. Da die römischen Beamten größtentheils auch das römische Interesse fördern, so wird dadurch einerseits der Katholizismus immer stärker, andererseits die Befürchtung der Protestanten und ihr Widerwille gegen solches Treiben immer größer. Viel hoffen die Amerikaner von der deutschen Einwanderung. Von 1847 bis 1868 sind, 1,597,805 Irländer und 1,536,649 Deutsche in New-York gelandet; man hat Grund zu der Annahme, daß bald die deutsche Einwanderung die irländische auch an Zahl überwiegen wird. Sind auch unter den Deutschen viele Katholiken, so sind diese den Amerikanern doch nicht so widerwärtig, weil sie im Ganzen ruhiger, ordentlicher, einsichtiger und leichter mit amerikanischen Ideen zu erfüllen sind. Allerdings verliert auch die römische Kirche so manche Kinder und Große; dafür sind aber ihre Convertiten wie natürlich desto fanatischer; freilich schätzte der Priester Robert Mullen, welcher 1825 von Irland herübergeschickt ward, um die Gründe des häufigen Abfalls der Irländer von der kath. Kirche zu untersuchen, die Zahl der der römischen Kirche verloren Gegangenen auf fast 2 Millionen, aber diese sind meistens dem Unglauben, nicht dem Protestantismus zugefallen; außerdem sind die Zeiten ganz anders geworden und endlich ist zu bedenken, daß viele in der römischen Kirche auferzogen, aber nachher gleichgiltig geworden, dennoch im Grunde des Herzens römisch bleiben und zu große Angst des Gewissens haben, um je evangelisch zu werden. Eine Organisation ist es freilich, welche der römischen Kirche sehr schadet und von dieser auf das entschiedenste bekämpft wird, wie das auch nur zu billigen ist; das ist der Orden der Freimaurer; Odd Fellows, Rothmänner u. a. antichristlicher geheimer Gesellschaften. Die römische Kirche läßt kein Glied derselben zu den Sacramenten zu und verweigert ihnen ein kirchliches Begräbniß. Uebrigens haben die Freimaurer in New-York ähnliche Schicksale gehabt wie die Katholiken selbst. Früher war das Volk ihnen entschieden feind; der Orden konnte daher nur wenig vorankommen. Im J. 1826 herrschte eine große Erbitterung gegen ihn; ein gewisser William Morgan aus Batavia hatte gedroht, die Geheimnisse des Ordens verrathen zu wollen; er war bei Seite geschafft, und man vermuthete, er wäre ermordet worden. Die politischen Blätter — diese Windfahnen des Zeitgeistes — traten gegen die geheimen Gesellschaften auf, man sprach von ihren Schändlichkeiten; die Verfolgung des Ordens ward fanatisch — wie hat sich das seitdem geändert! Seit einiger Zeit haben die geheimen Gesellschaften einen neuen Aufschwung genommen, aber auch einen so großen, daß unsere guten norddeutschen Landsleute, welche in der alten Heimat nur mit Schauder an die Freimaurer dachten, nach ihrer Ankunft nichts Eiligeres zu thun haben, als in den Orden einzutreten; es scheint, als ob nur der recht kaufen und verkaufen kann, welcher das Maalzeichen des Thieres an sich trägt (Offb. 13, 17.). Wehe dem, der im J. 1791 während der sogenannten Whiskeyrebel-



lion im westlichen Pennsylvanien gegen den Branntwein war; wehe dem, der vor der Rebellion im Süden für die Abschaffung der Negerclaverei sich aussprach; wehe dem, der jetzt in New-York gegen die geheimen Gesellschaften Zeugniß ablegt — wenn er eben nicht katholisch und dadurch Mitglied einer noch mächtigeren Organisation ist. An der nordöstlichen Ecke der breiten schönen 23sten Straße und 6ten Avenue haben die Freimaurer einen Bauplatz, 121 Fuß an der 23sten Straße und 98 Fuß an der 6ten Avenue, für 340,000 Doll. gekauft und sofort baar bezahlt. Am 8. Juni v. J. ward der Grundstein des Tempels gelegt; ein Zug von 10,000 Freimaurern bewegte sich damals durch die Straßen; für den Bau des Tempels sind 500,000 Doll. flüssig; derselbe naht sich immer mehr seiner Vollendung. Hoffentlich werden dann den Blöden die Augen geöffnet werden, daß sie den Gegensatz der geheimen Orden gegen das Christenthum mehr erkennen werden. Wir bringen zum Schluß noch etliche statistische Angaben aus Sadlier's Catholic Directory, Almanac and Order New-York 1871 und anderen Quellen. Danach haben die Katholiken ein theolog. Seminar für New-York in Troy mit 6 Professoren und 127 Studenten, ein Jesuitencollegium zu Fordham bei der Stadt New-York mit 13 geistlichen und 8 Laienprofessoren, sodann das St. Francis Xavier College in der Stadt 49 West 15te Str. unter der Direction der Jesuiten mit 17 Professoren; im Ganzen sind 17 solche Institute im Staate New-York. An Klöstern der barmherzigen Schwestern und anderer Orden besitzen sie in der Stadt 19; zugleich sind mit diesen Schulen verbunden. Unter den Anstalten ist das vorhin erwähnte „Haus zum guten Hirten“ am meisten bekannt; es hat 40 Schwestern und 33 Novizen; im Ganzen befinden sich 546 Mönche darin. Höhere kathol. Bürgerschulen in der Stadt giebt es 16 mit 1300 Schülern; die Kirchschulen werden im Ganzen von 22,938 Kindern beiderlei Geschlechts besucht. Dazu kommen sechs Waisenhäuser mit 1288 Waisenkindern, ein Findelhaus, eine Taubstummenanstalt, eine Heimath für alte Frauen und zwei Hospitäler. Auch haben die römischen Priester in den Gefängnissen und städtischen Krankenhäusern, sowie in den für Emigranten bestimmten Anstalten auf Ward's Island und in der Strafanstalt auf Blackwell's Island einen alles beherrschenden Einfluß. Als neulich nach der schrecklichen Katastrophe am Sonntage den 30. Juli, da der Dampfkessel des Fährbootes Westfield explodirte und im Ganzen über 100 Menschen theils sofort, theils später in entsetzlicher Weise ihr Leben verloren und eine große Anzahl Anderer äußerliche und innerliche Beschädigungen davontrug, die Verbrühten und Verstümmelten in die Krankenhäuser und Polizeistationen gebracht wurden, riefen die — natürlich katholischen — Vorstände sofort etliche römische Priester herbei. An uns deutsche luth. Prediger dachte man nicht, obgleich ein großer Theil der Opfer deutsch war. Erst nach einigen Tagen ward ich in das große städtische Krankenhaus (Bellevue Hospital), wo ich schon seit längerer Zeit bekannt bin, zu den jammervoll zugerichteten sterbenden Deutschen

gerufen. — Die Katholiken haben sich auch den Jammer der besonders unter ihren irländischen Freunden herrschenden Trunksucht zu Herzen gehen lassen und Temperenzgesellschaften gegründet; besonders zahlreich sind die „Vater Mathewsvereine“, die sehr häufig im unvermeidlichen grünen Schmuck Umzüge halten, Tausende von Knaben und Mädchen zu ihren Mitgliedern zählen und auch durch Vorträge und Festfeiern zu wirken suchen. Auch sind manche Volksbibliotheken hier vorhanden; an Kirchenblättern gab es im J. 1855 einundzwanzig, darunter vier deutsche. Nachher gingen bis 1865 zwölf derselben ein — eine merkwürdige Thatsache. Seitdem aber haben sie sich sehr erhöht; es giebt nunmehr 33, aber die Circulation der besten, wie der Catholic World, des Tablet u. a., ist sehr beschränkt gegenüber der Verbreitung der besten protestantischen Blätter. Auch ist die Zahl der römischen gering gegenüber den andern; rechnet man doch im Ganzen über 300 Kirchenblätter in den Ver. Staaten. Von den elf deutschen kathol. Blättern spricht Wattison sehr anerkennend; er sagt: „die elf deutschen Blätter beweisen die überlegene Bildung und den Geschmack an guter Lectüre unter den deutschen Katholiken.“ Sechs der katholischen Kirchenblätter erscheinen hier in New-York, darunter drei deutsche: die kathol. Kirchenzeitung, herausgegeben von dem übergetretenen begabten Pastor Dertel, die illustrierte Alte und Neue Welt und das Katholische Hausbuch. Im J. 1865 ward die kathol. Publikationsgesellschaft in New-York begründet; ihr Büchergeschäft steht unter der Leitung des Vater Hecker und fünf anderer Paulisten. Neunundzwanzig Bücher und einunddreißig Tractate sind von dieser Gesellschaft herausgegeben; sie werden zum Kostenpreise abgelassen und sind außerordentlich verbreitet; man vertheilt sie auf den Fährbooten, in den Dampfbussen, auf den Stadt- und Landeisenbahnen zu Tausenden. So erregte ein Tractat im vorigen Jahre großes Aufsehen und rief viele Entgegnungen hervor; der Titel ist mir nicht mehr genau gegenwärtig, aber das Schriftchen behandelte kurz und eindringlich die Frage: „warum willst du nicht katholisch werden?“ und suchte die Schäden des Protestantismus aufzudecken. — Ob der Katholizismus sein Ziel der Herrschaft hier erreichen wird? Ob seine Hoffnung auf Kaiser Wilhelm und eine deutsche Intervention zu Gunsten des Papstes sich erfüllen wird? Die Zerrissenheit der Protestanten giebt den, wenn auch meistens nur äußerlich einigen Katholiken neuen Muth; der große Abfall protestantischer Massen von Gottes Wort zeigt ihnen die Bresche, wo sie den Sturm unternehmen müssen; wir aber, die, wenn gleich nicht zahlreich und nur gering, an Gottes lauterem Wort festhalten, trösten uns beim Hinblick auf die neuen Rüstungen des Romanismus in der Alten und Neuen Welt mit dem alten Lutherliede: „Ein feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Waffen.“ — Wir unterschätzen nicht, wie uns häufig, selbst von hiesigen Katholiken, vorgeworfen wird, den Einfluß und die Anstrengungen der römischen Kirche, wir sprechen aber mit Ps. 93, 4: „Die Wassermogen im Meer sind groß und brausen greulich; der Herr aber ist noch größer in der Höhe.“



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Donnabend den 28. October.

N<sup>o</sup> 86.

## Kirchliche Nachrichten.

### Die dreizehnte westfälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

Mit der Landessynode in Verbindung steht ein Antrag, der von einem Mitgliede der confessionellen Richtung ausging: „Die Provinzialsynode kann nicht wünschen, mit den östlichen Provinzen zu einer Landessynode vereinigt zu werden, so lange in den letzteren die Superintendenten ernannt und beliebige Mitglieder dort zu den Provinzial-Synoden creirt werden.“ Auch dieser Antrag rief eine lebhafte Debatte hervor. Der Antragsteller begründete seinen Antrag damit, daß Alles Wahrheit sein müsse, die Synoden sollten der Mund der Gemeinde sein; in den östlichen Provinzen seien sie aber der Mund des Kirchenregimentes. Es sei zu befürchten, daß, so lange dort die Superintendenten ernannt würden, viele bedeutende Männer den Synoden fehlen würden. (Es ist ja bekannt, was dort in Betreff der Ernennung der Superintendenten geschehen ist.) Dazu käme, daß eine Anzahl von Mitgliedern den Provinzialsynoden zugegeben sei. So seien die Synoden mehr der Ausdruck der Meinung des Kirchenregimentes. Eine Ansicht, gegen welche gewiß mit Grund nichts vorgebracht werden kann. Bei uns hingegen seien die Synoden aus der Wahl hervorgegangen. Diese Ungleichheit zwischen dem Osten und Westen müsse ausgeglichen werden, ehe die Generalsynode berufen werde. Der Antragsteller fand, obwohl man seinem Antrage und dessen Motivierung um der möglichen augenblicklichen Opportunität willen nicht widersprechen konnte, doch um des Principes des weiter auszubildenden Wahlsystems halber selbst unter seinen Gesinnungsgenossen nur theilweisen Beifall. Es handle sich hier um eine Einrichtung von principieller Bedeutung, während der Oberkirchenrath eine vorübergehende Gestalt des Kirchenregimentes sei. Von anderer Seite sagte man, mit diesem Antrage sei die Landessynode ganz ins Weite gerückt. Und so lag es nahe, daß der Commissions-Antrag, „daß die Provinzialsynode in der Erwartung, daß die zu berufende Landessynode bestehende Ungleichheiten ausgleichen und zwischen den östlichen und westlichen Provinzen eine Gleichartigkeit herstellen werde, über den fraglichen Antrag zur Tagesordnung übergehe“, angenommen wurde.

Daß die Provinzialsynode, ja die Kreissynode ihre Selbstständigkeit wahren will, davon gab ein der Provinzialsynode vorliegender Antrag ein deutliches Zeugniß. Die 12. Prov.-Synode hatte nämlich einen Beschluß über Abhülfe von Parochialnoth gefaßt, dahin lautend, daß bei vorhandener Parochialnoth das Moderamen der Kreissynode in Berathung trete, der Kreissynode den Fall vortrage und deren Beschluß dem Königl. Consistorium vorlege. Nun hatte der Oberkirchenrath diesen Beschluß freilich bestätigt, aber auch den Zusatz gemacht, es stehe auch dem Consistorium frei, seinerseits bei Parochialnoth die Initiative zu ergreifen. Es erhob sich nun die Frage, ob Beschlüsse der Provinzialsynode, wenn sie so oder so modificirt, beschnitten oder erweitert seien, noch in dieser Gestalt rechtsgültig seien, ohne daß sie erst wieder der Provinzialsynode zur Begutachtung vorgelegen haben. Die Commission war der Ansicht, daß der Oberkirchenrath die Beschlüsse der Prov.-Synode nur bestätigen oder verwerfen, nicht aber modificiren könne oder wo das letztere stattefinde, müßten die Beschlüsse erst wieder an die nächste Provinzialsynode zur Begutachtung zurückgehen. Demnach beschloß die Provinzialsynode, jener obige von dem Oberkirchenrath genehmigte Beschluß über Abstellung der Parochialnoth durch das Moderamen sei wohl gültig, nicht aber der Zusatz des Oberkirchenraths, nach welchem auch das Consistorium die Initiative zur Abhülfe ergreifen kann. Mit diesem Beschlusse, der das Recht der Provinzialsynode wahr, steht dieselbe genau auf der Kirchen-Ordnung §. 49. Ergänzung 9.

Die Kreissynode Blotho, welche durch ihre confessionellen Anträge eine gewisse Verühmtheit auch über die Provinzialsynode hinaus erlangt hat, hatte auch dieses Mal wieder zwei sehr einfache confessionelle Anträge gestellt, 1. daß die Mitglieder des Kirchenregimentes jedes auch für sein kirchenregimentliches Thun auf ein bestimmtes Bekenntniß verpflichtet werde, weil erst dann von einer wirklichen itio in partes die Rede sein könne; 2. daß die Gemeinden ihrem Bekenntnisse gemäß als lutherisch, reformirt oder unirt officiell bezeichnet werden müßten und nur Pastoren ihres Bekenntnisses bei ihnen angestellt werden dürften. — Aehnliche Anträge ziehen sich bereits durch viele Versammlungen der Provinzialsynode hindurch. Die Paderborner Synode hatte in der 12. Westf. Provinzialsynode ähnliche, nur noch umfassendere Anträge gestellt, die damals aber durch einen Beschluß, daß in unserer Provinzialkirche keinerlei



Anlaß gegeben sei, über Verletzungen sich zu beschweren, beseitigt wurden. So tauchten die vor 3 Jahren abgelehnten Anträge jetzt wieder in der obigen Doppelforderung auf. Wer die Anträge ansieht, wird gestehen müssen, daß darin nur ein billiges Recht gefordert wird. Denn die *itio in partes* ist durch Cabinets-Ordre gewährleistet. Die Gemeinden können mit Recht fordern, daß sie von Oben, die nicht nur zufällig, sondern nach Berufung und Installation lutherisch und reformirt sind, geleitet und regiert und in ihrem confessionellen Bestande geschützt und gepflegt werden. Und daß Gemeinden mit ihrem richtigen Namen genannt werden, wer kann dagegen sein? Ruft man doch Jedermann bei seinem Namen! Und gab doch schon Adam jeglichem Thier und Vogel seinen Namen! 1 Mos. 2. Warum soll also nicht jede ehrliche Christengemeinde ihren Namen tragen dürfen? Referenten ist ein Fall bekannt, daß ein separirt-lutherischer Pastor dem in demselben Orte lebenden landeskirchlichen Pastor und seiner Gemeinde das Beiwort „lutherisch“ abstritt. Er, der separirte Lutheraner, habe allein Recht, den Namen „lutherisch“ zu führen. Die kirchliche Behörde erklärte sich dahin, daß sei von dem separirten Lutheraner eine Anmaßung, die landeskirchliche Gemeinde sei allerdings lutherisch, ihr Pfarrer sei ein lutherischer Pfarrer. Wir meinen, die Behörde hat nicht bloß in diesem Falle recht, sondern es ist überhaupt recht, jedes Ding, also auch jede Kirche und Gemeinde mit ihrem Namen zu nennen. Und daß endlich jede Gemeinde einen Pfarrer ihres Bekenntnisses haben müsse, ist auch eine in der Natur der Sache liegende billige Forderung. Denn um einen platten Vergleich zu gebrauchen, es paßt eben nicht jeder Rock für jeden Mann und umgekehrt. Vielleicht ist dieses eine der wundesten Stellen der preussischen Landeskirche, daß wenigstens bei Wahlstellen lutherische Gemeinden reformirte Prediger bekommen und umgekehrt. Der arme Mann, der bei weiterer Vertiefung in die göttliche Wahrheit den Stachel in seinem Herzen fühlen muß, daß er eigentlich nicht auf demselben Bekenntnißstande mit seiner Gemeinde steht! Doch kehren wir zu dem Schicksal der beiden Blothoer Anträge zurück. In dem Commissionsberichte hieß es unter Andern, es heiße doch die Geduld der Provinzialsynode auf die Probe stellen, wenn man, nachdem 1868 und früher die Anträge abgelehnt seien, dieselben jetzt wiederum auf die Tagesordnung bringe. Für den ersten Antrag war in der Commission geltend gemacht worden, daß Männer im Kirchenregimente vorhanden sein müßten, welche die Garantie böten, daß sie die Confession pflegten und wenn nun auch der Gebrauch bestünde, daß die Mitglieder in den Con-sistorien ihre confessionelle Stellung bekundeten, so sei diese Bekundung zwar nicht werthlos, aber doch keine Verpflichtung. Diese Verpflichtung hindere nicht ein gemeinsames Kirchenregiment zu bilden. Für den 2. Antrag war gesagt worden, daß derselbe nöthig sei, um den Bekenntnißstand in der Gemeinde nicht zu verdunkeln und zu verwischen. Doch man gab sich keineswegs der Hoffnung hin, als ob eine Aussicht auf Annahme der Anträge vorhanden sei; nur zwei Mitglieder der Commission

hatten der Synode die Annahme der Anträge empfohlen, während die Majorität der Commission beantragte, über beide Anträge in Anbetracht der in der vorigen Diät gefaßten Beschlüsse zur Tagesordnung überzugehen. So waren die Lutheraner, welche sich über ihr Verhalten bei der Verhandlung über diese Anträge verständigt hatten, nach Lage der Sache vollkommen befriedigt, daß auf ihren Antrag, ohne Discussion über beide Anträge einzeln abzustimmen, eingegangen wurde. Für den ersten Antrag — *itio in partes* — stimmten 19; für den zweiten — Name und confessionelle Pfarrbesetzung — stimmten 21. Es fehlten in dieser Sitzung unter Andern zwei Mitglieder, die zweifelsohne für die Anträge gestimmt haben würden. Mithin haben die Anträge doch eine ansehnliche Minorität für sich gehabt und da es in der Geschichte der christlichen Kirche Regel ist, daß keine Majorität ist, die vorhin nicht Minorität war, so könnte auch diese Minorität noch Majorität werden.

Unmittelbar hieran schloß sich die Verhandlung über den Protestanten = Verein eine der längsten und lebhaftesten Debatten. Man muß ihr beigewohnt haben, um es zu empfinden, wie eigenthümlich sich die Situation in der Prov.-Synode sofort verändert, wenn nach einer confessionellen Angelegenheit eine solche von allgemein christlichem Charakter zur Verhandlung kommt. Während bei jener auch zwischen denen, die sich sonst nahe befreundet sind, eine gewisse Spannung eintritt und auch bei einigen lieben Brüdern die stille Anklage sich erhebt, „daß ihr Confessionellen doch nimmer von dem Bekenntniß schweigen könnt,“ kehrt bei Angelegenheiten von allgemein christlichem Interesse sofort das Bewußtsein des Einverständnisses wieder. Und es ist immerhin etwas Schönes, gegen manche andere derartige kirchliche Versammlung gehalten etwas Seltenes, daß eine ganze Prov.-Synode sich vereinigt zum Zeugniß gegen den Protestanten-Verein, wie es die Westf. Prov.-Synode von 1868 gethan hat. In jener einstimmig angenommenen Erklärung heißt es, die Prov.-Synode wisse die dem Evangelium widerstrebenden Kundgebungen des Protestanten-Vereins mit der Stellung eines evangelischen Predigers und Seelsorgers nicht zu vereinigen und warne die Gemeinden ernstlich und dringend vor den Verirrungen des Vereins. Dieses Mal lagen betreffs des Protestanten-Vereins zwei von der Synode Minden gestellte Anträge vor, 1. Prov.-Synode möge erklären, es sei heilige Pflicht unserer Kirchenbehörden, jedem evangelischen Predigamtscandidaten, der dem sogenannten Protestanten-Verein angehört, die Anstellung in der evangelischen Kirche zu versagen und 2. jeden schon im evangelischen Predigamte angestellten Geistlichen, der erklärter Maßen Mitglied des Protestanten-Vereins ist, aufzufordern, entweder aus jenem Verein auszutreten oder sein kirchliches Amt niederzulegen.“ Zur Begründung dieser Anträge wurde gesagt, daß es eine Abschwächung des früheren Beschlusses sein würde, wenn man die Anträge ablehnen wolle. Wie vor drei Jahren das klare Zeugniß gegen den Protestanten = Verein gegeben sei, so sei es jetzt, da der Verein noch offener geworden und energische Angriffe auf das Kirchenregiment zu



machen entschlossen sei, geboten, die vorliegenden Anträge anzunehmen. Es seien dieselben auch nur eine der praktischen Consequenzen des vor drei Jahren gegebenen Zeugnisses. Als von zwei Seiten, um den Protestantens-Verein in etwa in Schutz zu nehmen, gesagt wurde, man müsse scheiden zwischen den Statuten des Vereins und seinem Treiben, wie es sich hie und da zeige, man könne den Verein nicht geradezu unchristlich nennen, die gegenwärtigen Anträge gingen weit über den Beschluß von 1868 hinaus und wir dürften zu unserm Consistorium das Vertrauen haben, daß es nicht lahm sein und werden würde in der Bekämpfung des Protestantens-Vereins, wurden alle diese Gründe vielseitig und nachdrücklich — auch von weltlichen Deputirten — widerlegt. Es wurde mit Recht gesagt, daß man weit entfernt sei, in dieser Sache unserm Consistorium zu mißtrauen, aber es handele sich hierbei um die Stellung der Prov.-Synode in einer über die Grenzen der Provinz hinausgehenden Angelegenheit; man solle doch das Gute nicht bloß lieben, sondern auch das Arge, wie es in dem Protestantens-Verein vorliege, hassen; auch seinen statutarischen Rundgebungen nach, welche jede Richtung als berechtigt erklären, sei der Verein ein unchristlicher. Der Commissions-Antrag ging darauf hinaus, sich einfach auf das 1868 abgegebene Zeugniß zu berufen und den Behörden vertrauensvoll sowohl den Schutz der Kirche als den Kampf gegen den Protestantens-Verein heimzustellen. Eine große Zahl der Synodalen sprach sich für Annahme der Mindener Anträge aus und als diese deshalb zuerst zur Abstimmung kamen, gewannen sie auch die Majorität für sich. Am folgenden Tage wurde diese Angelegenheit noch einmal wieder auf die Tagesordnung gebracht, damit nicht angesichts der nicht großen Majorität, welche für die Mindener Anträge gestimmt hatte, die Stellung der Prov.-Synode im Ganzen und Großen zum Protestantens-Verein mißkannt werde. Es wurde deshalb der am vorigen Tage gestellte, aber nicht zur Abstimmung gebrachte Antrag wieder aufgenommen. Dieser Antrag lautet: „Provinzial-Synode erneuert mit Freuden ihr früheres Zeugniß gegen den Protestantens-Verein, erklärt die Zugehörigkeit zum Protestantens-Verein mit dem geistlichen Amte für unvereinbar und spricht die Erwartung aus, daß das Kirchenregiment danach verfahren werde.“ Dieser Antrag wurde mit dem ausdrücklichen Zusatze erneuert, es solle ohne weitere Discussion über denselben abgestimmt werden. Das geschah auch und mit sehr großer Majorität wurde der Antrag angenommen, nur 9 oder 10 stimmten dagegen. Ein Antrag, der einfach nur die Tendenzen des Protestantens-Vereins bekämpft, würde auch dieses Mal, wie auf der vorigen Synode wohl mit Einstimmigkeit angenommen sein; die gegen die angenommenen Anträge gestimmt haben, haben dies gethan, weil die Anträge ein positives Einschreiten der Behörde gegen die dem Protestantens-Verein angehörenden Geistlichen fordern.

Eine sehr eifrige Debatte und mit großer Spannung vollzogene Beschlußfassung fand über den revidirten lutherischen Bibeltext statt. Die der Provinzialsynode vom Oberkirchen-

rath gemachte Vorlage sprach sich dahin aus, daß die Revision der lutherischen Bibelübersetzung außerhalb des Bereiches der Provinzialsynoden läge, weil sie eine gemeine kirchliche Angelegenheit sei. Die den Gegenstand behandelnde Commission hob die Competenz der Provinzialsynode für diese Sache in ihrem Berichte hervor, bestritt also die Behauptung des Oberkirchenraths. Nach der Vorlage des Oberkirchenraths sollte Prov.-Synode sich bloß über den angemessensten Modus, dem Volke bald den revidirten Text zukommen zu lassen, erklären. Daß die betreffende Commission wie überall so auch hier für die confessionelle Seite wenig günstige Beschlüsse fassen würde, war nicht anders zu erwarten. Stimmt in dieser Commission doch überall nur zwei Mitglieder in dem Sinne der Confessionellen. Die Commission stellte der Prov.-Synode folgende Propositionen;

1. Provinzialsynode möge die Aufnahme des revidirten Textes empfehlen:

2. es dem Ermessen der Geistlichen anheimstellen, ob sie den revidirten Text in den sonntäglichen Pericopen brauchen und die Pericopen in der ihnen vom Oberkirchenrath gegebenen, durch Zusätze und Weglassungen biblischer Stellen geänderten Gestalt annehmen oder einfach die alten Pericopen in ihrer gegenwärtigen Form beibehalten wollen.

3. Provinzialsynode halte es nicht für rathlich, den revidirten Text vor Erledigung des ganzen Revisionswerkes in Catechismen und Liturgie aufzunehmen,

4. stelle sie die Annahme der vom Oberkirchenrath vorgelegten Harmonie der Leidensgeschichte in die Freiheit des Einzelnen.

Provinzialsynode bekannte sich zu sämmtlichen 4 Propositionen. Eine eingehende Debatte wurde nicht beliebt. Nur ein Mitglied, das man als vertraut mit der Materie der 280 — soviel sind es, — revidirten Stellen des neuen Testaments zu einer Subcommission hinzugezogen hatte, kam zu Worte und sprach mit Betonung den Satz aus, daß kein Kirchenregiment, überhaupt Niemand das Recht habe, den lutherischen Text officiell zu ändern, wobei von der Frage abzusehen sei, daß die vorgenommenen Aenderungen den Glaubensinhalt nicht berührten. Allein die Commissionsanträge lagen vor und es ist meist der Fall, daß dieselben angenommen werden und so geschah es auch hier, obwohl ganz unzweifelhaft ist, daß nur eben jener Synodale, der gegen die Commissionsanträge sprach, gründlich zur Sache unterrichtet war. In etwa waren nur Einige unterrichtet, die vor Monaten auf einer Pastoral-Conferenz einen Vortrag über den revidirten Text gehört hatten. Das ist auch eine Seite des synodalen Lebens, daß manche Abstimmung vollzogen wird, ohne daß die Einzelnen in der Sache instruiert sind. Wäre es in diesem Falle nicht angemessen gewesen, daß der Oberkirchenrath vor der Beschlußnahme auf der Provinzialsynode diese Gelegenheit den einzelnen Presbyterien oder doch Kreisynoden vorgelegt hätte? An der lutherischen Bibel hat jeder Christ das gleiche Recht. Revision der lutherischen Bibelübersetzung ist wie



irgend etwas Angelegenheit der Gemeinde und nicht ausschließlich des Kirchenregiments. Es gehört auch viel Illusion dazu, wenn man denkt, daß sich die lutherische Kirche in Deutschland und wo sie in aller Welt ihre Stätte hat, den einmal recipirten Text nehmen lassen werde. Es kann und wird diese Angelegenheit viel Unheil und Verwirrung im Gefolge haben. An den auf der westf. Provinzialsynode gefaßten Beschlüssen ist das Gute, daß keiner derselben obligatorisch ist. So bleibt wenigstens jedem Geistlichen in seinem Kreise der weiteste Raum zur Reaction.

In derselben Sitzung und in derselben Sache wurde, weil bereits revidirte Ausgaben, die auf dem Titelblatt darüber keinen Vermerk haben, gedruckt und im Umlaufe sind, ein Antrag gestellt und mit großer Majorität acceptirt, „daß die Bibelgesellschaften der Ehrlichkeit wegen aufgefordert werden, alle revidirten Ausgaben als solche zu kennzeichnen.“ Das angemeldete Separatvotum, welches von 14 Mitgliedern unterschrieben wurde, lautet: „Wir beklagen es tief, daß eine Maßregel getroffen ist, deren Nothwendigkeit von keiner Seite behauptet wird, während sie doch so viel Verwirrung und Unruhe im Gefolge hat. Wir können uns nicht überzeugen, daß irgend ein Kirchenregiment auch des größten Complexes der evangelischen Kirche legitimirt ist, die lutherische Bibelübersetzung, die Gabe Gottes durch die deutsche Reformation, zu verändern. Wir bedauern auch insbesondere, daß die Sache einerseits fertig und abgeschlossen, andererseits für uns unvorbereitet an die Provinzialsynode gebracht ist und weisen jede Verantwortung für die betreffenden gefaßten Beschlüsse hiermit zurück.“ Ich bemerke dazu, daß außer den 14, welche dies Separatvotum unterschrieben haben, bei der Abstimmung noch andere Stimmen gegen die gefaßten Beschlüsse abgegeben worden sind. Als ein Mitglied der Prov.-Synode in der folgenden Sitzung auf die Meinung des Oberkirchenraths, Provinzialsynode habe keine Competenz betreffs der Revision des Bibeltextes selbst, sondern nur betreffs der Einführung des revidirten Textes, zurückgriff und an die desfallsige Aeußerung der I. Commission anknüpfend den Antrag stellte, „Provinzialsynode möge gegen die Aeußerung des Oberkirchenraths über die Competenzlosigkeit der Provinzialsynode Protest einlegen,“ ereignete sich Folgendes: Erstens: der Referent der I. Commission las aus der Vorrede einer alten Bibel einen Passus vor, aus welchem hervorging, daß vor 300 Jahren die Fürsten ihren Unterthanen irgend eine Bibelausgabe geboten haben und schloß daran die Behauptung, also werde auch zu dieser Zeit der Oberkirchenrath ein Recht haben, ohne Weiteres einen revidirten Bibeltext herzustellen. Zweitens stellte derselbe Referent den Antrag, es möge ohne Discussion über den die Competenz der Provinzialsynode behauptenden Antrag abgestimmt werden, nachdem er soeben gegen den Antrag bereits discutirt hatte. Drittens stimmte man wirklich ohne Weiteres ab, ohne auch nur dem Antragsteller das Wort zu gönnen, um etwa die Bemerkung zu machen, daß vor 300 Jahren eben noch keine

Provinzialsynode vorhanden war. Provinzialsynode ging über jenen Antrag zur Tages-Ordnung über, ohne zu bedenken, daß sie noch Tags vorher auf Grund ihrer jetzt von ihr selbst kestrirten Competenz Beschlüsse gefaßt hatte.

Nachträglich bemerkte ich noch zu der revidirten Bibelausgabe, daß bereits Schritte geschehen sind, um den veränderten Text in die Bibel aufzunehmen, indem dieserhalb mit den Bibel-druckereien ein dahin zielendes Abkommen getroffen ist. Wenn die Rheinische Prov.-Synode, wie es nach den Zeitungsberichten scheint, mit Freuden und ohne Widerspruch die neue Bibelbearbeitung gutgeheißen, auch die Competenz des Oberkirchenraths nicht angefochten hat, und wenn auch sonst die Voraussetzung zu herrschen scheint, als ob die Einführung der revidirten Bibel nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern als eine nöthige Verbesserung leichten Eingang finden werde, so dürfte sich diese Voraussetzung als nicht zutreffend erweisen. Denn es ist kaum anzunehmen, daß man sich überall die revidirte Bibel gefallen lassen wird; wie es heißt, haben sich Mecklenburg und Baiern bereits gegen eine solche verwahrt. Bei der Art und Weise der nordamerikanischen Lutheraner ist es kaum anders zu erwarten, als daß diese mit aller Energie sich dagegen aussprechen werden. Und so wird es kommen, daß das wirkliche Unionsband aller Christen deutscher Zunge — die lutherische Bibel — zerissen und auch an dieser Stelle der Streit ins eigene Lager getragen wird. Damit würde von Neuem ein Verweis dafür gegeben sein, daß die Menschen, wenn sie auch die Union nicht machen können, bald die von Gott bereits angebahnte Union und die göttlichen Unionswerke hemmen und hindern können. Und abgesehen von allen möglichen heilsamen und unheilvollen Folgen ist die lutherische Bibelübersetzung ein von Gott unserm Volke geschenktes Gut, an dem Keiner, auch keine Kirchen-Obrigkeit ein Recht hat, zu ändern. Wie Gott Luther erweckt hat zur Uebersetzung der Bibel, so müssen wir warten, ob Gott einem Andern etwa Macht vom Himmel giebt, eine bessere, richtigere volksthümlichere Uebersetzung vorzunehmen.

Ein Gesuch aus Hörde bei Dortmund betrifft zwar nur eine locale Angelegenheit, hat aber wegen der dabei in Frage kommenden Principien eine tiefgehende Bedeutung. Es handelt sich um Verschmelzung einer lutherischen und reformirten Gemeinde. Hörde liegt ganz in der Nähe von Dortmund und hat von Alters her eine größere lutherische und eine kleinere reformirte Gemeinde. Die Seelenzahl ist dort durch den Zuzug von Berg- und Fabrikarbeitern um das Vierfache gewachsen. Es wird nun dort — von der reformirten Gemeinde sogar einstimmig — auf Combinirung der beiden Gemeinden gedrungen. Seitens der Königl. Regierung zu Arnsberg sind die betreffenden Verhandlungen bereits eingeleitet. Aus der lutherischen Gemeinde haben 107 Hausväter gegen die Combinirung protestirt; sie geben an, beide Gemeinden seien Bekenntnissgemeinden, in der lutherischen werde der lutherische Catechismus, in der reformirten der Heidelberger gebraucht; die reformirte Ge-



meinde habe nur ein Mobiliarvermögen von 5000 Thln., die lutherische ein Capitalvermögen von 20,000 Thln. Es ist begreiflich, daß diese Angelegenheit in Hörde in der eifrigsten Weise betrieben wird. Die zweite Commission hatte die Sache bearbeitet, und legte zwei Anträge — den der Minorität und Majorität — der Prov.-Synode vor. Der Minoritäts-Antrag ging dahin, „daß, obschon der Gang der bisherigen Verhandlungen den überwiegenden Wunsch ergeben hat, daß die Gemeinden combinirt würden, doch diesem Wunsche auch abgesehen von den confessionellen Unterschieden in Anbetracht der enorm wachsenden Bevölkerung und im Interesse der Seelsorge nicht Folge zu geben sei.“ Der Majoritäts-Antrag lautet: „Da der Gang der bisherigen Verhandlungen den überwiegenden Wunsch kundgegeben hat, daß die Gemeinden combinirt würden, so sei es rathsam, die Combinirung zur Ausführung zu bringen mit der Bedingung, 1. daß die in Aplerbeck (benachbarte Gemeinde) wohnenden Reformirten in Aplerbeck eingepfarrt würden (diese haben sich bislang zur reformirten Gemeinde in Hörde gehalten), 2. daß beide Pfarrsysteme erhalten bleiben, 3. daß nach der Combinirung die Gemeinde in zwei Theile zu theilen sei.“ Eine sehr hitzige Debatte wurde über diese Sache geführt. Ein reformirter Geistlicher bekämpfte die Combination auf das Eifrigste. Es sei die frühere Gewohnheit, zwei Gemeinden in Eine zu verschmelzen, Gottlob zur Seltenheit geworden. Es sei der leidige Geiz, der diesen Combinationen und Confusionen Vorschub leiste. Wenn er sich freue, daß durch die Energie des betreffenden Superintendenten vornämlich die kleine lutherische Gemeinde in Camen nicht untergegangen sei, so müsse er nun auch in gleicher Weise gegen die Combinirung in Hörde sein. Prov.-Synode solle nicht dem Priester und den Leviten gleich handeln, sondern wie der barmherzige Samariter an den Gemeinden in Hörde handeln, die noch beide ihren deutlichen Bekenntnißstand durch ihre Catechismen documentirten. So möge Prov.-Synode in dankbarer Anerkennung der Weisheit des Königl. Consistoriums auch diese Angelegenheit demselben überweisen und zur Tagesordnung übergehen. Von anderer Seite wurde geltend gemacht, Hörde sei in christlicher Beziehung in desolatem Zustande, das christliche Leben werde durch die Combination gewinnen, hier sei die Frage nicht principiell zu nehmen, sondern zu localisiren, der heftige Widerspruch rühre hauptsächlich von einer Persönlichkeit her. Dagegen erwiderte man, die Frage sei freilich principieller Natur, denn es handele sich um Verschmelzung zweier Bekenntnißgemeinden; auch sei es weder richtig, daß das christliche Leben dann und darum aufblühen werde, daß man die beiden Gemeinden zusammenwerfe, noch sei es bei der schon um das Vierfache angeschwollenen und täglich wachsenden Bevölkerung in seelsorgerlichem und christlichem Interesse rathsam, gegen einen Beschluß der 12. westfälischen Prov.-Synode der Combi-

nation das Wort zu reden. Ein für Combination redender Synodale äußerte, er sei auch confessionell, aber man dürfe nicht denken: vivat confessio, pereat ecclesia und hier sei es geboten, für Combination der beiden Gemeinden zu stimmen. Es ist freilich schwer, abzusehen, wie ein Confessioneller für den Untergang der Confession votiren kann. Und mit dem vivat ecclesia! dürfte es doch in Hörde auch bei combinirten Verhältnissen kaum besser werden, als es jetzt ist. Wenigstens wurde ein Zeugniß eines entschlafenen Geistlichen mitgetheilt, das dahin lautet, daß die Erweckung des christlichen Lebens in einem andern Orte keineswegs durch die Combinirung gefördert worden sei. Es war indessen die Erörterung der eigentlich confessionellen Seite an der Hörder Angelegenheit absichtlich von der confessionellen Fraction der Pr.-Synode vermieden worden, um nicht die Hitze der Debatte zu vergrößern und diese Angelegenheit schließlich im Interesse der Union zur Entscheidung zu bringen. Unter den obwaltenden Umständen war es das Beste, daß folgender Antrag zur Annahme gelangte: In Erwägung, daß Pr.-Synode nicht hinreichend zur Sache orientirt und auch ihre Competenz in dieser Sache nicht zweifellos ist, und im Vertrauen, daß die hohen Kirchenbehörden ein heilsames Ende herbeiführen werden, geht Pr.-Synode zur Tagesordnung über. So kamen die beiden Commissions-Anträge gar nicht zur Abstimmung.

Aus Anlaß der Hörder Combinirung war es wiederholt zur Sprache gekommen, daß die Regierung bereits Schritte in dieser Sache gethan habe. Ein Antrag, „Prov.-Synode möge die Bitte aussprechen, daß der Oberkirchenrath mit Bezug auf die Hörder Vorgänge es zur Anerkennung bringe, daß, wo es sich um Combinirung zweier Gemeinden handle, die Regierung nicht, wie hier geschehen, die Initiative zu ergreifen habe,“ wurde mit großer Majorität angenommen.

Unser Verhältniß zur römischen Kirche anlangend, kamen allerlei Beziehungen zur Sprache. Die Synode Wittgenstein hatte den Antrag an die Prov.-Synode gestellt, „dieselbe möge in Verbindung mit der rheinischen Prov.-Synode aus dem gegenwärtigen Verhältniß unserer evangelischen Kirche zur römischen Veranlassung nehmen, jene reformatorischen Grundwahrheiten und Thaten, welche unserer Kirche das Dasein gegeben haben, nicht bloß aufs Neue auszusprechen, sondern auch in ihrem Lichte die gegenwärtige Lage unserer katholischen Mitchristen und unser Verhältniß zu ihnen bezeichnen.“ Der Präses bemerkte mit Recht in seinem Berichte, eine solche Aufstellung der Grundwahrheiten unseres Glaubens sei nicht opportun. Denn einmal seien unsere alten Bekenntnisse die unvergleichlichen Zeugnisse des evangelischen Glaubens; sodann könne es den Anschein gewinnen, als ob man ein neues Symbol aufstellen wolle und die General-synode von 1846 habe bereits das Mißliche eines solchen Ver-



fuchs dargelegt. In der That was sollte das auch für ein Symbol werden, das unsere Zeit zu Stande brächte? Es würde wohl nur ein Zeugniß werden davon, wie uneinig wir in der Lehre sind, wenigstens wenn es sich um festes, klares, bündiges Bekenntniß der Wahrheit handelt. Und wozu sollte es auch nützen? Liegt den mit dem Papste augenblicklich entzweiten Katholiken daran, unsere Lehre und Bekenntniß kennen zu lernen, so ist ihnen ja nahe. Aber es liegt ihnen wohl kaum daran; vielmehr behaupten die sogenannten Altkatholiken fest auf dem Tridentinum zu stehen und was die Hauptsache ist, es fehlt der Opposition gegen die päpstliche Unfehlbarkeit der eigentlich reformatorische Beweggrund: „es steht geschrieben; ich kann nicht anders.“ So wurde denn der Wittgensteiner Antrag abgelehnt.

Auch die Jesuitenfrage kam zur Sprache. Es ist außer Zweifel, daß der Jesuiten-Orden über große Kräfte gebietet. Die beiden neuesten Dogmen — die unbefleckte Empfängniß Mariä und die Unfehlbarkeit des Papstes sind Früchte des Jesuiten-Ordens. Als geistliche Genossenschaft hat derselbe überall seine Emissäre und geht auf materielle und geistige Eroberungen aus. Handelt es sich aber darum, etwa die Hülfe des Staates gegen den Orden in Bewegung zu setzen, so mag der Staat dies thun; die Kirche kann den Staat unmöglich dazu provociren. Der Jesuiten-Orden hat eine geistliche Macht und so ziemt es der Kirche, ihm auch mit geistlicher Macht zu begegnen. Von dieser Anschauung geleitet, beschloß die Synode, in keinerlei Weise die Staatshülfe gegen den fraglichen Orden anzurufen, sondern in der Zuversicht, daß die Todten ihre Todten begraben werden und es nur gut sein kann, wenn der Abgrund der jesuitischen Lehre und Werke offenbar wird, um so mehr sich die geistliche Waffenrüstung St. Pauli angelegen sein zu lassen.

Nicht geringen Unwillen hat vielfach eine den Franciscanerinnen zu Salzkotten gestattete Collecte erregt. Das Sachverhältniß ist folgendes. Der Minister des Innern hat vor 2 Jahren jenem Orden eine Collecte für den ganzen preussischen Staat und bei allen Unterthanen bewilligt. Da ein anderer Weg zur Abhülfe ohne Erfolg geblieben, so hatte man von Seiten der Paderborner Diocese die Sache ans Abgeordnetenhaus gebracht. Zur öffentlichen Verhandlung in der Kammer ist es nicht gekommen; doch hat der Commissar des Ministers des Innern in der Commission einestheils das Geschehene anerkannt, andernteils gesagt, daß an der einmal bewilligten und eingebrachten Collecte nichts mehr zu ändern sei, jedoch solle in Zukunft die Regel strenge innegehalten werden, daß für confessionelle Zwecke nur bei Confessions-Verwandten gesammelt werden dürfe. Und in der That bedarf es des energischen Einhalts auf diesem Gebiete. Denn auch im Mindenschen laufen seit Jahren die lauteften Klagen über die Sammlungen der barmherzigen Schwestern, welche gestützt auf eine Erlaubniß des Oberpräsidiums bei „Freunden“ collectiren. Natürlich steht es in dem Belieben der barmherzigen Schwestern, Haus bei Haus zu collectiren, da sie ja der naiven Voraussetzung leben können,

als seien Alle ihre Freunde. Jene Versicherung des Regierungs-Commissars aber scheint noch gar nicht in Kraft getreten zu sein. Denn eine schriftliche Mittheilung aus Pommern, welche vor versammelter Pr.-Synode mitgetheilt wurde, zeigt, daß noch am 7. Septbr. d. J. die Franciscanerinnen aus Salzkotten dort collectirt haben. Diese sehen mithin die ihnen vor 2 Jahren bewilligte Collecte keinesweges als abgeschlossen an, und entweder ist ihnen kein Ministerialverbot seit der letzten Session des Landtages zugegangen oder sie zeigen sich wenig empfänglich dafür. Der von Minden aus gestellte Antrag, „bei dem Cultusministerium auszuwirken, daß die den barmherzigen Schwestern ertheilte Berechtigung, auch bei den evangelischen Bewohnern für ihre Zwecke collectiren zu dürfen, im Interesse der Parität und des confessionellen Friedens aufgehoben werde“, ist ebenso sehr durch die Umstände geboten, als er billig und gerecht ist. In Betreff der Collecte der Franziscanerinnen zu Salzkotten constatirte 1. Pr.-Synode die allgemeine Mißstimmung über dieselbe, 2. beauftragte sie das Moderamen, Protest dagegen zu erheben, daß die Collecte trotz der ministeriellen Erklärung, die Collecte sei abgeschlossen, noch forterhoben werde, 3. darum zu ersuchen, daß in Zukunft keine derartigen Collecten eingesammelt würden, 4. sollte es doch geschehen, so sei es Pflicht, die Gemeindeglieder vom Geben abzumahnern. Was die Sammlung der barmherzigen Schwestern anlangt, so beschloß die Pr.-Synode: 1. durch ihr Moderamen auf Abänderung der Oberpräsidial-Erlaubniß dahin zu wirken, daß nur bei Confessions-Verwandten die Sammlung gestattet werde, und 2. daß die Geistlichen unserer Kirche verpflichtet würden, öffentlich von dem Mittheilen von Gaben an die barmherzigen Schwestern abzumahnern. An diese confessionellen Zwistigkeiten mit Rom reiht sich die Klage über Aufstellung von Beichtstühlen in der paritätischen Strafanstalt zu Münster. Auf Anordnung des Ministers des Innern sind nämlich zwei feste Beichtstühle in genannter Anstaltskirche aufgestellt. Es ist nicht abzusehen, warum es nicht bei transportablen Beichtstühlen sein Bewenden hat haben können. Auf desfalligen Recurs hat der Minister erklärt, es könne Verstimmlung erregen, wenn nur transportable Stühle in der Anstalt wären. Als ob nicht bei den Evangelischen die Verstimmlung eben so gerecht wäre, daß erst in den letzteren Jahren die Beichtstühle hergerichtet sind, die jetzt den Augen der Evangelischen durch eine Decke verhüllt werden. Pr.-Synode beschloß bei dem Minister durch das Moderamen vorstellig zu werden und auf Entfernung der Beichtstühle zu dringen. —

Endlich schließe ich hier die zur Berathung gelangte Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen im Falle des Todes des Vaters an. Die landrechtliche Bestimmung lautet, daß die Kinder aus Mischehen bis zum 14. Jahre in dem Bekenntnisse des verstorbenen Vaters erzogen werden müssen, wenn sie nicht bereits ein Jahr lang eine andere Schule besucht haben. Es lag der Antrag vor, daß die Kinder in dem fraglichen Falle in der Confession der Mutter erzogen werden sollen. Die den Antrag beratthende Commission war nicht einig geworden, sondern



die Einen waren der Meinung, es möge bei dem bisherigen Gesetze verbleiben, nach welchem die Kinder in der Confession des Vaters auch nach dessen Tode erzogen werden, die Andern waren für eine Aenderung des Gesetzes. Von der letzteren Seite wurde geltend gemacht, das Recht des Vaters gehe nicht über den Tod hinaus, auch das bestehende Gesetz gebe der Mutter das Recht der Vormundschaft und es sei ein unnatürlicher Zwang, daß die Mutter ihr Kind in einer andern Confession erziehen solle. Dagegen wurde behauptet, es sei ein unveräußerliches Recht des Vaters, daß auch nach seinem Tode die Kinder in seiner Confession erzogen würden, auch sei es auf die praktische Folge gesehen unzweifelhaft, daß alle Kinder römischer Mütter der römischen Kirche zufallen würden, was nicht bei allen evangelischen Müttern der Fall sein würde. So war man der Meinung, daß in dieser Angelegenheit die bösen Folgen der Mischehen zu Tage lägen, aber es sei kein Mittel, diese Folgen zu ändern. Mit nicht großer Majorität wurde schließlich der Antrag angenommen: Prov.-Synode scheidet von dem Antrage auf principielle Aenderung des Gesetzes ab; dagegen soll bei den hohen Behörden auf ein Gesetz hingewirkt werden, daß die Kinder eines in der Mischehe gestorbenen Vaters in derjenigen Confession erzogen werden sollen, worin er ein Jahr vor seinem Tode ein Kind hat unterrichten lassen; er hat damit seinen Willen für alle Kinder in Bezug auf Confession erklärt, wenn an dem Orte sich Schulen beider Confession befinden und der Vater nicht auf glaubwürdige Weise schriftlich anders in dieser Beziehung verfügt hat.

Es kann nicht anders sein, als daß in den 3 Jahren, welche jedesmal zwischen den Versammlungen der Prov.-Synode liegen, eine ganze Anzahl von Fragen und Nothen auftauchen, die dann zuerst als Antrag an die Kreisynoden eine Gestalt auf dem Papiere finden und je nachdem weiter an die Prov.-Synode gelangen. Wenn nur nicht oft so viel Zeit auf einfache Sachen verwandt würde! Dann würde es nicht geschehen, daß man am Schlusse oft sehr wichtige Sachen kurz und rasch erledigt. Beispielsweise wurde das Referat der liturgischen Commission, das in der letzten Sitzung gegeben wurde, mit außerordentlicher Eile zu Ende gebracht; die Stunde des Schlusses der Synode war bereits anberaumt und so wurden in größter Eile eine große Anzahl liturgischer Fragen erledigt. Ich reserve hier, ehe ich zu den das christliche Leben betreffenden Mittheilungen übergehe, vorab noch über einzelne Verwaltungsfragen und Anträge. In einer Synode hat man angefangen, die Titulaturen „Hochwürden, Hochwürden“ wegzulassen. Man versichert, man fühle sich wohl dabei. Es wurde empfohlen, diesem Beispiele zu folgen, welche Empfehlung sich die Prov.-Synode mit kleiner Majorität aneignete. Die Sache wurde mit einem gewissen Humor von manchen Seiten aufgenommen. Aber wie klein sie scheint, dürfte sie doch die ernste Seite haben, daß es in der gegenwärtigen nivellirenden Zeit, der man wahrlich keinen übergroßen Respect vor dem geistlichen Amt vorsetzen kann, kaum wohlgethan ist, daß der geistliche Stand

selbst dahinstrebt, die Würde des Amtes wenigstens in der Titulatur abzustreifen. Das Amt hat wirkliche Klarheit und Würde. Warum sollen seine Träger nicht Hochwürden genannt werden? Der Titel ist nicht inhaltlos und braucht es nicht zu sein und zu werden. Im Allgemeinen wird es wohl mit der gedachten Empfehlung keine weiteren Folgen haben.

In dem pfarramtlichen Leben macht es oft Mühe dem Stempelgesetze gerecht zu werden. Es soll gesetzlich zu allen Tauf-, Copulations- und Todten-Scheinen ein Stempel von 15 Sgr. verwandt werden, wenn anders nicht offenkundige Armuth es verhindert. Nun giebt es aber unzählige Fälle, in denen gerade keine absolute Armuth vorhanden ist, gleichwohl die Stempelgebühr hart fällt. Für solche Pfarrer, die an der Grenze wohnen, kommt oft noch der Uebelstand hinzu, daß in dem Nachbarlande, wie z. B. auch in der Provinz Hannover, der Stempel nur 2½ Sgr. kostet. Man hatte deshalb den Antrag eingebracht, Pr.-Synode möge Schritte thun zur Herabminderung des Stempelbetrages. Dieser Antrag wurde dahin angenommen, daß der Ev. Oberkirchenrath gebeten werden solle, bei der bevorstehenden Stempelregulirung dahin zu wirken, daß die Stempelgebühr, wenn nicht ganz abgeschafft, so doch bedeutend erniedrigt werden möge.

Gelegentlich eines Gesuches bei einer Regierung um Bekanntmachung der Auslosungen von Eisenbahn-Papieren wurde mit Recht bemerkt, daß es nicht zu empfehlen sei, kirchliche Capitalien in Industrie-Papieren anzulegen; wer es thue, gehe damit immerhin ein Risiko ein. Es wurde auch von der Pr.-Synode den Presbyterien empfohlen, die kirchlichen Capitalien in sicheren Hypotheken auf Grund und Boden anzulegen. Damit ist nicht bloß für die kirchlichen Fonds die bestmögliche Sicherheit gegeben, sondern es ist auch in manchen Fällen denjenigen, die leihen müssen, ein guter Dienst erzeigt. Um gleich eine andere Geldangelegenheit zu erwähnen, so fand ein Vorschlag, ob es nicht zweckdienlich sei, wenn Kirchen, Schulen und Pfarren sich gegenseitig Versicherung leisteten, vielfachen Anklang. Es wurde beschlossen, Consistorium möge durch die Superintenden ten ermitteln lassen, wie viel Kirchen, Schul- und Pfarrhäuser in einem gewissen Zeitraume durch Brand zerstört seien. Danach werde sich herausstellen, ob es nicht ein einträgliches Unternehmen sei, in erwähnter Art die Versicherung zu bewerkstelligen.

## Geschichtliche Entwicklung und Darstellung des Sozial-Demokratismus — und die Aufgabe der Kirche.

### II.

Der Umschwung in der Gegenwart.

Demselben kam insbesondere die immer engere Verbindung zu Statten, welche durch die Erleichterung im Gebrauch der



Verkehrsmittel und durch die Solidarität der Interessen unter den verschiedenen Nationen angebahnt wurde! In früheren Zeiten beschränkte sich die s. g. internationale Verbindung auf Fürsten-, Diplomaten- und Gelehrten-Zusammenkünfte; dem dritten Stande waren weite Reisen „ins Ausland“ zu kostspielig und zeitraubend, und — im Ganzen war es eine Seltenheit, wenn junge Kaufleute oder reisende Handwerksburschen den Rhein gegen Frankreich, oder die Donau gegen Ungarn, oder die Türkei, oder die Weichsel gegen Polen und Rußland hin, überschritten; eher ließ man sich noch eine Auswanderungsreise über das Weltmeer einsechten; Besuche in England waren fast seltener: dies Alles ist in den 2—3 letzten Decennien anders geworden.

Jedoch war die sozialistische Entwicklung, obgleich sie in den Zielen zusammentraf und eine internationale wurde, nach den Nationen eine verschiedene gewesen und es ist darum zunächst unsere Aufgabe, den verschiedenen nationalen Entwicklungen in einigen hauptsächlichsten Punkten zu folgen: In England waren die Bestrebungen der arbeitenden Classen im Einklang mit der industriellen Entwicklung des Landes, und getragen von der vorwiegend praktischen Richtung der englischen Nation.

In Frankreich, dem Lande, dessen Volk seit der Revolution von 1789 den Einflüssen einer von halbweisen theoretischen Sätzen ausgehenden Agitation besonders zugänglich ist, waren es die communistic = socialistischen Ideen, welche in der leicht erregbaren Arbeiterbevölkerung mehr und mehr Boden gewannen (und zu Bestrebungen den Anstoß gaben, denen der Mangel eingehenden und richtigen Verständnisses der natürlichen Grundlagen der Produktion und des Gewerbes, sowie der Erfordernisse des Lebens und damit der Durchführbarkeit fehlte.

In Deutschland stand noch immer das Streben der Kleingewerbe nach Erhaltung ihrer Existenz gegenüber von der Großindustrie in dem Vordergrund der Bewegung. Die Arbeiterfrage im engeren Sinne war in Deutschland nicht naturwüchsig, die sozialistische Bewegung war nur von Außen her in die deutsche Arbeiterwelt und in bestimmte Kreise derselben hineingetragen.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Darlegung zurück auf die ersten Anfänge der sozialistischen Bewegung, der Revolution auf dem Gebiete der Arbeit.

Es war am 20. und 21. Juli 1789 daß Graf Sieyès, General-Vicar der Diocese von Chartres, dem Verfassungsausschusse der französischen Nationalversammlung als Einleitung zu der Grundverfassung Frankreichs die Rechte des Menschen und des Bürgers vortrug.

„Der Mensch“, heißt es hier, „ist vermöge seiner Natur Bedürfnissen unterworfen; allein er besitzt auch durch seine Natur die Mittel,

sie zu befriedigen. Im Schooße der Natur sammelt er ihre Geschenke ein; er sucht sie aus, er vermehrt und vervollkommnet sie durch seine Arbeit; er lernt zu gleicher Zeit alles ihm Schädliche zu vermeiden und demselben zuvorzukommen; er schützt sich, so zu sagen, gegen die Natur mit den Kräften, die er von ihr empfangen hat; sein Fleiß, sich vervollkommnend, schreitet immer fort, und die in ihren Fortschritten unbegrenzte Macht des Menschen unterwirft mehr und mehr alle Kräfte der Natur seinen Bedürfnissen. — Mitten unter seines Gleichen ver setzt, fühlt der Mensch eine Menge neuer Verhältnisse. Die anderen Individuen stellen sich ihm nothwendigerweise entweder als Mittel oder als Hindernisse dar. — Die Verhältnisse der Menschen zu einander sind von zweierlei Art: die einen entspringen aus einem Zustande des Krieges und sind von der Gewalt eingeführt, die anderen entspringen frei aus gegenseitigem Nutzen. — Zwei Menschen, weil sie beide Menschen sind, besitzen in gleichem Grade alle Rechte, welche aus der menschlichen Natur fließen. Jeder Mensch ist also Besitzer seiner Person, oder keiner ist es. Jeder Mensch hat das Recht, über seine Mittel zu schalten, oder keiner hat dieses Recht. Freilich giebt es große Ungleichheiten der Mittel unter den Menschen. Die Natur bildet Starke und Schwache; sie ertheilt dem Einen Verstand, welchen sie Anderen versagt. Daraus folgt, daß unter den Menschen Ungleichheiten in den Arbeiten, Ungleichheiten in dem Ertrage derselben, Ungleichheiten in dem Verbräuche oder Genusse sein werden; allein daraus folgt keineswegs Ungleichheit der Rechte. — Keine Verpflichtung kann bestehen, die nicht auf den freien Willen derer, die die Verpflichtung mit einander eingehen, gegründet ist. Also giebt es keine rechtmäßige Verbindung, wenn sie nicht auf einem gegenseitigen, freiwilligen und freien Vertrag von Seite der Verbundenen beruht. — Der gesellschaftliche Zustand, weit entfernt, die Freiheit des Einzelnen zu verringern, erweitert sie und sichert ihren Genuß, er entfernt eine Menge Hindernisse und Gefahren, denen sie unter dem bloßen Schutze, welchen die Kraft des Einzelnen gewährt, ausgesetzt gewesen wäre, und vertraut sie dem allmächtigen Schutze der Gesellschaft an. — Die Freiheit bezieht sich auf gemeinschaftliche und auf eigene Dinge. — Das Eigenthum seiner Person ist das erste Recht. Aus diesem Rechte fließt das Eigenthum der Handlungen und der Arbeit. Denn die Arbeit ist nichts Anderes, als der Gebrauch der Kräfte; sie folgt augenscheinlich aus dem Eigenthum der Person und der Handlungen. Das Eigenthum der äußeren Gegenstände oder das Sacheigenthum ist ebenfalls nur eine Folge und gleichsam eine Erweiterung des persönlichen Eigenthums. — Derjenige ist frei, welcher die Versicherung hat, in dem Gebrauche seines persönlichen und Sacheigenthums nicht beunruhigt zu werden. Jeder Bürger hat also das Recht zu bleiben, zu gehen, zu denken, zu reden, zu schreiben, zu drucken, bekannt zu machen, zu arbeiten, zu produziren, zu behalten, wegzuführen, zu tauschen, zu verbrauchen u. s. w. — Die Grenzen der Freiheit des Einzelnen fangen da an, wo die Freiheit der Anderen zu schaden anfangen. Das Gesetz muß diese Grenzen bestimmen und angeben.“

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 1. Novemb .

N<sup>o</sup> 87.

## Geschichtliche Entwicklung und Darstellung des Sozial-Demokratismus — und die Aufgabe der Kirche.

### II.

#### Der Umschwung in der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Wir haben diese Sätze schon deshalb ausführlich mitgetheilt, weil sie der fruchtbare Keim aller späteren sozialistischen Verirrungen geworden sind. Sie sind das eigentliche Programm der Revolution geworden. Sie sind etwas maßvoller, als die Rousseau'schen Ideen, aber eben deshalb tiefer eingedrungen selbst in die Kreise der Besonnenen. Die Absolutheit der individuellen Geltung wurde von nun an die Anschauung der Zeit; es standen von jetzt an der Gesamtheit nicht, wie es das Recht mit sich brachte, feste Classen, sondern einzelne Menschen gegenüber. Dem kam die auflösende Tendenz der Revolution zu Statten.

Dieselben Grundzüge finden sich aber auch in den volkswirtschaftlichen Ideen, welche um jene Zeit durch Adam Smith die Herrschaft in Europa erlangten.

Adam Smith beginnt sein berühmtes Werk: (Wealth of nations) „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Reichthums der Nationen (1775—76)“, mit den bedeutungsvollen Worten:

„Die jährliche Arbeit jeder Nation ist die Quelle, welche dieselbe ursprünglich mit all den nothwendigen und nützlichen Gegenständen versieht, welche die Nation jährlich verzehrt, und die entweder in dem unmittelbaren Erzeugnisse jener Nation oder in demjenigen bestehen, was die Nation mit diesem Erzeugnisse von anderen Nationen erkaufte. — Die größte Verbesserung der produktiven Kraft der Arbeit und der größte Theil der Geschicklichkeit, Gewandtheit und Urtheilskraft, mit welcher dieselbe geleitet und angewendet wird, ist die Wirkung der Theilung der Arbeit. Die Arbeitstheilung kann aber weiter nur in dem Verhältnisse ausgebehrt werden, in welchem zuvor Kapital angesammelt ist. Wenn nämlich die Arbeitstheilung einmal durchgeführt ist, so vermag eines Menschen eigene Arbeit nur einen sehr kleinen Theil seiner Bedürfnisse zu befriedigen; der weit größere Theil derselben wird befriedigt durch die Erzeugnisse fremder Arbeit, welche er mit dem Erzeugnisse oder mit dem Preise für die Erzeugnisse seiner Arbeit erkaufte. Dieses Erlaufen fremder Erzeugnisse ist aber erst dann möglich, wenn das Erzeugniß der Arbeit nicht nur vollendet, sondern auch

verkauft ist. Es muß darum ein Vorrath von Gütern verschiedener Art aufgehäuft werden, um den Arbeiter mindestens so lange zu erhalten und mit den Rohstoffen und Werkzeugen für seine Arbeit zu versehen, bis jene beiden Thatfachen eingetreten sind. Wie die Kapitalansammlung der Arbeitstheilung vorausgehen muß, so ist wiederum die Arbeitstheilung nur in dem Maße möglich, in welchem zuvor Capital angesammelt ist.“

So löst sich für Adam Smith das Kapital, von dem die Ausdehnung der Arbeitstheilung abhängig ist, selbst wieder auf in angesammelte Arbeit, und es führt diese Ansammlung wieder zur Arbeitstheilung. — „Arbeit ist der reale Maßstab des Tauschwerths aller Waaren.“

Diese Sätze Adam Smiths haben nicht so sehr die Bedeutung einer wirtschaftlichen Wahrheit, eines theoretischen Ausspruches, sondern sie enthalten sein volkswirtschaftliches Programm. Derselbe bezeichnet darin den Nationen als den von ihnen zu verfolgenden Weg zur Erlangung des höchsten Nationalreichthums und der dadurch bedingten größten Macht die höchste Steigerung der Produktion und des Handels mit anderen Nationen. Die Bahn, welche von England schon damals mit Erfolg betreten worden war, wird hier als der Weg zu dem höchsten wirtschaftlichen Ziel bezeichnet, und dies allgemeine Eintreten auf diese Bahn, welches die folgende Zeit mit sich brachte, hat auch den Anstoß gegeben zu jener wetteifernden Mitwirkung der Nationen in Entwicklung der Industrie und des Handels, in Ausdehnung ihrer Absatzgebiete, Verbesserung der Verkehrswege und Verkehrsmittel jeder Art, welche das gegenwärtige Jahrhundert kennzeichnet. Die sittlichen Folgen sind gekennzeichnet in der damit sich ergießenden Fülle der geistigen und leiblichen Genüsse jeder Art.

Die Anfänge der Gewerbefreiheit sind gegeben in der praktischen Anwendung der oben mitgetheilten Sätze von St. Simon. Die französische Nationalversammlung proklamirte am 3. Sept. 1791 „die schon 1789 festgestellten natürlichen und unveräußerlichen Grundrechte der Menschen.“ Diese Rechte sind: die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit und der Widerstand gegen die Unterdrückung. — Da das Eigenthum ein unverletzliches und geheiligtes Recht ist, so kann dasselbe Niemanden entzogen werden, sofern nicht das auf gesetzlichem Wege erwiesene öffentliche Bedürfniß solches augenscheinlich fordert und nur gegen gerechte vorgängige Entschädigung.

In Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen wurden durch



Dekret vom 2—17. März 1791 durch die französische Nationalversammlung alle Zunftrechte, Privilegien, Gewerbemeister-Rechte und Zunftgeschwornen=Ämter aufgehoben und ausgesprochen: daß es vom 1. April jenes Jahres an jeder Person gestattet sei, jeden Erwerbszweig, jede Kunst und jedes Handwerk, welches ihm güttdünke, auszuüben.

Endlich hob, in Ausführung jener Grundsätze, die Constitution vom 3. Sept. 1791 unwiderruflich alle Einrichtungen, welche die Freiheit und die Gleichheit der Rechte verletzen, alle Standes- und Geburtsvorrechte auf, und bestimmte, daß es für keinen Theil der Nation und für kein Individuum irgend ein Privilegium oder eine Ausnahme von dem gemeinen französischen Rechte, keine Geschwornenämter und Korporationen von Handwerken, Künsten und Gewerben geben solle.

Diese erstmalige, bis dahin unerhörte völlige Freigebung des Gewerbebetriebs wirkte indeß von Anfang keineswegs günstig. An die Stelle der Beschränkung trat die ungemessenste Willkür, und das Verhältniß zwischen den Fabrikanten und ihren Arbeitern ging einer völligen Auflösung entgegen. Der Arbeiter entwendete dem Fabrikanten den anvertrauten Stoff und die übergebenen Muster; andere Fabrikanten bereicherten sich mit Beidem oder gaben selbst die Veranlassung zu solchen Vergehungen. Den Arbeiter hinderte der geschlossene Vertrag nicht, die Werkstätte seines Meisters plötzlich zu verlassen; der Fabrikant scheute sich nicht, an dem verdienten Lohn des Arbeiters zu kürzen. Der Arbeiter vernichtete muthwillig im Atelier das Eigenthum des Fabrikanten; der Fabrikant machte seinem Nachbar den von diesem herangebildeten Arbeiter abspenstig; der Arbeiter weigerte sich, viele Stunden des Tages zu arbeiten und verlangte für die kürzere Arbeitszeit höheren Lohn; der Lehrling endlich vernachlässigte seine Lehrjahre, der Meister den versprochenen Unterricht.

Man schmeckte also damals schon die bitteren Früchte der Gewerbefreiheit. In unseren Zeiten werden sie oft geflissentlich ignoriert und jene Zeiten der Krise werden jetzt hoch gepriesen! Und doch empfand man damals gar bald die Nothwendigkeit, beschränkend einzuschreiten.

Der Arbeiterstand befand sich bereits in einem hohen Grade der Demoralisation: da wurde am 12. April 1803 (22 germinal an XI) ein Gesetz über Manufakturen, Fabriken und Werkstätten erlassen, welches die Errichtung von Berathungskammern für Manufakturen, Fabriken, Künste und Handwerke an Orten zum Gegenstand hatte, wo die Regierung solches für angemessen finde. Daneben wurden die Arbeiter=Coalitionen verboten. Am wichtigsten aber waren die Prud'hommes=Räthe, deren Errichtung im Jahre 1806 und zwar zuerst in Lyon erfolgte. Die dortige Seiden=Industrie, deren Absatz bis dahin jährlich auf 60 Millionen sich berechnete, sank plötzlich in Folge von Täuschungen in der Qualität der Waare. Es wurde das Markensystem, um die Echtheit der Stoffe erkennen zu können, und bald darauf ein Rath der Gewerbeverständigen (Prud'hommes) eingesetzt, welcher aus 9 Mitgliedern, und zwar 5 Fabri-

kanten und 4 Meistern (chefs d'atelier), bestand. Die Aufgabe dieses Rathes bestand darin: Streitigkeiten zwischen Fabrikanten und Arbeitern und zwischen Meistern und ihren Gehülfsen und Lehrlingen durch Vergleich beizulegen, und, soweit solches nicht gelingt, bis zu einem bestimmten Werthbetrage ohne Formen, Kosten und Appellation zu entscheiden. Das Prud'hommes=Gericht constatirt auf Antrag von Betheiligten Contraventionen gegen die Gesetze für die Fabriken, Entfremdung von Material, Unredlichkeiten etc. und sendet Protokolle hierüber an das zuständige Gericht. — Die Prud'hommes=Gerichte wurden nach und nach in sämtlichen Fabrikstädten Frankreichs errichtet. Die französischen Arbeiter machten in Folge dessen bis zur Juli=Revolution vom Jahre 1830 im Ganzen einen befriedigenden Eindruck.

Langsamer und weniger durchgreifend brachen die neuen Ideen sich Bahn in Deutschland, beziehungsweise in Preußen. Im Jahre 1718 wurden neue Vorschriften über den Handwerksbetrieb in Stadt und Land erlassen, welche die früheren Beschränkungen der Landhandwerker milderten.

Das Allgemeine Landrecht, dessen Bearbeitung Friedrich der Gr. im J. 1780 angeordnet hatte und welches im J. 1796 Gesetzeskraft erhielt, machte einige Fortschritte zur freieren Gestaltung der Gewerbeverhältnisse. Es sollte nach den Bestimmungen desselben (II. Th. 8. Tit. 3. Abschn. §§. 179 ff. 407 ff.) da, wo bisher eine Art von Gewerbe in keine Zunft oder Innung eingeschlossen gewesen war, auch ferner der Betrieb desselben einem jeden, welcher damit fortzukommen sich getraut, frei und unbeschränkt sein; wo aber Zünfte seien, müsse ein jeder, der in der Stadt ein zunftmäßiges Gewerbe treiben wolle, sich in dieselben aufnehmen lassen. Nur wo (der Zahl der Meister nach) geschlossene Zünfte bestanden, blieb dem Staate das Recht, nach Befinden der Umstände Freimeister anzustellen.

Am 4. Mai 1806 wurde die Leinen- und Baumwoll=Weberei in Ost-, West- und Neu=Ostpreußen freigegeben, indem durch Verordnung die daselbst bestehenden Leinen- und Baumwollweber=Zünfte aufgehoben, und die Leinen- und Baumwoll=Weberei, sowie die Weberei gemischter Stoffe für ein durchaus freies, unzünftiges Gewerbe erklärt, auch der Verkauf aller Leinen-, Baumwoll- und gemischten Waaren freigegeben wurde.

Nach dem Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807, wodurch Preußen einen großen Theil seines Besitzstandes zur Bildung des Königreichs Westphalen abgetreten hatte, erfolgten jene wichtigen Veränderungen, welche die Stein'sche Verwaltung bezeichneten. Am 19. November 1808 wurde die Städteordnung für sämtliche Städte der preussischen Monarchie erlassen, die unter Anderem folgende Bestimmungen enthielt: In allen Beziehungen soll der Grundsatz leitend bleiben, niemanden in dem Genuße seines Eigenthums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, so lange er in den gesetzlichen Schranken bleibe, weiter einzuschränken, als es zur Beförderung des allgemeinen Wohls nöthig sei. Es sei einem jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung seiner Anlagen, Fähigkeiten und



Kräfte zu gestatten, und alle dagegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf eine legale Weise hinwegzuräumen. Insbesondere sei die möglichste Gewerbefreiheit, sowohl in Absicht der Erzeugung und Verfeinerung, als des Betriebes und Absatzes der Produkte zu beachten. Es sei dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe ihrem natürlichen Gange zu überlassen, und es sei nicht staatswirtschaftlich, zu verlangen, daß sie von einem gewissen Standpunkte ab in eine andere Hand übergehen und nur von gewissen Classen betrieben werden. Diese Grundsätze führten, neben der Beseitigung von Zunftschranken für bestimmte Gewerbe und für einzelne Provinzen, zu dem Edikte vom 28. Okt. 1810 wegen Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer, und zu dem Gesetze vom 7. Sept. 1811 über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe, wodurch für die damals zu Preußen gehörigen Provinzen die bei der Reorganisation des Staats in Aussicht gestellte Gewerbefreiheit hergestellt und, mit Ausnahme bestimmter Gewerbe, jedem gestattet wurde, gegen Lösung eines Gewerbescheines jedes Gewerbe zu treiben; es soll keiner Corporation ein Widerspruchsrecht zustehen. Wer bisher zünftig war, durfte dem Zunftverbande entzogen. Jedes Gewerbe durfte sich durch einen mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschluß auflösen. So in Preußen bis in die neueste Zeit herein.

Ein großes Material liegt vor uns, wenn wir nun zur Uebersicht der Entwicklung der Dinge in England übergehen. Wir können es schwer bewältigen. Da aber der Gang der Entwicklung, bei der leitenden Stellung, welche England auf diesem Felde einnimmt und da derselbe der Geschichte angehört, allgemein bekannt ist, so heben wir nur Einzelnes hervor, um auf den neuesten Stand überzuleiten.

Die industrielle Größe Englands hat ihren Grund in der günstigen kommerziellen Lage und den Naturschätzen Großbritanniens, in der Tüchtigkeit der Bevölkerung, aber auch in der Geschlossenheit des Grundeigenthums, welche manche Hand, die bei freier Theilbarkeit und Veräußerlichkeit von Grund und Boden in dem Landbau Verwendung gefunden hätte, zur Industrie treibt. Den Hauptfaktor dürfen wir aber nicht übersehen: dieser ist Gottes Segen, welcher, ein Gnadengeschenk, nicht zum wenigsten in dem Ordnungssinne des englischen Volkes, in seiner Achtung vor Gesetz und Ordnung, in der religiösen Entschiedenheit und namentlich in der Heilighaltung des Sonntags, sprechend sich kundgiebt! Wir würden erstaunen, wenn wir berechnen könnten, wie viel des Wohlstandes England und Nordamerika der strengen Feier des Sonntags verdanken.

Die Woll-Industrie ist in England seit Jahrhunderten heimisch; schon Eduard III. (1327—1377) hatte eine große Zahl tüchtiger Wollweber aus Flandern zur Einwanderung bestimmt, welche nun die Lehrer der Engländer in diesem Industriezweige wurden, und es war Manchester der Hauptplatz der englischen Woll-Spinnerei und Weberei, lange bevor es der

Mittelpunkt der Baumwollindustrie wurde. — Die Seiden-Industrie wurde im 17. Jahrh. durch französische Flüchtlinge eingeführt. Die Linnen-Industrie war sehr frühe in England, seit dem 17. Jahrh. in Irland heimisch, und wurde hier durch die Gesetzgebung begünstigt. Die später so wichtige Baumwoll-Industrie wurde im 18. Jahrh. aus dem durch die Engländer eroberten Ostindien eingeführt. Im Jahre 1785 wurden 17,992,882 Pfund Baumwolle eingeführt.

Die Verhältnisse wurden durchaus umgestaltet durch die Einführung des Maschinen-Betriebs bei der Baumwolle, Wolle und den anderen Gespinnststoffen und durch die damit in Verbindung tretende Anwendung der Dampfmaschine als nahezu ausschließliche Triebkraft. Die Spinn- und die Dampfmaschine waren die Mächte, welche zumeist die Flotten und Armeen Englands unterstützten, einem großen Theile der rasch zunehmenden Bevölkerung Unterhalt und der lang fortgesetzten landwirthschaftlichen Prosperität die hauptsächlichste Unterlage gegeben haben.

Die Verspinnung und Verwebung der Baumwolle geschah vor der Einführung der Maschinen im Hause des Arbeiters, Frau und Tochter spannen das Garn, das der Mann verwebte, oder das sie verkauften, wenn der Familienvater nicht selbst es verarbeitete. Diese Weberfamilien lebten auf dem Lande in der Nähe der Städte und betrieben daneben auf gepachteten Grundstücken etwas Landwirthschaft. Die erste Erfindung, welche in diesen Verhältnissen eine Aenderung hervorbrachte, war die Jenny des Webers James Hargreaves im Jahre 1764: eine Spinnmaschine mit 16—18 Spindeln, die von einem einzigen Arbeiter getrieben wurden. Im J. 1767 erfand Richard Arkwright, ein Barbier aus Preston die Spinning-Throstle, den Kettenstuhl, auf eine mechanische Triebkraft berechnet. — Durch die Vereinigung dieser beiden Erfindungen brachte Samuel Crompton 1785 die Mule zu Stande, und da Arkwright um dieselbe Zeit die Cardir- und Vorspinn-Maschine erfand, so war hierdurch für die Baumwolle das Fabrikssystem das allein herrschende geworden. Im J. 1810 wurde dieses auch auf den Flachs und die Seide ausgedehnt. Noch im vorigen Jahrhundert erfand D. Cartwright, ein Landpfarrer, den mechanischen Webstuhl, der seit 1804 erfolgreich gegen die Handwerker concurriren konnte. Alle diese Erfindungen erhielten endlich doppelte Wichtigkeit durch James Watts Dampfmaschine, die um 1764 erfunden, und seit 1785 zur Betreibung von Spinnmaschinen verwendet wurde. Es entstand dadurch eine tiefgehende Bewegung. In manchen Gegenden und Städten (z. B. in Blackburn) erhoben sich die Arbeiter wider die Maschinen und der Betrieb derselben mußte theilweise wieder eingestellt werden. Eine Frage tauchte auf, welche von der englischen Gesetzgebung bis auf unsere Tage in fortgehende Erwägung gezogen wurde! Die Verhältnisse der in den Fabriken verwendeten Kinder betreffend; manche Fabriken beschäftigten bis zu 1000 Kinder von 6—12 Jahren; denn es bedurfte die Fabriken nur geringer Menschenkräfte, um die Maschinen in Bewegung zu setzen, und zu leiten. Jedoch waren auch die erwachsenen



Arbeiter in den ins Ungeheure zunehmenden Fabriken nicht entbehrt worden, und so bildete sich denn ein durch die Betriebsweise der Produktion auf die Arbeit in fremder Unternehmung angewiesener Arbeiterstand. Je schärfer dieser gegen andere Stände sich abgränzte und je mehr die einzelnen Zweige des Gewerbes sich vereinigten, desto rascher bildeten sich jene Verbände, welche unter dem Namen der Gewerksvereine (Trade's Unions) bekannt geworden sind; ferner entstand das englische Faktorysystem, die in den Fabriken beschäftigten Kinder und jungen Leute betreffend, welche, wie wir oben sahen, Gegenstand der Gesetzgebung bis zum Parlamente hinauf wurden.

In Folge der Continentsperre entstand in den Jahren 1810 und 1811 in den Fabrikgegenden große Noth, die Löhne wurden herabgesetzt, die Bedürfnisse wurden theurer, — und so kam es denn zu Arbeiter-Unruhen, bei welchen die geheimen Verbindungen unter den Arbeitern ihre Macht entwickelten. Unter Eduard I. waren gegen die Verbindungen der Arbeiter zur Erlangung höherer Löhne strenge Verbote ergangen. Diese Verbote wurden durch Parlamentsakte vom 12. Juli 1799 noch verschärft. Nun bildeten sich höchst gefährliche geheime Verbindungen unter den Arbeitern; darum wurde im Jahre 1825 das Gesetz von 1799 aufgehoben, und nun waren die Gewerksvereine (Trade's Unions) gestattet, welche, wenn sie auch nicht als juristische Personen anerkannt waren, doch nicht mehr als verbotene Geheimbünde galten. Die Einrichtung dieser Gewerksvereine ist im Wesentlichen diese: Zweck des Vereins ist, neben der Unterstützung der Mitglieder in Fällen von Krankheit Unglück, hohem Alter, der Bestreitung von Beerdigungskosten u. d. die Mitglieder besser in den Stand zu setzen, sich gegen eine Herabsetzung der Löhne zu sichern. Die Mitglieder zahlten neben einem ziemlich hohen Eintrittsgeld, einen wöchentlichen Beitrag, der zwischen 1 Penny und 2 Schillingen schwankt. Auf diese Weise wird ein Reservefonds gebildet, der in guten Zeiten sehr rasch wächst, und dazu bestimmt ist, die Mitglieder zu unterstützen, wenn sie, sei es aus Mangel an Arbeit, oder in Folge eines Strikes, feiern. Es ist bekannt, daß diese Gewerksvereine, ganz nach englischem Muster, auch in unseren deutschen Fabrikdistrikten, besonders in Schlesien und im Rheinlande wie in unserer Hauptstadt, sich gebildet, und manchen Strike befördert haben.

Nun fügen wir noch eine kurze Darstellung des Faktorysystems, oder die Bemühungen, das Loos der in den Fabriken beschäftigten Kinder zu verbessern, bei. — Robert Owen, (geboren 1771 zu Newtown, Montgomeryshire gestorben 1857) war für die englische Arbeiterwelt nicht so sehr durch seine socialpolitischen Theorien, wie durch seine Fürsorge für die Arbeiter von Bedeutung. Von dem Schwiegervater Owens, einem Herrn Dale, wurde im Jahre 1784 New-Lanark in Schottland, an den Ufern des Clyde gegründet, und bestand aus einer mit Wasserkraft getriebenen Baumwollenspinnerei, welche von Owen in einem keineswegs blühenden Zustande übernommen wurde, da

es an Arbeitskräften fehlte, und man deshalb gezwungen gewesen war, den Auswurf der Gesellschaft und die schwächlichen Kinder aus den Armenanstalten Edinburghs zu verwenden. Robert Owen machte in vier Jahren aus diesen Elementen eine zufriedene und musterhafte Bevölkerung von 2000 Seelen, indem er jedem Laster nachging und es meist ohne Strafe durch Belehrung und das Beispiel von Aufsehern heilte, die unter den Augen und durch die Bemühungen Owens herangezogen worden waren, und von seinem Geiste durchdrungen, Ordnung, Friede und Milde in jede Arbeiter-Familie brachten. Dadurch kam New-Lanark in einen blühenden Stand: jedes Haus hatte seinen Garten, dessen Anbau den Arbeiter in den Erholungsstunden beschäftigte; die Arbeitszeit war auf täglich 10 Stunden festgesetzt; Kinder wurden vor vollendetem zehnten Jahre zur Arbeit nicht zugelassen. Die Arbeitsräume waren geräumig, reinlich, lustig, mit Ventilatoren versehen, die den Staub entfernten. Alles war im Interesse der Arbeit, noch mehr aber im Interesse der Arbeiter eingerichtet. Mit Tagesanbruch begannen alle Geschäfte gleichzeitig, und die Arbeiter wetteiferten in Thätigkeit, Präcision und Gewandtheit. Belohnungen und Strafen waren unbekannt; die Bezeichnung des Arbeiters durch eine fein Prädikat andeutende, verschieden gefärbte Tafel, enthielt das ganze Reglement der Fabrik. Die Arbeiter erhielten Löhne; allein Owen verschaffte ihnen das Mittel, besser auszukommen, indem er Magazine anlegte, in denen die nothwendigsten Mittel zum Leben dem Arbeiter um den Engrospreis, um den sie erkaufte worden waren, abgegeben wurden. Jeder Arbeiter erhielt für seine Arbeit Waaren, Lebensmittel oder Geld, nach seiner Wahl; in manchen Fällen namentlich bei Krankheiten, konnte er einen Voranschuss erlangen. Für die unverheiratheten Arbeiter bestand eine gemeinschaftliche Küche, wodurch sie die Vortheile einer besseren, reichlicheren und mit Abwechslung verbundenen Ernährung erlangten. Durch Owen bestimmt errichteten die Eigenthümer des Etablissements ein Krankenhaus und eine Schule für Kinder bis zum 10. Jahre, welche Owen selber leitete und worin die Knaben neben dem Elementar-Unterricht in Naturgeschichte und Geschichte, die Mädchen nur im Schreiben, Lesen und Rechnen, alle aber in der Religion Unterricht erhielten. So gedieh New-Lanark, und gewann überallhin an Ruf, bis Owen im Jahre 1817 mit seinen bekannten Ideen der Unverantwortlichkeit des Menschen entschiedener hervortrat und nun in fortwährende Fehden bis an sein Ende verwickelt wurde. — Seine menschenfreundlichen Pläne zur Erleichterung des Looses der in den Fabriken arbeitenden Kinder fanden eben so viele Anerkennung als Widerstand; viele Fabrikanten sträubten sich beharrlich gegen Erleichterung und Schonung der unglücklichen Geschöpfe. Im Ministerium und vor dem Parlamente wurden langwierige Verhandlungen darüber geführt, bis dann endlich, wie es in England oft geschehen, unter beharrlichem Kampfe und Widerstande, das Gute vollständig siegte.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 4. November.

N<sup>o</sup> 88.

## Kirchliche Nachrichten.

### Die Gnadauer Herbst-Versammlung.

Gnadau war diesmal sehr leer, doch aber sehr belebt; die wenigen Theilnehmer schieden, so viel wir wissen, fast ausnahmslos befriedigt. Daß es so leer war, lag theils an dem sehr ungünstigen Wetter, theils an der dicht folgenden Berliner Oktober-Versammlung; daß es so belebt war, theils an der kleinen Zahl der in wahrhaft brüderlichem Geiste Vereinigten, wodurch manch sonst zurückhaltendem Gemüth der Mund geöffnet wurde, theils an den anziehenden Gegenständen der Verhandlung, die allseitig die Lust zur Aussprache weckten.

Es war wohl die Einwirkung der nahen Berliner Oktober-Versammlung, was den Vorsitzenden bewog, an das zur Eröffnung verlesene Schriftwort, Ps. 46, mehr anzuknüpfen, als es auszulegen, wie wir das auch zu Zeiten größerer Bewegung von dem sel. Westermeyer gewohnt waren. Die Stadt Gottes, über die sich der h. Sänger tröstet, daß Gott bei ihr darinnen sei, darum werde sie wohl bleiben, war schon in nächster Beziehung nicht etwas rein Geistiges und Unsichtbares, sondern die Stätte, wo die Berge Moriah und Zion, mit ihren heiligen und heilsgeschichtlichen Monumenten gekrönt, sich erhoben, und ist heute die lutherische Kirche. Die ist Gottes Stadt, nicht wegen der größeren Heiligkeit und Würdigkeit ihrer Glieder, auch nicht wegen der Vortrefflichkeit ihrer Institutionen, sondern wegen der Schriftmäßigkeit ihres Bekenntnisses. Wo das rechte Wort Gottes ist, d. h. wo Gottes Wort recht gelehrt wird, da ist die rechte Kirche; dessen darf sich die Kirche deutscher Reformation in Demuth rühmen. Zwar ist auch in die lutherische Kirche der Abfall von Gottes Wort, die Untreue gegen den Herrn der Stadt eingebracht und hat sie nach dem Maaße der Ausdehnung desselben aufgehört, Gottes Stadt zu sein. Indes ihr Bekenntniß hat doch auch die Zeit des Abfalls hindurch zu Recht bestanden, soll auch nach preussischem Königswort — und das gilt noch etwas — ferner unangetastet bleiben; — und ist auch wieder eine Macht geworden, mit der man rechnen muß und auch in der That zu rechnen geneigt ist. Aber noch will man sie oder uns, die wir sie vertreten, als eine bloße, wenn auch historisch berechnete Partei neben den andern betrachten und behandeln. Das ist sie nicht, und wir

wollen sie auch dazu nicht machen durch falsche Exklusivität. Es ist nicht Exklusivität, nicht engherziger Hochmuth, wenn wir behaupten: die lutherische Kirche ist die Kirche, sie allein; denn wir verwerfen damit nicht die andern Kirchengemeinschaften als falsche Kirchen, schließen sie nicht aus von den Ringmauern der Stadt Gottes, sondern sagen: so weit sie unser Bekenntniß theilen, haben sie auch Theil an dem hohen Namen und den herrlichen Verheißungen der geliebten Stadt. Darum bekämpfen wir auch sie nicht als solche, wie das die Parteien untereinander thun, sondern nur ihre Abweichungen vom Bekenntniß der Wahrheit. Wir erkennen bereitwillig die Gaben an, die sie, vielleicht vor uns, empfangen haben, wollen auch gerne mit ihnen gehen und arbeiten; aber Eins können wir nicht, zu Gunsten einer Vereinigung mit ihnen auch nur einen Titel unsers Bekenntnisses preisgeben, denn das ist nicht unser, sondern unsers Gottes, und auf dessen Reinerhaltung und Durchführung in Lehre und Leben gründet sich allein unser Anspruch, Stadt Gottes zu sein. Und doch verlangt man das von uns! Dem Einzelnen will man wohl sein lutherisches Bekenntniß lassen, auch der Einzelgemeinde, so lange sich kein Widerspruch dagegen erhebt, als Privatüberzeugung läßt man es gelten, aber wo es den Plänen der Menschen hinderlich ist, den Bau der deutsch-evangelischen Nationalkirche stört, sucht man es zu beseitigen oder doch für seine Zwecke umzuformen. Diese Tendenz macht das Wesen der Union aus. Die Berliner Oktober-Versammlung wandelt dieselben Wege, nur das sie nicht, wie die Union, zu Gunsten der preussischen Landeskirche, sondern der deutschen Nationalkirche das Bekenntniß modificiren will. Daher dürfen wir nicht nach Berlin gehn. \*) Es ist das der Ehre und Würde unserer Kirche zuwider. Wir sind keine Partei, die sich dort mit den andern zu versöhnen hätte. Auch baut man auf solche Weise durch Reden und Versammlungen keine Kirche. Wir müssen in Geduld und Treue der Stunde des Herrn warten. Was bei dem großen Zusammenbruch sich retten will, wird sich um das lutherische Bekenntniß schaaren. Das ist das Bekenntniß der Zukunft. Lasset uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung und nicht wanken!

\*) Im Privatgespräch wurden etliche Stimmen für die Betheiligung an der Oktober-Versammlung laut; im Ganzen schien jedoch die Stimmung mehr dagegen zu sein.



Hieran schloß sich der Vortrag des P. Dietrich-Breitungen über den Zusammenhang zwischen Auferstehung und Rechtfertigung. Ref. berichtet zunächst, wie Dr. Steinmeyer in seinem Buche: die Auferstehungsgeschichte des Herrn, beide Heilthaten Gottes zu einander in Beziehung gesetzt habe. Nach ihm sei die Auferweckung des Sohnes nicht bloß eine Deklaration des Vaters, daß er das Opfer desselben gnädig angenommen habe und seiner Gerechtigkeit dadurch genügt sei, sondern zugleich der Grund der Rechtfertigung. In der bekannten Römerstelle 4, 25 sei das *διὰ τῆς δικαιοσύνης ἡμῶν* zu übersetzen: zum Zweck unserer Gerechtfertigung. Gott sei nach St. die imputatio der justitia per Christum acquisita erst dadurch ermöglicht worden, daß er in dem Auferstandenen den Bürgen für die Gerechtwendung der Gläubigen besaß. Ref. wendet sich darnach zur Schrift und weist aus derselben nach, wie auch sie die Rechtfertigung und Neubelebung des in Sünden todten Menschen als Heilzweck der Auferstehung lehre, bringt dann zahlreiche Zeugnisse der lutherischen Väter bei über ihre Auffassung des Verhältnisses zwischen Auferstehung und Rechtfertigung, woraus sich ergebe, daß allerdings zwischen ihnen und Steinmeyer ein gewisser Unterschied statfinde, aber doch im Kern der Frage völlige Uebereinstimmung, so daß die von letzterem versuchte Weiterbildung der Lehre keine Abweichung involvire; und zeigt endlich aus dem liturgischen und hymnologischen Schatz der Kirche, wie eng und unzertrennlich für das gläubige Gemüth Auferstehung und Rechtfertigung allezeit verbunden gewesen sei.

Die sich nun entspinneude Debatte lieferte einen erfreulichen Beweis dafür, wie fest das theuere Kleinod der Rechtfertigung aus dem Glauben den Verkündigern des Evangeliums an's Herz gewachsen ist und wie sorgsam jede auch nur scheinbare Verlegung desselben von ihnen fern zu halten gesucht wird. Es war manchen von den Rednern das Steinmeyer'sche Werk nur aus dem Referat, das überdies nur einen Theil desselben näher behandelte, bekannt, und daher kam es, daß dem gelehrten Verfasser hin und her Ansichten imputirt wurden, die ihm wohl ferne liegen. Ref. hatte nämlich in seinem Vortrage auch erwähnt, daß sein Autor als einen weiteren Heilzweck der Auferstehung die Ausgießung des heil. Geistes zur Einwohnung in den Gläubigen bezeichne, und dies hatte in Verbindung mit der Aeußerung: die justificatio sei erst dadurch ermöglicht, daß Gott in dem Auferstandenen den Bürgen für die Gerechtwendung der Gläubigen besaß, in Einzelnen die allerdings ungegründete Befürchtung erregt, als sei Dr. St. in Gefahr, Rechtfertigung und Heiligung nicht streng genug zu unterscheiden. Andere wiesen diese Bedenken zurück. Die Debatte berührte indeß diese Frage über Rechtfertigung und Heiligung nur flüchtiger, beschäftigte sich vielmehr vorwiegend mit der Frage nach der soteriologischen Bedeutung der Auferstehung. Einige Brüder wollten ihr nur declaratorische Bedeutung zuerkennen. Mit dem Tode Christi sei ein Erlösungswerk völlig vollbracht, wie er selbst das am Kreuze bezeugt habe, durch die Auferstehung sei er als der Er-

löser erwiesen, und der Vater habe ihn als solchen öffentlich anerkannt; Andere sagten, die Vergebung der Sünden hätten wir dem Tode, die Zurechnung der Gerechtigkeit der Auferstehung Christi zu verdanken. Wieder andere bestritten die Zulässigkeit solch' abstracter Scheidung. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Das sei die Bedeutung des Osterwunders, daß Gott durch den Auferstandenen die Welt in einem andern Licht ansehe; es wehe aus dem geöffnieten Grabe, seit Christus es verlassen, eine neue Luft in der Welt. — War's auch zu bedauern, daß auf die eigentliche Tendenz des besprochenen Buches, die Wahrhaftigkeit der Auferstehung Christi aus dem Heilzweck zu erweisen, dessen Erreichung ohne die Realität jener Wunderthat schlechterdings unmöglich sei, nicht weiter eingegangen wurde, so ließ doch die Wärme und Lebendigkeit der Verhandlung die Anwesenden mit Befriedigung den Saal zur Mittagspause verlassen. War es auch keine brennende Frage gewesen, die man besprochen hatte, sondern eine wissenschaftliche; Gnadau ist nicht in dem Maße in's Parteinwesen verstrickt, daß nicht auch ein solcher Gegenstand Herz und Kopf der Theilnehmer in Bewegung zu setzen vermöchte.

Nachmittags stand dagegen eine brennende Frage auf der Tagesordnung, ob die gastweise Zulassung der Reformirten und Uniten nach Lehre und Praxis der luth. Kirche statthaft sei. Zuvor berichtete noch Sup. Martius über die Schritte, welche die auf der Osterconferenz gewählte Commission für innere Mission gethan habe. Er erbat sich die Zustimmung der Versammlung für einige Vorschläge, die darauf hinausliefen, eine Verbindung und Organisation der in der Provinz Sachsen schon bestehenden Anstalten und Thätigkeiten für innere Mission herbeizuführen und mit Rath und That zu ihrer Förderung mitzuwirken. (In Folge dessen wurde beim Abendessen eine Collekte für innere Mission gesammelt, die gegen sechs Thaler ergab.) Es knüpfte sich daran eine kurze Debatte, die zu dem Vorsatze anregte, auch diesen Theil des geistlichen Arbeitsfeldes von Neuem in Gnadau ernstlich in's Auge fassen zu wollen. Denn es wurde mehrfach, wenn auch nicht unbestritten, der Vorwurf erhoben, Gnadau habe in dem Stück in letzter Zeit zu wenig gethan. Nun hielt Sup. Böttcher sein Referat über das gedachte Thema. Blicken wir auf die Lehre unserer Kirche, sagte er, so sei es keinem Zweifel unterworfen, daß jede Art von Altargemeinschaft zwischen Lutherischen und Andersgläubigen abgelehnt werden müsse; selbst der milde Spener urtheile so. In der Praxis hingegen habe sich die Sache von Anfang an anders gestaltet. Selbst Heshusius habe zu Heidelberg mit einem reformirten Collegen die sacra administravit. Die Prüfung der früheren Stellung der luth. Kirche zu dieser Frage ergebe daher, daß sie allezeit die Verhältnisse berücksichtigt habe. Das sei heute, wo die Zeiten nach jeder Richtung andere geworden seien, erst recht geboten. Wo Nationalismus und Herkommen alle Schranken zwischen den evangelischen Confessionen beseitigt und volle Union zur Geltung gebracht hat, (Baden), da besteht



unterschiedslose Abendmahlsgemeinschaft zu Recht. Bei uns ist es noch nicht so weit. Wir haben noch luth. Ordnungen, obwohl ihre Wahrung allein vom Pastor abhängt; Garantie von oben dafür versagt man uns. So müssen wir daran festhalten: das Normale ist, daß jedes Kirchenglied an dem Altare seiner Kirche, zu der er sich bekennt, communicire; daher sind Fremde abzuweisen. Indes ohne Anmeldung und Beichtverhör ist es unmöglich, die Schranken wieder aufzurichten. Sind wir doch ohne das kaum im Stande aus der eigenen Gemeinde Unwürdige fern zu halten. In größeren Gemeinden können Fremde theilnehmen, ohne daß wir es wissen. Schon das verbietet uns jede Zulassung der Reformirten zu verwerfen. Die Verhältnisse leiden es nicht, die Voraussetzungen dafür fehlen. Aber auch der Umstand spricht für eine milde Praxis, daß heute die wenigsten Glieder der reformirten Kirche als Vertreter ihrer Lehre anzusehen sind; die meisten kennen und verstehen die Lehrunterschiede kaum, und sind als solche zu betrachten, die schon von unsern Vätern als „fromme, unschuldige Leute, die aus Einfalt irren,“ bezeichnet und milder als die eigentlichen Vertreter der falschen Lehre beurtheilt wurden. Nach dem Allen müssen wir die gastweise Zulassung Reformirter und Unirter befürworten. Indes ist sie nur unter gewissen Cauteleu statthaft und in bestimmten Schranken. Wir können das bußfertige Herz nicht als die einzige Bedingung anerkennen. Die Wahrung der kirchlichen Ordnung und des kirchlichen Bekenntnisses erfordert ein Acht-haben nicht allein auf *fides viva*, sondern auch die *fides vera*. Die Rücksicht darauf gestattet die Zulassung von Confessionsverwandten nur in den Fällen, wo ihnen die Communion am Altar der eigenen Kirche unmöglich oder doch sehr erschwert ist, wo eine annähernde, nicht gegnerische Stellung zur lutherischen Sakramentslehre constatirt ist, also bei jenen *pils animis* des Concordienbuches, endlich wo die Theilnahme nicht wiederholt, sondern nur einmal ausnahmsweise begehrt wird. Daß der lutherische Ritus nicht abzuschwächen sei, war bei dem allen selbstverständliche Voraussetzung.

Die Diskussion des Themas bewegte sich vorwiegend um zwei Punkte, einmal um die Frage, ob die lutherischen Geistlichen Preußens gezwungen und verpflichtet seien, jeden Reformirten und Unirten, wenn er sonst nicht unwürdig wäre, zum luther. Sakrament zuzulassen oder nicht. Ist das Erste der Fall, so sind Sie völlig in der Union, rief uns eine Stimme aus Hesse-Darmstadt zu. Einige Brüder bestritten, andere behaupteten jene fragliche Verpflichtung. Mit Recht wurde darauf aufmerksam gemacht, daß wir jetzt nicht die kirchenrechtliche Seite der Frage, sondern die pastorale zu behandeln hätten. Darüber, was das pastorale Gewissen zu fordern hätte, gingen denn auch die Ansichten ziemlich weit auseinander. Ein Bruder, der mit dem lutherischen den unirten Standpunkt zu vereinigen sucht, erklärte sich gegen jede Art von Beichtverhör; dadurch würden die das Sakrament Begehrenden zurückgeschreckt und der ohnehin nur schwach vorhandene Zug zu Gottes Tisch

noch mehr gelähmt. So weit ging sonst Niemand. Einige meinten, es genüge, wenn der Geist der lutherischen Abendmahlordnung, die in der lutherischen Spendeformel gipfele, sich füge, andern war dies zu wenig. Daß der lutherische Ritus zu Gunsten der Fremden nicht preisgegeben werden dürfe, darin waren alle ohne Ausnahme einig. Je milder wir gegen die draußen Stehenden sind, äußerte einer der Brüder, desto heller müssen wir die Herrlichkeit des lutherischen Sakraments herausstrahlen lassen. Im Ganzen wird es bei uns in Sachsen auch so gehalten, berichtete ein Gast von dort her. Es sind freilich unter uns auch Viele einer strengeren Praxis zugethan, das Kirchenregiment aber steht auf dem Standpunkt, hat wenigstens über die Zulassung der preussischen Soldaten in der Weise entschieden. Wir, sagte der Gast aus Hesse, fragen den Ref., der bei uns das Sakrament begehrt, bekennst du, daß du den wahren Leib und Blut Christi unter dem Brod und Wein empfängst? Antwortet er: ja, so lassen wir ihn zu. Das ist zu wenig, nicht präcis genug, hieß es hier, das ist zu viel, das ist gleich Uebertritt, hieß es dort. Als im Ganzen zutreffender Ausdruck der allgemeinen Ueberzeugung sämmtlicher Anwesenden und vieler Abwesenden wurde schließlich folgende Formel entworfen und angenommen. Sie lautet unter Weglassung des Einganges: Die Gnadauer Konferenz . . . . erklärt, daß, obwohl an dem Altar der lutherischen Kirche nur ihre eigenen Angehörigen Anrecht haben, sie es mit dem Brauche dieser Kirche nicht im Widerspruch sieht, eine gastweise Zulassung reformirter Christen unter Wahrung der lutherischen Abendmahlordnung zu gestatten, daß dabei aber dem luther. Geistlichen das Recht bliebe, Reformirte unter gewissen Umständen als solche zurückzuweisen. Allerdings ist diese Erklärung etwas vage und umgeht die Kernfrage: unter welchen Umständen? Bei den auseinander gehenden Ansichten war indes eine präcisere Fassung nicht zu ermöglichen. Das klarste Wort zur Sache hat jedenfalls der Herr Referent gesprochen und man kann in seinen Postulaten mit Ausnahme des dritten, das Widerspruch fand, wohl ebenfalls den Meinungsausdruck der Versammlung erblicken. Denn daß nur im Nothfalle, wenn auch diesen im weitesten Sinne gefaßt, die gastweise Zulassung statthaft sei, wurde zwar sonst nicht ausgesprochen, doch wohl aber vorausgesetzt. —

Am Abend hielt uns der würdige Veteran Bruder Kocholl die Andacht über Luc. 7, 36 ff.

Den andern Morgen früh 7 Uhr trug uns Sup. Martius seine Gedanken über Begriff und Methode des Confirmanden-Unterrichts vor. Auch von diesem inhaltreichen Vortrag können wir nur das Gerippe geben. Ref. warf zuerst einen kurzen Blick auf die Geschichte der Confirmation, entwickelte dann den Begriff des Confirmanden-Unterrichts, gab dann das Lehrziel an, (Betreiber, Nachtmahlskinder sollen die Kinder werden), ferner die Lehrmethode, den Lehrgang (mit der Lehre von der Taufe sei zu beginnen, das Gesetz anfänglich nur kurz, beim



dritten Artikel eingehender zu behandeln) endlich die Lehrform und etliche Lehrbücher. — Das hieran anknüpfende Gespräch lenkte alsbald zur Confirmationshandlung über. Man stritt darüber, ob derselben auch ein sacramentaler charismatischer Charakter zukäme oder nur ein deklaratorischer. Im beschränkten Sinne, nicht in der Ausdehnung, wie Biskum das gethan, wollten einige Brüder ihr auch jenen Charakter vindiciren. Wenn auch nicht eigentlich durch die Handauslegung, so doch durch's Gebet würde der heilige Geist auf die Kinder herabgezogen. Dem gegenüber wurde überzeugend geltend gemacht, daß man nur die Wahl habe, eine an die Handlung als solche auf alle Fälle gebundene Segenswirkung anzunehmen oder abzulehnen. Im ersteren Falle mache man die Confirmation zum Sacrament; das ginge nicht. Der heilige Geist könne ja wohl kommen, aber er müsse nicht kommen, etwa dann, wenn für die Kinder gebetet und ihnen die Hand aufgelegt werde; er sei hierbei weder an ein bestimmtes Wort, noch an einen bestimmten Aktus gebunden. —

Ref. lenkte die Unterredung wieder auf das eigentliche Thema zurück. Was darüber noch von vielen Seiten geäußert wurde, waren Mittheilungen, wie von den einzelnen Brüdern der Confirmanden = Unterricht behandelt würde und läßt sich daher hier in der Kürze nicht wiedergeben. — Um 10 Uhr wurde die Conferenz in altbekannter Weise geschlossen.

Wer die kleine Schaar der Erschienenen zum Betstuhl ziehen sah, mochte wohl denken, die Gnabauer Conferenz liegt im Sterben; wer dagegen den Verhandlungen beigewohnt hat, der muß doch bekennen: es pulst noch frisches, kräftiges Leben in dem mehr als 40jährigen Baume. Gott der Herr aber blicke in Gnaden auf dieses fein Gewächs und halte noch ferner seine schirmende und segnende Hand darüber!

### Die zweite Generalsynode Augsburgischer und Helvetischer Confession in Wien.

Schon im vorigen Jahr hätte die Synode, die alle 6 Jahre tagen soll, einberufen werden sollen, aber der Oberkirchenrath und die Mehrzahl der Mitglieder des Synodalausschusses hielten es damals nicht für opportun. So wurden die Synoden beider Bekenntnisse erst in diesem Jahr abgehalten und zwar am 7. Juni eröffnet. Superintendent Hönel aus Biala in Galizien hielt den Einleitungsgottesdienst in der luth. Kirche. Seine Predigt über 2. Cor. 4, 8 war ein Zeugniß für die Principien des Protestantenvereins, als dessen begeisterten Anhänger er sich auch sonst schon kundgegeben. Das Festhalten an dem Bekenntnisse und das Auftreten gegen einige freisinnige Prediger von Seite der kirchlichen Behörden beklagte er ebenso wie das Verhalten der Bischöfe und findet in jenen „Maßregelungen“ eine Ursache der Bangigkeit für das Gedeihen der evang. Kirche. Diese Predigt hatte selbstverständlich einerseits große Mißbilligung, ander-

seits lebhaften Beifall gefunden und war wohl der Vorbote des Gegensatzes, der sich im Verlauf der Synode mehrmals offenbarte.

Geistvoll wie immer, predigte Dr. Wilkens, zweiter Pfarrer an der reformirten Kirche in Wien bei dem gleichen Anlaß über Apostelgesch. 25, 11. 12 und gab unbewußt auf Hönels Predigt die Antwort, in dem er bei der Schilderung der kirchlichen Lage den großen Schaden berührte, der für die Kirche dadurch entstehe, daß der Unglaube auch in die Kirchenämter, ja auch auf die Kanzel dringe.

Der Präsident des Oberkirchenraths Dr. Zimmermann eröffnete sodann jede der Synoden mit einer abgelesenen Ansprache. Als Vorsitzender der luth. Synode wurde gewählt Sup. Schmißner aus Bielitz in k. k. Schlesien, der auch Mitglied des Reichsrathes war, als Vorsitzender der reformirten Synode Sup. Beseley aus Kloster, einem böhmischen Dorfe. Letztere zählt 21, jene 42 Mitglieder; jede besteht aus den Superintendenten und Senioren (Defanen) ihrer Confession, ferner aus den weltlichen Vorstehern jeder Superintendenz, den Superintendentialkuratoren, wie sie heißen, und je einem aus der Mitte der Senioratsversammlung gewählten weltlichen Mitglied je eines Seniorates; auch wählt die evangelisch = theologische Fakultät in Wien für jede Synode je einen Vertreter, und die Mittelschulen und höheren Lehranstalten haben gleichfalls einen Abgeordneten für dieselbe aus der gesamten Lehrerschaft zu wählen.

Wie in der ersten Synode 1864 die Reformirten an die Lutheraner die Einladung gerichtet hatten, gemeinsam zu berathen, so haben diesmal die Mitglieder der luth. Synode denselben Vorschlag der reform. Synode gemacht, aber während damals jene Einladung freudig angenommen worden war, fanden die Lutheraner diesmal nicht dasselbe Entgegenkommen. Obwohl diese bezüglich der Sprachenfrage den Reformirten weitgehende Concessionen machten, gingen diese schließlich doch nicht darauf ein, weil eben die Majorität derselben, die aus Böhmen und Mähren besteht, die Verfassungsfragen nicht gemeinsam behandeln wollten, die Lutheraner aber wieder darauf meinten bestehen zu sollen, daß die Schul- und interkonfessionellen Angelegenheiten, da sie so eng mit den Verfassungsfragen zusammenhängen, von diesen nicht getrennt werden könnten, um dann über sie gemeinschaftlich mit den Reformirten zu verhandeln.

Die Motive zu diesem Verhalten von Seiten der reformirten Synode kamen bald in ihren Verhandlungen über die Verfassungsfragen zu Tage. Die Synodalen aus Böhmen und Mähren traten mit ihren Anträgen auf eine eigene böhmisch-mährische Synode und einen eigenen Oberkirchenrath mit dem Amtssitz in Prag hervor und es wurden diese Anträge auch zum Beschluß erhoben, da die Majorität durch die böhmischen und mährischen Abgeordneten vertreten war. Die deutschen Reformirten erhoben zwar ihre Stimmen dagegen und warnten vor solch einer Spaltung, aber vergeblich. Allerdings muß man bedenken, daß manches diesen Schritt entschuldigt, denn von den



110,000 Reformirten, die unter dem Oberkirchenrath in Wien stehen, sind 100,000 in Böhmen und Mähren, also Tschechen, die zum größten Theil der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Dennoch hatte derselbe ihren Wünschen bezüglich der Sprache nicht genug Rechnung getragen, wie sich auch die lutherischen Synodalen aus Böhmen und Mähren in dieser Hinsicht beschwert haben. Auch konnten sie hoffen, daß ein Oberkirchenrath, der in ihrer Mitte sich befindet, die Gemeinden und ihre Bedürfnisse viel besser und genauer kennen lernen könne, und da er aus ihrer Mitte hervorgehen würde, auch größerer Sympathien von Seiten der Gemeinden sich erfreuen dürfte. Wird es doch auch in den deutschen Provinzen beklagt, daß im Oberkirchenrath N. E. kein Mitglied aus diesen Landen ist, sondern 2 Siebenbürger und ein Professor, der aus Viena berufen worden und schon nachdem er 1 Jahr erst in Wien gewesen, zum Mitgliede des Oberkirchenrathes gemacht wurde. Ob der Präsident des Oberkirchenrathes und dieses geistliche Mitglied desselben einmal Landgemeinden aus eigener Anschauung kennen gelernt und etwa einen Urlaub oder die Ferien zu diesem Zwecke benutzt haben, ist nicht bekannt, aber wünschenswerth wäre es darum, wenn im Oberkirchenrath wenigstens ein Mitglied wäre, das mit den Verhältnissen und Bedürfnissen der Landgemeinden aus längerer eigenen Erfahrung vertraut wäre. Kein Wunder also, daß die böhmischen und mährischen Gemeinden auf ihren Superintendentialversammlungen solche Wünsche aussprachen und diese auf der Synode zur Berathung kamen.

Dennoch müssen wir es tief beklagen, daß hierdurch die ohnedem so kleine Zahl der Protestanten Oesterreichs noch in drei Häuflein sich spalten soll, in die Lutheraner, die deutschen Reformirten, und die reformirten Tschechen, die mit den deutschen durch eine gegenseitige Delegation in Contact bleiben sollen. Noch schlimmer würde uns, wenn für den Fall der Bewilligung des Synodalbeschlusses nicht auch eine Erhöhung des Staatspauischals eintreten würde, denn sonst würde die Summe, die zur Unterstützung hilfsbedürftiger Gemeinden bestimmt ist, durch die für die Oberkirchenräthe erforderlichen Gehalte um ein Beträchtliches geschmälert, und in Hinsicht auf die Bedürfnisse ist sie ohnehin klein genug.

Noch ist nichts bekannt, wie die Regierung diese Petition und Beschlüsse der reformirten Synode erledigen werde, aber bei der politischen Strömung dieser Tage wäre es wohl möglich, daß man ihnen diese Concession machte, und wohl mögen jene Beschlüsse in solcher Hoffnung gefaßt worden sein; der Zeitpunkt wäre dann jedenfalls günstig gewesen.

Vielen Zeitaufwand hatten die Verhandlungen über die gemeinschaftliche Berathung verursacht und doch war die Zeit so kostbar. Insbesondere beanspruchte die Schulfrage eine sorgfältige Behandlung, sie war ja wohl die wichtigste Angelegenheit, die die beiden Synoden beschäftigte.

Darin kamen wohl alle Synodalen überein, daß die neue Schulgesetzgebung in Oesterreich für die Katholiken zwar einen Fortschritt bezeichne, aber die Evangelischen hart beschädige. Sind doch dadurch die Rechte, welche durch das kaiserliche Patent vom 8. April 1861 der evangelischen Kirche in Schulfachen vindicirt werden, empfindlich beeinträchtigt und ihre Schulen, wenn sie dieselben als evangelische behaupten wollen, zu Privatanstalten herabgedrückt. In diesem Falle

müssen die evangelischen Gemeinden zu allen dem, was sie zur Erhaltung der Kirche leisten müssen, noch die nunmehr gesteigerten Anforderungen bezüglich der Schule aus eigenen Mitteln bestreiten, und überdies die Lasten für die öffentlichen Schulen mittragen. Aber wird das allen Gemeinden möglich sein und werden die evangelischen Schulen, die bisher die katholischen in der Regel übertroffen hatten, ferner mit den Staatsschulen gleichen Schritt halten können, wird nicht ein schon jetzt fühlbarer Mangel an evangelischen Lehrern unter solchen Umständen noch mehr hervortreten? Und wenn für die Schule und die bessere Dotirung der Lehrer die Kräfte der Gemeinden so sehr angestrengt werden müßten, wie kann dann noch für die Kirche und für die so nothwendige bessere Dotirung der Geistlichen etwas geschehen?

Und doch muß man die Gefahren noch bedenklicher finden, welche die Auslassung der evangelischen Schulen und ihre Verwandlung in Staatsschulen, oder öffentliche Schulen, wie sie auch genannt werden, mit sich bringt. Wohl heißen sie confessionslos, sind aber, wie eine mehrfache Erfahrung schon gezeigt hat, überall wo die Katholiken die Mehrzahl sind, sehr gut römisch-katholisch, nur wo die Evangelischen vorwiegen, wird mit pedantischer Genauigkeit das Princip der Confessionslosigkeit gewahrt. Bei der großen Zerstreuung in der die Evangelischen wohnen, so daß mancher Pfarrer seine Gemeindeglieder in 10—12, ja auch noch mehr Ortsgemeinden oder katholischen Pfarreien zu suchen hat, ist es dann unmöglich, den vorgeschriebenen Religions-Unterricht, wöchentlich 2 Stunden zu geben und wie können dann die evangelischen Kinder solchen erhalten?

Alle diese Schwierigkeiten wurden wohl erwogen, denn die Schulfrage ist eine Lebensfrage geworden für unsere evangelische Kirche in Oesterreich. Wie aber konnte sie gelöst werden und was konnte die Synode dazu thun?

Die reformirte Synode stellte sich auf das Patent als unsere Rechtsbasis und beantragte: die evangelischen Schulen sollen auch als öffentliche Schulen angesehen und mit Beibehaltung ihres confessionellen Characters aller Rechte derselben theilhaftig werden. Das ist nun allerdings das Ziel unserer Wünsche, aber ist es denkbar, daß die Regierung um der Evangelischen willen jenes Princip der Confessionslosigkeit unanändert? Vielleicht, daß es geschieht aus Rücksicht gegen die Ultramontanen bei der jetzigen ihnen günstigen Strömung, denn auch ihnen ist dieses Princip zuwider; ob dann aber auch aus der etwaigen Aenderung für uns ein Nutzen entspringt, ist sehr fraglich.

Die lutherische Synode wagte nicht, auf eine Aenderung der Schulgesetze ihre Hoffnung zu setzen, sondern suchte innerhalb derselben Mittel und Wege zu finden, um hierfür Hilfe zu schaffen, wozu einige §§. des Gesetzes freilich nur schwache Anhaltspunkte geben. Man beschloß nur um Erhöhung des Staatspauischales zu bitten zur Dotirung der Lehrer oder Katecheten, und hoffte von der Opferwilligkeit der Gemeinden und ihrem evangelischen Bewußtsein, daß sie womöglich ihre Schulen als confessionelle Privatschulen aufrecht erhalten. Jedoch gab man kein Gebot hierüber, da man meinte keinen Zwang hierin üben zu dürfen.

Ein wesentliches Resultat brachten diese Verhandlungen leider nicht zu Tage, es war wohl unter den dormaligen Umständen nicht leicht möglich. Ein Fall, in welchem die gesetzlich



statuierte Confessionslosigkeit der öffentlichen Lehranstalten verlegt worden war, veranlaßte die Synode, Beschwerde zu führen. Ein Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Eger war zur evangelischen Kirche übergetreten; nun aber trotz der auch durch die Gesetze vom 25. Mai 1868 garantierten Gewissensfreiheit und der Bestimmung, daß öffentliche Lehranstalten allen Confessionen zugänglich seien, hat der Landeslehrerath die Versetzung jenes Professors an eine evangelische Lehranstalt beantragt.

Auch sonst noch gab es manchen Grund zu Beschwerden über die Beeinträchtigung der Rechte der Protestanten in Oesterreich. Am augenfälligsten ist wohl dies, daß obgleich das kaiserliche Patent und die Verfassung ausdrücklich auch für Tirol gegeben ist, doch noch heute diese Urkunden dort keine Gültigkeit haben, wiewohl seither auch noch die interconfessionellen Gesetze dazu gekommen sind, welche gleichfalls Gleichheit der Protestanten vor dem Gesetz verkünden. Diese steht denn noch zum großen Theil mehr nur auf dem Papier.

Am ärgsten werden die gesetzlichen Bestimmungen in Ehefachen zum Nachtheil der evangelischen Kirche gehandhabt. Um diesen vielfachen Nergereien und Ränken, wodurch die gesetzlichen Vorschriften von Seite des katholischen Klerus umgangen werden, ohne daß ihnen dafür die gehörige Zurechtweisung würde, ein Ziel zu setzen, meinte die Synode A. O. die Einführung der obligatorischen Civilehe, statt der bisherigen nur fakultativen, beantragen zu sollen, da die letztere nur eine halbe Maßregel sei. Ich meine, dazu hätte eine kirchliche Versammlung selbst aus Opportunitätsgründen nicht rathen sollen, denn es wird damit doch gegen die kirchliche Autorität ein Angriff gemacht, und wer dabei am meisten Schaden leidet, ist doch die evangelische Kirche, wie die Kreuzzeitung mit Bezug auf den Entwurf des Gesetzes über die Einführung derselben in Preußen ganz richtig bemerkt. Mir erscheint die Civilehe als eine Station auf dem Wege zur „freien Liebe,“ wie sie die Socialdemokraten neuerdings in New-York proklamirt haben. In Ehefachen herrscht ohnehin leider in der protestantischen Kirche bezüglich der Gesetzgebung über Scheidung eine minder strenge Anschauung. So hat denn auch Superintendent Schneider, der Präses der Synode, vor einigen Jahren bei einer Verhandlung im Reichsrath in seiner Rede geäußert: es sei doch zu wünschen, daß wer so unglücklich war, den Himmel zu verlieren, doch sich wieder einen Himmel bauen könne. Ob das in einer Ehe nach vorausgegangener Scheidung wirklich möglich ist?

In Hinsicht auf die mancherlei willkürlichen Aenderungen, welche durch das Ministerium Belfredi an dem Verfassungsentwurf, den die erste Synode auf Grund der Verfassung von 1861 berathen hatte, zum Nachtheil der Autonomie der Kirche gemacht hatte, beschloß die Synode die restitutio in integrum, aber hat für diesen Antrag von der Regierung keinen günstigen Bescheid erhalten.

Als nun die Verfassung selbst wieder durchberathen wurde, trat der anfangs erwähnte Gegensatz innerhalb der Synoden mehrmals hervor. Zuerst bei der Bestimmung über die Wahl der Pfarrer. Der Berichterstatter des Verfassungsausschusses, Senior Dr. Haase aus Bielitz, beantragte in dessen Namen, von dem Bekenntnisse derselben abzusehen. Hierbei ist zu bemerken, daß solche Gemeinden, die aus Mitgliedern beider Bekenntnisse bestehen, wie dies bei Stadtgemeinden öfters der Fall ist, hierüber ein eigenes Statut aufstellen dürfen. Mithin ist es hierbei auf eine Vergleichsgültigkeit der Bekenntnisse abgesehen

gewesen, die aber von der Majorität abgelehnt wurde, so daß die alte Bestimmung aufrecht erhalten blieb. Heißer wurde der Kampf, als der Verf.-Ausschuß die Verpflichtung der Geistlichen auf die heilige Schrift und die symbolischen Bücher, wie die Verfassung sie vorschreibt, abändern wollte in ein Gelöbniß, „das lautere Wort Gottes, Gesetz und Evangelium auf Grund der heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse überzeugungstreuen“ zu verkündigen. An dieser Verpflichtungsformel wurde mit Recht die unklare Fassung hervorgehoben, die eine verschiedene Deutung zulasse, insbesondere wurde der Ausdruck: „überzeugungstreuen“ für bedenklich gehalten. Es sollte ja eben durch diese Fassung dem Protestantenverein mit seiner modernen Theologie Thür und Thor geöffnet und dieser selbst eine Berechtigung zugestanden werden innerhalb der Kirche. In hervorragender Weise betheiligte sich an dieser Debatte gegen den Antrag Professor Dr. Vogel von der theologischen Fakultät zu Wien, für denselben sprachen namentlich Haase, Hönel und auch Seeliger, der Superintendentallikator aus Bielitz, dessen Standpunkt dadurch etwas gekennzeichnet wird, daß er in einer der ersten Sitzungen das Beten am Anfang und am Schluß derselben für überflüssig und monoton erklärte und deshalb wünschte, daß es wegfalle, doch drang er damit nicht durch.

Der Antrag auf Aenderung der Verpflichtungsformel wurde gleichfalls abgelehnt, was Haase bewog, der Majorität die sächsische Synode als ein Vorbild vorzuhalten, in der ein freierer Geist wehe als in ihr, doch dürfte das Gelöbniß, das dieselbe vorschreibt, immer noch viel mehr Bekenntnistreue involviren, als Haases Wunsch ist.

Diese Angelegenheit hatte auch bereits ihre praktische Bedeutung gehabt und die „Ueberzeugungstreue“ ihre Illustration gefunden.

Der Superintendent der Wiener Diözese Gunesch, hatte nämlich im März d. J. dem Grazer Hilfsprediger Schulz, die licentia concionandi, welche er ihm früher mündlich erteilt, entzogen auf Grund einer Predigt, die Schulz über Ebräer 11, 1 mit dem Thema gehalten: Was ist unter dem Worte Glauben zu verstehen? Diese enthält mehrere Stellen, in denen es den Anschein hat, als wolle Schulz die Grundlagen des christlichen Glaubens über Bord werfen, und ist gewiß auch von den Meisten, die sie gehört, nicht anders verstanden worden. Nun giebt es aber auch in Graz viele, die gerne „freisinnige“ Predigten hören und Schulz machte mit seinen Vorträgen viel Aufsehen. Da wurde denn in allen Zeitungen über solche Maßregelung ein Zetergeschrei erhoben, ähnlich wie wegen der Hanneischen Angelegenheit in Colberg und von Seiten der Grazer Gemeinde in ihrer Majorität die Synode dazu anersahen, daß durch ihren Einfluß die Sache in ihrem Sinn durch den Oberkirchenrath entschieden werde. Ein Synodale aus Graz, der Universitätsprofessor Schmidt, bringt einen darauf bezüglichen Antrag ein und Prof. Dr. Vogel hat darüber zu referiren. Dieser giebt nun zuerst Nachricht von dem Stand der Dinge. Schulz sei als Lehrer nach Graz gekommen und habe auch dort als Hilfsprediger gewirkt, die Gemeinde habe ihn dann zum zweiten Pfarrer gewählt, die Bestätigung aber hatte Schwierigkeiten, denn Schulz war in seiner Heimat Hannover nicht als ein wahlfähiger Candidat aufgenommen gewesen, aber das geistliche Ministerium in Bremen, wo er Hilfsprediger gewesen, habe ihn als Candidaten von Bremen erklärt und auch ordinirt, ist er ja doch auch ein Kind des Geistes, der dort weht. Während denn nun die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die Schulzes Anstellung bereitete, gelöst zu werden im Begriff waren, kam jene Entziehung der



licentia und die Sache trat in ein neues Stadium. Was die Predigt selbst betrifft, so deutet Vogel an, daß man nicht weit suchen dürfe um zu erkennen, woher er diese Gedanken entnommen, ja man will der Quelle auf der Spur sein, wo die Predigten Schulze's, nur in einfacherer Sprache sich finden — und sprach es als seine Ueberzeugung aus: daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, dessen Gnade die Apostel in allen seinen Briefen seinen Lesern wünscht, nicht der ist, von dem die Predigt redet. Die Form, in der Dr. Vogel sein Referat einleitete, hatte nach der Ansicht vieler etwas mangelhaftes, indem er von dem Gesichtspunkt ausging, daß der Antrag eine Beschwerde gegen den Oberkirchenrath involvire, der die Angelegenheit verzögere; und im Grund war es auch nichts anderes — aber der Sache nach traf er den Nagel auf den Kopf, indem er die Phrasenhaftigkeit der hier vorgeschügten Lehr- und Gewissensfreiheit aufdeckte, den Zusammenhang mit den Bestrebungen des Protestantenvereins in dieser Sache bloßlegte und die kirchenverwüstenden Konsequenzen der Grundsätze, die hierdurch zur Geltung kommen sollen, darlegte. Der Berichterstatter beantragte nun Uebergang zur Tagesordnung, die mit 26 gegen 14 angenommen wurde, nachdem sehr lebhaft vorher debattirt worden. Die Linke offenbarte ihren Ingrimm über ihre Niederlage durch einen Protest, den sie in der „Neuen freien Presse“ veröffentlichte, in der sie die Rechte anklagte, daß sie durch ihren Beschluß die Würde der Synode, die Principien des Protestantismus, die Interessen der evangelischen Kirche verletzt hätte. Auch der Vorsitzende der Synode unterschrieb den Protest, weshalb ihn Senior Kühne von Efferding interpellirte, da in jener Beschuldigung die Anklage auf Treubruch wegen Verletzung des Synodalschlusses liege. Erst 10 Tage später antwortete derselbe darauf, aber in sehr ungeschöner Weise, schnitt auch jede weitere Diskussion ab.

Noch einmal kamen die Parteien aneinander, als es sich um Einführung resp. Zulassung des „neuen Katechismus“ von Bagge in den Schulen handelte. Auch hier wurde auf Antrag Vogels, des Berichterstatters, dieselbe abgewiesen, da er nicht nur formell, sondern auch der Lehre nach von dem lutherischen in wesentlichen Punkten abwich.

Unter den noch sonst zur Sprache gekommenen Gegenständen erwähnen wir noch den Entwurf eines Pensionsfonds für die Geistlichen, dessen Verwirklichung sehr wünschenswerth wäre, weil in dieser Beziehung noch gar keine Fürsorge getroffen ist, und die Erhöhung des Dienst Einkommens derselben, die ebenfalls sehr zeitgemäß wäre, denn die Gehalte sind in den meisten Gemeinden den jetzigen Preisen und Anforderungen gar nicht mehr entsprechend, aber diese hat wohl noch keine Aussicht, realisirt zu werden.

Am 5. Juli hatte die reformirte Synode ihre Thätigkeit beschlossen, am 17. hielt die lutherische ihre letzte Sitzung. Wir müssen dem Artikel über die Synode, der in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht war, beistimmen, der seit der ersten Synode keinen Fortschritt in der evangelischen Kirche Oesterreichs bemerken konnte, ja müssen es sehr bedauern, daß die beiden Confessionen und Nationalitäten in der Synode sich nicht haben vereinigen können und daß der österreichische Protestantismus eine solche Inklination zum Protestantenverein bekundet hat, wenn auch noch eine positive Majorität diesmal die Oberhand auch in der Wahl des Synodalausschusses gewann. Doch wäre auch den Vertretern der positiven Richtung eine feste geschlossene Vereinigung zu wünschen gegen die sogenannten Liberalen Theologen unserer Kirche in Oesterreich.

Wie nun die Vorlagen der Synode von der Regierung erledigt werden, ist noch abzuwarten. Daß die Separation der Bekenntnisse aber einen hemmenden Einfluß auf die Entscheidung geäußert habe, ist bereits bekannt geworden.

Möge der Herr Jesus Christus, das hochgelobte Haupt Seiner Kirche, auch in unserem Vaterlande Seine Gemeinde stärken, kräftigen und gründen, daß sie stehen bleibe auf dem einigen Grunde, und mit geistlichen Waffen der Ritterschaft kämpfe gegen ihre Widersacher und den Sieg erlange.

## Zwei Gedenkblätter von Julie v. Buddenbrock.

„Unsern gefallenen Helden“ ist das erste bereits im Verlage von A. Wagner erschienene gewidmet; das andere wird den glorreichen Sieg von 1870—71 verherrlichen. — Der Name der Künstlerin läßt in der Ausführung jene Innigkeit und Sinnigkeit erwarten, die all' ihren Kunstschöpfungen innewohnt und die sie, möcht ich sagen, dem Beschauer nicht allein an das Herz, sondern in das Herz legt. Das bereits vollendete und durch die treffliche Kunstanstalt von W. Loëllot vervielfältigte Blatt bestätigt diese Erwartung auf das vollkommenste. Im gothischen Portal schwebt im Mittelfelde über den im Morgennebel ruhenden mit Kreuzen bezeichneten Gräbern der Gefallenen der Friedensengel im Frühlicht, die Palme in der Linken, die Rechte zu der über der Aufschrift „weine nicht“ im Giebel auf Goldgrund in rosigem Lichte schwebenden „Ehrenburg“ erhoben. Sehe ich recht, so hat die verehrte Künstlerin in den Conturen des Friedensengels die kunstgeübte Hand des bekannten Meisters in der heiligen Kunst, des Professors Pfannschmidt walten lassen. Zu der Ehrenburg, auf deren Thron das Lamm mit der Siegesfahne steht, schweben die Seelen der Gefallenen im lichten Gewande. Sie beten das Lamm an, dessen Sieg ihnen den Sieg verliehen hat. Unter ihnen goldene Sterne, in deren Fülle die Zweige der beiden fruchttragenden Palmen ragen, deren Stämme das Mittelfeld umrahmen. Die beiden Seitenfelder, gleichsam die verschlossenen Thüren des in der Mitte dem Friedensengel geöffneten Portals, zeigen auf dunklem Grunde in Golddruck ein Lied des Pastors Rnak. Das ist die Sprache des Worts zur Sprache des Bildes und der Farben. Beides ein Ton: „Nun seid ihr droben im Vaterland durch Jesu Blut, und habt's bei Ihm und in Seiner Hand auf ewig gut.“ Ein Lorbeerkranz mit meisterhaft ausgeführten Passionsblumen umschließt im Podium des Bildes Degen und Säbel und überschattet die Helme, deren einstige Träger in den Gräbern ruhen. Zerschossene Fahnen mit kriegerischen Emblemen zu einem gothischen Bau verbunden umgeben in voller und darum das farbenreiche Mittelfeld desto mehr hervorhebender Zeichnung das Ganze. Auf der Spitze des Portals aber ruht im Strah-



lenfranze die Ehrenkrone, die nach der Inschrift zu Füßen des Engels — „sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ den Helden zu Theil wird, von denen Knaf's Lied gilt: „Mit Gott für König und Vaterland zogt ihr hinaus, und gabt euer Leben dahin zum Pfand im blutigen Strauß, ihr brachtet das Opfer treu und gern, fahrt wohl zum Herrn!“ —

Zu diesem ersten wird sich das zweite Gedenkblatt in gleich sinnigem künstlerischen Schmucke gesellen. Im Mittelfelde Straßburg die deutsche Stadt bewacht von preußischen und baierischen Kriegsmännern. Der deutsche Morgen tagt über der Stadt mit ihrem Münster nach langer welscher Nacht, und die Reichsfahne, die in den Morgenhimmel sich hineinstreckt, zeigt es, daß mit Jesu Hülfe, der im oberen Felde auf dem Thron sitzend vom Kaiser und der Kaiserin, die ihre Kronen ihm darreichen, angebetet wird, diese Frucht des Sieges geschützt bleibt von deutscher Kraft. Das Bild des deutschen Kriegsherrn, von Lorbeer umgeben, rechts das Kreuz von Eisen, links das der Samariterpflege auf dem Schlachtfeld und in den Lazarethen, erinnern an den greisen Helden und seine Stiftungen, während die Seitenflächen seine Siegesdepeschen und seinen Dank an die Armee in Golddruck enthalten werden. —

Billig soll kein deutsches Haus ohne den Schmuck dieser herrlichen Gedenkblätter bleiben, und sollte der Preis von 2 Thalern für jedes, ein geringer Preis für den inneren und artistischen Werth dieser Blätter — Manchem der zurückgekehrten Kriegersleute zu hoch sein, so dürften die Wohlhabenden es sich wohl zu einer patriotischen Ehre rechnen, diese geistliche Gabe zu den leiblichen zu fügen, mit denen sie ein Scherflein des Dankes denjenigen abzutragen berufen sind, die deutsche Ehre bewahrt und den edlen Frieden erstritten haben.

Steffann.

### Aus dem Großherzogthum Hessen.

In Bezug auf unsre Verfassungs-Angelegenheit kann ich Ihnen als Ergänzung meines letzten Berichtes nun mittheilen, daß die auf dem Bekenntniß der Kirche stehenden Pfarrer des Landes sich auf einer Conferenz zu einer gemeinsamen Eingabe an den Großherzog geeinigt haben, worin sie unter Berufung auf die höchst überraschende Ernennung eines entschieden unirten Pfarrers und ausgesprochenen Gegners des neuen Verfassungs-Entwurfs um Garantien für den Rechtsbestand der lutherischen Kirche bitten. Die Petition hat die Bedeutung eines Fühlers, ob man gewillt ist, das Recht zu wahren oder der Masse

preiszugeben. Hat man guten Willen, so ist die erbetene Erklärung sehr unverfänglich und kann kaum verweigert werden. Schlägt man die Bitte ab, so wird der Wille der Regierung dadurch offenbar, und es ist auch schon ein Gewinn, klar zu wissen, woran man ist. Wir lassen uns dann durch schöne Phrasen und Beröstungen nicht fangen und verlocken. Die Petition ist bereits von etwa 90 Pfarrern — nahezu dem vierten Theil der hessischen Pastoren — unterzeichnet; weitere Unterschriften sind sicher zu erwarten. Eine solche Minorität ist immerhin beachtenswerth, zumal sie unzweifelhaft an theologischem Gewicht — s. v. v. — mehr in die Waagschale zu werfen hat, als die Gegenpartei. — Ueber die Ernennung des unirten Pfarrers einst zum Mitglied des Oberconsistoriums, die viel Staub aufgewirbelt hat, ist eine vortrefflich geschriebene, sehr geharnischte Broschüre unter dem Titel: „Vertheidigung der Confession gegen die Annäherung der hessen-darmstädtischen Union“, bei Zernin in Darmstadt erschienen, auf die wir die Leser dieses Blattes, welche sich für die Sache näher interessieren aufmerksam zu machen uns erlauben. — Die Entwicklung der ganzen Angelegenheit geht sehr im Schneckenfang und das ist auch gut; die Ansichten klären sich mehr und mehr, die wilden Wasser verlaufen sich ein wenig und mancher Heißsporn wird nach und nach bedenklich. Dazu trägt gewiß auch das socialistische Gespenst, das überall auftaucht, das Seine bei. Auch dem Blödesten müssen ja die Augen darüber aufgehen, wohin es führen muß, wenn die Gottesfurcht und der Glaube fort und fort unterwühlt und zerfressen wird. So weit wollen zwar die Herren Protestantenvereiner im Bunde mit den liberalen Philistern nicht gehen; eine Bruderschaft mit den Leuten von der Commune weisen sie mit tugendhafter Entrüstung von sich, — aber die guten blinden Leute sehen nicht, daß die Commune nur die Consequenzen der kirchlich und politisch liberalen Doctrinen ehrlich zieht. Consequenzen zu ziehen oder auch nur zu erkennen ist eben nicht die Stärke der liberalen Philisterschaft. Die geheimen Führer aber werden sich wohl hüten, diese letzten Consequenzen zu verrathen, den aller-geheimsten Treiber bei all dem Schwindel ahnt ohnedies das Völkchen nicht. Darum sagen die Herren ganz gemüthlich und mit den allerschönsten Phrasen weiter an dem Aste, auf dem sie selber sitzen, bis sie alle miteinander in den Abgrund stürzen. — Daß unser Volk doch die Ohren verstopfen wollte vor der Stimme der Verfährer ehe es zu spät ist. Daß es doch hören wollte auf die Mahnung seiner wahren Freunde!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 11. November.

N<sup>o</sup> 90.

## Geschichtliche Entwicklung und Darstellung des Sozial-Demokratismus — und die Aufgabe der Kirche.

### II.

Der Umschwung in der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Am 20. August 1833 kam endlich die Factory = Akte siegreich durch das Parlament, die sich auf die Arbeit von Kindern und jungen Leuten nicht bloß in Baumwollspinnereien, sondern in allen durch Dampf oder Wasser getriebenen Spinnereien und Webereien erstreckte. Dieses Gesetz enthält folgende wesentliche Bestimmungen: „In den bezeichneten Fabriken darf fernerhin keine Person unter 18 Jahren bei Nacht (d. h. von Abends 8½ bis Morgens 8½ Uhr) zu einem Geschäfte verwendet werden, welches zum Spinn- und Webe-Prozeß gehört. Keine Person unter 18 Jahren darf in einem solchen Geschäft länger zur Arbeit verwendet werden als 12 Stunden im Tage und 60 Stunden in der Woche. Kinder unter 9 Jahren dürfen in solchen Fabriken, mit Ausnahme von Seidenmanufakturen gar nicht verwendet werden. Kinder von 9—13 Jahren dürfen nicht länger als 9 Stunden des Tages und 48 Stunden in der Woche zur Arbeit verwendet werden. Kinder von 9—13 Jahren sind verpflichtet, jeden Tag mindestens 2 Stunden eine Schule zu besuchen. Jedes dieser Kinder darf nur dann in der Fabrik beschäftigt werden, wenn es jeden Montag ein Zeugniß eines Schullehrers über seinen Schulbesuch in der vergangenen Woche beibringt. Zur Beaufsichtigung der Vollziehung dieses Gesetzes werden 4 Fabrikinspektoren für eine jede Fabrik, in welcher Leute unter 18 Jahren beschäftigt werden, bestellt.“

Dies ist die Grundlage des englischen Factorysystems, d. h. der eigenthümlichen Verbindung von Unterricht mit Fabrikarbeit und die Organisation der Fabrik-Inspektoren.

Aber neben dieser friedlichen Entwicklung und Lösung der wichtigsten Fragen in Betreff der Arbeit, lief eine tiefe Bewegung zuerst leiser und dann immer vernehmlicher einher, welche endlich in die sozialistische Bewegung auslief, in der wir nun stehen. Diese Bewegung liefert uns den thatsächlichen Beweis, daß alle, selbst die bestgemeinten und menschenfreundlichsten Bestrebungen nichts vermögen gegen die Macht der Zeitverhältnisse,

gegen die Fügung der Umstände und auch gegen die menschliche Sünde, insonderheit den Geiz und Mammonsum. Die Nachwehen des ungeheuren Krieges von 1813—1815, ferner die durch alle Länder Europas hindurchgehende Hungersnoth von 1816/17, die ungeheure Handelskrisis vom Jahre 1825, der darauf folgende ungeheure Aufschwung der Fabrikthätigkeit und des Handels in England, wodurch Massen von Fabrikaten aufgehäuft wurden (so wurden z. B. in den beiden englischen Grafschaften Chester und Manchester in den Jahren 1835—1838 Baumwollspinnereien zu 11,826 Pferdekraften mit einem Aufwand von 200 Millionen Franks eingerichtet, welche eine Zahl von 87,000 Arbeitern in Anspruch nahmen) — vor Allem aber das Bestreben, durch Verbesserung der Maschinen und Beschleunigung ihrer Wirksamkeit menschliche Arbeitskraft zu ersparen, brachten endlich eine Bewegung unter den Arbeitern, zunächst auf Lohn-Erhöhung, auf Verminderung der Arbeitszeit, dann aber auch auf die ganze sociale Stellung der Arbeiter gerichtet, hervor, welche bis jetzt allen wohlgemeinten Theorien und Problemen der Abstellung und friedlichen Abwicklung spottet und von einer Zeit zur anderen, mit immer verstärkter Macht den Frieden ganzer Städte und Landschaften bedroht.

In den dreißiger Jahren nahm die Bewegung unter den englischen Arbeitern eine politische Färbung an. Es war dies die Chartistische Bewegung, welche im Jahre 1838 durch die Aufstellung der sogenannten Volkscharte sich kundgab. Die fünf Punkte derselben beziehen sich hauptsächlich auf das allgemeine, geheime Wahlrecht (Ballot) zum Parlamente. — Im Jahre 1842 warf sich die Bewegung besonders auf das Verlangen nach Erhöhung der Arbeitslöhne und auf die Zollgesetzgebung, welche für die arbeitende Klasse von nicht geringer Bedeutung ist. In den verhältnißmäßig noch friedlichen Jahren, die hierauf folgten, wurde die Factory Acte weiter ausgebildet; — aber in den Jahren nach 1848 nahm die ganze Bewegung immer mehr eine sozialistisch-communistische Färbung an, und dies führt uns nunmehr zur gedrängten Darstellung der sozialistischen Bewegung in Frankreich. Die Anfänge derselben führen uns auf J. J. Rousseau zurück. „Der Mensch ist frei geboren und allenthalben ist er in Fesseln. Mancher weiß sich als Herr der Anderen, der Sklave ist, wie sie selbst. Wie ist es zu dieser Aenderung gekommen? Was vermag sie zu rechtfertigen?“ Mit diesen Fragen eröffnet Rousseau seine berühmte Schrift: Contrat social. Er sucht die Ansicht zu begründen, daß im Zustande der Natur die Un-



gleichheit unter den Menschen kaum fühlbar und ihr Einfluß verschwindend klein sei; erst mit der bürgerlichen Gesellschaft entwickle sich die natürliche Ungleichheit; die Verschiedenheiten unter den Menschen machen sich fühlbarer und nachhaltiger in Wirkungen, und beginnen, auf das Schicksal der Individuen Einfluß zu üben. (Vgl. Rousseau discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes). „Der Erste, der ein Grundstück einfriedigte, der sich unterstand zu sagen: „Das ist mein,“ und der einfältige Leute fand, die es glaubten, war der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft!“

Solche Ideen beherrschten nach und nach Frankreich, während und nach der Revolution von 1789 und den folgenden Jahren. Sie fanden noch verstärkten Ausdruck in den Lehren und communisistischen Reden Babeuſs. „Die französische Revolution sei nur die Vorläuferin einer anderen viel größeren Revolution, welche die letzte sein werde.“ Mögen, wenn es so sein soll, alle Künste untergehen, wenn nur die volle Gleichheit der Menschen unter einander bleibe. Nicht ein Agrargesetz, nicht eine Theilung der Landgüter, wie in alten Zeiten, müsse man verlangen, sondern das gemeinschaftliche Gut, oder die Gemeinschaft der Güter, kein individuelles Grundeigenthum mehr. Die Erde sei Niemand eigen. Es sei kein anderer Unterschied der Menschen mehr, als der des Alters und des Geschlechts! Da Alle die gleichen Fähigkeiten und die gleichen Bedürfnisse haben, so sollen auch Alle dieselbe Erziehung und dieselbe Kost haben. Die praktischen Folgerungen solcher Lehren waren: „Einziehung des Privateigenthums der Feinde der Republik, sowie aller Güter, deren Anbau die Eigenthümer vernachlässigten, Aufhebung des Erbrechts, Vereinigung der heimfallenden Güter zu einer großen nationalen Gütergemeinschaft, Unterhalt der Glieder dieser Gemeinschaft in einem gleichen anständigen Mittelmaße, Verpflichtung Aller zur Arbeit unter Aufsicht gewählter Obergkeiten, gesetzliche Feststellung der Arbeitsdauer, Verlegung der Arbeiter von einer Gemeinschaft in die andere, nach Anordnung der obersten Gewalt, gemeinschaftliches Essen, dem jedes Mitglied der Gemeinschaft anzuwohnen hat, Vertheilung der sonstigen Erzeugnisse durch die Obrigkeit, Aufhebung des Handels der Einzelnen mit dem Auslande, Aufhebung aller Schuldverhältnisse und des Geldes, und für diejenigen, welche Schulden an Ausländer zahlen, die Strafe der dauernden Sklaverei.“ —

Doch wurde die communisistische Verschwörung von Babeuf im Jahre 1796 blutig niedergeworfen und es traten unter dem Kaiserreiche und unter der Restauration ähnliche Bestrebungen nicht an das Tageslicht. Doch glimmte der zündende Funken unter der Asche, und brach unter der Julimonarchie, besonders nach den Unruhen des Jahres 1839 (im Mai) hervor. Die Nachfolger von St. Simon legten der französischen Deputirten-Kammer ihr System in Sähen vor, welche noch jetzt in den sozialistischen Bestrebungen nachklingen. Sie erkennen die natürliche Ungleichheit unter den Menschen an, und sehen diese Ungleichheit gerade als die Grundlage der Association, als

die Grundbedingung der sozialen Ordnung an. Sie bekämpfen das Eigenthum nur insoweit, als es für die Einen das Vorrecht des Müßigganges, des Rechts, von der Arbeit Anderer zu leben, begründe, und dem Zufalle der Geburt die soziale Classification der Individuen überlasse. Sie verlangen, daß alle Arbeitswerkzeuge, d. h. der Grund und Boden und das Capital, welche heutzutage den in Stücke geschlagenen Grundstock des Individual-eigenthums bilden, im Wege der Association und durch eine Hierarchie (!) in der Art ausgebeutet werden, daß die Aufgabe eines Jeden der Ausdruck seiner Fähigkeit sei, und sein Reichthum dem Maße seiner Werke entspreche.

Am Bedeutsamen wegen des späteren Versuches der Verwirklichung ist das, was Louis Blanc mit seiner Organisation der Arbeit anstrebt. Er sagt: „Giebt man zu, daß der Mensch, um wahrhaft frei zu sein, der Möglichkeit bedarf, seine Fähigkeiten zu üben und zu entwickeln, so folgt hieraus, daß die Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder den Unterricht, ohne welchen der menschliche Geist sich nicht entwickeln kann, und die Arbeitswerkzeuge schuldet, ohne welche die menschliche Thätigkeit ihren Lauf nicht zu nehmen vermag. Dies ist aber nur möglich durch die Thätigkeit und Vermittelung des Staates. Im Namen und Interesse der Freiheit verlangt Louis Blanc eine starke Regierung, um in dem Zustande der Ungleichheit die Schwachen durch die soziale Macht zu beschützen, eine Regierung, welche sich einmischt in die Industrie, weil es da, wo man bloß den Reichen leihe, eines Sozialbankiers bedürfe, welcher den Armen leihe, das Mittel läge in der Errichtung von Sozial-Werkstätten, in den Hauptzweigen der Industrie, wofür die Gelder durch ein Anlehen der Regierung aufzubringen wären: es wären die Sozialwerkstätten von beschränktem Umfange nur immer mehr auszudehnen, und in ihnen bis zum Betrage des für die Anschaffung der Werkzeuge aufgenommenen Capitals alle Arbeiter zu beschäftigen, welche Garantien ihrer Moralität geben. Die Löhne sollen gleich sein, und eine ganz neue Erziehung müsse die Ideen und Sitten ändern. Für das erste Jahr nach Gründung der Sozialwerkstätten soll die Regierung die Vertheilung der verschiedenen Geschäfte vornehmen, nachher soll die Ober- und Unterordnung in den Geschäften durch Wahl bestimmt werden. — Die Capitalisten wären zur Theilnahme an der Verbindung einzuladen und würden aus ihrem Capital den durch das Budget garantierten Zins erhalten, an dem Gewinne der Gesellschaft aber nur in der Eigenschaft von Arbeitern Theil nehmen. So weit L. Blanc.

Wir bemerken nur, daß die Uebertragung der Formen der staatlichen Organisation auf die wirtschaftliche einen Widerspruch mit dem Wesen und der Grundbedingung der letzteren enthält. Der Versuch der Blanc'schen Organisationen ist bekanntlich nach der Revolution vom Jahre 1848 in den großen Nationalwerkstätten in Paris gemacht worden, aber förmlich mislungen.

Gehen wir nun näher auf die korporativen Bewegungen



unter den drei Industrie-Völkern, den Engländern, Franzosen und Deutschen ein, so genügt es zur Charakterisirung derselben Beispiele aus der Mitte dieser drei Völker aus den letzten Jahrzehnten kürzlich anzuführen:

In England begegnen uns nur Versuche zur Durchführung der freien Association, und es knüpfen diese Versuche vorwiegend an die Gewerksvereine und an die Bedürfnisse der letzteren an. Die Gesellschaft der Pioniere von Rochdale, in der Grafschaft Lancashire, welche alle ähnlichen Unternehmungen weit hinter sich gelassen hat, ist auf eine Arbeits-einstellung zurückzuführen. Im Jahre 1843 war große Lebhaftigkeit in der Flanellweberei, einem Haupttheile der Rochdaler Fabrikation eingetreten. Diese gute Conjunktur benutzte ein Theil der Weber, um eine Erhöhung ihres Lohnes bei den Arbeitgebern durchzusetzen. Zuerst ging ein Jeder einzeln seinen Arbeitgeber um Lohnerhöhung an. Es gingen jedoch nur wenige Firmen darauf ein, indem die Meisten die Voraussetzung aussprachen, daß ihre Concurrenten ein Gleiches thun würden. Da die Weber auf diese Weise in den meisten Fällen Nichts erreicht hatten, traten sie zu einer Vereinigung zusammen (Trade's Union) und ernannten ein Comité, welches über die zum Ziele führenden Mittel und Wege berathen sollte. Der Plan, über den das Comité sich einigte, bestand darin, daß nach einander an jeden einzelnen Fabrikanten die Forderung der Lohnerhöhung gestellt werde; ginge derselbe nicht darauf ein, so hätten ihm seine Weber die Arbeit zu kündigen (to strike) und die Kündiger (strikers) sollten von den noch in Arbeit befindlichen Arbeitern durch eine wöchentliche Subscription von 2 Pence vorläufig ernährt werden. Der Plan wurde ausgeführt; einzelne Fabrikanten bewilligten die geforderte Lohnerhöhung, die Mehrzahl aber erklärte, eher die Fabriken schließen zu wollen, als darauf einzugehen. Ein Theil der Arbeiter verließ hierauf die Arbeit; allein ihre Zahl war größer, als daß die in Arbeit bleibenden sie ernähren konnten, und so siegten die Fabrikanten. Nach verschiedenen Berathungen einigten sich die Weber, nicht ohne Mitwirkung von Anhängern Owens dahin, ihre Geldmittel und ihre Fähigkeiten zusammen zu thun, und es traten einige 40 Weber von Rochdale zu einer Gesellschaft zusammen, welche laut Parlamentsacte vom 26. Oktober 1844 unter der Firma: Rochdale Society of Equitable Pioneers in das Register der Corporationen eingetragen wurde. Das Grundkapital bestand in 28 Pf. Sterl., deren Einzahlung in Zweipence-Raten sich drei der Mitglieder ein Jahr lang unterzogen hatten. Die Grundsätze der Gesellschaft waren: 1. Das Geschäft hält die nothwendigsten Artikel des täglichen Gebrauchs vorrätzig. 2. Es verkauft nur gegen baar und zu festen Preisen. 3. Der nach Abzug der Betriebskosten, (wozu auch 5 Prozent für die Zeichner des Einlage-Capitals gehören) verbleibende Gewinn wird den Käufern — ob Mitglied oder nicht — nach Verhältniß der Summen ihrer Einkäufe in je einem Vierteljahre zu Gute gerechnet, und nach Schluß desselben an solche ausgezahlt. Die Verwaltung führte ein Direktorium von 5 Mitgliedern, ein Schatzmeister, ein

Schriftführer und 3 Vertrauensmänner, welche halbjährlich gewählt wurden, und unentgeltliche Dienste leisteten. Die Antheile waren nur an Mitglieder übertragbar, über deren Aufnahme die Generalversammlung entschied.

Diese Gesellschaft eröffnete ihr Geschäft den 21. Dez. 1844 in einer ärmlichen Straße in Rochdale und gedieh, wenn auch langsam, so daß am Schluß des Jahres 1849 die Zahl der Mitglieder 390; das Capital 1196 Pf. Sterl. betrug, bis zum Jahre 1857 stieg die Mitgliederzahl auf 1850, mit einem Betriebscapital von 13,162 Pf. Sterl. und einem Gewinn von etwas über 6 Prozent des Waarenumsatzes von 79,788 Pf. Sterl. — Ähnliche Gesellschaften bildeten sich allmählig auch in anderen Gegenden Englands und besonders nach Erlassung des Gesetzes über Aktiengesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit (1856) dehnte sich das Corporationsystem in England immer weiter aus. —

Gehen wir nun wieder nach Frankreich hinüber, so fanden dort, wie oben bemerkt, die sozial-politischen Ideen, die seit 1830 immer mehr in das Volk eindringen, ihre Verwirklichung mit der Februar-Revolution vom Jahre 1848. Schon am Tage nach dem Sturze des Thrones den 25. Febr. 1848 wurde von der provisorischen Regierung folgendes Dekret erlassen: „Die provisorische Regierung macht sich anheischig, die Existenz des Arbeiters durch die Arbeit zu garantiren. Sie macht sich anheischig, allen Arbeitern Arbeit zu garantiren. Sie anerkennt, daß die Arbeiter sich unter sich assoziiren sollen, um die rechtmäßigen Früchte ihrer Arbeit zu genießen.“ Wenige Tage später, den 28. Febr. 1848 erging das weitere Dekret: „In Betracht, daß die vom Volke gemachte Revolution für dasselbe gemacht sein soll, daß die Arbeiterfrage von der höchsten Wichtigkeit, daß es besonders die Aufgabe Frankreichs ist, ein Problem, das heutzutage bei allen Nationen gestellt wird, zu studiren und zu lösen, soll eine permanente Regierungs-Commission für die Arbeiter ernannt werden mit der speciellen Aufgabe, sich mit dem Loos der selben zu beschäftigen. Arbeiter sollen berufen werden, einen Theil der Commission zu bilden.“ Louis Blanc wurde Präsident der Commission, ein Arbeiter, Namens Albert, Vicepräsident.

Die nächste Thätigkeit dieser Commission war: Errichtung von Nationalwerkstätten; es entstand aber bald eine grenzenlose Verwirrung in denselben, und schon am 18. Mai 1848 wurden die Nationalwerkstätten geschlossen. Nun versuchte man es mit Associationen der einzelnen Gewerbe, welche aber in Frankreich bei Weitem nicht den Aufschwung nahmen wie in England. Die Werkstätte-Ordnung der Feilenfabrikanten enthielt die Bestimmung: „Die Arbeit am Sonntag ist untersagt. Die Ausführung aller Maßregeln der Ordnung und aller freundlichen Mittel ist Allen und Jedem anvertraut, um die gute Harmonie herzustellen, welche unter den Mitgliedern herrschen soll.“

Betrachten wir nun sofort das Associations-Wesen in Deutschland.

Nachdem im Jahre 1848 die Bestrebung der Deutschen



Lohnarbeiter nach einer sozialen Organisation bei den deutschen Regierungen keinen rechten Anklang gefunden hatte, näherten sie sich mehr und mehr dem leitenden Gedanken der Selbsthilfe. So wurde der Boden vorbereitet für die lokalen Genossenschaften zu speciellen Zwecken, die wirthschaftlichen und gewerkschaftlichen Associationen, und es bedurfte nur eines Anstoßes, um die allgemeine, in der Zeitströmung liegende Disposition der arbeitenden Klassen dahin zu lenken. Dieser Gedanke ging von dem Preussischen Kreisrichter Schulze in der Stadt Delitzsch in der Provinz Sachsen aus, welcher, neben dem Professor B. A. Huber in Wernigerode, sich eingehend mit der in Deutschland noch ziemlich neuen sozialen Frage beschäftigte, als Deputirter der Preuss. Nationalversammlung in Berlin mit Leitung der zur Ordnung der Handwerkerverhältnisse eingesetzten Sachcommission betraut gewesen war, und später die Förderung des Associationswesens in Deutschland zu seiner Aufgabe gemacht hat.

Das Streben Schulze's ging zunächst dahin, die Arbeiter aller Geschäftszweige, in lokale Verbände zu solchen wirthschaftlichen Zwecken zu vereinigen, deren vortheilhafte Verfolgung eine möglichst große Mitgliederzahl bedingt, wie die Vereine zur Krankenpflege und zur Anschaffung nothwendiger Lebensbedürfnisse im Großen (Consumvereine). Sodann war sein Bemühen weiter darauf gerichtet, die Arbeiter einzelner Gewerbe, besonders die kleinen Meister (Schuhmacher, Tischler, Weber etc.) in spezielle, die sogenannten gewerkschaftlichen Genossenschaften, zu vereinigen, welche für gemeinschaftliche Rechnung die zum Gewerbebetriebe erforderlichen Rohstoffe anschaffen und manche andere gemeinsame Anstalten, z. B. kostbarere Arbeitseinrichtungen und gemeinschaftliche Magazine errichten sollten. Hand in Hand damit gingen ganz besonders die Kredit-Verbände, die Vorschußvereine oder Darlehns-Kassen, welche wieder die Gesamtheit der Arbeiter eines Ortes umfaßten, mit der Aufgabe, die Einzelnen mit dem nöthigen Capital zu lebhafterem Geschäftsbetriebe zu versehen, und sie, soviel als möglich, der Vortheile eines größeren Capitals theilhaft zu machen. (Vergl. Schulzes Schrift: Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen in Deutschland 1858.) Die Schuhmacher-Association zu Delitzsch, die erste der von Schulze hervorgerufenen Genossenschaften, wurde im J. 1849 von 56 Meistern gegründet, im J. 1850 begann der erste Vorschußverein und 1852 der erste Consumverein zu Delitzsch mit 80 Mitgliedern. Bis zum Jahre 1859 bestanden 80 deutsche Vorschuß- und Credit-Vereine mit 18,076 Mitgliedern, welche während dieses Jahres 4,131,436 Thlr. Vorschüsse erhalten hatten und einen Reservefond von 30,845 Thlr. besaßen, 100 ähnliche Vereine, von denen Abschlüsse nicht vorlagen, 42 Rohstoff-Associationen für Schuhmacher, 10 für Schneider, 3 für Tischler, 4 für Weber, 3 für Schmiede und 3 für Buchbinder. Durch Gründung einer Anwaltschaft der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, durch jährliche Vereinstage der Genossenschaften

und der provinziellen Verbände, und endlich durch Anerkennung in dem deutschen Gesetze vom 4. Juli 1868 über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften wurde den verschiedenen Vereinen eine Consolidation verliehen.

Man hat der von Schulze-Delitzsch geleiteten genossenschaftlichen Bewegung in Deutschland nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß sie auf dem Wege der Agitation entstanden und genährt, und nicht aus einem von dem Stande der Handwerker und Arbeiter selbst empfundenen Bedürfnis hervorgegangen sei, vielmehr eine auf theoretische Gründe gestützte Uebertragung fremder englischer Einrichtungen auf deutsche Verhältnisse enthalte, und mit dem Liberalismus und Radikalismus sympathisire, überhaupt zu viel Politik treibe.

In völlig anderer Weise aber trat den Schulzeschen Unternehmungen in den Jahren 1862 und 1863 Ferdinand Lasalle entgegen, und brachte eine tiefe Spaltung in die bis dahin noch ziemlich unterschiedslos sich hinziehende Strömung. Lasalle führte in Vorträgen und Schriften (besonders in dem Blatte der Arbeitgeber) aus, „wie das Handwerk, das Zwerggewerbe, nicht mehr bestehen könne“ neben der Fabrik, dem Großbetriebe. Die Vortheile des billigen Verkaufs im Großen, die Theilung der Arbeit durch Vereinigung vieler Arbeitskräfte, die Steigerung der Produktion durch Maschinen, der bessere Absatz durch den Transport der Waaren etc. seien Dinge, die der Fabrik ein Uebergewicht vor dem Kleingewerbe geben, gegen das letzteres sich nicht mehr halten könne. Wenn also das Handwerk keine Zukunft habe, so sei es nicht zweckmäßig, dasselbe noch länger durch Vorschußvereine, durch Rohstoffvereine, die ihm doch nur einen Theil der Vortheile der Fabriken gewähren, durch Consumvereine und dergl. zu unterstützen. Der Vortheil des Fabrikanten bestehe nicht blos in der Vergütung für die aufgewendete Arbeitskraft, sondern hauptsächlich in dem Unternehmungsgewinn. Das sei es allein, was ihm eine höhere Vergütung für seine Thätigkeit gewähre, was ihm mehr als den nothwendigen Lebensbedarf verschaffe. Wolle also der Arbeiter auf diese Stufe kommen, so müsse er Fabriken gründen. Das könne er durch die Association: aber dazu gehöre mehr als die bloße Verbindung, dazu müsse er Capital haben.

Dieses zu beschaffen, sei Sache des Staats. Dieser, der durch seine bisherige Gesetzgebung das Recht der Arbeiter beschränkt habe, habe die Pflicht, den bedeutendsten Stand im Staate, den Träger der Zukunft, den Arbeiterstand, zu unterstützen: er müsse Geld herbeischaffen. Um ihn dazu zu bestimmen, gelte es, die Vertreter der Arbeiter in Mehrzahl in die Abgeordneten Häuser und Ständekammern zu bringen, und dazu brauche man das direkte Wahlrecht. Die Aufgabe der Arbeiter sei es, eine währende Agitation für dieses Wahlrecht zu erhalten, haben sie dieses Recht erkämpft, so seien ihre Interessen gewahrt, denn sie seien als die größte Klasse auch die mächtigste im Staate: dann sei ihnen die Zukunft gesichert!

Beilage.



Bedenklich ist in diesem Lasalle'schen System das Hindrängen auf die politische Agitation zum Zwecke der Erlangung des Trugbildes von Produktiv-Associationen durch Unterstützung des Staats und der Mittel des Staats. Man kann ganz absehen davon, ob es richtig ist, daß der Stand der Arbeiter im engeren Sinne des Wortes der zahlreichste Stand ist, ob das direkte allgemeine Wahlrecht denselben zum mächtigsten Stande machen, ob dieses Recht jenem Stande Gelder, welche denn doch von den Besitzenden herzugeben und, um das Werk fortsetzen zu können, immer erst wieder zu erwerben wären, zur nachhaltigen Verfügung stellen würde. So viel aber steht fest, daß auch, wenn dies der Fall sein würde, jene vom Staate unterstützten Produktiv-Associationen nur ein Trugbild sein würden, das dem Arbeiter nicht garantirt, was es verspricht. Das Projekt verstößt auch gegen ein wichtiges wirtschaftliches Prinzip: das Erforderniß des Haushaltens bei dem Erwerbe, des Zurathhaltens aller Produktionskräfte. Das Hauptmittel, um dieses Haushalten mit Kapital nicht zu gefährden, liegt in der Nothwendigkeit, das Kapital auf dem mühsamen Wege des Erwerbes zu erlangen.

Allein diese und andere Einwendungen und Bedenken konnten nicht hindern, daß Lasalle's Anschauungen Anhänger fanden; und es war damit eine Spaltung in der Arbeitermenge und zum allergrößten Schaden das Hindrängen eines Theils des Arbeiterstandes auf trügerische und gefährliche Wege unwiderstuflich eingetreten! dies sollte sich nur zu bald zeigen.

## Die internationale Association der Arbeiter.

Durch ein Gesetz vom 9. Mai 1864 wurden in Frankreich die Arbeiterverbindungen freigegeben, und dies hatte wichtige Folgen, denn es wurde dadurch der tiefgreifenden Bewegung Vorschub geleistet, die kurz nachher von der sogenannten internationalen Arbeiter-Association ausging.

Das Ziel dieser Vereinigung ist wesentlich politischer Natur. Sie verdankt ihre Entstehung dem italienischen Demagogen Joh. Mazzini, welcher im J. 1863, bestimmt durch die Bestrebungen der Arbeiter, sich zu verbinden, auf dem zehnten Congresse der italienischen Arbeiter zu Palermo in Sizilien die Wahl einer Commission veranlaßte, welche den Auftrag erhielt, den Entwurf eines Vereinigungs-Vertrags aller italienischen Arbeiter auszuarbeiten. Dieser Gedanke fand Anklang, und als im September 1864 aus Anlaß einer großen Versammlung, welche in London zu Gunsten der polnischen Flüchtlinge stattfand, auch Abgeordnete französischer Arbeitervereine daselbst anwesend waren, brachten Mazzini und der französische Flüchtling Ledru-Rollin es dahin, daß den 28. Sept. 1864 die Bil-

dung einer Association beschlossen wurde, welche den Zweck haben sollte: „zwischen den Arbeitern der verschiedenen Länder, welche nach dem gleichen Ziele des gegenseitigen Beistandes und der vollständigen Befreiung der Arbeiterklasse streben, einen Centralpunkt für gegenseitige Mittheilung und Mitarbeit zu gründen.

Diese internationale Arbeiterassociation sollte einen Centralrath mit dem Siege in London haben, der aus Arbeitern zu bestehen hätte, welche die verschiedenen an der Association beteiligten Nationen repräsentiren würden, und der nach Bedarf die Mitglieder des Bureau, den Präsidenten, Generalsekretair, Schatzmeister und die Sekretaire für die verschiedenen Länder zu bestellen hätte; für die deutsche Abtheilung wurde der Flüchtling Carl Marx als Sekretair berufen. Auch sollte ein Congreß berufen werden, um vor Europa die gemeinschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter darzulegen, die Statuten der Association festzustellen, über die Mittel zur Durchführung der Zwecke zu berathen und den Generalrath zu wählen. Das Jahr 1865 ging mit Vorbereitungen hin; doch merkte man bereits den Einfluß des Londoner Centralcomité's an den häufigen Arbeitseinstellungen in England und der Schweiz. Im September 1866 wurde der erste Congreß und zwar in Genf gehalten. Dieser Congreß erklärte, „daß man 'in dem gegenwärtigen Zustande der Industrie, welcher ein Zustand des Krieges sei, sich gegenseitig in Vertheidigung der Löhne beistehen müsse, daß aber ein höheres Ziel zu erstreben sei, nämlich die Unterdrückung der Ablohnung (salarial). Worauf dies hinweist, ist leicht zu erkennen. Es sollten statistische Erhebungen über die Arbeit gemacht und ein allgemeiner Bund hergestellt werden, der gestatten würde, „„gewaltige, unüberwindliche““ Arbeitseinstellungen zu organisiren.“ Das von dem Deutschen Carl Marx in London entworfene und in Genf angenommene Programm enthält folgende Sätze, welche später immer wieder hervorgehoben werden.

1. Die Emancipation der arbeitenden Classen bedeutet nicht einen Kampf der Classenprivilegien und Monopole, sondern einen Kampf für gleiche Rechte und Pflichten, und für die Abschaffung aller Classenherrschaft.

2. Die ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit von dem Monopolisten, der Werkzeuge, der Arbeit, der Quellen des Lebens ist die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form des socialen Elendes, der geistigen Herabwürdigung und der politischen Knechtschaft.

3. Die ökonomische Emancipation der arbeitenden Classen ist das Ziel, welchem jede politische Bewegung als bloßes Hülfsmittel sich unterordnen muß.

4. Die Emancipation der Arbeit ist weder ein lokales, noch ein nationales, sondern ein soziales Problem; welches alle Länder umfaßt, in denen moderne Gesellschaft existirt, und dessen



Lösung hängt von der praktischen und theoretischen Betheiligung der vorgeschrittensten Länder ab.

Schon auf diesem Genfer Congresse wurden neben wirthschaftlichen auch politische Fragen, z. B. die Vernichtung des russischen Einflusses in Europa und die Wiederherstellung Polens, sowie das Verhältniß der stehenden Heere zur Production auf die Tagesordnung gesetzt. Beim Beginne der Verhandlungen machte sich unter den anwesenden Franzosen eine tiefgehende Spaltung bemerkbar, indem die Einen sich als radikale Revolutionäre, die Andern als liberale Republikaner bezeichneten. Die Ersteren wollten aus dem Congresse eine rein politische Versammlung machen, die Letzteren sich von dem wirthschaftlichen Ziele nicht entfernen und an dem Programme festhalten; Beide aber theilnahmen lebhaft an den Debatten.

Im Januar 1867 erließ die Pariser Section der Internationalen einen Protest gegen den Entwurf der neuen Militair-Organisation, und im Herbst jenes Jahres trat auf dem zweiten Congresse in Lausanne die politische Agitation noch entschiedener hervor. Die Deputirten aller Stände waren durchdrungen von der republikanisch-sozialistisch-föderativen Idee, erfüllt von einem glühenden Hass gegen die „Blünder des Vermögens des Volkes;“ sie verkündeten in ihren Privatversammlungen die Nothwendigkeit des Umsturzes und „eine neue Gesellschaft nach den Rücksichten des öffentlichen Wohles aufzurichten.“ Alle waren darüber einig, daß das französische Kaiserthum die Welt mit einem bleiernen Mantel bedecke, daß alle Völker sich nach dem Falle des französischen Kaiserthums sehnten, und daß der Tag nicht ferne mehr sei, an welchem alle zerstreuten Kräfte sich gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigen werden.

Nicht leicht wurde gegen die bestehenden Regierungen so gelästert, als von dieser Arbeiter-Versammlung. Alle socialen Leiden, die Ursachen des Bürgerkrieges, der Pauperismus, die Trennung der Classen, die Ausbeutung der Arbeiter, der „Cafarismus,“ die Niedermetzelung des Volkes, und Anderes wurden den Europäischen Regierungen Schuld gegeben. Viel Gift nahmen die Arbeiter mit heim. Aus ihren Beschlüssen führen wir folgendes an: „In Erwägung, daß die sociale Emanzipation der Arbeiter untrennbar von ihrer politischen Emanzipation ist, daß die Begründung der politischen Freiheiten eine erste absolut nothwendige Maßregel ist, daß die Vorenthaltung dieser Freiheiten ein Hinderniß der socialen Unterweisung und der Emanzipation des Volkes bildet, daß der Krieg zunächst auf der arbeitenden Klasse lastet, indem er sie nicht nur der Subsistenzmittel beraubt, sondern auch zwingt, das Blut von Arbeitern zu vergießen, daß der bewaffnete Friede die produktiven Kräfte lahm legt und die Production einschüchtern, indem er sie den Kriegsdrohungen aussetzt, tritt der Congreß der am 9. Sept. in Genf gebildeten Friedensliga bei, und verbindet sich, Alles, was er vermag, zu thun, um die Abschaffung des stehenden Heeres und die Erhaltung des Friedens durchzusetzen. In der Absicht ferner: rascher zu dem Ziele der Emanzipation der Arbeiterklasse zu gelangen, zur Befreiung dieser Classe von der Macht und dem

Einflusse des Capitals, sowie zu der Bildung einer Conföderation der freien Staaten Europas, und in Erwägung, daß der Friede die erste Bedingung des allgemeinen Wohles, seinerseits befestigt werden muß durch eine neue Ordnung der Dinge, welche in der Gesellschaft nicht weiter zwei Classen zuläßt, von denen die Eine durch die Andere ausgebeutet wird, in fernerer Erwägung, daß der Pauperismus und der Mangel eines konomischen Gleichgewichtes die erste und hauptsächlichste Ursache des Krieges ist, und daß es darum zur Unterdrückung des Krieges nicht genügt, die Armeen zu entlassen, daß man vielmehr die sociale Organisation in dem Sinne einer immer gleichmäßigeren Vertheilung der Production umgestalten muß, macht der Arbeitercongreß seine Zustimmung zum Friedenscongreß davon abhängig, daß dieser die eben ausgeführte Erklärung annimmt.“ Der Congreß stellte also ein vollständiges social-politisches Programm auf, und es wurde noch weiter der Beschluß gefaßt: „alle Arbeiter, die in Zukunft in die Association eintreten, sollen schwören, daß sie alle Aufstände unterstützen wollen, wo immer dieselben zum Ausbruche kommen.“

Nach der Rückkehr nach Paris im Oktober 1867 bildete die Pariser Section ihr Bureau, und von hier, von London, namentlich auch von der Schweiz aus Genf, regte sich die „neue Macht, mit der man rechnen müsse, wenn sie auch weder Armeen, noch Gesandte habe!“ und deren Spitze ausgesprochener Maßen in erster Linie gegen den Kaiser Napoleon III. gerichtet war. Die französische Regierung, hiervon unterrichtet, ließ gegen die Mitglieder des Pariser Comitès wegen Theilnahme an einer unerlaubten Verbindung eine Untersuchung einleiten, welche im März 1868 die Verurtheilung der Angeklagten zu je 100 Frs. Geldstrafe zur Folge hatte. Ein sofort neugebildetes Comité wurde im Mai 1868 zu je drei Monaten Gefängniß und 100 Frs. Geldstrafe verurtheilt.

Mit dem Jahre 1868 begann das Central-Comité in London, unterstützt durch die Mittel der englischen Gewerksvereine, seine politische Thätigkeit stärker zu entwickeln. Auf den Antrag des Polen Kobczynski beschloß die Association: sie betrachte die auf dem Continente bestehenden Verwickelungen als Verwickelungen unter den Tyrannen; sie rathe den Arbeitern, neutral zu bleiben, sich durch ihre Einheit Kraft zu verschaffen, und sich dieser Kraft zu bedienen, um den Tyrannen Europas einen letzten Stoß zu versetzen, und die Freiheit zu proklamiren.

In Paris suchte man die Association in der Stille aufrecht zu erhalten, konnte aber gegen die gerichtliche Einschreitung nicht aufkommen, und erst nach dem Congreß in Brüssel (6.—10. September 1868) gelang es, sie wieder zu beleben. Dieser Congreß beschäftigte sich theils mit politischen, theils mit wirthschaftlichen Fragen. Er protestirte entschieden gegen den Krieg, der zum großen Theil vom Despotismus herrühre und rieth den Arbeitern, alle Arbeit aufzugeben, wenn in einem Lande ein Krieg ausbrechen würde. Die Arbeitseinstellungen sind nach dem Beschlusse des Congresses nicht Selbstzweck, aber eine Nothwendigkeit; man müsse ihnen daher Regeln und Stützpunkte durch die Gesellschaften zum



Widerstände (*sociétés de résistance*) geben, wobei man auf die legalen Schwierigkeiten der einzelnen Länder Rücksicht nehme. Es empfehle sich, eine oberste Behörde dafür einzusetzen, welche je nach den Rücksichten der Opportunität, und den verfügbaren Mitteln die Arbeitseinstellung anordne oder verbiete.

In Sachen des individuellen Eigenthums waren die Debatte sehr lebhaft; unter dem Widerspruche mit den französischen und in Uebereinstimmung mit den deutschen und belgischen Deputirten, erklärte sich der Congreß für das Collectiv-Eigenthum. Bei dem Schlusse der Versammlung sprach sich Dūpont von London, der die Schlußrede hielt, also aus: Was wir umstürzen wollen, ist nicht der Tyrann, sondern die Tyrannei. Wir wollen keine Regierungen mehr, denn die Regierungen erdrücken uns durch Steuern; wir wollen keine Armeen mehr, denn die Armeen werden uns würgen wollen, keine Religion mehr, denn die Religionen ersticken den Verstand.

Wenige Wochen nach dem Brüsseler Congreß tritt die in London gebildete französische Section der Internationalen Arbeiter-Association mit einem Manifeste hervor (den 8. Nov. 1868), worin dieselbe ausspricht: „Das Manifest der Internationalen wie es in der Versammlung vom 28. Sept. 1864 in London angenommen sei, besage:

1. daß die cooperative Arbeit gebunden an die zufälligen und vereinzelter Anstrengungen der Arbeiter niemals die in geometrischer Proportion zunehmende Entwicklung des Monopols und der Ausbeutung aufhalten noch auch die Massen befreien oder ihr Elend lindern können;
2. daß die Herren der Erde und des Kapitals sich stets ihrer politischen Privilegien bedienen werden, um ihre wirtschaftlichen Privilegien zu vertheidigen und zu verewigen;
3. daß demnach die Erlangung der politischen Macht die erste Pflicht der arbeitenden Klasse geworden sei, welche dies auch begriffen zu haben scheine;
4. daß deshalb die Arbeiter sich über die Geheimnisse der internationalen Politik auf das laufende setzen, das Benehmen der Regierungen überwachen, dieselben mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen, und, soweit sie solches nicht vermögen, sich über einen gemeinschaftlichen Protest verständigen, und die Gesetze der Wahrheit, Gerechtigkeit und Moral, welche die Grundlage der Verhältnisse unter Individuen und Nationen zu bilden haben, zurückfordern müssen.

In Erwägung dessen spreche die Section aus, daß die internationale Arbeiter-Association als eine wesentlich politische Verbindung zu betrachten sei, welche die politischen und socialen Fragen stets mit einander zu behandeln habe. Die Section erklärt dann weiter, daß die republikanische, demokratische und sociale Staatsform allein in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Zwecke der internationalen Association stehe, und daß diese Association eine republikanische, demokratische, sociale und universale Gesellschaft sei, welche die von der revolutionären Commune zu Paris in ihren Manifesten ausgesproche-

nen Principien, Ziele und Mittel zu deren Ausführung gleichfalls annehme.“

Von besonderer Bedeutung war nun im Sept. (vom 6.—11) 1869 der Congreß der Internationalen in Basel. Derselbe war längst vorbereitet. Mazzini schrieb im August: „er verlange, daß man alle Mittel anwende, um auf diesem Congresse die Universalrepublik zu proklamiren!“ Die Arbeiter von ganz Europa seien auf diesen Handstreich genügend vorbereitet. Auf dem Congresse selbst herrschte das französische Element vor, auch Liebknecht aus Deutschland verlangte eine socialdemokratische Republik. — Die Versammlung erklärte ihren festen Willen, sich nicht bloß auf das sociale, sondern auch auf das politische Gebiet zu stellen. Sie erneuerte ihre Kriegserklärung gegen den Cäsarismus.

Am 10. September wurde mit 54 unter 75 Stimmen die Abschaffung des Privatgrundeigenthums beschlossen. Endlich wurden am 11. September folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Arbeiter sollen thätig sein für die Gründung von Gesellschaften des Widerstandes.
2. Diese Gesellschaften sollen sich zu föderativen Gruppen vereinigen, welche die Arbeitseinstellungen leiten.
3. Der Generalrath in London wird eingeladen, hierbei die Vermittelung zu übernehmen.

„Die nächste Versammlung“, so beschloß der Congreß, „soll in Paris sein!“ Der Vorsitzende aber schloß mit diesen Worten: „Im Jahre 1870 wird Frankreich seine Freiheiten erobert haben. Wir können tagen in Paris. So begeben wir uns im September 1870 nach Paris!“

„Die von föderativen Gruppen unter Vermittelung des Londoner Comité geleiteten Arbeitseinstellungen als Vorbereitung für die Einführung der social-demokratischen Republik.“ Dies ist die Idee, welche diesen bis jetzt letzten Congreß von Delegirten der internationalen Arbeiter-Association beherrscht hat. Welche Früchte diese Verbindung der socialen und politischen Umsturzpartei in Frankreich gezeitigt hat, gewahrten wir an den scheußlichen Vorgängen in der Passionszeit und zwischen Ostern und Pfingsten d. J. in Paris. Es ist ziemlich gewiß, daß bei diesen Vorgängen das Londoner Centralcomité der internationalen Association die Hand im Spiel gehabt hat. — Wenn in Deutschland nicht dieselben Erscheinungen zu Tage treten, wie in Frankreich, so sind daran jedenfalls die Agitatoren der socialdemokratischen Partei unschuldig. In dem Blatte „Volkstaat“ werden noch bis zur neuesten Zeit von Bebel und Anderen Grundsätze und Desiderien ausgesprochen, welche den gewaltsamen Umsturz aller staatlichen und Besitz-Verhältnisse mit derselben Deutlichkeit in Aussicht stellen, mit welcher in Frankreich die gewaltsame Herstellung der demokratischen und socialen Republik verlangt und versucht worden ist.

(Schluß folgt.)



## Kirchliche Nachrichten.

### Die dreizehnte westfälische Provinzialsynode.

(Fortsetzung.)

Ein Antrag auf Aufhebung des Patronates lautete: Prov.-Synode möge auf Erlaß des in Artikel 17 der Verfassungs-Urkunde („über das Kirchenpatronat und die Bedingungen, unter welchen dasselbe aufgehoben werden kann, wird ein besonderes Gesetz ergehen“) in Aussicht genommenen Gesetzes hinwirken. Dieser Antrag fiel glücklich durch. Man sagte mit Recht, daß man auf diesem Gebiete die Initiative den östlichen Provinzen überlassen müsse. Und wenn auch, wie ja sub sole nil perfectum, die Patronatsverhältnisse für die Kirche ungünstig sein können, so muß man einestheils bedenken, daß allüberall mehr in den Personen, als in den Systemen das Nützliche und Gefährliche liegt, und andernteils, daß seit der Zeit des Wiederaufblühens des christlichen Lebens das Patronat vielfach der Kirche zu großem Segen gewesen ist. Es giebt unter den Patronatsherren die intensivsten Förderer des Reiches Gottes. Und daß die Synodalverfassung auch nicht das Probatmittel gegen alle Schäden ist, zeigte unter Anderm die nothwendig gewordene Berathung, wie Abhülfe zu schaffen sei, wenn die kirchlichen Gemeinde-Vertretungen zu wiederholten Malen durch Ausbleiben der Mitglieder beschlußunfähig sind. Auf diese Weise ist es möglich, daß ein etwa nöthiger Beschluß, der gefaßt werden muß, aber nicht gefaßt werden soll, nie gefaßt werden kann. Man beschloß, daß, falls die Repräsentanten-Versammlung zweimal beschlußunfähig geblieben sei, zum dritten Male die Anwesenden, wie klein auch ihre Zahl sei, beschlußberechtigt sein möchten. Daß Schäden hüben und drüben sind und daß es wirklich mehr Sage, als Wahrheit ist, daß durch die presbyteriale und synodale Verfassung das christliche Leben sicher gefördert werde, zeigt unter Anderm auch eine Verhandlung über eine bei einer Pfarrwahl vorgekommene Bestechung. Der betreffende Presbyter war bestraft, nicht aber die Repräsentanten, weil nach gerichtlicher Auffassung wohl das Presbyterium als eine Behörde zu betrachten sei und dessen Mitglieder als kirchliche Beamte, nicht aber sei die größere Repräsentation, wenn auch eine die Gemeinde repräsentirende Körperschaft, einer Behörde gleich zu achten. So beschloß Pr.-Synode eine Erklärung darüber auszuwirken, ob die in dem neuen Strafgesetzbuche vorgesehene Bestimmung über Kauf und Verkauf von Wahlstimmen auch auf Pfarrwahlen Anwendung finde. Zugleich wurde beschlossen, daß demjenigen, welcher sich passiv oder aktiv ungesetzliche Mittel bei Pfarrwahlen zu Schulden kommen lasse, auf 4 Jahre und noch länger die kirchlichen Ehrenrechte entzogen werden sollen.

Für weitere Kreise interessirend dürften noch die Verhandlungen über Anstellung von Militairgeistlichen, über das Pre-

diger-Seminar von Herborn und über das sogenannte Provinzial-Gesangbuch sein. Aus mehreren Kreisynoden waren Anträge auf Vermehrung der Militairgeistlichen gestellt. „Es möge künftig wieder, wie früher, jedes im Felde stehende Regiment seinen besonderen Geistlichen haben.“ Wenn im Jahre 1805 noch 105 Militairgeistliche waren, so ist es allerdings ein großes Mißverhältniß, daß bei der beträchtlich, ja dreifach größeren Truppenzahl nur 53 Militairgeistliche vorhanden sind. Man sprach mit Recht aus, daß wo die Mittel zum Kriege nicht fehlen, auch die Mittel zur Anstellung von Militairgeistlichen nicht fehlen dürften und zwar sei in diesem Falle nicht die christliche Liebe zur Unterhaltung der Feldgeistlichen in Anspruch zu nehmen, sondern der Staat. Wo 100 Millionen zum Kriege verwandt werden, ist gewiß eine halbe Million zur Unterhaltung der Feldgeistlichen übrig. Provinzial-Synode sprach deshalb 1. ihr Bedauern aus, daß in dem letzten Kriege ein großer Mangel an geistlichen Kräften hervorgetreten sei, 2. bittet sie das Königl. Consistorium, dahin zu wirken, daß das Bedürfniß an Militairgeistlichen für Kriegs- und Friedenszeiten festgestellt und die entsprechenden Positionen in den Militairetat aufgenommen werden.

Das Prediger-Seminar zu Herborn ist als Seminar für die Nassauischen Candidaten von dem geistlichen Minister anerkannt. Die angehenden Theologen finden dort nach 2 1/2-jährigem Universitätsstudium ein Unterkommen für ein Jahr behufs weiteren Studiums. Es sind nun sechs Stellen für Candidaten aus Rheinland und Westfalen dort reservirt. Abgesehen von dieser geringen Zahl von Stellen bietet Herborn bei dem kürzeren Universitätsstudium der dortigen Theologen für die diesseitigen Candidaten keine geeignete Gelegenheit und beschloß die Provinzialsynode, das Anerbieten des Oberkirchenraths betreffs jener sechs offerirten Stellen abzulehnen und dagegen die Herrichtung eines Seminars für Rheinland und Westfalen dem Oberkirchenrath dringend ans Herz zu legen. Gelegentlich der Debatte über die diesseitige Pastoralhilfsgesellschaft wurde beschlossen, es möchte geeigneten Orts allen Candidaten dringend der Eintritt in diese Gesellschaft angerathen werden, um als Vicar die passende Vorbereitung für das geistliche Amt zu finden. Und in der That dürfte es der Kirche von größerem Segen sein, wenn Mittel geschafft würden, daß Candidaten als Gehilfen oder Vicare bei erprobten Geistlichen ein Unterkommen finden, als wenn ein Seminar hergerichtet würde. Wie mancher Candidat hat für sein inneres Leben und für seinen pastoralen Beruf in dem Hause eines tüchtigen Geistlichen und in der Gemeinde viel mehr empfangen, als auch das beste Seminar ihm hätte bieten mögen. Man kann schließlich eben nur im Wasser schwimmen lernen.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 15. November.

N<sup>o</sup> 91.

**Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter  
in seine Ernte sende.**

(Schluß.)

Die Behörden gehen unablässig darauf aus, die Volksschulen zu heben, und zu vervollkommen. Man muß die Unermüdlichkeit bewundern, mit der sie nicht allein Lehrerwohnung und -Garten zu bessern, sondern auch den Unterricht zu vervollkommen suchen. Nur kann von dieser Seite, wo man dem eigentlichen Schulleben und dem praktischen, sogenannten kleinen Dienst etwas fern steht, leicht zu viel geschehen. So werden heutzutage die Pfarrer in manchen Bezirken mit Regierungs-Verfügungen wahrhaft überschüttet: Es wird so Vielerlei in Schulsachen angeordnet, daß man in Gefahr steht, Eins über dem Andern zu vergessen. Es wird auch den Lehrern so Vielerlei im Lehrfach zugemuthet, daß diese öfters mit Grund ungeduldig werden, und während man von der Gehaltsverbesserung des Lehrers viel schreibt — geschieht wenig; wodurch Aerger und Unzufriedenheit genährt werden. Das sind Uebelstände, die erkannt werden sollten. Was will z. B. die Bemerkung in einer Regierungs-Verfügung, der Lehrer möge auch darauf sehen, daß die Kinder sich die Zähne und das Zahnfleisch rein halten. Wie hat man sich die Ausführung dieser Anordnung gedacht?! Also nicht zu viel des Guten. Es ist besser „Wenig“ und das Wenige gut und gründlich und ausführbar. — Landkinder, die von früher Jugend auf schwer arbeiten müssen, werden Landkinder bleiben und wenn die Schulhäuser Palläste werden. Und es ist gut, daß bei ihnen neben den Verstandeskraften vor Allem die Körperkräfte ausgebildet werden. Wer sollte sonst das Vaterland beschützen, wenn es in Gefahr ist? Gelehrte, studirte Leute mit flechem Leibe würden dazu nicht geschickt sein. Landschulen müssen einfache Schulen bleiben, Volksschullehrer einfache, schlichte Leute, aber auch so gestellt werden, daß sie auskömmlich leben können. Und Landgeistliche müssen demüthige, christliche, praktische Leute sein, dann ist das Wohl des Landes besser berathen, als wenn nach den Schablonen des Liberalismus verfahren, einfachen Leuten der Kopf verdreht, und Haß und Streit in die verschiedenen Stände getragen wird. Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Indessen wollen wir, die wir ein schweres, mühevolleres Amt erhalten haben, nicht müde werden, vielmehr uns üben in Glauben und Geduld und arbeiten Beides an der Schule und an den Lehrern. Die christliche Gemeinde aber muß uns mit ihrem Gebet begleiten: Sende treue Arbeiter in deine Ernte. Denn wenn zu allem Streit und Hader in den Gemeinden noch recht-haberische, streitsüchtige Pfarrer hinzukämen, dann würde das Elend je länger desto größer. —

Wir kommen zu dem Dritten, was wir im Gebiete des pfarramtlichen Lebens in Betracht ziehen wollen. Wir treten in das Haus der Gemeindeglieder. Wir begleiten den Pfarrer bei seinen Hausbesuchen. — Wenn ein Pfarrer in einer Landgemeinde anzieht, dann erwarten es die Leute, daß er ihnen in ihren Häusern so zu sagen einen Antrittsbesuch mache; wenigstens in kirchlichen Gemeinden ist es so. Er wird gut thun, wenn er dieser Erwartung entspricht und besonders die „kleinen Leute“ nicht hinter den Reichen und Angeesehenen zurückstellt. Dann wird es ihm nicht schwer werden, auch fortlaufend zu erfahren, wer krank oder hilfsbedürftig sei im Dorfe. Wo Krankheit herrscht und Hilfe Noth thut, da sind Hausbesuche und zwar wiederholte, regelmäßige Hausbesuche nothwendig. —

Wenn uns die Leute durch's Dorf gehen sehen, dann müssen sie es wissen, der Pfarrer geht zum Kranken oder zum Nothleidenden. So regelmäßig muß der Dienst sein. Er erfordert freilich Selbstverläugnung. Kranke besuchen, Ungeduldige trösten, Armen helfen, Gefälligkeiten auf Gefälligkeiten erweisen — gegen das Alles sträubt sich der alte Mensch. Aber der Herr hat es geboten. Er hat auch bei Kranken gestanden und den Armen das Evangelium gepredigt. — Ich finde auch nicht, daß die Christenleute über solche Hausbesuche verwundert thun — nur ganz in Elend Verkommene, etwa die im Armenhause sterben vielleicht in Folge der Trunksucht — die wundern sich hin und wieder, daß man den Weg zu ihrer Sorgenstätte angetreten habe. Aber sie wundern sich mit Freuden. Die Andern finden es natürlich, daß der, welcher Christo dienen will, „Kranke besucht“, Matth. 25, 36 — mit ihnen betet, die Hände segnend auf sie legt und auch für ihr irdisches Wohl sorglich bedacht ist.

Für uns Landleute ist das neuere Gesetz von Bedeutung, nach welchem auch Nicht-Mediciner mit Medicamenten sich befassen dürfen. Die homöopathischen Apotheken bürgern sich neben manchen allopathischen Mitteln in die Häuser ein, und Guts-



besitzer wie Bauern, Lehrer wie Geistliche findet man immer häufiger im Besitze von medicinischen Hilfsmitteln. Dadurch geschieht es, daß bei kleinen Krankheitsfällen der Arzt nicht unnöthig belästigt zu werden braucht und bei plötzlichen Fällen wenigstens einiger Rath zur Hand ist. Der Geistliche aber, der seine Kranken regelmäßig besucht, wird oft um Rath gebeten, und wohl dem, der hier Hülfe umsonst darreichen kann und nicht mißdeutet wird, immer wieder gefällig zu sein.

Ich meine nicht, der Pastor soll ein Medicinalpfuscher werden, der sich aufdrängt. Eine gewisse Zurückhaltung, Tact und Anstand ist gerade hiebei nothwendig. Der Arme aber ist meist sehr dankbar, wenn er in dem Hause des Pfarrers und Lehrers bereitwillig Rath und Hülfe findet. Und der Bauer schickt auch Pferde und Knecht nicht gerne in die Stadt für die Kranken in seinem Hause. — Und wenn Vieh krank wird im Orte — es ist kaum glaublich, wie besorgt man in einem märkischen Bauerndorfe für's Vieh ist; fast mehr besorgt, als für Menschen. Wenn die Arbeit drängt, liegen die Kranken schier verlassen. Mit ansteckenden Krankheiten Behaftete werden vielfach gemieden. Aber wenn ein Stück Vieh krank ist, da ist die Noth groß und oft wird dem Pfarrer eine ausführliche Krankheitsgeschichte erzählt. Und wenn er nach seiner geringen Kraft zu helfen bereit ist, dann ist er ein „gemeiner, niederträchtiger“ Mann, mit dem sich doch ein Wort reden läßt.

Aber alle diese Dienstleistungen verlangen manche Selbstverleugnung. Der Pfarrer, zu dem die Leute Vertrauen haben, wird um Alles gebeten. Bald soll er seine Scheune borgen, bald seine Pferde, bald seine Wagen. Ganze Flaschen Arnica-Tinctur für Menschen und Vieh kann er sich bereit halten. Die Pächter der Pfarrländereien nehmen wenig Rücksicht, verlangen aber selbst sehr zarte Rücksichten. Die Armen lechzen nach Unterstützungen. Wer nirgends Hülfe findet, im Pfarrhause erwartet er sie gewiß. Jener kann, dieser möchte keine Gebühren zahlen. Jener andere möchte Rath haben für schwierige Rechtsfälle oder für drückende Noth im Hause, in der Familie, in der Ehe. Der Pfarrer soll alle die Häuser um die Kirche herum bedienen, soll in Einfalt und Demuth helfen und rathe, so weit er kann. Und erfährt er dabei Gnade und Segen und erlangt er das Vertrauen der Leute — dann hüte er sich vor dem Hochmuth seines Herzens und erwarte keinen Dank. Hin und wieder wird er doch dankbare Herzen finden. Wie es jenem erging, dem ein Tagelöhner sagte: „Herr Prediger, als Sie so krank waren, da that's mir leid, daß ich Sie nicht besuchen konnte. Sie haben mich einst so treu gepflegt. Ich hätt's gerne wieder gethan. Aber für solchen einfachen Mann, wie ich einer bin, schickt sich wohl vergleichen nicht.“ Oder wie jenem Andern, dem eine Wittve mit vielen Thränen also ihren Dank bezeugte: „Wenn Gott Sie nicht dazu erweckt hätte, für mich zu sorgen, so wäre ich Kranke mit meinen Kindern in diesem Winter verhungert und verkommen.“ Die Noth in den Häusern fordert allerdings von dem Pfarrer auch manche Opfer an

Geld, daran der Geiz sich nicht gewöhnen will, und viel Trübe im Kleinen wie im Großen: viele kleine Dienste, auf die der Hochmuth verächtlich schaut, viele scheinbar überflüssige Gespräche, die doch von großem Nutzen sind, wenn Gebet sie begleitet, viele Fürbitten, die der Unglaube für überflüssig hält. — Die einzelnen Dienste und Ermahnungen scheinen oft gering. Wenn aber Gott seinen Segen darauf legt, welche Freude, wenn nach vielen unscheinbaren Krankenbesuchen ein Kranker sich zu Gott bekehrt, wenn nach vielen kleinen unbedeutenden Diensten ein Unkirchlicher kirchlich wird, wenn nach vielen geringen Gaben ein Armer den Reiz gegen die verliert, die mehr haben. Das ist Lohn von Gott, der mehr werth ist, als viele Schätze. Gott gebe uns viel solche Erfahrungen.

Noch gar Manches ließe sich hier anführen. Die Sorge und Noth eines in Gottes Arbeiterdienst Gestellten ist Legion. Das Gebiet des Gemeindefkirchenraths und der Synoden ist hier gar nicht berührt. Ebenso ist der Büreaudienst des Geistlichen bei Seite gelassen. Endlich ist auch die irdische Sorge, mit der viele Geistliche sammt ihren Familien kämpfen, sowie manches Andere zur Selbstverläugnung Auffordernde unerwähnt geblieben. Aber auch die hier hervorgehobenen Schwierigkeiten, mit denen der geistliche Stand heutzutage zu kämpfen hat, werden die Bitte als berechtigt erscheinen lassen: Kritisiert nicht zu viel, klagt nicht zu viel über die Diener des Wortes, sondern betet für sie. Und besonders heutzutage, wo so viel Spaltung und Hader ist und jeder das Seine sucht und die Liebe bei Vielen erkaltet, haltet zusammen, die ihr der Kirche festen Grund lieb habet und betet mit uns:

Thue wohl an Zion nach deiner Gnade, baue die Mauern Jerusalems!

### Von der Taufe

soll nach der pommerischen Kirchenordnung gelehrt werden, „daß man die jungen Kinder solle taufen und durch die Taufe zu unserm Herrn Jesu Christo bringen, und daß die Taufe wahrhaftig sei ein Bad der Wiebergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, dadurch wir in den Tod und in die Gnade Jesu Christi gesenket, mit dem Blute Jesu Christi gewaschen und mit dem heiligen Geiste begabet, getauft und angezogen werden. — Zudem soll fleißig getrieben, den Leuten vorgehalten und erinnert werden die Frucht der Taufe, daß sie dem Christen ist ein Bund der Gnaden und des guten Gewissens vor Gott, durch die Auferstehung Jesu Christi und bedeutet, daß in allen, die getauft sind, stets solle folgen die Tödtung des Fleisches und des alten Menschen, das ist rechte Bekehrung vor Gott und ein neu gottselbig Leben durch die Gnade und Geist Jesu Christi.“

Damit wahrte die pommerische Kirchenordnung der heiligen Taufe ebensowohl den Wiedertäufern gegenüber ihren rein sakramentalen Charakter, als sie den Täufling fleißig daran er-



innert wissen will, daß er seinem Gotte und Heilande nunmehr auch sein Leben zum Sakrifizium hingebe. Es thut sicherlich recht Noth, beide Momente im Konfirmandenunterrichte zu betonen und scheint mir nicht gerathen, damit zu warten, bis man sich durch die ersten drei Hauptstücke im Katechismus den Weg zum vierten gebahnt hat. Nicht bloß bei der Einleitung in den Katechismus, sondern von vornherein schon bei der Feststellung des Faktums, daß man in den Konfirmanden wirklich getaufte Christenfinder vor sich habe, findet sich dazu Gelegenheit. Dieselben müssen ihren Tauftag kennen. Konstatirt ihn nicht das Kirchenbuch des Kirchspieles, so konstatirt ihn der von vornherein und nicht erst in der Woche vor der Einsegnung zu beschaffende Tauffchein. Es muß doch wohl dem Konfirmanden zum Bewußtsein gebracht werden, daß nicht das so und so viele Lebensjahr, sondern daß vor allem das Sakrament der heiligen Taufe die Basis des Konfirmandenunterrichts und der nachfolgenden Einsegnung ist.

Aber soll denn die Kirche bis zum zwölften resp. dreizehnten Jahre damit warten, um in den Kindern die Erinnerung an die Taufe zu wecken? und wenn das nicht, was könnte von Seiten des geistlichen Amtes geschehen, um der nicht ganz ungegründeten Einwendung der Baptisten zu begegnen: viele evangelische Christen wüßten ja gar nichts davon, ob sie auch nur mit Wasser besprengt wären.

Wie wird faktisch in vielen, namentlich großen Städten und selbst in manchen Landkirchen der Taufakt vollzogen? Der Geistliche hat in der Liturgie, auf der Kanzel zu fungiren. Im Predigtstuhl oder in der Sakristei tritt der Küster an den Herrn Prediger heran und bemerkt, es gebe heute auch noch ein, zwei oder vielleicht ein Duzend Tausen. Täuflinge und Taufzeugen rangiren sich um den Taufisch. Der Prediger hält eine vielleicht sehr schöne Rede und tauft, ohne Täufling und Taufpathen zu kennen, je nachdem vom Küster resp. der Hebamme dem Täufer behändigten Zettel, darauf hier ein biblischer, dort ein heidnischer, dort ein echt neumodischer Name angemerkt steht, Namen, die einen evangelischen Geistlichen oft — mindestens in gerechtes Erstaunen versetzen müssen. Der Taufakt ist vollzogen; die Taufzeugen gedenken vielleicht (Gott Lob ist es ja auch vielfach anders!) nur noch an ihr Pathenamt, wenn ihr Pathchen den ersten Geburtstag erlebt und erachten durch ein an diesem Tage dargereichtes Geschenk sich ihres Pathenberufes quitt und ledig. Die Eltern vergessen den Tauftag, den die Kinder nie gewußt. Das unkirchlich gerichtete Haus und vielleicht auch die Schule ignorirt die Taufe, die Basis aller christlichen Kinderzucht vollständig, und die Erinnerung an die Taufe wird vielleicht erst nach gerufen durch den behufs der Einsegnung zu lösenden Tauffchein. Ist es bei diesem geschäftsmäßigen Hantieren mit dem Mysterium der Kirche zu verwundern, wenn die Haufen und Massen, denen wo noch nicht alles christliche doch jegliches kirchliche Bewußtsein abhanden kommt, bei uns immer größer werden? Ist es zu verwundern, daß dieselben

jede Regung des kirchlichen Lebens sofort als Hierarchismus, Pietismus oder ich weiß nicht als was alles verschreien?

Die pommerische Kirchenordnung fordert eine würdige Vollziehung des Taufaktes in facie ecclesiae. „Der Vater des Kindes soll den Prediger als den Täufer an Gottes Statt ehrlich um die Taufe bitten, oder durch ehrliche Personen darum bitten lassen; und sollen die Gebattern fromme, ehrliche, gottesfürchtige Leute sein, die Gottes Wort lieb haben und das Sakrament gern empfangen.“ Damit unwürdigen, zum Pathenante ungeschickten Personen von vornherein gewehret und dieselben nicht erst durch Zurückweisung beim Taufakte selbst erbittert werden, so soll der Vater oder dessen Stellvertreter bei der Bestellung der Taufe dem Pfarrherrn die Taufzeugen, so er fordern will, zuvor namhaft machen.

So wenig man das Sakrament des Altars ohne das Minimum einer vorgängigen Anmeldung in seiner Würde zu wahren im Stande ist, so wenig kann das mit dem Sakrament der heiligen Taufe geschehen ohne die von der pommerischen Kirchenordnung vorgeschriebene vorgängige Anmeldung der Taufpathen und — wie ich glaube dem modernen Zeitgeiste gegenüber hinzusetzen zu müssen — der Taufnamen des Täuflings.

Bei dem Referenten findet folgende Ordnung Statt, selbst bezüglich des  $\frac{3}{4}$  Meilen entfernten Filials; der Vater des Täuflings kommt, um die Taufe zu bestellen, ins Pfarrhaus. (Vor sich dem Schwierigkeiten entgegenstellen, geht Pastor ins Haus des Kindtaufvaters.) Dabei ist Pastor in der Lage, alle bezüglich der Taufe zur richtigen und sofortigen Eintragung ins Kirchenbuch nöthigen Data authentisch festzustellen, insbesondere auch die — angemessenen — Taufnamen des Kindes, so wie die — würdigen — Taufpathen. Sodann schreibt Pastor die vereinbarten Namen des Täuflings und der Taufzeugen nebst Angabe des Geburts- und Taufdates und der Taufstunde auf einen Zettel, welcher demnächst dem Küster präsentiert wird, um denselben zu instruiren, 1) an wen er Pathenbriefe zu schreiben, 2) wann er den Taufisch zu bereiten hat. Eben da findet der Täufer zur Taufstunde den Taufzettel, welcher nach vollzogenem Taufakte mit dem Kinde nach Hause wandert und hier zumeist sorgsam verwahrt wird. (Vor Jahren passirte es dem Referenten durch ein sonderbares Zusammentreffen von allerlei Wirrnissen einmal, daß der Vermerk eines Täuflings im Kirchenbuche unterblieben war; mit Hülfe des affervirten Taufzettels konnte dasselbe, ohne auch nur einen Pathen zu befragen, vollständigst in Ordnung gebracht werden.)

Nun ist es dem an Sparsamkeit gewöhnten Referenten zum öftern begegnet, daß er zu solchem Taufzettel einen bereits in den Papierkorb geworfenen, auf der Rückseite vielleicht gar beschriebenen Fliesen benutzte. Diese Wahrnehmung war ihm dann bei Vollziehung des Taufaktes alle Mal ärgerlich; auch mußte er sich sagen, daß man bei den Eltern billig nicht auf sorgfältige Aufbewahrung des Taufzettels rechnen dürfe, wenn Pastor dazu nur Abfall benutzte. Das hat ihn auf den Gedanken ge-



bracht, die Hilfe des Druckers und Künstlers in Anspruch zu nehmen, und ist in Folge dessen bei Justus Naumann in Dresden folgender Taufzettel erschienen:

Er besteht aus einem Quartblatt feinen, guten Papiers mit Einfassung. Die erste freie Linie dient zur Eintragung der Vor- und Zunamen, die zweite zur Nachtragung des Geburts- und Tauftages, die dritte enthält in Kursivschrift die Worte: in der evangelischen Kirche \*) lutherischen Bekenntnisses zu ..., die vierte und fünfte freie Linie können event. noch zum Vermerk des Tages der Konfirmation und ersten Abendmahlsgenusses benutzt und dieser Taufschein dann als Einsegnungsschein verwendet werden.

Darunter der Schmollesche Vers in Druckschrift:

Werde fromm und wasche groß,  
Werde Deiner Eltern Freude,  
Und Dein jetzt erlangtes Loos  
Tröste Dich in Deinem Leide.  
Deine Taufe sei die Thüre,  
Welche Dich zum Himmel führe.

Ev. Joh. 15, 1—16.

Das wünscht Dir von Herzen

der Pastor . . . . .

Auf der Rückseite befindet sich in der Mitte des Blattes ein Bild, die Taufe Christi im Jordan darstellend, mit dem Spruche Titus 3, 5—7 darunter und zur Rechten und Linken freier Raum für Eintragung der Taufzeugen. Unter dem Ganzen der V. Herbergersche Vers:

Schreib meinen Namen aufs beste  
Ins Buch des Lebens ein,  
Und bind mein Seel' fein feste  
Ins schöne Bündelein,  
Der', die im Himmel grünen  
Und vor Dir leben frei,  
So will ich ewig rühmen,  
Daß Dein Herz treue sei.

Bei einer Massenbestellung, die für eine im lutherischen Bekenntnisse einstimmige Synode sich sehr leicht macht, überläßt die Verlags-handlung das Stück zu dem äußerst billigen Preise von noch nicht 3 Pf. Zu wagen hätte kein Amtsbruder etwas, wenn er gleich muthig zugriffe; denn ganz füglich lassen sich diese Scheine auch als Confirmationsatteste verwenden. Nur zur Ausfertigung eigentlich sogenannter, auf Grund des Kirchenbuches ausgestellter Taufscheine für den amtlichen Verkehr, wozu sie nicht bestimmt sind, sind sie unbrauchbar. Es dürfte dies Blatt auch dem verwöhnten Geschmacke genügen; ist wohlgeeignet,

\*) Referent steuert aus Kräften die für den Pfarrer ungleich einträglicheren Haustaufen ab, so daß dieselben nur verschwindende Ausnahmen sind.

Amtsbrüdern zur Einführung guter und nöthiger Ordnung Handreichung zu thun, den damit Beschenkten das Gedächtniß an die erfahrene Taufgnade von früh ab zu schärfen und die Pietät, diese in unseren Tagen immer mehr dahinsiechende Kardinaltugend, gegen die Taufpathen wach rufen, auch letztere selbst an ihre Pflicht erinnern zu helfen.

Dem Ref. gereicht es wahrhaft zur Genugthung, bei dieser Gelegenheit alle diejenigen, welche für volksthümliche Kunst Sinn und Verständniß und für das wahre Wohl unseres Volkes ein Herz haben, auf das selbstlose Streben der Gebrüder Justus N. in Leipzig und Heinrich Naumann in Dresden aufmerksam zu machen, von denen letzterer es sich sonderlich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint, vermittelt des deutschen Holzschnittes dem Worte Gottes in das Herz unseres deutschen Volkes Bahn machen zu helfen. „Der ächte Holzschnitt führt eine Sprache, die mit anspruchsloser Einfalt, aber eben deshalb mit großer Gewalt sich an uns wendet, unser Gemüth ergreift und auch von Hoch und Niedrig, von Groß und Klein, von Jung und Alt am Leichtesten verstanden wird und so recht ein Erbtheil bildet, das aus der Zeit der Reformation Lutheri auf uns gekommen ist. — Lange Zeit vergessen und verkannt — ja leider auch gemißbraucht und geschändet, — ist man doch seit etwa 25 Jahren bemüht gewesen, unserm Volke dies sein Erbtheil wieder vor Augen zu führen und nutzbar zu machen.“ Unter manchen schweren Opfern hat sich das der Naumannsche Verlag angelegen sein lassen. Alles was mir aus demselben zu Gesicht gekommen, vorzugsweise erwähnt sei nur „Jesus Christus der Gekreuzigte“, ein vortrefflicher Holzschnitt von einem Schüler Schnorrs gezeichnet, in Folioformat à 3 Sgr., verschiedene Weihnachtsbilder und Niederblätter, die sich zur Verbreitung am Christfest empfehlen, verschiedene Hefte einer „Kinderbibel“: Bilder in heiliger Schrift zum Vertheilen an Unmündige (wozu sich das kostspielige Schnorrsche Bibelwerk doch nicht eignet), ein auf das Königreich Sachsen vorzugsweise berechneter und darum leider über Sachsens Grenzen hinaus wohl wenig gekannter, gediegener „Illustrirter Volkskalender“: alles trägt das Gepräge keuscher Einfalt, eines edlen Styles und hohen Grades künstlerischer Vollendung und sei allen denen recht warm empfohlen, welche die verderbliche Macht der Presse und der entchristlichten Kunst begreifen, von den elenden Nachwerken sogenannter christlicher, vom Mammon auf den Markt gebrachter Bilder sich mit Widerwillen abwenden. Wen des Volkes jammert, wer für das Volk das Beste gerade für gut genug hält und bemüht ist, dasselbe an edlen Geschmack zu gewöhnen, der wird einem Buchhändler die Hand drücken, der an der wichtigen Aufgabe der christlichen Kunst, zur Förderung einer gesunden im Geist des Evangeliums sich entwickelnden Volksbildung mitzuwirken, opferwillig und unverbrossen mitarbeitet.

Ein pommerischer Pastor.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 18. November.

N<sup>o</sup> 92.

## Geschichtliche Entwicklung und Darstellung des Sozial-Demokratismus — und die Aufgabe der Kirche.

(Schluß.)

### III.

Was ist nun geschehen von Seite der Kirche — oder sagen wir lieber: der Kirchen — gegen dieses fressende und schleichende Uebel, welches, wie kaum ein anderes, an dem Marke des Volkes zehrt, die sittliche, kirchliche und staatliche Ordnung auf das Aeußerste gefährdet, und, wie es nun seit den Passions-, Ofter- und Pfingsttagen d. J. in Paris am Tage liegt, den allgemeinen Umsturz herbeizuführen geeignet ist?

Vor Allem haben wir hier die Mitschuld der Kirche und ihrer Diener zu bekennen. Diese Schuld besteht aber theils in Versäumniß, theils (wir scheuen uns nicht, es zu sagen) in indirecter Mitwirkung. Denn ist nicht dieses Gift — und das ist unsere Versäumniß — dieser Geist der Auflehnung und Auflösung durch Emissaire aus den Städten und Fabrikgegenden und durch Blätter in unsere Dorfgemeinden getragen? Haben sich nicht unter unseren Augen, zum Theil aus den Söhnen, die wir confirmirt haben, diese Associationen und Strifevereine gebildet? Wurden nicht diese Bestrebungen des Liberalismus und Radicalismus im Gewerbebetriebe von Pastoren und Freunden der Kirche entweder unterschätzt, als jugendliche Spielerei angesehen oder mit Wohlgefallen betrachtet, indem manche Pastoren mit diesem Liberalismus Fühlung hatten, seine Bestrebungen als Aeußerungen politischer Mündigkeit, seine Ausbreitung als Forderung der Zeit, seinen endlichen Sieg als glänzende Errungenschaft der Neuzeit betrachteten?

Das ist unsere Versäumniß!

Aber noch viel tiefer und schmerzlicher müssen wir unsere, wenn auch unbewusste, Mitwirkung anklagen. Unsere Zeit ist eine Zeit des Individualismus oder, genauer gesagt, des Subjectivismus. Dies tritt auf allen sozialen Gebieten hervor, auf dem der Kirche, wie des Staats, der Politik und der Frömmigkeit, bei Gelehrten, wie bei Idioten, bei Arbeitenden und bei Genießenden in höheren und niederen Ständen. Auf dem Gebiete der Arbeit haben wir es geschichtlich nachgewiesen. Hier trat der Gliederung der Bevölkerung in eine Mehrheit von Classen mit Sonderrechten gegen Ende des 18. Jahrh. be-

sonders, das Princip der absoluten Geltung des einzelnen Menschen als siegende Macht gegenüber. Der einzelne Mensch in seiner Freiheit, nur durch seinen eigenen Willen, höchstens durch freien Vertrag mit anderen Menschen beschränkt, bildete den Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Ordnung, die Freiheit jedes Menschen, unbeschadet der gleichen Rechte jedes Anderen, bildete die principielle Grundlage des öffentlichen Rechtes. Die menschliche Arbeit gilt als die einzige Quelle alles Wohlstandes, die Individualisirung und Spezialisirung derselben als das Mittel zur höchsten Steigerung ihrer produktiven Kraft, das Capital, die Grundlage der produktiven Arbeit, und selbstwirkender Produktionsfaktor, erschien in dem Richte eines Erzeugnisses früherer Arbeit. So galt ebenso vom Standpunkte der natürlichen Grundlagen alles Rechtes, wie von dem Gesichtspunkte der höchsten Steigerung des National-Wohlstandes, die Durchführung der Freiheit des Erwerbs als das Höchste, als der Angelpunkt für die Erneuerung der sozial-politischen Zustände, und es wurde dieses Recht von dem Ende des 18. Jahrhunderts an in allen Staaten, bald rascher und durchgreifender, bald langsamer und mit mehr oder minder großem und anhaltendem Widerstreben, und mehr oder weniger Ausnahmen, zur gesetzlichen, wenn auch nicht allgemeinen Anerkennung gebracht. — Aber steht denn diese Erscheinung auf dem Gebiete der Arbeit und der materiellen Interessen vereinzelt da? Nein! Die letzteren stehen immer in Abhängigkeit von den geistigen Interessen, wenn jene es auch nicht wollen zugestehen, wie ja das Niedere immer von dem Höheren und Geistigen geleitet wird. Und so finden wir denn den Prozeß der Zerlegung und Atomisirung zuvor noch auf dem Gebiete der Wissenschaft, in den verschiedenen rasch auftauchenden und verschwindenden, überholten philosophischen Systemen und Schulen, und ebenso auch auf dem Gebiete der Kirche. Der Begriff der Kirche trat mehr und mehr zurück, Bekenntnissgemeinschaften wurden aufgelöst oder als antiquirt erklärt, wie das Bekenntniß selbst, diese als hinter dem modernen Zeitbewußtsein zurückgeblieben angesehen, ihre öffentliche bindende Geltung wurde mehr und mehr angefochten. Die Zeit ihrer gänzlichen Abolition schien ganz nahe. Dadurch wurde aber auch die Kirche bis zur Vernichtung getroffen, denn sie ruht auf dem Bekenntnisse. — Einzelne Systeme einzelner Männer kamen auf und meisterten und modelten nach subjektivem Ermessen an den Bekenntnisschriften; um diese sammelten sich Schüler, um diese wieder nach dem



Eintritte in das geistliche Amt eine Anzahl von Hörern aus den Gemeinden. Aber nach und nach löseten sich auch die theologischen Schulen nach „Rechts und Links“ auf, und völliger Scepticismus und Ektecticismus traten an die Stelle kirchlicher Gläubigkeit und Frömmigkeit, an die Stelle der Demuth sich bescheidender Bekenntnistreue. Hier liegt eine schwer wiegende Verschuldung der Kirche als Vorläuferin auflösender Tendenzen.

Aber — Gott hat nun einmal die Menschen auf einander angewiesen, und die Gemeinschaft kann nicht abgeschafft werden. Wird die Eine gebrochen, so wächst aus ihren Trümmern eine Andere hervor. Das erkannte und befolgte man zuerst wieder auf dem praktischen Gebiete. An die Stelle der alten Einigungen (Zünfte) trat der Gedanke der Association als der künftigen Grundlage der socialen Ordnung, weiter die Vereinigung der Arbeiter zu einer Cooperativ-Genossenschaft, die gemeinschaftliche Bewirthschaftung unter einer hierarchischen Ordnung mit Gleichheit der Löhne, an deren Spitze schließlich die Gewalt des republikanischen Staats gedacht wurde, wie dies Alles in Frankreich zur Ausführung vorbereitet wurde; — in England die Association durch die freie Vereinigung der Arbeiter, die freien Cooperativ-Gesellschaften, — in Deutschland bildeten sich, nachdem Schulze-Delitzsch durch Lasalle theilweise überholt worden, die Produktiv-Associationen der Arbeiter mit Staatscredit. Während noch bis in die 1860er Jahre hinein die Bewegungen unter den Arbeitern der verschiedenen europäischen Nationen unabhängig von einander verliefen, und durch die besondere Lage des Arbeiterstandes in jedem Lande und durch die Richtung des Nationalgeistes bestimmt waren, bildete sich in Folge der großen Industrie-Ausstellungen, auf denen die Arbeiter der verschiedenen Industrieböller einander persönlich kennen lernten, sowie durch die ungemeine Erleichterung des persönlichen und Gedanken-Verkehrs allmählig unter den Arbeitern der verschiedenen Länder ein Gemeinbewußtsein ihrer Interessen und damit gegenüber den anderen Classen der Bevölkerung ein Classen- und Standes-Bewußtsein aus, welches vielfach zu einer Gleichheit der Ideen, Forderungen und Bestrebungen führte, und wenigstens für eine bestimmte Richtung, in der sogenannten internationalen Arbeiter-Association und ihren Organen einen aktiven und aggressiven Mittelpunkt erhielt. Der letzte Zweck dieser von London aus geleiteten Bewegung — dies haben die Vorgänge auf den Congressen in Genf, Lausanne, Brüssel und Basel und die neuesten Ereignisse in Paris deutlich gezeigt — ist „die Herstellung der sozial-demokratischen Republik und die Ersetzung des individuellen Eigenthums durch das Collectiv-Eigenthum, die Beseitigung der Privatunternehmer mit einem Schlage, gleichviel durch welche Mittel.“ Es eröffnet sich vor der Gesellschaft unserer Zeit ein Abgrund, an dessen Rande es ernstlich Noth thut, Umschau zu halten in den bestehenden Zuständen, und zu prüfen, was an denselben haltbar ist, was der Umgestaltung oder Verbesserung bedarf.

Aber die Arbeiter waren nicht die Ersten, welche auf solche Vereinigungsgedanken kamen. Auf dem Gebiete der Kirche fin-

det sich ein ähnlicher Zug. Durch Verbindungen, welche an die Stelle der alten Bekenntnissgemeinschaften und Bekenntniskirchen traten, durch Union und Fusion, welche nicht auf dem Felsen-grunde des Wortes Gottes und des Bekenntnisses, sondern auf dem Sandgrunde übereinstimmender Verfassung und Ceremonien beruhen, hat die Kirche Experimente zum Zwecke der Einigung gemacht, die nicht zum Ziele führen können. Und wie auf dem Gebiete der Arbeit und der materiellen Interessen, nachdem der gute alte, solide Grund aufgegeben war, ein beständiges Schwanken und Fluktuiren, ein ruheloses Rennen und Laufen ohne Hoffnung auf befriedigenden Erfolg eingetreten ist, so wird auch die Kirche durch unablässige Versuche, außer dem Bekenntnisse das *δός μου πόν στῶν* zu finden, nicht zum Frieden kommen. Durch den Subjectivismus, der sie innerlich zerspalteten, und durch Einigungsversuche, die sie nicht zu einigen vermochten, hat sich die Kirche in die Lage gebracht, gegenüber diesen großen Aufgaben unserer Zeit zur Heilung so tiefer und allgemeiner Schäden ihre Glieder und Diener nur auf die Treue im Kleinen hinweisen zu können. Diese nicht ohne Erfolg zu üben, dazu gehört vor Allem eine möglichst eingehende Kenntniß der Irrwege, auf denen die soziale Entwicklung zu dem Punkte gelangt ist, auf welchem sie nunmehr die Welt in Schrecken setzt. Hierzu ein Scherflein beizutragen ist der Zweck der vorstehenden Mittheilungen aus der Geschichte des Sozialismus. Möchten sie namentlich die Geistlichen veranlassen, sich eingehender mit den hier nur kurz berührten Fragen zu beschäftigen.

C. C.

## Kirchliche Nachrichten.

### Die dreizehnte westfälische Provinzialsynode.

(Schluß.)

Die Rheinische Provinzialsynode hat eine Verbesserung des sogenannten Provinzial-Gesangbuches in Aussicht genommen. Ich sage: sogenanntes Provinzial-Gesangbuch, denn in großen Complexen der Provinz ist dieses Gesangbuch nicht eingeführt; Tecklenburg hat ein eigenes Gesangbuch, ebenso Minden-Ravensberg. Auch in der westfälischen Pr.-Synode fand zum Theil der Vorschlag einer Verbesserung des Buches Anklang und wurde auch ein bezüglicher Antrag gestellt. Von dem fraglichen Buche soll der Propst Nitsch gesagt haben, es sei unter den guten das schlechteste und unter den schlechten das beste; ein Urtheil nach der Wahrheit. Die meisten guten Lieder finden sich in dem Buche, aber wohl kein einziges, selbst nicht: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“ unverändert. Indessen nahm die Pr.-Synode doch von jeder Verbesserung Abstand, weil es nicht opportun sei damit vorzugehen; man könne dadurch einen nicht gewollten Feuerbrand in die Gemeinden werfen; auch sei das Bedürfniß nach Verbesserung noch nicht hervorgetreten. Geht



num doch die rheinische Synode auf diesem Gebiete weiter, so löst sich der ohnehin nicht starke Verband der beiden Pr.-Synoden. Auch ein anderes Zeichen deutet darauf, daß der bislang vielfach betonte Zusammenhang beider Synoden loser wird. In früheren Zeiten fand nämlich eine gegenseitige Begrüßung durch Deputirte statt. Dieses Mal nicht, doch man kann vielleicht kaum sagen, daß die Verbindung loser wird; sie war faktisch wohl nie recht nahe. Denn wenn auch beide Provinzen dieselbe Kirchen-Ordnung haben und geographisch zusammenliegen, so gibt es schwerer wiegende Realitäten als Kirchen-Ordnung und geographische Lage. Der Volkscharakter Westfalens und Rheinlands ist schon ein verschiedener; der kirchliche nicht minder; hier im Großen und Ganzen ursprünglich lutherischer Typus, und auch das erwachte christliche Leben neigt sich vielfach mit Bewußtsein und Liebe der lutherischen Kirche zu, dort vielfach reformirter freikirchlicher Charakter.

Ein in der 2. Commission ausgearbeiteter Antrag auf Einführung eines wenn auch immerhin beschränkten Wahlmodus bei Besetzung der Pfarrstellen in Minden-Ravensberg, wo die meisten Pfarren von der Behörde besetzt werden und die Gemeinde das Recht hat, den präsentirten Pfarrer mit Zweidrittel-Majorität sämmtlicher Hausväter abzulehnen, fiel im Plenum gebührender Weise vollständig durch, hoffentlich auf Nimmerwiederkehr. Wir haben einstweilen an dem Wählen und Wählten — denn Wählen und Wählten war schon zu des Pilatus Zeiten fast dasselbe und wirds wohl bleiben — auf dem politischen Gebiete sattfam genug. Vor diesem Uebel auf kirchlichem Gebiete bewahre uns Gott!

Die liturgische Commission hat insofern Unglück gehabt, als von den liturgischen Anträgen der vorigen Pr.-Synode kein einziger die Bestätigung des Oberkirchenraths erlangt hat. Das ist um so auffallender, als der rheinischen Pr.-Synode die Genehmigung eines Beichtformulars auch für den Fall verheißt ist, daß die westfälische das Formular nicht annimmt. Ein von der westfälischen Pr.-Synode vorgelegtes Beichtformular ist nicht genehmigt, weil kein Bedürfnis vorhanden sei. Auch nicht einmal die Genehmigung eines Parallelsformulars für Einführung des Presbyter ist erfolgt, um so betrübender, weil viele Geistliche es nicht mit ihrem Gewissen vereinigen können, das agendarische Formular wegen seiner exegetischen Bedenken zu gebrauchen. Es wurde bereits erwähnt, daß leider in der diesjährigen Pr.-Synode das Referat der liturgischen Commission bei der Zeitkürze nur im Fluge vorgetragen und angehört werden konnte.

Die Schule und die Lehrer waren der Gegenstand mannigfacher Verhandlungen. In dem letzten Kriege hat sich durch Einberufung vieler Lehrer zu den Fahnen in manchen Orten ein ganz bedeutender Nothstand herausgestellt. Es wurden Beispiele angeführt, wie viele Schulen durch Heranziehung der Lehrer zum Kriegsdienste auf das Aeußerste gelitten haben. Diese Nothstände legten der Pr.-Synode den Beschluß nahe, dahin zu wirken, daß in Zukunft alle Lehrer in die sogenannte 8. Dienstklasse gestellt werden. Wenn man erwägt, daß durch Einstellung der

Lehrer die Armee an Kopfbahl nicht so sehr gewinnt und daß der der Schule entstehende Schaden sehr groß und nachhaltig ist, so wird man diesen Beschluß nicht unbillig finden und hoffen dürfen, daß an maßgebender Stelle demselben wird entsprochen werden. Werden die Lehrer in die 8. Dienstklasse gestellt, so sind sie mit Andern als die am schwersten Abkömmlichen ziemlich sicher vor Einstellung und würden nur im Nothfalle herangezogen werden. Selbstverständlich wäre damit an der sechswoöchentlichen Dienstpflichtigkeit der Lehrer nichts geändert. Wie hierin, so konnte sich die Pr.-Synode auch leicht in den beiden Beschlüssen einigen, bei dem Cultusministerium zu beantragen, daß in den Gewerbe- oder Fachschulen der Religionsunterricht obligatorisch sei, abgesehen davon, daß die Schüler confirmirt sind oder nicht, und das feste Vertrauen auszusprechen, daß dem königlichen Consistorium das neue Schulgesetz werde vorgelegt werden, ehe es vor den Landtag gebracht wird.

Die Schulcommission hatte sich mit Recht eingehend mit einer Eingabe des Vereins evangelischer Lehrer und Schulfreunde in Rheinland und Westfalen an die Pr.-Synode beschäftigt. Die Pflege der Schule und die Sorge für dieselbe tritt zu dieser Zeit besonders gebieterisch an die Kirche heran. So wenig wir die von Seiten der Demokraten ins Werk gesetzte und unterhaltene Agitation und Lamentation über die übele Situation der Lehrer billigen können, weil dieselbe in ihrem letzten Grunde darauf ausgeht, die Schule von der Kirche zu trennen und den Lehrerstand mit Mißmuth zu erfüllen, so sehr ist es an der Zeit die wirklichen Nothstände, die vorliegen, zu erkennen und auf Besserung hinzuwirken. Jene Eingabe motivirt und stellt drei Bitten. Zuerst: „Möchten doch die Geistlichen mit ihrer Schrift-erkenntnis das Streben des Vereins unterstützen, indem sie sowohl an den bestehenden Bibel-Conferenzen Theil nehmen, als auch unter den Lehrern ihrer Gemeinden das Interesse zum eingehenden Bibelstudium und zur Gründung neuer Bibel-Conferenzen anregen.“ Dieser Antrag wurde angenommen. Referent bemerkt dazu, daß er verschiedenen Lehrer-Conferenzen beigewohnt hat, solchen, in welchen vorab ein biblischer Text gründlich unter Theilnahme der Geistlichen und Lehrer ausgelegt wurde und solchen, in denen das nicht geschah. Jene waren anziehend und anregend, diese nicht und die letzteren schrumpften so nach und nach zu einer gemüthlichen Unterhaltung zusammen. So ist dem obigen Beschlusse zu wünschen, daß er nicht bloß schwarz und weiß getrost nach Hause getragen werde. Dieser Wunsch gilt so vielen schönen Beschlüssen. Wir sollten von dem verlorenen Sohne lernen, nicht bloß beschließen: ich will, sondern die Sache auch wirklich zur Ausführung bringen. Die zweite Bitte lautet: „Pr.-Synode möge die Vorbildung des Lehrstandes resp. die Gründung und Unterstützung von Präparanden-Anstalten ihrer Verathung unterziehen und es den Geistlichen und Gemeinde-Gliedern bringend ans Herz legen, sich an dieser für Schule und Kirche wichtigen Sache thatkräftig zu betheiligen.“ Wenn man bedenkt, daß in diesem Jahre in dem Regierungsbezirke Arnsberg 74 Stellen unbesetzt waren, (nämlich 62 an öffentlichen, 12 an privaten



Anstalten) und daß nach dem Abgang der Seminaristen nur 34 von diesen Stellen besetzt werden konnten, mithin 40 unbesezt blieben, und daß wie hier mehr oder minder auch anderwärts die Verhältnisse liegen, so wird man der genannten Bitte nur von Herzen zustimmen können. Fehlen doch in Preußen augenblicklich an 4000 Lehrer! So drückte denn Pr.=Synode ihre Freude darüber aus, daß in Westfalen bereits drei Präparanden-Anstalten in neuester Zeit entstanden sind. Aber die Sachlage forderte auch noch zu einem Mehreren auf. Die Pr.=Synode beschloß, den Herrn Cultusminister zu bitten, die Bildung von Präparanden-Anstalten energisch zu fördern, die bereits vorhandenen Präparanden-Anstalten zu unterstützen, und da der Mangel an Lehrern auch von der zum Theil knappen Besoldung herrühre, die Lehrergehälter durch Staatszuschüsse zu verbessern, und auch Alterszulagen zu gewähren. Es ist wahr: der Lehrermangel ist vorhanden, Präparanden-Anstalten sind nöthig, die Besoldung der Lehrer ist zum Theil recht knapp, wie dies zum Theil auch bei den Pfarrbesoldungen der Fall ist. Aber alle Verbesserungen sind nur halbe oder auch gar keine, wenn nicht vor allen Dingen erkannt wird, daß der Lehrer ein Diener und Nachfolger Jesu sein und die Schule mindestens ebenso sehr der Erziehung für das Reich Gottes, als dem Unterrichte dienen soll. Gelingt es nicht, auf diese Fundamentalprincipien das Ganze zu bauen, und zu diesen mit Energie zurückzukehren, so werden sich über kurz oder lang alle sonstigen Ausbühlen als unzureichend erweisen. Die dritte Bitte des Lehrer-Vereins geht dahin „Pr.=Synode möge ihren Einfluß mit dafür verwenden, daß ein solches Schulgesetz geschaffen werde, in welchem alle theilhaftigen Faktoren: Staat, Kirche, Familie und Lehrer, eine solche Vertretung finden, wie sie zur Erhaltung und Fortentwicklung der confessionellen Volksschule erforderlich ist.“ Die Pr.=Synode geneigte auch dieser Bitte insofern, als sie beschloß, sich dahin zu verwenden, daß in das neue Unterrichtsgesetz auch die Bestimmung aufzunehmen sei, daß der Lehrer, und wo mehrere Lehrer an einer Schule stehen, der Hauptlehrer Sitz und Stimme im Schulvorstande haben möge. Ein Antrag von 18 Lehrern aus der Synode Bielefeld ging dahin, daß kein Lehrer, soweit er kirchliche Aemter zu verwalten habe, angestellt werde, ohne von den kirchlichen Behörden hiefür in Pflicht genommen und qualificirt zu sein. Diesem Antrage, der seinen guten Grund hat, ist bereits durch einen Beschluß der 12. Pr.=Synode entsprochen, nach welchem, abgesehen von der durch ein Examen erlangten Anstellungsfähigkeit für die Kirche, das Recht in Anspruch genommen war, daß sie über die Fähigkeiten und Qualification eines Lehrers zu kirchlichen Aemtern erkenne. Doch ist dieser Beschluß nicht bestätigt worden und so geschah es, daß man sich mit dem Hinweise begnügte, daß die Geistlichen derjenigen Synoden, in welchen Seminaristen sind, die Verpflichtung haben und ausführen sollen, die christliche Ausbildung der Seminaristen in Augenschein zu nehmen und sich angelegen sein zu lassen. Das ist allerdings etwas, aber gar nicht das, was die Bielefelder Petition beabsichtigt.

Zum Schlusse einige Mittheilungen aus den Verhandlungen über äußere und innere Mission. Es dürfte unzweifelhaft ein Segen sein, wenn die Pr.=Synode das Gebiet der Mission je länger je kräftiger pflegen wollte. Denn wie es nicht Pflicht und Beruf der Synoden sein kann, neue Bekenntnisse zu formuliren, so ist es unzweifelhaft neben der Erledigung der administrativen Angelegenheiten hoch an der Zeit, Mission draußen und drinnen zu treiben. Eine Kirche, die keine Mission in dieser gegenwärtigen Zeit hat, steht außer dem Strome der Bewegung. Glaube und Liebe sind wohl zu unterscheiden, aber nicht zu trennen. So thut die heilige Schrift auch. Wenn nun eine Reihe von Beschlüssen, welche das Missionswesen betreffen, gefaßt worden sind, so ist gerade diesen Beschlüssen die möglichste Folge zu wünschen. Ein Beschluß über die Heiden-Mission lautet: Pr.=Synode empfiehlt häufigere Erwähnung der Mission in den Predigten und bei Hausbesuchen, in den Schulen und Jünglings-Vereinen, Verbreitung von Missionschriften, Abhaltung regelmäßiger Missionsstunden. — Die Collecte für Israel am 10. p. tr., bislang nur gestattet, wurde unter die obligatorischen Collecten aufgenommen.

In der inneren Mission wurde die sociale Frage berührt. Die Apostel fanden in dem Verhältniß der Sklaven und Herrn auch eine schwierige sociale Frage; sie heilen den Schaden innerlich und damit wirklich. Unsere sociale Frage ist zum großen Theil eine geistige Frage und hat bereits große Ausdehnung angenommen. Nicht Muthlosigkeit, aber Selbstgericht ist unser Weg in dieser Frage. Das vierte Gebot giebt Rechte und Pflichten für die Oberen und Unteren und kann den gährenden Abgrund schließen, wo es als Gottes Wort geglaubt wird.

Der Einblick in die statistischen Nachrichten giebt mancherlei zu bedenken. Neben Gemeinden, in welchen die Zahl der Communicanten die Seelenzahl erreicht und einigen, in welchen diese von jener übertroffen wird, giebt es andere Gemeinden, in welchen auf 15000 Seelen 2400 Communicanten kommen, auf 12000 S. 2100 C., auf 7500 S. 898 C., auf 697 S. 87 C., auf 3530 S. 657 C. Diese Zahlen sprechen. Auch das ist ein Zeichen, daß auf 185 eheliche 17 uneheliche, auf 148 eheliche 16 uneheliche, ja auf 41 eheliche 14 uneheliche Geburten kommen.

Das Referat über innere Mission gab eine gedrängte Uebersicht über die mannigfachen Anstalten der inneren Mission, welche entweder in Westfalen liegen oder ein Interesse für die Provinz haben. Bei der Kaiserswerther Diakonissen- und Duisburger Diaconen-Anstalt wurde der Beschluß gefaßt, es möchten den christlichen Anstalten, welche im Kriege Dienste geleistet und Verluste haben, aus den französischen Kriegsschadigungssummen Rehabilitations- und Entschädigungskosten gezahlt werden.

Von besonderem Interesse ist es, daß von zahlreichen Orten Klagen über die verderblichen Folgen der Schenkewirtschaft in Folge der neuen Gewerbe-Ordnung einlaufen. Nach der letzteren kann Jedermann, der die nöthigsten Räumlichkeiten nach-

**Weilage.**



weist, die Gastwirthschaft betreiben. Damit ist von selbst das Recht der Schenkwirthschaft gegeben. Es liegt ganz außer der Macht der Behörde, die Concession zur Gastwirthschaft zu ver-sagen. Man war darüber einig, daß es ganz umsonst sei, bei der gesetzlich bestehenden Gewerbe-Ordnung auf dem Wege der Petition eine Aenderung erreichen zu wollen. Man müsse das verderbliche Uebel tragen und hoffen, daß der Zustand bald un-erträglich werde und eine Aenderung des Gesetzes veranlasse.

Der Antrag mehrerer Synoden auf eine jährliche Feier der großen Siege des letzten Krieges wurde in der Commission für innere Mission eingehend erwogen. Es handelte sich um die Frage, ob, wenn überhaupt eine jährliche Feier stattfinden solle, dieselbe eine kirchliche oder volksthümliche oder beides zugleich sein solle. Wenn einerseits gesagt wurde, es müsse eine volks-thümliche Feier eingerichtet werden und wenn man von Seiten der Kirche die Hand nicht dazu biete, so werde es ohnedem dazu kommen, so wurde von anderer Seite geltend gemacht, daß es in vielen Gemeinden den Geistlichen unmöglich sein werde, auf die Feier einen Einfluß zu üben und noch weniger diesen Ein-fluß zu behalten; auch könne es leicht kommen, wie es bei Aaron kam, der damit anfang, dem Herrn ein Fest zu feiern und das Fest sank ganz ins Fleisch. Da bereits von allerhöchster Stelle jede gesetzliche Vorschrift in dieser Sache für nicht wün-schenswerth erachtet ist, so sah auch die Pr.-Synode von einer bindenden Norm ab und beschloß 1. daß eine kirchliche Feier der Thaten Gottes am 2. September, welcher Tag bereits in weiteren Kreisen empfohlen ist, allgemein zu empfehlen sei, 2. daß die Schuljugend den Mittelpunkt einer sich etwa anschließenden Volksfeier bilden müsse und 3., daß aber da, wo es den Geist-lichen unmöglich sei, einen bestimmenden Einfluß auf die Volks-feier zu gewinnen und zu behalten, dieselbe auf die Schul-jugend zu beschränken sei.

Die Pr.-Synode eignete sich das von der Commission für innere Mission ausgesprochene Zeugniß gegen die Sonn-tagseutheiligung an. „Die Sonntagsentheiligung ist einer der tiefsten, allgemeinsten und unheilvollsten Schäden unseres Volkslebens. Eine große Anzahl von Eisenbahn-Beamten, Berg- und Fabrikarbeitern kann faktisch nie an dem Gottesdienste Theil nehmen und den Sonntag heiligen. Die schweren Folgen der Auflösung der Sonntagsfeier bleiben nicht aus. Wirst du Gott nehmen Seinen Tag, so macht Er dir die Woche voller Plag. Es muß uns tief beschämen, daß die Social-Demokraten von ihrem Standpunkte aus mit großer Energie die Forderung ge-stellt haben: keine Sonntagsarbeit mehr. Auf manchen Gebie-ten und in mehreren großen Städten sind sie damit durchgedrun-gen. So vereinigte sich die Pr.-Synode in dem Zeugniß für die höchste Nothwendigkeit, daß dem Sonntage sein göttliches Recht wiedergegeben werde; es sei die Pflicht einer auf das

Wohl des Volkes Bedacht nehmenden Regierung mit allen möglichen Mitteln die Restitution des Sonntags als eines Feier-tages zu bewirken. Ebenso hätten die staatlichen Repräsentationen — Landtag, Reichstag — die dringende Pflicht, hierfür thätig zu sein. Es wurde auch eine Petition an den Reichstag und den Handelsminister beschlossen. Auch soll in dem von dem Herrn Generalsuperintendenten und Präses einzureichenden Pro-me-moria, welches die Nothstände und Wünsche der Prov.-Kirche darlegt, Seiner Majestät dem Kaiser und Könige die dringende Bitte um kräftige Sorge für die Sonntagsfeier ans Herz ge-legt werden. Vor Allem gilt es, daß das Gewissen der Kirche in diesem Punkte wach und das Zeugniß laut werde über den Segen der Sonntagsheiligung und den Fluch der Ent-heiligung.

Gott sei uns gnädig und segne uns! Er lasse uns Sein Antlitz leuchten! (Pf. 67.) Das ist die Grundbedingung alles fruchtbaren Wirkens für das Reich Gottes. Je mehr eine Synode in solches Verlangen eingeht und je reichlicher Gott sie segnet, um so sicherer wird sie eine Quelle göttlichen Segens werden. Das helfe Gott unsrer Provinzialsynode!

M.

Ch.

## Die lutherische Conferenz in der Provinz Preußen.

Die Herbstconferenz der Lutheraner in der Provinz Preußen hat am 18. Oktober unter Vorsitz des Sup. a. D. Günther aus Schippenbeil in Marienburg stattgefunden. Der Wunsch der westpreussischen Freunde, die Theilnahme an der Conferenz ihnen einmal leichter zu machen, hatte den Vorstand veranlaßt, diesen Ort zu wählen. Und wir dürfen diese Wahl nicht be-reuen. Waren auch viele Ostpreußen nicht im Stande gewesen, der Einladung und dem Zuge ihres Herzens nach Marienburg zu folgen, so waren dafür die Westpreußen zahlreicher erschienen: die Lutheraner sind in unserer Provinz nicht ein so kleines Häuflein, als man gedacht.

Die Begrüßung und freie Besprechung am Vorabend wurde durch Pf. Gottschewski-Orlühain durch eine köstliche Abend-andacht über Eph. 4, 3 geschlossen. Ein Wort zur rechten Zeit! Gerade wir dürfen's ja nie vergessen, wie wir, dankbar für die Einigkeit im Geist, der wir uns freuen, auch über un-sern engern Kreis hinaus trotz aller Versuchungen zur Verbit-terung das Band des Friedens recht fest schlingen müssen. — Die Morgenandacht hielt uns Pf. Kesselmann-Elbing über den 93. Psalm. Wir haben's nicht nöthig, kleinmüthig zu sorgen und zu zagen bei dem Toben der Feinde. Der Herr ist größer in der Höhe. Nur an seinem Wort, nur an der rechten Lehre



festhalten im Glauben! Zuletzt kommt das Reich der Herrlichkeit doch!

Auch diesmal hatte Prof. Grau-Königsberg einen Vortrag freundlichst übernommen. Er redete über die apologetische Bedeutung der Gleichnisse Jesu: Als es offenbar geworden, daß das Volk Israel trotz seiner Erziehung vom Sinai her nicht im Stande war, den Berg der Seligkeiten zu ersteigen, da hat der Herr begonnen in Gleichnissen zu reden, seine Hörer nicht mehr als Kinder des Reichs, sondern als Weltbürger und Naturkinder betrachtend. Und keine Forderungen sind es mehr, die er ihnen entgegenhält; es ist vielmehr ein neues herrliches Dasein, von dem er redet, eine höhere selige Welt. Und er redet da von in Bildern, die allen Hörern vertraut und lieb sind, darin die Spuren einer neuen Welt und eines neuen Lebens aufzeigend und seine Hörer so über ihr natürliches Leben zu sich selbst hinaufziehend. Ein ernster Fingerzeig für unsere Zeit, die jener Zeit Jesu so ähnlich ist, auch mit dem zu beginnen, was unserer Zeit am nächsten liegt. Mit den Gleichnissen Jesu beginnend, stehen wir auf festem historischem Boden. — Diese Gleichnisse zeigen uns Jesum als einen Mann, der die Natur und das natürliche Menschenleben lieb gehabt hat. In seinem Weltverständnis ist er mit allen gesunden Menschen eins. Aber während er in der Welt und für sie lebt, sie liebt, steht er dennoch über ihr. Eine andere Welt ist seine Heimath. Alles Irdische aber ist für ihn nur ein Gleichniß der Welt, die seine Heimath ist. Und darum redet er in Gleichnissen. Welch ein Mensch, dem Alles, was Andern Inhalt ihres Lebens und Daseins ist, nur zum Gleichniß einer höhern Welt wird! Nie hat ein Mensch das einer Welt zu sagen gewagt. Er spricht ihr damit das Leben und das Recht ab, sich als höchstberechtigtes Leben geltend zu machen. Und er hat trotz des Todes, den die Welt ihm bereitere, den Sieg behalten. Die alte absterbende Welt hat sich durch das Wort von Jesu zum Gleichniß machen lassen und ist dadurch von Neuem geboren worden. Die neue Welt aber und das neue Leben, davon Jesus redet, ist das Himmelreich, ein Königreich, das sich dem Weltreich der Römer gegenüber erhebt. Und mehr: was das Salz dem Ocean, die Sonne der Welt ist, das ist das Himmelreich für das Reich der Geister; es ist das wahre Vaterhaus. Aber ist es so? hat die wirkliche Welt nicht in sich wahren Werth? Ja, wenn der Tod nicht wäre! Nicht allein in Israel, auch in Hellas hat man die Richtigkeit alles Irdischen gefühlt, und darum nach einer Welt der ewigen Wahrheit sich gesehnt. Welche Sehnsucht ist in Plato gewesen nach der Wahrheit, welche das Ewige, das Gute, das Schöne ist. Und es sind seinem forschenden Auge aufgegangen ewige Sterne, Propheten einer höhern Welt; das sind die Ideen. Was hier werdend und vergehend an uns vorüberreißt, das hat zu seinem Urgrund ewige vollkommene Gestalten. Diese gilt es zu erkennen. So werden auch von Plato alle wirklichen Dinge und Erscheinungen zu Monden herabgesetzt; die Ideen sind die ewigen Sonnen. Aber wie sehnüchelig er auch hinüberschaut in

jenes Reich der Ideen, hinaufsteigen konnte auch er nicht. Wie anders die Jünger des Herrn! Sie sehn und hören ihn, der sich bezeugt als den Herrn einer ewigen unsichtbaren Welt. Und von dieser Welt redet er als von seinem Vaterhaus; er ist ihr Schöpfer, ihr König. Die Menschenkinder allzumal sind als die Gemeinde der Heiligen die Braut, er allein ist der Bräutigam. Selig sind ihre Augen, weil sie sehn, was viele Propheten zu sehen begehrt haben und haben es nicht gesehen.

Darauf referirten Landrath a. D. von Berg-Berscheln und Pf. Karmann-Gruppe über Artikel XV. der preussischen Verfassung. Beide Referenten waren darin einig, daß dieser Artikel die Selbstständigkeit wie der katholischen so der evangelischen Kirche als eine Thatsache constative und diese Selbstständigkeit garantire, daß also auch die in drei Jahrhunderten geschichtlich entwickelte Verfassung der Kirche, mit dem landesherrlichen Kirchenregiment, fortbestehe, bis ein anderer Rechtszustand aus ihr selbst sich entwickle, und daß es ganz unberechtigt sei, heute aus diesem Artikel gerade das Gegentheil von dem, zu deduciren, was fast zwei Jahrzehnte hindurch als zweifelloser Sinn dieses Artikels von Minister und Oberkirchenrath festgehalten worden sei. Leider sei seit 1869 unter dem Drängen der liberalen Landtagsmajorität die Stellung des Kirchenregiments zu diesem Artikel eine ganz andere geworden: man sei, heiße es nun auf einmal, durch Artikel XV genöthigt und daher entschlossen, zu Neugestaltungen der kirchlichen Organe, wozu die Mitwirkung des Landtags unentbehrlich sei. „Die evangelische Kirche hat schon viel Unrecht von ihren Machthabern ertragen, aber daß die Interna der Kirche zur Disposition der Landtage stehen, das wäre die Knechtschaft der Kirche unter den Staat.“ Aber was dann, wenn der Landtag, unzufrieden über die unterbliebene Neugestaltung, die er fordert, alle Mittel für die Kirche streicht! Die Kirche ist ausgestattet, theils durch die Besitzthümer der Einzelgemeinden, theils durch die Fürsorge der Landesobrigkeit, die im Besitz ihres Regiments und ihres säkularisirten Gutes ist. Ohne diese Fürsorge wäre die Säkularisirung der Kirchengüter Kirchenraub; und eine Verweigerung der Mittel durch den Landtag ein Staatsstreich wie die Verweigerung der Mittel zur Verzinsung der Staatsschuld. Aber selbst wenn in dem dann eintretenden Conflict der Landtag siegte: wie oft ist die Kirche schon zertreten, beraubt, geknechtet worden, aber immer wie Luther sagt, als Immergrün hervorgegangen. Nimmermehr darf und wird sie für Geld ihre Selbstständigkeit opfern. Für diese muß sie, fußend auf Artikel XV, streiten; diesen Artikel ausführen aber nur insofern, daß die gesamte Kirche sich erinnere oder sich erinnern lasse an die Selbstständigkeit der evangelischen Kirche, als an deren bestehendes und garantirtes Recht.

Die Besprechung, die sich anschloß, ließ erkennen, daß die ganze Konferenz in der Vorlegung von Kirchengesetzen an die Kammern, trotz aller Seitens des Ministers versuchten Einschränkungen, doch nichts Anderes erblicke, als die Erhebung des aus Männern allerlei Glaubens zusammengesetzten Landtags



zum Herrn der Kirche, daß so ohne jede innere Nothigung oder Berechtigung der Artikel XV zu einem erwürgenden Strick für die Kirche gemacht werde. Hiegegen müsse man sich wehren, so lange es gehe, eben unter Berufung auf Artikel XV und seine bisher von den maßgebenden Behörden festgehaltene Auslegung. — Die Besprechung richtet sich dann weiter besonders auf die, durch die Behauptungen des Unionismus aus neuerer Zeit nahe gelegte Frage, was denn unter der evangelischen Kirche verstanden sei, der Artikel XV die Selbständigkeit zuspreche; man behaupte jetzt, daß darunter die sogenannte unirte Landeskirche zu verstehen sei und daß von dem Recht der lutherischen Kirche in Preußen auf Selbständigkeit seit Emanation der Verfassung nicht mehr die Rede sein könne; eine Behauptung, die natürlich nichts sei als ein Versuch, für die ersehnte unirte Kirche einen Rechtsboden zu gewinnen, ohne jeden Anhalt und Grund, und hinreichend als unberechtigt erwiesen durch die Entstehungsgeschichte des Artikels. Die auch in den beiden Referaten etwas verschieden beantwortete Frage aber, wie weit der Artikel um der durch die Verfassung so eingreifend veränderten Stellung des Landesherrn willen doch im Interesse der Kirche dazu nöthige, dem landesherrlichen Kirchenregiment gegenüber der Kirche eine größere Selbständigkeit zu geben, als bisher diese gehabt, konnte der Kürze der Zeit wegen nicht eingehender behandelt werden. Jedenfalls war man aber darüber einig, daß das landesherrliche Kirchenregiment in jeder Gestalt doch ein verschwindend kleiner Nothstand sei gegenüber der drohenden Beherrschung der Kirche durch einen Landtag.

Den letzten Gegenstand der Besprechung bildete die Confirmation. Pf. Wehemann-Auglitten gab uns ein treffliches Referat darüber. Klar und scharf wies er auf Grund einer gefunden Lehre vom Sakrament der heiligen Taufe nach, wie die Confirmation nicht als eine sakramentartige Handlung, nicht im Sinn des Pietismus, nicht als kirchenregimentliche, sondern nur als vorläufiger Abschluß des Katechumenats, des Beichtunterrichts, als Erklärung der Abendmahlsreife des Confirmanden durch den Pfarrer zu fassen sei. Dann ging er auf Beleuchtung der neuerlich so reichlich gemachten Vorschläge in Betreff der Confirmation in ihrer Beziehung zu den modernen Verfassungsplänen über, ohne sich jedoch für einen dieser Vorschläge entscheiden zu können. Den durch die Verfassungsmacherei heraufbeschwornen Gefahren für das Bekenntniß der Kirche gegenüber wisse er keine andere Waffe, als daß das kirchliche Amt durch weisen Gebrauch der gegebenen Mittel kirchlicher Erziehung unter Gebet die christlichen Gewissen zu schärfen und ihnen die Verantwortung klar zu machen habe, welche sie durch Ungültigkeit und durch unkirchliches Verhalten in Uebung der ihnen gewordenen Rechte gegen die Kirche des Herrn und gegen den Glauben der Kirche auf sich laden. — In seinem dogmatischen Theil fand das Referat allgemeine Zustimmung; in Betreff der jüngst gemachten Vorschläge aber, um der Constituirung einer Wahlgemeinde willen die Confirmation anders zu gestalten, kam man nicht zur Klarheit — es war zu viel Stoff für den einen

Tag geboten; es wurde darum beschloffen, auf der nächsten Conferenz die Besprechung über die Bedingungen, von denen unsre Kirche die kirchliche Mündigkeit abhängig zu machen habe, wieder im Anschluß an das Referat aufzunehmen.

Nach dem Mittagessen, bei dem auch Sr. Kön. Hoheit des Kronprinzen und seines Geburtstags mit erstem Wort gedacht wurde, machte Pf. Nesselmann noch höchst spannende Mittheilungen über die Berliner Oktoberconferenz, an der er Theil genommen. Der Dank gegen Gott für die köstlichen Zeugnisse, die dort laut geworden, fand in uns Allen freudigen Wiederhall. Möchten auch die Hoffnungen, mit denen so manche Theilnehmer von Berlin heimgesehrt, sich erfüllen; möchte es uns möglich werden, daß das, von uns wahrlich nicht grundlos genährte Mißtrauen endlich schwinde, zu dem die trotz ernstester Warnung in so eigenthümlicher Weise vorgenommene Sammlung von Unterschriften für die Brückner'schen Vorschläge aufs Neue manchem, nach Frieden durstenden Herzen so starken Grund gegeben hat. Soll das geschehen, so müssen wir Thaten sehen, die ein unzweideutiges Abtreten von dem Unionismus bezeugen. Gerade wir in Ostpreußen warten sehnlichst auf eine solche That!

Dann saßen wir, während ein Theil der Conferenzgenossen sich schon auf den Heimweg gemacht, noch bis in die Nacht beisammen, vor Allem um noch die Frühjahrskonferenz vorzubereiten. So Gott will, soll sie in Schippenbeil stattfinden, wo uns hoffentlich das Gotteshaus zu gemeinsamer Sakramentsfeier sich öffnen wird. Dem Herrn aber sei Dank, der diesen reichen Tag uns geschenkt und so freundlich uns gesegnet und gestärkt hat!

### Aus dem Großherzogthum Hessen.

In den althessischen Landestheilen — (ein großer Theil Hessens besteht nämlich aus früher reichsunmittelbaren Territorien, die bei der napoleonischen Erhöhung Hessens und bei der Neubildung Deutschlands mediatisirt und an Hessen annectirt worden sind) — also in den althessischen Landestheilen ist die alte hessische Agende rechtsgültig. Daß dieselbe in der Zeit des herrschenden Rationalismus von den meisten Pfarrern nicht gebraucht wurde, läßt sich denken, hebt aber die Rechtsbeständigkeit natürlich nicht auf. Seit dem Erwachen des kirchlichen Lebens sind überall die alten, edlen Schätze der Agenden wieder aus dem Staube hervorgeholt und gebraucht worden, ohne daß sich ein Widerspruch erhoben hätte. Wer konnte und durfte auch widersprechen, da hiermit nur geschah, was nie hätte unterbleiben sollen? — So werden insbesondere auch die Taufen in allen Orten, wo lutherische Pfarrer stehen, wieder nach den alten Formularen vollzogen; jedes andere Verfahren muß sogar als rechtswidrig angesehen werden. Zwar hat die Kirchenbehörde das „Württembergische Kirchenbuch“ zur Anschaffung empfohlen, aber von einer amtlichen Einführung dieses Buches oder gar von einer Beseitigung der althessischen Agende oder der in den einzelnen, früher reichsunmittelbaren Territorien rechtsgültigen



andern Agenden war nicht entfernt die Rede und konnte nicht die Rede sein. Jene Empfehlung des Württemberger Kirchenbuchs ist auch keineswegs allgemein befolgt worden. Daß die althess. Agende in den althess. Landen noch zu Recht besteht, ist unbestritten und unbestreitbar; das hat auch vor kurzer Zeit Sr. K. H. der Großherzog selbst bei einer Audienz vor etlichen Pfarrern ausdrücklich erklärt.

Nun gebraucht ein luth. Pfarrer, der in einer althess. luth. Gemeinde seit fünf Jahren angestellt ist, im Gehorsam gegen Recht und Bekenntniß die althess. Agende, namentlich auch bei den Taufen. Diese Agende enthält natürlich auch die Abrenunciation. Fünf Jahre lang haben die Pathen unbedenklich mit Ja auf die Abrenunciationsfrage geantwortet, wie das ebenso in sehr vielen luth. Gemeinden, selbst in Stadtgemeinden geschieht. Da fällt es mit einem Male einigen kranken und überflugen Leuten ein, auf die Frage zu schweigen und bei Wiederholung derselben mit Nein zu antworten. Der Pfarrer bemerkt darauf in ruhigem Tone: „Dann bitte ich die Pathen abzutreten.“ Darauf folgt die Replik: „Ich glaube nicht an (sic) den Teufel, sondern an den Heiland, brauche ihm also auch nicht zu entsagen.“ — Man kann darüber streiten, ob es nicht klüger gewesen wäre, wenn der Pfarrer auf die Weigerung der Pathen, die Entsagungsfrage zu bejahen, die Sache selbst in die Hand genommen und mit wenigen Worten erklärt hätte, um die heilige Handlung nicht zu stören, wolle er selbst Namens des Kindleins erklären, daß es dem Teufel und allem ungöttlichen Wesen absage &c. Wir meinen nicht, daß dieser Ausweg ganz correct sei, aber unter unsern Verhältnissen wäre es wünschenswerth, den Conflict zu vermeiden und doch den Rechtsbestand zu erhalten. — Natürlich kam es zu weiteren Verhandlungen. Das Resultat ist, daß die Kirchenbehörde verfügt, sie wolle zwar im Allgemeinen den Gebrauch der althess. Agende vor der Hand nicht verbieten (als ob sie zu einem solchen Verbote Recht und Macht hätte), aber der Pfarrer solle fortan diese Form der Abrenunciation weglassen und statt derselben die in einem Formular des Würtemb. Kirchenbuchs gebrauchte Form: „Entsagst du allem ungöttlichen Wesen &c.“ gebrauchen. Mit welchem Rechte konnte man so verfügen? Wie kann die Behörde wegen solchen Widerstrebens gegen die zu Recht bestehende Agende ein Formular derselben abändern? Wir wissen nicht, ob man die Willkür, oder die Verletzung des kirchlichen Rechts, oder die Nachgiebigkeit gegen liberale Agitatoren mehr beklagen soll. Die Pfarrer, welche wider alles kirchliche Recht rationalistische Formulare brauchen, die Agende beseitigen und falsche Lehren führen, läßt man in gutem Frieden; — die, welche sich an die rechtsgültigen Agenden gehorsam halten, maßregelt man. Sieht man denn noch nicht ein, daß durch solches Verfahren der ohnehin durchlöchernte Rechtsboden ganz zertrümmert wird? Sieht man nicht ein, daß Kirche und Staat durch solche Maßregeln zu Grunde gerichtet werden muß? Wo soll das hinaus? In hundert andern Gemeinden wird ganz ruhig die alte Agende

samt der Abrenunciation gebraucht; so lange niemand klagt und der Friede nicht gestört wird, kümmert sich niemand darum. Fällt es aber einem etwa von einem Advokaten oder Schullehrer aufgeheizten thörichten Menschen ein, sich gegen die kirchliche Ordnung aufzulehnen, so wird nicht etwa jenes widerspenstige Gemeindeglied zurechtgewiesen, sondern der Pfarrer muß den kirchlichen Frieden gestört haben; er wird zur Ruhe verwiesen und bestraft. — Daß jener Pfarrer, wenn er jetzt die Abrenunciation wegläßt, um all sein Ansehen in der Gemeinde kommt, daß er den Leuten ein Spott werden muß, — das scheint die Behörde nicht wissen zu wollen. Aber indem man so die kleine Autorität eines Landpfarrers untergräbt, schädigt man nicht nur die eigne Autorität, sondern überhaupt jede Autorität bis hinauf zur höchsten und allerhöchsten. Diese unbegreifliche Kurzsichtigkeit ist aber ein schlimmer Zustand, und eine Kirche, die so regiert wird, muß nothwendig zusammenstürzen. Durch solche und ähnliche Regierungs-Kunststücke ist unser Volk verwirrt und zerrüttet worden, die Begriffe von Recht, Gesetz, Ordnung, Autorität, Gehorsam sind flüchtig geworden, und so arbeitet man in der behaglichsten Sicherheit mit der bekannten bürokratischen Selbstgefälligkeit an dem Ruin des Volkes und Landes und zugleich an dem eigenen. — Man sage nicht, daß wir aus einer unbedeutenden Sache zu große Konsequenzen ziehen; solche kleinen Dinge wirken nach und nach; gutta cavat lapidem! Mit solchen kleinen Maßregeln und Aenderungen hat man nach und nach das klare Recht der luth. Kirche in Hessen gebeugt, das confessionelle Bewußtsein getrübt und verwischt, und nachdem das theilweise gelungen ist, weist man auf die Gemeinden hin, denen man so das kirchliche Bewußtsein wegregiert hat und sagt: Ihr seht, von Confession keine Spur! Alles „factisch unirt“! Die Confession ist nur „eine historische Reminiscenz“ und eine „Fiction.“

Was den vorliegenden speciellen Fall betrifft, so wird der betroffene Pfarrer natürlich den Recurs an Sr. K. H. den Großherzog ergreifen, und es steht zu erwarten, daß derselbe doch nicht zugeben wird, daß seine Behörden die von seinen erlauchten und erleuchteten Ahnen der luth. Kirche Hessens gegebene treffliche alte Agende ohne Weiteres bei Seite schieben oder nach Belieben emendiren und corrigiren. „Nach Belieben“ — müßten wir leider sagen. Dem Rechte beugt sich schließlich jeder, wenn auch mit Widerstreben; die Willkür aber erbittert. Wir erstreben und erbitten nur Recht und Gerechtigkeit. — Alle diese unerquicklichen Vorkommnisse können allein dadurch beseitigt werden, daß man der luth. Kirche eine genügende Vertretung in der Kirchenbehörde giebt, die ihr jetzt gänzlich fehlt. Das fordert von der Union die Gerechtigkeit und die von ihr stets gerühmte Toleranz. Sie lasse endlich ab von dem Vorwurfe, daß wir es immer seien, die den Frieden stören, weil wir uns nicht stillschweigend unser gutes Bekenntniß und unser Recht aus den Händen winden lassen!



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 29. November.

№ 95.

## Welche Theile der Naturwissenschaften sind den Theologen in unsern Tagen zum Studium zu empfehlen?

(Schluß.)

Die einen bleiben im Ganzen der Atomistik im Sinne der Alten (Leucipp, Democrit) treu, indem sie die Atome als qualitativ gleiche, absolut harte, undurchdringliche Elemente ansehen begabt mit den Kräften der Anziehung und Abstoßung. So lange man sich im Bereiche der mathematischen Rechnung und physikalischen Thatfachen bewegt, d. h. so lange man weiter nichts, als die an der Materie sich kundgebenden Gleichgewichts- und Bewegungsverhältnisse in Betracht zieht, wohin auch die Schall-, Licht- und Wärmeerscheinungen gehören, insoweit reicht diese Vorstellungsart auch hin, die betreffenden Thatfachen zu erklären. Dabei bleibt freilich das Verhältniß, in welchem die Kraft zu dem Atom steht, noch völlig im Dunkeln. Geht man diesem Verhältniß nach, so zeigen sich mancherlei begriffliche Schwierigkeiten, die zu einer Modifikation dieser Atomistik hintreiben. Aber auch schon auf dem Wege des bloß Thatächlichen stellt sich das Gezwungene derselben heraus. Nach dieser Betrachtungsweise kann es in der Natur ja nur äußere räumliche Zustände des Gleichgewichts und der Bewegung der Atome geben. Es ist jedoch nicht möglich, die qualitativ verschiedenen chemischen Stoffe lediglich als verschiedene Gruppierungen qualitativ gleicher Atome, die verschiedenen chemischen und physiologischen Prozesse bloß als Anziehungs- und Abstoßungsphänomene, resp. als Bewegungszustände solcher Atome anzusehen. Auch blieben die Chemiker nur selten bei der besprochenen Atomistik stehen, vielmehr erkannten sie außer der verschiedenen äußern Gruppierung und den verschiedenen Bewegungsverhältnissen der Atome noch ein anderes Moment als sehr bedeutsam für die Erklärung der gegebenen Mannigfaltigkeit der Thatfachen an, nämlich die ursprüngliche, qualitative Verschiedenheit der Atome nebst deren Mischung nach verschiedenen Verhältnissen. Schreitet die Betrachtung noch weiter vor, bis zu den geistigen Zuständen, so können auch diese nach jener Atomistik nur räumliche Bewegungszustände sein. Dies ist die nothwendige Consequenz einer Atomistik, welche nur Anziehungs- und Abstoßungsphänomene, resp. Bewegungszustände qualitativ einander gleicher Atome kennt. Daß aber die geistigen Zustände

Bewegungszustände sind: das ist die eigentliche Grundanschauung, ja der einzig positive Satz des Materialismus in Beziehung auf die Seelenfrage. Darum folgt auch der Materialismus mit Nothwendigkeit aus jener Auffassung der Atomistik, falls man sie auf die geistigen Zustände anwendet; in Bezug auf sie gelten die leicht mißverständlichen Worte Fabri's, daß eine atomistisch-mechanische Weltanschauung identisch sei mit einer materialistisch-atheistischen.

Besinnt man sich aber und erkennt, daß geistige Zustände nicht Bewegungszustände, überhaupt keine räumlichen Vorgänge sein können, sondern ihnen völlig unvergleichbar sind, so stehen zwei Wege offen, entweder ein schroffer Dualismus, oder die Verwerfung resp. Modification jener Atomistik.

Der Dualismus verträgt sich noch sehr wohl mit jener abstracten Auffassung der Atomenlehre, welche nur anziehende und abstoßende Kräfte, also nur räumliche Bewegungs- resp. Gleichgewichtszustände qualitativ gleicher, für einander undurchdringlicher Atome kennt. Neben diesen materiellen Vorgängen wird dann eben noch ein von diesen total verschiedenes, geistiges Princip angenommen, welches gar nichts Gemeinsames oder Vergleichbares mit den materiellen Prozessen hat. Der Durchführung dieser Ansicht etwa im Sinne von Des-Cartes steht vor Allem Eines im Wege, nämlich die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Diese Wechselwirkung ist eine gegebene Thatfache: ist nun Leib und Seele etwas toto coelo Verschiedenes, aber völlig Disparates, dann bleibt diese Thatfache vollkommen unbegreiflich: etwas, was eigentlich nach dem schroffen Dualismus ganz unmöglich sein sollte.

Der andere Weg aus dem Materialismus ist die Verwerfung jener oben charakterisirten Atomistik: nicht die Verwerfung der Atomistik überhaupt, sondern nur jener besondern Fassung derselben. Uebrigens wird ja von den Naturforschern fast allgemein zugestanden, daß der atomistische Grundgedanke noch keineswegs völlig reif und durchgearbeitet ist.

Im Obigen haben wir einige Punkte angedeutet theils thatächlicher, theils begrifflicher Art, welche einen Theil der Naturforscher zu einer andern Auffassung der Atome gedrängt haben. Nach dieser sind die Atome nicht alle von gleicher Dualität, sondern ursprünglich von verschiedener, sie haben ferner nicht von Haus aus Kräfte der Anziehung und Abstoßung, sondern diese machen sich erst geltend, wenn Atome von verschiedener Dualität zusammenkommen. Bei diesem Zusammentreffen ge-



räth jedes der qualitativ verschiedenen Atome in einen Zustand der Reaction gegen diejenigen, mit welchen es zusammen ist: und diese innern Reaktionszustände machen sich nach außen als Attraction und in besondern Fällen als Repulsion geltend. Die Anziehungs- und Abstoßungskräfte erscheinen hiernach nicht als etwas nur äußerlich von dem Stoffe Unabtrennbares, sondern sie resultiren aus den Qualitäten der Atome selbst. Der bekannte, vielfach angefochtene Satz, daß Kraft und Stoff unzertrennlich mit einander verbunden sind, wird hier noch strenger genommen, als bei der zuerst bezeichneten Art der Atomistik. Dort ist die Kraft gleichsam etwas Selbständiges neben dem Stoffe, welches ihn aber beständig umgiebt und nicht von ihm abgetrennt werden kann, wenngleich die Art, wie die Kraft dem Stoffe, als ihrem Träger, innewohnt, unerörtert bleibt. Hier wird das Atom selbst, ganz und ungetheilt, wie es ist, unter Umständen Kraft, indem letztere nur eine Aeußerung seiner innern, ihm wesentlich zugehörigen, unabtrennbaren Qualität ist. Diese Art der Atomistik leistet demnach mindestens ebensoviel als jene. Das einzige, mit dem jene operirt, die Kräfte der Anziehung und der Abstoßung, hat die zweite Auffassung nicht minder, und was jene mit diesen beiden Kräften allein zu erklären vermag, wird die zuletzt charakterisirte Atomistik nicht weniger vermögen. Sie hat aber noch andere Mittel, Thatfachen zu erklären, welche bei jener Hypothese unerklärt blieben. Sie macht nämlich zur Erklärung der chemischen Verschiedenheit der Stoffe und ihrer mannigfaltigen Verbindungen noch die Verschiedenheit der ursprünglichen Qualitäten der Atome und außerdem ihre verschiedenen innern Reaktionszustände geltend. Darum kann sie denn auch die geistigen Zustände in das Gebiet ihrer Betrachtung ziehen, ohne den absurden Gedanken fassen zu müssen, die geistigen Zustände seien räumliche Bewegungszustände.

Diese Atomenlehre bildet den stärksten Gegensatz gegen jeden Monismus (resp. Pantheismus), wonach nur ein Reales alle Mannigfaltigkeit der Natur aus sich oder in sich selbst entwickelt, während es nach der so eben berührten — hier nur kurz charakterisirten Lehre — eine Vielheit selbständiger, realer Wesen giebt, die vermöge ihrer Wechselwirkung die gegebenen Naturerscheinungen bedingen. Doch ist ihr Verhalten zu einander, wie eine weitere Erwägung, namentlich in Hinsicht auf die Zweckanstalten in der Natur, mit Evidenz erkennen läßt, geregelt und geordnet durch eine sie alle beherrschende, von ihnen allen substantiell verschiedene schöpferische Intelligenz, welche wir unter dem Namen Gottes verehren.

Diese Erörterungen haben, wie schon bemerkt, keineswegs den Zweck, über den streitigen Punkt, ob die Materie endlich oder unendlich theilbar sei, irgend eine Entscheidung herbeizuführen, sondern eine objective Darlegung der verschiedenen Theorien in dieser Beziehung sollte es verdeutlichen, wie wir es meinen, daß der Theologe heutzutage die naturwissenschaftlichen Theorien kennen und durchdenken soll. Es ist nicht genug, mit den Resultaten, ob wirklich oder nur angeblich festgestellt, bekannt zu

sein und dagegen anzukämpfen, sondern zur richtigen und unbefangenen Würdigung der Resultate gehört auch die Kenntniß der naturwissenschaftlichen Principien und Methoden, durch welche jene gewonnen werden. \*)

Anmerkung I. Von dem zuletzt bezeichneten Standpunkte der Atomistik ist u. A. die jüngst erschienene Schrift verfaßt: C. S. Cornelius, Ueber die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Halle 1871. 124 S. Darin wird kurz gezeigt, daß die Seele als ein selbständiges, reales Wesen zu betrachten sei, welches der Träger aller geistigen Zustände des Individuums ist, und welches in einem eigenthümlichen Causalverhältniß mit dem Leibe steht. Es ergibt sich ferner, und ist in gewissem Sinne dem Satze von der Erhaltung der Kraft zu subsumiren: die Unsterblichkeit der Seele, nicht eine Unsterblichkeit des Stoffes überhaupt, sondern des Individuums mit seinem einmal gewonnenen Gedankentreise, welcher der weitem Ausbildung fähig ist. Von besonderem Interesse für viele Theologen, namentlich im Hinblick auf die häufig wieder auftauchende Hypothese von der Auferstehung Jesu Christi als einer Hallucination oder Vision der Jünger, dürfte es sein, hier eine eingehende Abhandlung über Hallucinationen und Visionen zu finden. Der Unbefangene wird sich dabei leicht überzeugen, wie wenig die Auferstehung Jesu Christi, wenn eben nicht alle zu ihr gehörigen Thatfachen entstellt, resp. gezeugnet werden, als Hallucination oder Vision der Jünger gedeutet werden kann.

Anmerkung II. über die Naturanschauung der freien Gemeinde. Wenn die freireligiösen Gemeinden und die dahin neigenden Richtungen der neuern Theologie überhaupt eine bestimmte Naturanschauung vortragen oder voraussetzen, so pflegen sie dieselbe als Ergebnis der neuern Naturforschung auszugeben und sie als die neue Weltanschauung der alten entgegenzustellen. So u. a. Eduard Balzer: Alte und neue Weltanschauung. 4 Bände.

Alein wenn jetzt auch gar nicht entschieden werden soll, auf welcher Seite die Wahrheit liege, so viel läßt sich sofort zeigen, daß die Anschauung der freien Gemeinde (natürlich in ihren wissenschaftlichen Vertretern) nicht mit der der modernen Naturwissenschaft zusammenstimmt, geschweige denn identisch ist.

1. Die Materie läßt sich mechanisch theilen; es ist die Frage: würde man durch eine, wenn auch nur in Gedanken fortgesetzte mechanische Theilung auf wirklich letzte Elemente kommen oder nicht? Mit andern Worten: hat die Atomistik Recht oder nicht? Die moderne Naturwissenschaft denkt durchweg atomistisch, die freie Gemeinde verwirft dies entschieden.

\*) In dieser Beziehung hat unseres Erachtens auch Bollmann in der bekannten Preisschrift gefehlt und darum entspricht auch diese Arbeit dem vorgesezten Ziele nicht ganz.



2. Die Materie läßt sich chemisch zerlegen; es ist die Frage: giebt es mehrere, verschiedene Grundstoffe oder nur einen, auf welchen sich die gegebene Mannigfaltigkeit der Natur zurückführen läßt? Mit andern Worten: hat der Pluralismus Recht, oder der Monismus? Die moderne Naturwissenschaft gründet sich auf den Pluralismus, die freie Gemeinde wurzelt im Monismus.

3. Man pflegt von den physikalischen und chemischen Kräften die vitalen zu unterscheiden. Es ist die Frage: besteht hier ein spezifischer Unterschied oder nicht? Mit andern Worten: giebt es im Organismus außer den physikalischen und chemischen Kräften, die darin allerdings in besondern Combinationen auftreten, noch eine besondere (selbständige) Lebenskraft oder nicht? Die moderne Naturwissenschaft verwirft in der Mehrzahl ihrer Vertreter ganz entschieden eine solche Lebenskraft, die freie Gemeinde klammert sich daran: ja man darf ohne Uebertreibung sagen, die Annahme der Lebenskraft ist die Lebenskraft der freigeistlichen Naturanschauung. Diese Annahme soll Ersatz bieten für die individuelle Seele und den lebendigen Gott. Denn nimmt man ein Lebensprincip an, welches, über den Stoffen und ihren Kräften schwebend, sie benützt nach Plan und Weisheit, und dabei doch zugleich eine natürliche, blinde, unbewusste Kraft ist, wozu noch die Annahme eines selbstbewußten Schöpfers der Natur? Die Lebenskraft leistet dasselbe, und zwar unbewußt! Daher denn von einer der Natur immanenten Vernunft, sogar von einem immanenten Schöpfer und Künstler gesprochen wird! Wer aber derartige Widersprüche nicht gelten lassen kann, der muß entweder Absicht, Plan, Zweckmäßigkeit, Weisheit in der Natur leugnen, oder einen überweltlichen Schöpfer und Herrn der Natur anerkennen. Ein Drittes giebt es nicht.

Diese drei Punkte sind nicht etwa zufällige Differenzen, sondern sind der freien Gemeinde in ihrer theoretischen Ausbildung und der modernen Naturforschung gleich wesentlich: sie stehen und fallen mit denselben.

Daher die freie Gemeinde nach ihrer theoretischen \*) Seite eine klägliche Halbheit und keineswegs mit den modernen Wissenschaften fortgeschritten, sondern weit hinter denselben zurückgeblieben ist: sie erscheint als ein Rückstand der alten sogenannten Naturphilosophie. Es bekundet darum entweder eine völlige Unkenntnis der modernen Naturforschung oder der freien Gemeinde, wenn die Gartenlaube 1866 S. 171 über Eduard Balzer, den Sprecher der freien Gemeinde in Nordhausen, in folgende Declarationen ausbricht: „er steht auf dem felsenfesten, unerschütterlichen Boden der Wissenschaften, welche sie (die Gesinnungs-genossen) sich selbst auf den Grundvesten der Natur mit tühmem Forschergeiste, mit bewundernswerthem Eifer und Fleiß und mit glühender Begeisterung gebaut haben, sie setzen den Hebel an die Welt des bisherigen Scheins, um diese mit archimedischer

Wissenschaftskraft aus den Angeln zu heben und an ihre Stelle die aus Naturforschung hervorgegangene, aus dem erleuchteten Menschengenisse geborene und mit dem Feuer hochpoetischer Begeisterung getaufte Welt des Seins und der Wahrheit zu stellen.“

## Die Straßburgische Kirchenordnung vom J. 1598.

(Fortsetzung.)

Fürbitten für Kranke, Angefochtene und Bekümmerte werden dem allgemeinen Kirchengebet angeschlossen, dann Vaterunser, Gemeindegefang und Beschluß mit folgenden Worten des Predigers: „Dem allmächtigen Gott und Vater unseres Heilandes Jesu Christi sei ewig Lob und Dank gesagt für die Verkündigung seines heiligen Wortes. Der wolle ihm auch unser Gebet und Gesang lassen wohlgefallen und durch Christum gnädiglich erhören. Die Benedicung (der Segen) Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sei jetzt und zu allen Zeiten mit uns Allen. Amen. Gehet hin im Frieden des Herrn, und um denselben willen lasset euch Arme und Kranke in eurem Gebet und Almosen jederzeit treulich befohlen sein.“ (Der aaronitische Segen scheint demnach nicht gebräuchlich gewesen zu sein.)

Die R.-D. enthält ferner die Vorschriften für die Mittagspredigten am Sonntag, die Abendpredigt im Münster; die vierteljährigen Katechismuspredigten, nämlich den nächsten Sonntag nach dem neuen Jahr, nach Ostern, nach Johannis Baptista und Michaelis — außer welchen aber alle Sonntage Katechismuslehre für die Jugend gehalten wird, zu welcher die Kinder zu schicken, sie auch daheim in den Häusern im Katechismus zu üben die Eltern ermahnt werden, „damit also die Jugend in wahrer Erkenntnis Christi und rechter ehrbarlicher Zucht von Tag zu Tage wachse und zunehme.“ Angeordnet werden ferner Herbst- (Erntedank-) Predigten, Bußpredigten (doch nicht an bestimmten Tagen, sondern auf besondere Veranlassung), ebenso in Fällen, wo päpstliche oder andere Ketten und Secten (unter denselben werden neben Jesuiten, Wiedertäufern und Schwenkfeldern auch Calvinisten genannt) überhand nehmen oder sich einschleichen wollen, Predigten, von den vornehmsten Hauptartikeln der christlichen Religion verordnet, welche gründlich und ausführlich erklärt, darin nicht allein die wahre Lehre mit hellen, klaren Zeugnissen der h. Schrift verwahrt und bekräftiget, sondern auch die widerwärtige falsche Lehre aus gleichem Grund abgelehnt und die Argumente oder Gegenwürfe, welche von den Widersachern, Papisten und Sectirern gebraucht werden, widerlegt und verantwortet werden sollen. — Es folgen die liturgischen Vorschriften für die Frühgebete oder Morgenpredigten, für die tägliche Achte und Abendpredigt im Münster, für den wöchentlichen Betttag am Zinstag (Dienstag) und die monatlichen großen Bettage, die große Rathspredigt, nach der

\*) wie auch nach ihrer praktischen, vgl. diese Kirchenzeitung 1871. Nr. 42 Beilage S. 502.



Wahl und Vereidigung eines neuen Ammeisters, welche jährlich am Donnerstag nach Neujahr und den Zinstag darnach stattfindet, die Schulpredigt, nachdem am Ostermontag Nachmittag die Progressiones der studirenden Jugend in den classibus gehalten, am folgenden Zinstag, da sie in das Münster geführt, und beide, sie und ihre Praeceptores, wie auch die Professores publici und der Schulen Verantworte (Beamte), desgleichen die Kostwirth und wer sonst mit den Studenten zu thun hat, durch eine besondere Predigt ihres Amtes zu allen Theilen erinnert und durch das Gebet der Gnade Gottes befohlen werden.

Wie für die Predigten, so sind für das öffentliche und gemeine Gebet Bestimmungen getroffen. Es ist eine reiche Sammlung von Gebeten dargeboten, in welcher dreierlei Weise des öffentlichen gemeinen Gebets unterschieden wird, 1. die Litanei, welche alle Woche auf den Zinstag gebetet wird, 2. die Festgebete, 3. Gebete in fürfallenden sondern Nöthen und Anliegen der Kirche. Aus der Litanei wollen wir die Fürbitte für die Obrigkeit anführen: „Allen Königen und Fürsten wollest Du in Dir Fried' und Einigkeit geben, Unserem Kaiser geben Dein Wort und Reich zu befördern und stäten Sieg wider Deine Feinde verleihen; Unseren Fürsten und Gewaltigen, denen Du Dein heiliges Evangelium hast zu erkennen gegeben, Rath, Stärk' und Hülfe verleihen, Dein Volk bei Deinem Wort zu schützen; Unseren Rath und Gemeinde leiten, segnen und vor allem Unrath bewahren; Allen Gewalt, der sich wider das Reich Deines Sohnes auflehnet, demüthigen und Ihm unterwerfen. Erhör' uns, lieber Herr Gott.“ Die Collekten für die Festzeiten, besonders für die Passions- und Osterzeit, gehören zu den Kleinodien der lutherischen Kirche. Auch die Gebete in besonderen Nöthen sind geist- und kraftvoll; das Gebet wider den Erbfeind des christlichen Namens, den Türken, könnte wider den alten Verbündeten des Türken ebenso zutreffend gebraucht werden. Mit Abweisung reformirter Ausschreitungen werden Gesang und Orgelspiel in Schutz genommen, über den Gesang in den Kirchen, den Gemeindegesang und die musica figurata, wie über das Orgelspiel werden zweckmäßige Vorschriften ertheilt und die Herausgabe eines Psalmenbüchlein (Gesangbuchs) für die Kirche zu Straßburg durch den Kirchen-Convent veranstaltet. Lateinische Hymnen und Gesänge, die von Alters her bei Kirchen, denen die lateinische Sprache gemein und bekannt gewesen, gesungen werden, pflegen in der Schule mit der studirenden Jugend geübt und getrieben zu werden.

Das Taufformular erinnert zuerst die Pathen an die Einsetzung der h. Taufe Matth. 28, 18. Marc. 16, 15, an die Bedeutung und den Segen derselben, fordert sie zur Fürbitte auf (das vorgeschriebene Gebet ziehen wir dem in Luthers Taufbüchlein enthaltenen vor), läßt das Vaterunser und die Verlesung von Marc. 10, 13 mit einem Segenswunsch folgen und

richtet die Fragen nach dem Glauben nicht an den Täufling, sondern an die Erwachsenen und an die Pathen. „So bekennet mit mir die Artikel unseres christlichen Glaubens, auf welche wir alle getauft sind und auch dieses Kindlein soll getauft werden.“ Folgt das apostolische Glaubensbekenntniß in den drei Artikeln, dann die Ansprache: Nun zur Gemeinschaft dieses Glaubens wollen wir dieses Kindlein taufen. Also wollet es ihr alle als ein Glied Christi unseres Herrn erkennen und halten, und ein jedes, soviel es immer durch den Herrn Christum vermag, dazu helfen, daß dieses Kindlein dem Herrn auferzogen werde. Doch wollet ihr, die ihr euch habt dazu besonders lassen erbitten und darum Gevattern genannt werdet, euch dieses Kindleins mit besonderem Fleiß annehmen, und damit man dessen ein gründliches Wissen von euch habe, auf folgende Fragen eure einfältige christliche Antwort geben. Folgen nun 3 Fragen: 1. nach der Heilswahrheit und dem Heilmittel, 2. nach der Anerkennung der Gemeinde als einer wahren Gemeinde Christi und des Sacraments der Taufe, 3. nach Uebernahme der besonderen ihnen nachdrücklich vorgehaltenen Pathenpflichten — die mit Ja beantwortet werden. Segenswunsch, Benennung des Täuflings und Taufe im N. G. d. V., d. S. u. d. h. G. Wieder Segenswunsch, Gebet und zum Schluß: „Der Herr gebe, daß seine h. Engel, die sein Angesicht sehen im Himmel, dieses Kind vor allem Argen bewahren und zu allem Guten befördern. Amen. Die Benedeiung Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sei mit uns Allen zu allen Zeiten. Amen.“

Bezeichnung mit dem Kreuzeszeichen, eine exorcistische oder ähnliche Formel, ein Taufgelübde im Namen des Kindes (abrenuntiatio und addicatio) sind nicht vorgeschrieben und waren wohl nicht üblich. Für die Nothtaufe ist ein Formular gegeben. Das heilige Abendmahl Christi unsers Heilandes soll im Münster alle Sonntage, zu St. Thomae, zum Jungen und Alten St. Peter, zu St. Nikolaus, zu St. Wilhelm je zu 14 Tagen, zu St. Aurelia zu 4 Wochen einmal gehalten werden, in je 3 Kirchen miteinander, zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten und am Neuen Jahrestage in allen Kirchen zugleich. Am Samstag Abend zuvor die Vorbereitungs-Predigt, in der die Lehre vom h. Abendmahl, was es sei, wozu es nütze und wer es würdiglich empfangt, ausgeführt wird. Auch wenn aus Psalmen Vermaahnungen zur Bußfertigkeit und zum neuen Gehorsam hergeleitet, soll doch ein Stück von der Lehre des heil. Abendmahls mitgenommen werden.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 6. December.

N<sup>o</sup> 97.

## Die Auferstehungsgeschichte des Herrn in Bezug auf die neueste Kritik. \*)

Die Auferstehung Jesu Christi von den Todten ist von je her in der Kirche, seit sie durch die Zeugen, die Apostel, der Welt verkündigt worden ist, als der Höhepunkt göttlicher Heils-offenbarung anerkannt, als der Stein des Abergernisses und Fels des Heiles angesehen worden; und die negative Kritik hat gleichfalls von je her auf diesen Hauptpunkt alle ihre Kräfte gerichtet. „Sie ist, wie Strauß (die Halben und die Ganzen S. 125) anerkennt, der Mittelpunkt des Mittelpunktes, das eigentliche Herz des bisherigen Christenthums.“ Die Aufgabe, die der negativen Kritik daher erwuchs, hat derselbe denn dahin gestellt: „wenn wir nicht alles Bisherige zurücknehmen und unser ganzes Unternehmen aufgeben wollen, so müssen wir uns anheischig machen, die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu ohne ein entscheidendes wunderbares Factum zum Verständniß zu bringen.“ Daraus ergibt sich denn aber auch die Aufgabe der apologetischen positiven Kritik. Irrig wäre dieselbe, wollte sie diese Thatsache zu der Stufe einer mathematischen Gewißheit erheben; sie läßt sich nur denen demonstrieren, denen es nicht an dem Organe des Glaubens fehlt. Schon Augustin sagt in dieser Beziehung treffend: „daß Jesus gestorben sei, glauben sowohl die Heiden, als seine Feinde; aber daß Christus auferstanden sei, ist allein Glaube der Christen.“ Es kommt vor Allem darauf an, daß die Consequenz für das christliche Bewußtsein, die an dieser Thatsache hängt, richtig bestimmt werde. Und diese ist nicht sowohl die zukünftige Auferweckung der Todten, als vielmehr, wie Strauß es schon anzudeuten scheint, der rechtfertigende und seligmachende Glaube. Auf diesen engen Zusammenhang weist der Apostel 1 Cor. 15, 14. 17, wenn er sagt: ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube leer, er entbehrt der göttlichen Kraft und ist deswegen eitel, er entbehrt der Zuversicht, weil er die Menschen nicht dem Sündenbewußtsein enthebt und der Mensch sich nicht von der Gewalt der Sünde befreit fühlt. Erst durch die Auferstehungsthatfache gewinnt der Glaube die Sicherheit, welche dem Widerspruch von außen und dem Zweifel von innen auf gleiche Weise trogen kann; sonst ist sein Heils-

bewußtsein illusorisch. Es erhellt hieraus, was von dem oberflächlichen Gerede derer zu halten ist, die diese Auferstehungsthatfache für gleichgültig halten, ihr keine Heilsbedeutung beilegen. Allerdings ist diesen schon Schleiermacher vorangegangen, wenn er die Behauptung aufgestellt hat, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Thatsache der Auferstehung und zwischen dem Sein Gottes in Christo und seiner erlösenden Wirksamkeit nicht nachzuweisen sei. Strauß hat diesen Zusammenhang tiefer erkannt, daß es sich um Sein oder Nichtsein des Christenthums, des rechtfertigenden und seligmachenden Glaubens handele.

Steinmeyer, in seinem genannten neuesten apologetischen Werke (der dritte Band seiner apologetischen Beiträge), hat sich die Aufgabe gestellt, diesen inneren Zusammenhang aufzuweisen. Der richtige Ausgangspunkt kann nur die Art und Weise sein, wie die Jünger selbst schon an dem dritten Tage nach Jesu Tode (eine für Strauß äußerst unbequeme, ja unüberwindliche Schwierigkeit) zu der Ueberzeugung von seiner Auferstehung gekommen sind — es ist die Voraussetzung, die Ueberzeugung, die sie schon vorher gehabt, daß Jesus der Christ sei. Darum mußte er auferstehen, — zum Zweck des rechtfertigenden und seligmachenden Glaubens. Daraus ergibt sich, daß das Verfahren nicht darauf ausgehen kann, die historischen Schwierigkeiten, welche die Geschichte der Auferstehung darbietet, zu heben, auch nicht den Weg der Harmonistik zu gehen, in welcher Hinsicht Gerhard in seiner noch heut sehr empfehlenswerthen harmonia nicht Schätzenswerthes, sondern Schätzenswerthes geleistet hat, sondern es muß, nachdem zuerst der Nachweis geführt ist, daß die Nothwendigkeit der Auferstehung aus der Prämisse, Jesus ist der Christ, zu begreifen sei, dann auch die volle historische Gewißheit dargethan werden, um die negative Kritik zu überwinden. Während daher Strauß, der mit der Voraussetzung herantritt, daß die Auferstehung Jesu eine Fabel sei, sich einfach auf das Zeugenverhör beschränkend, mit der Entkräftung des paulinischen Zeugnisses beginnt und dann zu den evangelischen Nachrichten übergeht, um zu dem Schluß zu gelangen, daß für ein so unerhörtes Wunder keine zwingenden Beweise und keine irthumslosen Berichte vorhanden seien, geht Steinmeyer den entgegengesetzten Weg; ehe die Erscheinungen des Auferstandenen behandelt werden können, muß zuvor die Person des Auferstandenen beleuchtet sein; aber hinter dieser liegt noch ein Drittes, die Bethätigung der

\*) Zu vergl. Steinmeyer, Die Auferstehungsgeschichte des Herrn. Berlin 1871.



Kraft, in welcher der Grund der Auferstehung beruht; so daß darnach die ganze Darlegung sich in drei Abschnitte gliedert: „Die Gottesthat der Auferweckung Jesu“, „die Auferstehung dessen, der sich als den Lebendigen erwiesen hat“, und die „Erscheinungen des Auferstandenen im Kreise der Seinen.“ Jeder dieser drei Abschnitte handelt zuerst von der Thatsächlichkeit, sodann von dem Heilszweck derselben, endlich von dem geschichtlichen Verichte. Indem wir im Nachfolgenden dem Werke des Verfassers folgen, versteht es sich bei der gebotenen Kürze dieser Anzeige von selbst, daß wir vorzugsweise die beiden ersten Darlegungen jedes Abschnittes ins Auge fassen.

## I.

Die Osterthat wird in der heiligen Schrift bald als Auferweckung, bald als Auferstehung Jesu bezeichnet. Diese Auffassungen sind nicht bloß differente Vorstellungsweisen einer und derselben Thatsache, sondern der Differenz der Anschauung entspricht auch ein realer Unterschied. Dies sucht Steinmeyer, so weit wir wissen, zum ersten Male mit allem Scharfsinn klar durchzuführen.

Aus dem Zustand des wahren und wirklichen Todes, in den der Herr eintrat, als er am Kreuz seinen Geist in die Hände seines Vaters befahl, konnte auch ihn nur der erwecken, der das Leben in ihm selber, der allein Unsterblichkeit hat; zwar hat auch der Sohn das Leben in sich selbst, aber nur für die Zeit seines Wirkens, nicht für die Nacht, da Niemand wirken kann; denn er kann nicht zugleich Object und Subject desselben Actes sein. Darum konnte der Vater es unmöglich zugeben, daß sein Heiliger die Verwesung schauete; es war unmöglich, bei Gott; Gott wäre nicht Gott, nicht der Vater dieses Sohnes gewesen. So auch Paulus Röm. 6: Christus ist auferweckt von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters; nur ein unmittelbares, wunderbares, schöpferisches Eingreifen der Hände Gottes macht diese Wirkung möglich; aber andererseits mußte der Vater Jesu Christi gegenüber der geschichtlichen Lage der Sache also eingreifen. Es war dieses die Entgegnung Gottes auf die That, welche die Welt an seinem Gesandten vollendet hatte. Es war allerdings im Rathe Gottes beschlossen, daß der Christ den Tod durch Sünderhand erleiden solle; darum fand auch des Sohnes Bitte: „laß diesen Kelch von mir gehen“ kein Gehör; aber wie Israel daraufhin nicht schuldlos erscheinen kann, so konnte dieser Umstand auch das reagirende Verfahren des heiligen und gerechten Gottes nicht aufhalten; theils um des heiligen theuren Blutes willen, das vergossen war, theils um der teuflischen Gesinnung willen, die das Motiv zur Mordthat gewesen. Wie sollte sich dieser That gegenüber Gottes Gerechtigkeit erweisen? Wenn er die Mörder zur Rechenschaft zog? oder wenn er eine Vergeltung erfolgen ließ? Ausreichend wäre dies nur in dem Falle erschienen, wenn Israel durch sein Verfahren Gottes Wege durchkreuzt hätte. Der Gott, welcher selbst den Opfertod seines Sohnes gewollt, hat das Blut desselben nur so entsprechend rächen können, daß er einerseits ihre That zunichte machte, andererseits

seine eigne Absicht zu ihrer vollen Verwirklichung gelangen ließ. Dies alles wurde erreichbar allein durch die Auferweckung des Gekreuzigten. Unbegreiflich wäre es, wenn diese Entgegnung Gottes unterblieben. Und wie sehr Israel dieses Gericht als gerecht erkannt, zeigt Apgsch. 5, 28. Aber als bloß strafende Vergeltung darf diese Entgegnung nicht aufgefaßt werden, weil die That zugleich das göttliche Verhängniß war; es muß zugleich die eigne Gottesabsicht durch sie vollendet sein; sie muß zum Heile für alle Menschen, selbst der Mörder, mitgewirkt haben (Apgsch. 3, 26). Es fragt sich daher nach dem Heilszweck der Auferweckung. Schon wegen Röm. 4, 25 ist ein solcher selten völlig geleugnet, aber ebenso selten richtig erkannt worden; nur auf einem Umwege hat man den engen Zusammenhang zwischen der Auferweckung und Rechtfertigung gefunden. Die Stelle ist vielfach mißdeutet worden; auch Luthers Uebersetzung „um unserer Gerechtigkeit willen“ entspricht nicht genau dem *διὰ τὴν δικαιοσύνην ἡμῶν*, womit der Apostel den eignen Act Gottes, nicht den Effect im Menschen bezeichnet. Steinmeyer, von allen bisherigen Exegeten abweichend, macht mit Recht zunächst darauf aufmerksam, daß diese Worte den zusammenfassenden Schluß der ganzen Darlegung des Apostels von 3, 21 an bilden; es ist ein Zwiefaches, wodurch sich Gott die Gerechtsprechung der Menschen ermöglicht hat: die Dahingabe Jesu in den Tod und seine Auferweckung; unsere Uebertretungen waren der Grund, aus welchem Jesus dahingegen war, unsere Gerechtsprechung der Zweck, zu welchem Gott ihn von den Todten erweckt hat\*). Das dazwischen eingekommene Gesetz hatte die zahlreichen Uebertretungen und einen Zustand bedingt, der den göttlichen Zorn erregen mußte; die Aufhebung desselben beruht auf der Hingabe Jesu, mithin wa-

\*) So sehr wir mit der sachlichen Erklärung übereinstimmen, so glauben wir doch die von Steinmeyer gewählte grammatische Begründung, daß das erste *διὰ* den Grund, das zweite den Zweck bezeichne, uns nicht völlig aneignen zu können; schon Fritzsche hat gegen diese zweifache Auffassung Rückert's (bewegende Ursache, vorge-setzte Zweck) Bedenken erhoben, und Winer sagt mit Recht: *διὰ* ist Präposition des Grundes, nicht der Absicht, nur per consequens kann die Vorstellung der Absicht sich anknüpfen. Daher dürfte die Bemerkung von Reich, daß *διὰ* beide Male als die Bezeichnung desselben Verhältnisses zu nehmen sei, wohl im Recht sein. Es wird in beiden Fällen der Bestimmungsgrund angegeben; im ersten sind es die Sünden, welche gesühnt werden sollen, und um welcher willen die Dahingabe erfolgte; im zweiten ist es die Gerechtsprechung, welche stattfinden sollte, und um welcher willen die Auferweckung stattfand und stattfinden mußte; beides war der bestimmende Grund für Gottes Thun; nur mit dem Unterschiede, daß es im ersten Falle ein Zustand war, außer Gott, im zweiten eine beschlossene Handlung, ein Rathschluß, in Gott. Daß mit dieser Bemerkung die von Steinmeyer gegebene richtige Auffassung überhaupt nicht berührt wird, versteht sich von selbst. Am besten vergleicht sich zu dem zweiten *διὰ* das in Röm. 3, 25 gebrauchte: *διὰ τὴν πάρεσιν*, wo auch Rückert ganz richtig sagt, daß *διὰ* den Zweck eigentlich nicht andeuten kann, und es den Grund bedeuten müsse.



ren unsere Uebertretungen der Grund für Jesu Hingabe; zur Rechtfertigung bedurfte es aber durchaus noch eines Anderen. Wie nun Abrahams Glaube an den Gott, der die Todten lebendig macht und Nichtseiendes wie Seiendes ruft, ihm zur Gerechtigkeit gerechnet wurde, so heißt Gott, der uns rechtfertigt, der, der Jesum von den Todten erweckt (B. 24). An ihn als solchen glauben wir, und dieser Glaube wird uns zur Gerechtigkeit gerechnet; und der Jesum von den Todten erweckt, kann uns die Gabe der Gerechtigkeit spenden. Bei jedem Acte der Rechtsprechung wird der Nichtgerechte wie ein Gerechter genannt; das konnte Gott aber nur, wenn eine Bürgschaft vorhanden war, daß diesem Namen auch der wirkliche Zustand mehr und mehr entsprechen werde. Und diese Bürgschaft war vorhanden. Sie ruhte nicht in dem gläubigen Menschen, als hätte sein Glaube eine nachfolgende Heiligung garantirt, sondern in Christo war sie gegeben, und zwar in dem von den Todten auferweckten; der Auferstandene kann die an ihn glaubenden ihm ähnlich machen, daß sie in Christo lebend in der Neuheit des Lebens wandeln; daher Petrus in der Apgsch. 2, 32 sagt: diesen Jesus hat Gott auferweckt und nachher B. 36: diesen Jesus hat Gott zum Christ gemacht, zum Christ im vollen Sinne. Hatte nun Gott seinem Sohne die Stellung, und den Menschen die Gabe eines Christ zugebracht, so hat er den, welchen er gesandt in die Welt und überantwortet in die Hände der Sünder, von den Todten wieder auferwecken müssen.

Was nun diese Auferweckungsthat Gottes betrifft, so kann sie an und für sich nicht Gegenstand historischer Darstellung sein; aber Rückschlüsse auf dieselbe läßt die Ostergeschichte zu. Die Kritik derselben von Lessing an bis Strauß hat auf der einen Seite die Widersprüche in ein möglichst grelles Licht gestellt, um den Leser über die unleugbar vorhandene beträchtliche Harmonie zu täuschen, und hat andererseits jede bloße Enantiophanie zu einem unauflösliehen Widerspruch potenzirt. Wir müssen hier auf die scharfsinnige Beleuchtung derselben in dem Buche selbst verweisen, namentlich auf die der beiden bedeutsamsten, daß theils bei Matthäus und Marcus die Erscheinung Jesu mit ausdrücklichen Worten erst für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt wird, nach anderweitigen Berichten aber dieselbe schon am Grabe und im Kreise seiner Jünger am selbigen Tage stattfindet, theils in den beiden ersten Evangelien Galiläa als die Stätte der Erscheinung bezeichnet wird, aber bei Lucas und Johannes es Jerusalem und Umgegend ist. Nach Prüfung dieser Einwendungen kommt Steinmeyer zu dem Resultat, daß sich in der Auferweckungsgeschichte eigentliche Widersprüche nicht vorfinden, um einen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Thatsache zu begründen. Darum findet denn auch die neueste Kritik den ersehnten Vorwand weit mehr in dem eigenthümlichen Charakter der Erzählung. „So klar, einstimmig und in sich zusammenhängend die Leidensgeschichte, ebenso abgerissen und unklar die Darstellungen der Auferweckung: der Grabgang der Frauen; erst allmählig arbeiten sich die Nachrichten von dem Visionären in das Handgreifliche, von dem Subjectiven ins Objective hin-

ein.“ Diesem Einwande gegenüber macht Steinmeyer sehr überzeugend geltend, daß die Geschichte der Auferweckung gar nicht anders lauten könnte; eine so anschauliche Erzählung etwa nach Analogie der Erweckung des Lazarus würde von der negativen Kritik nicht minder wie diese als reine Erdichtung erklärt worden sein. Jene Gottesthät aber vollzieht sich nicht im Angesicht der Menschen. Was von derselben in die Wahrnehmung tritt, das sind theils die Umstände, welche sie begleiten, theils aber ist es ihr Resultat, hier also die Erscheinung der Engel und das Offenbarwerden des Auferweckten; ähnlich wie bei der Geburt Jesu.

## II.

Zur vollen Entfaltung des Schriftgehalts gehört es daher nothwendig neben der Herrlichkeit des Vaters noch die selbststeigene That des Auferstandenen in Betracht zu ziehen. Worin diese zu setzen sei, hat der Herr in Joh. 10, 18 ausgesprochen. Die Machtvollkommenheit, von der er spricht, ist eine vom Vater ihm gegebene, und besteht näher in der Freiheit der Selbstbestimmung, welche sich von fremder Willkür und jedem Zwange unabhängig weiß, sowohl den Juden, als auch dem Vater gegenüber. Denn das Gebot, das er vom Vater empfangen, beeinträchtigt nicht seine Machtvollkommenheit,\*) er ergiebt sich vielmehr dem Gebot des Vaters kraft freiester Entschließung. Dies Gebot aber umfaßt nicht nur das eine, sein Leben zu lassen, sondern auch, es wiederzunehmen; auch in der Auferstehung kommt der Gehorsam des Sohnes zur herrlichen Erscheinung, denn es beginnt eine neue Phase seines Dienstes für den Vater: das königliche Wirken zur Ehre des Vaters, bis er diesem alle Feinde zu Füßen gelegt hat, ein Dienst, der damit sein Ende erreicht, daß der Sohn dann das Reich überantwortet und sich selbst dem Vater unterwirft (zu vergl. 1 Cor. 15, 25 ff.). Dieses königliche Dienen, das Dienen in Herrlichkeit, beginnt am Ostermorgen, daher denn auch die 40 Tage auf Erden nicht Vorbild, sondern realer Anfang seines königlichen Wirkens sind. Mit dem Auferweckungsruf erging an den Sohn die Berufung zu königlicher Herrschaft und zu der mit derselben verbundenen Diaconie. Der Sohn that auch jetzt gern den Willen seines Vaters, und darnach ergänzt sich die That des Vaters durch die des Sohnes. Dieselbe ist dann weiter nach jenem Selbstzeugniß der Wiedereintritt in ein leibliches Leben; nicht wie noch Rothe gegen die Schrift will, die Vollendung zum reinen Geiste, sondern die Wiedernahme des entseelt gewesenen, bestatteten Leibes\* zum Organ seiner Lebensbethätigung, um in diesem Leibe und kraft desselben die königliche Herrschaft zu

\*) Es sei noch darauf hingewiesen, daß der Ausdruck *ἐξουσία* nach seiner Ableitung wie seinem Gebrauche zwei Momente in sich vereinigt: Recht und Macht, das Recht auf Grund empfangener Macht; und schließt daher nothwendig die Freiheit des Handelns ein; unser „Vollmacht“ dürfte am besten ihm entsprechen. Es erhellt, welches Licht hieraus auf diesen Anspruch fällt.



vollenden — als eine freie That, um den empfangenen Befehl des Vaters zu vollziehen; ebenso wie er Joh. 2, 19 davon spricht, daß er selbst den Tempel aufrichten werde, den Tempel seines Leibes, als die Wohnung Gottes unter den Menschen, seine Kirche, die sein Leib und deren Haupt er ist.

Dies führt auf die nähere Bestimmung des Heilszweckes der Auferstehung. Zu unbestimmt und wesentlich alttestamentlich begründet, haben die Alten ihn dahin ausgesprochen, daß der Herr uns dadurch den Sieg über die Macht des Todes erworben und Alle Gläubigen seines Sieges theilhaftig gemacht habe, während nach genauer biblischer Aussage (zu vergl. bes. Hebr. 2, 14 und 1 Cor. 15, 54) der Herr dadurch, daß er aus dem Grabe erstand, die Herrschaft angetreten hat, deren schließliches Absehen (τότε) auf die Vernichtung des Todes gerichtet war, des letzten Feindes. Dies setzt aber voraus, daß die Beseitigung anderer Feinde vorausgehen wird. Nicht um das Ziel und Ergebniß seines königlichen Wirkens handelt es sich, sondern um den unmittelbar mit der Auferstehung verwirklichten Zweck. Die vor dem Tode zu besiegenden Feinde sind die Mächte der Sünde; ebenso wie nach Besiegung des letzten Feindes Gott Alles in Allem sein soll, so muß auch die Herrschaft Christi bis zu diesem letzten Ziele darauf wirken, daß Gott in den Menschen wohne, d. h. sein Geist in ihnen das Leben der Gerechtigkeit und die Macht zur Ueberwindung des Todes schaffe. Darauf führt der wichtige, vielbesprochene Ausspruch des Apostels Röm. 1, 3. 4: kraft der Auferstehung von den Todten ist Christus in den Stand des Sohnes Gottes in Machtherrlichkeit getreten; und diese übt er aus um den Zustand der Heiligkeit durch den Geist zu schaffen, so daß darnach als Heilszweck der Auferstehung die Mittheilung des heiligen Geistes sich ergibt\*), nicht etwa die bloße, schon alttestamentlich vorhandene Einwirkung des Geistes, sondern diejenige Einwohnung, die ein neues Leben schafft; dieser Geist war nach Joh. 7, 39 während des Verlaufes der irdischen Erscheinung Jesu noch nicht; erst der Auferstandene am Osterabend haucht sie an, mit den diesen Akt begleitenden Worten: nehmet hin den heiligen Geist. Nun ist derselbe als Gabe für die Empfänger zur Mittheilung

an dieselben vorhanden; bisher hatte seine σάρξ, der sinnliche Verkehr, in dem er mit den Menschen gestanden, es verhindert; diese in ihrer Gegenwärtigkeit konnte weder den Geist noch das Leben vermitteln. Das Fleisch des Verkörten ist das Organ der Geistesmittheilung geworden. Steht das nun fest, daß nur der Auferstandene den Geist zu verleihen im Stande war, so muß der Christ, von dessen Händen diese Gabe kommen muß und wirklich gekommen ist, aus dem Grabe hervorgetreten sein.

Nicht diesen stringenten Beweis greift daher die Kritik an, sondern die Darstellungen der Auferstehung; hier streite jeder Referent gegen sich selbst. Bei der Auferstehungsgeschichte handelt es sich demnach um die Person des Auferstandenen: ob er in dasselbe Leibesleben zurückgekehrt, das der Tod ihm genommen, oder ob er in ein neues höheres eingegangen. Weder Schleiermachers Auffassung, daß der Herr seine Erscheinung als natürliche erweise und nur die vorgefaßte Meinung der Jünger den übernatürlichen Zustand nahe legte, ist im Recht, — sie steht im Widerspruch mit den Berichten; verlangt gebieterisch die Annahme eines Scheintodes und hernach die des wirklichen Todes; — aber ebenso auch nicht die Ansicht, daß er sich in einem Zustande des Ueberganges, der allmählichen Verklärung oder Verwandlung, befunden; denn überall betrachtet die Schrift die Auferstehung als Vollendung der neuen Leiblichkeit (bes. 1 Cor. 15, 42 ff. 51 ff.). Es ist keinesweges richtig, daß sich der Zustand des Auferstandenen während der vierzig Tage mit seinen entgegengesetzten Indicationen der Denkbareit wirklich entziehe. Die Berichte zeigen deutlich, daß die Leiblichkeit des Auferstandenen anders organisirt war, als vorher; die Beschreibung desselben 1 Cor. 15, 36 ff. ruht auf der Gewißheit, daß der Begriff des Leibes von dem der Materie zu sondern ist, daß er nicht nur Träger der lebendigen Seele, sondern auch als Organ der Lebensbethätigung des Geistes zu denken ist; es ist nach den beschlossenen Fleishestagen die Neuheit des Lebens, in der er Gotte lebt (Röm. 6, 10); seine Leiblichkeit ist anders als die irdische organisirt, sie reißt nicht einem schließlichen Ableben entgegen, sie ist keine materielle, es ist der Leib der Herrlichkeit (Phil. 3, 21). Wenn nun nichts destoweniger andere Momente sich finden, die eine materielle Leiblichkeit voraussetzen, so ist dies nicht ohne Weiteres mit Nothe aus der transitorischen Annahme des abgelegten Leibes zu erklären, weil die Berichte nicht nacheinander bald von der materiellen, bald von der immateriellen Leiblichkeit sprechen, sondern stets gleichzeitig von beiden Eigenthümlichkeiten.

(Schluß folgt.)

\*) Wir hätten gewünscht, daß der Verf., so wie er sich sehr eingehend und scharf über die vermeintlichen Gegensätze von κατὰ σάρκα und κατὰ πνεῦμα ausgelassen, den Begriff ἀγιοσύνη richtig unterschieden von ἁγιότης und ἁγιασμός, und ὁρίσκει sprachrichtig erklärt, — so auch ausgesprochen hätte über ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν, was eigentlich Todtenauferweckung und nicht Auferstehung von den Todten bedeutet, namentlich hier ohne eine nähere pronominelle Bestimmung; ebenso über πνεῦμα, ob es als πνεῦμα χριστοῦ gedacht werden soll. Es ist nach unserem Verständniß der Stelle der Geist, der in Christo ohne Maß war, den Hebr. 7, 16 nennt die δύναμις ζωῆς ἀκατάλυτον.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 9. December.

N<sup>o</sup> 98.

## Neu-Yorker Kirchenspiegel.

### 10. Die Congregationalisten.

(Schluß.)

Wie Staat und Kirche in Neu-England verbunden waren, zeigt Peters' Amtsthätigkeit in Salem von 1636 — 41. Er reformirte die Polizei, errichtete eine Wassermühle, auch eine Glasfabrik und Salzwerke, ließ Hanf anpflanzen, richtete einen Markt ein, förderte den Handel und die Schifffahrt; er ließ Schiffe von 300 Tonnen Gehalt bauen. Im J. 1641 ward er von den Kolonien nach England gesandt, um in Betreff der Besteuerung und des Handels ihre Wünsche vorzutragen. Nur mit großem Widerstreben ließ die Gemeinde ihn ziehen; er sollte auch nicht wiederkehren. Wohl stieg er hoch in der Gunst Cromwells und des Parlaments, man schenkte ihm Laud's Bibliothek und reiche Güter vertriebener Adliger; aber nach der Restauration fiel er als eins der ersten Opfer, als ein Märtyrer gepriesen, den 16. October 1660. Herzog's theologische Real-Encyclopädie führt ihn XII. 388 als Fanatiker an; die amerikanischen Schriftsteller loben ihn als einen mäßigen, aufrichtigen, besonnenen Mann. Im J. 1660 fügte man in Salem eine Bestimmung gegen die Quäker zu dem Glaubensbekenntniß. — Die Congregationalisten wollen kein beständiges Kirchengewicht haben, wohl aber halten sie gelegentliche Synoden. Die erste kam 1637 zu Cambridge in Massachusetts zusammen; sie bestand aus allen lehrenden Aeltesten (Pastoren) im ganzen Lande und Deputirten von den einzelnen Gemeinden; man verhandelte über die antinomistischen Irrlehren von John Wheelwright, Anna Hutchinson u. a. \*) Die zweite Synode 1646—48 ebenfalls zu Cambridge nahm das sogen. Westminster Glaubensbekenntniß an, welches mit geringen Modificationen noch heute in Geltung ist; die dritte war zu Albany N.-Y. 1852; hier wurde der Plan einer Union zwischen Presbyterianern und

Congregationalisten, welcher 1801 von der presbyterianischen General-Assembly und der congregat. General-Association von Connecticut vereinbart worden war, wiederum verworfen. Nach jener Verabredung sollten nämlich an Orten, wo beide Parteien schwach an Zahl wären, gemeinschaftliche Kirchen gegründet und der Charakter derselben durch die Majorität bestimmt werden; jedoch sollten Gemeinden, wo die Mehrzahl congregationalistisch war, mit Rücksicht auf die presbyter. Minorität eine gewisse Verbindung mit den Presbyterien haben, natürlich aber in allen inneren Angelegenheiten völlig unabhängig sein. Da die Presbyterianer zahlreicher waren, verloren die Congregationalisten außerordentlich durch dieses Arrangement und waren so genöthigt, es aufzuheben. Also dieselbe Heilslehre, nur Streitpunkte über die Verfassung — und doch hielt die Union nicht Stand! Historische Typen lassen sich einmal nicht so leicht verweisen. Die vierte allgemeine Synode, National Council genannt, ward 1865 zu Boston gehalten in Folge des eben beendeten Bürgerkrieges. Es wurden aber außerdem partielle Synoden in den einzelnen Staaten gehalten. Auch haben die Congregationalisten in jedem Staate ihre General-Associationen oder Conferenzen; sie halten jährliche Versammlungen und haben auch Gemeindeabgeordnete dabei; jedoch besitzen diese keinerlei kirchliche Autorität. Im J. 1825 gründeten sie ihre American Home Missionary Society (von welcher sich 1860 die Presbyterianer zurückzogen), sodann die American Congregational Union zur Unterstützung armer Gemeinden 1853 in New-York organisiert; Heidenmission treiben sie seit 1810 durch den American Board of Commissioners for Foreign Missions — indeß haben sie auch früher viel missionirt; wer kennt nicht den Namen von John Eliot, den Indianerapostel! Sie nehmen außerdem Theil an der American Education Society, an der Amerikanischen Bibelgesellschaft, an der American and Foreign Union, arbeiten für Sonntagschulen, publiciren Bücher, Tractate u. s. w. Im J. 1865 bestätigten sie auf Burial Hill (dem Grabhügel der Pilger bei Plymouth Mass.) das alte Glaubensbekenntniß von 1648 und 1680 und ebenso jene beiden Hauptgrundsätze des Congregationalismus in Bezug auf die Verfassung der Kirche. Von den Predigern lehren sie: Ein Pastor, der seine Stelle niedergelegt hat, hört darum nicht auf, ein Prediger zu sein; aber er hat keine offizielle Amtsbefugniß in Bezug auf eine Gemeinde, bis er wieder eingesetzt ist, angenommen, wenn er von einer Gemeinde besonders eingeladen

\*) Vergl. Herzog's Realencykl. X. 440. Sie war nach Bancroft eine Person von wunderbarem Verstande und züchtigem Benehmen; sie verwarf alle bestimmten Glaubens- und Lebensregeln und hielt sich an unmittelbare Offenbarungen, unter welchen sie keine besonderen wunderbaren Eingebungen verstand, sondern die eignen unmittelbaren Eindrücke der Seele. Sie gewann viele Anhänger.



wird. Sie erkennen nur einen Grad von Predigern an, in dessen haben sie doch, durch die Verhältnisse veranlaßt, Evangelisten oder Reiseprediger ordinirt; diese sind jedoch den ansässigen Pastoren völlig gleich an Würde, nur daß sie keine Rechte in Gemeinden haben. Wir sehen hier, daß die luth. Missourisynode noch einen Schritt weiter geht, als die Congregationalisten; nicht nur, daß nach ihrer Meinung jeder getaufte Christ, sogar das Kindlein in der Wiege ein berufener Prediger ist; ein Prediger hört auch auf Prediger zu sein, sobald er sein Amt an einer Gemeinde niederlegt, und mußte eigentlich wieder ordinirt werden. Ebenso befaßten sich die Missourisynode mit der Frage, ob bei der Wahl eines Predigers die Wählenden etwaige eigene Anrechte an das Predigamt dem Gewählten übertragen, sondern halten sich einfach an Gottes Befehl und Ordnung. In dem Artikel über Amerika in Herzogs Realencyklopädie meint Schaff, daß viele Lutheraner hieselbst in Hinsicht der Verfassung Presbyterianer seien; es mag das von etlichen östlichen Synoden gelten, aber die Missouri-, Ohio-, Wisconsin- u. a. Synoden sind darin entschieden congregationalistisch.

Erst im J. 1804 begannen die Congregationalisten ihr Auge auf New-York zu richten.\*) In diesem Jahre fing der Prediger John Townly in einem alten hölzernen Hause in der Warrenstraße am Broadway Gottesdienst zu halten an; bald ward eine kleine Gemeinde gesammelt; nach vier Jahren zählte sie etwa 100 Communicanten. Im J. 1809 baute die Gemeinde eine Kirche in der Elisabethstraße zwischen Walker- und Hesterstr., aber die Kirchenschulden waren zu drückend; Townly resignirte und zog aus der Stadt, die Kirche wurde an die Ashburysfarbige Methodistengemeinde verkauft und die Glieder zerstreuten sich. Im J. 1816 kam der Proselyt aus den Juden Pastor Frey von London nach New-York; er gehörte eigentlich zu den Independenten. 1817 begann er in einem Schulhause in der Mulberrystraße zu predigen und organisirte bald eine Gemeinde; diese kaufte ein hölzernes Haus von den Universalisten Nr. 488 in der Pearlstraße nahe Croßstraße; sie nahmen zu, endlich ward Frey 1818 als Pastor installirt; doch schon 1821 vereinigte sie sich mit den Presbyterianern in New-York; vorher hatte sie noch eine neue Kirche in der Bandewaterstraße gekauft. — Um das Jahr 1817 predigte Mr. Wall in einem Gebäude am Broadway Ecke der Anthonystraße und gründete eine Gemeinde; er starb bald; sein Sohn folgte ihm; doch weiß man von dieser Gemeinde wenig; sie löste sich bald auf, das Gebäude kam in andere Hände. — Von Joseph Harrison wurde 1819 eine Gemeinde mit 12 Gliedern organist; drei Jahre lang predigte er in einem Saale Ecke Franklinstraße und West Broadway; im Jahre 1823 bauten sie eine Kirche in der Thompsonstraße nahe Broomestraße, 60 Fuß lang, 40 Fuß breit für 8000 Doll. und nannten sie Providence-Kapelle; sie

fehlt im Register der Kirchen, ist also auch eingegangen. Um 1816 oder 1817 hielt ein gewisser Broad Gottesdienst in der Rosestraße, er hatte aber einen schlechten Charakter, so hörten die Gottesdienste bald auf. Das Haus ward von einem englischen Independentenprediger Alex. Cummings gemiethet; er gründete eine Gemeinde; diese miethete 1820 die alte Baptistenkirche in der Broomestraße. Aber schon 1822 ging er nach Babylon auf Long Island; die Gemeinde löste sich auf. Cummings blieb zwei Jahre in Babylon, dann kam er nach Brooklyn, ward daselbst Lehrer und starb 1827 im Alter von 57 Jahren. Um das Jahr 1824 wurde Gottesdienst in welscher Sprache gehalten; die welsche Gemeinde wurde aber presbyterianisch. Im Jahre 1824 wurde die sogenannte dritte Congregationalistenkirche gegründet; die Gemeinde kaufte 1826 eine hölzerne Kirche in der dritten Straße nahe Avenue D, aber ihr Prediger Dick war unmoralisch und wurde entlassen, die Gemeinde zerstreute sich, das Kirchengebäude mußte Schulden halber verkauft werden. — Im Jahre 1837 begannen etliche in Neu-England erzogene Leute die New-Yorker Congregationalistenkirche; bald waren 50 Personen dabei; Henry Benedict wurde ihr Pastor. Sie kauften die presbyterianische Kirche in der Bowery; ihre Gottesdienste wurden zahlreich besucht; aber es herrschten viele Streitigkeiten in der Gemeinde. Nach zwei Jahren nahm Benedict seine Entlassung, die Gemeinde gab die Kirche auf und mischte sich unter die lutherische Gemeinde in Drangestraße. Doch bald zog sie wieder in ein eigenes Lokal in Canalstraße, aber nach etlichen Monaten in das Erdgeschoß ihrer früheren Kirche in der Bowery; hin und her bediente sie ein Prediger; sie sahen keine Erfolge und zerstreuten sich. Wie viel Versuche hatten die Puritaner gemacht und wie wenig Erfolg hatten sie! Es paßte eben der Geist von Neu-England nicht nach New-York.

Der Pastor der zweiten freien\*) presbyterianischen Gemeinde in der Chathamstraße, Finney, ging an die Tabernackelkirche im Broadway; viele Gemeindeglieder folgten ihm dahin. Die Zurückbleibenden beriefen Pastor Marthyn und nahmen die congregationalistische Verfassung an; sie mußten ihre Kapelle bald aufgeben und sich mit einem Saale begnügen; Pastor Marthyn ward 1836 entlassen; nun waren sie predigerlos, 1841 riefen sie ihn wieder zurück und mietheten die Bethel Baptistenkirche Ecke von Chohstie- und Delanceystraße. Nach zwei Jahren bauten sie selbst eine geräumige Kirche in der Chohstiestraße zwischen Delancey und Rivington für 7000 Doll. Diese Kirche ward 1845 eröffnet; sie gehört jetzt den Juden. Die Gemeinde selbst hat sich aufgelöst. An der ältesten Congregationalisten-Kirche, dem Tabernacle, die nunmehr Ecke von Broadway und der 34. Straße sich befindet, steht seit fast 27 Jahren Dr. Joseph P. Thompson, der Senior der hiesigen Congregationalistenprediger, ein sehr angesehener, besonders als Aegyptologe gerühmter Mann. Das Broadway Tabernakel (vgl. Ev. Rj. Nr. 7 S. 78) lag ur-

\*) Vergl. Greenleaf: A history of the Churches of all Denominations in the City of N.-Y. 1846.

\*) d. h. einer Gemeinde, welche in ihrer Kirche die Sitze frei hat, nicht vermietet.



sprünghinglich weit unten in der Stadt zwischen der Leonard- und Worth-straße im Broadway, es war 1836 errichtet worden; eine Congregationalistengemeinde hielt hier ihren Gottesdienst. Im Jahre 1838 vereinigte sich die sogenannte „freie Kirche“ mit ihr; so ward die Gemeinde presbyterianisch — 1840 ward das Gebäude Schulden halber verkauft. 67 Personen traten im Juli 1840 zu einer Congregationalistengemeinde zusammen und mieteten das Tabernakel, welches im Uebrigen wegen seiner guten Lage und seiner zur Anhörung von Reden passenden Bauart zur Abhaltung politischer und anderer Versammlungen oft genug gebraucht wurde. Der erste Pastor war E. W. Andrews von West-Harford in Connecticut 1841; er resignirte im Sommer 1844. Joseph P. Thompson von New-Haven Connecticut erhielt einen einstimmigen Ruf und wurde am 15. April 1845 installirt. Seitdem hat er nun in dieser Gemeinde gestanden und einen großen Einfluß in der Stadt gewonnen, so daß er mit zu den fünf leitenden englischen Geistlichen gezählt wird. Sofort bei seinem Amtsantritt kaufte die Gemeinde das Tabernakel und hatte fortwährend eine gefüllte Kirche. Doch machten es die Verhältnisse nöthig, weiter in die Stadt hinaufzuziehen. So ward im Jahre 1857 das Tabernakel verkauft und fast drei Meilen weiter nördlich am Durchschnittspunkte der 6. Avenue und des Broadway an der Nordostecke der 34. Straße in einer Art gothischen Stils das neue, gar stattliche schöne Kirchengebäude mit dem ansehnlichen Thurme errichtet; vollendet im April 1859. Der Bauplatz mißt 150 Fuß an der 34. Straße und 100 Fuß an der sechsten Avenue. Die Kirche selbst hat eine Breite von 89 Fuß und 8 Zoll, und ist 150 Fuß lang, eingerechnet die unter demselben Dache hinten angebaute Kapelle. An der Nordseite steht ein schönes zweistöckiges Gebäude, welches ein Empfangs- und ein Studirzimmer für den Pastor enthält. In der Kirche sind bequeme Sitzplätze für 1600 Personen. — Als ich neulich den Pastor Dr. Thompson besuchte, theilte er mir mit, daß er eben am Sonntage den 29. seine Abschiedspredigt gehalten hätte. Wie englische Gemeinden hier zu Lande sich gegen ihre Pastoren, die sie lieb gewonnen haben, verhalten, sieht man hier wieder so recht deutlich. Zweimal gab die Gemeinde ihrem Pastor einen Urlaub auf ein Jahr und die Reisekosten nach Europa; jetzt hat sie, die aus nur 550 Gliedern bestehende Gemeinde, ihm 55,000 Doll. geschenkt, damit er — der übrigens noch nicht alte, aber durch viele im letzten Kriege freiwillig übernommenen Hülfsleistungen, Strapazen und Entbehrungen körperlich sehr angegriffene Mann, ohne Nahrungsforgen leben und den von ihm bei Prof. Lepsius in Berlin begonnenen ägyptischen Studien weiter obliegen könne — fürwahr, ein großartiges und mit Recht in den hiesigen Blättern gerühmtes Geschenk. Dr. Thompson ist nunmehr im Begriff, nach Deutschland zu reisen und so bald als möglich auch Aegypten zu besuchen. —

Im Jahre 1846 begann Dr. Georg Cheever in der kleinen Kapelle der New-Yorker Universität zu predigen; er sammelte die „Kirche der Puritaner“; 60 Glieder gehörten bald

dazu; an der Ecke von Union Square und der 15. Straße baute die Gemeinde eine Kirche: doch ward diese vor etwa zwei Jahren verkauft, um dem großen Juweliergeschäft von Tiffany Platz zu machen, und die nur 116 Glieder zählende Gemeinde hält ihren Gottesdienst in dem sonst der Musik geweihten, feinem Saale von Apollo-Hall an der Ecke der 28. Straße und Broadway. — Nach dem 44. Jahresbericht der New-Yorker Stadtmission und Tractatgesellschaft 1871, haben die Congregationalisten jetzt 6 Kirchen, darunter eine der Farbigen, und drei Missionsstationen, also im Verhältnisse zu den anderen Parteien eine nur geringe Anzahl; in Brooklyn stehn sie freilich besser, da haben sie 14 Kirchen; doch ist in Beecher's Kirche nichts von dem alten Geist der Puritaner zu spüren.

Wir können nicht über die Congregationalisten schreiben, ohne ihre Verdienste um die religiöse Presse zu beleuchten. Wir folgen dabei der Darstellung von Matthew Hale Smith in dem bereits citirten Werke Sunshine and Shadow in New-York City 1868. Als im Jahre 1805 bei der Besetzung der Hollisprofessur in Cambridge Mass. der im Stillen längst vorhandene Gegensatz zwischen Unitariern und Trinitariern offen hervortrat, sahen sich die Letzteren genöthigt, den Kampf nicht nur in Pamphlets und Streitschriften, sondern auch in einem regelmäßig erscheinenden öffentlichen Kirchenblatt zu führen. Es stand auch schlimm genug mit ihnen in äußerlicher Beziehung. Die Unitarier nahmen das College und fast alle Congregationalistenkirchen in und um Boston ein; nur die alte Südkirche ward den Trinitariern durch die entscheidende Stimme des Gouverneurs Philipps, des Vaters des berühmten, uns Deutsche freilich während des neulichen deutsch-französischen Krieges in gar gemeiner Weise anfeindenden Politikers Wendell Philipps, erhalten. Ebenso mußte Dr. Morfe, der Pastor der ersten Kirche in Charlestown bei Boston, diese durch Fähigkeit und Muth dem alten Glauben zu erhalten. Die Unitarier wurden übermächtig; sie hatten den größten politischen Einfluß im Staate; sie hatten alle wichtigen Aemter, so im Senat und Repräsentantenhaus des Congresses, in der Legislatur des Staates, im Richtercollegium inne. Der berühmte Daniel Webster verließ die unitarisch gewordene Kirche in der Battlestraße und ging zu der bischöflichen von St. Paul. Seine politischen Freunde sagten ihm, dieser Schritt würde ihn um seinen politischen Einfluß bringen; er erwiderte, die Predigt in der Battlestraßer Kirche sei unrecht, darum könne er nicht dorthin gehn. Jemand fragte ihn, ob er denn glauben könnte, daß drei eins und eins drei wären. Er erwiderte: „Meine Herren, wir wissen sehr wenig von der Mathematik des Himmels; je weniger wir davon sprechen, desto besser.“ Dr. Morfe ward heftig deswegen angegriffen, daß er seine Kinder nach der Bibel und dem Ratchismus erzöge; man warf ihm vor, daß er den Verstand seiner Kinder verdirbe — und doch ward der eine epochemachend in der religiösen Journalistik des Landes und der andere der berühmte Erfinder des Telegraphen. Die politischen Blätter des Tages waren in den Händen der Gegner der Orthodogie.



Neben den Tagesneuigkeiten fanden sich Angriffe auf den Glauben der Trinitarier und Verspottungen ihres Gottesdienstes; ein Blatt war dringend nöthig, das den Unitariern entgegen treten sollte. Man kam dahin überein, ein solches herauszugeben, das die Neuigkeiten des Tages und zugleich religiöse Artikel enthalten sollte. Es sollte unter dem Titel Boston Recorder erscheinen; man schrieb an alle trinitarischen Kirchen, um 950 Subscribenten zu gewinnen und das Blatt so zu erhalten. Sidney Morse, Sohn des Dr. Morse, übernahm dasselbe; die erste Nummer erschien im Jahre 1816; Morse hatte den Herausgeber eines anderen Blattes bewogen, Hauptredacteur zu werden. Es fanden sich nur 500 Subscribenten; man druckte 1500 Exemplare vier Wochen lang; Redacteur und Drucker wurden ängstlich und zogen sich zurück; der junge Morse hielt aus; er fand einen anderen Drucker, nach zwei Monaten erhielt sich das Blatt, nach fünf Monaten hatte es 1300 Untersreiber. Der Recorder war freilich nicht das erste religiöse Blatt, da schon 1808 ein Pastor Elias Smith in Portsmouth im Interesse einer Secte, genannt Christen, eine religiöse Zeitung herausgegeben hatte; aber dies war doch nur ein obscures Winkelblatt. Smith hat oft von seinen Prüfungen und Entmuthigungen in Betreff seines Blattes gesprochen. Man hielt es fast für ein Verbrechen, eine religiöse Zeitung herauszugeben; die Prediger eiferten mit aller Macht dagegen. Aber Morse meinte, so gut wie Handel und Politik könnte auch die Religion ein öffentliches Journal haben. Die Kirche war durch die Angriffe der Unitarier in große Aufregung versetzt worden; der europäische Friede ließ die im Kriege mit Napoleon erwachte religiöse Begeisterung in großen Unternehmungen sich consolidiren; so entstanden wie in Basel die Missionsanstalt, so hier die Bibel- und Tractatgesellschaft, so auch die Missionsgesellschaft der Congregationalisten; weit schauende Männer fühlten das Bedürfnis eines großen Centralorgans, das in der Stadt New-York seinen Sitz haben und in seiner Haltung national und allgemein christlich ohne eine besondere confessionelle Färbung sein sollte. Sidney Morse überließ sein Blatt dem früheren Redacteur und ging nach New-York, da er fühlte, daß der Haß der liberal-kirchlichen Partei ihm in seiner Heimath immer hinderlich bleiben würde, und begründete 1823 den New-York Observer, ein Blatt ersten Ranges, welches stets ausgezeichnet redigirt gewesen ist, die besten Talente des Landes in seinem Dienst gehabt hat und von den fähigsten Correspondenten des Auslandes mit Beiträgen versorgt worden ist. Mit dem New-York Observer hat ein neuer Aufschwung der religiösen Presse begonnen. Wer könnte über die religiöse Presse schreiben und das Blatt übersehn, welches mit Ausnahme des politischen New-York Herald das einträglichste und somit auch das gelesenste ist — wir meinen den Independent. Eine Gesellschaft junger in Andover Mass. erzogener Leute ging nach Iowa und anderen westlichen Staaten, um da zu missioniren, sie waren eifrig und fähig, und gründeten viele blühende Congregationalistengemeinden im Westen. Sie

empfanden mit Schmerz den Mangel eines eigenen Kirchenblatts, da ihr früheres Organ, der Evangelist, 1837 presbyterianisch geworden war. Aller Augen richteten sich nach New-York. Hier fanden sich die Pastoren Dr. Joseph Thompson und Dr. Cheever und in Brooklyn Henry Ward Beecher und Storrs dazu willig. Der Pastor Dr. Joshua Leavitt ward die Seele des Unternehmens; etliche junge Kaufleute gaben Geld genug her, um auch im Falle einer schwachen Abonnentenzahl das Blatt fünf Jahre lang zu erhalten. Es sollte auf weiter christlicher Basis doch zugleich Organ der Congregationalisten sein, insonderheit auch gegen die Sklaverei im Süden schreiben. Es begann am 1. Dezember 1848 zu erscheinen. Im Jahre 1850 kam das berüchtigte Sklavenflüchtlingsgesetz heraus; Dr. Thompson schrieb einen geharnischten Leitartikel dagegen und erklärte, einem solchen schändlichen Gesetze dürfe kein Christenmensch gehorchen. Dieser Ausspruch ging der öffentlichen Meinung voraus; ein heftiger Kampf mit der Tractatgesellschaft, die nicht entschieden gegen die Sklaverei auftrat, erfolgte; aber der Independent siegte; beim Ausbruch der großen Rebellion übernahm Beecher die Redaction für einige Zeit; Auszüge aus seinen Predigten, Leitartikel von seiner Hand machten den Independent zu einer Lieblingslectüre für Tausende; bis vor Kurzem war ein junger, in der hiesigen städtischen Free Academy ausgebildeter fähiger Mann, Tilton, unbeschränkter Redacteur desselben. Doch alle jene Männer haben trotz ihrer eminenten Talente zu dem großartigen Erfolge des Blattes nicht so viel beigetragen, als der Geschäftsmann Henry C. Bowen, der jetzige Eigenthümer desselben. Vor 23 Jahren gehörte er mit zu jenen kaufmännischen Begründern des Unternehmens; 12 Jahre hindurch war es ein wirkames Parteiorgan, in finanzieller Hinsicht war es verfehlt. Die Kosten kamen nie ein. Mr. Bowen gab, so oft etwas nöthig war, ohne nach den Rechnungen zu fragen. Es kam ihm auf etliche Tausend Dollars mehr oder weniger nicht an. Als der Krieg ausbrach, schuldete ihm der Independent 40,000 Doll. Große Verluste trafen Mr. Bowen; er mußte sein Geschäft aufgeben. Da zog er in das Lokal des Independent und beschloß den Versuch zu machen, ob das Blatt sich bezahlen würde oder nicht. Seitdem er es übernahm, sind allein 20,000 Doll. für Insertionen im Jahr eingekommen, die Schuld von 40,000 Doll. ist aus dem Nettogewinn bezahlt, 200,000 Doll. wurden an diejenigen gezahlt, welche es mit gründen halfen und einen gerechten Anspruch darauf hatten. Bereits ist dem Eigenthümer eine halbe Million für das Blatt geboten worden. Der Redacteur Tilton trat mit einem Jahresgehalt von 800 Doll. ein, zuletzt erhielt er 600 Doll. per Monat. So sieht man, wie hier zu Lande so viel auf Geschäftsgewandtheit ankommt und ohne dieselbe auch die besten Talente wenig ausrichten können. Der jetzige Redacteur des Blattes ist Rever. Will. F. Ward, der größte Kenner der afrikanischen Keilschrift in Amerika. Beecher ist übrigens jetzt Herausgeber eines anderen religiösen Blattes, der Christian Union,



welches seine Tendenz schon im Namen andeutet und geringere Artikel von seiner Hand, seiner Frau und seiner berühmten Schwester Harriet Beecher Stowe enthält. Sonst haben die Congregationalisten auch ihre gelehrten Zeitschriften und üben durch dieselben einen bedeutenden Einfluß aus. Vor etlichen Monaten ist, um es an dieser Stelle, wo von der religiösen Presse die Rede ist, anzuführen, ein tägliches religiöses und zugleich politisches Pennyblatt, the daily Witness, nach dem Muster des in Montreal vorhin von demselben Redacteur, John Dougall, herausgegebenen Witness begonnen worden, ein von den Congregationalisten ebensogut wie von den anderen Denominationen warm empfohlenes Blatt, welches den hiesigen täglichen viele unzüchtigen Dinge enthaltenden Pennyblättern merkwürdige Concurrrenz macht, zugleich — freilich in puritanischer Weise — für das Temperenzwesen eintritt, aber doch im Ganzen so gehalten ist, daß wir ihm von Herzen einen gesegneten Erfolg wünschen.

## Der Materialismus und die Geschichte.

### I.

Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto. Dies Wort begleitet als Wahrzeichen alle geistigen Entwicklungen der Welt; an ihm muß sich jedes geschichtliche Gebilde messen und prüfen lassen, ob es aus der Wahrheit sei und in der Wahrheit bestehe. Denn in die menschliche Gestalt und in die Welt ist die Wahrheit eingegangen zu dem Zwecke, daß die Welt erneuert und eine verkörperte Welt als das Ziel des göttlichen Weltplanes geschaffen werde. Wenn aber alles ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein dem, der ihm alles untergethan hat, auf daß Gott sei alles in allen. 1 Cor. 15, 28.

Das sind jedesmal düstre Zeiten im individuellen Leben, wenn der Einzelmensch, mit einer Summe von theoretischen oder Erfahrungsfähigkeiten ausgerüstet, sich als den Selbstzweck seiner Existenz betrachtend, die Umgebungen zu beherrschen und der Dinge Lauf danach zu normiren trachtet. Ein Frevel ist solch eine Stellung, welchen er gegen sich selbst verliert, denn er bleibt innerhalb der von ihm selbst gezogenen Grenzen arm; und eine Tyrannei ist sie gegen die Gattung, welcher nur mit Gewalt ein unverstandenes Gepräge aufgedrückt werden kann. Die Helden und Meister in einer Epoche sind immer eine Gabe Gottes und sein Präparat gewesen, dazu ein Geheimniß seines Rathes; dienend nach dem Bilde des höchsten Meisters fassen ihre Hände allmählig die Zügel des Regiments, und nur, wo die Welt den Grundton ihrer Stimmungen in den Fingern des Begnadigten

durchfühlt, da ist sie die Harfe, welche sich die Akkorde zu jenem Grundtone entlocken läßt. Wer mag's sagen, ob Luther mehr ein Kind seiner Zeit oder der Markstein gewesen, der ihr den Weg abgesteckt und den Lauf gewiesen hat?

Weil denn aber der Mensch schon im Protoplasten angelegt ist auf die Gattung und dem Gattungsbegriffe das Sittliche eingestiftet ist durch die Ehe, so tritt die vorberührte Forderung fort und fort in der Bewegung des Menschengeschlechtes von der niederen zu einer höheren Stufe hinauf. Was ist doch die Familie, wenn sie nur als Hüterin eines erweiterten Egoismus erscheint? Der Familiensinn, eine herrliche Blüthe am Baume der Welt, wo er dienend in Selbsthingabe auftritt, wird zur faulen Frucht, wenn er die Selbstgenugsamkeit der Sippe, der Clique und nichts mehr erzeugt. Und wenn sich nun die Familie zum Volksthume ausgestaltet hat, so bleiben doch Gefähr und Förderungsmittel dieselbigen, wie auf der früheren Stufe.

Das antike Rom, als es für seinen unerfülllichen Magen nichts mehr zu verdauen fand, ja früher schon, als es in ungezügelter Raubgier die überkommene Beute sich zu assimiliren gar nicht mehr versuchte, verdorrte an Mark und Beinen. Auch zeigt die Geschichte der Völkerwanderung ein fortlaufendes Gezeir über diejenigen deutschen Stämme auf, welche genugsüchtig die hesperischen Äpfel pflückten, aber die Lebenskräfte der verwesenden Culturwelt in ihre eigne Existenz überzuleiten versahmähnten. Haben die Vandalen bei ihrem Gange über die Bretter der göttlichen Schaubühne überhaupt eine Geschichte zurückgelassen? Bitte sich demnach die Kirche davor, das Wahrwort, welches diese Betrachtung einleitet, jemals von den Motiven, durch welche sie sich treiben läßt, und von ihren leitenden Gesichtspunkten auszuschließen. Selbst der Materialismus, ob er schon seine polare Gegensätzlichkeit gegen Christenthum und Kirche weder verleugnen kann noch will, muß nach der genannten Seite hin im Auge behalten werden. Verherrlicht sich Gott nicht durch ihn, so wird er den gerichteten Materialismus zum Piedestal seiner Ehre machen, immerhin aber wird dieser gleich dem überfluthenden Nil auch seine Fruchtbarkeit an die Kirche abgeben müssen, wenn sie, ihrer Felsennatur eingedenk, sich von ihm nicht verschwemmen noch verschleimmen läßt.

Indessen hier gerade erhebt sich nun die Schwierigkeit der kirchlichen Aufgabe. Bieweit ist's möglich, mit der unter materialistischem Einflusse stehenden exacten Wissenschaft mitzugehen und wo liegt der Punkt, an welchem abgebrochen werden muß? Die sich so nennende Vermittlungstheologie zeigt in ihren Transactionen mit der profanen Wissenschaft nirgends ein gemeinsames Princip auf, welches die Grenzlinie zwischen rechts und links bezeichnete, und wo die Sache so liegt, da wird mit Nothwendigkeit das Unentschiedene, Halbe die Beute des Verworfenden,



Ganzen. Seinerzeit hat der speculative Idealismus der Theologie nicht gedient, sondern sie gefangen geführt, und diejenigen Theologen, welche in den Geleisen jener Richtung fuhren, boten all ihren Witz auf, um den von der Offenbarungswahrheit entleerten Schriftinhalt so unzubiegen, daß sich die immanenten Begriffe Hegels in die Sprache Kanaans einkleiden ließen. Und wenn Schleiermacher für die Gotteserkenntniß vermöge seines Erkenntnißprincipes eine objectivere, mit der Schrift in Einklang zu bringende Gestalt herzustellen suchte, so ist ihm doch dies weitaus nicht überall gelungen; so ist ja beispielsweise das ganze Machtgebiet des h. Geistes zu einem Ohnmachtsgebiete für diesen zu einer Potenz herabgesetzt, zum Gemeinbegeisteten umgestempelten Wahrheitszeugen geworden. An den beiden angeführten Stellen ist die Concession viel zu weitgreifend gewesen; ein transcendentes Object kann nur so weit individuell angeschaut werden, als es Subject bleibt, d. h. sein Selbst nicht verliert. Hegel'sche Theologie aber nimmt so gewiß dem christlichen Gottesbegriffe seinen eigenthümlichen Charakter, als die Schleiermacher'sche Lehre vom h. Geiste diesem seine Persönlichkeit und seinem Erzeugnisse, der Kirche, die Selbständigkeit raubt. Wird sie doch in den Händen dieser Vermittlungstheologie ein Product von Kindern, die ihre Mutter erzeugen.

Und in solch fehlerhaftem Cirkel bewegt sich die moderne Wissenschaft noch fortwährend, sie will die Offenbarung nicht fallen lassen, aber die Offenbarungsquellen sollen nicht mehr im Sinne der Alten unabhängige, auf eigenen Füßen stehende, sufficienten Factoren sein, sondern man sucht vielmehr im menschlichen Bewußtsein nach dem Kreuzungspunkte, wo sich beide Reihen begegnen — heißt derselbige hier schlechtthiniges Abhängigkeitsgefühl, so dort Gewissen und wiederum findet sich bei einem andern ein anderer Ausdruck für die gleiche Sache. Wir kennen diese Dinge, Gefühl und Gewissen alle, wie unsere Väter sie gekannt haben, aber wir wissen auch, wie sie, daß innerhalb der Persönlichkeit des Menschenlebens, des Weltlaufs nichts ist, das die Sünde nicht dem Irrthume vermählt hätte, vermählt und gebunden bis zu dem Grade, daß ein neuschöpferischer Act des außerweltlichen Gottes eintreten muß, um das Gebundene zu entfreien und es zum dienenden Werkzeuge eines ewigen Rathschlusses zu machen. Die speculative Idee, wenn sie theologische Systeme bildete, hat so gewiß die Selbständigkeit der Theologie aufgesogen, als der menschliche Exponent, als der Allbestimmende für die göttliche Basis gesetzt, die Wissenschaft vom höchsten Gut nicht in den Dienst des allein wahren Gottes stellt, sondern sie zu Hofe gehen läßt bei der Weisheit dieser Welt.

Aber thun wir bei solchem Urtheile nicht gut, den Anspruch, nichts Menschliches von uns ferne halten zu wollen, gänzlich über Bord zu werfen? Mit nichten! Es bedarf nämlich nur eines vergleichenden Blickes auf die Theologie der loci und die modernen theologischen Schriften, um zu erkennen, wie förderlich der Einheitsgedanke da gewesen ist, wo er von Gottes und Rechts wegen sein gewiesenes Arbeitsfeld hat, nämlich auf dem Gebiete der formalen Construction eines Systems. Was da ehemals

lose an einander hing, steht nunmehr in gedrängter Form harmonisch ausgestaltet vor uns und Ein rother Faden dient dem Leser als Orientierungsmarke. Wenn ferner die speculative Idee sich mit der Mystik verbindet, d. h. wenn sie ihre letzten Gründe schöpft aus einer „gottleibenden“ Intuition, dann gewinnt der Ausbau der einzelnen Sätze ein Colorit und einen Duft, einen unmittelbar zum Mitglauben hinreißenden Charakter, wie uns dieser Ton beispielsweise in Rothe nicht unberührt läßt. Sobald aber ein solches System aus dem Kreise des individuellsten Lebens heraustritt und der Welt dienstbar wird, dann werden die Verstandeschlüsse und die Erfahrungssätze, zu denen es sich herbeilassen muß, allem andern eher dienen, als dem Reiche Gottes und seiner Kirche. Die fließenden Gränzen z. B., die Rothe zwischen Staat und Kirche setzt, welche eine weltförmige Verwendung erleiden sie doch in dem Hausbrauche einer modernen liberalen Synode und welche eine Bundesgenossenschaft muß sich nicht ein Kirchenregiment mit fließenden Gränzen wohl oder übel gefallen lassen! Das ist ja überhaupt die Klippe, welche gefahrdrohend aller Mystik entgegenstarret, daß in dem Augenblicke, wo sie das allerunmittelbarste Geistesleben hinter sich läßt und jenseit dieses Gebietes Vermittlung sucht, sie auch bei den weit aufgethanen Armen des Pantheismus steht. Ueber solche Klippen im Angelus Silesius singen wir uns hinweg, uns hindurchzudenken, ohne Schaden zu nehmen am objectiven Offenbarungsinhalte vermögen wir nicht. Darum aber soll doch der modernen theologischen Betrachtungsweise das Verdienst nicht entzogen werden, daß sie uns von einer mechanischen Auffassung geistlicher Dinge weg zu einer centralen Stellung im Begreifen der Heilsgabe hingetrieben hat.

## II.

Aber nun der Materialismus? Liegt in seiner ausgesprochenen Feindschaft gegen christliche Wahrheit und in seinen von dieser feindlichen Tendenz ganz und gar beherrschten Evolutionen irgend etwas, dazu wir uns als Schüler stellen könnten? Wer im Kampfe mit einer gegensätzlichen Zeitrichtung steht, dem kommts in der Hitze des Streites ja wohl so vor, als ob an der gegnerischen Meinung nicht Ein gesunder Faden sei; im Pulverdampfe entzieht sich der Gang des Gefechtes dem Auge des Streiters, unter den Frühlingsnebeln scheint die Hoffnung des Jahres zu erlöschen — schlägt dann der Rebel nieder, dann kommt wohl zu Tage, was hinter der Hülle, ja unter Mitwirkung derselben an der jungen Saat geschehen ist. Es hat aber der Materialismus der christlichen Wahrheit zunächst einen negativen Dienst geleistet. Der speculative Idealismus nämlich, im fieberhaften Drange, die Einheit der Welt in einem letzten Grunde zu finden und so die Concurrenz zu halten gegen die gegebene Offenbarungseinheit, als deren Hüterin die Kirche gesetzt ist, hatte das bei früheren Geschlechtern gütliche aristokratische System verlassen. Es war aber keineswegs eine zufällige Erscheinung, daß der Heide Aristoteles sich so lange mit den christlichen Factoren vertragen hatte; war doch in sei-



ner Doctrin ein Satz, der ihn zu einem heidnischen Moses machte in Bezug auf die theoretische Erkenntniß des Aeltern, und das war die Zweckursache. Allerdings ein Begriff, der ohne Glauben kaum erfaßt werden kann. Die vorweggenommene Absicht als Grund des Erscheinenden gesetzt — wie mag dieser Gedanke anders Gestalt gewinnen, als in der Annahme eines ewigen Rathschlusses, der über allen Dingen schwebt, wie der brütende Vogel über dem Neste, und solch ein ewiger Rathschluß, wie kann er schließlich der Welt geistiges Eigenthum werden, wenn nicht durch zeitliche Erscheinung? Der Heide, ohne die Kenntniß der Offenbarung Gottes im Sohne, in welchem auch wir den höchsten Weltzweck, nicht bloß den Abglanz der Herrlichkeit Gottes, sondern auch den Erstgeborenen unter allen Creaturen, den Idealmenschen sehen, mußte die Zweckursache in dem harmonischen Aufbau der zeitlichen Welt aufweisen, und da boten sich seinem Auge zunächst die drei Ursachen des Stoffes, der Bewegung, der Form als die weltbildenden Factoren dar, in welche er den Wunderbau des Kosmos zerlegt, den innersten Zusammenhang aber dieser Dreierlei findet er im Zwecke. Wird der Zweck, das transcendente Moment in Erkenntniß der Dinge aber zu Gunsten der Immanenz verworfen, wie dies in der jüngsten Periode theoretischen Erkennens geschah, dann war der Kampf zwischen Form (Idee) und Stoff um den Besitz des Geheimnisses der Bewegung erklärt. Zunächst setzte der subjective Idealismus die Form bald als Idee, bald als Begriff gefaßt als das Welterschöpfende. Im Denken ihrer selbst wird die Person; fängt aber die Welt unbewußt, weil ohne Zweck, träumend an und entwickelt aus sich selbst das Bewußtsein ihrer selbst, dann war die aristotelische mitsammt der christlichen Welt zerschlagen und die Christen hätten getrost die Kreuze aus der Erde reißen können, um Lehrstühle zu zimmern für den neuen Rabbi der Welt, das speculative Selbstbewußtsein. Die neue Lehre zündete, die Köpfe brannten, man ergötzte sich an den bunten Weltbildern, die sich in dem Gehirne der Weltweisen spiegelten — aber im Rausche des Entzückens passirte etwas Menschliches, was man todt gesagt, glaubte man begraben. Die vielen Einheiten des Aristoteles aber waren da und singen an sich zu regen. Die Fichte = Hegelsche Idealwelt hat einen Attila gefunden, der ihr mit schönster Selbstgewißheit all und jedes Recht der Existenz abspricht und dieser Feind ist — von der Gegnerschaft der Kirche schweigen wir jetzt — der Materialismus. Und doch haben Idealismus und Materialismus unter Einem Herzen gelegen, sie suchen beide die Weltursache in ihr selbst, beide sind sie über die Begriffe der Offenbarung, der Schöpfung, der Weltursache hinweg, das reale Sein verblaßte in der bunten Beleuchtung der farbenreichen Schellingschen Naturphilosophie und es verweist, wenn im Kennen der exacten Forschung ein materialistisches Vollblut seine Sprüche darüber hinhaucht. Nichtsdestoweniger ist der Materialismus in relativem Rechte wider den Gegner, welchen er befehdet; soll einmal der Weltbau aus einer immanenten Grundursache abgeleitet werden, dann ist es plausibel, mit der niedrigsten Stufe anzu-

fangen. Also: „Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu.“ Und sitzt der sensus als Advocat zu Gericht, kein Zweifel, daß dann die Erbschaft der Materie zugesprochen wird. Freilich soll der Materialismus erst noch seinen Beruf zur Systembildung erweisen. Die unbewegliche Masse, wodurch und wie schafft sie die Welt der Formen? Man hört da das Wort Kraft fallen, aber was denkt man sich bei dem Worte? Entweder ein Attribut des Stoffes, ihm inhärent und darum unfähig zur Bewegungsthätigkeit, oder aber einen Begriff, der in blasser Weise den bisher unbegriffenen Grund der Entwicklung ausdrücken soll; den Begriff zu hypostasiren, so daß er sich zu einer weltbildenden Grundursache ausgestalte, dazu hat man aber nicht Lust, man mühte sich durch Gruppierung der Stoffe, durch chemische Verbindungen ab, die Urzelle, den einfachen Grundstoff zu erzeugen und damit das Letzte, was etwa noch an das Organische, an den Geist erinnern könnte, in den allgenugsamen Stoff einzufügen. Nun aber ist es überaus lehrreich in dem System des Dr. Eölbe in Deutschland und Charles Dhall in England einen Versuch zu erblicken, der in vollständige Systemslosigkeit ausläuft. Da wird nämlich das Werden enthoben jedem Dilemma, ob Stoff, ob Kraft, ob freiwillige Zeugung oder eine heistlich gefaßte, prinzipielle anregende Urkraft — die Welt ist ewig, aus Atomen in Krystallform zusammengesetzt. Hierbei stört den systemstellenden Diktator der Umstand wenig, daß ein formirtes Atom eben kein einfaches, untheilbares Atom mehr sein kann. Weg mit der Metaphysik, das System rechnet nicht mit speculativen Begriffen, ihm ist das Atom nicht das gedachte Untheilbare, sondern das real Ungetheilte. Ohne Schwierigkeit hält Dr. Eölbe die Einheit des Krystalles fest ohne Annahme einer Idee, welche ja nach bisher verbreiteter Anschauung der Materie allein zur Form verhelfen kann. Denn ihm, dem vollendeten Sensualisten, ist ja die Form so sehr das Erste und Allbeherrschende, daß er das Denken nur für einen Nothbehelf ansieht, wodurch der Mensch die sinnenfälligen Dinge, anstatt sie durch den sensus unmittelbar in sich aufzunehmen, auf einem Umwege sich zu eignen macht. Die Krystallform aber an und in allen Dingen — das bedeutet eine ewige Welt, eine stabile Schöpfung. Die erste große Revolution, wodurch nach biblischer Lehre das Weltall seine zeitweilige Form erlangt hat, ist nicht die erste, sondern nur Eine Katastrophe im Kreislaufe des fortwährenden Wechsels, in welchem sich eine Entwicklung der Dinge vollzieht, die nur scheinbar Bewegung, in der That aber stehendes Gesetz ist. Jedes Suchen aber nach einem transcendenten, übersinnlichen Prinzipie schafft einen unwissenschaftlichen Erklärungsgrund der Dinge und führt zur Theologie, mit welcher sich nicht rechnen noch rechten läßt. Und damit wären wir denn am entgegengesetzten Pole der aristotelischen Erkenntnißweise nicht minder, wie des Wissens aus der Offenbarung angekommen. Diese beiden setzen verschiedene Prinzipien des Werdens, Aristoteles den Stoff, die Bewegung, die Ideal- und Finalursache, der mosaische Schöpfungsbericht läßt zuerst die Materie, dann das Organische,



schließlich den Geist auftreten. Norm aber des Werdens ist bei beiden der Zweck, innerhalb des Offenbarungsgebietes der im Schöpferwillen substantiirte Zweck. Bei alle dem aber und trotz der entgegengesetzten Konsequenzen der materialistischen Doctrin müssen wir dennoch das in ihr liegende Gegengewicht anerkennen gegen die Operation, welche der ideale Pantheismus mit dem Absoluten vornimmt, welches er in der Idee ohne Rücksichtnahme auf die Selbstständigkeit anderer Kräfte persönlich werden läßt. Der Materialismus fängt mit dem Stoffe, als dem Primären, an und hört mit ihm auf, dies *απλώς* *εἶναι* ist ihm der Selbstzweck im Sein. In dem allen freilich ist eine furchtbare Verzerrung der Schriftlehre über Sein und Erkennen enthalten. Wenn dort das diskursive Denken ein Nothbehelf für die unmittelbare Aufnahme des Stoffes in mein Erkennen genannt und sohin aus der Sonnennähe hegelischer Spekulation in den Staub der Sinnlichkeit herabgestürzt wird, so läßt die Schrift uns auch harren einer Zeit, da das Wissen und Weissagen nicht mehr Stillewerk sein wird, sondern wir werden die Dinge erkennen, wie sie sind, wir werden erkennen, nach dem wir erkannt sind. Wie wir dann ein aufgedecktes Angesicht haben werden, so sollen auch die Dinge sich uns darbieten sonder Hülle, ähnlich, wie der Erstgeborne unter allen Creaturen auf dem Berge der Verklärung sich den Augen der Jünger darstellte, welche damals freilich noch nicht die rechten Organe des vollkommenen Erkennens besaßen. Solch Schauen im Geist hat hier seinen Antitypus im Glauben durch den Geist. Wenn aber die Schrift uns auch ein Urbild zu dem Zerrbilde des Materialismus ahnen und hoffen läßt, so weiß sie doch nichts von seinen halben Theorieen, nichts von der Urzelle, der freiwilligen Zeugung, der Entstehung der Arten durch den Kampf um's Dasein, sondern sie setzt die Arten, sie nennt den Wechsel von Frost und Hitze einen unabänderlichen, aber die Wurzel der Arten und das Gesetz des Seins führt sie nicht auf das bloße Abstractum „Ewigkeit“ als Negation der Zeit, sondern auf den Ewigvater zurück, der da Gesetzgeber ist, wie er Schöpfer war, und auf seinen Geist, welcher ehemals über den Wassern schwebte und nun bis ans Ende der Welt alles organischen Lebens ist und bleibt. Möge die Kirche auch in den Carrikaturen, welche die Feinde ihr vor die Augen malen, noch eine Theobizze erkennen und wissen, daß sie von den konsequenten Denkern nur durch zwei Worte: „Geist und Glauben“ geschieden ist. Die beiden aber kann sie nicht andemonstriren, von beiden zeugt sie so lange, bis des Zeugnisses innewohnende überflüssige Gewalt ihr auch die Starken zur Beute giebt.

Wie denn nun die Sachen liegen, so lasse die Kirche in dem zu führenden Handel zwischen Natur und Geist sich vom Materialismus in die Nüchternheit einweisen, das war ihr noth in dem Rausche, den die idealistische Speculation über die Köpfe ausgegossen hatte. Es muß ja wohl freilich ein eigner Ritzel

darin liegen, den Monk zu spielen oder ein fränkischer Hausmeier zu sein, Könige zu machen, die doch nur das Piedestal für ihren Schöpfer abgeben. Und war nicht durch die moderne Philosophie die Vernunft ein solcher Majordomus geworden, welche Gott zu dem Absoluten eines Begriffs verflüchtigend, sich selbst durch das Setzen des Dinges an sich königliche Würde in dem göttlichen Haushalte zulegte? Die Reaction ist da und nun wiederum wird die offenbarungsgläubige Theologie ins Mittel zu treten haben, daß nicht in der autonomen Substanz die Bewegung des Geistes zu Stein erstarre.

(Fortsetzung folgt.)

### Graf Stolberg über die Infallibilität.

Der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg bemerkt in der Beilage zu seiner im Jahre 1818 zu Sitten erschienenen Uebersetzung des Werkes S. Augustini, von den Sitten der katholischen Kirche, S. 274 Folgendes: „Lasterungen sind noch jetzt sehr gemein; ja auch solche, welche nur auf Irrthum des Lasternden oder gar auf Verleumdung, deren sich dieser bewußt ist, gegründet sind. Der Irrthum des Lasterers ist schon strafbar, wenn dessen Aeußerung beleidigend ist, oder wenn die irrige Rüge von einem Manne herrührt, welcher Amtswegen besser unterrichtet sein sollte. Mit Verwunderung sah ich neulich, daß ein angesehener und gelehrter lutherischer Geistlicher den Katholiken vorwarf, daß sie ein sichtbares Oberhaupt, welches Dogmen vorschreiben könne, anerkennen. Es befremdet mich weniger, wenn Herr N. auch von Infallibilität des Papstes als einer Glaubenslehre der Katholiken spricht. Er kennt sein Publikum und weiß besser vielleicht als Einer, wie leichtgläubig die Feinde des Glaubens und wie ersprießlich für seine Sache solche fest hingeworfene Behauptungen sein können. Es ist den Feinden der katholischen Religion in hohem Grade gelungen, manche falsche Beschuldigung wider sie bei den Protestanten in Umlauf zu bringen und durch dreiste Wiederholung in Umlauf zu erhalten. Zu diesen durchaus unwahren Beschuldigungen gehört auch die falsche Behauptung, daß wir Katholiken den Papst für unfehlbar halten.“ — So schrieb Stolberg vor einem halben Jahrhundert. Was würde er wohl jetzt sagen, wenn er aus dem Munde der von ihm unbedingt verehrten Bischöfe das Gleiche als eine stets in der Kirche vorhanden gewesene Lehre bezeichnen hörte, was er als eine durchaus unwahre Verleumdung des Katholizismus bezeichnete. So ändern sich in jener Kirche, die immer das Gleiche zu lehren vorgiebt, Meinungen und Anschauungen. E.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 13. December.

№ 99.

## Die Auferstehungsgeschichte des Herrn in Bezug auf die neueste Kritik.

(Schluß.)

Die Verufung auf die Allmacht vermag hier keine Lösung zu bieten; sie führt zum Dofetismus, dem gegenüber der Herr deutlich von der Materialität seines Leibes spricht (Luc. 24, 37.). Die Lösung liegt vielmehr in der Erfüllung der Verheißung, daß ihn die Jünger nach seinem Tode wieder sehen sollten; er ließ sich herab zu ihnen, um sich sinnenfällig zu erkennen zu geben; er erscheint ihnen in demselben Leibe, in dem sie ihn früher gesehen. Seinem Wesen nach war es ein geistlicher Leib; aber er entspricht dem Gesetz der Erscheinung, sobald er sich den Seinen kund thun will: für die Sinne der Menschen bedarf es einer sinnlichen Leiblichkeit. Ein Phantasma ist ein Unding; Gesichte hat lediglich der innere Sinn. Von hier aus fällt Licht auf die eigenthümlichen Ausdrücke in den Berichten, aber auch auf die Wiederkunft des Herrn. Verwerflich ist die noch von Greve wiederholte Behauptung, daß die Himmelfahrt am Ostermorgen stattgefunden habe; vielmehr haben wir den Herrn während der vierzig Tage auf der Erde zu suchen; die Stätte seiner Jünger war auch seine Stätte, denn nur um ihretwillen hat er noch immer auf Erden verweilt; nahe war er ihnen immer, und persönlich nahe, und er ist es geblieben bis an das Ende; nur der sinnliche Verkehr war auf den Raum weniger Stunden beschränkt. Erst als er am vierzigsten Tage die Erde verließ, hat er von ihnen seinen Abschied gemacht. Die widersprechenden Aussagen über den Leib des Auferstandenen begreifen sich einerseits aus dem Wesen des Leibes, andererseits aus dem Moment des Erscheinens; sie dienen dadurch grade zur Bestätigung der Otergeschichte; er bedurfte der verkörperten Leiblichkeit, um die Gabe des Geistes zu spenden; er bedurfte eines materiellen Leibes, um den Seinen zu erscheinen; diese Erscheinungen aber hatten nicht bloß den Zweck, sie von seiner Auferstehung zu überzeugen, sondern es sind Herrscheracte dessen, der schon in seine Herrlichkeit eingegangen, um in präparatorischer Absicht den Seinen zu zeigen, daß ihm gegeben sei alle Macht im Himmel und auf Erden; gegenüber der vierzigstägigen Versuchung, in der ihm alle Reiche der Welt und ihre

Herrlichkeit lockend gezeigt und verheißen wurden, zeigt er sich den Seinen nach seinem Siege vierzig Tage als der königliche Herrscher.

### III.

Das führt auf die Frage nach den Offenbarungen des Auferstandenen. Wie aus der Rüge an die Wanderer nach Emmaus hervorgeht, hätten die Jünger auch ohne diese Offenbarungen die Thatsache der Auferstehung glauben sollen; ihre Bedeutung muß daher eine andere, eine selbständige sein. Die Einwendungen der Critik treffen die Erzählungen als solche nicht, denn nur unter der Voraussetzung, daß das monströse Ereigniß der Auferstehung nicht geschichtlich sein kann, werden sie angegriffen, und auf Thatsachen des inneren Seelenlebens, „der nervösen Anlage und Disposition zu überschwänglichen Seelenzuständen“ zurückgeführt. Mit solcher Visionstheorie will Strauß und Holsten die Realität der Auferstehung bestreiten. Aus der Bekehrungsgeschichte des Paulus, der eine Vision des Auferstandenen gehabt, schließt man auf die Erscheinungen an die übrigen\*), allerdings mit der sehr naiven Voraussetzung, Paulus selbst sei außer Stande gewesen, zwischen Vision und übernatürlicher Realität zu unterscheiden, und mit der Verkenennung des Effectes, daß Paulus zum Apostel Jesu Christi gemacht worden ist, nicht bloß zu einem Christen, ein Amt, zu dem sich Niemand kraft eignen Entschlusses zu bestimmen vermochte, das also hier nur kraft ausdrücklicher unmittelbarer Verufung von Seiten des Herrn übertragen sein kann. Und weit entfernt, daß die Erscheinung bei Damascus als eine Vision angesehen

\*) Mit dem Verf. ist zuzugestehen, daß ὁραση (1 Cor. 15) von einer subjectiven ὁρασια geseht werden darf. — Allein das möchten wir zu bedenken geben, in jenem Capitel ist es nicht möglich; das Gesehenwerden von den Zwölfen, ja von den Tausend, und noch dazu „auf ein Mal“, endlich ein wiederholtes Gesehenwerden zu verschiedenen Malen nach einander schließt eine Vision schlechterdings völlig aus. — Neu und sehr beachtenswerth ist die Auffassung von ἐκτομα. Nur bedarf es zur Erklärung des bestimmten Artikels nicht der Annahme, daß dieser Ausdruck aus dem Munde der jüdischen Widersacher zu Corinth entnommen sei. Der Apostel selbst kann sich so genannt haben, im Gegensatz zu den Zwölfen bin ich die einzige eigenthümliche unreife Geburt eines Apostels.



und von ihr aus ein Schluß auf die Erscheinungen an die anderen Apostel gemacht werden kann, bietet sie vielmehr den Schlüssel, um die selbständige Bedeutung dieser Erscheinungen zu bestimmen. Angeedeutet ist diese schon im unechten Marcus=schluß; klar ausgesprochen in dem Schluß des Matthäus=Ev., der nicht Darstellung einer besonderen selbständigen Erscheinung ist, sondern alle nach ihrem wesentlichen Gehalte zusammenfaßt\*). Darnach ist der Zweck dieser Erscheinungen: die Stiftung des Apostel=amtes und die Betrauung der Eilf mit diesem Amte. Von diesem Gedanken sind alle Erzählungen beherrscht: Luc. 24, 47; Joh. 20, 21; Apgsch. 10 ff.; 1 Cor. 15, 5—8. Dazu hat er sich ihnen auch offenbaren müssen. Nur der Verherrlichte konnte ihnen das Amt übertragen, das die volle Herrlichkeit Christi abspiegelt; auf dieser Höhe konnten sie sich nur behaupten, wenn sie in einer Unmittelbarkeit, die alle Zweifel ausschloß, aus seinem Munde und aus seinen Händen die himmlische Berufung empfangen hatten. Es galt die Einsetzung und die Einweisung in dieses Amt. Ohne dieses Amt, das den Glauben predigt und schafft, hätte der Glaube in der Welt eine Statt nicht gewonnen, durch den die Welt erst Theil am Leben des Auserstandenen hat. —

Die erste Erscheinung an die Maria Magdalena hat ihren Zweck nicht in sich selbst; sie sollte die Botschaft an

\*) In dieser Auffassung vermögen wir dem Verf. nicht zu folgen. Die einleitenden Worte (28, 16. 17) reden zu deutlich von einem besonderen Falle; ebenso ist es bedenklich, bei *ἐδιδρασαν* an den Thomas allein, ja überhaupt an ihn zu denken; nur das ist richtig, daß die nachfolgenden Worte des Herrn einen zusammenfassenden Charakter tragen, nicht aber in der Art, als ob der Evangelist diese Zusammenfassung gemacht, sondern so, daß der Herr bei dieser Gelegenheit diesen abschließenden Auftrag an sie erteilt. — Der Verf. kommt S. 209 in einer längeren Anmerkung noch ein Mal auf seine eigenthümliche Auffassung dieses Abschnittes zu sprechen. Er ist sich der Schwierigkeit derselben wohl bewußt. Wir glauben aber, daß er die Bedenken doch nicht völlig gehoben. Namentlich bespricht er noch zwei Punkte. „Der Kapitelschl. in B. 18—20, drei mächtige, kaum durch eine Verbindungsartikeln an einander gereichte Enunciationen umfassend, würde der ganz angemessene, ja der allein entsprechende sein, wenn nur diese eine Begegnung stattgefunden.“ Wir möchten entgegnen, daß uns für diesen Fall diese Worte zu gewaltig erscheinen. Nehmen wir die Jünger, wie sie uns trotz mehrfacher Begegnungen mit dem Auserstandenen erscheinen, so hätten sie diese Worte nicht zu tragen vermocht. Sie bedurften einer Vorbereitung. Allerdings, darin hat St. Recht, in der ersten Erscheinung hat er diese Worte nicht sprechen können. Aber warum nicht in der letzten, resp. vorletzten, in der, auf die er sie stets so bedeutsam nach Galiläa beschieden hatte. Die nachfolgende Erscheinung am Tage der Himmelfahrt verliert dadurch nichts an ihrer Eigenthümlichkeit. Es sind hier die letzten königlichen Aufträge an seine Diener, zusammenfassend und ergänzend, ja abschließend, wie sie in dieser Weise und in diesem Zusammenhange noch nicht gegeben waren. Die große Kunst, mit der der Evangelist diese Summa gezogen haben soll, dürfte wohl dem Meister selbst zugeschrieben werden müssen. Ebenso wie der Kapitelschl. im Gebet des Herrn von keinem andern herrührt, als vom

die Jünger bringen, um sie darauf gefaßt zu machen, den Verherrlichten zu schauen und zu vernehmen, was er ihnen zu entbieten hat. Sie sollten ihn erwarten, ja auch die Apostel haben an die Osterbotschaft glauben und auf dem Wege der Verkündigung zur Osterfreude kommen sollen. Daher die Offenbarung zuerst außerhalb des Apostelkreises. Ebenso ist die an die Emmauswanderer nur eine Vorstufe für die an die Eilf. Jene sollten auf dem Wege des Glaubens zur Osterfreude gelangen; daher der Herr ihnen absichtlich sein Wiedererkennen erschwert. Durch sie wollte er dann die Eilf vorbereiten, damit er sie nicht als Thoren und Herzensträger, sondern im Glauben antreffe, die Erscheinung des Herrn zu der Uebertragung des großen Amtes erwartend. Den Höhepunkt bildet die Offenbarung am Osterabend (Joh. 20, 19 ff. und Luc. 24, 36 ff.). Mit dem Friedensgruß leitet er die Uebertragung des Amtes an die Seinen ein; und weil er noch den irrigen Wahn aus ihrem Herzen zu entfernen hatte, daß sie einen Geist zu sehen wähnen, und nicht ihn, den Auserstandenen selbst, so erneuert er den Gruß noch ein Mal, zum klaren Beweise, daß derselbe mit ihrem Amte in enger Beziehung stehe. Wie sich zuvor die Sendung des Sohnes seitens des Vaters vollendet hat, in analoger Weise (*καθώς*) vollzieht sich die Mission der Jünger durch Christum. So wie der Vater seinen Sohn gesendet, so hat er nie einen Anderen ausgesandt

Herrn selbst, ebenso ist es hier beim letzten königlichen Gebot der Fall. Daß Matthäus gerade diese Erscheinung auswählt, hat in der ganzen Anlage des Evangeliums seine genügende Erklärung; sie correspondirt dem Anfang desselben. — Das andere Bedenken betrifft den Eingang: *προσελθὼν ὁ Ἰησοῦς ἐλάλησεν αὐτοῖς λέγων*, wonach man die wirklichen Worte des Herrn, nicht die eigne Composition des Darstellers erwartet. St. beruft sich auf die analoge Einleitung, welche Joh. 12, 44—50 eine Reihe von Aussprüchen beginnt, die nach allgemeinem Zugeständniß eine Zusammenfassung der Selbstzeugnisse des Herrn durch den Evangelisten sind. Allein der Fall ist doch ein anderer. Bei Johannes gehen die langen Reden voran, zu denen der Ap. nur die Spitzen nochmals hervorhebt; aber bei Matthäus ist von den vielen Erscheinungen vorher gar nichts erwähnt, noch weniger sind die mancherlei einzelnen Aufträge, die hier zusammengefaßt wurden, angedeutet. Wenn Matthäus zusammenfassen will, so pflegt er es deutlich auszudrücken. Es würde in unserem Falle die Einleitung ganz anders lauten. — Wenn endlich der Verf. S. 213 meint, nur um die Stelle für den Taufbefehl zu retten, habe man die Bedeutung der Worte verkannt; so wissen wir uns frei von solcher dogmatischen Voraussetzung. Wohl aber konnte es gegenüber dem: „Gehet hin in alle Welt“ noch einer besonderen Anweisung bedürfen, daß der Anfang dazu zu geschehen habe von Jerusalem aus. Das Amt war ihnen übertragen; die Art der Ausübung wird in der Erscheinung bei Matth. und in dieser letzten ihnen näher angegeben. Das: „ihr werdet meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde“ setzt voraus den klaren Befehl: „gehet hin in alle Welt.“ Diese Endworte stehen in unverkennbarer Beziehung zu Matth. 11, am Schluß. Dem dort gesagten: „Kommet her zu mir“, entspricht hier: „Gehet hin in alle Welt.“ Aber ein solcher königlicher Befehl war durchaus nothwendig.



in die Welt; und die Mission, die der Herr seinen Jüngern erteilt, hat er außer ihnen Niemand anders anvertraut. Jene Mission ist vollbracht; die ihrige beginnt in diesem Moment, wenn sie auch functionell noch verlagert ist. Darum wird ihnen auch zur Stunde die Gabe des Geistes verliehen; aber erst als sie ihre Function beginnen sollen, tritt dieselbe in Kraft (Apgsch. 1, 8: *δύναμις*). Die Vollmacht, Sünden zu vergeben, welche der Sohn auf Erden hatte (Matth. 9, 6) überantwortet er jetzt an die Apostel mit der Uebertragung des Amtes. Nur einer, Thomas, fehlte in ihrer Mitte. Der gute Hirte (der Erzhirte) konnte ihn nicht lassen, um so weniger, als er den Glauben verleugnet hatte und den Weg des Unglaubens zu gehen entschlossen war. Darum auch das Zwiegespräch mit ihm in Gegenwart Aller so öffentlich und feierlich. In seinem aus dem Unglauben hervorgehenden Zweifel hatte er die Auferstehungsthatsache hinweggestritten. Diese Waffe sollte ihm genommen werden. Er nöthigt den Jünger zu dem guten Bekenntniß, und durch die hinzugefügte Rüge hat er für die ganze Zukunft seiner Gemeinde allen gleichgesinnten Gemüthern den Rückweg zum Glauben gebahnt. Schon Gregor sagt treffend: *ille dubitavit, ne nos dubitaremus*. Fortan ist der Zweifel bloßer Vorwand. Und so wie Thomas jetzt erst das Amt empfängt, so haben sie Alle mit dieser Erscheinung eine mächtige Waffe zur Führung des Amtes und zum Kampf gegen die Zweifel gewonnen. —

Im gleichen Interesse ist auch die Erscheinung am Galiläischen See (Joh. 21) geschehen, deren Bericht schon um B. 14 willen nicht ein Nachtrag von fremder Hand sein kann. Was ist hier der Zweck? Das Amt war ihnen übertragen. Ihre Erfolge aber hingen an ihrer rastlosen unverdrossenen selbstverleugnenden Thätigkeit. Speise verlangt der Herr von ihren Händen, und Speise bescheert er ihnen selbst. Jene sind die Seelen, die sie in Mühe und Arbeit gewinnen; diese ist der Lohn, den er ihnen selbst spendet. Es ist ein anderer Genuß, den der Herr, ein anderer, den der Diener schmeckt; gleichwohl sind sie in Einem Sinne zum gemeinsamen Mahl beisammen und theilen den Genuß. (Analog Joh. 4, 36.) Aber nicht nur mit Mühe und Arbeit gewinnen sie den Segen; die dreimalige Frage soll den Apostel auf noch härtere Proben gefaßt machen, die er vor allen Anderen bestehen soll: der Kreuzestod, der ihm, nachdem er die Last und Hitze des ganzen Tages getragen, als Lohn zu Theil werden wird. Nicht allen war solcher Ausgang beschieden. In dem Worte über den Johannes ruht der Ton auf dem: wenn ich will; das Wort verliert durch diese richtige Auffassung den räthselhaften, geheimnißvollen Klang. Petrus wird abgewiesen. Nicht im Sinne einer vertraulichen Mittheilung, sondern zu einem sehr bestimmten Zweck hatte der Herr seinem Jünger sein künftiges Schicksal geweissagt. Zu einem Salz seiner Nachfolge sollte das prophetische Wort ihm gedeihen. Diesen Segen kann er verderben, wenn er im Sinne der Vergleichung auf das Fremde sieht; aber in dem Maße wird er ihn erhöhen, als er

der letzten Rüge des Meisters gedenkt. Die letzte Erscheinung ist die am Tage seiner Himmelfahrt; die Eilse sollten Zeuge seiner Auffahrt zum Vater sein, und wissen, wo er sei. Aber dies ist nicht der Hauptzweck; ein solcher Abschied sollte gemacht werden, nachdem ihnen Zeit und Ort des Anfangs ihrer Thätigkeit geboten war. Sie sollten ihre Thätigkeit beginnen, wenn sie den bestimmten Impuls von oben her empfangen, und nirgends anders, als in Jerusalem den Anfang machen. Die Kraft von oben, welche den Impuls gab, war die Gabe des Geistes. —

Wenn auf diese Weise bei jeder Erscheinung des Auferstandenen ein Zweck, ein Heilszweck nachgewiesen werden kann, — wie es Steinmeyer in seiner bekannten scharfsinnigen und geistvollen, die Tiefe erschließenden Weise gethan hat, — dann ist allen Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit die Spitze abgebrochen. Dies gilt auch für die nicht bloß von der negativen Critik so viel angefochtene Geschichte der Himmelfahrt. Nicht sie bildet den Schlüsselpunkt der vollendeten Geschichte, sondern die Erscheinungen des Auferstandenen; sie ist der Ausgangspunkt einer anhebenden neuen Geschichte. Daher Lucas sie mit Recht an die Spitze seiner Apostelgeschichte gesetzt hat. Sie läßt sich weder durch äußere, noch innere Gründe beseitigen. Nur mittelst der Himmelfahrt, der letzten Erscheinung des Auferstandenen, konnte er die Welt verlassen. Der vom Weibe geboren war, der konnte durch die Gewaltthat der Sünde und nach dem Rathschluß seines Vaters sterben. Aber der sein Leben aus dem Tode zurückgenommen, der hat das Gehen zum Vater nur so wie es uns Lucas erzählt zu vollziehen vermocht. —

Jesus ist der Christ, das ist die Voraussetzung, von der die ganze Darstellung und Beweisführung Steinmeyers getragen ist. Ist er das: so hat er müssen in den Himmel gehen, nachdem er auferstanden war von den Todten. So Vielen diese Prämisse feststeht, denen ist — das hat der Verf., wie wir glauben, mit schlagender Schärfe nachgewiesen, und unser Referat hat versucht, die Hauptmomente seines Beweises dem Leser vorzuführen — denen ist die Stufe erreichbar, daß sie nicht etwa im bloßen Glaubenstroz, sondern eben auch mit derjenigen Ueberzeugung, die auf unbefangener wissenschaftlicher Untersuchung beruht, dem Triumph der Critik mit der Antwort begegnen können: und dennoch ist der Herr wahrhaftig von den Todten auferstanden!

Wir machen daher wissenschaftlich gebildete Laien, wie vor Allem die Theologen, Geistliche wie Studierende, angelegentlichst auf diese neue reife Frucht, die der geistvolle Schriftgelehrte seiner Kirche dargeboten hat, aufmerksam, und thun dies in der festen Ueberzeugung, daß die reiche Fülle seiner Beobachtungen, die Klarheit der ganzen Beweisführung, die Schärfe, mit der er die Argumente der Gegner beleuchtet und widerlegt, nicht bloß für das praktische Amtsleben (in Predigt und Katechese) verwerthet werden kann, sondern daß sie auch die Gewißheit ihres Heilsglaubens fördern und gründen, aufrichtig Suchende



aber zur Gewißheit führen werde.\*) Möge es dem Herrn Verfasser, der als rechter Schriftgelehrter Altes und Neues aus seinem Schatze darbietet, Altes in stets neuer Beleuchtung, Neues in stets scharfsinniger Auffassung und Begründung, nach seines Herrn Gnade vergönnt sein, noch manche so köstliche Gaben seiner Kirche darzubieten. Gerade solche Schriften thun uns in der Gegenwart Noth, welche auf dem Grunde unseres kirchlichen Bekenntnisses stehen (wir verweisen hierbei auf die höchst bedeutsame Einleitung zum zweiten Theile: die Leidensgeschichte), dasselbe nicht bloß wiederklären, sondern durch erneuerte Untersuchung seiner biblischen Grundlage, seinen festen Grund vertiefen und seine biblische Wahrheit von immer neuen Seiten beleuchten.

M.

S.

### **H a u s b u c h.**

#### **Tägliche Andachten für die Hausgemeinde.**

3. Auflage. 1871. Herausgegeben vom ev. Blicherverein.

(Niederlage: Dranienstr. 106.)

Das „Hausbuch“ des evang. Blichervereins ist vielen fern der Ev. K. Z. gewiß schon aus eigenem Gebrauch bekannt und werth geworden. Wenn wir hier auf dasselbe hinweisen wollen, so ist die Veranlassung einmal in der neuen dritten Auflage, welche dasselbe erlebt, gegeben, dann aber auch durch die herannahende Weihnachtszeit, für welche sich ja Mancher nach einem guten Buche umsieht. Die Ansprüche, welche an ein solches Hausandachtsbuch gemacht werden, sind eben sehr verschiedener Art, und allen Wünschen gerecht zu werden ist unmöglich. Wenn nur Jesus Christus überall das A und das O, der Anfang und das Ende ist, und wenn nur sein seligmachender Name in vielen Häusern und Herzen aufgerichtet wird, dann mag solche Verschiedenheit immer bleiben. In unsern Tagen, wo aus den Häusern christlicher Glaube und christliches Leben immer mehr verschwinden, muß man sich ja freuen, wenn auf irgend eine Weise der Friedefürst durch sein Evangelium wieder seinen Einzug in ein Haus hält, wenn die Glieder einer Familie sich um ihn sammeln und an jedem Tage

sich grüßen lassen mit seinem Friedensgruß, der unter der Mühe und Sorge, unter den Versuchungen und Kämpfen des täglichen Lebens die Herzen aufwärts zieht, sie tröstet und zum guten Kampfe stärkt. Dennoch hat das „Hausbuch“ vor vielen ähnlichen Büchern unbestritten seine Vorzüge, die ihm vom Anfang seines Erscheinens an viele Liebhaber gewonnen haben. Die rasche Aufeinanderfolge von drei starken Auflagen ist ein bereitetes Zeugniß dafür. Lied, Bibeltext, Auslegung und Gebet: das ist der Inhalt jeder Andacht. Die Lieder sind in der neuen Auflage besonders sorgfältig aus dem „Unverfälschten Liederlegen“ gewählt, die Bibeltexte halten überall den Anschluß an die Perikopen fest und helfen zum Einleben in die Idee des Kirchenjahres. Die Auslegung ist gleich weit von doctrinären Reflexionen, wie von sentimentalen Gefühlsergüssen entfernt. Sie bietet der Seele das Brod des Lebens in gesunder lutherischer Art; einfach, verständig und in die Liebe Christi eingetaucht, sucht sie die jedesmaligen Hauptgedanken herauszustellen und ans Herz zu legen und bringt auf rechtfertigende Früchte der Buße. Die Gebete sind alten Agenden und Gebetbüchern entnommen oder möglichst nachgebildet, kurz und kräftig, voll Geistes, aber ohne Ueberschwänglichkeit, so daß Jeder sie von Herzen mitbeten kann. Wo ein solches Buch der Hausfreund einer Familie wird, da kann der Segen nicht ausbleiben.

Die dritte Auflage des Hausbuches ist in einigen Theilen erweitert, indem auch für die drei letzten Epiphaniens- und Trinitatiswochen Andachten hinzugefügt worden sind, so daß das Buch nun für jeden Tag des Jahres im Stiche läßt. Wegen des vermehrten Textes mußte der Preis desselben um 2½ Sgr. erhöht werden. Eine ähnliche Erhöhung des Preises haben die Einbände wegen der auf gewerblichem Gebiet in neuester Zeit stattgefundenen Lohnsteigerungen erfahren müssen. Der Preis des Buches in der neuen Gestalt — gebd. 20½ Sgr., 26½ Sgr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 1¾ Thlr. und 2 Thlr. — ist immerhin noch sehr mäßig, da es ja bekannt ist, daß der Ev. Blicherverein es nicht auf Gewinn abseht, um Capitalien anzusammeln, sondern auf möglichste Verbreitung seiner gebiegenen Bülcher, um dem evangelischen Christenvolk an seinem Theile zu nützen. Wir wünschen dem Hausbuche, dem der Herr bereits so viele Thüren aufgethan hat, daß es durch seine Güte auch weiter den Weg in viele Häuser finde, und daß mit ihm der seinen Einzug halte, dem sein erlöstes Volk in der Adventszeit die Palmen auf den Weg streut und das Hosannah entgegen singt.

F.

\*) Zum Schluß dieses Theiles folgt noch eine Beilage: über das Leben Jesu von Heran, die gleichfalls höchst schätzbar ist und eine eigenthümliche Auffassung des jetzt nun schon fast vergessenen Buches bietet. Wir benutzen diese Gelegenheit, nachdrücklich auf die zwei früheren Theile dieser apologetischen Beiträge aufmerksam zu machen: der erste behandelt die Wunderthaten des Herrn, der zweite die Leidensgeschichte in Bezug auf die neueste Critik.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 16. December.

N<sup>o</sup> 100.

Die Leser werden freundlichst ersucht, das Abonnement auf das erste Halbjahr 1872 im Laufe des December erneuern zu wollen. Das Nähere ergiebt die Bemerkung der Verlagshandlung im Umschlage.

## Der Materialismus und die Geschichte.

(Fortsetzung.)

Einstweilen nehme man Act von den negativen Forderungen des Materialismus, seinen positiven Tollheiten gegenüber gebrauche man die berechtigten Wahrheiten unserer philosophischen Idealsysteme und ihr Studium als Gegengewicht. Noch eines ist zu beachten. Die sog. exacten Wissenschaften huldigen in einer Reihe ihrer Träger mehr oder weniger ausgesprochenen materialistischen Tendenzen. Hüten wir uns vor der Sucht, z. B. in Behandlung der mosaïschen Schöpfungsgeschichte alsbald jedes einigermaßen plausibel scheinende Axiom zu ergreifen, um auf Grund desselben einen Compromiß aufzubauen, wie dies mit der sog. Resitutionstheorie und der darauf basirten Verlegung der großen Erdrevolution zwischen Gen. 1, 1 u. 2, und mit anderen geschehen ist. Und ließe sich selbst eine solche Theorie wirklich mit allen Schriftausagen vereinigen, so ist sie Theorie, durch fortgesetzte exacte Beobachtung ansechtbar, wir tragen sie in die Schrift hinein und können zu ihr nicht stehen mit der felsenfesten Gewißheit, die uns der Glaube an den aus der Schrift herausredenden und aus der unbegreiflichen Höhe seiner Allkraft wirkenden Gott und Herrn abverlangt. Compromittiren wir daher dies Reale nicht durch unsere Vorstellungen vom Realen. Noch größere Vorsicht ist geboten in Behandlung des Individuellen. Auch da zwar ist anzuerkennen, daß einer Zeitrichtung gegenüber, welche die sinnliche Welt als das Nichtseiende betrachtet und sie nur in dem Refleze der Vorstellung wahrnimmt, die Leiblichkeit als ein nothwendiger Bestandtheil der vollen Persönlichkeit betont wird. Gott blies dem Erdenkloß seinen Obem ein und also ward der Mensch eine belebte Seele — darin liegt der Ausgleich der beiden Seiten. Dagegen ist es ein höchst unsicheres Fahrwasser, wenn man sich in die Apercüs der modernen Psychologie über die Beseelung der Pflanzen zu tief einläßt, wo dann die Gefahr nahe liegt, zwischen der Wirkung des Geistes, der Organismen schaffend „über den Wassern brütete“ und der Inspiration Adams durch den h. Geist einen nur graduellen Unterschied zu setzen und so-

mit hinwiederum aus der Weltordnung den bewußten Factor des Zweckes, der persönlichen Absicht auszustoßen, ohne den das kosmische Leben zu einer auf das Selbstbewußtsein nur hinträumenden Seinsform wird. Vor allem aber seien wir gerüstet, der materialistischen Strömung nachzugehen bis an die Peripherie der Kugel, wo die Welt des Individuums sich abermals mit dem Allgemeinen, dem lebendigen Gott berührt, das ist das Gebiet des sittlichen Lebens, die Geschichte. Da liegen die entscheidenden Tage, die Kämpfe, welche in dem Prozesse zwischen Welt und Gott, den endgültigen Austrag bringen sollen.

### III.

Der Prozeß zwischen Welt und Gott, ist das nicht die Geschichte? Mag auch der Spruch bei Jedem von Beiden nicht den gleichen Sinn haben, genug, die Schrift und Hegel halten die Weltgeschichte für das Weltgericht. Diejenige Philosophie aber, welche die Zweckursache streicht, wird nicht die nöthige Gebuld haben, den letzten Spruch abzuwarten, welchen die Offenbarung den jüngsten Tag nennt. Sie hat den cum grano salis verstandenen richtigen Satz produziert, was wirklich ist, ist auch logisch — sie hat dem Materialismus vorgearbeitet, welcher spricht: Was wirklich ist, ist auch sittlich! Aber welch' eine Sittlichkeit ist es, die sich da dem Auge darstellt! Diejenigen Stimmen, welche am meisten und in cynischer Weise Ernst machen mit dem Aufbau des ganzen Menschen auf materieller Basis fordern eine Revision des Moralgesetzes nicht minder wie des Strafcodes, wo der Begriff sittlicher Verantwortung hinfällig wird, was habe da das Schwert der Gerechtigkeit noch heinzufuchen? Lassen wir diese enfants terribles der Partei und sehen wir zu, ob die theoretische Wurzel aus der ihre pausbäckigen Postulate hervornachsen, noch irgend eine Seite darbieten, welche der Entwicklung der Gottesidee in der Geschichte förderlich und dienstbar gemacht werden kann.

Die Geschichtsschreibung, indem sie den Verlauf der geistigen Bewegung in der Welt motivirt, muß ja nach dem Impulse suchen, welcher der jedesmal auftretenden Erscheinung zu Grunde lag. Parallel mit der Intriguenpolitik des Zeitalters nach dem 30jährigen Kriege, da hinter den Coullissen kleine In-



dividuen mit kleinlichen Zielen die Geschehnisse der Völker zu lenken bemüht waren, entwickelt sich z. B. eine Geschichtsschreibung, die da froh ist, für jeden Krieg und jede Staatsaction den nächstliegenden persönlichen Grund in dem Willen eines hochstehenden, am Ruder sitzenden Staatsweisen zu finden. Dabei kommt der Genius, die Gottbegeisterung eines wahrhaft geschichtlichen Helden schlecht weg: die *causa efficiens* der Begebenheit ist meist eine solche Ursache, die sich zu einer allgemein gültigen Idee gar nicht erweitern läßt, die Politik schlägt um in die Diplomatie. Solcher Pragmatismus spritzt seine Wellen auch in die heilige Geschichte hinein und richtet in der Geschichte des N. B. insonderheit eine wahre Sündfluth an. Der Rationalismus tritt in diese Erbschaft ein und mit wenig Wit und viel Behagen degradirt er Jehova, den lebendigen, zu einem Nationalgott der Juden. Moses ist der recht eigentliche Pfiffikus, welcher der Nation den Rappzaun anlegt in der Gesetzgebung, und um die Erscheinung des Herrn zu motiviren, greift die Hand nicht hinein in die ewigen Geheimnisse, nicht in die Sünde und das süßneuliche Gewissen, nicht in das Wesen Gottes, das da heilende und wiederherstellende Liebe ist, sondern der politisch-ethische Zustand der Welt und die jüdischen Secten müssen das, Material hergeben, aus welchem der Rabbi Jesus seinen Prophetenmantel webt. Wir wissen, wie verächtlich der Idealismus sich über diese banausische Denk- und Betrachtungsweise ausläßt und verkennen den Fortschritt nicht in der Behauptung, daß in Christo das dem Menschheitsbewußtsein identische Gottesbewußtsein eine Blüthe getrieben habe, an welche sich die Ära der Christenheit als Frucht ansetzt. Verauscheidend war der dürre gewordenen Zeit dieser Gedanke, herauscheidend wirkten die überschwänglichen Sätze, welche dieser Philosophie der Geschichte zu Gebote standen. Aber — und damit nimmt die philosophische Rechte ein gut Theil von dem zurück, was die Linke geboten — die Geschichte geht vorwärts in ununterbrochener Entwicklung; es wird der Herr der Herrlichkeit Nachfolger haben müssen, ja Concurrenten. Die Schrift meint das auch, nur werden diese, in Concurrenz mit der geoffenbarten Wahrheit tretenden Christusse, welche sich nicht zurück entwickeln zu ihm, dem Mittelpunkte des Heils und der Heilsgeschichte, allmählig das Gegenbild des geoffenbarten Heilandes darstellen und sich schließlich zusammenfassen in seinem absoluten Gegenpol, dem Antichristen. Diesen Dualismus aber im Geistesleben, weist jedes halbwegs pantheistisch gefärbte System weit von sich ab.

Wiederum bietet sich auch hier der Materialismus als ein Brausepulver, heilsam für den sich selbst vergottenden Geist an und wird so ein quasi Bundesgenosse der Kirche. Unter seinem Einflusse ist es geschehen, daß sich eine neue Form der Geschichtsschreibung heranzubilden versucht. Während bis daher nämlich in der Geschichtserzählung die Stellung des geschichtlichen Stoffes unter einen mehr oder minder geistigen Gesichtspunkt, von der chronologischen Treueherzigkeit des Annalisten bis zur feinsten oder erhabensten Gruppierung der Ereignisse hin vorherrschte, so stoßen wir neuerdings auf eine fast statistische Behandlung der Quellen;

parallel mit der Naturbeschreibung geht die Beschreibung des historischen Stoffes. Die leitende Idee, so wie der Zweck dieser Geschichtsschreiber ist leicht zu durchschauen. Wenn an gewissen Punkten der Bewegung dieselben Erscheinungen auftauchen, so ist daraus die Folgerung zu entnehmen, daß gewisse Existenzbedingungen und Constellationen von Umständen da wie dort vorliegen, die regelmäßige Wiederkehr von Ursache und Wirkung ist Geschichte, und ihr Nachweis der rechte Pragmatismus, innerhalb dessen das Individuum einen Anspruch, mitconstituiren der Faktor der Geschichte zu sein, nicht mehr erheben darf. Eine sehr kräftige Arznei bietet uns hier der Materialismus gegen jene Krankheit, deren Bild uns aus dem Spruche entgegentritt:

„Was man den Geist der Zeiten heißt,  
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,  
In welchem sich die Zeiten spiegeln.“

Blöde aber ist der Materialismus seiner Natur nach nicht, vor Konsequenzen schrickt er auch nicht zurück. So hat sich denn Renan in dreifacher Weise an das Leben des Herrn und der Apostel gemacht. Wie dem Vogt und Genossen der Mensch nichts ist, als ein Produkt aus Luft und Licht und tausenderlei ihn umgebenden Substanzen, so wird der geschichtliche Mensch, ja bei Renan Christus der Mensch der Geschichte schlechthin, die mittlere Diagonale in einem Parallelogramm der Kräfte, von welchen Kräften, man nenne sie nun Anlage, Zeitströmung oder wie sonst kein Mensch sagen kann, woher sie kommen, wohin sie zielen — genug, der geschichtliche Stoff ist da, selbstgenugsam in ihm selber, atomistisch die einzelnen Erscheinungen neben einander aufgeschichtet; dazu ist dieser geschichtliche Mensch ohne Willen und Seele, denn was man seine Seele zu nennen versuchen möchte, es ist höchstens die verschieden geartete Bindung oder Gruppierung, welche die irgendwoher in Bewegung gesetzten Atome mit einander eingehen. Gewiß ein Skelett bietet diese Geschichtsbetrachtung anstatt eines blühenden vollkräftigen Leibes, mit dem sich die leitenden Gedanken Gottes in der wirklichen Geschichte umgaben, und weder schöner noch lebendiger wird der Totenkopf dadurch, daß Renan die Schminke seiner Phantasie und Phrase aufträgt; es zeugt das nur von einem bösen Gewissen, welches einen entwendeten Diamanten durch ein Stück böhmisches Glas, an seine Stelle gelegt, ersetzen will. Und doch bleiben wir dabei, dieser materialistische Gesichtspunkt in Schätzung historischer Facta thut in der Hand Gottes ein gutes Werk, wenn er jenen Pragmatismus für immer begräbt, der die Neigungen und Strebungen seines Zeitalters auf die Jahrhunderte vor ihm übertrug, der überall Absicht und Tendenz als das die Dinge „Machende“ proklamirte, der in der gesamten jüdischen und Kirchengeschichte die profansten Triebe und Motive sich wirksam dachte und den realen geschichtlichen Stoff durch die Individuen zu den buntesten und krausesten Gestalten auskneten ließ. Beide Arten der Geschichtsschreibung kommen nie zu einer wahrhaft idealen Auffassung; der Materialismus nicht, weil er schon seinem Begriffe nach die Idee vom Stoffe ausschließt und jener



kritische Pragmatismus nicht, weil er, obgleich die Wirksamkeit subjectiver Kräfte anerkennend, doch ihre Mannigfaltigkeit nicht in der höchsten Einheit des Weltzweckes zusammen schauen kann. Die Christenheit aber, welche die Offenbarung besitzt, daß die Völker den Herrn suchen sollen, ob sie ihn fühlen und finden möchten, Act. 17, 27, sie ist im Stande, die wahrhaft geschichtliche Idee zu erfassen. Sie legt den rohen Völkerstoff in die Hand der den Zeitlauf durchwirkenden Einen Wahrheit, und wo sich dann das Volksindividuum mit dieser Wahrheit berührt, da entsteht eine Volkspersönlichkeit, und wenn ein Volk in dem Grunde der Einen Wahrheit wurzelt, dann bringt es auch wohl Jahrhunderte überdauernde Thaten und Werke ans Licht.

Als Prüfstein dessen, wie hoch oder tief das Thermometer des geschichtlichen Begriffs stehe, dient obenan wohl die Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche zu einander. Nie und nimmer ist bislang eine Menschheitsbewegung möglich gewesen, ohne Mitwirkung dieser beiden Faktoren; wo einer im andern untergegangen war, da zeigte sich auch der Marasmus, das beginnende Lebensende, organische Bildungen waren dann nicht mehr möglich. Denen allen aber, welchen am Leben ihres Volkes etwas gelegen ist, war es Lebensaufgabe, jene beiden Gewalten ins Gleichgewicht und in das rechte Verhältniß zu einander zu setzen. Freilich verlief sich alle staatsmännische Kunst und kirchenpolitische Weisheit jedesmal dann in die Sackgasse der Abstraction, wenn man als die Quelle, aus welcher so kreatürliche, wie Gnadenordnung fließt, nicht den offenbaren Gotteswillen als das Allem vorangehende Reale anerkennen mochte. Geschieht dies, so liegt ja das Verhältniß beider klar ausgesprochen da; der aus Leib und Seele bestehende Organismus ist dann ein überaus zutreffendes Abbild der sich in Staat und Kirche darstellenden Welt. Jedes der beiden hat seine besondere Wirkungssphäre, seine eigenthümlichen Functionen und doch sind sie ihrem innersten Wesen nach für einander gemacht und auf einander bezogen. Daß aber die Wirkungsweise auf ein und dasselbige Object hinläuft, bedingt es, daß Staat und Kirche sich irgendwie zu einander stellen müssen in Behandlung der Dinge dieser Welt. Und wie verschieden die Grenze der Machtbefugnisse beider Faktoren gesteckt worden ist, das verlohnte sich wohl der Mühe, in extenso dargelegt zu werden, wenngleich das zusammenfassende Schlussurtheil doch immer wieder nur zwei eigentlich polare Gegensätze zu verzeichnen haben würde, den Grundsatz nämlich eines gegebenen und andererseits den eines gesuchten, beziehentlich methaphysisch gesetzten Verhältnisses beider.

Von vornherein stimmt Alles, was diesen Dingen auf den Grund geht, in Anerkennung des idealen Charakters, so des Staates, wie der Kirche überein; diese beiden gestalten künstlerisch die niederen Ursachen, den Stoff und die bewegenden Kräfte zu Formen aus. Wie man denn nun auch diese Formen nennen mag, schließlich wird es sich doch so stellen, daß Staat und Kirche sich in das „Schöne und Gute“ des Hellenen-

thums theilen. Man duldet die Kirche, so lange ihre Theologie an der Weltgestalt arbeitet, ohne höheren Anspruch für sich zu erheben, als dies der Staat in Ansehung seiner, der weltlichen Wissenschaft thut. Auch giebt es eine Theologie, die, weil sie ein eigenthümliches Wissen entweder nicht hat, oder dasselbe in richtiger Weise nicht zu präzisiren versteht, dem Nebenbuhler gegenüber immer im Nachtheile ist und die Frage herausfordert, wozu sie denn überhaupt da sei. An dem Worte Speculation ist das recht klar geworden, soweit die Theologie speculirt hat, ist sie zu Fragezeichen gekommen und wo sie Resultate bietet, da schöpft sie aus einer gegebenen, nicht einer zu suchenden Quelle. Denn das ist eben der Kirche gegeben, daß sie die Wahrheit hat, sie dient der höchsten Erkenntniß und arbeitet mit dem höchsten Principe, das Modell der sich abwickelnden Dinge, der Zweck der Geschichte ist ihr als Offenbarung in den Schooß gelegt. Christus regiert in ihr als souveräner König und die Aufrichtung seines Stuhles und die Sammlung der Völker zu seinem Heiligthume, das ist der festbestimmte Punkt, zu dem der Maelstrom der Ereignisse hinzieht. Das Weltbild in seiner Gesamtheit, die Krankheit im Geseze, die Heilung im Evangelio, die Genesung in den Visionen St. Johannis umschließt die Kirche, darin höher gestellt als der Staat, dessen Bewegung, zeitlich und örtlich gebunden, den Ausbau der Weltidee nur an einer Stelle gestattet, während die Kirche mit dem ihr gewordenen intellectuellen Besitze sich zum kritischen Strom des Geschehenden macht. Sie kritisiert zeugend, bis die letzte thatsächliche Krisis des wiedererscheinenden Richters der Lebendigen und Todten ihrem Worte das Siegel der Erfüllung ausdrücken wird. Dies Recht als Hausrecht innerhalb ihrer vier Pfähle zu üben, neben dem Staate und seinen Einrichtungen, verlangt sie; das ist die Freiheit, deren sie begehrt, und nicht die Herrschaft des Individualismus, welches, anders woher bestimmt, durch Mehrheitsbeschluß ihr eine, dem eigensten Wesen fremde Form geben soll. Woher kommts denn nun aber, daß man nach Selbstständigkeit der Kirche schreit, nur um Veranstaltungen zu treffen, die selbständig gewordene auf Kosten ihrer Freiheit von dem gottgewollten Plage zu drängen? Von Seiten der Welt liegt die Absicht klar, da ist die Herrschaft des geoffenbarten Geistes dem Fleische mit seinen Herrschaftsgelüsten ein Greuel — aber woher kommt die gleiche Forderung in der Kirche selbst auf? Nun da muß man denn doch wohl auch die Gebundenheit an die Worte „du sollst“ und „ich glaube“ nicht für die rechte Christenfreiheit ansehen, wenn man Compromiß eingehen will mit der „Kultur.“ Veralgemeinern wir die Absicht, die so vielen Ausgleichs- und Einigungsversuchen zwischen Staat und Kirche zu Grunde liegt, so findet es sich, daß überall eine Art von Chiliasmus, wenn auch nicht in historischem Sinne die Anschauungen bestimmt. Es ist aber der Chiliasmus das Vorwegnehmen dessen, was einer überweltlichen Entwicklung angehört und seine Einpflanzung in den diesseitigen Weltlauf. Die geweissagte Christokratie ist aber nur dann denkbar, wenn die alte Schöpfungsordnung überhaupt ihr Ende erreicht hat und



damit diejenigen Veranstaltungen hinfällig geworden sind, welche die Grundlage und das Knochengerüst der Geschichte bilden.

In der allerberbsten Weise geht der Ultramontanismus vor; dem Bellarmin ist die Kirche ein weltlich Reich, wie das Königreich Gallien oder die Republik Venedig, der Kirchenstaat ist schon die durch das Evangelium und seine weissagenden Elemente geforderte Form des Reichs Gottes, und die letzte Konsequenz muß die sein, daß der König — da das Reich Gottes nun einmal Königreich heißt — sich in einem incarnirten Träger der Wahrheit, einem geschichtlichen, aber unfehlbaren Menschen darstellen muß. Läßt man aber den Begriff der Monarchie fallen, so macht man aus demselben Geiste heraus den Gegenpol, die autonome Gemeinde zum Aus- und Abdruck des herrschenden, und damit des allgemeinen, des ewigen Willens, und wie im Romanismus der Staat vom Kirchenwillen annectirt wird, so im „Protestantismus“ die Kirche von einer Gemeinde, welche so wenig kirchlich gebunden ist, daß sie die größte Lust hegt, mit Umgehung des geoffenbarten und überlieferten Gotteswillens als Constituante für das Reich Gottes aufzutreten. Man sage doch aber nicht, die Grundlagen der Kirche seien den Männern des modernen Protestantismus heilig, über die Lehre habe die Synode nicht zu dijubiziren. Mit nichts ist es so, sondern wo die Lehre überall an die Oberfläche und in die Erscheinung tritt, in Agenden, Katechismen, Gesangbüchern, da dijubizirt sie brav weg — proprio Marte. Beide Strebungen nennen wir materialistisch, ob der Stoff auch hier individualisirt, dort centralisirt auftritt. Und wir fragen Bluntschli und Genossen, ob sie das Wort: „Wir werden Alle von Gott gelehrt sein“ auf sich und die durch das freie Mehr gewählte Kirchenversammlung beziehen und somit die Periode des tausendjährigen Reichs einleiten wollen? Und wenn das — dann habt ihr kein Recht, gegen den Infalliblen zu Rom eure Massen zu erheben; es ist doch nur der liebe Brodneid, welcher den Kampf gegen ihn bedingt.

Bevor freilich diese etwas robusten chiliaistischen Irrthümer die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi und die Suffizienz des Gemeindeprinzips auf den Markt kamen, sind auf dem Boden des Protestantismus schon andere Versuche der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche gewachsen, die als Vorläufer der modernen Erscheinungen zu betrachten sind. Da haben wir den Puritanismus, welcher im Conflict mit der Staatsordnung seines Zeitalters, die Schöpferordnung Gottes verkennend, das geoffenbarte Wort an die Stelle der weltlichen Gesetzgebung stellte und so den Staat in die kirchliche Gemeinde aufsaugte. Der Puritanismus war ein Irrthum und ein Fehler. In eine materielle Einheit mit der Welt gebracht, muß die Kirche verweltlichen; die Spannung der Gegensätze ist ihr Lebensbedürfnis, und diese Spannung kann und darf menschlicher Wille nicht aufheben; ehe die Factoren Sünde und Tod nicht vom Schauplatz der Geschichte verschwunden sind, kanns nicht geschehen. Daß aber jene beiden in Wegfall kommen, wird

durch das zweite, definitive Kommen des Herrn bedingt, durch welches der Keim zur Frucht, die Potenz zum Aktus, das Glauben zum Schauen, die Idee des κόσμος zur Thatsache werden wird. Aber giftig war der puritanische Irrthum darum nicht, weil er ein vorübergehender, durch konkrete Ursachen bedingter war. Rief ihn doch jene Strömung der Hochkirche hervor, welche gestützt durch die Lehre eines Hobbes von der Allmacht des Staats und dem absoluten Staatswillen, in einem umgekehrten Kirchenstaat einen Pabstkönig zu gebären trachtete.

Inzwischen hat sich auch die philosophische Mystik ans Werk gemacht. Vorhin sind die fließenden Gränzen schon flüchtig berührt worden, welche sie zwischen Staat und Kirche setzt; und wie nun einmal die Mystik ihrer Natur gemäß immer scharf auf der Gränzscheide des Pantheismus geht, so liegt es ihr ja nahe, an der Einen Weltsubstanz Staat und Kirche als die zwei Attribute zu setzen, welche doch in ihrem Grunde eins sind. Wenn man nun die Kirche als das Attribut der Innerlichkeit definirt, dann wird sie sich genügen lassen müssen, wenn im bürgerlichen Leben diese Innerlichkeit in der Gesinnung erstrebt wird und es hätte dann der Staat die Pflicht, durch seine Einrichtungen, seine Armee, sein Theater, seine Schule dem Menschen den gottgeordneten Charakter anzuerziehen; wobei freilich das alte Wort sich geltend machen würde: „Was Einer nicht weiß, kann er nicht lehren.“ Denn wie soll er etwas von dem, was den Grund unserer Persönlichkeit ausmacht, wissen, wenn es ihm nicht von außerhalb sein selbst dargereicht wird? Sehen wir den Embryo an, in welchem Staat und Kirche noch bei einander liegen, die Familie, wie wenig ist schon in der patriarchalen Aera, wo Fürstenthum und Priesterthum nach dem Rechte der Erstgeburt mit einander vererbt wurden, die Möglichkeit gegeben worden, durch das Gesetz des Hauses den Sinn für die Verheißung anzuerziehen. Ismael und Isaak, Jakob und Esau sind Pole, die sich fliehen, und sie sind doch unter dem Schatten Eines Hauses groß geworden. Als nun der Keim sich entfaltete, als die Familie die Gemeinde, den Stamm, das Volk aus sich heraussetzte, da war's Ein Volk, welches Gott als Offenbarungsstätte sich erwählte mit der Aufgabe, das Wort zu bewahren, und der verheißungsreichen Aussicht, daß sich die Völker zu demselbigen sammeln sollten. Die Fülle der Zeiten hat daran nichts geändert. Mein Haus soll ein Bethaus sein allen Völkern — aber nicht: Alle Völker sollen mein Bethaus sein. Sie kommen und gehen, das Haus Gottes bleibt; und das wird abermals so lange dauern müssen, bis, was durch das Pfingstfest im Geiste angelegt ist, die Eine Sprache Canaans, seine reale Erfüllung gefunden haben wird in der Herstellung Einer heiligen Familie auf Erden. Bis dahin halte man doch ja die Gränzen inne, welche das weltliche und himmlische Gebiet trennen, und lege die Bestimmung der fließenden Gränzen nicht in die Hände einer Versammlung, die von unten herauf gewachsen ist. Die Erfahrungen, welche man da macht, sind nur allzusehr geeignet, auch die



compacteste Vertrauensseligkeit in die constitutionelle Schöpfungsfähigkeit des Staates auf dem Gebiete der Kirche scharf abzufühlen.

Nun aber muß dem mechanischen Drängen der Zeit gegenüber etwas geschehen, die Zeit für Theorien ist abgelaufen, wir haben nicht mehr bloß mit den Abstractionen „Staat und Kirche“ zu rechnen, vielmehr soll die römische Kirche das Probestück ihrer Autonomie machen dem Reiche gegenüber, welches sich um den leoninischen Theil der Weltstadt Rom her abgelagert hat, und im neuen deutschen Reiche soll die Kirche Augsburger Confession Stellung nehmen. Da ist denn vorab die Rede verhänglich, welche man zur Zeit öfters vernimmt, als sei ein Volk zur Religion überhaupt, oder auch nur zur Kirchlichkeit vorzugsweise angelegt. Ein materialistischer Gedanke, die Religion in einem besondern Organismus zu suchen! Und welchen niederschlagenden Anblick, wenn man dann nun in dem wogenden Völkermeere das unermüdliche Sichausleben der Völker sieht, wenn mit dem Christophorus der Christus, den er bekannt hat, in den Staub der Ruine sinkt. Da es doch viel richtiger ist und hochnoth, in dieser Zeit unserm Volke zu predigen, daß in der Annäherung zu oder in der Entfremdung von der Kirche, welche die Väter groß gemacht hat, sein Auf- oder Niedergang beschlossen liege. Kommt durch solche Betrachtungsweise die Würde der Kirche zu Schaden, so ist wieder nach der andern Seite hin unrecht, in falschverstandnem Eifer für die Autonomie der Kirche den Begriff der Landeskirche als Vogelscheuche für die Zeitgenossen zu verwenden und sie ohne Weiteres mit der Staatskirche zusammenzuwerfen. Es war doch eine echt germanische Schöpfung, dem Hüter der Landeswohlfaht nicht zwar die Gewissen der Unterthanen zu unterstellen, wohl aber ihm die Aufsicht über den in die Geschichte durch das formulierte Bekenntniß eingetretenen Grund zu geben, welcher die Gewissen trug. Und damit er das könne, verlangte man von ihm die Gleichartigkeit des Bekenntnisses. Eine Lust mußte es sein, welche Regierer und Regierte mit einander athmeten. Nothbischöfe hießen die Fürsten. Billiger Spott ist über den Titel ausgegossen. Als ob bei dem Aufeinanderbezogensein von Staat und Kirche, welches dem Verhältnisse von Leib und Seele parallel läuft, vor Christi Wiederkunft jemals ein anderer Zustand des Kirchenregiments denkbar wäre, als der des Nothbehelfs. Fällt einmal der fürstliche Nothbischof weg, so wird man eben auf einen andern Nothbehelf fallen müssen und das so lange, bis der erscheinen wird, welcher ein Helfer aus aller Noth ist. So lange, als es irgend möglich ist, wird ein Jeder, welcher die Zeichen der Zeit versteht, die geschichtliche Bildung zu halten versuchen gegenüber den mechanischen Formen, welche dann die alleinige Möglichkeit des Tages sein würden. Und welche sind dies?

Man fürchtet einerseits eine Staatskirche, da dann die Gemeinde Gottes mit Einrichtungen versehen werden würde, conform denen der bürgerlichen Gemeinde; und dann wäre die unterbundene kirchliche Bewegung das Triebrad der Politik nirgends mehr zu hemmen im Stande — Salz der Erde zu sein müßte die Kirche dann aufgeben. Man macht sich andererseits darauf gefaßt, eine Freikirche entstehen zu sehen. Aber das eine wie das andere ist doch nur ein Durchgangsstadium. Eine Freikirche ist eine werdende, die Staatskirche aber eine vergehende Kirche, in welcher die geistlichen Kräfte und historischen Lebensbedingungen sich ausgelebt haben. Eine Freikirche aber kann man nicht machen, ohne im Allgemeinen den Krystallisationspunkt zu besitzen, um welchen her sich die neuen Gestalten der Dinge ansetzen können. Daher ziemt uns große Vorsicht auf dem Wege diesem Ziele entgegen. Da nun aber das Warten schwer und nicht Jedermanns Ding ist, so stellt sich in neuester Zeit noch ein Begriff ein, welcher sich zwischen das „Nicht mehr“ der Landeskirche und das „Noch nicht“ der Freikirche einfügt. Der Name der Volkskirche schwebt auf vielen Lippen und fließt aus mancher Feder, ohne daß darum das über dem Begriffe lagernde Halbdunkel sattfam gelichtet wäre. Soll die Volkskirche solch eine Gemeinschaft sein, innerhalb deren in individuellster Weise Mann für Mann sich zur Wahrheit bekennt, so haben wir eine Utopie, deren Erfüllung selbst die enthusiastische Freikirche nicht in ihrem Schooße zu schauen erwartet. Auch ist das die Meinung wohl nicht, sondern es soll die Volkskirche eben Produkt des Bestrebens sein, die erziehungsbedürftige Masse aus einem zerfallenden in einen werdenden Zustand der Dinge hinüberzuleiten. Wichtig ist es ja, daß die Masse erziehungsbedürftig ist, aber erziehungsfähig wird sie erst dann, wenn im reinen Stoff eine Gliederung eingetreten ist — lose Sandkörner bilden nimmermehr ein Haus. Wer aber soll die Conglomeration übernehmen? Was man jetzt Volk nennt, ist eine im politischen oder vielmehr socialen Kessel brodelnde Flüssigkeit, jede Partei sucht das Volk an einer besondern Stelle, zumeist bei der eigenen Farbe. Soll nunmehr die Volkskirche das besagen, daß, weil der constitutionelle König nicht mehr die frühere Stellung zur Kirche einnehmen kann, jetzt die Regierten oder ihre Mandatare das von ihm verwaltete Amt in die Hand nehmen möchten, so haben wir eben Staatskirche, nur daß hinfort statt Eines ein paar hundert Willen kirchliche Entscheidungen treffen. Soll aber das Volk in kirchlichen Dingen zu seiner Selbstregierung sich neu gliedern — was ja allerdings eine Nothwendigkeit sein dürfte, da die weltliche Vertretung des Volks gar keine confessionelle, ja nicht einmal eine christliche Physiognomie hat — dann fragt man billig: Wie wird aus den Millionen sehr disparater Geister ein Haufe? Es bleibt keine Lösung, als die Confes-



sionskirche, es muß das Wort Gottes in reiner Lehre missionierend über die Massen hingehen, neue Reime schaffend und neuen Grund legend. So warten wir denn, ob das Volk deutscher Zunge überall noch Lust und Verstand haben wird, sich eine neue geschichtliche Aera zu gründen, indem es bewußt oder instinctiv den geschichtlichen Zweck erfäßt. Was immer an alter Ordnung vorhanden ist, das gilt es zu halten, ist doch das Alte immerhin die Hülle einer Knospe, die nach Gottes Ordnung nie in das Dasein springt, ohne ein Altes von innen heraus gebrochen zu haben. Daß in solcher Zeit des Werdens, des Ueberganges des Incorrecen viel vorkommt, darf uns nicht Wunder nehmen. Vor Gott, dessen Wege überall Nichtsteige sind, gelten solche Incorrectheiten auch als etwas zum Ziele Führendes, wo sich bei ihnen nur die rechte Treue findet, die nichts verderben mag, weil doch ein Segen darin sein könnte. Und wenn dann unser Volk wirklich eine neue Gliederung erlangt haben wird, dann wird mit vielen anderen auch die Kirchenfrage erledigt sein. Am Ruder des Kirchenschiffes wird dann ein neuer Steuermann stehen, der neue Nothbischof wird gefunden sein — und wer wird's sein? Der, welchem Gott die materielle Gewalt in die Hände gelegt hat, der sie in idealer Weise, in Gottes Namen zu tragen sich verpflichtet, der den geschichtlichen Zweck, wonach die Reiche dieser Welt dem Höchsten ein Piedestal seiner Ehre sein sollen, erkannt hat, Summa ein solcher, dessen Erscheinung die Harmonie der aristotelischen Ursachen darstellt. Wo ein solcher aufkommt, da wird der Materialismus vom Boden der Geschichte hinweggeweht sein.

(Schluß folgt.)

## Aus der Bezirks-Synode zu Esens in Ostfriesland.

Die diesjährige Esener Synode hat am 24. October stattgefunden. Nach dem Gesange: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen“, Gebet und Ansprache des Vorsitzenden, Superint. Thalheim in Esens, über Matth. 9, 35—38, folgte unmittelbar der Bericht über die Zusammensetzung der Synode. Es wurde mitgetheilt, daß der Ausschuß die Wahl sämtlicher weltlicher Mitglieder richtig befunden habe, gegen die Zulassung der von dem Esener Kirchenvorstande gewählten Abgeordneten Kaufmann R. M. Andreessen und Gutsbesitzer B. Schnedermann aber Protest erhebe, da es dieselben Männer seien, welche bereits auf der zweiten Bezirksynode wegen ihrer Zugehörigkeit zu dem Serierner Protestantenverein zurückgewiesen seien. Der Ausschuß bitte die Synode, den von ihm einstimmig gefaßten Antrag zu dem ihrigen zu machen. Da die von der zweiten Esener Bezirksynode wegen Mitgliedschaft am Serierner Protestantenverein ausgeschlossenen Herren Kaufmann R. M. Andreessen und Landwirth Schnedermann durch Majoritätswahl der weltlichen Mitglieder des Esener Kirchenvorstandes wieder als Abgeordnete

zur vierten Bezirksynode präsentirt sind, indeß auch die dritte Bezirksynode Mitgliedern jenes Vereins, dessen vorzügliche Tendenz auf Untergrabung der positiven Grundlagen unserer Kirche gerichtet ist, die Synodalfähigkeit aberkannt hat, so weist der Ausschuß in Betracht, daß eine Aenderung des wesentlichen Charakters jenes Vereins nicht bekannt geworden ist, vielmehr dessen Feindseligkeit gegen Grundlehren und Hauptordnungen unserer Kirche fortbesteht, die genannten beiden Herren, welche als Mitglieder des Serierner Protestantenvereins sich ausdrücklich bekannt haben, von der Theilnahme an der vierten Esener Bezirksynode vorläufig zurück.

Zunächst erklärte Schnedermann: „der Antrag des Ausschusses sei nicht gerechtfertigt durch die Synodal-Ordnung; deshalb trage er darauf an, denselben zurückzuweisen.“ Auf die Anfrage des Superintenden „sind die beiden Herren mit den Grundsätzen, welche der Rektor Gittermann in den in dem Protestantenverein gehaltenen Reden ausgesprochen hat und die gedruckt vorliegen, einverstanden oder nicht?“ erwiderte Schnedermann: „ich bestreite dem Vorsitzenden das Recht, dergleichen Fragen an uns zu richten“ und Andreessen fügte hinzu: „der Serierner Protestantenverein ist nichts besonderes für sich, er ist ein Theil des allgemeinen deutschen Protestantenvereins und zu diesem gehören wir; nicht auf das, was ein einzelner sagt, kommt es an; ich verweise auf die Statuten.“ Der Vorsitzende glaubte die Rundgebungen des Serierner Protestantenvereins vor allem als entscheidend in der obschwebenden Frage hervorheben zu müssen; derselbe habe sich offen zum Vertheidiger der Gottlosigkeit aufgeworfen; die Hauptlehren des Christenthums: Christi Empfängniß vom heiligen Geiste, Auferstehung, Himmelfahrt werden fest und frech geleugnet. Schnedermann wies noch einmal auf die Statuten des Protestantenvereins hin: „nach denselben ist jede Richtung innerhalb desselben nicht bloß zulässig, sondern auch berechtigt; die Ansichten über Religion sind verschieden; der Verein läßt jede gelten.“ „Würde jede Ansicht, meinte Pastor Meints von Thunum, in der Kirche für gleichberechtigt erklärt, so würde das nothwendig zu einem Babel führen; wir haben nicht erst Meinungen aufzustellen; wir haben bereits ein festes bestimmtes Bekenntniß.“ Dem zustimmend erklärte P. Brakke von Jullum: „das von den Angegriffenen zur Rechtfertigung ihres Standpunktes Vorgebrachte trifft nicht zu; wenn ich sage: alle Lehren sind berechtigt, so entwerthe ich alle; es ist das nichts anderes, als wenn ich sage: es ist gleich, ob ich einen Kopf habe oder keinen. Die Gleichberechtigung ist unmöglich. In einer und derselben Kirche können nicht Rabbiner, Lutheraner, Katholiken, Reformirte u. s. w. zugleich auftreten. In der luth. Kirche gilt bloß die luth. Lehre. Deshalb müssen aus der Synode entfernt werden, welche die Grundlehren unserer Kirche antasten. Als Pastoren müssen wir Gottes Wort rein und lauter verkündigen, so sind auch die Kirchenvorsteher auf das Bekenntniß der Kirche gewiesen. Deshalb lehnen wir es ab, auf verschiedenem Fundament zu bauen.“ Leider scheute sich darauf einer der Pastoren nicht, einen andern Ton anzu-



schlagen; es war derselbe, der auch auf den früheren Synoden für Zulassung von Gliedern des Protestantenvereins gestimmt hatte, und der nachher durch einen Vortrag, betreffend Hebung des kirchlichen Lebens durch Nebengottesdienste und Bibelstunden allgemeine Betrübniß und Enttäuschung erweckt hat. P. Renken von Stadesdorf äußerte: „er sei für Zulassung, nicht weil er mit dem Protestantenverein sympathisire, sondern weil auch die Landessynode Mitglieder des Vereins zugelassen. Man habe hier einen Unterschied gemacht zwischen dem Serierner und dem allgemeinen Protestantenverein; indeß unser Volk macht diesen Unterschied nicht; wir machten zu viel Aufhebens von dem Verein; das Beste sei, wenn die Sache todtgeschwiegen werde. Deshalb sei er dafür, daß die beiden Herren zugelassen würden.“ In längerer Rede suchte P. Budde aus Westerkholt die Behauptungen des Vorredners in ihrer Nichtigkeit darzustellen und äußerte sich etwa folgendermaßen: „Bricht in der First eines Hauses ein kleines Feuer aus, so ist es meine Pflicht, sobald ich dasselbe bemerkt habe, es zu löschen. Sehe ich dem Feuer ruhig zu unter dem Vorgeben, dasselbe werde in sich selbst ersticken, und das ganze Haus brennt nieder und zieht noch mehrere Gebäude in den Ruin hinein, wen wird jedermann für das Unglück verantwortlich machen? Es ist nicht das erste Mal, daß aus einem Fünkchen ein großes Feuer geworden ist. Ich maße mir nicht an, ein Prophet zu sein; aber der Vorredner hat eben so wenig ein Recht, zum Propheten sich aufzuwerfen. Wie, wenn es einmal anders käme, als derselbe es sich denkt! wenn das Gift des Protestantenvereins weiter um sich fräße, wenn die Kinder des Unglaubens wie in Esens, so in allen Gemeinden des Bezirks die Oberhand gewinnen und wir hätten nie einmal den Versuch gemacht, solchem Verderben nach Kräften zu begegnen zu einer Zeit, wo es uns mit des Herrn Hilfe möglich war, demselben einen Damm entgegen zu stellen? Ich weiß nicht, ob früher oder später in der lutherischen Kirche unsers Landes der Geist des Protestantenvereins die Herrschaft an sich reißen wird; allen Anzeichen nach halte ich das nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich. Ich darf aber nicht die Hand dazu bieten, daß unsere Synode wie die in Baden und in der Pfalz werde, wo die Protestantenvereiner bereits die gläubige Minderheit tyrannisiren und einen Katechismus hergestellt haben, in welchem die Hauptlehren des Evangeliums fehlen und allem, was er an christlicher Wahrheit enthält, die Spitze abgebrochen ist. Aber nicht dadurch haben wir uns in unserer Entscheidung bestimmen zu lassen, ob der Protestantenverein für unsere Kirche gefährlich und verderblich werden könne; wir sagen „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ Ist das dermalige Treiben des Protestantenvereins ein kirchenzerstörendes, so versteht es sich für jeden lutherischen Christenmenschen von selbst, daß er demselben entgegentritt, so oft Gelegenheit und Beruf ihn dazu auffordern. In meiner Gemeinde habe ich Gott sei Dank! noch nicht die traurige Pflicht zu erfüllen gehabt, den Angriffen von Protestantenvereinlern entgegentreten zu müssen. Würde ich hier in der Synode friedlich mit ihnen tagen, so würde ich mir ihnen ge-

genüber die Hände gebunden haben, falls sie auch in meiner Gemeinde Fuß fassen sollten. Es ist nicht bloß ein Akt der Nothwehr, es ist nicht bloß ein Akt der Gerechtigkeit, es ist zugleich ein Akt der Liebe, wenn wir die Protestantenvereiner aus unserer lutherischen Synode ausschließen. Ließen wir sie zu, so würden wir sie in dem seelenverderblichen Wahn bestärken, daß es gleich sei, was einer glaube. Deshalb ist es heilige Pflicht der Synode, dieselbe ausschließende Stellung gegen die Protestantenvereiner einzunehmen wie in den beiden letzten Jahren. Indem P. Meints dem zustimmte, erklärte er, daß wenn der Serierner Protestantenverein auch nichts besonderes, sondern nur ein Theil des allgemeinen Protestantenvereins wäre, Mitglieder desselben an einer luth. Synode nicht Theil nehmen dürften; ihre Ausschließung sei so wenig, wie behauptet worden, wider die Synodal-Ordnung, daß dieselbe sogar durch diese gefordert werde. Nach der Synodal-Ordnung §§. 10 und 13 können Verächter des Wortes Gottes nicht Mitglieder der Synode sein; die Protestantenvereiner sind Verächter des Wortes Gottes, wie die Schriften derselben satzhaft beweisen; nach der Synodal-Ordnung sollen die Mitglieder der Synode ehrbare Leute sein; Ehrbarkeit ist nur da, wo Wahrheit ist; ich kann kein ehrbarer Mensch sein, wenn ich ein Amt in der Kirche bekleide und zugleich einem Verein angehöre, welcher die Zerstörung der Kirche bezweckt. Und wo bleibt da die von der Synodal-Ordnung für die Synodalen geforderte Gottesfurcht? Auch nach der Synodal-Ordnung muß der Antrag des Ausschusses angenommen werden.“ Damit konnte der Bürgermeister von Esens, Reg.-Assessor Wilhelm, sich nicht ganz einverstanden erklären; er habe bisher für Zulassung gestimmt; auch jetzt sei er in einer peinlichen Lage, da es ihm ungewiß sei, ob der Ausschluß berechtigt oder nicht. „Wir müssen auf §. 70 der Synodal-Ordnung fußen. Ich kann nicht annehmen, daß die beiden Esener Abgeordneten nicht Glieder der luth. Kirche sind, daß sie nicht in unserm Lande Wohnsitz und Wohnrecht haben, daß sie keine ehrbaren Leute u. s. w. sind. Wir sind nur die Statuten des Serierner Protestantenvereins bekannt und die sind übereinstimmend mit denen des allgemeinen Prot.-Vereins. Aus den Statuten ist kein Grund für den Ausschluß zu entnehmen. Bislang hatten wir kein sicheres Material dafür, daß der Serierner Prot.-Verein etwas besonderes sei. Jetzt hat es sich in dieser Hinsicht geändert. Es liegen gedruckte Neben von dem Leiter des Vereins vor; in einer derselben liegt die Ablehnung der Symbole klar vor. Deshalb halte ich die Frage des Vorstehenden an die beiden Esener Abgeordneten, ob sie sich zu den Neben des Rektor Gittermann bekennen, für vollkommen berechtigt. Stimmen sie denselben zu, so bin auch ich für die Ausschließung. Doch die beiden Herren haben sich noch nicht ausgesprochen; bis dahin bin ich für die mildere Praxis.“ Nachdem der anwesende Vertreter des Consistoriums in Aurich, General-Superint. Gossel, wie schon vor einem Jahre, daran erinnert hatte, daß, wenn so eben auf einen analogen Fall auf der Landessynode hingewiesen sei, diese der Bezirksynode Esens das



Recht zu dem früheren Ausschließungsbeschlusse ausdrücklich vindicirt habe, so wird, nachdem er hinzugefügt, die Esener Synode wisse am besten aus eigener Anschauung, ob und wie weit die Mitglieder des Seriemer Protestantenvereins zur Untergrabung der Kirche beitrügen, weshalb auch er die Bezirkssynode für vollbefugt halten müsse, über die Ausschließung zu beschließen, versuchte P. Budde in längerer Auseinandersetzung mit ausdrücklicher Bezugnahme auf das von dem Bürgermeister Wilhelm Vorgetragene Recht und Pflicht der Synode, bei den früheren Beschlüssen zu verharren, noch einmal ins Licht zu stellen. „Auch der Vorwurf, so etwa begann er, menschliches Recht gebrochen oder umgangen zu haben, kann und darf einem luth. Christenmenschen nicht gleichgültig sein. Dieser Vorwurf ist früher den beiden letzten Esener Synoden gemacht und heute vor unsern Ohren erneuert worden. Aber so wenig wie früher ist auch heute diese Anklage mit einem Worte begründet worden. Auf die Ausführungen des P. Meints hat der Herr Bürgermeister mit keinem Wort Rücksicht genommen, geschweige daß dieselben von ihm widerlegt, und als nicht stichhaltig erwiesen wären. Ich frage, wozu ist die Synodal-Ordnung hergestellt worden? Doch wahrlich nicht, um mittelst derselben die luth. Kirche zu zertümmern! Der angezogene §. 70 kann nun keinem andern Zwecke dienen sollen und wollen, als für den das Ganze bestimmt ist. Welche Auslegung des fraglichen Paragraphen wird nun die rechte sein, diejenige, vermöge welcher der Weinberg des Herrn offenbaren Zerstörern ausgeliefert wird, oder diejenige, welche mittelst des Paragraphen die luth. Kirche von ihren Feinden möglichst zu schützen sucht? Die Synodal-Ordnung erklärt sich nicht weiter darüber, was unter „ehrbar,“ „gottesfürchtig,“ „gutes Gerücht“ zu verstehen sei; so kommt denn alles darauf an, welcher Inhalt jenen Ausdrücken gegeben wird. Wenn ich die heilige Schrift über die Bedeutung jener Ausdrücke entscheiden lasse, so ist die Anklage, daß ich die Synodal-Ordnung umgangen oder verletzt habe, nur dann berechtigt, wenn mir nachgewiesen ist, daß ich der Schrift nicht die richtige Antwort entnommen habe. Mit den Protestanteneinern über die Auslegung jener Bestimmungen der Synodal-Ordnung sich zu verständigen, ist schier unmöglich; denn für sie ist die h. Schrift keine entscheidende Autorität. Ich glaube daher die Behauptung, die Synode habe durch ihre früheren Beschlüsse die Synodal-Ordnung verletzt, getrost als eine ungerechte Beschuldigung zurückweisen zu können. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Die Synodal-Ordnung ist im letzten Grunde nur eine menschliche Rechtsatzung. Es wäre nun nicht das erste Mal, daß eine menschliche Rechtsatzung mit der ewigen Wahrheit, mit dem Worte Gottes in Widerspruch träte; in einem solchen Fall würde ein einfältiger Christenmensch keinen Augenblick zweifelhaft sein, wofür er sich zu entscheiden hätte. Gesezt, die Synodal-Ordnung gäbe nicht unzweideutig an die Hand, welches Verfahren die Kirche Mitgliedern des Protestantenvereins gegenüber einzuschlagen hätte, so wäre es nicht Willkür, sondern unabweisliche Pflicht für mich, die Schrift zu Rathe zu ziehen und entscheiden zu lassen. Und auf der Wage der Schrift gewogen, wird der Protestantenverein zu leicht erfunden. Ich sage „der Protestantenverein“ und nicht bloß der Seriemer. Auch auf den beiden letzten Synoden habe ich für meine Person nicht darnach gefragt, ob der Seriemer Protestantenverein von dem allgemein deutschen sich unterscheide oder nicht; ich habe für Anschluß der Esener Abgeordneten gesprochen und gestimmt, nicht weil sie dem Seriemer, sondern weil sie dem Pro-

testantenverein angehören und in dem Sinne spreche und stimme ich auch heute. Wenn gesagt worden ist, daß die Esener Abgeordneten Mitglieder der evang.-luth. Kirche seien, so möge mir erlaubt sein, auch über diesen Punkt noch meine Meinung kurz zu äußern. Die Kirche hat je und je schwache Glieder getragen, und nicht bloß schwache, sondern auch vom Glauben abgefallene oder mit ihrem Glauben zerfallene, so wird sie es halten, bis sie aus der streitenden in die triumphirende wird verklart werden. Ich will jetzt auf die Frage nicht weiter eingehen, ob die Schrift verlangt, daß die Kirche solche, die den Glauben verleugnet haben, förmlich zu excommuniciren oder in Hoffnung zu tragen habe. Wenn aber die Kirche auch stark genug ist, schwache Glieder zu tragen, wenn ihr auch verstatet sein mag, Irrgläubige oder gar Ungläubige in ihrer Mitte zu dulden, so ist das Eine wenigstens, sollte ich denken, ganz unzweifelhaft: es darf ihr nicht zugemuthet werden, daß sie diejenigen ins Regiment setze, welche offenkundig ihre Vernichtung sich zum Ziel gesetzt haben. Darum aber eben handelt es sich für uns jetzt. Man mag über Synoden denken, wie man will, sie sind nun einmal ein Stüd Kirchenregiment. Protestanteneinern die Theilnahme an Synoden gestatten, heißt die luth. Kirche ihren Feinden zum Abbruch förmlich und rechtlich überliefern. Oder ist etwa der Protestantenverein nicht ein Feind der luth. Kirche? Wer aus den Schriften und Reden, welche aus dem Verein an die Öffentlichkeit gekommen sind, wer aus dem ganzen Treiben desselben bis jetzt sich nicht davon überzeugt hat, dem will ich den Beweis nicht erst dafür liefern. — Damit waren die Verhandlungen geschlossen. Der Antrag des Ausschusses gelangte zur Abstimmung und wurde gegen 7 Stimmen — darunter die des weltlichen Kirchencommissarius und des erstgenannten Pfarrers Neuen — mit 25 Stimmen angenommen. Es möge noch die erfreuliche Thatsache besonders hervorgehoben werden, daß diesmal die beiden zur Synode abgeordneten Schulmeister mit der Mehrheit gestimmt haben, während auf den beiden letzten Synoden die Schulmeister ihre Stimmen zu Gunsten der Protestanteneinern abgegeben hatten. Nebenbei sei die Bemerkung eingeschaltet, daß ein großer Theil der Schulmeister in dem Esener Synodalbezirk nicht dem Zeitgeiste huldigt. — Daß die Ausgeschlossenen den Beschluß der Synode für nicht rechtsverbindlich erklärten und auf ihren Plätzen blieben, obgleich ihnen der Vorsitzende das Recht, an den Beratungen ferner Theil zu nehmen, abgesprochen hatte, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die Feinde des Kreuzes Christi die von ihnen selbst geforderten und gemachten Geseze nur so lange für verbindlich erachten, als dieselben ihren Zwecken sich dienstbar erweisen. Vielleicht wähten die Ausgeschlossenen, durch ihr fedes und die von den Protestanteneinern so hoch gepriesene Bildung in ein höchst zweideutiges Licht setzendes Auftreten die Synode einzuschüchtern oder wenigstens den weltlichen Mitgliedern, welche meist einfache Landleute waren, zu imponiren. Sie sollten sich aber bald überzeugen, daß ihr brohendes Verhalten ihnen mehr geschadet, als genützt. Denn die Synode mußte noch einmal einen Theil ihrer Zeit auf die rechtliche Auseinandersetzung mit dem Protestantenverein verwenden.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 20. December.

N<sup>o</sup> 101.

## Frankreich und Deutschland

seit den letzten drei Jahrhunderten.

Gern wendet ein Wanderer von der Bergeshöhe den Blick zurück, um nun erst ein vollständiges, ein wahres Bild des Weges und der Landschaft zu gewinnen, die er durchschritten hat. Die Ereignisse der Jahre 70 und 71 haben uns auf eine geschichtliche Höhe von Bedeutung gestellt; weit ergehen sich die Augen rückwärts; weit blicken sie vorwärts in die Zukunft. Wenn aber Gott solche Geschichte sich begeben läßt, so will er auch, daß wir uns versenken sollen in den wunderbaren Gang seiner Thaten, seiner Werke der Barmherzigkeit und des Gerichtes; wir sollen Weisheit sammeln aus der Vergangenheit, um den Aufgaben genügen zu können, die eine große Gegenwart und Zukunft an uns stellt und stellen wird. Es ist freilich sehr verlockend — und unsere politische, hie und da auch kirchliche Presse zeigt die warnenden Beispiele solcher Verlockung — von den Gipfeln des Glückes hochmüthigen Sinnes auf die Niederlagen unsrer Feinde hinabzublicken, rasch mit der selbstgefälligen Philosophie der Geschichte fertig zu sein, wie die moralische Weltordnung dem Verdienst seine Krone und dem Vergehen seine Strafe zu Theil werden lasse, und nun leichten Sinnes einer Zukunft entgegenzuziehen, die jene Krone immer reicher zieren werde. Wir müssen hier dessen gedenken, daß der ehrwürdige greise Held, dessen Haupt zuerst die Siegeskränze schmückten, immerdar Gotte die Ehre gegeben und dem deutschen Volke niemals Anlaß geworden ist, selbstgerecht des Dankes gegen Gott und der Buße zu vergessen. Das ist ein gutes Zeichen für den Fortgang unserer Geschichte. Aber aus unserem Volke hat es nicht an Stimmen gefehlt, die den Herzenszustand offenbarten, gegen den Jesus jenes ernste Wort richtete, als man ihm das jüngste Tagesereigniß meldete von den Galiläern, welcher Blut Pilatus sammt ihrem Opfer vermischt hatte. „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage nein, sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen“ (Luk. 13, 1 ff.).

Seitdem die Beulen am kranken Leibe des französischen Volkes aufgegangen sind und der übele Geruch die Welt erfüllt, hat sich auch in Deutschland ein pharisäischer Redeton verbreitet, der von den Franzosen spricht, wie einst Jerusalem

Bewohner von den Galiläern. Nicht hindern soll uns jenes Wort, über die Gerichte Gottes nachzudenken, mit denen Er ein Volk zerschmettert, und Seiner ewigen Gerechtigkeit die Ehre zu geben, aber wohl soll es uns warnen, des Balkens im eigenen Auge zu vergessen. Wie oft und wie lange haben wir uns von diesem Volke gänzlich lassen und uns seiner Sünden theilhaftig gemacht! Nicht einmal mit den Befreiungskriegen war das zu Ende. Man hätte denken sollen, nachdem wir von Napoleon I. zertreten worden und endlich die Ketten zerbrochen waren, nachdem der gute deutsche Name in seinem ganzen Werthe wieder erkannt worden, da hätte es müssen mit der geistigen Abhängigkeit für immer zu Ende sein. Vielmehr hat jede französische Revolution, mit Ausnahme der letzten, Wiederhall und Nachahmung in Deutschland gefunden; und welche Macht hat französische Sitte und leichtfertige Kunst bis in die letzten Zeiten behauptet! Nur ein ganz oberflächlicher Betrachter wird es für unmöglich erklären, daß das siegreiche Deutschland nicht wieder von französischer Verführung verlockt und besiegt werden könne. Sind doch einst unsere fleghaften Vorfahren von verkommenen Römern zum Theil in ihren Untergang hineingezogen worden.

So wollen wir denn in Ernst und Demuth daran gehen, in den großen Ereignissen der Gegenwart den Gedanken Gottes nachzuforschen. Denn so hell und deutlich auch die Flammenschrift des brennenden Paris für das Auge des einfältigen Glaubens sein mag, dennoch gilt auch von diesen gewaltigen Thatfachen: daß Gottes Weg in der Tiefe und sein Pfad in großen Wassern geht, welche seine Fußstapfen bedecken.

Welch wunderbare Wiederkehr und Zusammenstimmung der Geschichte! Im Jahre 1872 sind die drei Jahrhunderte seit der Pariser Bluthochzeit voll. Und mit den Flammen von Paris in unseren Tagen ist der deutsche protestantische Kaiser geboren worden, nach dem sich unsere Väter vor 300 Jahren so sehr gesehnt haben. Dieser Kaiser hat eben ein Gericht an Frankreich vollziehen müssen, in Folge dessen wiederum die Kinder von Paris einander angethan haben, wovor der Feind sich schonte; als müßten es seit jener Bluthochzeit immerdar wie in der ersten, so in dieser letzten Revolution Frankreichs Kinder sein, die ihren Brüdern das Aergste zufügen. Und in der gleichen wunderbaren Verkettung muß es durch dieses ersten protestantischen Kaisers Franzosenzug, nicht Römerzug, geschehen, daß der Papst seines weltlichen Thrones beraubt wird. Aber nicht deutsche Hände besudeln sich mit diesem Raub. Es müssen des



Vaters nächste Kinder sein, die solches thun. Denn es ist der Papst, der eben die letzten Konsequenzen jenes dreihundertjährigen Widerstandes gegen das Evangelium und Luther, dessen Dolmetscher, in dem gotteslästerlichen Infallibilitätsdogma gezogen hat; es ist der Vertreter des Papstthums, das sich der Bluthochzeit freut und als das Unfehlbare nicht Buße thun will, noch kann. Und in den Abern dieses ersten protestantischen Kaisers fließt das Blut jenes besten unter den Hugenotten, der in der schauerlichsten Weise in jener Mordnacht zum Tode gebracht worden ist, und dessen blutiges Haupt dem Papst in Rom übersandt worden ist, des Admirals Coligny. \*) Wer wollte in solchen Verkettungen von Schuld und Strafe Gottes Finger verkennen!

Wir werden auf das sechzehnte Jahrhundert verwiesen, wo die Wurzeln der modernen Geschichte liegen. Es ist das Anfangsjahrhundert der neuen Zeit. Und wie hier die großen Principien eines ächten in Gott gegründeten modernen Lebens auftreten, die göttlichen Kräfte entbunden werden, ohne welche den Bedürfnissen der neuen Zeit nicht genügt und ihren Gefahren nicht begegnet werden kann, so sehen wir auch die furchtbaren widergöttlichen Tendenzen, die modernen Abfallsprincipien damals schon sich enthüllen. Das sechzehnte Jahrhundert ist in hervorragendem Sinn ein Jahrhundert des Heils. Denn es findet eine neue Aneignung des Heiles statt, das in Christo für alle Welt und alle Zeit erschienen ist. Auch die sterbenden antiken Völker haben noch zuletzt, — wie wenn Menschen sich auf dem Todtenbette bekehren —, Christo die Ehre gegeben. Ja sie haben in ihren großartigen Vertretern, einem Athanasius und Augustin, leuchtende Vorbilder und Zeugnisse

\*) „Er ward in der Bartholomäusnacht noch halb lebend zum Fenster hinausgeworfen und von Herzog Heinrich von Guise mit Füßen getreten. Ein Italiener schnitt seinen Kopf ab, der zuerst dem König und der Königin überbracht und dann nach Rom dem Papste übersandt ward. Der Pöbel verstümmelte den Leichnam weiter, und erst nach 3 Tagen Aufhängens an den Füßen ward er auf der Nischstätte zu Chatillon bestatet. — Die Tochter des Admiral, Luise Coligny, erst 17jährig, verlor in derselben Nacht ihren Vatten Leligny. Sie erreichte erst von Heinrich IV. die Vernichtung des schmachvollen Urtheils, welches über ihren Vater noch nach dessen Tode ausgesprochen worden. Im Jahre 1583 wurde sie die vierte Frau Wilhelms von Oranien, der schon 1584 wieder vor ihren Augen umgebracht ward. Der Sohn Heinrich Friedrich, den sie ihm in demselben Jahre gebar, ward der Vater einer anderen Luise, der Dichterin von Jesus meine Zuversicht, der Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg, der Stammutter der Könige von Preußen. Aber noch bis auf diesen Tag ist in der sala regia des vaticinischen Palastes zu Rom dicht vor der Sixtina, neben anderen Triumpfen des Papstthums, Heinrich zu Canossa, Barbarossa vor Alexander III., in 3 vasischen Fresken auch die Bartholomäusnacht dargestellt, und darauf vor allem mit seiner verstümmelten Hand her noch lebend aus dem Fenster geworfene Coligny, einer der Ahnherren der Könige von Preußen.“ Historische Zeitschrift von v. Sybel, Jahrgang 1871. Heft 1. Französische Frauen aus der Reformationzeit, von E. S. Th. Henke. S. 151 f.

aufgestellt, wie das Christenthum alle Volkscharaktere und die Mannichfaltigkeit der Individualitäten umfaßt, allen Höhen und Tiefen der Menschennatur gerecht wird. Dann aber sind die neuen Nationen der Romanen und Germanen und Slaven an die Stelle der klassischen Völker getreten. Und nun folgte das Mittelalter, eine Zwischenzeit, in welcher jene Völker für eine neue Zeit vorbereitet wurden. Es ist jene Aera der hierarchischen Disciplin, der Scholastik. Wie in einer Schule werden die jungen Völker durch die päpstliche Hierarchie erzogen für eine neue Zeit und ihre großen Aufgaben. Im sechzehnten Jahrhundert beginnt diese Zeit. Und nun geschieht eine Ausgießung des Geistes, ohne den diese Zeit ihren Anforderungen nicht genügen könnte. Die Propheten dieses Geistes wählt sich Gott vornehmlich aus den germanischen Nationen. Sie haben durch eine besondere Veranstaltung Gottes vor der Vermischung mit der antiken Cultur und ihren Schäden bewahrt bleiben müssen. Wie einen Ball hatte Gott die Alpen zwischen das Römerreich und Deutschland gesetzt. Und während über das Mittelmeer römische Herrschaft und Sprache nach Spanien und Gallien flutheten, ward dem Weltreich an den Grenzen Deutschlands geboten: bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. So ward Deutschland, obwohl in der Mitte Europas gelegen, dennoch besondert und bewahrt für eine große Mission. Wie der Apostel Paulus von sich sagen konnte, er sei besondert von Mutterleibe an und berufen, das Evangelium den Heiden zu predigen, so dürfen wir in Anerkennung der Gnade Gottes sagen, daß Deutschland zu einer besondern Predigt des Heiles an die Nationen der neuen Zeit berufen worden sei. Im sechzehnten Jahrhundert erging diese Predigt; und wiederum vollzog sich eine Erlösung und eine Verstockung. Seitdem wachsen Blüten und Früchte, deren Keime jenes Jahrhundert gepflanzt hat, wenn auch Stürme, wie der dreißigjährige Krieg, wenn auch Winterszeiten, wie der Schlaf des Nationalismus, darüber hingegangen sind. Seitdem vollziehen sich Gerichte über Völker, die sich damals verstockt haben, wenn auch dazwischen Zeiten des Glückes und des Glanzes eingetreten sind; bald zeigt es sich, daß staatliche Einheit und Macht, auf jene Verstockung gebaut, Sand zum Fundamente haben.

Das sechzehnte Jahrhundert ist ein Jahrhundert des Heils. Macaulay macht einmal die Bemerkung, daß mit dem Ende dieses Jahrhunderts die reformatorischen Bewegungen in ihrer Extensität auch ihr Ende gefunden haben. Völker bekehren sich von da an nicht mehr. Die Grenzen der Reformation und der Reaction schwanken nur noch wenig. Einzelne Personen treten seitdem von einer Confession zur anderen. Die großen Grenzen werden dadurch nicht mehr verrückt. Luther aber erklärt, daß es mit dem Worte Gottes und seiner Predigt sei, wie mit einem Plazregen. Wenn derselbe kommt, so rauscht es und ist Wassers die Fülle da; man braucht nur Gefäße zum Aufnehmen. Wenn aber die segenspendenden Wolken vorüber sind, so



wird der Himmel ehern. Da hilft denn kein Kennen und Laufen, da hilft kein Sammeln und kein Flehen. So wars für das Judenvolk im Jahrhundert des Heils. Da fragt der Apostel Paulus: Haben sie etwa die Predigt nicht gehört? Vielmehr — wie die Himmel Gottes Ehre verkündigen und ein Tag es dem anderen und eine Nacht der anderen kund thut — so ist der Schall dieser Predigt ausgegangen in alle Lande und in alle Welt ihre Worte; ja zu Israel spricht er: ich habe den ganzen Tag meine Hände ausgestreckt zu einem Volk, das sich nicht sagen läßt und widerspricht (Röm. 10, 18 ff.; Psalm 19, 1 ff.). Aber nachdem die Zeit der Gnade und das angenehme Jahr des Herrn vorüber war, ward Israel verstockt. Wohl kann sich der Einzelne bekehren, aber das Volk als Ganzes geht nun seinen Weg im großen Exil und weiß nicht, ob noch einmal die Zeit der Erbarmung wiederkehren wird. Ueber diese Zeit der Verstockung äußert sich Luther einmal: „Seit funfzehnhundert Jahren beten sie heftig mit Ernst und großem Eifer, wie ihre Gebetbüchlein zeigen, und Er läßt sich ihnen die ganze Zeit nicht mit einem Wortlein merken. Wenn ich so beten könnte, wie sie beten, ich wollte für zweihundert Floren Bücher darum geben. Es muß ein großer, unsäglicher Zorn sein. Ach, lieber Gott, strafe lieber mit Pestilenz, als daß du so stillschweigest.“\*)

Es giebt im Leben der Völker, wie im Leben Einzelner, Zeiten der Krisis, der Entscheidung. Es giebt Zeiten der Wahl, der Freiheit; dann folgen Zeiten, in denen mit Nothwendigkeit sich auswirkt, was in jenen Epochen frei gesetzt und gepflanzt worden. So wenig wie der individuelle Mensch lediglich ein wahlfreies Wesen ist, so daß der böse sagen würde, von heute will ich gut sein, oder der gute, von heute beliebt es mir, böse zu sein, so wenig gilt das von den Volksgeistern. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht; sein Wille ist ein *servum arbitrium*, wie Luther ihn nennt. Es giebt eine formale und eine reale Freiheit, wie die Dogmatik unterscheidet. Nur anders ausgedrückt ist es, wenn wir sagen, daß die gläubige Annahme der Gnade Gottes von Seiten eines Volkes Segen bringt nicht nur über eine Generation, sondern für viele, ja für das Geschick eines Volkes überhaupt; wie andererseits die Verwerfung einen Fluch über dasselbe herabzieht, ohne daß dadurch das Heil Einzelner ausgeschlossen wäre.

Im sechzehnten Jahrhundert haben sich die romanischen Völker gegen die Reformation der Kirche verstockt. Die Zeugen der Wahrheit, die sich auch unter ihnen erhoben haben, sind abgewiesen worden, ja viele von ihnen dem alten Schicksal der Propheten verfallen. Nicht ihre Regierungen sind es gewesen, die im Widerspruch mit dem Willen des Volkes jene religiöse Bewegung niedergebrückt haben. So wenig man vom jüdischen Volk zur Zeit der Entstehung des Christenthums das sagen darf, so wenig gilt das von jenen Völkern. Wie es von He-

rodes heißt, daß er den Juden zu gefallen die Jünger Jesu verfolgte (Apgsch. 12, 3), so ist es auch damals ergangen. Es muß als ein Verdienst der neueren Geschichtswissenschaft hervorgehoben werden, daß sie die spanische Inquisition, wie die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich, als durchaus populär, als ganz im Sinne des Volkes geschehen nachgewiesen hat. Daher ist denn auch nicht zu bezweifeln, daß, was damals geschehen ist, als Schuld und Fluch auf dem Volke, als einem Ganzen, lastet. Indem das Volk sich gegen Gottes Willen verstockte, ist eben eingetreten, was dann von Seiten Gottes geschieht, daß nun Er das Volk verstockt und ihm das Heil entzieht (Matth. 13, 14, 15). Niemals deutlicher ist wohl in der Geschichte zur Erscheinung gekommen, welch' ein Ernst es um das Wort ist: „Heute, so ihr Seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht“ (Hebr. 4, 7), als in der französischen Geschichte durch das Schicksal des Jansenismus. Wieviel Geist und Frömmigkeit, wieviel Beten und Büßen umschließt jenes Port Royal und die jansenistischen Kreise! Es ist, als ob Augustin noch einmal lebendig würde, der große lateinische Kirchenvater, auf den doch die romanischen Kirchen vornehmlich hingewiesen sind. Aber was ist daraus geworden? Auch ein Pascal hat den Jesuitismus auf die Dauer nicht niederhalten können. Und was ist aus dem großen System des Gallicanismus geworden? Wir haben es ja in unseren Tagen erlebt, wie der Widerspruch der französischen Bischöfe, eines Dupanloup und anderer, an dem Jesuitendogma der päpstlichen Infallibilität gescheitert ist und damit die Wurzeln des Gallicanismus und jeder nationalkirchlichen Selbständigkeit ausgerottet sind. Ueber Jansenismus wie Gallicanismus hat der Jesuitismus gesiegt, und nicht zufälligerweise. Die inconsequenten Richtungen werden von der Consequenz des Principes verschlungen. Es mußte so kommen; und nur schwächliche und inconsequente Gemüther werden das nicht verstehen. Es sind die gerechten Gerichte Gottes, die sich darin vollziehen. Das „Heute“ der Gnade Gottes war vorüber. Gott ist der Herr der Zeiten, und wir haben uns zu richten nach Seiner Zeit. Wenn Jesus sagt: „Selig eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß es hören. Denn wahrlich, ich sage euch, viele Propheten und Gerechte haben begehrt zu sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und zu hören, das ihr höret, und habens nicht gehört,“ so gilt das nicht nur von der Vergangenheit. Jene Propheten und Gerechten des Jansenismus, ein Pascal und andere, die wir nicht herabsetzen dürfen, haben begehrt und gearbeitet, noch einmal das Jahr des Heils für Frankreich heranzuführen und haben es nicht vermocht.

Es bleibt dabei: das sechzehnte Jahrhundert ist die Zeit, in welcher Gott die Gnadengaben schenkt, ohne die den Aufgaben der modernen Zeit nicht genügt werden kann. Da kann es denn auch nicht fehlen, daß bei dem guten Samen und in dem Weizenfeld das Unkraut sich findet. In den Bauernkriegen heben die revolutionären Prinzipien der neuen Zeit an. Es ist

\*) Vgl. G. Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit. Reformationszeitalter. S. 115.



wunderbar, wie die deutschen Bauern des sechszehnten Jahrhunderts in ihren Artikeln schon die Grundzüge der französischen Revolution von 1789 vorweggenommen haben \*) In beiden Zeiten hat man ewige göttliche Wahrheiten karikirt, hat man was vom Geiste gilt ins Fleisch übersezt. Luther hat dieser Versuchung Widerstand geleistet nach dem Vorbilde des Sohnes Gottes, als ihm der Teufel die Reiche der Welt anbot und ihre Herrlichkeit. Und ähnlich war es mit den Schwärmern und Wiedertäufern, wie sie vielfach damals in Deutschland auftraten. Es ist ein Ort in Deutschland, wo im Stil des sechszehnten Jahrhunderts statt der Reformation die Revolution durchgeführt wurde, wie sie hernach im Stil des achtzehnten Jahrhunderts ganz Frankreich überluthet hat. Und höchst lehrreich ist diese Vergleichung. Münster in Westfalen ist jener Ort. Da ward das neue Jerusalem von den Wiedertäufern aufgerichtet, wie später in Paris das Paradies der Freiheit und Gleichheit. Dort wollte man in fleischlich-sündhafter Weise das künftige Jerusalem und das tausendjährige Reich vorwegnehmen, hier nach den Träumen Rousseaus das verlorene Paradies und den Urzustand des Menschengeschlechts in vollkommener Freiheit und Gleichheit wiederherstellen. Beide Male sind es teuflische Karikaturen ewiger Wahrheiten; und nur als solche haben sie die geschichtliche Bedeutung erlangt, die ihnen zukommt. Münster nun zeigt schon im sechszehnten Jahrhundert den furchtbaren Rückschlag, der auf die Revolution zu folgen pflegt. Wie erst die französische Revolution von 1789 den Gallicanismus und jede Selbständigkeit der französischen Kirche gebrochen hat, indem im neunzehnten Jahrhundert der Jesuitismus Frankreich gänzlich in seine Gewalt gebracht hat, so ist im Münsterlande seit dem Sturze jenes Wiedertäuferreichs eines der festesten Bollwerke des Romanismus gegründet worden.

Jener revolutionären Strömung des sechszehnten Jahrhunderts steht sich gegenüber die Richtung, welche die menschliche Ueberlieferung und die menschliche Auctorität als Palladium hat. Es ist Roms Hierarchie, der man Gehorsam schuldet, auch wenn sie Gottes Wort und Gebot mit Füßen tritt — denn sie ist, so hat unsere Zeit das Räthsel gelöst, im Papst, ihrer Spitze und ihrem Munde infallibel —, es ist die überlieferte Sagung, auch wenn sie dem Worte Gottes widerspricht, als absolute Wahrheit zu achten, weil eben diese Kette der menschlichen, aber dennoch infalliblen Auctoritäten nicht zerrissen werden darf, wenn auch Gottes Wahrheit darüber Schaden leiden sollte. Das sind die zwei großen Irthümer des sechszehnten Jahrhunderts, zwischen denen vornehmlich die romanische Welt hin und her schwankt: religiöse und staatliche Revolution auf der einen, religiöse und oft auch politische Menschenknechtschaft auf der anderen Seite; es ist die falsche Freiheit, das Lossein von allen göttlichen und menschlichen Schranken, und daneben

die falsche Gebundenheit an Menschenfessungen und an Menschenauctorität. Zwischen diesen Irthümern schwankt die moderne Welt.

Wie steht Luther und seine Reformation hiezu? Es ist der neuen Zeit die Forderung größerer Freiheit in religiösen wie in politischen Dingen eigen und nothwendig. Hatten die germanischen Völker bis dahin unter der Zuchttrühe des Päpsts in Rom gestanden, so war doch endlich die Zeit der Mündigkeit gekommen. Heißt denn aber, aus der Zucht des Erziehers entlassen werden: der Zuchtlosigkeit verfallen? In Luther sehen wir das wahre Lebensprinzip der neuen Zeit verwirklicht: es ist die Freiheit der Kinder Gottes, die ächte Christenfreiheit, welche nur in der vollkommenen Gebundenheit an Gottes Wort und Willen sich vollzieht. Nur die sind Kinder Gottes, die Seinem Willen gehorsam sind. Wiederum gehorchen sie in freier Liebe als Kinder, nicht als Knechte. Wahre Liebe kennt weder Furcht noch Knechtschaft, sie löst das Räthsel: wie Freiheit und Nothwendigkeit zusammengehen können. Denn wer da liebt, der will nicht anders und kann nicht anders; frei ist er und doch gebunden, und darin liegt für ihn die Seligkeit. Das ist die wahre gottebenbildliche Freiheit. Denn auch in Gott ist es so, daß er in ewiger Weise das Gute will und auch nicht anders kann, als das Gute wollen. So ist denn das Prinzip der lutherischen Reformation die Freiheit der Kinder Gottes, d. h. der im Glauben an Christus Gerechtfertigten und in der Liebe zu Christus stehenden. Sie wissen sich wahrhaft frei, weil sie der Sohn Gottes frei gemacht hat. In seiner Liebe sind sie frei; in seiner Liebe ist auch der Weg und die Bahn gegeben, in der sie ihre Freiheit bethätigen. Helden und unüberwindliche Kämpfer sind sie gegenüber denen, welche mit ihren Menschenfessungen zwischen sie und Christum treten wollen. So hat Luther vor Kaiser und Reich diese Burg des wahren Christenthums behauptet, daß keine menschliche Auctorität Gottes Gemeinschaft in Christo den Menschen zu vermitteln habe. Hier gilt: Einer ist euer Meister. In diesem Sinne ist der Galaterbrief das Panier der deutschen Reformation gewesen. Wie Paulus das Eine Evangelium vom Heil der Seele in Christo feststellt gegen Menschen- und Engelauctorität, so Luther die Freiheit eines Christenmenschen gegen alle Menschenfessungen. Dagegen ist Luther wie ein Kind unterthänig gewesen aller menschlichen Obrigkeit und allen menschlichen Einrichtungen, die nicht dem Worte Gottes zuwider sind. So gilt, daß die, welche in Christo Kinder Gottes und Herren der künftigen Welt sind, doch wie Christus selbst Diener und demüthige Knechte aller Menschen sein sollen und vornehmlich aller menschlichen Ordnung im Staat und Gesellschaft. Wie aber der Sohn Gottes sich demüthigen konnte, weil er der Höchste war und niemals aufhörte es zu sein, so vermag auch der Christ zu dienen und zu leiden und menschlichen Druck zu ertragen, weil er ja doch als Kind Gottes Herr der Welt bleibt; noblesse oblige. (Fortsetzung folgt.)

\*) Ranke in seiner Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter hebt das hervor.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Sonnabend den 23. December.

N<sup>o</sup> 102.

Die Leser werden freundlichst ersucht, das Abonnement auf das erste Halbjahr 1872 im Laufe des December erneuern zu wollen. Das Nähere ergibt die Bemerkung der Verlags-handlung im Umschlage.

## Frankreich und Deutschland

seit den letzten drei Jahrhunderten.

(Fortsetzung.)

Damit ist der Grundzug der Reformation gegeben, welcher alle Revolution schlechterdings vernichtet. Der in Gott freie Mensch, das ist der durch Christus von der Sünden knechtschaft befreite Mensch, ist eben damit Diener aller Menschen und unterwürfig aller menschlichen Ordnung. Und wiederum der in göttlichen Dingen und in dem Mittelpunkt seines Wesens wider die Natur geknechtete Mensch wird dadurch verlockt, die Freiheit und die Herrschaft in den Gebieten des Lebens zu suchen, in denen nur der herrschen soll, welcher dient, und der der größte ist, welcher sich am tiefsten unterordnet. Man halte hiemit nur das merkwürdige Ergebniß der neueren Geschichte zusammen, daß es die romanischen Nationen sind, also die hierarchisch geknechteten, welche von einer Revolution nach der anderen heimgesucht werden; man blicke nur auf das unglückliche Spanien neben Frankreich. Wunderbar vornehmlich, wie die Jahre 70 und 71 jene Contraste der falschen Gebundenheit und der falschen Freiheit unmittelbar zusammengestellt haben, und zwar nur auf romanischem Boden. Der Papst in Rom läßt sich für infallibel erklären und setzt damit dem Gebäude der Hierarchie, das im sechzehnten Jahrhundert von Neuem festgestellt worden war, die Krone auf. Und das Jahr 71 bringt dann in Paris, dem anderen Pole der romanischen Welt, die communistische Revolution, die Lösung von allen Schranken religiöser und staatlicher Ordnung; als den Vertreter der päpstlichen Hierarchie aber haben sie den Erzbischof von Paris, wie früher dessen Vorgänger, umgebracht. Hier kann man mit Händen greifen, was es um Gottes Gerichte ist. Und doch sind diese Thatfachen nur Vorspiele, nur Weissagungen künftiger Dinge, die weit entsetzlicher sein werden. Wird die Welt bestehen wollen, was der Sinn der Predigt dieser Thatfachen ist?

Durchschreiten wir nun die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte und suchen die Fäden auf, welche die großen Endpunkte verbinden.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert gehen die Wege der modernen Völker auseinander. Wie geheimnißvoll sind jene Jahrzehende, in denen sich Deutschland für die Reformation, Frankreich gegen sie entschied! Auch in unserem Nachbarlande hat die Bewegung hin und her geschwankt. Noch zuletzt, am Ende des Jahrhunderts, als der ritterliche Bourbon, Heinrich, empor kam, ein Fürst, so französisch, wie Frankreich je einen gehabt hat, konnte man hoffen, er werde Frankreich zum Protestantismus führen. Aber da war das Volksgemüth längst entschieden; da war ja jene Greuelnacht schon gewesen, in der Paris, auch damals schon das Herz und Haupt Frankreichs, mit Blut an den Pabst sich gebunden hatte. Da hatte das französische Volk schon erklärt: das Blut dieser Befehrer Jesu komme über uns und unsere Kinder! Und welch ein Bild jener ritterliche König, der in jener Nacht kaum dem Tode entrinnt und endlich um eine Krone seinen Glauben aufgibt! Hat damit der französische Protestantismus den Stab über sich selbst gebrochen? In gewissem Sinne darf man ja sagen. Denn seine vornehmsten Vertreter waren eben jene ritterlichen Persönlichkeiten, jene Adligen und Staatsmänner, unter denen Heinrich IV. hervorragt. Wo sind die Propheten des französischen Protestantismus? Wenn Calvin nichts gilt in seinem Vaterlande, so ist damit schon genug gesagt. Nicht Paris, sondern Genf ward zur Heimath der romanischen Reformation. Sieht man auf diese beiden Punkte, so hat man das religiöse Geschick Frankreichs vor Augen.

Man könnte fragen, ob Calvin und die calvinistische Reformation überhaupt fähig war, den so eigenthümlich gearteten Volksgeist Frankreichs dem Evangelium zu gewinnen? Sicherlich war Calvin ein ächter Franzose. Die demokratische Theokratie in Genf hat wenigstens das Gemeinsame mit der absoluten Monarchie der Bourbons, für die sich Frankreich entschied, daß Staat und Kirche in die engste Einheit verknüpft wurden, dort das Staatliche in Abhängigkeit vom Religiösen, hier im umgekehrten Verhältniß. Man hat mit Recht bemerkt, „daß der französische Geist jeder zu stark sich geltend machenden Eigenthümlichkeit widerstrebe“ und gemeint, „daß eine Art von socialen Katholicismus die Idee sei, welche er in der Welt reprä-



sentire und verfechte, daß er fortwährend die rebellischen Dringlichkeiten einer und derselben Ordnung der idées convenues zu unterwerfen und so das Individuelle zu absorbiren und abzuschleifen beschäftigt sei“, und läßt „diese Eigenschaft mit der Stärke und Strenge der hier Jahrhunderte lang von oben nach unten ohne Gegenwirkung ausgeübten königlichen und geistlichen Zucht zusammenhängen.“ Aber wenn man daraus den Schluß zieht: „Deutsche und Engländer mit dringenderem Bedürfnis, eigenes und singuläres Fürwahrhalten und ein eigenes Gewissen und dafür Freiheit zu behaupten, seien dadurch mehr wie zum Protestantismus prädestinirt“ \*), so möchte doch dem gegenüber zu betonen sein, daß der Protestantismus Calvins, wie er in Genf verwirklicht ward, jener Eigenthümlichkeit des französischen Volksgeistes ganz entspricht. Wie in Frankreich zuerst die absolute Monarchie aufkommt mit dem Principe, „l'état c'est moi“, dem gegenüber keine individuelle Macht und Freiheit noch Raum hat, wie dann später in der Revolution das decretum absolutum der ausnahmslosen Gleichheit aller Menschen aufgestellt wird, der gegenüber jede Eigenthümlichkeit, jede Aristokratie verschwinden muß, so wird man nicht leugnen können, daß Calvin mit seinem decretum absolutum der göttlichen Allmacht, mit der absoluten Abhängigkeit alles Menschlichen und Creatürlichen von Gott ganz jener französischen Art conform ist. Durch die französische Geschichte geht oft in entsetzlicher Weise der Grundsatz: fiat justitia et pereat mundus, d. h. was als Recht erscheint, wird zum furchtbaren Unrecht. So ist unter Ludwig XIV. die Staatseinheit in politischer wie religiöser Beziehung und der sie repräsentirende Wille des Herrschers das höchste Recht; diesem Rechte werden die Hugenotten geopfert, wenn auch der Staat seine Bewohner, ihre Gewerthätigkeit und ihr Vermögen verlor. Dem höchsten Recht der Revolution, dem Gleichheitsprincip, werden die Opfer jener Zeit geschlachtet. In Calvins religiösem System heißt es: es vollziehe sich Gottes Gerechtigkeit und Herrlichkeit, ob auch darüber die halbe Welt oder mehr zu Grunde gehe; läßt dieses System doch den größten Theil der Menschen von Ewigkeit her zur Illustration der göttlichen Gerechtigkeit verdammt sein. So wird auch bei Calvin das summum jus zur summa injuria. Indem Gottes Gerechtigkeit im Sinne Calvins durchgeführt wird, geht Gottes Barmherzigkeit zu Grunde. Damit ist denn freilich gesagt, daß sich das Licht des Evangeliums in Calvin nicht rein und hell dargestellt habe. Aber auf der anderen Seite wird auch gelten müssen, daß es sich nach französischer Art und Eigenthümlichkeit in ihm gebrochen habe. Vielleicht bedurfte die sittlich leichtfertige Art der Franzosen und ihre Neigung zur Frivolität eines so strengen Predigers des Evangeliums, als Calvin ist; vielleicht wäre ihnen, wie eine Vorschule für eine noch höhere Stufe, der Calvinismus in seinem alttestamentlichen, gesetzlichen Zuge nöthig gewesen. Während in Luthers Gemüth und Reformation die Gnade, Liebe und Barmherzigkeit Gottes Kern und Stern

ist, werden Calvins religiöse Gedanken vornehmlich von der Ehre Gottes, der gloria Dei bestimmt. Hat er damit nicht einen Grundzug französischen Wesens getroffen? Nachdem sie es verschmäht haben, Vorkämpfer der gloria Dei zu werden, ist die gloire des großen Königs, Ludwigs XIV., und der großen Nation die Triebfeder dieses Volkes geworden.

Wir haben Calvin als den Reformator und Propheten Frankreichs zu betrachten. Ist durch einen Schüler Calvins das germanische Schottland reformirt worden, wie vielmehr waren die Franzosen auf ihn hingewiesen, der ein Mann ihrer Nation und Geistesart war. Aber sie haben ihn nicht gewollt; und statt Paris ist Genf seine Heimath geworden. Aus Genf ist denn im achtzehnten Jahrhundert der Prophet der Revolution zu ihnen gekommen, Jean Jacques Rousseau, und ihn, der nicht im Namen Gottes, sondern in seinem eigenen Namen auftrat, haben sie gehört.

Indem Frankreich in Calvin seinen Propheten von sich austieß, waren auch die Reformirten Frankreichs ihres Meisters beraubt. Wohl war es den Hugenotten um Gottes Sache zu thun; sie sind reich an edelem Märtyrerverblut. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß sie im sechszehnten Jahrhundert auch bei ihren Gegnern gewöhnlich als die bezeichnet werden, „welche Religion haben“, ceux de la religion oder religionnaires, als würde auch von jenen anerkannt, daß nur sie von wesentlich religiösen Motiven bestimmt seien. \*) Aber von vorn herein sind in den Hugenotten auch politische Interessen mit ihren religiösen vermischt gewesen. Wohl haben in Deutschland Fürsten und Herren gleichermaßen beides verbunden; aber eben in diesen Männern, die Gottes Feuer nicht rein hielten, lag auch nicht der Schwerpunkt der Reformation. Luther und ein Kern des Volkes hat Gottes und der Seelen Seligkeit allein im Auge gehabt. Die Hugenotten sind religiöse und politische Partei zugleich gewesen und haben, besonders in späteren Zeiten, das Geschick politischer Parteien getheilt, welche in der Wahl der Mittel nicht wählerisch sind. Schon in der frühesten Zeit konnte geschehen, was einen tiefen Schatten auf die Geschichte der französischen Reformirten wirft. Ich meine hier nicht die Thatfache an sich, daß ihr vornehmster Gegner, Guise, von einem hugenottischen Fanatiker ermordet ward, sondern das andere, daß weder Coligny, noch die Prediger energisch solche That verdammt haben. \*\*) Da hat doch offenbar der Prophet gefehlt, der sie zur Buße gerufen hätte.

Es ist wunderbar, wie die deutsche Reformation mit ihrem neutestamentlichen Grundsatz, das Wort Gottes nicht mit dem Schwert zu vertheidigen, durch Gottes Gnade erhalten worden ist; und wie der französische Protestantismus mit seiner alttestamentlichen Art, Gottes Sache mit dem Schwert zu führen, unterlegen ist. Wohl hat es auch in Deutschland nicht an

\*) Henke, a. a. O. S. 122.

\*\*) Vgl. Ranke, Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert. Bd. 1. S. 261 f.

\*) Henke, a. a. O. nach A. Vinet, mélanges. Paris 1869.



Männern gefehlt, die die reformatorische Bewegung gern in politische Bahnen geleitet und auf politische Ziele gelenkt hätten. Unter allen ragt hier Landgraf Philipp von Hessen hervor, und es ist nicht zufällig, daß dieser Fürst von Anfang an die warmsten Sympathien für den schweizerischen und französischen Protestantismus, für einen Zwingli und Lambert von Noignon zeigt. Aber das ist immer ein Zug geblieben, der von außen an das gottgepflanzte Gewächs der lutherischen Reformation herangebracht worden ist und sie in ihrem Charakter nicht verändern konnte. Die deutsche Reformation hat sich als eine aus dem Geiste geborene beweisen müssen. • Kein mächtiger Kaiser hat ihr mit dem Schwerte Ausbreitung geschafft. Darum ist sie dennoch wunderbar erhalten worden durch alle Wechselfälle der Politik hindurch; und wenn der Ketter selbst über das Meer kommen mußte, so ist auch das geschehen, als der schwedische Held seinen Glaubensgenossen zu Hülfe kam.

Wie verschieden war freilich in jener für unser Vaterland so betrübten Zeit das Aussehen Frankreichs und Deutschlands! Mit dem Uebertritt Heinrichs IV. und der Gründung der Bourbonnischen Dynastie hat sich Frankreich für die römische Confession und für den absolutistischen Einheitsstaat entschieden. Und nun wächst im 17. Jahrhundert unter Richelieu und Mazarin bis zu Ludwig XIV. die gewaltige Macht empor, die an der Stelle Spaniens die Herrschaft in Europa empfängt. Aber auf eine Glaubensverleugung gründet sich diese Dynastie, und wie der Stifter durch den Dolch eines Meuchelmörders der Partei fällt, deren Gunst er sich durch seinen Uebertritt erkauften wollte, so geht die Dynastie unter auf dem Schaffot.

Zunächst freilich zeigt Frankreich eine politische Entwicklung zu glänzenden Zielen und Erfolgen. An die Stelle religiöser Arbeiten und Errungenschaften, wie sie in Deutschland vorliegen, tritt in Frankreich das große Werk der staatlichen Einigung und des wirtschaftlichen Fortschrittes auf allen Gebieten des Lebens. Unter Ludwig XIV. ist die Höhe dieser Bewegung erreicht. Und in der That liegt da etwas Außerordentliches vor. Es ist doch mehr als nationale Eitelkeit, wenn Voltaire in seinem berühmten Werke „Siècle de Louis XIV.“ nur von vier großen Zeitaltern zu reden weiß, in denen Wissenschaft und Kunst und alle menschlichen Geistesthätigkeiten in höchster und unvergleichlicher Blüthe gestanden haben, von dem Zeitalter des Perikles, des Augustus, der Medicäer und endlich Ludwigs XIV. Die Zeit dieses Königs weist einen Reichthum hervorragender Begabung und darum auch außerordentlicher Werke auf allen Lebensgebieten auf, der selten in der Geschichte seinesgleichen haben möchte. Damals haben sich die Grundlagen des modernen Militärwesens in Frankreich entwickelt, und dasselbe trägt seitdem, wie die Musik in ihren italienischen Namen und Kunstausdrücken, in den französischen Bezeichnungen der Chargen den Stempel seines Ursprungs. Besonders ragt für alle folgenden Zeiten die Kunst der Befestigung und Belagerung hervor, wie sie durch das Genie eines Vauban geschaffen wurde. Aber nicht minder groß sind die Leistungen Frankreichs auf dem Gebiete

des inneren Staatslebens. Damals ist von Paris nach Versailles die erste Chaussee gebaut worden; jetzt sehen wir gerade in diesen Kunststraßen wohl das erste und wichtigste Zeichen der Kultur eines Landes. Es war nicht bloßer Schein und hohler Glanz um den Staat Ludwigs XIV. Eine Fülle von Talenten und Arbeitskräften stand ihm zu Gebote; und der König selbst in seiner großartigen Herrscherbegabung wußte sie alle in harmonische Thätigkeit zu setzen. Alle Gewalten des Staates, statt wider einander zu sein, wie früher so oft, waren unter den Einen königlichen Willen gebeugt und mußten, wenn nicht zum Gesamttwohl, so doch zur Durchführung des Herrscherwillens beitragen; und das geschah nicht mehr widerwillig, sondern im regsten Wetteifer. Der mächtige Adel diente mit gleicher Willigkeit, wie der reiche und angesehene Clerus. Das letzte Element der Eigenartigkeit französischen Lebens ward in den Hugonotten zertreten. So entsprachen nun dieser einheitlichen Kräfteentwicklung die militärischen und politischen Erfolge. Unserem unglücklichen zerrissenen Vaterland entriß oder verwüstete man seine schönsten Provinzen. Frankreich ward die herrschende Macht des Continents und der König schickte sich an, durch die spanische Erbfolge eine französische Universalmonarchie zu begründen, wie sie später Napoleon I. zur Ausführung brachte. Dem äußeren Glanze der Politik entsprach denn die Verherrlichung des großen Königs durch die Poesie. Die französische Sprache und Literatur empfing in diesem Zeitalter den Charakter des Klassischen, wie später nicht wieder. Es war der Ausdruck eines nationalen Lebens, das sich auf seiner Höhe angekommen wußte und den benachbarten Nationen als ganz und gar überlegen zeigte. Von dieser Zeit an begann das Uebergewicht französischer Kultur in Deutschland und vielen anderen europäischen Ländern. Ueber eine einseitige Ueberschätzung wie Unterschätzung wird man allmählig zu einer gerechten Würdigung der Größe eines Corneille und Racine gelangen; eher schon ist man dem Genius eines Molière gerecht geworden. Endlich neben diesen Helden der Dichtkunst stehen Kirchenfürsten von hoher Begabung, wie Bossuet oder Fénelon.

So hatte Frankreich wirklich auf allen Gebieten des Lebens eine imposante Größe erreicht; und durch die erbliche Monarchie der Bourbonen schien dieser Größe auch die Zukunft gesichert. Aber nicht einmal Ludwig XIV. hat hinwegsehen dürfen ohne die gewissen Ahnungen, daß sein Herrlichkeitsbau auf Sand gegründet sei. Es liegt in den Franzosen etwas Götzendienerisches. Das absolute Herrschertum Ludwigs XIV. mit seinem „l'état c'est moi“ und dem „le roi gouverne par lui même“ war zum Gözen Frankreichs geworden. Und alle Gözen haben ihre Zeit, wann sie gestürzt werden; dann geschieht es, daß die Götzendiener verbrennen, was sie angebetet haben. Es ist in Frankreich geschehen, als das Volk mit gleichem götzendienerischen Fanatismus die Göttinnen „Gleichheit und Freiheit“ anbetete.

Wunderbar aber, daß die absolutistische Monarchie mit ihrer Selbstvergötterung und Nichtachtung aller Rechte neben sich



zuerst auf dem Gebiete der römischen Confession zur vollen Entwicklung gekommen ist. Die kleinen protestantischen Selbstherrscher sind doch nur Nachahmer dieses großen Vorbildes gewesen. Der Papismus hat den Cäsareopapismus in Frankreich nicht verhindert. Indem der König die Hugenotten ausrödtete, ward ihm die Aufrichtung seiner absoluten Macht auch auf Kosten der Kirche nachgesehen. Höchst merkwürdige Verbindung von Staat und Kirche in Frankreich. Die grundlegenden Männer des absoluten Staates sind die Kardinäle Richelieu und Mazarin. Die Verbindung beider Gewalten ist so eng, daß man erkennen kann, wenn einmal der Umsturz der Dinge eintritt, so werden sie beide in die Grube fallen. Aber nachdem Kardinäle den Staat beherrscht hatten, tritt die Kirche immer mehr in die Knechtschaft des Staates. Im Wesentlichen ist das hochgepriesene System des Gallicanismus doch nichts anderes. Ludwig XIV. knüpfte an die alte Selbständigkeit der Kirche Frankreichs an und ließ durch die von Bossuet geleitete Synode der französischen Bischöfe jene berühmten Sätze aufstellen, in denen gegenüber dem päpstlichen Absolutismus das Episcopalsystem, wenn auch mit Anerkennung des päpstlichen Primates, und die Unabhängigkeit der weltlichen Obrigkeit von der Gewalt der Kirche ausgesprochen ward. Auch die französischen Bischöfe folgen dem gewaltigen Einheitszuge der französischen Nation. Aber indem sie gegen die Herrschaft des Papstes sich wehren, treten sie nicht unter die Herrschaft des göttlichen Wortes. Sie verfallen dem Einfluß eines weltlichen Hofes, der unter dem äußeren Glanz immer sittenloser wird; sie werden immer tiefer in diese Sittenlosigkeit hineingezogen \*). Das Geschick der Kirche Frankreichs verwickelt sich unauf löslich mit dem Geschick eines egoistischen und alle göttlichen Schranken übertretenden Königthums.

Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt, auch aus den dem Hofe allernächsten Kreisen. Der Marschall Vauban, dieser geniale und treueste Diener des Königs, machte in einer Schrift auf das unsägliche Elend des niederen Volkes aufmerksam. „Man verachtet und überlastet die *partie basse*, die doch sowohl durch ihre Anzahl wie durch ihre wirklichen Leistungen der Grundpfeiler des Staates ist. Warum aber sind die Großen frei von Lasten und Steuern?“ und er klagt: „daß die Zeit noch nicht gekommen sei, um das arme leidende Volk aus den Händen jenes Otterungezüchtes zu reißen, das zu nichts da sei, als um die Galeeren zu füllen, und das doch in Paris so stolz

\*) „Der König“, sagt ein noch lebender französischer Historiker von dieser Zeit (J. Michelet, *histoire de France*, T. 7. p. 210), „wird ihr neuer Messias, und die Anbetung der Gewalt und das Zurücktreten des Rechts ihre Eigenthümlichkeit.“ Und Henke fährt fort: „Die französischen Bischöfe und Aebte wurden Hofleute, oft theilnehmend an den Intriguen und Sitten des Hofes zu Paris und oft geneigter, dafür, als in ihren Diöcesen und Klöstern und für sie zu leben.“ A. a. O. S. 120.

herausfordernd einherschreite, als habe es den Staat gerettet.“ Das Buch ward mit Beschlag belegt, der Verfasser fiel in Ungnade und starb bald darauf vor Kummer. \*) Auch aus den Kreisen des hohen Klerus erhebt sich der edle Bischof Fenelon gegen die absolute Schrankenlosigkeit des französischen Königthums. Warum wurden solche prophetische Stimmen nicht gehört? Warum konnte in Frankreich nicht der Weg der Reform, der Buße beschritten werden, um Königthum und Volk vor dem furchtbaren Gericht und vor den entsetzlichen Sünden der Revolution zu bewahren? Man hat ja unter Ludwig XVI. reformiren wollen, aber die Zeit der Buße war abgelaufen; der Versuch der Reform ward der Anfang der Revolution. Es hat auf Frankreichs ganzem Volke, auf Königthum und Unterthanen ein großer Zorn Gottes und Fluch gelegen, der sich vollenden mußte. Und dieser Fluch hat seine Wurzeln nicht blos und nicht erst im 17. Jahrhundert; er geht zurück auf die Pariser Bluthochzeit und auf die Gründung der bourbonischen Dynastie durch den Abfall Heinrichs IV. vom Evangelium. Allein dem liegt ja aber selbst wieder zu Grunde, daß Frankreichs Volk die Zeit der Gnade und des Heils versäumt hat. Auch für die Völker wird doch gelten: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen. Frankreich hat zuerst nach weltlicher Macht und Herrschaft unter den modernen Völkern getrachtet, darüber aber das Heil der Seelen vernachlässigt. Und diese Herrschaft, dieser weltliche Glanz ist dem Volke im höchsten Maße zu Theil geworden; doch nur um den Preis furchtbaren Elendes.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Materialismus und die Geschichte.

(Schluß.)

### IV.

Den Schluß bilde ein kurzer Abstecher von der geschichtlichen Bewegung der Kirche in ihren geschichtlichen Bestand, von den Beziehungen, die sie nach außen hin hat, in das Departement des Hauses Gottes. Es sind die Gnadenmittel das Ferment, bei dessen Fehlen eine Gemeinschaft kaum Kirche genannt werden kann; die lutherische Kirche aber nennt ihr Wissen um den Gnadenweg, ihr Bewußtsein vom Heilsbesitz und die Darstellung dieses Bewußtseins im Bekenntniß ihre Krone, von der sie nicht lassen will. Sie hat die theologischen Hände von dieser Krone abwehren müssen, welche in der Gnadenmittellehre absolut etwas Magisches und darum Unprotestantisches befahlen zu müssen glaubten, sie muß das Gnadenmittel halten gegen die Lästerei eines Molechott, der im Verbaunungsprozeß des thie-

\*) Vgl. Hettner, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert (1860), S. 33 ff.



rischen Organismus einen Geist erzeugenden Abendmahlsgeuß proklamirt. Aber sie muß mehr thun — sie muß ihren geistlichen Bestand im Wesentlichen intact zu erhalten suchen gegenüber den ihr zugemutheten mechanischen Fortbildungsprozessen. Um deßwillen hat sie sich gegen mancherlei in der Luft liegende ungeschichtliche Forderungen zu wenden. Daß sie ist und daß sie gerade so ist, wie sie ist, hat sie nichtgemacht, das ist der ihr aufgedrückte Stempel ihres geschichtlich gewordenen Charakters. Als diesen Charakter spricht die Kirche deutscher Reformation an, daß sie wirklich die katholische Kirche sei, ein neuer Trieb, der aus der Wurzel der apostolischen Urzeit durch den absterbenden Stamm der römischen Kirche hindurch die Säfte und Kräfte heraufgeholt hat zu einer Neubildung. Und wie Jahresringe um das Mark des Baumes, so lagern sich um ihren Glauben her Bekenntniß, Predigt, Lied und geben dem selbständig wachsenden Zweige Stand und Wesen. Daß nicht auch dieser Ast weiter treiben könne, ja müsse, das zu leugnen, liegt ihr fern. Nur aus dem Vollen und nicht aus dem Leeren soll die Weiterentwicklung gehen. Eine katholische Kirche herstellen zu wollen mit Durcheinander-rühren aller sogenannten Denominationen — ist dies Wort nicht schon eine unmißverständliche Grabinschrift über dem Leichensteine der historischen Kirche — ist ein Eingriff in Gottes Machtbefugniß; der schaut wohl zusammen, was zum himmlischen Zion gehört, aber wenn es nicht darstellen will im Laufe dieser Welt, was für eine Thorheit der Menschen, das zu versuchen, was Er dahinten läßt! Nicht minder aus dem Leeren wächst das Bestreben des Nivellements heraus, man ist streng beflissen, den Confessionen ihre Differenzen auszureden und glaubt den Tag des Heils hereingebrochen, wenn sie alle wie ein Regiment gleich großer Leute stattlich daherziehen. Das alles giebt jedesmal geschichtliche Rückbildungen und zu solchem Zwecke hat Gott der Kirche seinen Geist nicht gegeben. Zum Exempel: die Abseugung der Lehreinheit vom Programm einer Kirche, vernothwendigt sie nicht die Verlegung des Schwerpunktes für die Kirche in einen andern Faktor? Und wo wird der Schwerpunkt hinfallen in einer Zeit, die mehr rechnend als glaubend, greifbarere Stützen für den Kirchenbestand sucht als jenes Stück schwimmenden Eisens? Sicherlich in die materielle Macht, in das Regiment, und da schaut uns denn ein bekannter Irrthum ins Gesicht, den das 16. Jahrhundert doch wahrlich nicht zum Hause hinausgeworfen hat, damit das neunzehnte ihn durch die Hinterthür wieder einführe. Nein, der Hegelsche Gedanke von dem stetigen Fortschritte in der Geschichte hat eine gewisse Würde und sein volles Recht gegenüber dem traurigen Sprüchlein: „Alles schon dagewesen“ und der trostlosen Altklugheit, welche den Herrgott zu verbessern und das Werk des heiligen Geistes zu vereinfachen wähnt, wenn sie aus 7 Regenbogenfarben ein indifferentes Grau herstellt. Solch kirchliche Chemie hat

wohl schwerlich Aussicht, zum Range einer kirchlichen Wissenschaft erhoben zu werden. Sondern wenn wir überhaupt nach Gottes Willen noch eine geschichtliche Periode des Reiches Gottes in Aussicht haben, so wird zweifelsohne das bleibende Neue nirgends anders stehen, als auf den Schultern der deutschen Reformation und da allein.

Den Kindern dieser Mutter ist darum vor allen die Pflege dessen, was ihren Reichtum ausmacht, geboten. Damit werden sie der Zukunft rechtchaffen dienen; und um des höchsten Zweckes der Geschichte, der Ehre Gottes willen scheinbar absichtslos in die Zukunft hinaussäen, ist jedenfalls ein edleres, des Glaubens würdigeres Geschäft, als aus Rücksicht gegen die landläufigen Redensarten einer marklosen Liebe, Compromisse schließen, durch welche das Erbe der Väter verzettelt wird. Die Gefahr droht an verschiedenen Stellen, am meisten augenblicklich der realen Geltung der Augsburgerischen Confession. Sit ut est, aut non sit. Auch in dem neuesten Stadium der Verhandlungen über ihre Erhebung zum deutschen Nationalsymbol muß festgehalten werden, daß kein Bekenntniß zwei Lehrtypen zugleich dienen kann. Und soweit sollte man doch billig in der richtigen Abschätzung des Geschichtlichen gekommen sein, zu wissen, daß mit dem 10. Artikel der Augustana mehr und etwas ganz anderes genommen wird, als ein zufälliger, willkürlicher Ansat an ihren Organismus. Daß die Lehre vom heil. Abendmahl im und seit dem 16. Jahrhundert so scharf in den Vordergrund der Lehrentwicklung, ja des Kampfes getreten, ist durchaus nicht verwunderlich. Die alte Kirche hatte die Lehre von Sünde, Heil und Heiland mit allem Fleiße an und bis zu einem gewissen Abschlusse aufgebaut. Neben einander lagen ihre Sätze, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten waren sie gewonnen worden. Die mittelalterliche Kirche hatte am Worte Gottes wenig Gefallen, konnte die reine Lehre auch zwischen ihren selbstischen Zwecken nicht gebrauchen. Da ist es nun das vornehmste Verdienst der lutherischen Theologie, die theologische Ausbeute des Orients mit den anthropologischen Funden des Abendlandes zur Einheit zusammen gebracht zu haben, manches mußte da anders gestellt, manches erweitert, anderes vertieft werden, das Schloß aber, in welchem die beiden Reichen zusammengefaßt wurden, der Kreuzungspunkt, in welchem die Hauptdogmen von rechts und links zusammenlaufen, ist eben die Abendmahlslehre, welche sich dadurch noch mehr über den Rang eines theologischen locus erhebt, daß sie kirchliche That, Bekenntnißfact, auch für den einfältigen Mann ist, so universalistisch die Catechumenen in die Gemeinschaft der Glaubenserkenntniß zusammenfassend, wie die Taufe universell den Heilsbesitz des dreieinigen Gottes an die noch zu Unterweisenden auspendet. Und dies alles, was wir im Art. X. besitzen, hinzugeben, zu vergleichsgültigen, wäre das ein Act haushälterischer Treue oder



der Gedankenlosigkeit? Eine Theologie aber, die in der wirklichen, ganzen, geschichtlichen Augustana nicht das Fundament ihrer Bewegung sieht, bei der wird der Strom des geschichtlichen Lebens vorbeigehen, sie mag dann kirchliche Alterthümer studiren oder bei einer Kirchenpolitik, die mehr politisch als kirchlich ist, in Lohn und Brod gehen.

Darum endlich möge man auch mit der Abendmahlsgemeinschaft vorsichtig umgehen. Hat die Kirche ihr Recht, dann kann sie mit andern Rechten auch das Gastrecht üben und kann unter Umständen die Weitherzigkeit dabei walten lassen. Aber bitterböös ist es, wenn eine Praxis die Gemeinschaft machen soll, statt umgekehrt die Gemeinschaft die Praxis. Was dabei herauskommt, wenn reine Lehre nicht mehr die geistlichen Verhältnisse und kirchlichen Beziehungen ordnet, was für Praxis da erwachsen, das sollten wir billig an der römischen Kirche lernen, deren schlimmste Lehren eben diejenigen sind, bei welchen eine Praxis der Lehrbildung vorausgelaufen war, eine Praxis, die nachher durch das Dogma legalisirt und sanktionirt ward. Was nun die Abendmahlsgemeinschaft anlangt, so ist es zum Mindesten sicher nicht weise, wenn man in lutherischen Landen lutherische Leute aus der Union vom Altar ausschließt; bekennet einer den Katechismus, so darf er sich überall am Altar als Glied der Gemeinde darstellen, die beim Genusse kein anderes Bekenntniß vor sich herträgt, als eben das 5. Hauptstück. Aber ganz verwunderlich ist dagegen auch die Auslegung des Gastrechts am Altar, durch welche dem als Gast in der Gemeinde wohnenden, und anders bekennenden Christen durch den Genuß der Bürgerbrief zu Theil wird. Da sieht man wohl ein Recht, aber keinen Gast mehr. Und was das Schlimmste ist, mit der Vergleichung der Lehre vom Sakrament steigt die Lehrwillkür, die in der Union schon den Lehrstuhl sich tributpflichtig gemacht hat, vor der unirten Kirchenregiment kaum mehr die Kanzel schützen kann, mitten in die Gemeinde hinein. Und was für eine geschichtliche Bildung wird von dieser Gemeinde ausgehen?

## Aus der Bezirks-Synode zu Esens in Ostfriesland.

(Fortsetzung.)

Nachdem nämlich der Vorsitzende über die kirchlichen Zustände des Synodalbezirks und über die Wirkung der auf der letzten Synode gefaßten Beschlüsse Bericht erstattet hatte, forderte derselbe im Namen des Ausschusses die Versammlung auf, dem folgenden Antrag ihre Zustimmung zu ertheilen: „In Veranlassung zweier an den Ausschuß gelangten Eingaben verschiedener Esener Kirchengemeindeglieder betreffend Ausschließung der zum Serierner Protestantenverein gehörenden Kirchenvorstandsmitglieder aus dem Kirchenvorstand zu Esens wegen Nichtbethätigung ihrer kirchlichen Gemeinschaft durch Fernhaltung

vom öffentlichen Gottesdienst und vom heiligen Abendmahl, verfügt die vierte Bezirksynode, weil die Richtigkeit der durch die Kirchengemeindeglieder vorgebrachten Einwendungen einbezeugt und von den betreffenden Kirchenvorstandsgliedern nicht in Abrede genommen, auf Grund der Bestimmungen der §. 24, 13, 1 und §. 51, 5 der Synodal-Ordnung die Entlassung der fünf aus dem Esener Kirchenvorstand.“ Zum Verständniß und zur Erläuterung dieses Antrages diene Folgendes. Am Anfang dieses Jahres hatten mehrere kirchlich-gesinnte Glieder der Esener Gemeinde an das Consistorium in Aurich mit der Bitte sich gewandt, die zum Serierner Protestantenverein gehörenden Mitglieder des Kirchenvorstandes wegen ihrer Untirchlichkeit ihres Amtes zu entsetzen. Das Consistorium hatte die Petenten mit ihrer Bitte an die Bezirksynode und deren Ausschuß zur Erledigung gewiesen. Schon am 18. Februar d. J. war die fragliche Beschwerde dem Synodalausschuß zugewiesen worden, welcher dieselbe auch sofort in ernstliche Erwägung gezogen, ohne in der Sache weiter zu verfügen. In der Sitzung des Ausschusses vom 12. October d. J. hatte der Ausschuß die Sache wieder in die Hand genommen und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Angeklagten selber gehört werden müßten, ehe ein Spruch gefällt werden könnte. Zu dem Zwecke hatte der Ausschuß an die fünf betreffenden Glieder des Esener Kirchenvorstandes folgendes Schreiben gerichtet: In Veranlassung eines auf Zurückweisung derjenigen Mitglieder des Kirchenvorstandes zu Esens, die zum Serierner Protestantenverein gehören, aus diesem Kirchenvorstande an den unterschriebenen Synodal-Ausschuß gelangten Antrages verschiedener Mitglieder der Kirchengemeinde Esens wegen Nichtbethätigung der kirchlichen Gemeinschaft der betreffenden Kirchenvorstandsmitglieder durch Fernhaltung von dem öffentlichen Gottesdienst und dem heiligen Abendmahl — wünscht der Synodal-Ausschuß, bevor er seine der Sachlage entsprechenden Anträge der vierten Bezirksynode zur Beschlußfassung unterbreitet, die theilhaftigen Kirchenvorstandsmitglieder über die Richtigkeit des Vorbringens der antragstellenden Kirchengemeindeglieder zu hören. — Da dem unterschriebenen Ausschuß aus den Verhandlungen der zweiten Bezirksynode Ihre Zugehörigkeit zum Serierner Protestantenverein bekannt ist, so ersucht der Ausschuß Ew. Wohlgeboren, Ihre Erklärung über den beregten Antrag der Kirchengemeindeglieder dahin lautend, daß Sie durch Fernhaltung von dem öffentlichen Gottesdienst und durch Fernhaltung von dem heiligen Abendmahl die Bethätigung Ihrer kirchlichen Gemeinschaft vernachlässigen, bei dem mitunterzeichneten Vorsitzenden des Ausschusses bis zum 20. d. M. einzubringen, widrigenfalls Ausschußseitig angenommen werden muß, daß Sie auf eine Abgabe jener Erklärung verzichten, bezw. die Abgabe einer solchen verweigern. Der Synodalausschuß: Thalheim, Superintendent, U. H. Zausen, Pastor; H. J. Vottmann, Landwirth; Bracklo, Pastor; Decker, Landwirth. Ehe diese Aufforderung Erwiderung gefunden hatte, war eine neue Bittschrift von Gliedern der Esener Kirchengemeinde um Befreiung der fraglichen Kirchenvorstandsglieder von ihrem Amt dem Ausschuß



übergeben worden, welche der Synode mitgetheilt wurde, nachdem zuvor in Bezug auf die Beschwerde vom 18. Febr. 1871 ein Gleiches geschehen war. Die fünf befragten Kirchenvorstandsmitglieder hatten am 18. October nachstehende solidarische Antwort dem Ausschuss ertheilt: „Ebens 18. October. An den verehrlichen Synodal-Ausschuss in ESENS. Auf die uns erst vorgestern, bezw. gestern zugestellte Aufforderung vom 12. d. M., die Bethätigung unserer kirchlichen Gemeinschaft zu bezeugen, weil ein Antrag „verschiedener Mitglieder der Kirchengemeinde ESENS“ bei der bevorstehenden vierten Bezirksynode auf unsere Ausschließung aus dem Kirchenvorstande vorliege, erwidern wir gehorsamt Folgendes: Der angebliche Antrag gründet sich, dem verehrlichen Schreiben zufolge, auf den doppelten Vorwurf wider uns, daß wir erstens Mitglieder des Serierner Protestantenvereins seien und zweitens uns von dem öffentlichen Gottesdienst fernhalten. Was nun den ersten Punkt betrifft, so bestreiten wir der Synode alles und jedes Recht, uns wegen unserer Zugehörigkeit zum Serierner Protestantenverein aus dem Kirchenvorstande auszuschließen. Wir sind seiner Zeit von der Gemeinde in den Kirchenvorstand gewählt worden und in demselben auch schon längere oder kürzere Jahre thätig gewesen. Der Serierner Protestantenverein, ein Zweig des allgemeinen deutschen Protestantenvereins, ist keine von der Kirche ausgeschiedene Sekte, sondern wie dessen Statuten klar und unzweideutig aussprechen, ein Verein innerhalb der evangelischen Kirche, wie es auch, wenngleich mit andern Tendenzen, der Verein für äußere und innere Mission, der Gustav-Adolph-Verein u. a. sind, ohne daß darum von Andersgesinnten die Mitglieder solcher Vereine als außerhalb der evangelischen Kirche stehend, betrachtet und von der Gemeinschaft und den Rechten derselben ausgeschlossen werden dürften. Abweichende Glaubensmeinungen haben zu allen Zeiten in einer und derselben Kirche bestanden, und dieserhalb kann gesetzlich kein Mitglied von der kirchlichen Gemeinschaft und ihren Rechten ausgeschlossen werden (vergl. §. 55 Th. II. Tit. 11 des allgemeinen Landrechts). — Was den zweiten Punkt, den Vorwurf der Nichtbethätigung unserer kirchlichen Gemeinschaft betrifft, so stehen wir nicht an, zu erklären, daß eben unsere Zugehörigkeit zum Serierner und dadurch zum allgemeinen deutschen Protestantenverein in dieser Zeit einer allgemeinen kirchlichen Gleichgültigkeit, worüber sogar auf allen Synoden geklagt wird, ein sprechender Beweis von unserer lebhaften Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten und Fragen unserer Gegenwart ist. Wenn Einige, nicht Alle von uns die Kirche selten besuchen, so geschieht es wahrlich nicht deshalb, weil uns die Kirche gleichgültig wäre, sondern darum, weil darin, nach unserer Ansicht, das confessionelle Luthertum zum Nachtheil der religiösen Gemüthsbefriedigung zu stark hervortritt. Wenn wir an dem heiligen Abendmahle uns selten betheiligen, so sind Gründe denkbar, die sich der allgemeinen Beurtheilung entziehen. — Demnach erwarten wir, daß der verehrliche Synodal-Ausschuss den Antrag auf unsere Ausschließung aus dem Kirchenvorstande von der Synode zurückweisen werde. Mit schuldiger Hochachtung R. M.

Andreesen, F. U. Meyer, B. Schnedermann, Fr. A. Gerdes, H. Andreesen.“ Auf Grund dieser Erklärung hatte der Ausschuss von den Esener Pastoren sich ein amtliches Zeugniß über die Bethätigung der kirchlichen Gemeinschaft von Seiten der genannten fünf Kirchenvorstandsmitglieder erbeten; dasselbe, welches die gänzliche Unkirchlichkeit der fünf bestätigte, gelangte gleichfalls zur Kenntniß der Synode. Nach demselben hat Einer von ihnen 7, und haben die andern 2 Mal im letzten Jahre die Kirche besucht und keiner während der letzten 10 Jahre das heilige Abendmahl genossen. In Folge all dieser Erkundigungen und Erklärungen war der Ausschuss zu der Ueberzeugung gekommen, daß die fünf angeklagten Esener Kirchenvorstandsmitglieder nicht in ihrem Amt belassen werden dürften und hatte deshalb den vorhin erwähnten Antrag vor die Synode gebracht. Sogleich ergriff Schnedermann, trotzdem daß er von der Synode ausgeschlossen war, das Wort, um einen Gegenantrag zu stellen; es wurde ihm aber von dem Vorsitzenden mit dem Bedeuten Schweigen geboten, daß Nichtmitglieder hier nichts zu sagen und sich ruhig zu verhalten hätten. Unter Protest gegen die Rechtsverbindlichkeit aller ferneren Beschlüsse für die von ihnen vertretene Gemeinde, verließen darauf die beiden Ausgeschlossenen ihre Sitze und entfernten sich aus dem Saal in einer Weise, deren Unanständigkeit nur durch die Erbitterung über die erlittene Niederlage sich erklären läßt. Der erwähnte P. Reinken meinte, der Synode den Rath ertheilen zu müssen, die ganze Angelegenheit von der Tagesordnung zu streichen; in Thunum hätte der Kirchenvorstand selber unkirchliche Mitglieder aus seiner Mitte entfernt; ein Gleiches könne auch der Esener Kirchenvorstand thun. Dieser wunderlichen Meinung trat der weltliche Kirchen-Commissarius entgegen und mit dem entsprechenden Ernst entgegen; er äußerte sich ungefähr also: Diese Sache liegt gesetzlich anders, als die vorhin behandelte, die Ausschließung von der Synode betreffende Frage. Die Synode ist eben so berechtigt wie verpflichtet, in dieser Angelegenheit zu entscheiden; sie vertritt die Stelle des Richters zwischen Kirchenvorstand und Gemeindegliedern; jedes Gemeindeglied kann die Synode anrufen und diese muß im einzelnen Fall prüfen, untersuchen und entscheiden; sie hat bei Abgabe ihres Urtheils an das Gesetz sich zu halten. §. 13 der Synodal-Ordnung verlangt für die Wählbarkeit zum Kirchenvorsteher die Theilnahme am Gottesdienst. Wenn ein Gemeindeglied sich darüber beschwert, daß ein Kirchenvorstandsmitglied den Forderungen des §. 13 nicht genüge, so muß die Synode die Sache untersuchen und darüber erkennen. Ich bitte, zu erwägen, daß ein Kirchenvorsteher in Gegenwart der Gemeinde das Gelübde ablegt „ich gelobe vor Gott, des mir befohlenen Dienstes stets in brüderlicher Liebe mit gewissenhafter Sorgfalt und in Uebereinstimmung mit den Ordnungen der Kirche zu warten und mit rechtschaffener Treue zu achten, daß alles ordentlich und ehrlich zugehe in der Gemeinde zu deren Besserung“; wenn einer dies gelobt, so versteht es sich von selbst, daß er es hält und allen Pflichten des Gesetzes sich un-



terzieht. Das Gesetz fordert in §. 36 von dem Kirchenvorsteher Mehrung des Glaubens und Sorge für die äußere Ordnung beim Gottesdienste durch eigenes Vorbild. Wie ist es mit diesen Pflichten zu vereinen, wenn er bekennet, daß er selten die Kirche besucht, nie am heiligen Abendmahl theilnimmt. In einem solchen Fall ist es nicht zu verwundern, daß ein kirchlich gesinntes Gemeindeglied andere Kirchenvorsteher wünscht. Die Gerechtigkeit verlangt, die Wünsche eines solchen Gemeindegliedes zu achten. Der Antrag des Ausschusses ist völlig berechtigt. Die Frage, welche der Ausschuß den fünf Kirchenvorstandsmitgliedern vorgelegt hat, ist gut, weil klar und bestimmt; dagegen die Antwort sehr schwach. Das Antwortschreiben confundirt schlan die Mitgliedschaft zum Seriemer Protestantenverein mit der Zugehörigkeit zum Kirchenvorstande; statt auf den Paragraphen der Kirchenvorstandsordnung zu antworten, berufen sich die Herren auf das Allgem. Landrecht; der angezogene Paragraph trifft gar nicht zu. Es handelt sich hier um die Synodal-Ordnung. Im zweiten Theil ist die Antwort ausweichend: ich bedaure, daß die fünf Kirchenvorstandsmitglieder solidarisch sich erklärt haben. Dadurch wird es nothwendig, daß über alle fünf zumal abgestimmt wird. Wir haben das Material anzunehmen, so wie es vorliegt; weil die Angeklagten selten die Kirche besuchen, am Abendmahl gar nicht Theil genommen haben, so haben wir §. 13 anzuwenden auf den vorliegenden Fall. Ich habe mich gefreut, daß die Vorverhandlungen von den Angeklagten bereits der Oeffentlichkeit übergeben sind.\*) Bisher sind von jener Seite nur entstellte Berichte über die Synode veröffentlicht worden; die letzten sind wahrheitsgemäß. Wenn die Herren so fortfahren, werden sie uns die besten Dienste leisten; denn wir werden dann nicht nöthig haben, unser Verhalten noch erst gegen boshafte Verleumdungen zu rechtfertigen. Die persönliche Ueberzeugung ist stets zu achten. Wer aber den von der Synodal-Ordnung vorgeschriebenen Pflichten nicht nachkommen kann und will, sollte lieber ablehnen und ehrlich sprechen: „ich kann nach meinem Gewissen mich nicht dazu verstehen; ich lehne die Wahl ab; denn ich möchte nicht ausgeschlossen werden.“ — Die anwesenden Pastoren hielten es nicht für nöthig, dieser Beleuchtung der Sache theologische Gründe für den Ausschußantrag hinzuzufügen, da sie in der vorhergegangenen Verhandlung ihre grundsätzliche Stellung zu der ganzen Frage schon hinlänglich bezeugt hatten. Deshalb wurde sofort zur Abstimmung geschritten und der Ausschußantrag einstimmig angenommen.\*\*\*) Wenn später

\*) Vgl. „Zeitung für Norddeutschland“ vom 21. Okt. d. J. unter der Ueberschrift: „Zum Ketzergericht in Ems.“

\*\*) Anm. der Red. Nach anderweitigen Mittheilungen sind bereits am 26. Nov. zwei früher erwählte Stellvertreter im Gottesdienste als Kirchenvorsteher eingeführt worden.

von den Betroffenen öffentlich behauptet worden ist, diese Einstimmigkeit sei daraus zu erklären, daß von mehreren weltlichen Synodalen — sie könnten ihrer fünf namhaft machen — die Fragestellung und der Abstimmungsmodus mißverstanden und von ihnen irrthümlich für den Antrag gestimmt worden, so will Referent gern glauben, daß es einzelnen nachher leid gethan haben mag, auf der Synode der Mehrheit sich angeschlossen zu haben. Denn leider kann Referent glaubwürdig versichern, daß einzelne weltliche Synodalen, welche dem Ausschußantrag beigestimmt haben, mit den übrigen Kirchenvorstehern dasselbe Loos getheilt haben würden, wenn aus ihren Gemeinden eine gleiche Beschwerde über ihre Unkirchlichkeit an die Synode gelangt wäre. Andererseits kann jene Thatsache — vorausgesetzt, daß sie begründet ist — als ein neuer Beweis dafür angesehen werden, daß die Wahrheit eine Macht über den Menschen ist, welcher er auch selbst wider seinen Willen Zeugniß geben muß. Manche, die nicht mit St. Paulus sprechen: „ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht“, werden zu Zeiten mit ihm bekennen müssen: „was ich nicht will, das thue ich.“

(Schluß folgt.)

## Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch

zum Kirchen- und Hausgebrauch.

Zweite Aufl. 1032 S. 8. Pr. 1 Thlr. Velin-Ausgabe 1 Thlr. 15 Sgr.

Dies reichhaltige Gesang- und Gebetbuch für Kirche und Haus von Ch. C. J. Freiherrn v. Bunsen enthält zunächst als Gesangbuch auf 398 Seiten a) 62 zu psalmodirende Psalmen mit dem zum Psalmodiren nöthigen Schema, b) 440 der schönsten Gesänge aus dem reichen Vorrath unserer Kirche. Danach folgt in zwei Theilen das Gebetbuch und zwar a) als erster Theil desselben das Kirchenbuch von S. 402—762; b) als zweiter Theil (S. 763—1010) eine der schönsten Sammlungen geisterfüllter Bitt-, Dank- und Fürbitten-Gebete für alle Verhältnisse des christlichen Lebens; die Sammlung beginnt mit Gebeten der griechischen Kirche, und schreitet weiter durch den Chor der betenden Gemeinde aller Jahrhunderte hindurch bis an die Zeit von Johann Arndt und anderen Vätern unserer Kirche.

Die Agentur des Rauhen Hauses, welche mit dem Aufgebot großer Kräfte die zweite Auflage übernommen, hofft damit Vielen einen Dienst gethan zu haben; es existirt kein Buch der Art mit solcher Reichhaltigkeit des Inhalts. Im Familien- und Einzelgebrauch kann es auch künftig nur den reichsten Segen stiften. Wir wollen nur noch darauf aufmerksam machen, wie sehr das Buch sich zu einer Festgabe eignet, zu welchem Zwecke die Verlagsbuchhandlung eine Anzahl sehr geschmackvoll und billig in Leder gebundener Exemplare mit und ohne Goldschnitt hat herstellen lassen.



# Evangelische Kirchen - Zeitung.

Berlin, 1871.

Mittwoch den 27. December.

N<sup>o</sup> 103.

## Frankreich und Deutschland

seit den letzten drei Jahrhunderten.

(Fortsetzung.)

Es ist ein wunderbares Schauspiel, im Laufe des 18. Jahrhunderts die Männer hervortreten zu sehen, die den Ausbruch der Revolution vorbereiten. Es ist vornehmlich die Dreizahl: Montesquien, Voltaire und J. J. Rousseau. Montesquien vernichtet geistiger Weise das absolute Königthum durch die Aufstellung des Idealbildes der constitutionellen Monarchie. Voltaire vergiftet und untergräbt die positiven Traditionen des französischen Volkes auf allen Lebensgebieten, vornehmlich auf dem Gebiete der Kirche und des Christenthums. Endlich Rousseau ist es, der den glühenden Enthusiasmus, die dämonische Begeisterung der radicalen Umgestaltung aller geschichtlich gewordenen Lebenszustände in die Herzen des französischen Volkes trägt; er ist der Mann, der die Revolution inspirirt und ihr die begeisterte Kraft zu ihren entsetzlichen Thaten, wie auch zu den Menschöpfungen gegeben hat, die von ihr ausgehen.

Wenn man meint, es seien vornehmlich die ganz und gar negativen Geister des 18. Jahrhunderts in Frankreich, welche die Revolution erzeugt hätten, so irrt man. Die ungeheure Umwälzung der Dinge, welche 1789 begann, ward nicht durch bloße Negation geschaffen. Die bloße Lüge ohne Wahrheit ist selbst zum Zerstören nicht mächtig genug. Nicht die atheistischen und materialistischen Encyclopädisten, wie Diderot und Andere, sind die kräftigsten Triebfedern der Revolution gewesen. Damit Irrthümer wahrhaft kräftig, auch für die edleren Naturen verführerisch und die Menge wirklich beherrschend seien, muß eine besondere Mischung von Wahrheit und Irrthum oder vielmehr eine besondere Carrikatur ewiger göttlicher Wahrheit und Verkleidung des Dämon in den Engeln des Lichtes vorhanden sein. In dieser Beziehung war schon Voltaire, der Deist, gefährlicher als jene Materialisten. Und was hat diesen Mann, der uns mit Recht als eine „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ erscheint, in dem Geschäft seiner Zeit, der Zerstörung des Ueberkommenen so bedeutend gemacht? Nicht seine eminenten Talente und Fähigkeiten an sich, auch noch nicht die rastlose Energie in der Anwendung derselben. Es sind die verrotteten und von Gott verdamnten Zustände in Staat und Kirche und Gesellschaft, die letzten Früchte jener alten Verstockung, wider welche falsche Pro-

pheten, wie Voltaire, ihre Wahrheiten ins Feld führen und wider welche schmutzige Seelen, wie Voltaire, ihre Tugenden streiten lassen müssen. Wirkt nicht noch in den Geschichten von den Religions- und Justizmorden des Calas und Sirven der Fluch der alten Hugenottenverfolgung? Die Geschichte von Calas, der ungerechterweise wegen Ermordung eines Sohnes, der katholisch habe werden wollen, gerächt worden war, ist bekannt. „Bruder und Schwester wurden in ein Kloster gesteckt und zum Katholicismus gezwungen; die Mutter stand allein in der Welt, ohne Familie und Unterhalt.“ Der Urtheilspruch des Parlamentes von Toulouse ward für falsch erklärt. Drei Jahre seines Lebens hat Voltaire für diese Sache unermüdlich gekämpft. „Kein Lächeln“, sagt er, „ist während dieser Zeit über meine Lippen gezogen; ich würde mir es für ein tiefes Unrecht angerechnet haben.“

Weniger bekannt ist die Geschichte von Sirven. „Im Jahre 1761, als die Familie Calas in Ketten schmachtete, war die Tochter des Herrn Paul Sirven, eines in Castres ansässigen Calvinisten, vom Bischof von Castres gewaltsam in ein Kloster geworfen und in der katholischen Religion erzogen worden. Sie wurde wahnsinnig. Aus dem Kloster entlassen, stürzte sie sich, ziemlich entfernt vom Hause ihres Vaters, in einen Brunnen. Die Gemüther waren von den Verhandlungen über Calas aufgeregt; wie Calas aus Haß gegen den Katholicismus seinen Sohn erhängt, so sollte Sirven aus demselben Grunde seine Tochter ersäuft haben. Man meinte, es bestehe ein Gesetz unter den Protestanten, die Kinder zu tödten, falls diese Neigung zum Katholicismus zeigen. Gegen Vater, Mutter und Schwestern wird ein Verhaftsbefehl ausgesprochen. Sirven kommt dem Vollzug zuvor; er entflieht mit seiner Familie nach Ferny, seine Frau stirbt unterwegs an Gram und an der Anstrengung der Reise. Die ganze Familie wurde zum Tode verurtheilt, die Güter wurden mit Beschlagnahme belegt.“ \*) Durch Voltaire's Bemühungen erfolgte die Freisprechung Sirvens.

Man erkennt aus der Grabschrift Voltaire's, die ihm die Revolution gegeben hat, was ihn für seine Zeit bedeutend und auch in seinen entsetzlichen Irrthümern zur Autorität gemacht. „Aux Manes de Voltaire. Poëte, historien, philosophe, il agrandit l'esprit humain et lui apprit, qu'il devait être libre. Il défendit Calas, Sirven, de la Barre et Montbailli

\*) Vgl. Hettner, a. a. D. S. 157 ff.



combattit les athées et les fanatiques, il inspira la tolérance, il réclama les droits de l'homme contre la servitude de la féodalité.“

Voltaire hat gekämpft gegen eine Kirche, die ihren Blutdurst gegen die Reformirten von der Bluthochzeit her fortgesetzt hatte bis in seine Tage, und die doch auf der anderen Seite von dem Gift der Aufklärung, welche Voltaire vertrat, immer tiefer und gründlicher zerfressen ward. Gegen diese Kirche war sein berichtigtes Wort gerichtet, das er als *ceterum censeo* seinen Briefen anzufügen pflegte: *écrasez l'infame*. Strauß, in seinem neuen frivolen Buch über Voltaire, hat die hergebrachte Meinung, wonach dieses Wort auf Christus sich beziehe, als Irrthum nachgewiesen. Und wiederum hat Voltaire gegen einen Staat gestritten, dem ein Bauban schon das Todesurtheil gesprochen hatte.

Es ist doch in der Hauptsache geschichtlich begründet, wenn Hegel die bestehenden Zustände schildert: „Wir haben gut den Franzosen Vorwürfe über ihre Angriffe der Religion und des Staats zu machen. Man muß ein Bild von dem horriblen Zustand der Gesellschaft, dem Elend, der Niederträchtigkeit in Frankreich haben, um das Verdienst zu erkennen, das sie hatten. Jetzt kann die Heuchelei, die Frömmigkeit, die Tyrannei, die sich ihres Raubes beraubt sieht, der Schwachsinn können sagen, sie haben die Religion, Staat und Sitten angegriffen. Welche Religion! Nicht durch Luther gereinigt, — der schmählteste Aberglaube, Pfaffenthum, Dummheit, Verworfenheit der Gesinnung, vornehmlich das Reichthumverpassen und Schwelgen in zeitlichen Gütern beim öffentlichen Elend! Welcher Staat! Die blindeste Herrschaft der Minister und ihrer Diener, Weiber, Kammerdiener, so daß ein ungeheures Heer von kleinen Tyrannen und Müßiggängern es als ein göttliches Recht ansah, die Einnahme des Staats und den Schweiß des Volks zu plündern. Die Schamlosigkeit, Unrechtllichkeit ging ins Unglaubliche u. s. w.“\*)

Ich füge dem nur noch zur Charakteristik der öffentlichen Moral und der vom Jesuitismus verderbten französischen Staatskirche das Wort des so milde urtheilenden Nanke an: „Ludwig XV. hatte seine Idee vom kirchlichen Verdienst dahin ausgebildet, daß er meinte, einem französischen König werde Alles, was er auch begehen möge, durch die göttliche Gnade verziehen, wenn er nur die katholische Kirche schütze und mehre.“\*\*) Soweit war es durch den Einfluß eines jesuitisch verderbten und gefälschten Christenthums und Kirchenthums gekommen. Aber damit ist auch das Gericht angekündigt. Unter der Regierung dieses Königs that denn die französische Aufklärung ihr Werk, wie wenn die Insekten einen verkauten Baum zernagen, bis der Sturm kommt, der ihn umstürzt.

Gemeinsam hat Voltaire unter den Heroen der französischen Aufklärung mit Rousseau die deistische Position auf reli-

giösem Gebiet; daher läßt ihn denn jene Grabchrift neben den Fanatikern auch die Atheisten bekämpfen. Und es ist sehr wichtig, diese positiven Züge in dem durch und durch kritischen, negativen Geiste ins Auge zu fassen, wenn man die Wirkungen verstehen will, die von diesem Manne ausgingen; ebenso wie man jene Züge von Menschenfreundlichkeit nicht vergessen darf, wenn man die Verehrung begreifen will, die dieser so eiteln, ja gemeinen und schmutzigen Person gezollt worden ist. Man hat ihn bei seiner letzten Ankunft in Paris wie den Messias seiner Zeit empfangen. Schwer ist es, diese ganz und gar problematische Natur in der Beziehung zu beurtheilen, wie jene Züge des Edelmutheß mit dem widerwärtigsten und ekelhaftesten Geiz, mit der schmähllichsten Lüge und Perfidie in seinen Freundschaftsverhältnissen zusammengehen. Freilich ein nicht minder bedeutendes psychologisches Problem liegt vor in dem Charakter J. J. Rousseaus, des Mannes mit den enthusiastischen und hinreißenden Ideen, der gemeinen Sinnlichkeit und dem verächtlichen, herzlosen Egoismus. Aber im Uebrigen ist ein großer Unterschied zwischen Voltaire und Rousseau. Jener ist der Mann des Esprit, der geistreichen, pointirten Reflexion, während ihm die wahre originale Schöpferkraft fehlte. Rousseau ist der Mann des Enthusiasmus, ein originaler Genius, der nicht sowohl, wie Voltaire, im Besitz einer Mannichfaltigkeit von geistigen Kräften und Talenten Mancherlei schafft, sondern den vielmehr der Geist in der Gewalt hat und gewisse Dinge schaffen läßt. Voltaire ist bei all seinem Esprit wesentlich negativ zersetzend; und das ist Eigenschaft seines Charakters, wie seines Talentes. Selbst Feltner, der seiner ganzen Ueberzeugung nach der Philosophie der Aufklärung selbst angehört, hebt zwar „die Unerforschlichkeit seiner Formen, die Schärfe und Raschheit seines Blicks, die Muthwilligkeit seiner Laune, die Anmuth und breite Behaglichkeit seines Erzählens u. s. w.“ in den satirischen Erzählungen hervor, aber erklärt doch zugleich, „daß Voltaire selbst in den besten dieser Erzählungen nicht die Höhe der ächten Komik erreiche“ und fügt hinzu: „Die Schläden in Voltaire's Charakter rächen sich. Es fehlt der warme Sonnenschein der Liebe, der lebensvolle Pulsschlag wirklichen Humors. Von Voltaire gilt, wie von Swift und Heinrich Heine, das herrliche Wort des Apostels: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engeln reden und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“\*)

Voltaire ist der Mann des achtzehnten Jahrhunderts, der am meisten zerstückt hat; und insofern ist er der wichtigste Vorläufer der Revolution. Aber auch eine Revolution wie die von 89 kann nicht von nur negativen Kräften durchgeführt werden. Der Prophet der Revolution ist Rousseau. Er war begeistert und er hat begeistert. Feltner, fern von den Gedanken, die uns hiebei überkommen, spricht folgendes über ihn: „Es liegt etwas Schwärmerisches, Priesterliches, Prophetisches in Rousseau. Grimm bemerkt in der Literarischen Cor-

\*) Geschichte der Philosophie Th. 3. S. 514 ff.

\*\*) Franz. Geschichte Br. 4. S. 506.

\*) a. a. O. S. 236 f.



respondenz (Februar 1770) mit seiner Empfindung, Rousseau sei um zwei Jahrhunderte zu spät geboren; in Zeiten großer Religionsbegeisterung würde er der Stifter einer neuen religiösen Sekte geworden sein. Daher seine hinreißende Beredsamkeit. Man fühlt es deutlich am raschen und unaufhaltsamen Strom, an dem blutwarmen Pulsschlag seiner Worte und Sätze, daß sie ihm aus dem tiefsten Herzen quellen; Rousseaus Schriften würden es thatsächlich bezeugen, auch wenn er es in seinen Selbstbekenntnissen nicht selbst gesagt hätte, daß er nur in der Hitze der Leidenschaft schreiben konnte; der Zauber einer vollen und ganzen Persönlichkeit liegt über ihnen. Rousseau sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog. Nicht bloß in den Helden der französischen Revolution, welche die Menschenrechte entwarfen, sehen wir die Einwirkungen Rousseaus, sondern eben so sehr in den titanenhaften Zünglingen der deutschen Sturm- und Drangperiode, in dem faustischen Drang nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menschlichen Wissens und Handelns, in der Empörung der Schillerschen Jugendwerke gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung<sup>\*)</sup>.

Rousseau ist darin Luther ähnlich, daß er ein Kind und ein Mann des Volkes ist, ganz und gar mit dem Volke fühlt und so auch für das Volk spricht. Voltaire ist ihm gegenüber ein aristokratischer Schriftsteller. Rousseau ist sich seiner Sendung bewußt; er muß aussprechen, was ihn bewegt; ein Geist hat ihn in seiner Gewalt; er ist inspirirt. Aber was ist es für ein Geist? Es ist nicht der heilige Geist, sondern ein Geist, von unten stammend. Ein Geist der Lüge, aber dadurch so bedeutend und so gewaltig an Wirkungen, daß so viel Wahrheit in seinem Dienst steht.

Nachdem Frankreich die Propheten der Wahrheit im sechszehnten Jahrhundert verworfen hatte, treten im achtzehnten Jahrhundert die Propheten der Lüge auf; und ihnen wirft sich Frankreich in die Arme. Aber nicht zufällig geschieht das. Der Weg, den dies Volk statt des Wegs der Wahrheit sich erwählt hatte, führte wohl im siebzehnten Jahrhundert zu Macht und Glanz, aber im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erwies sich diese ganze Kultur, die vom absoluten Königthum und der römischen Kirche geschaffen worden war, als eine in sich verkaufte, lügenhafte und dem Verderben unwiderruflich verfallene. Und nun treten sie auf, die Männer, die zunächst geistigerweise das Gericht an den verrotteten Zuständen vollziehen; es folgen ihnen in der Revolution die praktischen Geister, welche dem Urtheil die Execution folgen lassen.

Wir haben den einen von jenen betrachtet, Voltaire, den Spötter; es ist nicht zufällig, daß er Pariser ist. Ihn gebiert Frankreich, das römische und absolutistische, die seine Gesellschaft von Paris. Der andere, Rousseau, ist ein Genfer Kind, ein Republikaner und Calvinist. An Stelle Calvins, des verjagten Propheten, Rousseau! Welche

Ironie Gottes! An Stelle der Reformation die Revolution! Denn Rousseau hat die Revolution inspirirt. Ich führe hier nur an, daß Robespierre Rousseau den „homme divin“ nennt und ihn anredet: „tu m'as fait apprécier la dignité de ma nature et réfléchir aux grands principes de l'ordre social;“<sup>\*)</sup> oder ein Wort von Sybel: „Robespierre führte aller Orten Rousseau im Munde.“<sup>\*\*)</sup> Rousseau ist der Mann, der die Zauberworte, die eine gleiche Wahrheit und eine gleiche Wirkung hatten wie einst das Wort der Schlange: „ihr werdet sein wie Gott“, die „Menschenrechte“ und „Freiheit und Gleichheit“ zwar nicht erfunden, aber ihnen den Zauber eingelöst und die Kraft verliehen hat, Frankreichs Volk zu begeistern und das alte Europa umzustürzen. Die Religion mit ihrem „höchsten Wesen“, welche Robespierre als französische Staatsreligion einführt, ist die Religion, welche Rousseau im vierten Buch seiner Schrift vom Contrat social als die ideale Religion aufgestellt hatte. Und nicht zufällig ist es, daß Rousseau ein Genfer war. Nachdem er in seiner Jugend aus äußerlichen Gründen zur römischen Kirche übergetreten, kehrte er später als berühmter Schriftsteller, um wieder Genfer Bürger werden zu können, zur calvinistischen Confession zurück und nannte sich mit Stolz „Bürger von Genf.“ Worauf aber mehr ankommt, von dem Genf des achtzehnten Jahrhunderts hat Rousseau die wichtigsten Einflüsse auf seine Ueberzeugungen erfahren. Ranke spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Die natürliche Religion, die er vorträgt, erscheint wie eine Idealisierung des protestantischen Christenthums, das er in Genf in sich sog; von der politischen Constitution, die er als das Ideal aufstellt, sagt er selbst, er habe ihre wesentlichen Grundsätze von Genf hergenommen u. s. w.“<sup>\*\*\*)</sup>

Rousseau war seiner ganzen Anlage nach nichts weniger als ein verneinender Geist. Der Glaube an Gott war für ihn Herzensbedürfnis. Vielleicht charakterisirt ihn folgende Anekdote. „Mad. Epinay erzählt in ihren Denkwürdigkeiten einen sehr bezeichnenden Zug. Eines Abends ergößten sich im Salon der Mlle. Duinault, wie gewöhnlich, die philosophischen Schöngelster mit leichtfertigen Gotteslästerungen. Rousseau, welcher anwesend war, schnitt das Gespräch mit der Bemerkung ab: Wenn es eine Feigheit ist zu dulden, daß von einem abwesenden Freunde übel gesprochen werde, so ist es ein Verbrechen, wenn man duldet, daß von Gott übel gesprochen wird, welcher gegenwärtig ist.“<sup>†)</sup> So war für Rousseau der Kampf gegen die Materialisten und Freigeister Frankreichs, wie sie in der Encyclopädie sich zusammengefunden hatten, eben so sehr Herzenssache, als der Kampf gegen die bestehende Kirche, den

\*) Aus der dedicace de Max. Robespierre aux mânes de J. J. Rousseau. Vgl. Robespierres Leben. 1. Th. Von Dr. Hermann. Programm des kgl. Gymnas. zu Berlin. 1871.

\*\*) Geschichte der Revolutionszeit. Bd. 1. S. XXX.

\*\*\*) a. a. D. Bd. 4. S. 557.

†) Vgl. Bettner a. a. D. S. 431.

\*) a. a. D. S. 409 f.



Staat und die überlieferte Kultur. Rousseaus Glaube ist der Rationalismus des 18. Jahrhunderts; mit seinen Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, aber in ihm nicht bloß ein elender, letzter Rest der christlichen Religion, sondern selbst wie eine Errungenschaft gegenüber dem Atheismus und Materialismus und dem zur Lüge gewordenen Kirchenthum seiner Zeit. „Ich sehe Gott in seinen Werken, ich fühle ihn in mir und fühle ihn über mir; aber sobald als ich ihn in seinem Wesen an sich betrachten will und frage, wo er ist und was er ist und wie er ist, entzieht er sich mir und mein über diese Geheimnisse sinnender Geist weiß keine Antwort.“ \*) Gegen die Materialisten vertheidigt er die Existenz und die Bedeutung des Geistes: „Der sicherste Führer des Handelns ist das Gewissen, das Gewissen ist der Instinct der Seele. Nur wer mit seinem Gewissen feilscht, hört auf die Spitzfindigkeit des Vernünftelns.“ \*\*) Den Gott der Offenbarung und des Christenthums hatte Rousseau mit seiner Zeit verloren. An dessen Stelle ist die Religion der Natur, des Heidenthums getreten, der Gott, der aus seinen Werken erkannt wird und im Gewissen sich bezeugt. Und das Bekenntniß Rousseaus hat Wahrheit und Kraft gegenüber einem zur Lüge gewordenen Kirchenthum. Das ist das furchtbare erschütternde Ergebnis der religiösen Entwicklung Frankreichs. Rousseau wird zum Propheten, nicht bloß weil die Lüge und Verführung des Geistes der Finsterniß in ihm mächtig ist, sondern weil die Lüge mit Waffen der Wahrheit auftritt, denen die scheinheilige Kirche Frankreichs nichts entgegenzusetzen hat. In gleicher Weise tritt Rousseau mit seinem Naturzustand und mit seiner Gleichheit aller Menschen, mit seinen das Eigenthum vernichtenden Principien gegen einen Staat auf, der zum furchtbaren Elend der großen Mehrzahl, d. h. der Armen geführt hat; und wiederum mit seiner Vernichtung aller Kultur, Wissenschaft und Bildung gegen eine Kultur, die vielmehr dem Laster, als der Tugend dient, gegen eine gebildete Gesellschaft, die in Materialismus und Genußsucht untergeht.

Als am Ende des Mittelalters alle Kräfte mittelalterlichen Christenthums und mittelalterlicher Kultur für das ganze Abendland verbraucht waren, da ließ Gott den Schatz Seines Wortes sich öffnen und verlieh die Gaben zur Lösung der Aufgaben der neuen Zeit.

Nachdem Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit den Kräften [des römischen Kirchenthums und des absolutistischen Königthums] ausgewirthschafet hatte und der Bankerott da war, konnte nicht eine Bekehrung zum wahren Christenthum stattfinden; denn die Zeit der Gnade war vorüber. Gegen die Unnatur jenes Staates und jener Kirche ward nicht das Evangelium mit seinen übernatürlichen Kräften aufgerufen, sondern die Natur mit den Gesetzen des natürlichen, d. h. des

von Gott abgefallenen Menschenlebens und der innern Stimme des natürlichen, d. h. des sündigen, durch und durch egoistischen Menschen. Und der Erfolg war nicht Reformation, sondern Revolution. Die Revolution ist die teuflische Karikatur der Reformation; sie ist die Uebersetzung des Gottebenbildlichen in's Thierische. In der Karikatur aber verleugnet sich nicht die Ähnlichkeit mit der ewigen göttlichen Wahrheit. Und in dieser Ähnlichkeit liegt die Kraft der Revolution. Wer bloß ihre Scheußlichkeit aufdeckt, der verzichtet darauf, ihr Wesen und die Möglichkeit ihres Auftretens zu erklären.

In der Lehre Rousseaus von der Gleichheit der Menschen, oder den Menschenrechten, von einem Naturzustand als paradiesischer Seligkeit liegt doch eben die Karikatur der Schriftlehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott, von einem allgemeinen Priestertum, von der Herkunft aus dem Paradies und der Bestimmung für ein ewiges Paradies. Diese göttlichen Gedanken in ihrer teuflischen Verzerrung begeistern Rousseau, und so wird er zum falschen Propheten, zum Propheten der Revolution. Luther hat die Christenheit vor Gott frei gemacht, indem er sie aus der Knechtschaft der mittelalterlichen Hierarchie zur Freiheit der Kinder Gottes emporführte. Kinder Gottes aber sind gehorsam allen göttlichen Ordnungen, können die menschlichen Unterschiede von Herr und Knecht, von Reichtum und Armuth, von Vornehm und Gering gern anerkennen; denn diese Unterschiede ziehen nichts von ihrer Gotteskindschaft ab. So kann ein Apostel Paulus die Sklaverei bestehen lassen, oder ein Luther die Leibeigenschaft; denn selbst ein Sklave kann Kind Gottes und in Gott frei sein. Das wahre Christenthum wehrt aber auch dem Herrn, Tyrann zu werden, und dem Reichen, egoistisch und unbarmherzig zu sein. Nicht durch Gesetz, nicht durch Revolution hebt es Sklaverei oder Leibeigenschaft auf, sondern durch den Geist der Liebe und der Freiheit.

In Frankreich nun, wo die Freiheit der Kinder Gottes fehlte, da ist Rousseau mit seinem Evangelium der politischen Gleichberechtigung und der socialen Gleichheit aufgetreten und hat die Massen zur Revolution begeistert. Ohne solche pseudoprophetische Begeisterung und ohne ein Geheimniß der Lüge war die französische Revolution nicht möglich. Daher versteht der rationalistische Liberalismus die Revolution in ihrem tiefsten Wesen nicht. Man kann die dicken Bände des berühmten Buches von Sybel durchlesen und steht, bei aller Fülle der Details, vor der Revolution wie vor einem großen geschichtlichen Räthsel. Nicht weil etwa Sybel die Revolution idealisiren wollte, sondern im Gegentheil, weil er sie und ihre Helden, z. B. einen Robespierre so scheußlich malt, daß man nicht begreift, wie sich die Menschen von solchen Teufeln tyrannisiren, ja abschlagen ließen. Sybel hat nicht den pseudoprophetischen Wahn in diesen Menschen erkannt. Wie Jesus und die christlichen Märtyrer ihr Leben geopfert haben um eine Welt zu erlösen, haben jene falschen Propheten in dem Wahn, das Paradies der Menschheit zu schaffen und die moderne Welt von allen ihren Uebeln zu erlösen, jene Opfer geschlachtet, damit aus ihrem Blute die Freiheit und die Seligkeit hervorgehe. (Schluß folgt.)

\*) Hettner, a. a. D. S. 432.

\*\*) a. a. D. S. 434.





3 2400 00276 2932

v.88-89  
1871

CBPac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.88-89  
1871



